Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenunddreißigster Band.

(Mit Portraits in Radirung: Heinrich Schliemann, Ernst Haeckel, Eduard Simson.)



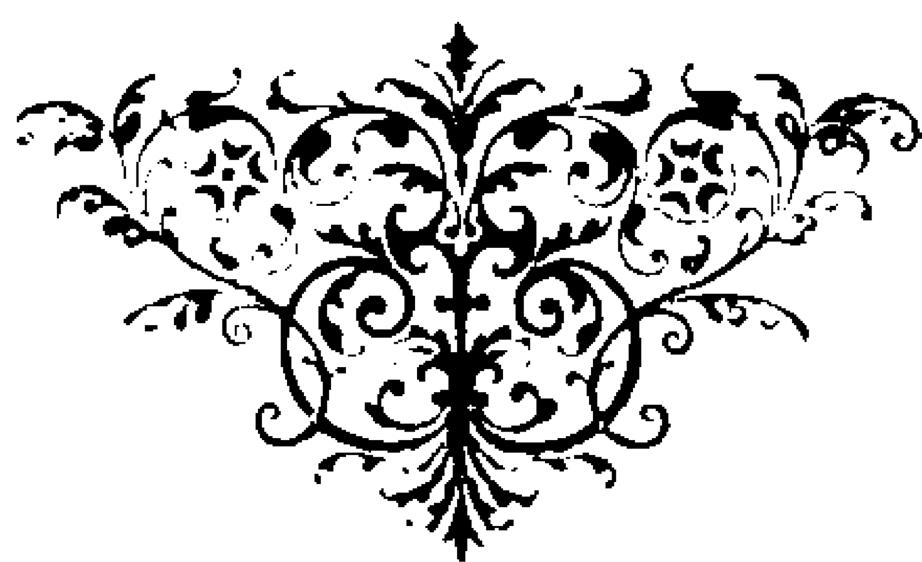
Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 37. Bandes.

April. — Mai. — Juni.

1886.





Siebenunddreißigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1886.

Breslau.
S. Schottlaender.

Zehnter Jahrgang.

Band 37. — Heft 109.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1886.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXVII. Band. — April 1886. — Heft 109.

(Mit einem Portrait in Radirung: Heinrich Schliemann.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

April 1886.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Heinrich Schliemann.
Radirung von Ludwig Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

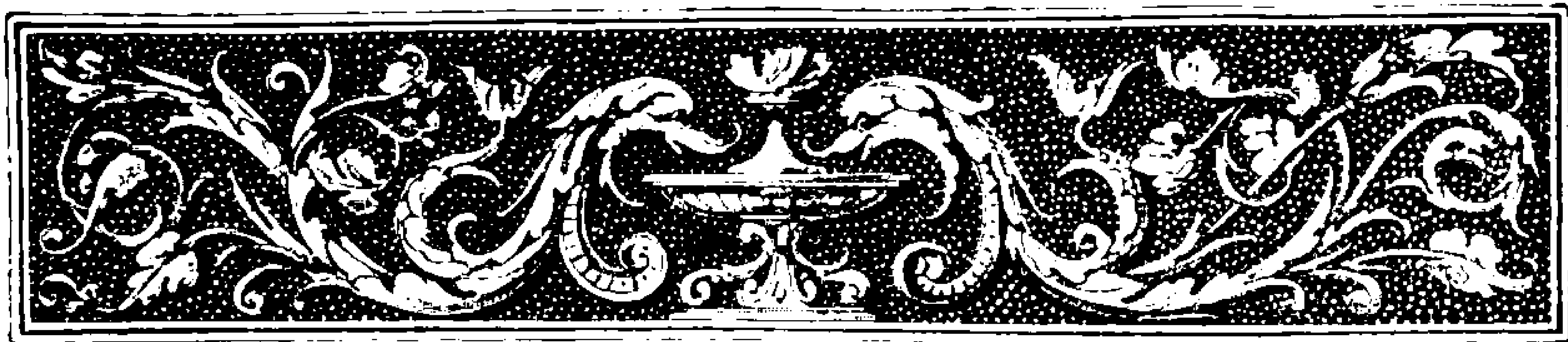
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.



H. Schliemann

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.



Sein Schüler.

Novelle

von

Ida Boy-Ed.

— Lübeck. —

Ueber die rothe Backsteinmauer des Gymnasiums rann der grelle Sonnenschein in zitternder Mittagsgluth. Der Plan der Pflastersteine auf dem Schulhof war durch Lindenbäume unterbrochen, die in symmetrische Reihen gepflanzt waren und deren schmächtige Stämmchen man je durch ein hohes Rundgestell von Eisendraht gegen den Anprall der wilden Knabenjugend geschützt hatte. Die kleinen dunklen Schattenflecke, auf dem hellen Steinboden von den Baumkronen erzeugt, wiederholten sich zwölf Mal vor dem stattlich breiten Bau, in dessen Hallen eine große eisenbeschlagene Eichenthür führte, deren Flügel nun um die zwölfte Mittagsstunde weit zurück geschlagen waren und eine schwarze Oeffnung aufgähnen ließen. An der Façade des rothen Gebäudes zeigten sich große vielscheibige Fenster, in denen man hier und da die Luftklappen geöffnet hatte und das bläuliche, schiefergedeckte Dach, welches sich bis tief auf die Fenster der zweiten Etage senkte, wies oben auf der Krönung seines steil ansteigenden Stuhles ein kunstreiches Eisengitter als Zier. Den ganzen heißen sonnigen Schulhof umschrankte eine rothe Backsteinmauer, welche die Grenze gegen die Straße bildete. Draußen rollte, mit bescheidenem Gelärm, der Tagesverkehr der Provinzialstadt vorbei, ungesehen von drinnen und vermöge der täglichen Gewohnheit auch ungehört. Im Schulhofe selbst rührte sich kein Mensch, rührte sich kein Blatt an den Bäumen, nur links an der Mauer des Hauses lief mit lustigem Plätschern, wie ein flinkes Brünnlein, ein Wasserstrahl aus blankem Krahn und ward sogleich eilig von den kleinen Löchern im Fangbecken unter ihm aufgenommen: irgend ein rascher, durstiger Junge hatte, da nach der Freistunde die Glocke tönte, vergessen den Krahn zu schließen. So floß der kühle Strahl mit wohligem Rauschen in der Mittagsgluth.

Und von oben aus den offenen Luftklappen drang der Laut von Stimmen, bald eine helle Knabenstimme in andauerndem, eintönigem Vortrage, bald der kurze männliche Ton einer Stimme die fragte oder mahnte; von der einen Seite des Hauses aus einem Parterrefenster erscholl sogar Gesang, der eifrige, hohe, plärrende Gesang kleiner Knaben, getragen von dem sichern Baß des Lehrers.

Der Zeiger der großen Uhr, welche über dem Portal in die Mauer eingelassen war, wies zehn Minuten vor zwölf. Mancher Lehrer mochte schon droben in den Klassen heimlich nach seiner Taschenuhr gesehen und mit Befriedigung den Niedergang der Stunde wahrgenommen haben; denn die Hitze des Julitages und die Dauer der Thätigkeit von acht Uhr Morgens an, ließ die Mittagsglocke als Erlösungslaut ersehnen. Wenn überall von den Stirnen der Schweiß rann und mancher Seufzer von den Lehrenden und Lernenden unterdrückt wurde, so schien die Luft in Obertertia noch besonders schwül zu sein. Der Oberlehrer Dr. Heinz Wallroth blickte ungewöhnlich finster, er war bleich und auf seiner Stirn lagen Falten. Und mit herausfordernd beflissenem Eifer bückten die Tertianer ihre Köpfe über den Caesar de bello gallico, den sie schon seit elf Uhr tractirten. Sie vertieften sich in die demagogischen Umtriebe des Dumnorix, die Dr. Wallroth mit ihnen besprach. Man sah, es hatte hier schon ein Gewitter gegeben und die Gefahr war vorhanden, daß es noch einmal grollend zurückkehre, ehe der ersehnte Zwölfschlag Lehrer und Schüler von einander errettete.

In der ersten Reihe, dem Katheder gerade gegenüber, saß ein Knabe dessen Antlitz vom Blick des Lehrers immer fest gehalten wurde, und zu dem dieser Blick immer zurückkehrte, wenn er eine Weile von anderen Knaben gefordert war. Es schien, als richte sich Vortrag und Strenge allein an diesen einen Knaben. Der saß aufrecht da, dem Auge des Lehrers mit dunklem Blick trotzig begegnend; in dem Blick lag soviel feindlicher Antheil an dem Lehrer selbst und so gar kein Antheil an seinem Vortrag, daß dieser um die Gedanken des Knaben wieder auf den behandelten Gegenstand zurückzulenken, die Zwischenfrage that:

„Weshalb behandelte Cäsar den Dumnorix mit solcher Vorsicht?"

Der Knabe schwieg.

„Darneck, meine Frage galt Dir."

Der Knabe fuhr fort zu schweigen, ohne indeß seine Augen abzuwenden. Ein wohlmeinender Schüler, welcher sich wegen seiner anerkannten Eigenschaft als bester Schüler der Klasse schon etwas erlauben durfte, antwortete ungefragt.

„Weil Cäsar dem Staate der Aeduer große Bedeutung beimaß."

„Darneck wiederhole: weshalb behandelte Cäsar den Dumnorix mit solcher Vorsicht?"

Alban Darnecks Gesicht überzog sich langsam mit einer feinen Röthe, er strich mit der Hand die schwarzen Locken aus der Stirn und — schwieg.

während sein schönes Gesicht einen Ausdruck von leisem Hohn bekam. Die Klasse wagte kaum zu athmen, jeder Blick hing bang an Dr. Wallroths Zügen. Jedermann vermuthete, daß nun etwas Unerhörtes geschehen würde, denn Jedermann wußte, daß Alban Darneck, dafern es ihn beliebt hätte, den ganzen Cäsar in freiem Vortrag ziemlich wiedergeben könne. Dr. Wallroth erhob sich wie von einer heftigen Regung getrieben, stand einen Augenblick hoch und zürnend da und sein Mund öffnete sich schon zu starkem Wort, als er sich plötzlich eines anderen zu besinnen schien und sein Auge, das fest in dem Albans gewurzelt hatte, unsicher abschweifte. Er seufzte, murmelte etwas, das die Nächsten für „nachher" zu verstehen meinten und fuhr in seinem Unterricht fort, indem er zugleich nach der Uhr sah.

Nach fünf Minuten, in denen seine Stimme angestrengt geklungen, schloß Dr. Wallroth sein Buch; schleunigst wurden dreißig andere Bücher ebenfalls zugeklappt. Der Primus erhob sich, die Extemporalienhefte einzusammeln, um selbige dem Lehrer zur Correctur einzuhändigen. Er fing mit seinem Geschäft bei der ersten Reihe an. Dr. Wallroth hatte inzwischen sein Katheder verlassen, sah auf die Hefte die der Primus nacheinander vom Tisch nahm und legte, als die Reihe an Alban Darnecks Heft kam, die Hand auf dasselbe um sogleich einen Blick hinein zu thun. Einige lose Papiere flatterten aus den Seiten des Schreibbuches als Wallroth es aufschlug, er bückte sich rasch danach. Seine Hand hielt Blätter die mit geschriebenen Versen bedeckt waren, er zog sein Portefeuille um sie hinein zu thun, versagte sich jedoch nicht, das erste Blättchen mit lesenden Augen zu überfliegen. Es war ein Liebesgedicht von stark erotischer Färbung.

„Herr Doctor," sprach der Knabe, der so lange geschwiegen, „geben Sie mir die Blätter zurück, die lediglich aus Versehen in mein Heft geriethen und zu deren Confiscation Sie nicht berechtigt sind." Seine männliche Stimme zitterte ein wenig.

„Wozu ich berechtigt bin oder nicht, weiß ich selbst. Ich fürchte sehr, Darneck, Ihr Maaß ist voll. Sie hatten heute weder für die lateinische noch für die Geschichtstunde präparirt, als ich Sie deshalb tadelte und Ihnen Strafarbeiten zudictirte, wagten Sie den Trotz, allen meinen Fragen einfach Schweigen entgegen zu setzen. Das böse Beispiel, welches Sie Ihren Mitschülern fortwährend geben, hat schon den Geist in dieser Klasse demoralisirt. Ich werde mit dem Herrn Director sprechen; für jetzt gehen Sie nach Hause und melden Sie sich Morgen früh, vor Beginn des Unterrichts im Conferenzzimmer."

Wallroth hatte unwillkürlich „Sie" gesagt, und sein Auge vermied noch den Blick des schönen Knaben, der sehr bleich geworden.

„Geben Sie meine Gedichte zurück," begehrte er herrisch. Ohne weiter von ihm Notiz zu nehmen, faßte Wallroth seinen Packen Hefte unter dem Arm und ging aus der Klasse. Hinter ihm drein stürzte mit gedämpftem

Lärmen die Schaar der Tertianer, doppelt eilig, um so schnell wie möglich drunten in Gruppen den Vorfall zu besprechen.

Alban folgte ihnen mit einer Miene voll Unbefangenheit, welche die schaurige Bewunderung für sein dunkles Heldenthum bei seinen Kameraden nur noch erhöhte. Wenn der Oberlehrer erst mit dem Director sprechen wollte wegen Verhängung einer Strafe, so würde diese Strafe entweder ungewöhnlich strenge und lange Carcerhaft oder gar — Relegation sein. Und Alban von Darneck zuckte nicht einmal mit den Wimpern.

Auf dem Schulhofe traf der Dr. Wallroth mit dem Director zusammen. Sie traten in den kleinen Schatten einer der Linden und der Director fragte:

„Sie wollten mir noch etwas sagen, lieber Wallroth? Nicht vor Tisch, lieber Wallroth, nicht vor Tische, wenn es etwas Unangenehmes oder Aufschiebbares ist. Heute Nachmittag — ich bitte Sie."

Wallroth lächelte ein wenig über den alten hin- und hertrippelnden kleinen Mann, der sich mit den Fingern den grauen Stoppelbart unter dem Kinn scheuerte und gar unglücklich zu seinem großen stattlichen Untergebenen aufsah, hinweg über den Rand einer goldenen Brille die allein seinem fast immer freundlich lächelnden Gesicht den Ausdruck einiger Strenge gab.

„Nachmittag ist keine Schule, Herr Director, es ist Mittwoch. Wenn Sie es indeß wünschen, komme ich Nachmittag zu Ihnen, um mich mit Ihnen über die nothwendigen Maaßnahmen gegen Alban Darneck zu bereden."

Der kleine alte Mann schüttelte sein von einem breitränderigen Filz bedecktes Haupt.

„Wieder dieser Unglücksknabe — was ist denn los?" fragte er seufzend.

„Die alte Klage: es fällt ihm nicht ein zu arbeiten. Zudictirte Strafen rächt er durch höhnischen Trotz, dem gegenüber ich machtlos bin. Obenein habe ich noch heute verfängliche Poesie in seinem Heft gefunden. Doch Sie wünschen erst heute Nachmittag die Angelegenheit zu erledigen — auf Wiedersehen also." Damit griff er grüßend an seinen Hut. Der Alte hielt ihn an seinem Rockknopf fest. Er hustete:

„Heute Nachmittag wollte meine Alte gern an die See ... das schöne Wetter ... wissen Sie was, Wallroth, reden Sie einmal mit der Mutter des Jungen. Wir haben ihn schon so oft gestraft, daß eine neue und große Strafe höchstens als Vorspiel der Relegation betrachtet werden könnte. Gäbe ein peinliches Aufsehen, ein höchst peinliches. Die Baronin Darneck kommt da vor zwei Jahren in der Stadt an, extra damit der Junge die hiesige ausgezeichnete Schule genießen soll, nun werden wir nicht mit dem Jungen fertig! Ich bitte Sie, Wallroth! Man muß sich an die Mutter wenden — eine charmante, distinguirte Dame sag' ich Ihnen. Wittwe und sehr reich. Thun Sie mir den Gefallen, Wallroth — reden Sie mit ihr." Der Doctor blickte unmuthig zu Boden.

„Ich?“ sagte er zögernd. „Was soll ich denn mit dieser Frau noch reden, nachdem Sie ihr beim Beginn des Sommersemesters selbst gesagt, dafern sie Alban nicht mit größerer Strenge zur Erfüllung seiner Pflichten anhalte, könnten wir ihn nicht behalten. Die Sachen sind jetzt zu weit gediehen; meine Autorität fordert, daß der Knabe hart bestraft, und vor der ganzen Klasse mit Relegation bedroht werde — er wird leider schleunig genug veranlassen, daß sich die Drohung zur That gestalte.“

„So beschwören Sie die Baronin, ihren Sohn freiwillig aus der Schule zu nehmen, zunächst wenigstens für ein halbes Jahr. Der Junge könnte ja inzwischen zur Einsicht kommen. Er ist so begabt. Sie als sein Klassenlehrer haben die genauere Kenntniß von seinen Unarten, reden Sie mit der Mutter.“

Man sah es dem alten Mann an, daß halb die Furcht vor peinlichen Vorfällen, halb eine große Schwäche für den Knaben oder dessen Mutter ihn bestimmen mochte, die Angelegenheit nicht auf die Spitze zu treiben.

Dr. Wallroth sah finster drein.

„Ihre Wünsche, Herr Director,“ sprach er gemessen, „sind mir maaßgebend. Ich werde die Dame aufsuchen; sie wohnt? . . .“

„Lorenzendamm, mein lieber Wallroth, Lorenzendamm, die Nummer habe ich vergessen. Grüß Gott, Herr College — grüß Gott — was? heiß heute. Ja, ja, nächste Woche, wenn die Ferien anfangen, wird's schon kommen, das böse Regenwetter.“ So rief er gemüthlich einen greisen Professor an, der eben vorüber ging, begleitete diesen und winkte Wallroth mit der Hand jovial den Abschied zu.

Auf dem Schulhof war es unterdessen leer geworden, die eichenen Thürflügel schlossen sich krachend. Der Letzte schritt Wallroth über die glühenden Pflastersteine hinaus auf die Straße. Er ging hastig und vergaß einige Male wiederzugrüßen, wenn noch auf den Gassen säumende Jungen ihm begegneten und ihre Mützen vor ihm abrissen. Der Umweg, den er heute mit Absicht nahm, führte ihn über den Lorenzendamm hinaus, in den westlichen, neu angebauten Villentheil der Stadt, allwo in bescheidener Straße im freundlichen Gärtchen das kleine Haus stand, welches sein und seines Weibes eigene Heimat war.

Die prächtigen Villen, welche den Lorenzendamm an der einen Seite einsäumten, waren alle durch Vorgärten von dem Bürgersteig getrennt, während an der anderen Seite des Fahrdammes die trübe, langgestreckte Wasserfläche des „kleinen Kiel“ sich hinzog, an dessen jenseitigem Ufer das Häusergewirr der Stadt sich erhob, überragt vom alten grauen Kirchthurm. An einer der eisernen Gitterpforten, welche in die Gärten führten, stand Alban von Darneck im Gespräch mit drei Kameraden. Hinter dem Gitter sah man einen besonders reich- und wohlgepflegten Garten, der sich sanft bis zu einer Villa erhob, die noch ein wenig vornehmer und verschlossener aussah, als ihre Nachbarn straßauf und straßab. Die Knaben, so schien

es, konnten die fesselnde Unterhaltung über das, was geschehen war und nun noch geschehen werde, immer nicht beenden. Alban führte das große Wort, die Drei hörten mit weit offenen Mäulern zu und ließen sich gewaltig imponiren.

„Pah!" hörte Wallroth den Knaben sagen, „er haßt mich. Aber er wagt es doch nicht, mich anzutasten, ich fühle es wohl."

In diesem Augenblick schritt Wallroth vorüber und ward nun erst von den Knaben bemerkt. Sie rissen erglühend ihre Mützen ab, Alban von Darneck lächelte ein wenig und hob so langsam die Hand zum Haupt, daß er zum eigentlichen Gruß nicht mehr kam.

„Da wohnt er also und seine Mutter," dachte Wallroth, „so bleibt mir das Suchen heute Nachmittag erspart. — Und er glaubt, daß ich ihn hasse und fürchte."

An seiner eigenen Gartenpforte sah er schon von fern ein schlankes junges Weib mit rosigem Gesicht und mit kastanienfarbenen Haaren, die im Nacken zu einem Mozartzopf mit schwarzer Schleife zusammengebunden waren. Obschon es ihr in den Füßen zuckte, ihm entgegen zu laufen, blieb sie doch standhaft auf der Schwelle der Pforte, theils wegen der etwaigen Beobachtung von Seiten der Nachbarschaft, theils wegen ihrer Würde als Oberlehrersgattin.

„Du bist unpünktlich, sieben Minuten bist Du zu spät gekommen." Und sie schob die Uhr, welche sie in der Hand gehalten, zurück zwischen die Knöpfe ihres Kleides, hing sich an seinen Arm und schritt mit ihm auf das Haus zu.

„Verzeihung, liebe Paula, ich hatte mit dem Director zu sprechen."

Nach zwei Schritten stand sie still und hielt ihn mit fest.

„Heinz," sprach sie, mit erhobenem Arm gen Himmel deutend, „was siehst Du da?"

„Eine ganz kleine Wolke, mein Kind," lächelte er.

„Um mein Gott, die Ferien werden uns verregnen. Dann werde ich böse Laune bekommen," verhieß sie lachend.

„Als ob meine Paula dazu Zeit hätte." Sie traten in das Haus.

„Scht, scht," machte Paula, mit beiden Händen dem Geräusch abwinkend, das sein kräftiger Tritt auf dem Fußboden verursachte, „Erwin schläft noch."

„So wird heute einmal der Papa zu seinem Recht kommen und nicht die tägliche unerhörte Zurücksetzung zu erdulden haben."

„O Du schändlicher, verleumderischer Mensch, Du bist es gerade, der mich zurücksetzt um Erwins Willen," rief Paula erzürnt und küßte ihn zur Verzeihung seiner Schändlichkeit.

Nach mancherlei Hindernissen saß endlich Doctor Heinz Wallroth glücklich auf dem Sopha vor einem sauberen Gedeck und ihm gegenüber, die Suppenschüssel vor sich, thronte Frau Paula und füllte die Teller.

„Angebrannt — natürlich."

„Natürlich!“ bestätigte sie und sah mit Behagen, wie ihm die wohlbereitete Speise mundete. „Du armer Mann, Dein Weib läßt Dich verhungern.“

„Ja, sie taugt nichts, diese Paula.“

„Ich glaube, Erwin rührt sich.“

Beide Gatten ließen Messer und Gabel sinken und horchten angestrengt. Doch nein, Alles blieb still nebenan, wo der kleine Sohn schlummerte. Unter heiteren Neckereien verzehrte das Ehepaar sein Mittagbrot. Paula sah indessen öfter und schärfer auf den Mann als sonst. Endlich stützte sie den Ellbogen auf den Tisch, faltete die Hände unter dem Kinn, schaute mit klaren grauen Augen in des Geliebten Gesicht und sagte, unvermittelt ernst geworden:

„Heinz, Du lachst ja gar nicht aufrichtig, Du bist mit Deinen Gedanken nicht bei mir.“

Er sah erschrocken in ihr kluges Gesicht.

Sie nickte.

„Ich kenne Dich so genau! Du hast Aerger gehabt.“

Seine Hand streckte sich über den Tisch zu ihr.

Sie aber sprang auf und fand noch neben ihm auf dem Sopha Platz, legte ihr Haupt an seine Schultern und sagte:

„Nicht wahr, Du wirst mir davon sprechen? Ich kann ihn Dir gewiß fortschwatzen, den Aerger.“

„Mein Kind, es sind Schulsachen,“ wehrte er finster ab.

„Schulsachen? Nein, das ist nicht wahr. Und nenne mich nicht immer Dein Kind. Obschon ich erst dreiundzwanzig Jahre alt bin, Du aber vierzig zählst, bin ich doch Deine Gefährtin — bin ich nicht? Ich arbeite mit Dir für Dich und unser Kind, wie ein guter Kamerad. Thu' ich nicht?“

Er küßte liebevoll die junge faltenlose Stirn.

„Geliebte,“ sprach er innig. Das Wort gab ihr in Allem Recht. Dann setzte er jedoch hinzu: „Allein den Schulärger trage ich Dir nicht in's Haus.“

„Fühlst Du denn nicht, daß Du es schon thust, wenn Dein Blick düster und Deine Heiterkeit erzwungen ist? Aber nein, es ist kein bloßer Schulärger, den hast Du mir allemal erzählt und meine Entrüstung über die Buben, welche es wagen, meinen Mann zu ärgern, hat Dich immer lachen gemacht. Es ist etwas Anderes. So will ich's endlich sagen: seit Ostern fühle ich, daß da ein Schatten ist. Laß mich ihn endlich kennen, damit ich ihn verscheuche.“

Wallroth starrte lange vor sich hin, erhob sich endlich wie träumend und ging an seinen Schreibtisch, aus dessen Schublade er ein Couvert nahm. Paula sah gespannt zu. Schwer ließ er sich wieder neben ihr nieder und legte den Briefumschlag vor ihr auf den Tisch.

„Was ist das?“ fragte sie ein wenig bang.

„Vergangenheit,“ sprach er düster.

„Soll ich sie kennen?“ sagte sie zagend.

Er nickte stumm. Sie entnahm dem Couvert seinen Inhalt, es war ein Bild.

„Nur eine Photographie!“ rief sie enttäuscht.

Es war das Bild eines jungen Mädchens oder Weibes, welches aus großen schwarzen Augen den Beschauenden fast anstarrte; ein schmales Gesicht, dessen Züge nicht regelmäßig, aber sehr schön waren. Der Typus der Erscheinung deutete darauf hin, daß die Haare schwarz, die Farben bleich sein mochten. Haartracht und Kleidung wies die Mode von vor sechszehn Jahren zurück. Paula mochte das Gesicht nicht leiden.

„Wer ist das?“ fragte sie mit keinem anderen Gefühl als dem bloßer Neugier.

„Das Weib, das ich geliebt habe,“ rief Wallroth aus.

Paula fiel ihm um den Hals.

„Du hast! Es ist Vergangenheit! Was quält Dich ihr Bild?“

„Es war Alles begraben, seit langen Jahren, nun ist dieser unselige Knabe gekommen und sieht mich an mit ihren bösen, trotzigen, schönen Augen, und lächelt, wie nur sie lächeln konnte. Seit Ostern geht die Qual. Ich ertrage es nicht mehr.“

Wallroth barg sein Antlitz in den Händen. Paula, obgleich ein wenig blaß, nahm die Hände fort, lächelte tapfer und sagte:

„Unsinn. Welcher Knabe?“

„Alban von Darneck.“

„Ach, der schlimme Junge. Ist er ihr Sohn?“

„Ich weiß es nicht. Aber es ist der Name. Vor zwei Jahren soll die Baronin Darneck hier hergekommen sein — so lange ärgert der Knabe uns. Bis Ostern sah' ich ihn nur zuweilen im Schulhof und sah ihn mit Staunen und Bangen. Seit Ostern aber ist er in meiner Klasse — nun hab' ich seine Augen und sein Lächeln immer vor mir.“

„Du bist ihm sehr abgeneigt?“ fragte Paula weiter, mild wie ein Arzt den Kranken frägt.

„Nein — o Gott — ich hatte eine seltsame heftige Neigung, dieses Kind gut, gehorsam und glücklich zu machen, ich zeigte Milde und erntete Haß. Er, den ich allen jungen Seelen voraus noch besonders behüten möchte, er zwang mich zur Schärfe, zum Zorn, zu Strafen. Ihm zürnend, quälte ich mich selbst. Mir ist, als dürfe ich ihm kein hartes Wort sagen — die Augen der ganzen Klasse ruhen auf mir, wenn er frevelt — sie harren, wie ich ihn strafen werde. Und seine Augen — sie mahnen mich, daß ich einmal solche Augen geliebt habe. Diese!“

Er schlug mit der flachen Hand auf das Bild.

„Und Du weißt nicht gewiß, ob er ihr Sohn ist?“

„Nein — nichts weiß ich, nichts vernahm ich mehr seit damals."

„Seit wann?" fragte Paula innig. „Erzähle mir Alles."

Wallroth seufzte schwer und tief. Er faßte die lieben Hände fest, welche seine Rechte umfalteten, aber sein Auge vermied den reinen Kinderblick seines Weibes.

„Es ist auch von Schuld zu erzählen, mein Kind. Der Schauder, der mich ergreift, nun ich daran rühren soll, verkündet meinem Gewissen, daß es Schuld war — auch von mir. Sie aber . . . sie! . . . O Paula, Du liebst mich?"

Ein fester Druck ihrer Hand bekräftigte es ihm wieder.

„So wirst Du nie begreifen, daß auch ihr Gefühl für mich Liebe war, ein Gefühl, so himmelweit von Deines Herzens sanftem, unerschütterlichem Lieben entfernt und doch — auch Liebe! Ich lebte auf dem Schlosse ihrer Eltern, als Erzieher des einzigen jungen Sohnes. Der Winter begann, als ich die Stellung antrat. Der Graf war allein mit seinem Sohn, den er für die nächsten Monate nur ganz meiner Obhut übergab. Wir sollten auf dem Lande bleiben, während der Graf alsbald nach der Residenz eilte, wohin die Gräfin mit der Tochter schon voraus gereist war. Ein friedlicher Winter verstrich mir; der tägliche Umgang mit einer offenen, liebevollen, vertrauenden und begabten Knabenseele machte mir meinen Beruf zur Freude. Ich erfuhr, daß er die heftige und strenge Mutter mehr fürchte als liebe, den stolzen Vater tief verehre und seine schöne, herrische, unruhige Schwester anbetete, obschon sie nie Zeit hatte, sich mit ihm zu beschäftigen. Alle Annehmlichkeiten meiner Stellung konnten mit der Rückkehr der Familie mit einem Male verändert werden. Die Furcht war unbegründet gewesen. Die Gräfin kümmerte sich kaum um uns, der Graf hörte mit schweigender Achtung zuweilen dem Unterricht zu und zeigte dem Lehrer viel Güte."

„Und die Schwester?" fragte Paula dazwischen.

„Constanze sah ich zum ersten Mal, als sie leise in die Schulstube trat und, mit den Händen hinter dem Rücken, am Thürpfosten gelehnt stehen blieb, während ich in meinem Unterricht fortfuhr. Aber ich fühlte mit einigem Unbehagen unausgesetzt ihren Blick auf mir; wohl eine Viertelstunde blieb sie, um dann eben so leise zu verschwinden. Es war offenbar: in ungenirter Neugier hatte sie sich nur den neuen Lehrer betrachten wollen. Bei Tisch ward ich ihr dann vorgestellt; anstatt mir die üblichen verbindlichen Worte zu sagen, die man bei solchen Vorstellungen wechselt, reichte sie mir nur mit einem Lächeln die Hand. Es war ein Lächeln, so seltsam überlegen und so voll unverhüllten Wohlgefallens an mir, daß ich heftig erröthete. Bei dem Mahl, da sie lebhaft mit dem Vater stritt, nahm ich mir nun die Freiheit, sie des Näheren anzusehen. Sie war von einer großen Beweglichkeit in Geberden und Mienenspiel, durch ihre eigenthümliche geräuschlose Grazie indeß ward dieser Beweglichkeit der Eindruck der Unrast genommen. Die raschen Hände, die viel wandernden Augen, das leicht erregte und

plötzlich verstummende Lachen, Alles erschien als der Ausdruck großer und sicherer geistiger Regsamkeit und stand ihrer schlanken, fast mageren Gestalt wohl an. Ihr Gesicht war sehr bleich, ihre dunklen Augen unter den schwarzen Brauen erschienen dadurch noch größer und feuriger. Oft und plötzlich fiel der Blick aus diesen Augen auf mich. Sie beliebte, dafern der Graf mich in das Gespräch zog, mit etwas boshafter Schärfe meine Ansichten zu widerlegen. Von diesem ersten Tage an kam und ging sie geräuschlos, und doch unendlich störend, in den Unterrichtsstunden aus und ein. Sie, die nie Zeit für ihren Bruder gehabt, gesellte sich den Spaziergängen, die mein Schüler und ich unternahmen. Hier gab dann jedes Gespräch Anlaß zu heftigem Streit, der in des Grafen und der Gräfin Gegenwart wohl nicht so bösartig hätte entbrennen können. Constanze las viel und ohne Ordnung, philosophische Bücher, die sie halb verstand, wilde Romane, die ihre Phantasie erregten; Streitschriften über Tagesfragen, zu denen sie Stellung nahm, ohne ihre Bedeutung ermessen zu können. Sie hatte ein felsenfestes und blindes Urtheil, wie das bei ihrer Jugend und Bildungszerfahrenheit nicht anders möglich war. Sie schwärmte für die Emancipation der Frauen, davon sie nur den dunklen Begriff hatte, sie bedeute die vollständige Freiheit für jeglichen Willen. Alle Stunden des Tages erschienen mir bald nüchtern außer denen, wo ich mit ihr streiten konnte und dabei ihrem dunklen, verlangenden Auge begegnete, welches ganz andere Dinge sprach, als der rasche feindliche Mund. Sie war erst zwanzig Jahr, Paula, aber schon eine sehr große Dame; große Damen fühlen sehr souverän — Constanze sah mich zittern und blickte mich nur länger an.

„Einmal, als an einem Sommerabend der Graf und die Gräfin einen Besuch in der Nachbarschaft machten, an dem sich zu betheiligen Constanze übellaunig abgelehnt, saßen wir drei selbander. Constanze war besonders bewaffnet an dem Abend und lachte spöttisch zu meinen Reden und fand viel scharfe Worte. Da umfaßte der Knabe mich leidenschaftlich und rief weinerlich:

„‚Du sollst ihn nicht immer kränken. Er ist gut und ich habe ihn lieb.‘ Dann küßte er mich dreimal heftig auf den Mund.

„Constanze riß den Knaben aus meinen Armen.

„‚Junge‘“ rief sie, ‚Dein Heinz wird sich schon Genugthuung holen; da . . .‘

„Und sie küßte dreimal heftig seinen Mund, den eben meine Lippen berührt. Mir verging die Fassung — ich sprang auf und stürzte fort — hinein in die schattigen Gänge des tiefbelaubten Parkes. Ich wußte es nun, daß ich eine wahnsinnige Leidenschaft in mir hatte.

„In einer Hütte fern von den Wegen warf ich mich auf eine Rasenbank, die hier verborgen unterhalb vermorschtem Borkendach stand. Ich lag, mein Haupt in den Armen, ich glaube ich weinte. Da fühlte ich eine leise Hand auf meinem Haar. Ich wähnte, der Knabe sei mir gefolgt. ‚Laß

mich,' stöhnte ich, ohne mich zu regen. „Heinz,' sprach eine Stimme, die mich zittern ließ. Noch einmal: „Heinz'. Ich lag vor ihr auf den Knieen, ich drückte mein Haupt in ihre Gewänder. ‚Was that ich Dir?' flüsterte ich, ‚daß Du mich so quälst.' Sie neigte ihr weißes Gesicht zu mir nieder und sprach entgegen: ‚Ist Dir meine Liebe Qual?' — ‚So liebst Du mich — wirklich? wirklich?' — Sie schloß die Augen und lag an meiner Brust. In Küssen wurde aller Gram begraben. Und als wir dann schieden, hieß sie mich das Geheimniß sorgsam wahren. Hoffnungsselig versprach ich meine Augen und meine Seufzer zu bewachen. Denn ich fand begreiflich, daß die stolzen Eltern mir erst allmählich geneigt werden mußten und ich fühlte mich so ebenbürtig und achtete den äußerlichen Umstand der verschiedenen Lebensstellung so gering, daß ich nicht zweifelte, die Einwilligung der Eltern eines Tages zu erhalten. Ich begann nach allen Seiten zu suchen um eine selbständige Stellung zu finden. Darüber mochte mir die größere Unruhe im Schloß nicht sonderlich aufgefallen sein, das Kommen und Gehen von Leuten, offenbar dem Handwerkerstand angehörend, die lange Verhandlungen mit der Gräfin und Constanze pflogen, das Eintreffen großer Kisten und Kasten aus der Stadt. Eines Tages saß ich mit der Gräfin, dem Knaben und Constanze unter den Linden hinter dem Schloß und las aus einer Literaturgeschichte vor. Constanze und ihr Bruder machten sich dazu Notizen, die Gräfin gähnte manchmal hinter ihrer Stickerei. — Wir wurden durch einen Diener unterbrochen, welcher meldete: Der Herr Graf lasse die Frau Gräfin bitten sich in den Salon zu bemühen, Herr von Darneck sei angekommen. Die Gräfin erhob sich mit einem angenehm überraschten ‚Ah!', Constanze wechselte die Farbe. ‚Ist das sein Onkel?' fragte der Knabe mit Beziehung. ‚Ja', antwortete sie trocken. — ‚Aber Constanze, willst Du denn nicht endlich unserm lieben Herrn Doctor anzeigen, was Du mir bisher verboten hast zu sagen.' — ‚Ein Verbot? — also ein Geheimniß vor mir?' fragte ich. ‚Nun ja — ich sag's ihm doch: heute oder morgen wird es ohnehin Allen verkündet. Constanze ist Braut und wird bald heirathen.'

„Secundenlang herrschte Schweigen. ‚Braut — seit wann?' fragte ich. Mir war's, als habe ein Anderer gesprochen. — ‚O, schon seit dem Winter. In der Residenz haben sie sich versprochen. Aber der Baron von Darneck hatte Trauer wegen seines Vaters, darum blieb es geheim. Nun ist aber auch in drei Wochen Hochzeit.' — Braut — im Winter schon — also ehe sie mich geküßt? Da sagte sie mit vollkommen ruhiger Stimme: ‚Sparen Sie Ihren Glückwunsch, Herr Doctor, bis wir mit Thatsachen zu rechnen haben. Hier sind meine Notizen, sind sie richtig?' — Sie wollte mir offenbar sagen, daß es nie zu der Thatsache kommen werde. Aufathmend, mit einem Blick voll heißer Dankbarkeit nahm ich den Zettel aus ihren kalten Händen. ‚Heute nach Tisch, in der Borkhütte, während die Herren im Rauchzimmer sind!' stand da zu lesen. — ‚Ist das recht?'

fragte sie noch einmal. — ‚Ja,‘ sagte ich, ‚aber das Gedächtniß braucht die geschriebene Unterstützung nicht. Löschen Sie das wieder aus.“ — Ruhig und mit langsamer Sorgfalt löschte sie mit Gummi die Notiz aus. Ich ließ mich bei Tisch durch Kopfschmerz entschuldigen. Die Secunden zählend saß ich in der Borkhütte bis Constanze kam. Wie sie von der Hast des Laufens in meinen Armen zitterte! Wie ihre Lippen mich küßten, bis ihr Mund mir die Wahrheit gestand! Allerdings war sie in der Residenz aus freier Wahl mit dem Baron verlobt worden; seine Trauer und die Gewohnheit ihrer Kreise verhinderten, daß man von der Verlobung sprach, aber Alles ward von beiden Seiten zur Hochzeit vorbereitet, die in drei bis vier Wochen vor sich gehen sollte; Sonntag werde das erste Aufgebot sein, und dann schon nach und nach Gäste zu den Feierlichkeiten eintreffen. ‚Arme Constanze,‘ sagte ich, ‚das wird Kämpfe kosten — und um meinet willen. Aber sei gewiß, daß Dir meine Liebe dies Opfer ewig lohnen wird.‘ — Sie schien mich nicht recht zu verstehen, denn mit zärtlicher Gutmüthigkeit strich sie über mein Gesicht und flüsterte: ‚Armer Heinz, für Dich ist's gewiß noch schwerer.‘ Draußen hörten wir Stimmen — es galt sich rasch zu trennen. Ich kehrte unverzüglich in mein Zimmer zurück und setzte einen Brief an den Grafen auf, worin ich Alles gestand, und um Constanze warb. Diesen Brief schloß ich in ein Billet an Constanze; ich bat um ihre Ansicht über denselben und, dafern er ihr so gefalle, um Uebergabe des Briefes an den Grafen. Eine Stunde später hatte ich Antwort von ihr. ‚Mündlich meine Meinung. Um Mitternacht an der bekannten Stelle.‘ In ein dunkles Gewand gehüllt, kam sie dann durch die dunkle Nacht geschlüpft und ihr Erstes war, daß sie meine beiden Hände nahm und mit leisem klingenden Lachen sagte:

„‚Du Träumer, willst Du einen Roman erleben? Der Hauslehrer, der des Grafen Töchterlein entführt — hartherzige Eltern, ein Bösewicht von Bräutigam — hu!‘

„‚Constanze,‘ rief ich verständnißlos, ‚was soll werden?‘

„‚Nun,‘ sagte sie halb schmollend, ‚eine elegante Hochzeit mit dem schönen reichen Baron, den ich, ehe ich Dich kannte, sehr charmant fand, der mir nun freilich etwas fade vorkommt.‘

„‚Constanze‘, beschwor ich sie fiebernd, ‚Du folterst mich — Du bist mein — wir lieben uns. Du kannst und darfst den Andern nicht heirathen. Dein Vater muß sich erweichen lassen.‘

„‚Mein Vater,‘ sprach sie, ‚hm — ja, er ließe sich wohl erweichen. Aber,‘ und dabei ward ihre Stimme laut und ernst, ‚der Baron hat mein Wort. Das muß man halten. Ich will es ihm halten.‘ Ich schrie auf, ich ward wie irre. ‚Und ich — was hast Du mir gegeben?‘

„Sie schlang wild ihre Arme um mich.

„‚Kein Wort,‘ flüsterte sie, ‚aber mehr: Liebe, große süße Liebe. Mein Heinz, komm, sei kein Träumer, die Romantik ist im praktischen Leben nicht

schön. Heirathen muß man vernunft- und standesgemäß. Aber wo das Herz Liebe heischt, darf es Liebe nehmen. Ich habe dem Baron versprochen sein Weib zu werden, ihn zu lieben habe ich noch nicht geschworen. Noch war meine Liebe frei zu verschenken. Willst Du mich schmählen, daß ich sie Dir gab?'

„Ich stieß sie von mir, ich lachte.

„‚Lügnerin, Du liebtest mich nie!'

„Sie schrie auf. Der Dämon in ihr erwachte. Ja, sie liebte mich. Sie hing an mir mit flehenden Armen und flüsterte es mir in leidenschaftlichen Tönen zu. Und da kam meine Schuld.

„Ein gebrochener Mann verließ ich andern Tags das Schloß für immer. Die Braut des Baron Darneck blieb darin zurück. Seit jenem Tage hörte ich nie etwas von ihr. Graf und Gräfin, verletzt durch meinen jähen Abschied, erhielten keinerlei Verbindung mit mir aufrecht. — Dann kamen zwölf Jahre einsamer Arbeit, freudenlos waren meine von einer fieberheißen Erinnerung vergifteten Tage. Bis ich Dich fand, Paula! Mein ernster Blick, die frühen Silberfäden an meinen Schläfen schreckten Dich nicht. Ich ward wieder jung und glücklich, denn ich fand ein echtes Weib und eine echte Liebe. Die Erinnerung verlor ihre tödtliche Pein, ich glaubte auf ihrem Schutt das Gebäude neuen Glückes sicher erbauen zu können.... siehe, nun regt sich's doch unter den Trümmern."

Paula hatte regungslos zugehört.

„Es war keine Schuld," sagte sie stark, „Dein Wille war da nicht frei, Du warst der Spielball einer großen Leidenschaft. Wenn Du Deinem Weibe Anrecht giebst an Deiner Vergangenheit, so verzeiht Dein Weib Dir die Schwachheit jener Stunde."

Wallroth legte ihr jugendliches Haupt an seine Brust und sah feuchten Blickes auf den braunen Scheitel herab.

„Ich danke Dir, Paula. — Aber fürchtest Du nicht, daß die Vergangenheit ihre Arme noch in unsere friedliche Gegenwart hinein strecken kann? Thut sie es nicht schon? Ich soll noch heute die Mutter Albans sehen, meine Pflicht gebietet es. Wenn sie nun Constanze ist?"

Paula schloß die Augen. Nur ein paar Secunden dauerte es, bis sie sich genug faßte, um heiter zu sagen:

„Dann tritt vor sie hin mit der Leutseligkeit, die der Reiche dem Armen gegenüber haben muß — denn wie auch immer ihr Geschick sein mag, im Herzen ist sie ärmer als wir."

Wallroth küßte mit Ehrfurcht die Lippen seines Weibes.

„Kind," sprach er, „wer hat Dich gelehrt so einfach, so gesund und so großmüthig zu fühlen."

„Die Liebe," sagte Paula, ihn ansehend.

Da krähte es nebenan — ein helles kleines Stimmchen wurde laut — Paula sprang auf, lief hinaus und kehrte bald zurück. Hoch auf ihren

Schultern saß ein Bübchen im Hemde und strampelte mit seinen nackten Beinen, indeß sie ihn mit der erhobenen Hand fest um den Leib gepackt hielt, damit es nicht falle. Und der Junge hatte die Haare seiner Mutter und die Augen seines Vaters und die Stirn und den Mund wieder von ihr — es war eine unentwirrbare Aehnlichkeit mit Beiden.

„Heinz," jauchzte Paula, „ich fürchte die Schatten der Vergangenheit nicht — hier ist unsere Zukunft!"

Und das schreiende Kind fast zwischen sich und seinem Weibe erdrückend, schloß Heinz dankbar und froh erleichtert seine Welt in starke Arme.

Das Gespenst der Vergangenheit hatte seine großen Augen aufgeschlagen und sah Heinz mit gramvollen, unheildrohenden Blicken an. Im hellen Mittagssonnenschein ging es neben ihm auf den brennend heißen granitenen Pflastersteinen des Bürgerstieges am Lorenzendamm, es legte mit ihm zugleich die Hand auf die Klinke der Gitterpforte vor dem Garten der Baronin Darneck.

Mit sehr langsamen Schritten ging Heinz über den gelben Kies, er machte sich klar, daß er wenigstens der Baronin gegenüber im Vortheil sei, denn diese ward von dem Wiedersehen wohl ganz unerwartet betroffen. Vielleicht ahnte sie nicht einmal, daß ein Doctor Wallroth der Lehrer ihres Sohnes sei, und wenn sie auch selbst dies wußte, konnte sie noch nicht darüber gewiß sein, ob der Träger des in der Gegend sehr oft vorkommenden Namens sich Heinz nenne.

Die Gebüschpartien, welche die Grenze zwischen diesem und dem Nachbars-Garten verhüllten, waren durch ein kleines Halbrund unterbrochen, darin im Schatten einer Traueresche, die ihre Zweige über ein grau angestrichenes Gestell laubenartig herab senkte, ein Tisch und einige Stühle Platz gefunden. Auf einem dieser Stühle hatte schon lange Zeit, einem leichten Halbschlummer hingegeben, den Hut auf den Knieen, der Director gesessen und schrak nun, durch die Schritte erweckt, empor.

Mit unsäglich angenehmem Erstaunen ward Heinz seiner ansichtig.

„Wie, Herr Director," fragte er, dem Alten froh die Hand schüttelnd, „Sie doch hier? So ziehen Sie es vor, in Person mit der Baronin zu reden?"

Der Greis ging, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, neben ihm her, sah kopfschüttelnd an seinem Nachbar empor und sagte:

„Ich denke, wir gehen Beide. Die Baronin ist eine heißbütige Dame, lieber Wallroth, mir kam da so der Gedanke, wenn sie von der Vorstellung ausgehe, ihr Alban werde von Ihnen zu scharf genommen, möchte es harte Worte hüben und drüben, und am Ende eine peinliche Scene geben, für deren Geheimhaltung der verteufelte Junge gewiß nicht sorgen würde. Und Sie wissen, lieber Wallroth, Michaelis trete ich ab, nach fünfzig Jahren der

Thätigkeit an unserer Schule, der wohlverdienten Ruhe zu pflegen — ich will nun nicht im letzten Quartal noch einen Schulscandal haben. Und am wenigsten von Ihrer Klasse aus, Wallroth, denn hoffentlich werden Sie, mein Nachfolger."

„Sie thun mir einen großen Gefallen durch Ihre Gegenwart," erwiderte Wallroth seufzend, „ich schließe von dem Sohn auf die Mutter, und bin allerdings mit wenig angenehmen Gefühlen hergekommen."

Sie standen an der Thür des Entrées; durch Spiegelscheiben, welche von blanken messingnen Querstreifen vergittert waren, sah man in einen reich decorirten Flur. Wallroths Hände zitterten, als er an der Glocke zog.

Gleich darauf kam ein weiblicher Dienstbote und fragte, wen er zu melden die Ehre habe.

„Den Gymnasialdirector Herrn Doctor Schöningen," sprach Wallroth rasch.

„Die Gnädigste läßt bitten," meldete das Mädchen zurück. „Wollen die Herren hier nur Platz nehmen, Frau Baronin werden bald kommen."

Sie befanden sich in einem ziemlich großen Salon, dessen dreifach getheiltes und mit buntem Glaswerk umziertes Fenster auf den Vorgarten hinaus sah. Schwere, dunkel gemusterte Vorhänge waren in phantastischer Unordnung vor den Fensternischen angebracht, die Chaiselongue, mit einem persischen Teppich überworfen, stand schräg in der Nische, dort trat der Fuß auf Bärenfelle, während der ganze übrige Boden von einem dunkeln Teppich bedeckt war. An den tiefroth tapezirten Wänden standen große Bücherrepositorien, mitten im Salon ein Flügel, in der Nähe der Fensternische ein Schreibtisch mit Broschüren und allerlei losem Papierwerk belastet; vom Plafond herab hing ein prachtvoller kupferner Kronleuchter; den Ecken des Salons war durch Gruppen von gebleichten Palmen, durch alte Gobelins und andere Teppichraritäten das Scharfwinklige genommen und eine scheinbare Rundung hergestellt. Die beiden Herren sahen sich in dem wunderlichen und doch höchst behaglichen Raum erstaunt um; dies Gemach glich halb einem Atelier, halb einem Studirzimmer und gar nicht einem Familienwohngemach.

Heinz trat an die Bücherreihen und las mit halblauter Stimme mehrere Titel ab: Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung; Von der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde; Darwin . . . Mantegazza, Die Physiologie des Genusses . . . Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit." Und dann an einer andern Seite: „Flaubert, Goncourt, Zola."

„Um Gotteswillen," sprach Heinz, „ob wohl Alban der Zutritt zu diesen Werken freigestanden hat?"

Der Director, welcher sich gleich bequem in den Sessel vor dem Schreibtisch niedergelassen hatte, hob ein Heft von der grünen Tischplatte vor ihm auf.

„Hier,“ sagte er, „Albans französisches Exercitium und daneben sein Schulfederkasten.“

„Und dort,“ fügte Wallroth hinzu, auf ein Buch deutend, welches geöffnet, aber mit dem Rücken nach oben auf dem Bärenfell vor der Chaiselongue lag, „dort die Literaturgeschichte unserer Klasse. Zweifellos hat der Knabe hier seinen gewöhnlichen Aufenthalt.“

Nebenan gingen Thüren, Doctor Wallroth fühlte einen plötzlichen Schreck. Ueber der Sorge des Erziehers, der die Umgebung seines Zöglings auf die für diesen mögliche Gefahr hin prüft, hatte er eine Minute lang vergessen, wem er vielleicht gleich Aug in Auge gegenüber stehen sollte. Es lief ihm frostig durch die Adern. Dann war „Paula“ sein Muthgedanke. Die Portière, welche die Thür nächst dem Schreibtisch verdeckte, bewegte sich, zugleich stand der Director eilig auf und hatte schon zwei tiefe Verbeugungen gemacht, fast noch ehe die Dame des Hauses ganz eingetreten war.

„Ach, mein lieber Director,“ sprach sie und reichte ihm die beiden weißen schmalen Hände entgegen.

War es möglich, daß fast sechzehn Jahre hingegangen, seitdem Heinz diesen schwarzen Scheitel gesehen und diese weiße Stirn? Es war noch dasselbe Gesicht, dieselben Haare, dieselbe Stimme. Das magere Antlitz zeigte etwas schärfer alle Züge ausgeprägt, aber es waren doch dieselben Züge. Vielleicht verbarg auch das sehr gedämpfte Licht dieses Raumes manche kleine Zerstörungen der Zeit. Und jetzt hob sie das große Auge und sah nach dem Mann hin, dessen Gegenwart ihr wohl die Dienerin verkündet haben mochte, dessen Name sie aber vielleicht nicht wußte. Heinz bebte, seine Bewegung war so groß, daß er zu grüßen vergaß. Es schien secundenlang, als lasse ein ungeheurer Schreck die dunklen Augen sich weit öffnen, aber dann sprach die metallische Frauenstimme ohne Beben:

„Ein junger College, Herr Director?“

„Wallroth — unser lieber, geschätzter Doctor Heinz Wallroth, der Klassenlehrer in Obertertia,“ stellte der Alte, sich die Hände reibend, vor. Heinz verneigte sich tief.

„Ich bin sehr erfreut — die Herren kommen gewiß, um über meinen Sohn mit mir zu sprechen. Er macht mir etwas Sorge, dieser Sohn — aber bitte, nehmen wir Platz.“

Sie wies auf eine Gruppe von Sesseln in einer der abgerundeten Ecken. Sie seufzte, da sie Albans erwähnte, aber es war ein oberflächlicher Seufzer, sozusagen ein Höflichkeitszugeständniß an die Herren Lehrer.

Sie bewegte sich schnell, aber mit einer besonderen Sicherheit, welche in langjähriger Herrschergewohnheit sich nur Fürsten und sehr gefeierte Frauen aneignen.

„Allerdings, Frau Baronin, Ihr Sohn ist die Veranlassung unseres Besuchs. Schon einmal habe ich Ihnen andeuten müssen, daß Alban keineswegs dem Ideal eines Schülers entspricht, daß er . . .“

„Daß er nun abermals Anlaß zu Klagen giebt,“ fiel die Baronin ein, „befremdet mich gar nicht. Alban ist eben ein genialer Knabe und die Zwangsjacke Ihrer systematischen Unterrichtsformen paßt nicht für seinen Feuerkopf.“

„Für ein Kind,“ hob hier Wallroth an und die Baronin faltete bei seinem Stimmenklang die Hände ein wenig fester im Schooß zusammen, „für ein Kind ist Ordnung und Maß auch im Genuß geistiger Offenbarungen eine Nothwendigkeit. Mütter sind aus Schwäche oder Eitelkeit oft geneigt, kranke Frühreife für ein Kriterium des Genies zu halten. Ich glaube nicht, daß Alban genial ist.“

Er hatte sehr hart gesprochen, der Director schaute ihn bittend an und begann, da die Baronin statt zu antworten Doctor Wallroth starr ansah, von der innigen und besondern Vorliebe zu sprechen, welche er, der Director, gerade für Alban habe, denn sein Gedächtniß führe ihm wieder jene Zeit vor, wo der nun schon seit einigen Jahren verstorbene Baron von Darneck sein Schüler in derselben Schule gewesen, ein Musterschüler, wie er wohl sagen dürfe, und um so trauriger sei es, daß Alban noch immer nicht seinen Stolz in der Erfüllung seiner Schulpflichten suche. Die Baronin hörte gar nichts, sie blickte unverwandt in Heinz' Augen, doch als der Tonfall der eifrigen altersheisern Stimme neben ihr erstarb, sprach sie statt einer Antwort stark:

„Sie hassen meinen Sohn!“

Wallroth zuckte zusammen.

„Nein,“ rief er in unbeherrschter Aufwallung, „ich leide durch ihn. Mir ist es, als sollte ich ihn lieben, und er zwingt mich, ihm Ruthe zu sein.“

Nun schien Constanze fassungslos, wenigstens rang sie vergebens nach einem Wort.

„Ich wundere mich manchmal,“ hob der gutmüthige Director an, „daß Alban weder seinem Vater im Wesen, noch von Gesicht gleicht. Er ist als stamme er aus einem andern Geschlecht, als aus dem Darneck'schen.“

Constanze sah Heinz an.

„Ja,“ sprach sie langsam, „er gleicht sehr mir, von den Darnecks hat er nur den Namen. Doch kommen wir zur Sache: was hat Alban neuerdings verbrochen? Befehlen Sie, Herr Director, daß ich ihn hierher rufe?“

„Nein,“ antwortete Doctor Wallroth auf einen Frageblick des Directors, „er soll nicht zugegen sein, wenn seine Lehrer seine Mutter bitten, fortan ein besserer Wächter der ihr anvertrauten Seele zu sein. Seit Alban sich in der Obertertia befindet, ist die Woche für ihn eine Kette von böswillig hervorgerufenen Warnungen und Bestrafungen. Er arbeitet lüderlich — das

möchte hingehen und als Leichtsinnsperiode, die fast jeder Knabe einmal durchmacht, aufgefaßt werden. Daß er aber den Gehorsam in der Klasse kündigt, seine Mitschüler aufreizt und in seinen Schulheften verfängliche Poesien herumträgt, das kann nicht mehr geduldet werden."

„Ist Alban gegen alle Lehrer gleichmäßig ungehorsam?" fragte die bleiche Frau fast lauernd.

„Nein," versetzte Heinz mit bebender Stimme, „wenngleich Alle ihn tadeln, empfindet Keiner gleich mir seine offenbare Absicht, seinem Lehrer wehe zu thun."

„Sein Gefühl ist stark und gährend mit Ihnen beschäftigt," sprach Constanze. Ihr Ausdruck und ihre Stimme dabei thaten ihm weh.

„Trotz der peinlichen Vorgänge gerade mit mir," sprach er weiter, „darf ich wohl Vertrauen von Ihnen erwarten, denn ich bin mir eher einer zu großen Milde als einer zu großen Strenge gegen ihn bewußt. Und ich wiederhole, Frau Baronin, haben Sie auf die Seele Acht, welche Ihnen anvertraut ist. Hat Alban das Recht, sich allein in diesem Zimmer aufzuhalten?"

„Er hat es alle Zeit gehabt," sagte sie verwundert.

„Aber Frau Baronin, so hat der Junge hier ad libitum seine Lectüre wählen können?" fragte der Director.

Sie sah gleichgültig über die Bücherreihen hin.

„Gewiß," antwortete sie, „wenn ich ihm die Bücher da verschlossen hätte, würden sie Interesse für ihn bekommen haben. So hat er sich vielleicht gar nicht um dieselben bekümmert. Und wenn doch — nun da mag er jene, welche er nicht verstand, bald gelangweilt fortgelegt haben; jene Bücher, welche er aber verstand, können ihm doch nicht schaden," schloß sie achselzuckend.

„Und an dies denken Sie gar nicht," rief Heinz heftig, „daß seinem jungen Kopf zu früh ein Verständniß erschlossen werden kann, oder schlimmer noch: daß ein falsches oder ein halbes Verständniß giftig sein geistiges und moralisches Sein zersetzen kann? Zersetzt hat — denn Sie haben schon das Verbrechen an ihm begangen — er ist schon krank von der Nahrung, die nur für einen starken und klaren Kopf ist, aber nicht für Kinder und ..." Er stockte.

„Und Weiberköpfe," vollendete sie spöttisch. „Es befremdet mich nicht im allermindesten, Herr Doctor, Sie als Gegner der Bemühungen zu finden, die Frauen in eine höhere Culturgemeinde empor zu ziehen. Ihre Gattin — ich hörte zufällig, Sie seien vermählt — wird demnach einen beneidenswerthen Kreislauf täglich von Neuem zwischen Küche und Kinderstube vollenden, das heißt, wenn Sie Kinder haben." Dabei war wieder ein lauernder Blick in ihren Augen.

Heinz erglühte. So wußte sie schon von ihm, hatte über ihn und sein Weib Erkundigungen eingezogen.

„Ich habe einen Sohn," sprach er stolz.

„Einen Sohn ..." wiederholte Constanze leise wie ein Hauch.

„Und diesem meinen kleinen Sohn wird mein Weib alle ihre besten Kräfte immer widmen. Und obwohl mein Weib eine Professorstochter — wenn ihr Ursprung Sie etwa interessirt — und in wissenschaftlichen Dingen so wohl erfahren ist, daß sie ihres Vaters rechte Hand war und nun meine Stütze ist — mehr als ich in Herrn Directors Gegenwart gestehen darf, denn Paula corrigirt mir meist die Hefte meiner Tertianer durch — obwohl also mein Weib Kenntnisse und Neigungen besitzt, welche weit über den gewöhnlichen, leider so engen Kreis der weiblichen Interessen gehen, ist doch ihr Sohn ihr erster Gedanke, ihre erste Sorge, denn die ungeheure Aufgabe des Weibes ist ihr ganz klar, nämlich die Aufgabe, die Sittlichkeit und Kraft der nach uns kommenden Generation als Mutter in ihrem Sohn zu pflegen. Aus Individuen setzt sich eine Generation zusammen, jeder Einzelne vermag nur das von ihm in die Welt gesetzte Individuum zu möglichster Vollkommenheit heranzubilden; aber indem er so nur seinem eigenen Fleisch und Blut gegenüber heilige Pflichten zu erfüllen scheint, erfüllt er eine Pflicht an der Menschheit. Sie aber, Frau Baronin, haben diese heiligste Pflicht außer Augen gelassen — Alban hat keine Mutter, denn ich darf wohl Goethes Wort verändern und auch sagen: Was Du von der Natur empfangen hast, erwirb es, um es zu besitzen."

„Aber lieber Doctor," sagte der Director in rathloser Angst, „Sie lassen sich zu weit hinreißen."

„Giebt denn nur die Erziehung mir ein Anrecht auf mein Kind," begann die Baronin mit bebender Stimme, „so könnte jedes Kind, das ich mir von der Straße auflese, auch mein Kind werden. Sollen die Thränen, die mir schon Alban vor seiner Geburt gekostet, mir nicht angerechnet werden? Soll sein Dasein, welches mir täglich neue, unaussprechliche Wonne ist und dennoch täglich — ach, eine tödtliche Pein, soll sein Dasein mir zur Schuld angerechnet werden?"

Eine Pause entstand. Constanze hatte ihr Antlitz in den Händen verborgen, Heinz starrte, mit Ahnungen kämpfend, welche er nicht einmal zu denken wagte, auf die haltlose Frauengestalt. Der Director verstand kein Wort und dachte, die liebe Dame sei in der That ein wenig zu hoch gespannt mit ihren Gefühlen und mache sich in Folge der unpassenden Zurechtsetzung Wallroths tragische Gedanken.

„Meine theure Baronin," begann er hustend, „nehmen Sie den Fall nicht zu traurig. Es ist schon aus manchem leichtfertigen Jungen ein ganzer Mann geworden. Allerdings hat Alban es uns unmöglich gemacht, sein Betragen noch länger zu vertuschen. Seine, offenbar persönlich gegen Wallroth gerichteten Unarten zwingen uns zu der Bitte, daß Sie Alban so lange im Hause unterrichten lassen, bis er die Stufe von Untersecunda erreicht hat, und dann wieder versuchsweise bei uns eintreten kann. Wir

müssen den Schülern gegenüber den Vorwand von Gesundheitsrücksichten aufstellen. Freilich wird mir dies Niemand glauben, aber Jedermann wird begreifen, daß ich in meinem letzten Quartal keine Relegation mehr verordnen mag. Auch wird die Milde gegen den Sohn einer Wittwe eher verziehen werden, als gegen einen Jungen, der in strenger Vaterzucht steht."

„Nachsicht für Alban, weil er keinen Vater hat," flüsterte Constanze mit bitterem Lächeln.

„Dürfen wir also hoffen," fuhr der alte Mann fort, der es in Folge jener von Wallroth gezeigten Aufrichtigkeit für gerathen hielt das Wort zu führen, „daß Sie mit diesen unseren Wünschen, deren Milde für Alban Sie anerkennen müssen, einverstanden sind?"

„Vollkommen," sprach sie leise, „Alban wird die Schule morgen nicht mehr besuchen und ich werde um seine Entlassung in aller Form aus Gesundheitsrücksichten bitten."

„Herr Director," sagte Wallroth rauh, „ich habe eine Bedingung hinzuzufügen. Meine Autorität in der Klasse ist untergraben oder doch angegriffen worden. Das spurlose Verschwinden des Knaben würde mich vielleicht dem Gespött der Zurückbleibenden aussetzen. Ich bestehe darauf, daß ich der Klasse selbst und zwar noch in Gegenwart Albans, sein Scheiden ankünde und daß Alban zu diesem Zweck morgen noch erscheine. Ich verlange, daß meine Klasse bemerke, die friedliche Form sei Ihres bevorstehenden fünfzigjährigen Jubiläums wegen, und nicht aus Schwäche gegen den reichen und adeligen Schüler gewählt. Ich bestehe so fest darauf, daß ich erkläre: ich gehe, wenn mir dies nicht zugestanden wird."

Der Director sah seinen Lehrer an, der sehr bleich, aber auch sehr entschlossen vor ihm stand.

„Recht hat er, ganz entschieden Recht," murmelte er unbehaglich. Auch Constanze erhob sich.

„Ihr Knabe wird heranwachsen," sprach sie mit zitternden Lippen, „und es könnte geschehen, daß er dennoch so ungeberdig würde wie Alban, der — keinen Vater, und wie Sie sagen — keine Mutter hat. Was werden Sie thun . . . wie werden Sie gegen ihn sein, wenn Sie auch sein Lehrer und Richter sind?"

„Gerecht!" antwortete Heinz tonlos.

„Gerecht — das heißt: unerbittlich. Sie glauben Alban zu kennen — Sie kennen ihn nicht," fuhr sie in fieberhafter Erregung fort, ergriff Wallroths zurückzuckende Hand und sah ihm brennend in die Augen. „Er ist leidenschaftlich, genußsüchtig, unbeständig, hochmüthig — er ist wie ich und so kennen Sie ihn. Aber er ist noch mehr — hören Sie — in seinen Adern rollt auch noch ein besonderer Tropfen Blut, der wallt plötzlich in einem heißen und doch engherzigen Ehrgeiz auf . . . . er erträgt keine Kränkungen, auf die ihm Gegenwehr nicht mehr möglich ist — am wenigsten

von Ihnen, er haßt Sie — weil er Sie lieben möchte und es nicht kann, da er beständig Ihre Ruthe fühlt."

„Ich muß auf meiner Forderung bestehen," sagte er. Constanze ließ seine Hand fallen.

„Ich schlage einen Ausweg vor — bestimmen Sie Alban, morgen vor der Klasse Abbitte zu leisten, damit ist die Autorität Wallroths hergestellt und so wie ich meinen lieben Wallroth kenne, erspart er dem Jungen dann alles Weitere," meinte der Director gutmüthig. Wallroth neigte zustimmend das Haupt.

„Ja, so soll es sein," sagte die Baronin hastig. „Alban wird Sie um Verzeihung bitten."

Der Zweck dieses peinlichen Besuchs war somit erfüllt. Der alte Herr sprach noch einige anerkennende Worte über das hübsche Haus und die aparte Einrichtung; aber die vollständige Schweigsamkeit der beiden Andern ließ kein Gespräch aufkommen, so empfahl der Director sich denn und schüttelte herzlich die Rechte der Baronin. Er konnte sich nicht helfen, diese Frau, schlank und biegsam wie ein Schilfrohr, mit bleichen und scharfen Zügen, wie Eine, die nie zufrieden und traumlos schlummert, mit den dunklen brennenden Augen, wie Eine, deren Blicke nie in Frieden auf einem geliebten Antlitz ruhen, diese Frau hatte es ihm ein wenig angethan.

Heinz und Constanze verabschiedeten sich von einander durch eine tiefe und stumme Verneigung.

Sie stand und horchte auf die Glocke der Flurthür, welche das Fortgehen der beiden Männer verkündete. Und auch als diese verklungen, stand sie noch lange bewegungslos, ohne Blick und Athem zu wagen. Dann ging sie mit lautlosem Schritt auf die Chaiselongue zu und setzte sich dort nieder, die Hände in den Schooß gefaltet, die Blicke hinein gebohrt in die Schatten des langhaarigen Felles zu ihren Füßen.

„So habe ich ihn erwartet . . . über mir! Stolz! Der Gerechte über der Sünderin! Und ohne Erbarmen! O Gott, wenn er wüßte . . . ewige Gerechtigkeit, vor Deinem Throne wird er den Antheil an der Schuld nicht verleugnen können . . . . Er hat ein Weib . . . er liebt es. Er hat einen Sohn . . . einen Sohn . . . er wacht über ihn, daß er gut und glücklich werde, seine Liebe wärmt das frierende Kind. Alban — Alban!" schrie sie wild auf.

Die Thür von dem Nebenzimmer her öffnete sich. Der Knabe erschien auf der Schwelle, er hatte ein Buch in der Hand und eine Cigarrette zwischen den Lippen. Seine Mutter fand er hingestreckt auf der Chaiselongue, das Antlitz hatte sie auf ihren Armen vergraben.

„Nun, Mama — Du rufst mich? Bist Du nicht wohl? Der Director und mein specieller Freund Wallroth haben Dich alterirt?" fragte er spöttisch.

Sie richtete sich auf.

„Komm her, Alban — zu mir."

Alban warf das Buch hin und näherte sich.

„Was hast Du gelesen? Zeig her."

Er lachte und brachte ihr das Buch.

„Aha — erster Erfolg der Predigt des Herrn Wallroth! Sonst hast Du Dich doch nie um meine Lectüre bekümmert."

„Ich hätte es thun sollen — laß sehn."

Aber ihre Hände warfen entsetzt das Buch fort, der Titel schon ließ sie erröthen und einen zweifelhaften Inhalt vermuthen.

„Mein Sohn," schrie die unglückliche Frau auf, „habe ich Dich auf diesen Weg gewiesen?"

„Nein," antwortete Alban kaltblütig, „Du hast mich, Gott sei Dank, meinen eigenen Weg gehen lassen. Ich bitte Dich, dies auch fernerhin zu thun und gewiß zu sein, daß ich vielleicht keine Musterkarte menschlicher Tugend à la Wallroth, aber ein Baron Darneck sein werde, den man überall gerne sieht."

„Alban," sagte seine Mutter und zog ihn neben sich nieder, „ein neues Leben soll und muß beginnen. Gieb Deine ungerechte Abneigung gegen den Lehrer auf, der Dein Bestes will. Du wirst die Schule für ein Jahr oder länger verlassen . . . ich sehe, es macht Dich froh — aber sei auch gut dafür . . . bitte Wallroth morgen vor der Klasse um Verzeihung — das ist die Bedingung. Wenn Du es nicht thust, wird er Dich schimpflich entlassen; denke an das peinliche Aufsehen."

„Ich bitte *diesen* Mann nie um Verzeihung! Aber sei ruhig, er wagt es nicht, mir einen Schimpf anzuthun, er fürchtet sich vor mir, ich fühle es," versetzte Alban entschlossen.

Constanze preßte ihren Sohn wild an sich.

„Werde gut! Liebe diesen Mann. Schwöre es mir. Verspreche es!"

Sie zitterte, sie bedeckte sein Gesicht mit heftigen Küssen und ihre Augen flammten in einem seltsamen Licht.

„Kind," stammelte sie, „o Kind der Liebe und der Schmerzen."

Alban entwand sich ihr und erhob sich.

„Mama," sprach er ungeduldig, „ich sehe, daß Du Deine Nerven hast. Verzeih . . . aber ich will Dir lieber die Jungfer mit Deinen Medicamenten hersenden."

Er ging hinaus. Sie aber sank gebrochen zurück. Ihre Augen hatten lange verlernt zu weinen, aber ihre blassen Lippen murmelten.

„Wehe mir — er liebt nicht einmal seine Mutter".

Frau Paula saß in dem alten Großvaterstuhl, welcher noch von der Mutter ihres Vaters stammte und nun ihrem Gatten vor seinem Schreibtisch diente. Sie saß ziemlich vorn auf der Kante und hinter ihr, durch

die Rückenlehne, die Armpolster und die Gestalt der Mama selbst wie mit einer Schutzmauer umgeben, stand der Junge auf dem lederbezogenen Sitz. Paula neigte den Kopf über ein Schreibheft, rechts und links von ihr auf der Tischplatte lag je ein Stoß eben solcher Hefte. Mit rother Tinte und emsiger grausamer Feder strich Frau Paula auf dem weißen, blau liniirten Spatium der schwarz beschriebenen Blätter die Schaar der Fehler an, welche sie in dem Extemporalienheft über Cäsars bellum gallicum fand, legte, wenn ein Heft durchgesehen war, dies auf den Stapel rechts, um gleich dann von links ein neues Opfer herbei zu nehmen. Ihr Sprößling hinter ihr neigte seinerseits sein blondes Köpfchen über die Rücklehne des Stuhls und beschäftigte sich eben so vertieft wie die Mama. Sein Patschhändchen ließ einen langen Faden herab baumeln, an dessen Ende als Schwergewicht und Pendel eine schöne, aus Wolle gestrickte blau und rothe Marketenderin sich befand; die Auf- und Abbewegung ließ das weibliche Geschöpf eines phantasievollen, aber schönheitsarmen Spielwaarenfabrikanten einen lautlosen Tanz auf dem Erdboden vollführen, der sich besonders durch die hohen Sprünge der Tänzerin auszeichnete. Aber plumps — da riß der dünne Faden und die Marketenderin fiel mit ihrem wollenen Gesicht und den beiden Perlaugen auf die Erde, die rothen Arme wagrecht von sich gestreckt, und das steife Rund des blauen Rocks starrte zu Himmel.

Das Bübchen war ein Philosoph; es weinte dem Verlust nicht nach, sah ein Weilchen hinab, bis gerade die Uhr ihm gegenüber an der Wand fünf schlug und damit alle Aufmerksamkeit für sich forderte. Tiktak ging der Pendel, aber das war eine alte, oft gesehene Geschichte; leider schlug die Uhr aus Gefallen für ihren kleinen Freund nicht sofort noch einmal fünf oder zwölf oder dreißig Mal. Der Junge drehte sich, um die andere Seite der Welt nun einmal zu besehen. Vor ihm die Mama — der Haarzopf mit der Schleife aufgebunden, saß ihr in dem Nacken. Und alsbald begannen die kleinen Hände leise, leise die Schleife aufzulösen, und die Mama, die warmen Fingerchen in ihrem Nacken wohl verspürend, hielt fein still und fuhr in ihren Correcturen fort, freilich nicht ohne zuweilen seitwärts zu schielen. Der schöne Zopf fiel lang über den Rücken der Mama und nachdem der Junge das Band als einen häßlichen Gegenstand ohne Farbe und Lärm erfunden und hinter sich geworfen, begann er sich näher mit dem Zopf zu beschäftigen. Ja, der bot mancherlei, man konnte etwas damit anfangen, er ließ sich in drei Theile zerlegen — und die kleinen Finger wühlten mit Mühe und Geduld die festen Strähnen auseinander, dazu tickte die Uhr und knirschte die Feder und Alles war Frieden und Ruhe.

Da ward die Thür aufgerissen und Heinz kam herein. Sein Antlitz und seine Augen glühten. Das Kind und die junge Frau thaten einen frohen Ausruf, und Paula mit der entfesselten Haarfluth, flog an ihres Gatten Brust.

„Schau, was er gemacht hat. Er ist fleißig gewesen und ich auch, sein Fleiß hat aber wohl gründlichere Früchte getragen, als der meine. Du mußt die Hefte noch einmal übercorrigiren, ich war doch zerstreut, meine Gedanken folgten Dir. Wie war es, hast Du sie schon gesehen?"

Heinz nahm seinen Sohn auf den Arm, schaute lange und gramvoll in das Kindesantlitz, seufzte dann schwer und schloß die Augen wie vor einem Schreckensbilde.

„Du bist doch erregter als ich fürchtete," sprach Paula sanft. „Komm, laß mich Alles hören, selbst dies, daß jene Frau die Eine, Gefürchtete war, und daß Du ihren alten Zauber wieder mächtig über Dir fühltest."

Sie führte ihn zum Sopha und setzte sich zu ihm, das Kind auf ihre Kniee nehmend.

„Komm, Engel," sagte sie, den Kleinen küssend, „nun hören wir unser Schicksal!" Ihre milde Stimme, ihr klares Auge bezwangen ihren Gatten.

„Paula," sprach er, „keine Zauber wirken mehr, seit Dein Auge mein Himmel ist. Aber dennoch . . ."

„Dennoch bringst Du Unruhe mit heim, dennoch fliehen Deine Blicke mich scheu, wie Blicke des Sünders den Richter fliehen? O, Heinz, was kann Dich noch unfrei machen, wenn Du fühlst, daß alle Deine Liebe nur mich sucht?" fragte sie innig.

Ihn schauderte. Sollte das als Wort auf seine Lippen treten, was als schrecklich geborene Ahnung seine Seele zermalmte? Nein — tausendmal nein. Er wandte in qualvollem Schweigen das Haupt ab.

„Du bleibst stumm," fuhr Paula leise fort, „so hab' ich nicht Dein Vertrauen? Ich will in diesem Augenblick nicht in Dich dringen, berathe Dich, ob Du mir sagen willst, was Dich bedrückt. Ich erwarte Deinen Entschluß und nehme ihn, wie er auch fallen möge, in Demuth hin. Nur dies Eine bedenke! Das Vertrauen zwischen Gatten ist die Grundlage ihres Glückes, ihrer ganzen Vereinigung, und nur ganz vereinigte Gatten können ihren Kindern glückliche Eltern sein. Um meines Sohnes willen bitte ich Dich, um meines Sohnes willen fordere ich: gieb Vertrauen. Was jene Frau Dir auch gewesen sein mag, welche Erinnerungen auch ihr nun Anrecht an Dein Herz zu geben scheinen — eines ist, was ihr alle Rechte raubt und mir alle giebt! — Ich habe Dir Deinen Sohn geboren."

„Paula," schrie Wallroth auf, „Deine Worte zerfleischen mich — schweige und habe Erbarmen."

Betreten über diese ihr unverständliche Wirkung ihrer Worte, verstummte Paula eine Weile. Thränen standen in ihren Augen.

„Mama, nicht weinen!" stammelte der Kleine.

„Vergieb," begann sie wieder gefaßt, „ich wollte Dich nicht kränken, denn ich habe im Herzen gewiß Erbarmen mit der armen Frau, welche das edelste Glück entbehren muß, sich mit dem Vater ihres Sohnes den Erziehungsfreuden hinzugeben. O ja, ich habe so viel Mitleid. Denke Dir, Heinz, wenn dies Dein

Kind Dich entbehren müßte, wenn mir allein diese junge Seele vertraut bliebe, würde aus übergroßer Liebe, aus Kummer und Schwachheit, nicht aus diesem Kinde vielleicht ein so unglücklicher Knabe werden, wie jener Alban?"

Ihr Gatte sank neben ihr nieder und mit heftigen Händen seinen Knaben umklammernd, rief er:

„Schweige — ich beschwöre Dich. Und gönne mir noch mein Verstummen. Mein Kind — mein Kind — darf ich für Dich leben?"

Paula sah seine tiefe Erschütterung und in ihrem einfachen Heldenmuth faßte sie sich schnell, um in scheinbarer Gelassenheit zur Tagesordnung überzugehen. Ach, war das die gewohnte Tagesordnung? Zwar geschah in dem kleinen, nach dem Schlag der Uhr geregelten Hauswesen Alles, wie es an anderen Tagen auch geschehen: Paula und Heinz gingen von sechs bis sieben spazieren, das Dienstmädchen mit dem kleinen Erwin folgte ihnen wie immer. Aber draußen im Walde von Düsternbrock standen sie nicht lachend still, um Erwin zwischen dem Unterholz wie einen Gnom umher stolpern zu sehen; sie verweilten nicht immer von Neuem entzückt an den Aussichtspunkten, um den Anblick der herrlichen Meeresbucht zu genießen und Erwin auf die stolzen Schiffe aufmerksam zu machen, die auf schimmernden und leise fluthenden Wogen in finsterer Ruhe lagen, gleich schlafenden Riesen. Sie schritten stumm im Tact neben einander, als gelte es, durch den Gang eine Arbeit abzuthun. Und wie alle Abend platschte Erwin in seinem Bade, daß die Mama und die Diele der Stube die feuchten Spuren fühlten, aber der Papa neckte ihn nicht dabei und reizte ihn nicht an zu größeren, von der Mama lachend gescholtenen Wildheiten. Auch aßen sie in der Laube im Hintergärtchen ihr Abendbrot, dieselbe einfache Kost wie immer, aber sie schmeckte bitter und auf Paulas Wangen waren im Laufe der Stunden auf blassem Grund fieberheiße Rosen erblüht. Dann hoben die Feststunden des Tages an — aber heute waren sie kein Fest, sie wurden eine Strafe, denn sie brachten die ungestörte Einsamkeit zu zweien.

Paula erhoffte von der Einsamkeit noch, daß ihr Gatte nun von den Lasten seiner Seele reden werde — umsonst. Heinz brütete still über ein Buch, aber Paula merkte, daß er zwei Stunden lang kein Blatt in dem Buche umwandte. Und dann eine schlaflose, lange Nacht.

Paula sah, daß ihr Glück in Gefahr, aber sie kannte nicht die Art des Schlages, der gegen dasselbe geführt wurde. Daß er von jener Frau komme, war ihr gewiß. Sie erwog, ob sie zu ihr gehen solle und ihr sagen: Lassen Sie mir meinen Gatten, er gehört mir und meinem Kinde und Niemand lebt, der ihn mir streitig machen kann. Aber Paula beschied sich und bekämpfte alle Furcht und alle Sorgen in ihrem Herzen. Sie hörte ihres Gatten schwere Seufzer in der Nacht und einmal hörte sie, daß er sich von seinem Lager aufrichtete und fühlte, daß er über sie geneigt ihren Athemzügen lausche. Da suchte ihre Hand im Dunkel sein Haupt und mit einer liebkosenden Bewegung sprach sie leise: „Heinz, ich glaube an Dich."

Eine Thräne fiel aus den Augen, die im Schatten über sie geneigt waren, auf ihre Wange — eine heiße, schwere, bittere Thräne. — Die Antwort vielleicht auf ihr schönes Bekenntniß, der Dank vielleicht für ihre vertrauende Liebe, oder — eine Thräne auf das Grab ihres Glückes geweint. Paula empfing sie in zitterndem Schweigen und dann ebneten sich ihre gramvollen Erregungen und ein sanfter Schlummer nahm sie auf.

Heinz aber floh sein Haus am Morgen, noch ehe die blauen Augen sich wieder öffneten. Mit seinen Büchern unter dem Arm verließ er die Stadt, welche sich an das Ufer der Meeresbucht hinschmiegte, er suchte sich draußen, wo die bewaldete Küste sich hügelartig über dem Meeresspiegel erhob, ein stilles Plätzchen, um in der Waldeseinsamkeit, im Angesicht des Meeres nach der Sammlung zu ringen, die ihm für sein Tagewerk so nothwendig war. Er gewann, wenn auch keine Klarheit, so doch wenigstens die Festigkeit äußerliche Ruhe zu zeigen, und so trat er zur gewohnten Stunde in seine Klasse.

Sein Eintritt wirkte wie eine Hand, die sich plötzlich gegen einen plaudernden Mund legt: eilfertiges erregtes Stimmengesumme verstummte jäh und ohngefähr dreißig Augenpaare richteten sich mit Spannung und Neugier auf ihn. Es war offenbar und Heinz fühlte es sofort heraus, daß die Klasse durch Alban schon davon unterrichtet war, es werde heute etwas vorgehen. Hier lag entweder die Gewißheit, daß Alban die Comödie einer Bitte um Vergebung auszuführen gedenke, oder schlimmer noch eine Verhöhnung seiner Person, die Allem die Krone aufsetzte. Heinz bemeisterte sein aufkochendes Blut und begann nach einer kurzen, schwülen Pause vergeblicher Erwartung über sein Thema, das die Stunde erheischte, zu dociren. Heute richtete er keine Frage an den blassen Knaben, der ihm gerade gegenüber saß, immer sah er über ihn hinweg, es schien, als sei Alban für Dr. Wallroth nicht anwesend.

Der unglückliche Knabe, so um die Gelegenheit gebracht, Trotz zu zeigen und die Miene aufzusetzen, die er sich vorgenommen, fühlte eine große Wuth in sich aufsteigen. Nun wollte er sich mit Gewalt in Erinnerung bringen. Er ersah die Gelegenheit, daß sein Nachbar aufgefordert war, eine Stelle aus dem Gedächtniß herzusagen und einige Augenblicke nach dem verlangten Citat suchte. Mit klarer, lauter Stimme leistete er die Antwort.

All' die neugierigen Knabenaugen sahen es, daß Dr. Wallroth bei dem Klang dieser Stimme erbleichte und daß seine Augen rasch wie ein Blitz mit unnennbarem Grauen über Alban hinstreiften. Aber dann verrieth kein Wort und keine Geste, daß der Lehrer bemerkt, wie ein anderer statt des aufgeforderten Schülers geantwortet hatte.

Der Stundenplan dieses Schulmorgens fügte es, daß Dr. Wallroth die erste und die letzte Stunde in seiner Klasse zu geben hatte. Am Schluß der ersten verharrte er abermals schweigend und wartete einige Minuten. Aber keine demüthige Stimme erhob sich, um Reue auszusprechen. Und

noch einmal fing die Qual an. Wie ein dumpfer Druck lag es auf allen Schülern, der früher von ihnen verehrte Lehrer erschien ihnen um Jahre gealtert, in jedem jungen Herzen regten sich allmählich Vorwürfe, daß man den aufsässigen Reden Albans so interessevoll gelauscht, und Jeder gab trotz der heißen Mittagsstunde in Eifer, Antwort und Blick zu verstehen, daß er den armen Herrn Doctor gewiß nicht kränken wolle. Aber Heinz fühlte sich zu betäubt, um dies rührende Bestreben seiner Schüler zu bemerken. In geistiger Zerschlagenheit las er mechanisch aus dem Buche, das vor ihm lag, die Fragen ab und manche verkehrte Antwort mochte ungetadelt hingehen.

Dann schlug es zwölf. Er stand auf. Alles schwieg. Ein wenig heiser ging der Schall seiner Stimme über die Köpfe der Schüler hinweg.

„Ist Niemand unter Euch," begann er, „der mir etwas zu sagen hätte?"

Alle Augen wandten sich nach Alban von Darneck; der saß und schaute zum Fenster hin und trommelte unhörbar mit den Fingern auf den Tisch.

Heinz athmete schwer.

„Alban von Darneck."

Der Gerufene stand auf. Er sah mit flammenden Augen auf seinen Lehrer, er wußte, daß er mit diesen Augen eine unerklärliche Gewalt über ihn ausübe. Aber Dr. Wallroth sah über die Klasse hin und sah nicht in das Auge des einen Knaben.

„Das nahe bevorstehende Jubiläum unseres verdienten und geliebten Directors verbindet Lehrer und Schüler zu erhöhter Anstrengung, denn die schönste Festgabe, welche wir dem verehrten Greis darbieten können, ist wohl das Zeugniß, daß unsere Klasse ganz durchdrungen ist vom Geiste der Liebe, Demuth und Arbeit."

Die Stimme versagte ihm, er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

„Leider wird der festliche Tag uns nicht in der gleichen Zahl wie heute um den Jubilar versammelt finden. Einer scheidet aus unserm Kreise auf unbemessene Zeit aus."

Ein leises Rauschen ging durch die Klasse. Dieses gedämpfte Geräusch verschlang den kurzen Ausruf maßlosen Zornes von Albans Lippen.

„Alban von Darneck wird auf den Wunsch des Herrn Directors und mein Anrathen die Schule verlassen — aus Gesundheitsrücksichten bis zu seiner vollständigen Besserung."

Die letzten Worte waren in ihren einzelnen Silben zerhackt über seine Lippen gekommen, fast unhörbar wie aus einem sterbenden Munde. Wallroth schwankte und sank in seinen Stuhl zurück. Und in dem Lärm, der entstand, und dem Geschrei: „O Gott, er wird ohnmächtig — Dr. Wallroth fällt," entfloh mit bleichem Angesicht der gemaßregelte Knabe.

Man brachte Dr. Wallroth in einer Droschke nach Hause; er lag dann auf kühlen Linnen gebettet und hörte leises Kleiderrauschen und fühlte eine sanfte Hand um sich walten. Und er nahm, ohne die Augen zu öffnen, diese Hand und küßte sie in Demuth. So blieb er liegen ohne Schmerzen,

fast ohne Schwäche, aber in einem seltsamen Zustand des Halblebens, in welchem sein Körper ihm jede Bewegung zur Riesenlast machte, in welchem sein Geist es verweigerte, zurück oder vorwärts zu denken und immer nur starr und hülflos an dem einen Gedanken hing . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Dieser Tag ging zu Ende, in langer Dämmerung ohne Kühle und ohne Abendwind. Wollüstig ruhten die Düfte aus Rosenkelchen und von blühenden Caprifoliumgerank in der Luft. Die Vögel schwiegen schon lange, und die Menschen schwiegen auch, denn die, welche wachten, athmeten stumm die Luft der Sommernacht, eine unendliche, dunkle, betäubende und ermattende Luft; eine Luft, ganz in ihr hinzuleben oder in ihren Wonnen zu sterben. Röthlich hell schob sich langsam die schmale Mondsichel empor. Sie stand gerade über dem alten Thurm, dessen graues Kupferdach nun schwarz erschien und sich dunkel und langgestreckt in dem bewegungslosen Wasser abmalte, ein schwarzer Schatten auf der kaum erhellten, wenig glänzenden Fläche. Und in dem schweigenden Wasser stand, nah am Straßenufer, regungslos der schmale Saum üppig aufgeschossenen Schilfrohres. In den Büschen bewegte sich kein Blatt, auf den kiesbestreuten Gartenwegen blinkten im Mondenscheine einzelne Steinatome in Demantglanz auf, wenn ein Strahl von der röthlichen Mondsichel sich zu ihnen herniederspann.

In diese Sommernacht, die sich so an Ruhe und an Düften sättigte, sahen zwei brennende Augen hinaus und ein banges Ohr neigte sich lauschend, um nur einen, ach einen Laut zu vernehmen. Die blasse Frau wartete vergebens, vor ihren Augen erhellte sich wohl die metallisch glänzende Wasserfläche und wuchs der Schatten des alten Thurmes, aber Menschliches regte sich nicht.

Ruhelos und lautlos schritt sie in der Veranda vor ihrem Hause auf und ab. Jeder ihrer Gedanken war eine Anklage, gegen sie selbst gerichtet. Die letztvergangenen Stunden zogen an ihrem Geist vorüber. Alban war todtenbleich, mit keuchender Brust, aus der Schule gestürzt gekommen. Er hatte in tobendem Zorn von dem Schimpf berichtet, den Wallroth ihm angethan . . . wenn die Worte auch wohlgesetzt gewesen, enthielten sie doch eine entehrende Ausstoßung, die Jeder verstand . . . er forderte Schutz, Rache von seiner Mutter. Alle Scham, die Constanze wegen ihres mißrathenen Sohnes schon erduldet, jeder Augenblick der Leiden ward in ihr wach und gebar einen plötzlichen großen Zorn gegen ihren Sohn. Wenn Schwäche sich aufgerafft zu plötzlichen Kraftgefühlen, gleicht es dem Daherbrausen einer verderblichen Springfluth, die Niemand einzudämmen weiß. Der Zorn und die Liebe der Schwachen trägt in der Stunde der Leidenschaft das Wort „Maßlosigkeit“ an der Stirn. Constanze war mit einem Mal ganz Mutter, ganz unerbittlich gewesen und hatte in der Raserei ihres neugeborenen Pflichtbewußtseins ihrem Sohn zugeschworen, daß Niemand

anders als gerade Wallroth sein Erzieher werden solle und daß sie ihn zu dem verhaßten Mann in's Haus geben werde. Mit einem Gelächter, das ihr das Herz erbeben machte, war Alban davon gestürzt — schon vor vier Stunden und noch immer kam er nicht zurück.

Vier Stunden der Angst. Zeit genug für eine Constanze, jedes harte Wort zu bereuen, das sie dem Sohne gesagt, sich all die liebevollen Schmeicheleien auszudenken, mit denen sie ihn wieder zu versöhnen hoffte. Sie wollte ihm gern Alles vergeben, er sollte nur wiederkommen. Von dem Manne, den er so haßte, sollte ja nie mehr die Rede sein. Alban hatte sich ein Pferd gewünscht, Constanze wollte es ihm heute Abend versprechen, nur durfte er ihr nicht mehr so entfliehen.

O Todesqual des Wartens. Aber da — da regte es sich? Nein, nichts. Nur die Blumenblätter, die leise rauschend durch das Laubgehege des Spaliers ihren Weg zu Boden suchten.

Aber draußen auf dem Bürgerstieg des Lorenzendammes erklangen langsame und schwere Tritte — nein, Alban war es nicht, diese Tritte rührten von mehr als zwei leichten Knabenfüßen her. Vier Männer — und sie trugen einen Krankenkorb. Schaudernd wandte die blasse Frau sich ab — welche Last — ein Todter oder ein abschreckend Kranker — in dieser süßträumenden Sommernacht . . . Aber wie . . . die Männer hielten still — sie klinkten die Pforte auf und standen schon mit ihrer Bahre auf dem mondblinkenden Kiesweg.

Ein Schrei gellte durch die Nacht. Die Frau flog die Stufen hinab, warf sich auf die Bahre und rief:

„Er? Er? . . .“

Die Männer standen in Schweigen. Das knieende Weib zerrte an dem Laken, das den Inhalt des Korbes verhüllte, und hob zugleich in flehender Angst ihr Haupt zu den Männern.

„Sprecht! Was soll dies hier . . . bringt ihr es mir? Ist er es? Mein . . .“

Und wieder der Schrei. Ihr Auge war auf das von ihr enthüllte Leichengesicht gefallen.

„Mein Sohn!“

Dann kam ein Fieber über sie.

„Schnell,“ sprach sie, „er kann nicht todt sein — er lebt — es ist Rettung . . . Alban . . . erwache.“

Sie tastete mit ihren Händen auf seiner Brust herum und hörte mit gierigem Ohr.

„Er athmet . . . hört Ihr — seht es — er athmet.“

Sie kam in die Höhe.

„Schnell in das Haus — lauft zum Doctor — Gold — Männer, Ihr sollt Gold haben.“

Man trug ihr den todten, kalten Knaben in das Haus und man lief nach dem Arzt und log, daß der Athem hörbar und das Herz noch fühlbar sei. Nur die Dienstboten hörten den Bericht, daß der Knabe mit durchschossener Brust im Walde von Düsternbrock gefunden sei und daß ein Zettel, der bei ihm in seiner Brieftasche gefunden worden, Selbstmord bekenne. Die Mutter vernahm Nichts. Sie erwärmte Albans Hände mit ihren Küssen.

Aber plötzlich schreckte sie empor. Wie Sturm in glimmendes Feuer fährt, war ein Gedanke in ihre verwirrte Seele gefallen und lohte hoch darin auf.

„Wallroth!“ murmelte sie. Mit Augen, die weit aufgerissen und starr ein Etwas vor sich zu sehen schienen, das die Anderen nicht faßten und erblickten, stand sie eine kurze Spanne Zeit stumm und bewegungslos.

„Friedrich,“ sprach sie dann mit einer Stimme, in der es wie leiser Hohn bebte, „Friedrich, holen Sie sofort den Doctor Wallroth. Sie wissen, der Lehrer meines Sohnes.“

„Gnädige Frau, es ist elf Uhr . . . ich weiß nicht,“ stotterte der Diener.

„Ich will es,“ sagte Constanze scharf. „Sofort, Sie hören es, sofort.“

Und dann sank sie neben dem Lager wieder zusammen. Sie vergaß auf den Arzt zu horchen, sie wunderte sich nicht, daß dessen Ankunft sich ungebührlich lange verzögerte, sie merkte nicht, daß der langgestreckte Körper, auf dessen Brust ihr Kopf lag, keine, keine leiseste Regung mehr hatte.

So schnell seine Füße ihn trugen, lief der Mann mit seinem wunderlichen Auftrag und fand richtig, wie er vermuthet, die Thür verschlossen, an die er nun mit geballten Fäusten pochte. Ein Fensterflügel öffnete sich über ihm, er wandte sein Gesicht aufwärts und sah ein weibliches Haupt heraus neigen.

„Wer pocht an die Thür und warum?“ fragte eine helle mißbilligende Frauenstimme.

„Die Frau Baronin Darneck schickt mich her.“

Droben griff eine weiße Hand haltsuchend an das Fensterkreuz.

„Unserm jungen Herrn ist ein Unglück zugestoßen. Doctor Wallroth soll sofort kommen, sofort.“

Der Fensterflügel blieb geöffnet, aber der Frauenkopf verschwand. Der Mann hatte seine Schuldigkeit gethan und kehrte unverzüglich nach dem Unglückshause zurück, wo zugleich mit ihm endlich der Arzt eintraf und Constanze zu so angstvollem Leben erweckte, daß sie den vorhin gegebenen Befehl wohl darüber vergaß.

Im kleinen Lehrerhause aber stand eine bange junge Frau und sah den Gatten an, der sich von seinem Lager horchend aufrichtete.

„Du hast gehört?“ flüsterte Paula.

Heinz gab keine Antwort, aber mit hastigen und unsicheren Händen griff er nach seinen Kleidern.

„Heinz — Du warst krank heute — muß es denn sein?“ rief Paula jammervoll.

„Es muß!“ sprach er tonlos, aber mit einem solchen Ausdruck von Festigkeit, daß Paula erbebte.

Sie sprachen kein Wort mehr. Aber sie rüsteten sich Beide stumm und eilig zum nächtlichen Gang, Paula freilich, ohne daß ihr Gatte es bemerkte.

„Lebe wohl,“ sagte er, ohne in ihre Augen zu sehen. „Lebewohl und vergieb.“

„Heinz,“ schrie sie auf und warf sich wild an seine Brust.

Schaudernd schob er sie von sich.

„Laß mich,“ murmelte er, „Du weißt nicht, was Du thust.“

Er ging. Seine Füße trugen ihn kaum. Schwer war sein Tritt und hallte laut durch die Nacht, so laut, daß er den leisen Ton verschlang, den ein anderer, leichterer Fuß, hinter ihm schreitend, verursachte. Oft stand er still, dann hielt der leise Fuß hinter ihm auch an.

So kamen sie, ein Wanderer und sein Schatten, am gefürchteten Ziel an. Stumm, mit Augen, in denen Erstaunen, Neugier und Scheu lag, welche die Gegenwart des Todes im Hause auch rohen Gemüthern einflößt, ließ man Heinz und die, welche ihm auf den Fersen folgte, eintreten und wies auf die Thür, durch welche Heinz auch gestern gegangen. Sie befanden sich im Salon, es war vollständig dunkel dort, nur aus einer, in ein Nebenzimmer führenden Thüröffnung quoll ein heller Lichtstrom und lag scharf abgegrenzt auf dem Teppich. Von dort her kam auch der Klang von Stimmen. Eine ruhige, nur vom Scheinmitleid ein wenig modulirte Stimme, welche gerade sagte:

„Aber meine theure Baronin, lassen Sie doch seine Hände los und erheben Sie den Kopf von seiner Brust, wie kann ich eine Untersuchung anstellen, wenn Sie sich immer wieder über ihn werfen?“

Drinnen erscholl ein leiser Klagelaut, wie ein unterdrückter Aufschrei. Der Mann, der nebenan im Dunkeln stand und nicht seinen Fuß in den Lichtstrom vorwagte, wankte bei diesem Ton.

„Ich muß den Oberkörper ganz entkleiden — soll ich die Dienerschaft zur Hülfe rufen? Nein? — Bitte, helfen Sie — so — so — danke.“

Und dann eine lange, stumme fürchterliche Pause. In diesem Schweigen hatte es den Mann doch hineingezogen in das Licht und ganz nahe bis an die Thür.

„Frau Baronin,“ sprach der Doctor achselzuckend, „die Wahrheit hätte Sie schon der Augenschein, nicht erst mein Mund lehren können. Ihr Sohn ist mindestens zwei Stunden todt.“

Constanze sah ihn an — sie verstand wohl nicht, was er sagte — ihr Blick ging wieder auf Alban — wieder auf den Doctor — wanderte groß und irre in der Runde und leuchtete plötzlich in wahnsinnigem Haß auf.

„Mörder!" schrie sie und hob beide Hände gegen Heinz empor.

Er wankte auf das Lager des todten Knaben zu, dort kniete er nieder.

„Mörder!" wiederholte sie.

„Frau Baronin!" mahnte der Arzt bestürzt.

„Ja, Mörder! Deine Härte — Deine Strenge — Dein Haß haben ihn in den Tod getrieben — Du, Du — barmherziger Gott, hat sich denn keine Stimme in Deinem Herzen geregt für dieses Kind."

„Frau Baronin," bat der Arzt, „kommen Sie zu sich. Begreifen Sie doch, Sie sprechen mit Doctor Wallroth."

Sie lachte bitter und verzweifelt.

„Alban," rief sie, „Alban — Kind — noch einmal thu Deine Augen auf — sieh' ihn an — fordre Dein Recht von ihm — er hat Dich in den Tod getrieben."

„Halt ein!" schrie Wallroth.

„Nein," raste Constanze weiter, „nein, das Bild meines todten Sohnes wird Deine Seele vergiften, es wird Dich verfolgen, es wird zwischen Deinem Weibe und Dir stehen, und wenn Du ihren Sohn — ha, ha — Deinen einzigen Sohn küssen willst, wird unter Deinem Kuß sich sein blühender Mund Dir verwandeln in die kalten, leichenkalten Lippen meines Sohnes. Küsse Alban — küsse seine Lippen."

„Heinz!" rief da eine laute Stimme hallend durch das Gemach. Constanze antwortete mit einem Schreckenslaut. Auf der Schwelle stand ein blasses junges Weib, der Mantel fiel von ihren Schultern, als sie nun näher kam und ihre Hand fest auf Wallroths Haupt legte. Er aber drückte sein Gesicht in die Falten ihres Kleides. Leise verließ der Arzt das Gemach; er sah, hier gab es Dinge abzurechnen, die seiner Zeugenschaft entrathen konnten.

Eine Minute wohl verging, ehe Paula sich gesammelt hatte, um Herr über ihre Stimme zu werden.

„Ich bin ihm gefolgt," sprach sie dann, „weil ich wußte, er werde meiner bedürfen. Komm, Heinz — an diesem Lager hast Du nicht zu knien. Was auch immer in der Vergangenheit gewesen sein mag — es ist begraben! An diesem Knaben und an seinem Tode hast Du keinen Theil."

„Keinen Theil!" höhnte Constanze.

Heinz umklammerte sein Weib so fest, daß Paula schwankte. Ihr schauderndes Auge glitt über die schöne, weiße, marmorne Gestalt auf dem Lager vor ihr — da sah sie etwas — da erbebte sie — Alban hatte auf der rechten Schulter ein blaues Mal. Paula kannte Jemand, der an derselben Stelle dasselbe Mal als Merkzeichen von der Natur empfangen . . . Paula athmete tief und schwer; sie schloß die Augen und schwieg eine kleine

Weile. Doch dann hob sie wieder ihre Stimme, die nun gebrochen und matt klang.

„Nein, dennoch — dennoch keinen Theil. Dieser Knabe ward Ihnen gegeben, damit Sie an seiner jungen Seele tausendmal gutmachen sollten, was Sie einer andern Seele Uebles gethan. Ihnen aber wandelte sich das göttliche Gnadengeschenk zur Strafe. Sie waren diesem Knaben keine Mutter! Hören Sie es in dieser schauerlichen Stunde: Mutterrechte erwirbt man nur durch Erfüllung der Mutterpflichten. Sie waren ihm keine Mutter! So ging er grausam von Ihnen, ohne an Ihre Qualen zu denken. Mord — Mord — Sie sprachen das fürchterliche Wort aus — o, wenn hier gemordet ist, waren Sie die Mörderin. Heinz litt wie ein Held und handelte so. Er hatte Recht gethan, strenge zu sein gegen den Sohn — den Sohn einer Frau, die er einmal geliebt. Diese unselige Kugel, welche die junge Brust durchbohrt hat, sie hätte auch ohne Heinz' Eingreifen in sein Leben den gleichen Weg gefunden — nur vielleicht, daß sie einige Jahre später und als Abschluß einer schmachvollen Kette von Verirrungen ihn gefunden. Komm, mein Gatte, an diesem Schicksal und der Frau, die es herbeirief, hast Du keinen Theil."

Während sie also sprach, kam der hohe Muth in ihre Seele zurück; mit festem Druck die Hand des Gatten ergreifend, zog sie ihn, den Willenlosen, Betäubten, mit sich fort.

Er folgte ihr, demüthig und blind, wie der Verzweifelte einer Gnadenverheißung nachgeht. Schon hatten sie die Schwelle verlassen, da tönte hinter ihnen ein Ruf, der Beide erbeben machte.

„Heinz!"

Todesangst hatte ihn ausgestoßen, den Ruf. Eine wildgeängstigte Seele, die es jäh begriff, daß in dieser Stunde mehr verloren ging als ein Leben. Eine Seele, in welcher eine heiße, leidenschaftdurchbebte Erinnerung plötzlich zur Gegenwart erwacht war. Ein Ruf der Liebe und der Noth.

Und die andere Seele, an welche dieser Ruf erging, zuckte auf und auch in ihr schlug eine große Flamme empor. Sie fühlte, daß sie jetzt in Schmerz, Reue, Liebe verlodern möge, um dann stumm und todt zu ruhn, wie der schöne marmorweiße Jünglingsleib.

„Laß mich mit ihnen sterben."

Die junge Heldin, welche wohl wußte, daß sie hier um das Glück ihres Sohnes und ihres Herzens rang, hob sanft das schmerzverklärte Angesicht zum Gatten empor.

„Stirb denn mit diesem — und ich will leben — leben für mein Kind," sprach sie leise. „Mein Kind," hatte sie gesagt.

„Mein Sohn!" rief Heinz.

„Und ich — und ich," stammelte Constanze, die Hände des jungen Weibes umklammernd. „Habe Erbarmen."

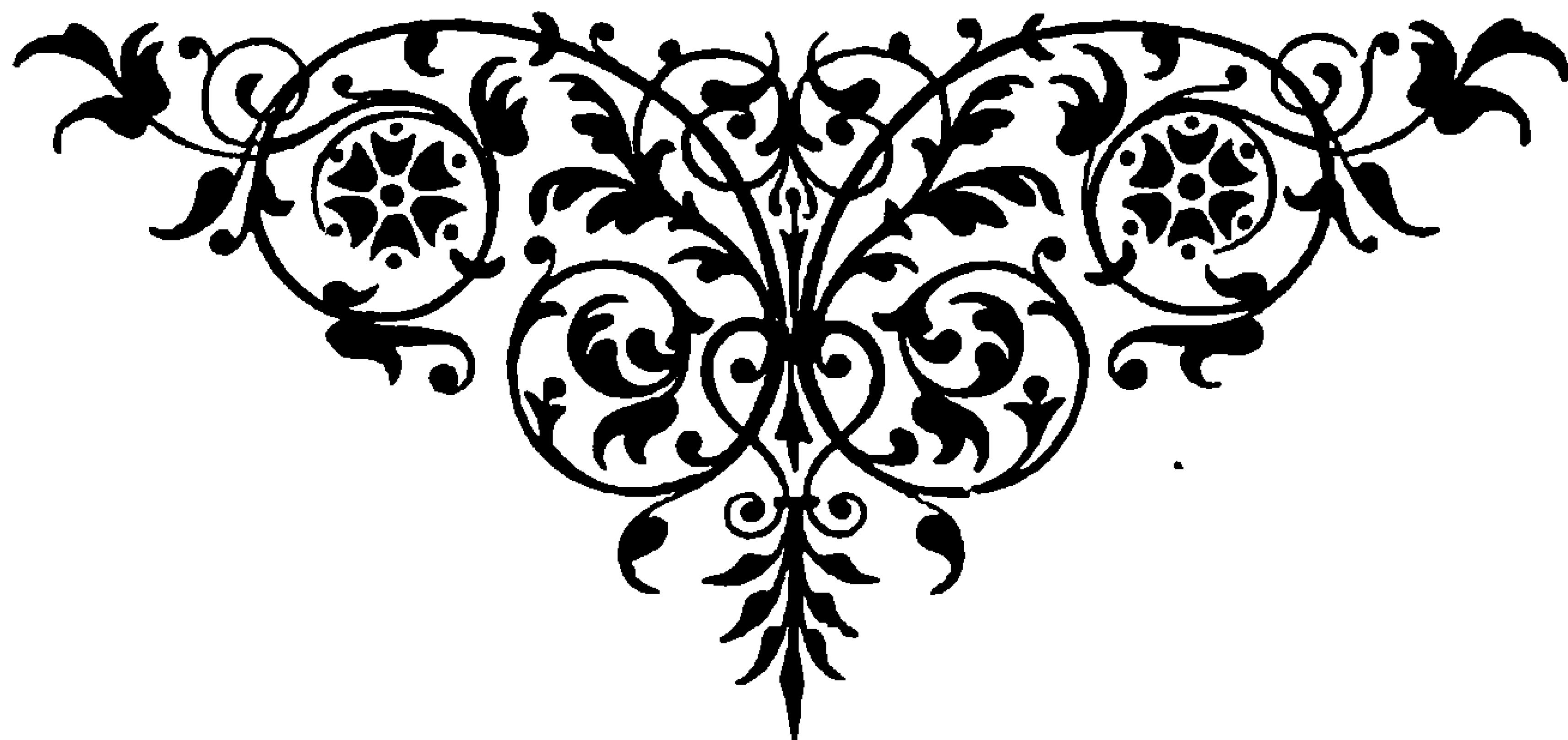
Paula entzog sie ihr.

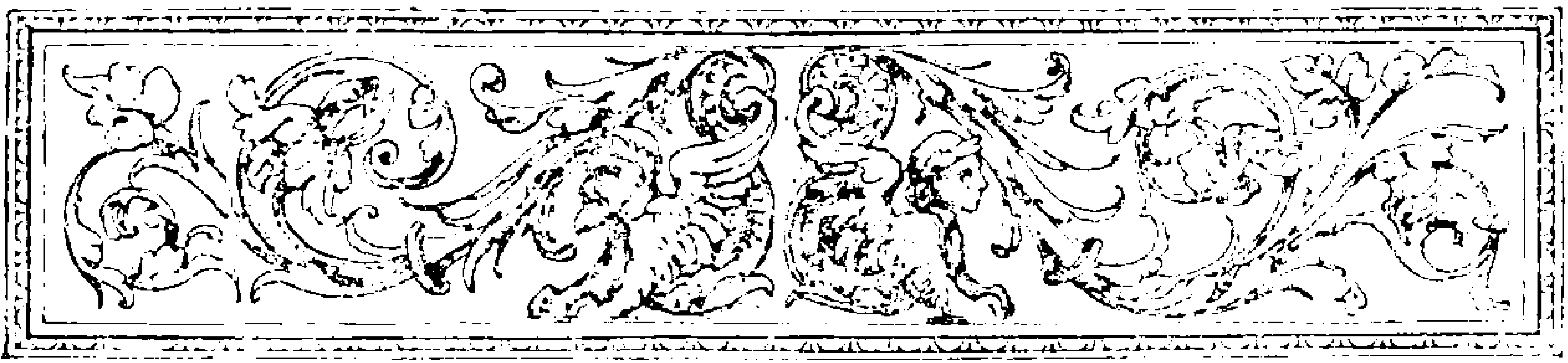
„Gott helfe Ihnen das Schicksal tragen, das Sie sich bereitet. Aendern können es Menschen nicht! Heinz — mein Sohn ruft nach seinem Vater!"

Und Heinz, die Rechte vor den Augen, die Linke um seines Weibes Schulter gelegt, schritt hinweg von der Stätte, wo haltlose Verzweiflun , zorniger Gram und vernichtete Selbstsucht nun einsame Thränen weinen konnte. Einsam — einsam ein Leben lang ohne Arbeit, an Abenden ohne Freude, in Nächten ohne Schlaf — in einer fernen letzten Stunde . . . einsam!

Heinz und sein Weib lebten weiter — scheinbar wie vorher. Gedankenlose Menschenzungen sagten jetzt, wie früher: „Welch ein glückliches und harmonisches junges Paar, welch' ein schönes und wohlerzogenes Kind!" Blöde Menschenaugen aber sahen nicht, daß auf Wallroths Haar ein zu früher Silberschein sich verbreitete, daß seine Stirn schwerer gefurcht und seine Wangen schmäler geworden; sie sahen auch nicht, daß aus seinen Augen oft ein Blick ging, der sein junges Weib mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen, unsäglichen Liebe umfing, ein Blick, wie er nur aus Augen geht, die Nachts in eine gramvolle Vergangenheit zurückschauen. Und sie hörten auch nicht, die blöden Menschenohren, daß in Paulas Stimme ein Ton von rührender Schonung, von Demuth, von grenzenloser Hingabe bebte, wenn sie zu dem Gatten sprach. Sie merkten nicht, daß die nimmer rastende Sorge, Strenge und Liebe der Gatten für den Sohn bis zur Selbstaufopferung ging, daß jede kindische Unart ihnen zur tödtlichen Pein, jede Verheißung, die in seinem kindischen Thun auf gute Eigenschaften schließen ließ, ihnen zum Gnadengeschenk ward.

Ja, Heinz und sein Weib waren glücklich; aber ihr Glück blühte nicht im lachenden Sonnenschein, es blühte im Schatten.





Heinrich Schliemann und seine Entdeckungen.

Von

Wilhelm Lübke.

— Karlsruhe. —

Das Auftreten Schliemanns hat eine Revolution im Gebiete der Alterthumsforschung hervorgebracht, wie sie einschneidender kaum gedacht werden kann. Durch seine großartigen Entdeckungen hat er uns plötzlich Licht über eine Epoche verbreitet, von welcher wir bis vor Kurzem keine Spur einer Anschauung besaßen, hat er über jene heroische Vorzeit, die sich poetisch in den Gesängen Homers spiegelt, uns eine so reiche und lebensvolle plastische Verbildlichung gegeben, daß nun erst jene großen Epen, die seit zwei Jahrtausenden die Menschheit entzücken, ihre wahre Illustration erhalten haben. Damit ist hoffentlich eine Zeit souveräner Nüchternheit für immer zu Grabe getragen, welche in hyperkritischer Spitzfindigkeit so weit ging, nicht blos die geschichtlichen Grundlagen der sagenreichen Erzählungen vom trojanischen Kriege, selbst die Existenz von Ilion zu leugnen, sondern auch den großen Sänger zu zerpflücken und seine Gestalt in Nichts aufzulösen. Als ob Dichtungen wie die Ilias und vollends die Odyssee (abgesehen von manchen späteren Zusätzen und Einschaltungen) ohne die schöpferische Kraft eines großen Poeten, blos durch Aneinanderflicken von „Volksliedern" jemals entstanden wären, oder entstehen könnten.

Spiegelte sich in jener Auffassung die ganze Dürre nüchterner Stubengelahrtheit im Stile des seligen Dr. Dry-as-dust, so trat in Schliemann eine Persönlichkeit auf, die fern vom Staube der Schule ihren Weg durch's praktische Leben gemacht hatte und an die Stelle unfruchtbarer Silbenstecherei die frischen Thatsachen der Wirklichkeit setzte. Es ist wohl der Mühe werth, diesen bahnbrechenden Forscher etwas genauer zu betrachten und seine

Züge aus dem Lebensbilde uns vor Augen zu stellen, welche er seinem „Ilios" beigegeben hat. Nicht blos interessant wie nur irgend ein spannender Roman, sondern auch belehrend in mancher Hinsicht ist diese Biographie.

Wir sehen den Knaben als Sohn eines mecklenburgischen Geistlichen im Jahre 1822 in dem Landstädtchen Neu-Bukow geboren werden, von wo der Kleine schon im folgenden Jahre durch die Versetzung seines Vaters nach Ankershagen übersiedelt, um dort die nächsten acht Jahre seines Lebens zu verbleiben. Früh erwacht in dem Knaben der Sinn für das Geheimnißvolle und Wunderbare. Vor Allem erwecken die Erzählungen des Vaters vom trojanischea Kriege ein fast leidenschaftliches Interesse für Troja, welches in dem Plane gipfelt, dereinst die Ueberreste der zerstörten Stadt ausgraben zu wollen. Dies wurde nun das Programm seines Lebens, und selten ist wohl ein anscheinend so phantastischer Plan mit solcher Consequenz festgehalten und schließlich zur großartigsten Erfüllung geführt worden. Selten aber auch hat sich in einer Persönlichkeit hoher Idealismus mit so energischem Realismus verbunden wie in Schliemann.

Voll Begeisterung erzählt nun der Knabe seinen Mitschülern von Troja und von seinen Plänen, die ihn indeß allgemeiner Verspottung aussetzen und ihn schon früh mit der Skepsis landläufiger Mittelmäßigkeit bekannt machen. Bezeichnend ist es dann wieder, daß es ein weibliches Gemüth ist, seine kleine Mitschülerin Minna, welche mit Verständniß auf seine phantastischen Pläne eingeht, so daß die Beiden in kindlicher Schwärmerei sich ewige Treue geloben und gemeinsam einst Troja auszugraben beschließen. Höchst fesselnd ist es nun, die ausführlicheren Schilderungen zu lesen, wie der Knabe, nach dem Tode der Mutter durch schweres Mißgeschick vereinsamt, mit elf Jahren auf das Gymnasium von Neustrelitz kommt, dies aber schon nach drei Monaten aus Mangel an Mitteln verläßt, um in die Realschule überzugehen, aus der er mit vierzehn Jahren scheidet, um als Lehrling in einen kleinen Krämerladen zu treten. Unablässig aber hält er in seiner niedrigen Stellung sein ideales Ziel im Auge, und noch mehr wird seine Leidenschaft für Griechenland bestärkt, als einst ein verkommener Studiosus in den Laden tritt und eine Stelle aus Homer in der Ursprache recitirt, welche auf den armen Kaufmannslehrling den tiefsten Eindruck macht. „Von jenem Augenblick an," so erzählt Schliemann, „hörte ich nicht auf Gott zu bitten, daß er in seiner Gnade mir das Glück gewähren möge, einmal Griechisch zu lernen." Bald darauf greift er zum Wanderstabe und geht nach Hamburg, wo er in verschiedenen Materialhandlungen eine Stellung findet, die er indeß bald verliert, weil er durch Ueberanstrengung sich ein Brustleiden zugezogen hatte, das ihn für schwere Arbeit untauglich machte.

Nun versucht er's mit dem Schiffsdienst und wird als Kajütenjunge auf einer Hamburger Brigg angenommen, welche bestimmt war nach Venezuela zu gehen. Er war aber so arm, daß er, um sich eine wollene Decke anzuschaffen, seinen einzigen Rock verkaufen mußte. Die mitten im

Winter angetretene Fahrt sollte einen unglücklichen Ausgang nehmen, denn auf der berüchtigten Höhe der Insel Texel bei einem furchtbaren Sturme litt die Brigg Schiffbruch. Doch nach neunstündigem Kampf mit den Wellen wurden die Gescheiterten in einem kleinen offenen Boote glücklich an's Land geschleudert. Endlich nach vielen Widerwärtigkeiten erreichte Schliemann Amsterdam, wo er sich für die Colonieen als Soldat anwerben zu lassen beabsichtigte. Hart war in der fremden großen Stadt der Kampf mit Hunger und Kälte, bis endlich das Spital seine letzte Zuflucht wurde.

Aus dieser schrecklichen Lage errettete ihn der Hamburger Schiffsmakler Wendt, der schon früher sich seiner freundlich angenommen hatte. Durch einen glücklichen Zufall erhielt dieser Herr den Brief, in welchem Schliemann seine Leiden schilderte, gerade als er mit einigen Freunden beim fröhlichen Mahle saß. Die Vorlesung des Briefes erweckte allgemeine Theilnahme, eine sofort veranstaltete Sammlung ergab die Summe von 240 Gulden, und zugleich erhielt der arme Verlassene eine Empfehlung in ein Amsterdamer Kaufhaus, wo er allerdings nur in ganz untergeordneter Stellung Verwendung fand. Ungebeugten Muthes ging nun Schliemann daran, trotz dieser kümmerlichen Verhältnisse die Lücken seiner vernachlässigten Bildung auszufüllen. Nur seiner eisernen Energie war es möglich, von einem Jahrgehalt von 800 Frs. die Hälfte für seine Studienzwecke zu verwenden, während das Uebrige für seinen Lebensunterhalt ausreichen mußte. Allerdings genügte ihm ein Frühstück von Roggenmehlbrei und ein Mittagessen, das die Ausgabe von 16 Pfennigen nicht überstieg, seine Wohnung aber war eine elende unheizbare Dachkammer, in welcher er im Winter durch Kälte, im Sommer durch glühende Hitze zu leiden hatte. Aber alles Das spornte ihn nur noch mehr zum Lernen an. Zuerst nahm er Schreibunterricht, um sich eine gute Handschrift anzueignen, dann warf er sich auf das Studium des Englischen, das er sich in Zeit von einem halben Jahre zu eigen machte. Die Noth lehrte ihn eine Methode, welche ihn rascher als auf anderem Wege zum Ziele führte, und die hauptsächlich darin bestand, sehr viel laut zu lesen und auswendig zu lernen, wie er denn den ganzen Vicar of Wakefield und den Ivanhoe auswendig lernte. Auch besuchte er den englischen Gottesdienst und sprach beim Anhören der Predigt jedes Wort leise für sich nach. Es ist rührend, wenn man hört, wie er bei allen seinen Botengängen, sogar mitten im Regen, stets ein Buch in der Hand trug, aus dem er memorirte, und auch beim Warten auf dem Postamt stets die Zeit mit Lesen ausfüllte. Wer den armen kleinen Kaufmannsboten damals in den Straßen Amsterdams mit seinem Buche gesehen hätte, der hätte wohl nicht geahnt, daß dieser unscheinbare junge Mensch einst Troja ausgraben werde. Selbst Nachts, wenn er vor übergroßer Aufregung nicht schlafen konnte, wiederholte er in Gedanken das am Tage Gelesene.

Es ist begreiflich, daß er durch diese rastlosen Uebungen sein Gedächtniß außerordentlich stärkte, so daß er nach Bewältigung des Englischen es mit

dem Französischen ebenso machte, worauf dann das Holländische, Spanische, Italienische und Portugiesische an die Reihe kam, welche Sprachen er sich in außerordentlich kurzer Zeit aneignete. Sogar des Russischen wußte er sich ohne Lehrer, blos mit Hülfe einer alten Grammatik, eines Lexikons und einer Uebersetzung von Fenélons Telemach zu bemächtigen. Um hierin rascher vorwärts zu schreiten, engagirte er für vier Francs wöchentlich einen armen Juden, der allabendlich in seiner Dachkammer zwei Stunden lang die lauten Declamationen seines Gönners anhören mußte. Das Geräuschvolle dieser Studien wirkte aber bei der dünnen Bauart der holländischen Häuser so aufregend auf die Hausgenossen, daß er während dieser Zeit zwei Mal die Wohnung wechseln mußte.

Inzwischen war ihm seine niedrige Stellung immer unerträglicher geworden und hocherfreut war er, als es ihm endlich im Alter von zweiundzwanzig Jahren gelang, in einem angesehenen Amsterdamer Handlungshause als Correspondent und Buchhalter mit einem Gehalt von 1200 Frcs., welches bald noch um 800 Frcs. vermehrt wurde, angestellt zu werden. Zwei Jahre darauf (1846) schickten seine Prinzipale ihn als Agenten nach Petersburg, und hier waren seine Anstrengungen von solchem Erfolge gekrönt, daß er in kurzer Zeit seine Unabhängigkeit erlangte. Kaum so weit gekommen, erinnerte er sich der Geliebten seiner Kinderzeit und hielt unverzüglich durch einen Freund der Familie um die Hand seiner Minna an. Aber zu seinem tiefsten Schmerz mußte er erfahren, daß diese kurz vorher ein anderes Ehebündniß eingegangen war, eine Nachricht, die auf lange Zeit ihm allen Lebensmuth zu rauben drohte.

Die nächsten Jahre waren von rastloser kaufmännischer Thätigkeit angefüllt, die nur vorübergehend durch eine Reise nach Californien unterbrochen wurde, wo Schliemann das Bürgerrecht der vereinigten Staaten gewann. Man darf sagen, daß in seiner Natur gewisse großartige und kühne Züge des Amerikaners enthalten sind: die Energie, Umsicht und Gewandtheit im geschäftlichen Leben und die großherzige Opferwilligkeit für ideale Zwecke. Denselben Zug erkennt man in Allem, was er über sein kaufmännisches Treiben mittheilt, wie er bald in Indigo, Farbhölzern und Kriegsmaterial, bald in Thee, Olivenöl oder Baumwolle seine Geschäfte macht, überall selbst eingreift und auf diese Weise bald dahin kommt, nur an Indigo einen jährlichen Reingewinn von 200 000 Mark zu erzielen. Wenn es auch ohne einzelne Verluste nicht abging, so wurden diese durch merkwürdige Glücksfälle wieder wett gemacht, wie namentlich bei der großen Feuersbrunst zu Memel im Jahre 1854, wo wie durch ein Wunder ein werthvolles Waarenlager Schliemanns der allgemeinen Zerstörung entging.

Während dieser rastlosen Handelsunternehmungen mußten die Sprachstudien zurücktreten, doch fand der unersättliche Eifer Schliemanns noch Zeit, die schwedische und polnische Sprache zu erlernen und endlich die Sehnsucht seiner Jugend nach dem Verständniß des Griechischen zu erfüllen.

Mit dem Neugriechischen begann er, dem das Altgriechische folgte, und zwar wandte er auch hier seine alte bewährte Methode an, die ihn in Stand setzte, sich mit erstaunlicher Schnelligkeit der griechischen Sprache und Literatur zu bemächtigen. Mit dem Lateinischen machte er dann bald darauf den Abschluß.

Was Schliemann bei dieser Gelegenheit über die verkehrte Art vorbringt, mit welcher man bei uns in den Gymnasien die alten Sprachen behandelt, verdient die ernste Aufmerksamkeit aller Pädagogen, denen die klassische Bildung der Jugend am Herzen liegt. Denn als ob sie Alle zu Philologen herangezogen werden sollten, werden unsere Jünglinge in der empfänglichsten und frischesten Zeit ihres Lebens acht Jahre mit grammatischen Regeln gequält, so daß sie schließlich annehmen müssen, die großen Schriftsteller des Alterthums seien nur dazu da, um die Syntax an ihnen zu erörtern, während die Schönheit der antiken Klassiker der lernenden Jugend in der Regel ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Je mehr in unserer realistischen Zeit der Sturm auf die klassische Bildung zunimmt, desto ernsthafter sollten unsere Schulmänner darauf sinnen, durch eine lebensvollere Methode diese unvergleichliche und unersetzliche Grundlage humaner Bildung zu retten. Denn wenn auch das eminente Sprachtalent und die Energie eines Schliemann sich nur selten in einer Persönlichkeit vereinigen wird, so ist seine praktische Methode doch ohne Zweifel vielfach mit Erfolg anwendbar.

Uebrigens gehört ein Lebenslauf wie dieser zu denjenigen Biographien, welche man unserer heutigen Jugend als leuchtende Beispiele zur Nachahmung aufstellen sollte, damit sie daraus erkennen, daß nicht durch den Cultus des Frühschoppens (der ja auch den Spätschoppen nicht auszuschließen pflegt) und durch ein kümmerliches Dressiren auf's Examen hin, sondern nur durch unablässiges aufopferndes Streben nach einem hohen Ziele etwas Menschenwürdiges und Großes zu erreichen ist.

Als Schliemann im Jahre 1858 sein erworbenes Vermögen für hinlänglich erachtete, um seine Pläne auszuführen, machte er zunächst eine Reise über Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien nach Aegypten, wo er bis zum zweiten Katarakt hinauffuhr, dann durch die Wüste von Cairo nach Jerusalem, wobei er die Gelegenheit benutzte das Arabische zu lernen. Ein Besuch von Petra, ein Streifzug durch Syrien, Reisen nach Smyrna, den Cycladen und Athen machte den Abschluß dieser Fahrten. Inzwischen wurde er widerwillig gezwungen seine Handelsgeschäfte fortzuführen, bis es ihm Ende 1863 gelang, sich mit einem sehr bedeutenden Vermögen zurückzuziehen. Er selbst erzählt, da man ihm vorgeworfen, das Vermögen seiner Kinder durch seine Ausgrabungen zu verschleudern, daß er von seinem jährlichen Einkommen, welches sich auf 200 000 Mark belaufe, nur die Hälfte einschließlich der Kosten für die Ausgrabungen verausgabe, so daß er hoffen dürfe, seinen Kindern so viel zu hinterlassen, um ihnen zu er-

möglichen, ihres Vaters wissenschaftliche Untersuchungen fortzuführen, ohne jemals ihr Capital anzugreifen. Ehe er indeß an die Ausführung seines großen Unternehmens schritt, wünschte er sich noch etwas in der Welt umzuschauen, und so machte er denn eine Reise über Tunis und Aegypten nach Indien, wobei er u. A. Ceylon, Madras, Calcutta, Delhi, das Himalaya-Gebirge besuchte, und dann von China und Japan aus über den stillen Ocean nach San Francisco fuhr. Nach einer weiteren Reise durch die vereinigten Staaten und Besuchen in Havanna und Mexico ließ er sich 1866 in Paris nieder, um fortan ausschließlich dem Studium der Archäologie sich zu widmen.

Endlich 1868 begann er an die Verwirklichung des Traums seiner Jugend zu gehen, indem er seine erste Reise nach Ithaka, dem Peloponnes und Troja antrat, deren Ergebnisse er in seinem Werke „Ithaka, der Peloponnes und Troja" veröffentlichte. Dieses trug ihm von der philosophischen Fakultät der Universität Rostock die Doctorwürde ein. Von der Ueberzeugung getragen, daß nicht in Bunarbaschi, wie man meistens annahm, sondern in Hissarlik die Stätte des alten Troja zu finden sei, begann er dort 1871 seine Ausgrabungen. Unterstützt wurde er bei diesen Arbeiten durch seine Frau Sophia, eine feine anmuthige Athenerin, welche durch eine glühende Begeisterung für die homerischen Gesänge mit ihm verbunden war und also an die Stelle seiner Jugendfreundin Minna trat. Anziehend ist es zu sehen, wie die Eltern ihre beiden Kinder, den kleinen Agamemnon und die etwas ältere Andromache, ganz in den Anschauungen und Traditionen des Vaters erziehen, so daß sie große Stellen aus den Homerischen Gesängen in der Ursprache zu recitiren vermögen. Mit heldenhafter Tapferkeit hat Frau Schliemann die großen Anstrengungen, Mühsale und Entbehrungen dieser Ausgrabungscampagnen bestanden, wo sie in ihrer Bretterhütte im Frühjahr oft auf Trojas und später auf Mykenaes stürmischer Höhe, von der schon Homer zu erzählen weiß, anfangs von schneidender Kälte, welche das Wasser in ihrem Schlafraum gefrieren machte, später von Hitze und Sonnenbrand und fast immer von blendenden die Augen entzündenden Staubwolken zu leiden hatten. Die Berichte über diese Ausgrabungen mit ihren Mühsalen, aber auch ihren großartigen Entdeckungen und glänzenden Ueberraschungen sind an spannendem Interesse kaum zu überbieten.

In der Schilderung seiner Ausgrabungen zeigt sich Schliemann genau und gewissenhaft, namentlich aber ist ihm ein energisches Streben nach wissenschaftlicher Vertiefung nicht abzusprechen. Als er 1874 mit seinem Werk „Trojanische Alterthümer" sammt Atlas hervortrat, war besonders letzterer für höhere Anforderungen ungenügend. In Folge dessen trat er 1881 mit dem stattlichen reich illustrirten Bande, „Ilios, Stadt und Land der Trojaner" hervor, 880 Seiten gr. Octav, mit etwa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie, einem Werk, das nach Inhalt und

Form allen Anforderungen genügte. Und doch beruhigte er sich auch hierbei nicht, sondern gab auf Grund abermaliger Nachgrabungen des Jahres 1882 als Ergänzung und Berichtigung sein „Troja“ (Leipzig 1884) heraus, welches wieder mit 150 Abbildungen, sowie mit 4 Karten und Plänen ausgestattet ist und die Resultate der früheren fünfjährigen Campagnen in bedeutsamer Weise ergänzt.

War der Umsicht und der Kühnheit des glücklichen Forschers die Ausgrabung Trojas und einer ganzen Reihe vorhistorischer Niederlassungen auf derselben Stätte gelungen, so konnte es nicht fehlen, daß diese großartigen Entdeckungen ein ungeheures Aufsehen erregten. In das gerechte Staunen über solche vorher nie geahnte Enthüllungen einer sagenhaften Vorzeit mischten sich freilich nicht blos Stimmen des Zweifels, sondern auch des Spottes. Letzterer heftete sich vornehmlich an die Annahme Schliemanns, daß er den Schatz des Priamos gefunden habe. Und doch ist dieser Spott völlig müßig, denn warum der alte Herrscher der heroischen Zeit, dessen Goldschätze Schliemann an's Licht gezogen hat, nicht diesen Namen getragen haben soll, ist doch wahrlich nicht zu verstehen. Je mehr die Forschung in jene Vergangenheit eindringt, desto reichlicher gewinnt sie die Bestätigung der alten, früher von einer skeptischen Zeit angezweifelten Ueberlieferungen. Beruhen doch die Homerischen Gesänge nicht auf subjectiven Erfindungen irgend einer dichterischen Persönlichkeit, sondern auf geschichtlichen Thatsachen, die sich in der Volksphantasie sagenhaft umgestaltet hatten. Und haben nicht auch die früher so oft angezweifelten Berichte der griechischen Historiker, Herodot an der Spitze, von Aegypten und Mesopotamien durch die Denkmalforschung unserer Zeit glänzende Bestätigung erfahren? Wer hätte geglaubt, daß die Mauern von Ninive wirklich so breit waren, um drei Wagen neben einander Raum zu gewähren, wie Diodor berichtet, wenn nicht Place die 24 Meter breiten Mauern von Khorsabad aufgedeckt hätte?

Aber noch staunenswerther waren die Ergebnisse der Arbeiten dieses glücklichen Forschers, als er im Jahr 1876 auf der Akropolis in Mykenae jene fünf Schachtgräber mit ihren 16 Leichen und den schier fabelhaften Goldschätzen an's Licht zog, von welchen er in seinem 1878 erschienenen Werk „Mykenae“ unter Beifügung von 549 Abbildungen und mehreren Plänen und Karten Bericht gegeben hat. Wenn Homer gern von dem „goldreichen Mykenae“ spricht, so ist hier die glänzendste Bestätigung dieses Beiwortes gegeben. Tritt uns dadurch die heroische Zeit Griechenlands in einer alle Vorstellungen übertreffenden orientalischen Ueppigkeit der Erscheinung vor Augen, so haben dann endlich die Ausgrabungen auf der Akropolis von Tiryns 1884 und 1885 uns auch das lange ersehnte Bild eines Herrscherpalastes jener grauen Vorzeit an's Licht gebracht, welches allen früheren, nur auf Homers Angaben gegründeten Vermuthungen ein Ende macht. Erst kürzlich beschenkte uns der rastlose Forscher mit seinem schönen Buche „Tiryns. Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Leipzig 1886“, das

wieder durch zahlreiche treffliche Abbildungen in Holzschnitt, Zinkätzung und Farbendruck, sowie in Karten und Plänen sein Thema auf's Reichste illustrirt. Was alle archäologischen Kreise bei der ersten Nachricht, daß ein Palast jener heroischen Zeit, sogar mit Wandgemälden und anderem Schmuck entdeckt worden sei, in staunende Aufregung versetzte, das findet sich hier vollkommen bestätigt. Durch Beiziehung des schon in Olympia erprobten Architekten Dr. Dörpfeld hat Schliemann diesen wichtigen Untersuchungen die erforderliche architektonische Grundlage gegeben. Rechnen wir nun noch dazu die kleineren Arbeiten „Reise in die Troas" (1881) und „Orchomenos" (1881), wo ebenfalls eine gründliche Untersuchung im sogenannten Schatzhause des Minyas zu neuen merkwürdigen Entdeckungen führte, so darf man wohl sagen, daß schwerlich jemals ein Alterthumsforscher so großartige und epochemachende Resultate für die Wissenschaft durch die rastlose Arbeit eines Decenniums zu Tage gebracht hat. Diese Leistungen finden nur ihres Gleichen in den berühmten Ausgrabungen, durch welche Botta, Layard und Place uns mit den Palästen der altassyrischen Herrscher bekannt gemacht haben*).

Deshalb habe ich es unternommen, einen zusammenfassenden Bericht über diese bedeutenden Arbeiten zu geben und, so weit es bis jetzt möglich ist, die Resultate für Geschichte und Kunstgeschichte aus dem überreichen Material zu ziehen. Freilich dürfen wir dabei nicht vergessen, daß Schliemann ein ganz neues Gebiet für die Forschung eröffnet hat, und daß es noch vieler umfassender Ausgrabungen bedarf, um zu festen Endergebnissen zu gelangen. Haben ja neuerdings die Untersuchungen der Gräber von Menidi und Spata, sowie derjenigen zu Nauplia sofort Werke an's Licht gebracht, welche den in Mykenae gefundenen Schätzen, wenn auch nicht an Reichthum und Pracht, so doch im Charakter nahe verwandt sind. Immerhin wird es der Mühe lohnen, auch für größere Kreise, soweit die Zauberworte „Homer" und „Troja" ihre unverwüstliche Macht behaupten, über diese staunenswerthen Entdeckungen einer neuen Welt zu berichten.

Was zunächst die Ausgrabungen von Hissarlik betrifft, so könnte ich mich einfach auf den trefflichen (im XXI. Band von „Nord und Süd" erschienenen) Aufsatz Milchhöfers berufen, wenn nicht der rastlose Forscher seitdem durch weitere Ausgrabungen manches Neue an's Licht gefördert hätte. Im Wesentlichen aber wird das früher gewonnene Resultat dadurch keineswegs

*) Alle diese Bücher Schliemanns sind bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und haben eine typographische und künstlerische Ausstattung erhalten, welche den höchsten Ansprüchen genügt. Besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß in der Wiedergabe der zahllosen Fundgegenstände die größte Treue herrscht, daß namentlich die Holzschnitte, unmittelbar nach den Objecten durch Photographie auf den Stock hergestellt, von einer Klarheit und Schärfe sind, welche sogar die verschiedene Textur der Gold- oder Bronzesachen, der Thongefäße, der Elfenbeingeräthe oder Steinwerkzeuge in täuschender Weise wiedergiebt.

umgestoßen, vielmehr nur in einigen Punkten modificirt. Das entscheidende Ergebniß, worauf es ankam, ist und bleibt dasselbe, und kein Unbefangener und Urtheilsfähiger wird ferner die Thatsache in Zweifel ziehen, daß wirklich Schliemann die „heilige Ilios" nach fast dreitausendjährigem Schlummer aufgeweckt und den kühnen Traum seines Lebens verwirklicht hat. Selbst seine Gegner müssen immer kleinlauter werden und schließlich verstummen. Früher glaubte Schliemann unter dem ungeheuren Schutthügel von Hissarlik, der seines Gleichen nur an den Schutthügeln Mesopotamiens findet, nicht weniger als sieben übereinander folgende Ansiedelungen, darunter sechs vorgeschichtliche entdeckt zu haben. Jetzt reducirt er diese Zahl auf sechs, indem er die zweite und dritte Stadt als zwei Epochen derselben Niederlassung betrachtet. Diese aber ist das alte Troja, wie sich durch das deutliche Zeugniß eines ungeheuren Brandes, der die aus Ziegelsteinen erbaute Stadt eingeäschert hat, unverkennbar herausstellt. Was sodann seinen ersten Untersuchungen mangelte, die genauere Darstellung der baulichen Ueberreste dieser Stadt, das Alles hat er in seinem neuen Buche „Troja", unterstützt durch die Mitwirkung Dr. Dörpfelds, vollständig nachgeholt. Auf einer farbigen Tafel sind die Bauten der einzelnen Epochen in verschiedenen Tönen dargestellt, wodurch uns zum ersten Mal eine klare Anschauung und ein Urtheil über das noch Vorhandene ermöglicht wird. Wir sehen nun deutlich den unregelmäßig polygonen Umkreis der alten Pergamos von Troja mit ihren zum Theil doppelten Mauerzügen, die durch vorspringende Thürme verstärkt sind. Drei Thore führten in die Burg, das südwestliche, südliche und südöstliche, von denen letzteres an die Stelle des älteren, mittleren trat, nachdem dieses durch einen Brand zerstört worden war. Am merkwürdigsten ist gleichwohl jenes ältere wegen seiner ungeheuren Mauermassen und der erstaunlichen, gegen 30 m betragenden Länge des Thorweges. Noch sieht man zu beiden Seiten desselben die Spuren der hölzernen Pfosten, welche als Stützen für die jedenfalls aus Holz construirte Decke bestimmt waren. Die Mauern sind nach außen geböscht, nach innen senkrecht; ihr unterer Theil besteht aus einem ziemlich regelmäßigen Bruchsteinmauerwerk, welches als Unterlage für die oberen in Ziegeln errichteten Theile diente. Eine der merkwürdigsten Thatsachen ist, daß die aus Luftziegeln errichteten Mauern erst nachher im Ganzen gebrannt wurden und zu diesem Behuf in regelmäßigen Abständen ziemlich tiefe Löcher erhielten.

Was sonst von Mauerwerk dieser uralten Stadt gefunden wurde, ist leider ein wohl niemals ganz aufzuklärendes Gewirr, in welchem die Mauern der ersten vortrojanischen Ansiedelung mit denen der beiden Perioden der zweiten Stadt, also des eigentlichen Troja und der darauf folgenden dritten Ansiedelung sich durchkreuzen. Aber soviel erkennt man, daß die Gebäude der eigentlichen Ilios, und zwar sowohl der älteren als der späteren Epoche, in einem sehr großartigen Maßstab angelegt sind, der wohl den Vorstellungen eines Herrscherpalastes der Heroenzeit entspricht. Nur muß man freilich

nicht etwa alle Wohnungen der 50 angeblichen Söhne des Priamos auffinden wollen, und sich immer wieder klar machen, daß Homers Schilderungen schon deshalb nicht zutreffend sein können, weil zu seiner Zeit die Stadt seit Jahrhunderten vergraben lag, und längst andere Ansiedelungen sich an dieser Stelle erhoben hatten. Daß außerdem der Sänger von seinem guten poetischen Rechte der Uebertreibung Gebrauch machte, liegt auf der Hand. Nichts wäre daher thörichter, als in dieser Hinsicht Homer zum Gewährsmann für eine Zeit machen zu wollen, die fast ein halbes Jahrtausend vor ihm lag, und deren Culturzustände er so wenig kennen konnte, daß er nothwendig ihnen diejenigen seiner Zeit substituiren mußte.

Die merkwürdigsten Gebäude, welche die neuesten Ausgrabungen an's Licht gezogen haben, sind zwei neben einander liegende, ungefähr in der Mitte der Burg, nur etwas rückwärts noch Nordost hingeschobene, in welchen Schliemann zwei Tempel zu erkennen meinte. Aber nach den jüngsten Ausgrabungen von Tiryns läßt sich diese Ansicht nicht mehr aufrecht halten, und Schliemann selbst wird wohl zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß es der Männersaal und das Frauengemach ist, welche er hier entdeckt hat. Denn in Tiryns sind diese beiden wichtigsten Bestandtheile des Herrscherhauses der Heroenzeit in ähnlicher Anordnung, aber in reicherer fortgeschrittener architektonischer Entwickelung zu Tage gekommen. Allerdings ist der Grundplan mit dem der einfacheren griechischen Tempel der geschichtlichen Zeit identisch, und es kann daher kein Zweifel mehr sein, daß dieser aus dem Megaron des heroischen Anaktenhauses sich entwickelt hat. Denn wir finden in beiden eine Vorhalle (pronaos), einen Saal (naos oder cella) und bisweilen noch ein Hintergemach (opisthodomos.) Die Frage nach der Herleitung des griechischen Tempels hat mit einem Schlage ihre Lösung gefunden, und so verstehen wir auch um so leichter wie Erechtheus seine Wohnung auf der Akropolis von Athen zum Tempel umwandeln konnte. Jeder Tempel war eben nichts anderes als das Haus des Gottes, und nichts erscheint natürlicher, als daß man ihm den vornehmsten Bestandtheil des Herrscherhauses, den Männersaal (megaron), zum Grundriß gab. In Wahrheit sind die in Rede stehenden Gebäude auf der Burg von Troja so angeordnet, daß das größere, ähnlich wie wir es in Tiryns finden werden, um etwa 7 m vor das kleinere vortritt, und mit einer fast quadratischen Vorhalle von 10,15 m Breite bei 10,35 m Tiefe beginnt, durch eine stattliche Thür mit dem ebenso breiten und 18 m langen Saal verbunden. Dies sind wahrlich sehr stattliche Verhältnisse, und die Phantasie mag leicht in diesen großartigen Raum alle jene Scenen verlegen, welche wir aus den lebendigen Schilderungen der Odyssee kennen. Um den Beweis zu vervollständigen, daß wir es hier mit dem Männersaal zu thun haben, sind in der Mitte des Saales die Mauern des runden Herdes aufgefunden worden, die also nicht als Altar aufzufassen sind. Da die Langmauern des Gebäudes vorn beiderseits mit Parastaden (Anten) endigen, so ist die Form des

templum in antis vollständig vorgezeichnet. Diese Parastaden sowie die Seitenwände der Thür waren mit Holzpfosten verkleidet, zum Schutz des Ziegelmaterials, genau so wie wir es in Tiryns finden werden. Bemerken wir noch, daß die Mauern überall mit Putz überzogen waren, und daß wir uns den oberen Abschluß der Räume als flache Decke aus Holzbalken, Bohlen und Lehm zu denken haben, wie er noch jetzt nach Jahrtausenden in der Troas üblich ist, so haben wir alles Wesentliche berührt. Der Bau war aber nach Südost gerichtet, der winterlichen Sonne zugewendet und mit einem herrlichen Blick auf die schön geschwungenen Höhenzüge des quellenreichen Ida, dessen zackige Höhen die Dichtung dem Zeus als Lieblingswohnsitz anweist.

Das zweite tempelartige Gebäude, beträchtlich kleiner als das erste, nur etwa halb so breit, 5 m im Lichten, aber im Verhältniß noch länger gestreckt, hat ebenfalls eine Vorhalle zwischen zwei Parastaden, dann aber zwei Gemächer, das vordere mit dem Hintergemach durch eine links in der Quermauer angebrachte Thür verbunden. Zwischen ihm und dem Männersaal läuft ein schmaler Gang von 50 cm Breite. Diese Isolirung scheint ebenfalls darauf zu deuten, daß wir es hier mit der Frauenwohnung zu thun haben und daß das Hintergemach vielleicht den königlichen Thalamos bildete. Schliemann macht darauf aufmerksam, daß das Haus des Paris bei Homer (Ilias VI. 316) ebenfalls dreitheilig war und aus Vorhalle, Wohnraum und Schlafgemach (Aule, Doma und Thalamos) bestand. Wie diese baulichen Anlagen sich in Tiryns nachmals weiter entwickelt haben, werden wir später sehen.

Was nun die auf Hissarlik in den ältesten Schichten gefundenen Gegenstände betrifft, so gehören sie größtentheils, ihrem ganzen Gepräge nach, zu jenen uralten Erzeugnissen des menschlichen Kunstfleißes, die man der Steinperiode zuweist. In erster Linie kommen die massenhaft vorhandenen Töpferwaaren in Betracht, welche zu den ältesten Arbeiten dieser Art gerechnet werden müssen. In der That gehören sie zum Primitivsten der Gattung und sind zum Theil noch aus freier Hand gemacht und an der Sonne oder am offenen Feuer leicht gebrannt, doch ist auch der Uebergang zur Töpferscheibe und zum Brennen im Ofen bereits vollzogen, und von einer hochentwickelten Technik zeugen namentlich die kolossalen, bis zu 6 Fuß hohen Krüge (pithoi), welche hauptsächlich als Weinbehälter dienten. Schliemann erzählt, daß einer seiner Arbeiter einen solchen Krug als Schlafzimmer benutzt habe. Auffallend sodann ist, wie lange diese Töpferarbeit sich auf demselben Standpunkt stabil erhalten hat, denn man findet sie ohne merkliche Verschiedenheiten in den ersten vier vorhistorischen Niederlassungen, nur daß die Technik in den beiden letzten geringer und roher erscheint, als in den früheren. Gewisse höchst primitive Formen, wie die Vasen mit drei Füßen und henkelartigen Auswüchsen kehren immer wieder.

Sodann treten ebenso gleichmäßig und zahlreich jene auch sonstwo, z. B. in Etrurien und in Norddeutschland vorkommenden Gesichtsurnen auf, in welchen Schliemann den Eulenkopf als Sinnbild der Athena erkennt. Gewiß ist, daß durch Hervorheben der Geschlechtstheile der weibliche Charakter angezeigt wird. Auffallend ferner und für diese uralte Frühzeit bezeichnend ist der vollständige Mangel gemalter Ornamente, wie er ja auch an den etruskischen Vasen sich bemerklich macht. Zu den interessantesten Entdeckungen Schliemanns gehören sodann die zahlreichen zweihenkeligen Becher, in welchen er mit Recht das viel besprochene depas amphikypellon Homers nachgewiesen hat. Nicht minder bezeichnend für diese uralte Cultur sind die in ungeheurer Anzahl (gegen dreißigtausend) gefundenen durchbohrten Thoncylinder, wie sie überall auf der Erde in den ältesten Ansiedelungen vorkommen, und in denen man mit Recht Spinnwirtel erkannt hat. (S. die Abb. in Nord u. Süd. XXI. 78.) Diese Zeugnisse einer der ältesten Handfertigkeiten des Menschen boten der Phantasie geeigneten Spielraum für allerlei primitive Ornamentik, die in Punkten und Kreisen, Wellenlinien und mancherlei seltsamen Zusammenstellungen von Linien sich noch kindlich begnügt. Als allgemein verbreitete Formen sind darunter das Hakenkreuz (sogenannte Svastika) und der Mäander zu bezeichnen. In einigen dieser primitiven Bildungen hat man wohl Buchstaben erkennen wollen, doch wie mir scheint, mit Unrecht. Weiter sind unter den Thonarbeiten mancherlei rohe Idole von ebenfalls sehr primitiver Gestalt hervorzuheben, namentlich auch kleine Thierfiguren, Kühe, Hunde u. dergl. Dann wieder kommen Gefäße in Form von Thieren, z. B. eine Vase in Gestalt eines Schweines mit eingeschnittenem Fischgrätenornament vor. (Abb. in „Troja" 67.)

Nicht minder massenhaft sind die Funde an steinernen Werkzeugen und Geräthen, Streitäxten aus Porphyr, Diorit und sogar Nephrit, Steinhämmern und Handmühlen aus Trachyt, steinernen Schleudergeschossen, Beilen und Hämmern, Kornquetschen, Keilen und Sägen, Pfeilspitzen aus Obsidian, so daß man hieraus ganz den Eindruck gewinnt, sich im tiefsten Steinzeitalter zu befinden. Daneben treten jedoch mancherlei Elfenbeinsachen auf, Pfrieme und Nadeln, ja sogar Bruchstücke von Leiern und Flöten, namentlich aber ist der Gebrauch des Kupfers und sogar der Bronze bereits bekannt, es fehlt nicht an kupfernen Schalen, Kesseln und Schilden, sowie an Dolchen und Lanzenspitzen von Bronze. Die mehrfach aufgefundenen Gußformen beweisen, daß man diese Dinge selbst herzustellen verstand. Besonders merkwürdig ist ein durchbrochen gearbeiteter Bronzering. (Abb. „Troja" 83.)

Endlich aber giebt die reiche Anwendung edler Metalle Zeugniß von einer bereits entwickelten Cultur, und besonders ist der große „Schatz des Priamos", welchen Schliemann dicht an der Burgmauer in der Nähe des Königspalastes entdeckte und mit Lebensgefahr eigenhändig unter Beistand seiner heldenmüthigen Gattin ausgrub, ein Beweis orientalischer Prachtliebe. Zu diesem großen Schatze gesellten sich während der Ausgrabung noch eine ansehnliche Zahl kleinerer Funde von goldnem Geschmeide, goldenen und

silbernen Gefäßen und anderen Kostbarkeiten. Der große Schatz bildete eine viereckige Masse, war also offenbar, um ihn zu retten, in eine Kiste gepackt worden, deren Holz natürlich längst verschwunden ist. Er enthielt mehrere Gefäße und Geräthe von Kupfer, goldene und silberne Becher und Vasen, sechs silberne Talente, zahlreiche Streitäxte, Lanzenspitzen und Dolche aus Bronze, sodann in einer Silbervase viele Goldschmucksachen, mehrere Diademe und Stirnbänder, Ohrringe mit Gehängen, 56 einfachere Ohrringe, 8700 kleinere Goldsachen, wie Knöpfe, Ringe, Prismen u. dgl., und endlich sechs goldene Armbänder, oben darauf aber lag ein Becher aus Gold und ein anderer von Elektron. Besonders merkwürdig sind die Diademe, da sie aus einer Unzahl kleiner Ringe und Goldblättchen bestehen, die an Kettchen hängen und an einem schmalen, die Stirn umgebenden Bande befestigt waren. Den Abschluß bildeten kleine mit Punktirungen decorirte Klapperbleche. Wie reizend dieser Schmuck, der noch heute in ähnlicher Weise im Orient vorkommt, zu Gesichte stand, davon giebt die Abbildung (Fig. 688 in „Ilios") eine Anschauung. Schliemann hat berechnet, daß an dem größten dieser Diademe nicht weniger als 16353 Stücke verbunden sich zeigen. Bezeichnend ist, daß bei aller Feinheit und Zierlichkeit der Arbeit doch noch nichts von jener hochentwickelten Ornamentik zu spüren ist, welche den Schatz von Mykenae auszeichnet. Von jenen dort so massenhaft vorkommenden runden Goldscheiben in Form von Sternblumen oder Rosetten sind zu Hissarlik nur drei gefunden worden, und wenn ein paar Mal an goldenen Nadeln oder an Halsbändern die Spirale, das Urmotiv der Metalldecoration, auftritt, so sind diese Formen hier nicht getrieben, sondern mit Golddrähten aufgelöthet.

Fassen wir Alles zusammen, so kann kein Zweifel bestehen, daß wir es mit einer Culturepoche zu thun haben, welche der Mykenischen um ein Bedeutendes an Alter voransteht, und die wir gewiß nicht zu hoch hinaufrücken, wenn wir sie etwa in die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christo versetzen. Bestimmend ist in dieser Hinsicht ohne Zweifel der Umstand, daß noch keine Spur von Einflüssen orientalischer Kunst, sei es der babylonisch-assyrischen oder der ägyptischen nachzuweisen ist. Der Culturzustand des alten Troja, der uns hier in so überwältigender Fülle der Anschauung vor Augen gebracht wird, steht noch außerhalb jenes Kreises, und also auch noch außerhalb der phönizischen Einwirkungen, welche erst später im ganzen Umkreis der Mittelmeerländer bestimmend wurden.

Von den Kunstwerken, welche Schliemann unter den Trümmern der jüngsten Stadt, des äolischen Neu-Ilion, gefunden hat, namentlich der prachtvollen Metope des Sonnengottes mit seinem Viergespann und mehreren andern Metopenfragmenten soll hier nicht die Rede sein, da unsere Darstellung ausschließlich die vorhistorischen Monumente im Auge hat; und somit wende ich mich nun zu den Funden von Mykenae. Nachdem der kühne Schatzgräber schon durch seine Ausgrabungen von Hissarlik die Welt überrascht hatte, sollte dies Staunen einen noch viel höheren Grad erreichen,

als es ihm im Jahre 1876 gelang, die ungeheuren, geradezu an's Fabelhafte grenzenden Goldschätze der fünf Schachtgräber auf der Burg von Mykenae an's Licht zu ziehen. Wo Andere vergeblich angepocht hatten, da ward ihm aufgethan, und man darf nicht blos von Glück sprechen, sondern muß auch dem Scharfblick des Entdeckers Anerkennung zollen, der die Stelle bei Pausanias von den Gräbern Agamemnons und seiner Gefährten abweichend von der allgemeinen Annahme so auffaßte, daß das Innere der Burg gemeint sei. Mag nun Schliemann wirklich diese berühmten Gräber oder mag er, wie Andere wollen, die Grabstätten der älteren Persidendynastie gefunden haben: jedenfalls sind die Ergebnisse dieser glänzenden Ausgrabungen für die Erkenntniß der Culturverhältnisse der griechischen Heroenzeit von durchschlagender Bedeutung. In dem prächtigen ungemein reich illustrirten Buche über Mykenae begegnen wir wieder der verständigen Gepflogenheit Schliemanns, sich mit andern wissenschaftlichen Kräften in Verbindung zu setzen und sie zur Mitarbeit heranzuziehen. Wie er bei Troja und Tiryns in Dr. Dörpfeld eine tüchtige archäologisch geschulte architektonische Kraft sich beigesellt hat, so wußte er den englischen Premierminister Gladstone zu bestimmen, für Mykenae ihm eine Vorrede zu schreiben, in welcher der im Homer wohlbewanderte Staatsmann die Beziehungen der mykenischen Cultur zu den homerischen Gesängen nachzuweisen sucht. Ohne Frage giebt es eine Anzahl von Punkten, in welchen solche Uebereinstimmungen vorhanden sind, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil gewisse Culturformen in jenen frühen Zeiten durch lange Epochen herrschend blieben; ich will nur an den berühmten Becher des Nestor erinnern, dessen Form sogar bis auf die auf den Henkeln angebrachten Tauben an einem Goldpokal Mykenaes in überraschender Weise wiederkehrt; ebenso sind die goldnen Buckel der Schwertscheiden sowie der Goldschmuck der Schwertgriffe und der Scepter, von denen Homer so oft spricht, in den mykenischen Schachtgräbern häufig angetroffen worden. Aber trotzdem muß immer wieder betont werden, daß die Entstehung der homerischen Gesänge um Jahrhunderte jünger ist als die Zeiten des trojanischen Krieges, und daß bei der großen Umgestaltung, welche die dorische Wanderung über Griechenland brachte, durchgreifende Aenderungen im Leben und den Culturformen der Griechen stattfanden. Wir können daher uns nicht wundern, wenn die Angaben der homerischen Gesänge keineswegs in allen Punkten mit den Funden übereinstimmen. Ehe ich indeß auf diese letzteren näher eingehe, mögen einige Worte über die architektonische Bedeutung von Mykenae gestattet sein.

Ohne Zweifel birgt der Boden der Akropolis von Mykenae, der größtentheils noch unausgegraben ist, wichtige Aufschlüsse über die Form der heroischen Herrscherpaläste, und man muß hoffen, daß nach dem Vorgange von Tiryns auch diese wichtige Stätte einmal vollständig untersucht werden wird. Was nun die noch in großen Massen erhaltenen Befestigungsmauern

betrifft, so sind sie theils aus jenen mächtigen Polygonblöcken unter Anwendung kleinerer ausfüllender Steine errichtet, welche man als kyklopische Bauten zu bezeichnen pflegt, theils aber nähern sie sich einem regelmäßigeren Quaderverband mit horizontalen Schichten, wie namentlich die Mauern beim Löwenthor und bei den sogenannten Schatzhäusern sie zeigen. Im westlichen Theil der Akropolis ist jener kreisrunde Platz, rings mit einer Steinbank umschlossen, in welchem Schliemann wohl mit Recht die Agora, d. h. also den Versammlungsplatz erkannt, und in dessen Felsboden er die fünf Schachtgräber entdeckt hat. Das wichtigste Stück in architektonischer und plastischer Hinsicht ist selbstverständlich das berühmte Löwenthor, dessen Anlage ich als allgemein bekannt voraussetzen darf. Während bei diesem großartigen Werke bisher die plastischen Theile in erster Linie die Aufmerksamkeit erregten, haben neuerdings durch die Ausgrabungen von Troja und noch mehr von Tiryns auch die architektonischen Formen des Löwenthores eine ganz neue Beleuchtung gewonnen. Denn die Halbsäule, welche sich zwischen den beiden Löwen auf einem aus mehreren Platten und einem eingezogenen Gliede bestehenden Unterbau erhebt, giebt uns die wichtigsten Fingerzeige über die Form des Säulenbaues jener Urzeit. Sie ist nämlich nichts Anderes als die primitive Form der dorischen Säule, da sie gleich dieser sich ohne Basis erhebt und in ihrem Kapitäl den Echinos und die Deckplatte des ausgebildeten dorischen Styles erkennen läßt. Ja die unter dem Wulst des Echinos sich anschließende kehlenartige Einziehung, welche wir in den dorischen Bauten des eigentlichen Griechenland abgestreift finden, ist in den alterthümlichsten Bauten Siciliens und Unteritaliens noch erhalten: ein Beweis, daß gerade diese zum Theil wohl in's 7. Jahrhundert v. Chr. hinaufreichenden Monumente der ältesten Tradition treu geblieben sind. Endlich giebt die Reihe von Kreisen, welche sich über der Kapitälplatte hinzieht, eine Nachbildung der Rundhölzer, aus welchen, wie besonders die Ausgrabungen von Tiryns lehren, die Decken der Paläste jener Zeit gebildet waren. So gewinnt die eine Entdeckung immer wieder neues Licht durch die andere, bis sämmtliche Thatsachen sich zu einem vollständigen Bilde vor unserem geistigen Auge zusammenfügen.

Wichtiger noch in constructiver Hinsicht, ja schon im Alterthume mit Recht bewundert sind die sogenannten Schatzhäuser, in welchen man jetzt zweifellos Grabdenkmäler erkannt hat. Auch diese Werke gehören dem hohen Alterthume an, und doch welch großartigen Fortschritt bezeichnen sie im Gegensatz zu den Schachtgräbern, deren Anlage, wie man denken sollte, ihnen um Jahrhunderte vorausgegangen ist. Außer dem allgemein bekannten sogenannten Schatzhaus des Atreus kennen wir durch die Ausgrabung der Frau Schliemann ein zweites Kuppelgrab in der Nähe des Löwenthors, und in weiterem Umkreise umgeben noch drei oder vier ähnliche Anlagen den Berghügel von Mykenae. Dazu kommt das kaum minder berühmte und bedeutende Grab zu Orchomenos, welches Schliemann ebenfalls genauer unter-

sucht hat, und in dessen viereckigem Nebengemach er eine Decke fand, die aus einer einzigen 4 m im Quadrat messenden Kalksteinplatte bestand, deren Fläche ganz mit plastisch behandelten Spiralen und Rosetten nach dem Muster eines prächtigen Teppichs geschmückt war. Endlich ein ähnliches Grab zu Menidi in Attika, über welches das deutsche archäologische Institut zu Athen im Jahre 1880 berichtet hat. Alle diese Gräber sind durch einen von Mauern eingefaßten Zugang (Dromos) mit der Außenwelt in Verbindung gesetzt. Die Technik des Grabes von Menidi ist ziemlich roh, was aber nicht zur Annahme eines höheren Alters berechtigt, denn die hochentwickelte Ausführung der Kuppelgräber zu Mykenae und Orchomenos ist eben Zeugniß von den bedeutenden Mitteln der dort als Bauherren auftretenden mächtigen und reichen Fürsten. Mit Recht macht F. Adler in seiner klar und überzeugend geschriebenen Vorrede zu Schliemanns Tiryns darauf aufmerksam, daß man zwischen Kuppelgräbern ohne Fassade, wie dem zu Menidi, und solchen mit Fassade zu unterscheiden habe. Zu letzteren gehören die beiden uns bis jetzt bekannt gewordenen Kuppelgräber von Mykenae.

Die höchste Vollendung zeigte die Fassade am sogenannten Schatzhaus des Atreus. Der ungeheure Steinbalken der Oberschwelle des Eingangs, dessen Gewicht man auf über 120,000 kg berechnet, bezeugt allein schon die technische Meisterschaft jener Frühzeit. Auf's Sorgfältigste bearbeitet und geglättet, ist er nach Art eines ionischen Architravs durch fein erhobene Streifen dreifach gegliedert. Obwohl die ganze Fassade mit ihren polirten Brecciaquadern einen bedeutenden künstlerischen Eindruck macht, besaßen die oberen Theile ehemals eine prachtvolle Bekleidung aus weißen, grünen und rothen Marmorplatten. Außerdem faßten zwei Halbsäulen von Alabaster mit reich ornamentirten Schäften, Spiralen und Zickzacks enthaltend, den Portalbau ein. Das Kapitäl, ähnlich decorirt, erinnerte mit seinem Wulst und seiner geschwungenen Kehle an das Säulenkapitäl des Löwenthors. Die ursprüngliche Wirkung dieser Fassade muß überaus prachtvoll gewesen sein. Das Innere des mächtigen Baues, dessen Kuppelwölbung bekanntlich gleich denen der übrigen durch das Princip der Ueberkragung horizontaler Steinschichten hergestellt ist, gewinnt nur durch die großen Verhältnisse, die feierliche Gewölbform und die treffliche Behandlung der Quadern einen bedeutenden Eindruck. Daß im Sinne jener Zeit zum Theil noch eine Bekleidung von Erzplatten hinzukam, ist sicher bezeugt und erinnert uns daran, wie bei Homer die Paläste der Herrscher in glänzendem Metallschmuck strahlen. Daß sich darin aber phönizische Einflüsse kund geben, ist längst anerkannt.

Das von Frau Schliemann ausgegrabene Denkmal steht in seiner Anlage und Ausführung dem eben besprochenen sehr nahe; nur fehlt ihm das viereckige in den Felsen gehauene Nebengemach, das nur zu Orchomenos wieder vorkommt. Die Fassade zeigt ähnliche Behandlung, wie am „Schatzhaus des Atreus", namentlich jene lisenenartige Einfassung der Front und die Gliederung

des Thorbalkens, zu welcher noch eine Nachahmung von Rundhölzern, wie am Löwenthor, kommt. (Abb. „Mykenae" V.) Auch hier waren zu beiden Seiten Halbsäulen als Einfassung angebracht, und über denselben befinden sich vorspringende Platten die, wie es scheint, eine plastische Decoration trugen. Der ganze Bau ist von nicht minderem Aufwande und ebenso künstlerisch durchgebildet wie der oben besprochene.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Schachtgräber und ihres reichen Inhalts. Bekanntlich verficht Schliemann die Anschauung, daß er hier die Gräber Agamemnons und seiner mit ihm bei der Rückkehr ermordeten Genossen gefunden habe. In der That wurden in den fünf Gräbern im Ganzen 16 bis 17 Skelette entdeckt, darunter einige weibliche und wie es scheint auch solche von Kindern. In diesen wäre also Kassandra mit ihren Dienerinnen und Kindern zu vermuthen. Schliemann behauptet bestimmt, daß der Befund des Ganzen wenigstens für die einzelnen Gräber eine gemeinsame Bestattung erwiesen habe. Die Leichen seien in den Gräbern einem Feuer ausgesetzt gewesen, obwohl dasselbe sie nicht vollständig verbrannt habe, da bei einzelnen Leichen nicht einmal das Fleisch ganz verzehrt worden sei. Spuren des Brandes aber seien vielfach an den Goldsachen bemerkt worden. Um der Flamme Luftzug zu verschaffen, seien die Körper auf ein Bett von Kieseln gelegt und ebenso mit einer Kieselschicht bedeckt worden. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß dieser Auffassung gewisse Bedenken entgegen stehen. Vor allen Dingen muß man fragen, ob solche Leichenfeuer nicht dazu angethan gewesen wären, die massenhaften, größtentheils nur aus feinen Goldblättchen bestehenden Schmucksachen zu schmelzen und in eine rohe Masse zu verwandeln. Da ferner unter der glühenden Sonne des Südens Leichen nicht über 24 Stunden zu erhalten sind, wenn man sie nicht einbalsamirt, so wäre nach jenem Massenmorde die Herstellung dieser fünf oder sechs großen Schachtgräber, die tief in den Felsboden eingebettet sind, in so kurzer Zeit völlig unmöglich gewesen. Gleichwohl kommen jener Erklärung auffallende Thatsachen wieder zu statten, namentlich die, daß einige der Leichen, weil die Grabstätten nicht lang genug waren, gewaltsam eingezwängt und in roher Weise zusammengedrückt waren. Gladstone namentlich sucht diesen Umstand für die Schliemann'sche Hypothese zu verwerthen und nimmt an, daß erst Orest bei seiner Rückkehr die Gräber habe öffnen und pietätvoll mit dem unermeßlich reichen Schmuck ausstatten lassen. Von ihm rührten denn auch die Grabsteine her, welche sich über den Gräbern errichtet fanden, die aber sogar in einer späteren Epoche nochmals durch andere, über den älteren befindliche, ersetzt wurden.

Andere leugnen überhaupt die Gemeinsamkeit der Bestattung und nehmen an, daß wir es mit Familiengräbern, vielleicht noch von der Dynastie der Perseiden zu thun haben, die immer wieder geöffnet wurden, so oft ein neuer Todesfall eintrat. Sie machen dafür namentlich die Thatsache geltend, daß

sich die bedeckende Erde vielfach mit Goldschmuck durchsetzt gefunden habe. Aber auch diese Hypothese unterliegt bei der Anordnung dieser senkrechten Gräber gewichtigen Bedenken, und namentlich dagegen sträubt sich unser Gefühl am meisten, daß wir annehmen sollen, die Ruhe der Verstorbenen sei jedesmal bei einem neuen Todesfalle wieder gestört worden. Zudem sind die bestimmten Zeugnisse Schliemanns denn doch nicht so leicht zu erschüttern; auch ist wohl zu beachten, daß die Schätze in sämmtlichen Gräbern völlig denselben Charakter zeigen. Doch wie dem auch sei, man wird alle diese Räthsel wohl niemals lösen können, und so wenden wir uns denn lieber zu der culturgeschichtlichen Seite der Frage, d. h. zur künstlerischen Betrachtung der unermeßlich reichen, in diesen Gräbern gemachten Funde.

Zunächst einige Bemerkungen über die bei den Ausgrabungen gefundene Töpferwaare, die wieder aus hochalterthümlichen Gefäßen und aus Idolen von primitiver Rohheit besteht. Die Idole, welche Schliemann auf die „kuhäugige" Hera Homers bezieht, bieten die rohe Abbreviatur einer weiblichen Gestalt, bei welcher die sehr großen Augen wohl an dies Beiwort erinnern können (Abb. „Mykenae" 112. 113.). Andere haben einen Kuhkopf, was an die ägyptische Isis (oder Hathor ?) gemahnt, deren Form vielleicht nach Mykenae übertragen worden war. Endlich kommen zahlreiche kleine Kühe von Terracotta vor. Was die Vasen betrifft, so zeigen sie einen gewissen Fortschritt gegenüber den trojanischen, denn sie sind bereits mit mancherlei Ornamenten bedeckt, die allerdings überwiegend linearen Charakter tragen, namentlich Zickzacks und Spiralen. Dazu gesellen sich Friese von Thieren, besonders Wasservögeln, alles freilich in sehr primitiver, selbst roher Weise behandelt. Man sieht eine Ornamentik, die im Wesentlichen noch auf linearen Motiven fußt und diese schon in großer Mannigfaltigkeit beherrscht, aber kaum den Uebergang zu figürlicher Darstellung gefunden hat und hierin ein fast kindisches Ungeschick verräth.

Nicht viel entwickelter sind die Darstellungen auf den Grabstelen, welche über den Gräbern aufgerichtet waren. Hier herrscht noch kein architektonisches Princip, sondern die Tendenz der orientalischen Kunst, alle Flächen möglichst auszufüllen. Die Hauptelemente bestehen auch hier wieder aus linearen Spielen, namentlich aus Spiralen in mannigfacher Verbindung. Aber damit verknüpfen sich doch schon figürliche Darstellungen in bewegten Scenen des Kampfes oder der Jagd, bei welchen das Ungeschick der Künstler in wunderlicher Weise mit dem Streben nach lebensvollem Ausdruck sich mischt. Auch hier sind, lediglich zur Ausfüllung leerer Stellen, spiralförmige Ornamente verwendet (Abb. „Mykenae" 140).

In auffallendem Gegensatz zu jenen primitiven Terracotten und rohen Steinsculpturen stehen nun die Schätze, welche aus den Schachtgräbern an's Licht gezogen wurden, namentlich der unermeßlich reiche Goldschmuck. Noch niemals ist an einem Ort eine so ungeheure Masse solcher Kostbarkeiten

aufgefunden worden; beträgt doch das bloße Gewicht der Goldsachen nicht weniger als 5000 englische Sovereigns. Ein kurzer Ueberblick über die Thatsachen dürfte am Platze sein. Sämmtliche 5 Gräber sind in verschiedener Größe und in wechselnder Tiefe, und zwar bis mehr als 30 Fuß in dem Felsboden der Akropolis eingebettet. Ihre Längenrichtung, zwar nicht genau parallel, ist ungefähr von Nord nach Süd gekehrt. Das größte Grab, von Schliemann als viertes bezeichnet, ist 24 Fuß lang, 18½ Fuß breit; das kleinste, 11 Fuß 6 Zoll lang und 9 Fuß 8 Zoll breit, ist das fünfte. Sämmtliche Gräber sind unten mit Steinmauern, die meistentheils schräg anlaufen, ausgefüttert.

Das vierte Grab enthielt fünf mit Juwelen förmlich überladene Gerippe, von welchen zwei mit dem Kopf nach Norden, die übrigen nach Osten gerichtet waren. Drei dieser Leichen trugen goldene Gesichtsmasken, eine vierte Maske stellt einen Löwenkopf dar; prächtige goldene Brustplatten fand man auf zweien der Körper. Eins der reichsten, mit einem Kranz gezackter Goldblätter besetzten Diademe wurde hier gefunden. Ebenso das Votivbild eines silbernen Kuhkopfs mit goldenen Hörnern; nicht weniger als neun goldene Becher und Kannen, glatt, horizontal gefurcht, vertical cannelirt oder mit Spiralen und Rosetten geschmückt, darunter jener Becher mit zwei Tauben auf den Doppelhenkeln, der an den Becher Nestors erinnert. Weiterhin vier Diademe oder Leibgurte, goldene Gürtel und Stirnbänder, Schwert- und Sceptergriffe mit Spiralenornamenten, Armbänder, Wehrgehenke. Ringe, Tuch- oder Haarnadeln, ungeheure Massen von Goldblättchen, von runden Knöpfen, dann ein Dutzend jener prachtvollen rhombischen Agraffen, die mit acht oder gar zehn Buckeln besetzt sind, und zum Theil noch Spuren des Holzes aufweisen, zu dessen Ueberzug sie ehemals dienten. Dazu kommen prächtige silberne Gefäße und Alabastervasen, Schalen und Becher, eine Anzahl großer kupferner Gefäße, weiterhin Gegenstände von Bergkrystall und über vierhundert durchbohrte Bernsteinkugeln, bronzene Schwerter, Lanzen und Messer, 35 Pfeilspitzen von Obsidian, endlich zahlreiche Eberzähne, die noch zu Homers Zeiten (Ilias X. 263) als Schmuck dienten. So finden sich auch hier noch neben der größten Pracht manche Elemente einer primitiven naturwüchsigen Decoration. Noch etwas Merkwürdiges dient diesem Grabe zur Auszeichnnng: ein runder Opferaltar, den man später über demselben errichtet hatte.

In dem beträchtlich kleineren dritten, südöstlich neben jenem angelegten Grabe fanden sich drei weibliche Leichen, ebenfalls mit Goldschmuck überladen, der nicht blos auf und neben, sondern sogar unter den Gerippen gefunden wurde, so daß sie ganz in Gold eingebettet waren. Dabei lag das prachtvollste aller Diademe, zwei Fuß lang, mit 36 großen gezackten Blättern gekrönt, sodann ein zweites einfacheres Diadem, 2½ Fuß lang und daher wohl eher als Gürtel aufzufassen. Außerdem noch fünf andere Diademe, alle diese Werke mit Rosetten, Buckeln, sternförmigen Blumen u. dergl. auf's Mannigfachste geschmückt. Dazu kommen

prachtvolle große kreuzförmige Goldblätter und Sterne, Armbänder und Brustnadeln, über 700 reich verzierte Goldblätter, alles in geschmackvoll getriebener Arbeit, weiter zwei goldene Waagen in zierlichem Miniaturformat, Ohrgehänge mit Spiralen; aber auch viele gegossene Goldsachen, eine goldene Kindermaske, mehrere Scepter mit Griffen von Bergkrystall, Bernsteinkugeln, Achatschieber, gravirte Gemmen von Sardonyx, goldene Becher, Vasen und Dosen, endlich auch silberne Gefäße. Die ungeheuere Masse der überall gefundenen Goldblättchen deutet auf einen an orientalische Sitte erinnernden ungemein reichen Schmuck der Gewänder, während die goldenen Knöpfe zum Theil als Decoration der Schwertscheiden dienten, wie sie denn mehrfach reihenweise neben den Bronzeschwertern als einziger Rest der ehemaligen Scheiden gefunden wurden.

Kaum minder reich war das erste Grab, welches drei Leichen enthielt, von denen die eine früher einmal beraubt worden ist. Es sind Gestalten von sehr hohem Wuchs, die aber wegen der Kürze des Grabschachtes in brutaler Weise eingezwängt und verkrüppelt worden waren. Auch hier fanden sich zwei Goldmasken mit den Gesichtszügen der Verstorbenen, unter der einen war das Gesicht noch wunderbar erhalten und der Mund zeigte noch alle 32 Zähne. Bemerkenswerth ist, daß alle diese Masken durchaus individuelle portraitmäßige Züge zeigen, also an eine naturalistische Kunstweise gemahnen, wie wir sie auch in der ältesten ägyptischen Plastik kennen. Ferner fanden sich zwei Brustplatten, Schultergürtel, ein Beinschienenhalter, Hunderte von Knöpfen, darunter auch jene prachtvollen rhombischen, alles von Gold und reich ornamentirt. Mehrere goldene und silberne Becher, eine silberne Vase von 2 1/2 Fuß Höhe, eine Unmasse von Bronzeschwertern, meistens sehr lang, bis über drei Fuß; außerdem sieben kupferne Gefäße und viele wohlerhaltene Gegenstände von Holz, namentlich ein Kästchen mit der interessanten Darstellung eines Löwen und eines Hundes.

Im zweiten Grabe fanden sich fünf von Ost nach West gestreckte Leichen, und auf jeder nicht weniger als fünf goldene Diademe. Es fehlte ferner nicht an prächtigen Goldblättern mit getriebener Arbeit; ferner traf man Pfeilspitzen von Obsidian, Messer von Bronze, einen Dreifuß aus Terracotta u. a. Das fünfte Grab endlich, von allen das kleinste, enthielt nur einen männlichen Leichnam, bei welchem man wieder ein goldenes Diadem, zwei kleine Bronzeschwerter und Lanzenspitzen, zwei lange Messer und einen goldenen Becher fand.

Als die Ausgrabung abgeschlossen schien, ergab sich, daß noch ein sechstes Grab, dies aber außerhalb der Agora, doch dicht an deren südlicher Mauer, vorhanden war. Allein dieses war in früher Zeit, als man dort eine Wasserleitung anlegte, ausgeraubt worden; nur eine kleine Ecke war den Plünderern entgangen, und hier fanden sich sogleich wieder gewichtige Goldsachen: ein schlanker, doppelhenkeliger Becher, gewundene Golddrähte, mit welchen die edlen Achäer ihre Locken in Ordnung hielten, vor allem

aber zwei Goldringe mit gravirten Darstellungen, darunter eine der reichsten und merkwürdigsten ihrer Art.

Nach dieser summarischen Uebersicht gehen wir nun an die künstlerische Betrachtung des Einzelnen. Vor Allem tritt uns hier in der ungeheuren Fülle der Goldarbeiten Eins als entscheidend entgegen: die unerschöpfliche Freude am Ornament, welche bei den trojanischen Goldsachen sich kaum in schüchternen Anfängen regte, und sodann der Charakter dieses Ornaments, in welchem das Eine bezeichnend ist, daß die menschliche Gestalt noch gar nicht mitspricht. Erst mit dieser aber tritt das Element des Ethischen, Gedankenvollen in den Kreis der Kunst. Da dies hier also vollständig fehlt, so haben wir es mit einer Kunst zu thun, die unendlich erfindungsreich, voll Feinheit und Geschmack, aber in höherem Sinne ideenarm ist. Fragen wir, welche Elemente der Decoration sich uns darbieten, so ist es vor Allem das Lineare, und zwar die Spirale in einem geradezu unabsehbaren Reichthum von Combinationen. Damit verbinden sich geradlinige Zusammensetzungen, wie Kreuze, Zickzacks, Rauten u. dergl., die größtentheils Motive des Flechtens und Verknüpfens, sowie des Verschränkens und Schnitzens in Holz nachbilden. Nicht minder reich sind aber die Formen von Rosetten, an welche sich Motive des Pflanzenlebens in freierer Auffassung und Anordnung anschließen. Besonders dir zahlreichen Goldblätter mit ihren Nachbildungen von Geranien, Malven u. s. w. verrathen einen entwickelten Natursinn und sinnige Freude am Pflanzenleben. In geringerer Anzahl, aber gleichwohl beachtenswerth sind sodann einzelne Formen des Thierreichs, die sich indeß auf Schmetterlinge und Tintenfische beschränken. Alle diese Werke sind in getriebener Arbeit ausgeführt und bekunden in der eleganten und klaren Zeichnung eine hohe Fertigkeit in freier künstlerischer Handarbeit. Vor Allem ist hier geltend zu machen, daß jene Spiralen, die in Troja in wenigen Exemplaren in der Form aufgelötheter Golddrähte ausschließlich vorkommen, hier bereits in den Besitz freier künstlerischer Handarbeit übergegangen sind.

Ein anderer an Zahl beträchtlich geringerer Theil besteht aus gegossenen Ornamenten, und in diesen geben sich wesentlich neue Motive zu erkennen. Es sind hauptsächlich Formen des Thierreiches, welche hier in einer meist typischen stilisirenden Auffassung wiederkehren. Wir sehen Schmetterlinge, Tintenfische, Schwäne, Adler, Löwen, Hirsche, Leoparden, also theils einheimische Thiere, theils orientalische und endlich auch jene phantastischen Zusammensetzungen, wie Greife, Sphinxe, Hippokampen, deren Heimat der Orient ist. Daß in diesen Werken ein asiatischer Einfluß vorherrscht, erkennt man auf den ersten Blick. Dies gilt namentlich auch von jenen Ornamenten, welche aus paarweise gegen einander gestellten Thieren, wie Hirschen, Leoparden, Adlern u. dergl. bestehen. Ein paar Mal kommt auch die heraldische Gestalt des Doppeladlers vor (Mykenae, Nr. 480), wobei zu beachten ist, daß diese merkwürdige Form auch in Kleinasien in den Reliefs von Boghaz-Koei gefunden wird. Noch bestimmter zeigt sich

orientalischer Anklang in mehreren nackten weiblichen Figuren mit Tauben auf dem Kopf und bisweilen auch zur Seite (Mykenae Nr. 267, 268), in welchen man mit Recht die Astarte erkannt hat. Mit diesen Figuren stehen mehrere höchst merkwürdige kleine Bildwerke in Zusammenhang, welche durch ihre Uebereinstimmung mit Darstellungen auf Münzen von Paphos sich als Tempelmodelle derselben Göttin erweisen. Deutlich erkennt man den Unterbau aus großen Rustikaquadern, wie er noch jetzt an phönizischen Dammbauten sichtbar ist. Ebenso klar aber erweisen sich die oberen Theile mit ihren Tauben-Akroterien und der zinnenartigen Bekrönung des Mittelbaues als Blockhausconstructionen, die uns an lycische Felsfassaden erinnern. Endlich kommt eine weibliche Figur im entschiedenen Charakter assyrischer Kunst, auf einer prächtigen goldenen Spange vor (Mykenae, Nr. 292) und nochmals zwei kleine wahrscheinlich weibliche Goldfiguren in reichen Gewändern (Mykenae, Nr. 273.)

In seiner scharfsinnigen und gedankenreichen Arbeit über die Anfänge der Kunst in Griechenland (Leipzig 1883) hat Milchhöfer die verschiedenen Elemente der mykenischen Decoration ausführlicher behandelt und sowohl die orientalischen Verwandtschaften, als auch speciell die Beziehungen zu dem goldreichen Phrygien und dessen eigenthümlichen Felsfassaden nachgewiesen. Erinnern wir uns, daß die griechische Sage den Pelops von Phrygien abstammen läßt, so erkennen wir wieder, daß die so lange von einer hyperkritischen Zeit in's Reich der Fabeln verwiesenen sagenhaften Ueberlieferungen auf bestimmten historischen Grundlagen beruhen.

Endlich ist noch eine Gruppe von Kunstwerken hervorzuheben, die zwar am wenigsten zahlreich, aber gleichwohl hochbedeutsam sind: die geschnittenen Steine, an welche sich einige in Gold gravirte Werke anschließen. Hier tritt die Menschengestalt in den Vordergrund, und zwar in einer allerdings alterthümlichen, aber doch ungemein lebensfrischen Darstellung, meist in äußerst bewegten Kampfscenen. Dieser Art sind die von Feuer sprühenden Scenen eines Fußkampfes (Mykenae, Nr. 254, 335), ebenso die Hirschjagd (Nr: 344) oder der Kampf mit dem Löwen (Nr. 253). Menschen und Thiere sind hier mit großer Wahrheit dem Leben abgelauscht, in Gestalt und Bewegung voll Ausdruck; ähnlich ist auch der Löwe in Nr. 255 behandelt. Zu den merkwürdigsten dieser Darstellungen gehört der große goldene Siegelring Nr. 530, der eine unter einem Baume sitzende Frauengestalt zeigt, welcher zwei andere Frauen und ein Mädchen Blumenspenden darbringen, während ein Kind hinter ihr Früchte vom Baume zu pflücken scheint. Höchst auffallend ist die Tracht der Frauen, deren Oberleib mit üppigen Brüsten nackt ist, während ein Rock von der Hüfte bis zu den Waden herabreicht, der vier parallele horizontale Gürtungen zeigt, als wenn man damals schon Volants gekannt hätte. Darunter sieht man Hosen, welche über den Knöcheln der nackten Füße gebunden sind. Der obere Theil des Gesichtes ist durch eine Maske verdeckt, wie sie jetzt noch von

den Frauen auf der Insel Kythnos, einer der Cykladen, getragen werden, um sich vor der Sonne zu schützen. Das Haupt ist durch eine Art Turban bedeckt. Milchhöfer, der in der sitzenden Frau die Rhea erkennt, weist auf die merkwürdig verwandte indische Darstellung der Göttin der Schönheit hin. (S. meine Gesch. der Plastik, III. Aufl. I. Fig. 2) Zu den lebendigsten dieser Gemmen gehört noch die unter Nr. 175 bei Schliemann abgebildete mit zwei Hirschkühen, an denen jedes Mal ein Junges saugt, welches von der Mutter beleckt wird. Aber auch sonst kommen noch Thierdarstellungen vor, welche offenen Sinn für die Erscheinungen des Thierlebens verrathen. Milchhöfer macht mit Recht auf die Verwandtschaft mit den sogenannten Inselsteinen aufmerksam und erkennt den Ausgangspunkt dieser Kunst in Kreta.

Fassen wir nun Alles zusammen, was rasch an unserem Auge vorüber gegangen ist, so erheben sich Fragen und Zweifel, die nicht leicht eine genügende Lösung finden. Zunächst ist es schwer zu glauben, daß die primitive Rohheit der Terracotta-Idole und die schlichte Beschaffenheit der Thongefäße mit der in ihrer Art hochentwickelten Goldschmiedekunst als gleichzeitig anzunehmen sei. Wir müßten denn voraussetzen, daß die Thonplastik sich längere Zeit in alterthümlichen Formen bewegt habe, weil sie ganz ohne äußere Einflüsse am Boden haftete und stagnirend blieb. Wobei denn auch nicht außer Acht zu lassen ist, daß Cultusidole häufig in ihrer alterthümlichen Starrheit immer noch festgehalten werden, wenn die übrige Kunst sich schon längst freier entwickelt hat. Dasselbe gilt von der Steinplastik auf den Grabstelen, die in ihrer Formgebung und Technik ebenfalls in hohem Grade ungelenk und primitiv erscheint.

Daß dagegen bei allen Werken, die in Material und Bearbeitung auf Kostbarkeit und Reichthum ausgehen, also besonders bei den Goldsachen, ursprünglich die höher entfaltete orientalische Kunst auf diejenige von Mykenae einwirkte, kann keinem Zweifel unterliegen. Dafür sprechen die phantastischen Gebilde der Sphinx, des Greifen, der Hippokampen, aber auch die fremdländischen Thiere, die Löwen und Leoparden. Endlich haben wir auch einige directe Anklänge an assyrische Kunst gefunden. Weiterhin ist zu beachten, daß der silberne Stierkopf mit goldenen Hörnern unter den Tributen der Phönizier auf einem Wandgemälde aus der Zeit Thutmes III., also aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vor Chr., vorkommt. Ebenso finden wir bei Cesnola, Cypern (deutsche Ausgabe, Tafel 36) eine männliche Figur, welche einen Stierkopf auf dem linken Arme trägt. Nicht minder häufig begegnen uns auf cyprischen Denkmälern jene Spiralformen, und besonders die mannigfaltigsten Arten von Rosetten und ähnlichen sternförmigen Blumen, die wir in Mykenae finden, so bei Cesnola, Tafel 33, Fig. 2. u. 3, Rosetten Taf. 44, reich combinirte Voluten Taf. 55, 56, 57, Rosetten und Sternblumen Taf. 63, Schmucksachen mit Spiralen. Weiter ist zu beachten, daß die cyprischen Idole große Verwandtschaft mit denen von Tiryns haben, so

bei Cesnola Taf. 37, Fig. 5, und daß ebenso die paarweise symmetrisch verbundenen Figuren daselbst Taf. 17 in Fig. 3 u. 4 durch ruhende Löwen und Sphinxe vertreten sind. Der reiche Schmuck an Kleidern, Waffen und Geräthen, hauptsächlich in Rosetten und ähnlichen Blumen bestehend, findet sich überall in den assyrischen Denkmälern. Aber auch auf Aegypten werden wir vielfach hingewiesen, so durch die Elfenbeinsachen und eine Anzahl von kleineren Werken, die als ägyptisches Porzellan bezeichnet werden. Auch das darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich in Mykenae ein Straußenei gefunden hat. Fügen wir hinzu, daß in den Gräbern von Spata und Menidi sich neben zahlreichen Elfenbeinsachen viele Arbeiten in farbigem Glasfluß gefunden haben, so ist auch dieses geeignet, auf die Beziehungen zu Aegypten hinzuweisen.

Fragen wir aber nach den Vermittlern dieser Einflüsse, so kann nur von den Phöniziern die Rede sein, dem rührigen Handelsvolke, welches den ganzen Umkreis des Mittelländischen Meeres mit seinen Factoreien beherrschte und den westlichen Völkern die Kunstproducte des Orients zuführte. Soll bei Homer etwas als besonders kunstvoll hervorgehoben werden, so sind es meist „sidonische Männer“, welche es gebracht haben. So Il. XXIII., 731 der von Achill als Preis ausgesetzte Becher:

„Einen sechs Maß haltenden künstlichen silbernen Becher
Bracht' er, der war schön vor allen Bechern der Erde;
Denn ihn hatten wackere Sidonier prächtig gezieret,
Und phönizische Männer über die Wogen geführet.“

Daß die Phönizier aber nicht blos Kaufleute, sondern auch Fabrikanten waren, und sowohl kostbare Teppiche und Goldsachen als auch andere Werke der Kleinkunst massenhaft verfertigten und ausführten, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Zahlreiche unverkennbare Zeugnisse solcher Production hat namentlich Cesnola auf Cypern entdeckt, darunter am merkwürdigsten jene silbernen und bronzenen Schalen, auf welchen sich Darstellungen in einem assyrisch-ägyptischen Mischstil befinden. Da ganz Aehnliches sich vielfach in etruskischen Gräbern gefunden hat, wie z. B. im Museo Gregoriano (so der silberne Becher von Caere Taf. 63, die silbernen Schalen ebendaher Tafel 64, 65, der goldene Brustpanzer Tafel 82 u. A.), so kann kein Zweifel an der phönizischen Abstammung dieser Werke erhoben werden. Treffen wir ja auch ähnliche Mischung des ägyptischen und assyrischen Stils an zahlreichen cyprischen Statuen, welche Doell und Cesnola veröffentlicht haben. Nur darf man nicht vergessen, daß alle diese Werke einer späteren Zeit, die ich etwa zwischen 900 und 800 vor Christo setzen möchte, entstammen, während das um Jahrhunderte ältere Stadium phönizischer Kunst, welches in Mykenae Einfluß geübt hat, von diesem conventionell ausgeprägten ägyptisch-assyrischen Stil noch nicht berührt ist und vielmehr das Gepräge eines gewissen Naturalismus trägt.

Mit alle Dem soll aber nicht gesagt werden, daß die mykenischen Goldsachen durchweg fremden Ursprungs seien. Der prachtvolle silberne Kuhkopf mit goldenen Hörnern und zierlicher Rosette auf der Stirn mag als ein Meisterwerk phönizischer Technik betrachtet werden. Daß aber die ungeheuren Massen von Goldschmuck, welche aus den Gräbern an's Licht gezogen wurden, nicht alle von auswärts bezogen waren, sondern von einheimischen Goldschmieden herrühren, ist wohl kaum zu bezweifeln. Für eine Anzahl dieser Werke ist der Beweis inländischer Fabrikation durch mehrere Formsteine geliefert, welche Schliemann gefunden hat. Unter diesen treffen wir einige von den häufig hier vorkommenden Ornamenten, namentlich den Adler, den Tintenfisch, Rosetten und Spiralen, und besonders jenes merkwürdige in Mykenae, Tiryns, Spata und Menidi überall gefundene Ornament, welches aus zwei symmetrisch von einem runden Knauf aufsteigenden Voluten besteht, über welchen mehrere Bogenlinien sich ausspannen. Man darf darin wohl eine besondere Form von Agrafen oder Spangen erkennen. Wenn aber die mykenischen Künstler sich auf das Gießen des Goldes verstanden, wie sollten sie sich dann nicht auf das Treiben eingeübt haben, da gerade diese Art der Arbeit in so ungeheuren Massen verlangt wurde. Außerdem, wo ein so großes Bedürfniß herrscht, da pflegt an die Stelle des Imports von außen sehr bald die eigene Fabrikation zu treten. Endlich müssen die Gesichtsmasken sicher an Ort und Stelle gearbeitet worden sein, da sie durchaus in portraitmäßiger Weise die individuellen Züge jedes Einzelnen wiedergeben. Wenn also der Gebrauch solcher Gesichtsmasken bei den Leichen sich als ägyptische Sitte nach Griechenland verpflanzt haben mag, so ist die Anwendung und Behandlung hier doch eine selbständige. Auch hier finden wir in der Sage, welche den Danaos aus Aegypten nach Argos kommen läßt, die Bestätigung uralten Culturzusammenhangs.

Diese mykenische Kunst schwelgt also in der Abstraction linearen Ornaments, welches sie mit unerschöpflicher Erfindungsgabe und mit hohem Geschmack in unabsehbar mannigfaltigen Verbindungen darzustellen weiß. Daneben wendet sie auch vegetabilische Motive an, indem sie in Blättern und Blumen nach typischer Ausprägung regelmäßiger Formen strebt. Nur spärlich zieht sie das Thierleben hinein, und zwar hauptsächlich in solchen Gebilden wie Schmetterlingen und Tintenfischen, welche der symmetrischen Behandlung entgegen kommen. Was sonst noch von Thierformen sich findet, wie jene paarweise angeordneten Gebilde, bewegt sich in typischer Heraldik, darin vor Allem an das Löwenthor erinnernd. Daß dieses auf Phrygien hinweist, haben jüngste Entdeckungen W. M. Ramsays uns bestätigt, denn es finden sich dort (Journal of Hellenic studies Vol. III) mehrfach Felsfassaden, die über dem Eingange ebenfalls mit zwei Löwen ausgestattet sind. In einzelnen Fällen jedoch erhebt sich auch die mykenische Kunst zur Darstellung von Thieren in lebensvoll freier Bewegung, die entschieden einen offenen Blick für die Erscheinungen der Natur bekunden. Wo endlich ver-

einzelte menschliche Gestalten vorkommen, wie in jenen Astarte-Bildern, herrscht eine conventionell gebundene Auffassung.

Aus alledem geht mit Bestimmtheit hervor, daß wir eine Gruppe der mykenischen Kunstwerke von der Masse des Uebrigen als etwas Besonderes trennen müssen: die geschnittenen Steine und die gravirten Goldringe. Hier ist eine Freiheit der Bewegung, eine Lebendigkeit des Ausdrucks, zugleich eine Sicherheit der Technik, welche keine Analogie in dem ganzen übrigen Kreise der mykenischen Kunst findet. Diese Werke können nur von auswärts bezogen sein, was um so wahrscheinlicher wird, wenn wir erwägen, daß sie nur eine kleine Anzahl ausmachen. Da aber in diesen merkwürdigen kleinen Kunstwerken keine Spur orientalischen, sei es ägyptischen oder assyrischen Stiles zu finden ist, Alles dagegen in Formgebung, Tracht u. s. w. den Geist griechischer Kunst athmet — es mag genügen auf die Bewaffnung, die großen Schilde, die Panzer, Beinschienen und Helme hinzuweisen — so müssen wir hier auf eine griechische Quelle schließen, und als solche darf wohl die Insel Kreta mit ihrer alten Cultur, bezeichnet werden, die, an den Pforten des Orients gelegen, früher als alle anderen griechischen Colonien sich künstlerisch entwickelte.

Wenden wir uns nun schließlich zu Tiryns, durch dessen Ausgrabung Schliemann seinem großen Werke die Krone aufgesetzt und einen hoffentlich nur vorläufigen Abschluß gegeben hat. Auch über diese bedeutenden Arbeiten hat Schliemann in einem vornehm ausgestatteten, kürzlich erschienenen Bande mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt, mit Karten und Plänen und vielen Farbentafeln in erschöpfender Weise Auskunft gegeben. Dabei hat er wieder sich mit andern Gelehrten in Verbindung gesetzt und namentlich durch eine Abhandlung von Fr. Adler über die Architektur der griechischen Heroenzeit seinem Werke eine werthvolle Ergänzung gegeben. Von besonderer Wichtigkeit aber war, daß Schliemann, wie schon in Troja, an Dr. Dörpfeld einen archäologisch geschulten Architekten sich zugesellte, der die Ausgrabungen leitete. Als zuerst durch die Zeitungen die Kunde verbreitet wurde, daß Schliemann einen prähistorischen Herrscherpalast zu Tiryns ausgegraben und sogar zahlreiche Bruchstücke von Wandgemälden entdeckt habe, war das Staunen fast noch größer und die Erwartung noch gespannter als bei seinen früheren Funden. Mit einem Schlage sollten also die Wünsche nach der Anschauung eines jener berühmten Herrscherpaläste, welche sich schon durch die Odyssee unserer Phantasie tief eingeprägt hatten, in Erfüllung gehen. Was uns jetzt in der schönen Veröffentlichung Schliemanns geboten wird, bleibt nicht hinter den Erwartungen zurück.

Hier muß nun zunächst vor allen Dingen daran erinnert werden, daß Homer, während er von den übrigen Culturformen der heroischen Zeit keine Anschauung mehr besaß, die Herrscherpaläste jener Epoche sehr wohl kennen mochte, da deren sicher noch manche aufrecht standen. So gewinnen seine Schilderungen von diesen Anlagen durch die Ausgrabungen in Tiryns

noch mehr als durch die trojanischen die lebendigste Anschaulichkeit. Auf drei Plänen ist die Burg, wie sie sich jetzt darstellt, in genauen Aufnahmen vorgeführt. Tafel I giebt die ganze Ausdehnung des Berghügels, der sich schmal und lang von Nord-Nordwest mit einer kleinen Einbiegung und einer geringen östlichen Ausweichung nach Süden erstreckt. Die gesammte Länge des Plateaus beträgt etwa 300, die größte Breite gegen 100 Meter. Den höchsten und vornehmsten Punkt, weithin Land und Meer beherrschend, finden wir auf der Südseite; hier haben die Ausgrabungen den eigentlichen Palast an's Licht gezogen. Eine Einsattelung nach Norden bildet die Mittelburg, die wohl die Wirthschaftsräume enthielt, und an diese schloß sich weiter nördlich die Niederburg. Diese beiden Abschnitte harren noch der Ausgrabung. Man kann das ganze Burgplateau mit der Form einer Schuhsohle vergleichen, deren hohen Absatz der Herrscherpalast bildet. Tafel II bringt in größerem Maßstab eine genaue Aufnahme des Palastes vom Mai 1884. Ein dritter Plan ist aber mit den Ergänzungen, welche die Ausgrabungen des Jahres 1885 brachten, unter Nr. 125 hinzugefügt. Wir können den äußerst interessanten Vorgängen dieser Ausgrabungen nicht im Einzelnen folgen; für unsern Zweck genügt es, das Wesentlichste herauszuheben.

Schon im Alterthum zollte man den Ringmauern von Tiryns die höchste Bewunderung, und die Sage ließ sie von Kyklopen unter dem Befehl des Königs Proetos ausgeführt sein. Dieser aber, aus Argos vertrieben, war nach Lykien geflohen, hatte dort die Liebe der Königstochter erworben und war mit dem Heere seines Schwiegervaters zurückgekehrt, um in Tiryns seine Herrschaft aufzurichten. Wir werden sehen, daß auch diese Sage auf culturgeschichtlichem Grunde fußt. Sicher sind diese Mauern das gewaltigste Festungsbauwerk von ganz Griechenland, vielleicht sogar der ganzen Welt, denn sie erreichen an der Ostseite eine Stärke von fast 11 m, an der Südseite sogar über 17 m. Die Oberburg aber wird ostwärts noch durch einen zweiten Mauerzug von 8 Meter Dicke umschlossen. Dieses ungeheure Werk, welches großentheils jetzt noch erhalten ist, und also über 3000 Jahre allen Stürmen der Zeiten widerstanden hat, wurde aus riesigen unregelmäßigen Kalkstein-Blöcken erbaut, unter denen es Steine bis zu 3 m Länge und 1 m Höhe giebt. Die größeren Blöcke, die übrigens deutliche Spuren durchgängiger Bearbeitung verrathen, wurden durch kleinere Steine ausgezwickt und in eine Lehmbettung gelegt, wie sich bei genauerer Untersuchung schließlich herausgestellt hat. Den Hauptzugang zur Burg gewann man auf einer an der östlichen Langseite von außen aufsteigenden Rampe, gemäß eines uralten fortifikatorischen Grundgesetzes, nach welchem der Angreifer seine unbeschildete rechte Seite den Vertheidigern darbieten mußte. Außer diesem Haupteingang gab es ein paar kleinere leicht zu vertheidigende Pforten, die eine in einem westlich angebrachten halbkreisförmigen Vorsprung, von wo eine steile Felsentreppe zur Burg hinaufführt, die andere

an der Westseite der Mittelburg, die dritte am nördlichen Ende der Niederburg.

Das Merkwürdigste an jenen ungeheuren Befestigungen sind die Galerien, welche sich in der südlichen und der östlichen Mauer befinden, und mit einer Reihe von Kammern in Verbindung stehen, die offenbar nicht, wie man früher geglaubt hat, zu Vertheidigungszwecken, sondern als Magazinräume dienten. Diese Galerien und Kammern sind sämmtlich durch vorkragende Steinschichten überwölbt und erregen, wie alles Uebrige, durch die Kolossalität der dazu verwendeten Steinblöcke staunende Bewunderung. Da sich nun ganz ähnliche Kammern in der Byrsa von Karthago gefunden haben, die in Breite und Tiefe mit denen von Tiryns nahezu übereinstimmen, nur daß die Kammern dort nach außen abgerundet sind, so ergeben sich auch hier wiederum frappante Einflüsse phönizischer Kunst. Fassen wir diese Beziehungen etwas weiter in's Auge, so dürfen wir wohl daran erinnern, daß die Kegelform der Kuppelgräber überall in phönizischen Denkmälern, z. B. in Marathus (Amrith) wiederkehrt; namentlich aber sind die in Tausenden von Beispielen auf Sardinien vorkommenden Nurhagen, ebenso die Talayots auf Minorca, deren phönizischer speziell karthagischer Ursprung jetzt wohl nicht mehr im Zweifel steht, hier heran zu ziehen. Nur daß diese merkwürdigen Bauten, wie Spano unwiderleglich nachgewiesen hat, keine Grabanlagen, sondern Wohnhäuser waren, und daß sie vielfach in mehreren Stockwerken aufgebaut sind.

Treten wir nun durch die große Hauptpforte der Ostmauer in den ehemals gewölbten Thorweg, der die ganze Tiefe der Mauer durchbricht, so gelangen wir, uns links wendend, in einen Engpaß, der durch die äußere und innere Burgmauer eingeschlossen wird. Nachdem wir einen Raum von etwa 17 m Länge durchschritten haben, gelangen wir an das über 3 m breite Thor der Oberburg, dessen uralte steinerne Schwelle noch unberührt an Ort und Stelle liegt. Ueberhaupt sind im ganzen Palaste die Thürschwellen noch gerade so vorhanden, wie sie vor Jahrtausenden von den Homerischen Helden beschritten wurden. Setzen wir unsern Weg in derselben Richtung fort, so gelangen wir, immer zwischen den beiden Befestigungsmauern weiterschreitend, zu einem Vorplatz, der sich dadurch um mehr als das Doppelte erweitert, daß hier die innere Festungsmauer ihren Abschluß findet und die Bauten des eigentlichen Palastes ihren Anfang nehmen. Indem wir uns im rechten Winkel nach rechts hin wenden, erreichen wir ein großartiges Propyläon, dessen Fronten nach Osten und Westen schauen und durch zwei Säulen zwischen Parastaden sich nach außen wie nach innen öffnen. Eine Quermauer, durch die eigentliche Pforte durchbrochen, theilt den Bau in eine äußere und innere Halle, die erstere vier, die letztere über fünf m tief, bei einer gemeinsamen Breite von 11 m. Man muß gestehen, daß die Großartigkeit dieser Verhältnisse in wirksamer Weise auf das Stattliche der ganzen Anlage vorbereitet.

Denn, um es an dieser Stelle schon hervorzuheben, wir haben hier die reife Entwickelung Dessen, was wir auf Troja erst im Keim angetroffen. Wir befinden uns nun in dem großen unregelmäßigen äußeren Vorhof der Burg, der eine Breite von 26 und eine Länge von 35 m mißt. Hier ist die alte Anlage nicht mehr völlig zu ermitteln gewesen, doch dürften wir nach den Schilderungen der Odyssee vielleicht Remisen und Ställe für Wagen und Pferde erwarten. Reste von Säulenhallen haben sich an der östlichen und südlichen Seite erhalten.

Schreitet man durch diesen Vorhof und wendet sich wiederum rechts, an zwei einspringenden Kammern vorbei, die wir wohl dem Thürhüter zuschreiben dürfen, so gelangen wir zu dem zweiten inneren Propyläon, etwas kleiner als das erste, aber die Anlage desselben mit der äußeren und inneren Säulenstellung zwischen Parastaden und der Quermauer mit der Pforte wiederholend, dabei im rechten Winkel zu jenem angelegt, also in der Hauptaxe des Palastes von Süden nach Norden sich erstreckend. Nachdem wir diese zweite Thorhalle durchschritten haben, befinden wir uns in dem inneren Hofe des Palastes, der etwa 20 m breit und 15 m tief, an seiner inneren Seite sich auf den Hauptraum des Palastes, den eigentlichen Männersaal öffnet. Hier befindet sich gleich rechts vom Propyläon der Altar des Zeus Herkaios, dessen runde Opfergrube jetzt noch so erhalten ist, wie sie vor Jahrtausenden das Blut der Opferthiere trank. Rings ist der Hof mit Säulenstellungen umgeben, in welche die innere Säulenhalle des Propyläons auf's Geschickteste eingefügt ist. Die beiden Säulen der Nordseite mit ihren Parastaden bilden die 10 m breite Vorhalle des Männersaales. Aus dieser Vorhalle gelangte man durch drei Pforten, deren steinerne Schwellen noch vorhanden sind, in den Vorsaal, der fast 5 m Tiefe bei 10 m Breite mißt; dann durch eine einzige Pforte in den stattlichen Männersaal, der bei gleicher Breite eine Länge von fast 12 m hat. In der Mitte ist noch die runde Anlage des Herdes erhalten; die Decke scheint auf vier Säulen geruht zu haben.

Die Anlage dieses Megaron im Centrum des Palastes auf der höchsten Erhebung des Plateaus, mit weiser Berechnung ähnlich wie das Megaron von Troja nach Süden gegen die Wintersonne gerichtet, während im Sommer Vorhalle und Vorsaal die Hitze abhielten, zeugt von hoher architektonischer Einsicht. Vor Allem aber umfaßte von hier der Blick die Aussicht über die Ebene von Argos und den tief eingeschnittenen Meerbusen mit seinen herrlich geschwungenen Bergformen. Schliemann, gewiß ein competenter Beurtheiler, sagt von dieser Aussicht: „Das Panorama, welches sich von der Höhe der Citadelle von Tiryns nach allen Seiten darbietet, ist überaus prachtvoll. Indem mein Auge bald in nördlicher, bald in südlicher, bald in östlicher, bald in westlicher Richtung schwelgt, frage ich mich unwillkürlich, ob ich denn nicht schon — sei es vom Gipfel der Vorgebirge des Himalaja, sei es in der üppigen Tropenwelt auf den Sunda-

Inseln oder den Antillen, sei es von den Zinnen der großen chinesischen Mauer, sei es in den herrlichen Thälern Japans, sei es im weltberühmten Josemite-Thal in Californien, sei es von der Höhe der Cordilleras de los Andes etwas Schöneres gesehen habe. Aber immer muß ich mir eingestehen, daß der Anblick von der Citadelle von Tiryns gar viel prachtvoller ist als alles, was ich von Naturschönheiten gesehen habe. Ja, der Zauber, den man bei der Rundschau von Tiryns empfindet, wird überwältigend, wenn man im Geiste die Großthaten recapitulirt, deren Schauplatz die Ebene von Argos und die sie umgebenden Berge waren."

Westwärts umgiebt ein Gewirr von kleinen Kammern und engen Gängen den Männersaal; unter ihnen verdient ein annähernd quadratisches Gemach hervorgehoben zu werden, dessen Fußboden mit einer einzigen, ungefähr 3 m im Quadrat messenden Kalksteinplatte bedeckt ist. Es ist das Bad, zu welchem man aus dem Vorsaal des Megaron durch eine Seitenthür gelangen konnte. Da die Wohlthat des Bades die erste Erquickung war, mit welcher man den ankommenden Gast empfing, so ist die Lage dieses Raumes wieder trefflich berechnet.

An der anderen, östlichen Seite des Männersaales, von diesem durch einen schmalen Gang getrennt, und an drei Seiten ringsum durch ähnliche Corridore völlig isolirt, liegt der Frauensaal, beträchtlich zurückgeschoben, weit kleiner als jener und nur mit einer offnen Vorhalle ohne Säulenstellungen versehen. Vor ihm breitet sich ein innerer Hof aus, zur Linken mit Säulenstellungen eingefaßt und wieder in Verbindung mit einem weiter südlich anstoßenden ungefähr quadratischen Hofe, der an seiner Westseite ebenfalls eine Säulenhalle besitzt. Von hier zieht sich ein schmaler Gang nach dem äußeren Propyläon hin, in welches er mit einer Seitenthür mündet. So abgeschlossen also die Frauenwohnung auch nach der noch halb orientalischen Sitte jener Zeit lag, so konnte man doch direct vom äußeren Eingang zu ihr gelangen. Wie erinnern diese zahlreichen schmalen Gänge an die Scene Odyssee XXII., 458, wo Telemach mit dem Rinderhirten und dem edlen Hüter der Schweine die schlimmen Mägde

„Zwischen das Küchengewölb und die feste Mauer des Hofes
In die Enge trieben, wo nirgend ein Weg zum Entflieh'n war."

Noch ist eine Gruppe kleinerer Gemächer zu erwähnen, östlich vom Frauengemach gelegen und von dort durch eine Seitenthür der Vorhalle zugänglich. Darunter zeichnet sich ein Raum von 5 m im Quadrat mit einem Vorzimmer aus, der wohl das Schlafgemach des königlichen Paares enthielt. Daneben sind Spuren einer Treppe zu erkennen, welche in das Obergeschoß oder auf das flache Dach führte. Von diesen Räumen wieder durch einen schmalen Corridor getrennt, sind nochmals drei Zimmer angelegt, von denen das mittlere mit einem Vorraum versehene vielleicht die Schatzkammer des Königs enthielt.

Ueberblicken wir die Gesammtanlage des Palastes, so weit sie sich uns bis jetzt darbietet, so dürfen wir sagen, daß sie an Schönheit und Klarheit Allem überlegen ist, was der Orient darbietet; besonders aber wenn wir den Palast von Tiryns mit dem einzig uns vollständig bekannten assyrischen, dem von Khorsabad vergleichen, so sehen wir dort den Pomp asiatischer Despotie, hier dagegen ganz entschieden das Gepräge griechischen Geistes. Das Maßhaltende und doch ungemein Stattliche der Anlage, die Steigerung in der Wirkung, vor Allem die reiche und mannigfache Anwendung von Säulenhallen, verleiht dem Palast von Tiryns ein überlegenes künstlerisches Gepräge. Die freien weiten Säle, eingefaßt von luftigen und doch durch Säulenhallen schattigen Höfen, lassen uns fühlen, wie frei hier in dem Ausblick auf Land und See zu athmen war; die zahlreichen Verbindungen für die Herrschaft wie für den Dienst des Palastes geben nicht minder Zeugniß von der Einsicht des Architekten; daß es auch an einem System von Entwässerungsanlagen und Canälen nicht fehlte, ist durch vielfache Spuren bezeugt.

Was die technische Behandlung betrifft, so sind alle Mauern aus jenen Bruchsteinen ausgeführt, welche in der Nähe gewonnen wurden; aber die oberen Theile der Mauern des Palastes waren wie in Troja aus Luftziegeln errichtet und innen mit Stuck überzogen, ebenso wie dort bestanden die Decken aus Bohlen und einer Lehmschicht, so daß alle Räume eine flache Decke besaßen. Daß man gelegentlich, wie auch in Aegypten und sonst im Orient, auf dem flachen Dache schlief, ist hinreichend bezeugt; ich erinnere nur an den unglücklichen Gefährten des Odysseus, Elpenor, der im Rausch auf dem Dach der Wohnung der Circe einschläft und nachher beim plötzlichen Erwachen hinabstürzt. Weiter ist bemerkenswerth, daß die Thürpfosten und die Parastaden wie in Troja aus Holz bestanden; endlich muß hervorgehoben werden, daß der Fußboden der Räume einen Estrich zeigt, der entweder aus Kalk mit kleinen Steinchen gemischt ist oder ausschließlich aus Kalk besteht; ersteres hauptsächlich da, wo den Einflüssen der Witterung zu begegnen war, wie im großen Propyläon und im Vorhof des Männersaals. Im Megaron selbst trug der Fußboden, der noch trefflich erhalten ist, eingeritzte Linien in quadratischer Eintheilung, welche Spuren von rother und blauer Farbe zeigen. Wir finden also hier einen Fortschritt gegen den gestampften Lehmboden, den Homer im Palaste des Odysseus schildert und den auch die Burg von Troja aufweist.

Zu den wichtigsten Ergebnissen gehört die Thatsache der umfassenden Anwendung von Säulenstellungen, die in Troja noch nicht vorkamen, also wieder einen bedeutsamen Fortschritt bekunden. Ueberall haben sich noch die flachen steinernen Scheiben erhalten, welche den Säulen als Basis dienten. Diese selbst aber bestanden wie die Parastaden aus Holz und müssen, um für die Höhe der Säle und Vorgemächer auszureichen, eine Schaftlänge von etwa 10—12 m Durchmesser gehabt haben. Ihr Kapitäl war wohl

ohne Zweifel in jener einfachsten Form gebildet, die wir von der Halbsäule des Löwenthors her kennen und die nachmals als Ausgangspunkt für die Entwickelung des dorischen Kapitäls diente.

Zu den köstlichsten Theilen der künstlerischen Ausstattung des Palastes gehört ein prachtvoller Alabasterfries, der in der Vorhalle des Männersaales gefunden wurde und dort, aus mehreren Platten bestehend, den ganzen Raum zwischen der Ante und der Südwand einnahm. Dieses Bruchstück zählt zu den merkwürdigsten Decorationen des Palastes. Der Fries besteht aus einem Wechsel von Gliedern, nicht unähnlich dem dorischen Triglyphenfries. Was hier die Stelle der Triglyphen einnimmt, sind schmale aufrecht stehende viereckige Platten, mit prächtigen doppelten Rosetten gesäumt, deren mittleres Auge einen Schmuck von blauem Glasfluß zeigt. Zwei kleine verticale Streifen von viereckigen Plättchen dienen als Einfassung der Rosetten, während unten und wahrscheinlich auch oben ähnliche, nur etwas größere horizontale Friese den Abschluß bilden. Alle diese Friese waren mit derselben blauen Glaspaste ausgefüllt. Die nächstfolgende Platte, die wir als Metope bezeichnen können, zeigt zwei mit dem Rücken aneinanderstoßende etwas verlängerte Halbkreise, deren Kern wieder aus einer prachtvollen Rosette mit einer Doppelreihe von Blättern besteht. Ein überaus eleganter Spiralenfries, wieder mit blauen Glaspasten im Auge jedes Einzelgliedes geschmückt, bildet den äußeren Umkreis, beiderseits von einem Saum kleiner Plättchen mit blauem Glasfluß eingerahmt. Die Pracht und Schönheit dieses Frieses stempelt ihn zu den glänzendsten Ueberresten der architektonischen Decoration jener Zeit. Noch merkwürdiger wird aber dies schöne Bruchstück, wenn wir uns daran erinnern, daß Homer im Palaste des Alkinoos einen mit blauem Glase geschmückten Fries erwähnt (Odyssee VII. 86):

„Eherne Wände liefen an jeglicher Seite des Hauses
Tief hinein von der Schwelle, gekrönt mit blauem Gesimse.“

Die Beschaffenheit dieses „Kyanosfrieses“, dessen Name zunächst auf den natürlichen Lasurstein, dann auf den blauen ägyptischen Glasfluß hindeutet, hat zuerst Lepsius 1871 in den Abhandlungen der Berliner Akademie nachgewiesen und ganz kürzlich hat Helbig dies in seinem oben erwähnten Buche weiter ausgeführt. Dennoch konnte man sich keine klare Vorstellung von diesem Friese machen, bis plötzlich die Ausgrabungen von Tiryns in überraschender Weise die volle Anschauung brachten. Die Formen aber, welche sich hier zeigen, sind mehrfach auch sonst aufgefunden worden; vor allen Dingen in nächster Verwandtschaft bei einem Bruchstück von Porphyr (Mykenae 151), wo ganz dieselbe Eintheilung eines Frieses, nur in etwas einfacherer Behandlung mit den Halbrosetten und dem triglyphenartigen Gliede sich finden. Andere Friese ebendort (Mykenae 153) geben eine ähnliche Verbindung von Spiralen, die dann auch an dem merkwürdigen Bruchstück eines hölzernen Kästchens in äußerst eleganter Zeichnung wieder-

kehren. Noch eigenthümlicher vielleicht berührt es, daß dasselbe Motiv in Gestalt eines kleinen Ornaments aus Glasfluß in dem Kuppelgrabe von Menidi gefunden wurde.

Nicht minder merkwürdig sind die Spuren von Wandgemälden, welche sich auf dem Putz der Mauern mehrfach erhalten haben. Es ist eine reiche Farbenscala, in welcher schwarz, roth, gelb und blau rhythmisch wechselt. Häufig sind es nur einfache geradlinige Friese, dann aber Spiralen und Voluten in mannigfachem Wechsel, auch Rosetten, Spiralenfriese, besonders merkwürdig jenes prächtige Ornament von verschlungenen Voluten mit großen Blumen in den einspringenden Ecken, wie es genau so in plastischer Behandlung auf der Decke von Orchomenos vorkommt. Dann wieder ist es ein schuppenförmiges Ornament mit geschweiftem Umriß und manches Verwandte. In seltenen Fällen kommt ein vegetatives Muster in Form eines zierlichen Blätterwerks vor, das Auffallendste aber ist die Darstellung eines in wildem Lauf geschilderten Stieres, auf dessen Rücken ein junger Mann in kühnster Bewegung, ähnlich dem Akrobaten eines modernen Circus seine Künste zeigt. Diese merkwürdige Darstellung gemahnt an die Schilderung der Ilias (XV. 668 ff.):

„Wie ein Mann, in jeglicher Kunst des Reitens erfahren,
Sich aus einer großen Zahl vier Rosse erküret,
Aus dem Felde zur Stadt sie treibet über den Heerweg,
Zwischen bewundernden Reihen von Männern und Weibern; denn sicher
Springt er von einem auf's andere, sie aber fliegen indessen."

Die Lebendigkeit und das Geschick dieser Darstellung steht in einem auffallenden Contrast zu dem Ungeschick der Zeichnung auf den zahlreich gefundenen Vasen. Diese haben große Verwandtschaft mit den Vasen von Mykenae, indem sie meistentheils eine lineare Ornamentik in ziemlich flüchtiger und roher Behandlung zeigen: hauptsächlich Zickzacks, Kreuze, auch Schachbrett- und Mäandermuster in großer Mannigfaltigkeit. Andere Elemente scheinen dem Pflanzenleben entnommen, wie denn auch eine flache Schale in der Gesammtform an die Teichrose erinnert. Endlich aber kommen auch Thiere vor, wie jene von Mykenae her bekannten Friese von Wasservögeln, aber auch Pferde mit Männern, und Darstellungen von Frauen, in so kindisch primitiver Auffassung, wie man sie an den bekannten Dipylon-Vasen von Athen findet. Besonders auffallend sind die Frauen mit unnatürlich eingeschnürten Hüften, die übertrieben gestreckten Beine der Männer und der Pferde, Werke von kindischem Ungeschick. Dagegen ist das von Schliemann (Tafel XVII. c.) mitgetheilte Fragment einer Vase mit zwei laufenden Kriegern und einer stehenden Frau so entwickelt, daß man es einer viel jüngeren Periode zuweisen muß. Was außerdem gefunden wurde, wie die Messer- und Pfeilspitzen aus Obsidian, die Kornquetscher aus Granit, Quarz, Porphyr und Diorit, die großen Steinhämmer, die den trojanischen gleichen, die wenigen Bronzegeräthe, wie Meißel, Doppelaxt, Griffel, das Alles

entspricht einer Frühzeit, welche der von Troja nicht viel nachsteht. Dasselbe gilt von den zahlreichen weiblichen Idolen, die an primitiver Rohheit denen von Troja und Mykenae völlig gleich kommen. Alle diese Funde haben Schliemann zu der Annahme bestimmt, daß die Zerstörung von Tiryns nicht, wie man bisher annahm, im V. Jahrhundert vor Christo, sondern bereits um 1100 in Folge der dorischen Wanderung stattgefunden habe. Man muß gestehen, daß die Thatsachen in gewichtiger Weise für diese Annahme sprechen. —

Ziehen wir die Summe dieser jüngsten Entdeckungen Schliemanns, so ist es vor Allem das aus vieltausendjährigem Schutt entstandene Bild des Herrscherpalastes der heroischen Zeit, welches völlig neue Perspectiven für die Kunstgeschichte eröffnet hat. Von höchster Bedeutung ist der Nachweis, daß damals schon die echt griechische Anordnung der Säulenstellung mit Parastaden im Grundplan des Megarons auftritt, und daß diese Anlage in der Folgezeit dann bei den Dorern den Ausgangspunkt für das Tempelschema abgab. Auch die Form der dorischen Säule, am Löwenthor von Mykenae zuerst ausgeprägt, reicht in jene heroische Vorzeit hinauf, und es wiederholt sich daher hier die in der Geschichte so oft auftretende Thatsache, daß die Sieger, indem sie einer fremden Cultur das Ende bereiten, Elemente derselben aufnehmen und zu einer neuen Entwickelung führen.

Was die architektonische Formenwelt betrifft, so haben wir gesehen, daß dieselbe über ein ziemlich reiches Gebiet von Decorationen verfügt, in welchem die Spirale und Rosette ähnlich wie bei den zahlreichen Goldsachen die Hauptrolle spielt. Am meisten Analogie dazu bieten gewisse ägyptische Decorationen namentlich manche Deckenmalereien. Perrot und Chipiez (I Figur 541) geben nach Prisse's Histoire de l'art égyptien (I. 26—29) Proben solcher Deckenmalereien, unter welchen Nr. 7 und noch mehr Prisse 29 am meisten mit der Decke von Orchomenos und der Wandmalerei von Tiryns übereinstimmt. Es ist ein System von Spiralen, die unter einander in verticaler Richtung verbunden sind, während Lotosblumen die Lücken ausfüllen. Hier in Tiryns und Orchomenos ist diese Composition noch consequenter durchgeführt dadurch, daß die Spiralen in zwiefacher diagonaler Richtung zusammenhängen. Wie beliebt solche Motive in Griechenland waren, beweist ihre häufige Verwendung. So an der prächtigen Goldplatte (Mykenae 472), und dem goldenen Brustpanzer (458), dem Goldcylinder (366), aber auch auf den Grabstelen (140—145), nur daß hier die Spiralen seitwärts und aufwärts in rechtwinkeliger Anordnung verbunden sind.

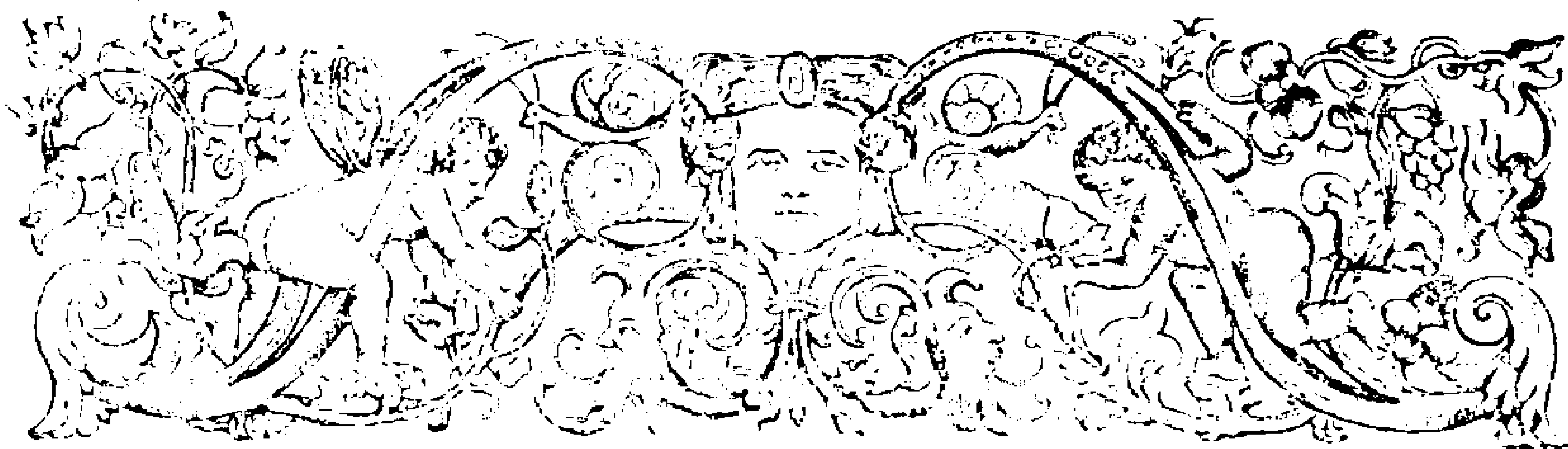
Das gesammte architektonische System endlich weist überwiegend nach Kleinasien. Die Vorbilder des Löwenthors fanden wir in Phrygien, ebendort begegnen uns auch die Halbsäulenstellungen, welche an den Fassaden der mykenischen Kuppelgräber einen so bedeutsamen Schmuck bilden. Die Rundhölzerdecken, die am Löwenthor imitirt werden und durchweg in Troja wie in Tiryns mit ihrem weiten schattenden Vorsprung die Bauten abschlossen,

kehren, in monumentale Steinform übertragen, an den zahlreichen Felsgräbern Lyciens übereinstimmend wieder, wie schon Adler treffend nachgewiesen hat. Was endlich den Polygonbau betrifft, so finden wir ihn nirgends in der eigentlich orientalischen Architektur, weder in Aegypten noch in Mesopotamien, wohl aber kommt er im ganzen Culturgebiete des Mittelmeeres, von Kleinasien und Kreta bis nach Etrurien in größter Verbreitung vor. Er scheint somit vorzugsweise der Ausdruck des uralten Pelasgerthums zu sein. Den Bau der Kuppelgräber aber treffen wir vorzugsweise im phönizischen Culturgebiete an, und dieses Volk war es denn auch, welches den Griechen der heroischen Zeit die künstlerischen Einflüsse des Orients vermittelte. —

Wir stehen am Ende unserer zusammenfassenden Betrachtung. Groß und wahrhaft epochemachend sind die Einblicke, welche wir den rastlosen Arbeiten und der hochsinnigen Opferfreudigkeit Schliemanns verdanken. Er hat eine neue Aera für die Erforschung der griechischen Vorzeit eröffnet. Aber wir stehen erst im Anfang dieser großen Bewegung. Noch viele Stätten ältester griechischer Cultur, vor allen Dingen auf Kreta, aber auch in Griechenland selbst, müssen der Forschung erschlossen werden, um noch manches Dunkel aufzuhellen. Wieder hat sich einmal glänzend gezeigt, daß nicht die Skepsis, sondern nur der Glaube in Wahrheit Berge versetzt und Wunder vollbringt.

Der englische Archäologe Professor Sayce fordert die vielen Reichen und Vornehmen unter seinen Landsleuten auf, dem Beispiele Schliemanns zu folgen. Wir fürchten aber, daß in dem rastlosen banausischen Treiben der Gegenwart das ideale Streben Schliemanns nicht so leicht Nacheiferung finden werde. Um so wärmer sei der Dank, den die gebildete Welt ihm darbringt.





Die Sonntagsfeier.

Eine Vision.

Von

M. Lazarus.

— Berlin. —

Alle Culturvölker der alten Welt hatten die Vorstellung von einem „goldenen Zeitalter". Getrieben von der natürlichen Sehnsucht des Menschen nach einer idealen Vollkommenheit, schwelgte die Phantasie in der Erdichtung eines Zustandes der Menschheit, welcher alle Vorzüge der Wirklichkeit in sich vereinigt, und von allen Mängeln frei ist, unter denen wir zu leiden haben. Charakteristisch aber gestaltet sich das Bild eines goldenen Zeitalters bei einem Volke dadurch, daß es nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft verlegt wird. Neben der allerdings auch vorhandenen Vorstellung von einem verlorenen und niemals wieder zu gewinnenden Paradiese, welches neben allen anderen Herrlichkeiten der Natur und des menschlichen Daseins auch die vorzüglichste der reinen Unschuld besessen hat, wird zuerst durch den Mund der Propheten, dann bei allen Culturvölkern Europas ein messianisches Zeitalter, ein Reich Gottes auf Erden für die Zukunft verkündet. Das Ideal ist geblieben; aber die elegische Klage hat sich in die tröstliche Hoffnung verwandelt: einst werde die Menschheit vollkommene Tage zu sehen und ein schönes Leben zu führen begnadet sein; ein schöneres Leben und vollkommenere Tage als selbst zu der Zeiten Anfang, weil der Mensch durch Schuld zur Sühne hindurch und vom Schauen und Genießen zum Schaffen und Wirken fortgeschritten sein wird.

Die Wissenschaft hat diese trostreiche und hoffnungsvolle Vorstellung des Glaubens aufgenommen; aber sie hat sie zugleich zwiefach erläutert und

befestigt. Einmal dadurch, daß sie auch in der Vergangenheit schon eine, im makrokosmischen wie im mikrokosmischen Leben der Natur bewährte, fortschreitende Entwickelung annimmt, dergestalt, daß auch die Gegenwart mit ihrer physischen und ethischen Lebensgestaltung ein bereits verwirklichtes Ideal im Vergleich mit früheren Zeiten ausmacht. Sodann aber dadurch, daß sie von der Glaubensmeinung sich trennt, es werde das Ideal der Zukunft, ein messianisches Zeitalter oder ein Gottesreich auf Erden irgend eines Tages in irgend einem plötzlichen Vorgang und durch die Macht und Gnade irgend eines außer unserer eigenen Wirksamkeit waltenden Wesens hereinbrechen; vielmehr kommen wird nach meiner Ueberzeugung, einstens das Reich, welches, im Vergleich zu den Lücken und Gebrechen unserer Tage ein göttliches, das Zeitalter, welches ein goldenes als das erfüllte Ideal unserer Sehnsucht heißen mag, nicht lediglich als ein Geschenk des Himmels, sondern als ein eroberter Erfolg menschlicher Arbeit, als ein Erfolg der allmählich und stufenweise weitergehenden Entwickelung der natürlichen und geistigen Kräfte, der geschaffenen und fortwirkenden Einrichtungen, vor und nach Allem aber der fortschreitend befestigten und aufsteigend veredelten Gesinnungen der Menschen. Nur Schritt für Schritt durch eigene, wohlbewußte und zweckmäßig geordnete Thätigkeit können die Menschen das Ziel erreichen; aber wohl uns, daß jede Anstrengung ein Erfolg, jede Kraft ein Werk und jedes Werk eine Kraft*), daß also jeder Schritt ein Ziel ist.

Ich nun möchte hier einige Züge aus dem Bilde eines wer weiß wie fern liegenden Zeitalters als eine Vision mit der Bitte um die Nachsicht vorführen, deren ein solches Mittelding von Poesie und Wissenschaft bedarf; nicht allzustrenge Wissenschaft, aber doch nur Gedanken, die auf dem Grunde derselben erwachsen, will meine Betrachtung über die Sonntagsfeier der Zukunft darbieten.

Ein solcher Blick in die Zukunft aber hat keine andere Gewähr, als die wir aus der Kenntniß der Vergangenheit schöpfen; wir können die Ziele nur aus dem Wege zu ihnen verstehen, der bereits zurückgelegt ist. Aber noch vor dem Eintritt in den historischen Rückblick auf die Sonntagsfeier muß ich als Grundlage für unsere ganze Betrachtung einen einfachen Gedanken feststellen; einen Gedanken, der ganz erstaunlich einfach ist, gegen den doch immer gefehlt wird. So wie es heute ist, war es nicht immer; die Einrichtungen, welche wir haben, die Vorkehrungen, welche wir treffen, die

*) Denn auch jede subjective, persönliche Leistungsfähigkeit in einer gegenwärtigen Generation entspringt in Organen und aus Functionen, welche dem Wachsthum, der aufsteigenden Ausbildung (im plastischen und im functionellen Sinne genommen!) verdankt wird, welche in vergangenen Generationen sich vollzogen hat; hinwiederum wirken alle dauernden Erzeugnisse des Menschen, die wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Werke und die Einrichtungen, welche den Schatz des objectiven Geistes ausmachen, auf die Erben desselben, auf seine Beschauer und Träger als lebendige Kräfte.

Genüsse, welche wir suchen, unsere Meinungen, Anschauungen und Zwecke sind nicht immer dieselben gewesen. Das ist gewiß eine einfache Wahrheit; wenn wir danach gefragt werden, wissen wir sie, aber ungefragt vergessen wir sie; im Hintergrunde der Seele eines jeden von uns steht sie fest; aber im Vordergrunde unserer Berathungen entgeht sie uns. Immer wieder meinen wir im Großen und Ganzen: so wie es ist, ist es immer gewesen; und so wie es ist, soll und wird es auch bleiben. Daß dies besonders im Bezug auf die Sonntagsfeier im Allgemeinen der Fall ist, werden meine Betrachtungen, werden noch mehr die Zweifel beweisen, mit denen man selbst meinen Hoffnungen und Forderungen zu begegnen geneigt sein wird. Wenn wir uns segensreicher Einrichtungen seit langen Zeiten erfreuen, vergessen wir so leicht, daß es auch eine Zeit gegeben hat, in der sie noch nicht da waren; und wenn eine tiefgehende Umwandelung derselben gefordert, erwiesene Mängel abgelehnt, werthvolle Erweiterungen ersehnt werden, dann bemerken wir nur das Unerhörte der Forderung und sehen sie als seltsam und wunderlich an, weil wir vergessen, daß, was wir besitzen, bei seiner Entstehung nicht minder unerhört war, als wunderliche und seltsame Forderung erschien.

Denken wir uns einen Sonntagmorgen; wir sind in einem kleinen deutschen Städtchen oder in einem Dorfe mit einer stattlichen Kirche und die Glocken läuten. Da begegnet uns der alte Sokrates aus Athen, dem es gestattet wäre, aus seinem Jenseits in unser Leben hineinzuschauen.

„Was sind das für seltsame, köstliche Töne, dergleichen ich nie gehört?"

„Das sind große Glocken."

„Und weshalb erklingen sie so feierlich?"

„Sie laden die ganze Gemeinde, zu dieser Stunde in der Kirche zu erscheinen."

„Was ist das eine Kirche?"

„Siehst Du dort das thurmgeschmückte, alle anderen überragende Gebäude? Der Name ist von Euch, dem Griechischen, entlehnt, und heißt eigentlich Küriakon, das Haus des Herrn, des Herrn der Welt, unseres Gottes; es ist ungefähr das Gleiche, was bei Euch die Tempel waren."

„Und was macht Ihr denn im Gotteshause? Wird von den Priestern geopfert?"

„O nein! geopfert wird nicht; aber die Gemeinde singt ergreifende oder belehrende Gesänge; dazu ertönt eine erhabene und getragene Musik; dazwischen tritt ein Mann auf und hält einen erbaulichen Vortrag über göttliche und menschliche Dinge und von beiden werden Gebete verrichtet."

„Beim Zeus! Ihr habt da eine wundervolle Einrichtung; und nach dem Vortrag disputirt Ihr wohl auch über den Inhalt?"

„Nein, disputirt wird bei uns nicht."

„Das ist Schade, ich hätte lieber, wenn auch disputirt würde. Aber was habt Ihr eigentlich heute für ein Fest? Welchem Gotte ist es

geweiht? und welche Erscheinung in der Natur oder welches Ereigniß aus der Geschichte wird denn gefeiert?"

„Wir haben, lieber Sokrates, nur einen Gott! und heute feiern wir weder ein Naturfest noch das einer historischen Erinnerung, heute ist nur der Sabbath, das heißt der Ruhetag."

„Aber wie doch? ich verstehe Dich nicht! Ihr habt einen Feiertag ohne irgend welche Bedeutung? einen Festtag, der doch kein Fest ist?"

„Nun sieh! solche Fest- und Feiertage wie ihr hattet, haben auch wir; dieser aber ist ein Tag der Ruhe, der Muße, und er kehrt jede Woche, d. h. immer am siebenten Tage wieder. Ihr hattet Ruhe von der Arbeit wenn und weil ein Festtag war; dieser aber ist nur deshalb und darin ein Festtag, daß wir Muße und Ruhe haben sollen, welche wir denn, wie ich Dir gesagt, zum Theil im Gotteshause verleben."

„Beim Himmel! ich bin ja da unter herrliche Menschen gerathen. Welch' eine wunderbare Anordnung! und von wem stammt sie denn? wißt Ihr, welchem Gesetzgeber Ihr sie verdankt?"

Und wenn wir ihm sagten, das sei eine sehr alte Einrichtung, sie stamme von einem Gesetzgeber Namens Moses, dann wird er uns vielleicht erzählen, daß man in Athen durch Reisende, welche nach oder aus Aegypten und Asien gekommen waren, auch wohl von diesem weisen Gesetzgeber gehört, daß es jedoch nur eine dunkle Rede war, die von ihm ging; und er würde uns vielleicht fragen, welches denn nun eigentlich der Grund dieser gesetzlichen Einrichtung wäre. — Im Allgemeinen darf man es als einen erheblichen Mangel in der Geschichte der menschlichen Gesetze und Institutionen betrachten, daß uns die genauen Gründe ihrer Schöpfung unbekannt geblieben; erst der neueren Zeit verdanken wir den Vorzug, daß die Vorlagen der Gesetze von ihren Motiven begleitet werden. In unserem Falle aber sind wir in der glücklichen Lage, den Grund des Gesetzes seinem Inhalte selbst eingefügt zu finden. „Gedenke des Sabbaths, daß Du ihn heiligest, wie Dir der Herr, Dein Gott, geboten hat. Sechs Tage sollst Du arbeiten und all Dein Werk verrichten; aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, Deines Gottes, da sollst Du keine Arbeit thun, weder Du, noch Dein Sohn, noch Deine Tochter, noch Dein Knecht oder Deine Magd, weder Dein Ochse noch Dein Esel oder all Dein Vieh, noch der Fremdling, der in Deinen Thoren ist. Auf daß Dein Knecht und Deine Magd ruhen soll gleich wie Du."

Das also ist der Grund. Mit anderen Worten: Diejenigen, welche die Herren sind, würden je nach ihrem Belieben arbeiten oder ruhen kraft ihres eigenen Willens; der Knecht aber und die Magd hat keinen eigenen Willen; für sie tritt der Wille des Gesetzes ein, kraft dessen auch der Herr an festen Tagen Ruhe halten und Ruhe gewähren soll.

Ohne Muße giebt es, wie schon Aristoteles hervorhebt, keine höhere Cultur. Aber Muße und Arbeit können sich nach den Räumen, nach Zeiten,

sie können sich auch nach Ständen trennen, indem den Einen die Arbeit zufällt, indeß den Anderen allein die Muße vorbehalten ist. Der Mangel jeder festen Trennung ist unschön und nachtheilig; die falsche Trennung und die nach Ständen zumeist ist unsittlich; darum hat der Sabbathgedanke des alten Testaments seinen siegreichen Weg in alle Länder und Völker gesitteter Cultur gefunden. — Der Inhalt und die Ausführung desselben wird sich anfangs nur auf die einfache erquickende und erholende Ruhe bezogen haben, und der Ersatz der durch Arbeit verminderten Kraft war der Gewinn ihres Genusses. Bald aber hat sich zur leeren Muße ihre Erfüllung mit dem Gottesdienst gefunden; Opfer, Gesang und Gebet erhöhten die Bedeutung der Ruhe. Um das Jahr 444 vor Chr. aber am ersten Tage des siebenten Monats ereignete sich zu Jerusalem auf dem Platze vor dem Wasserthor ein denkwürdiger Vorgang. Dorthin nämlich hatte Esra alles Volk, Männer, Weiber und Kinder versammelt, um ihnen aus dem Buche des Gesetzes vorzulesen. Dies war eines der für die Geschichte der menschlichen Sitte und Sittlichkeit merkwürdigsten, bis dahin vielleicht niemals und nirgends geschehenen Ereignisse. Um dasselbe Jahr stand Athen wohl auf der höchsten Stufe seiner Entwickelung; unter des Perikles glorreicher Führung waren alle idealen Dinge zur schönsten Blüthe gelangt. Aber weder bei den Athenern noch bei irgend einem anderen Volke treffen wir die im Grunde so einfache Thatsache, daß es mit dem Gesetze, nach welchem es leben solle, unmittelbar durch Vorlesung desselben bekannt gemacht wird. Für die innere Entwickelung, für die Bereicherung und Vertiefung des Sabbathgedankens ist jenes Ereigniß von segensreichem Einfluß gewesen. Denn von diesem stammt dann wohl auch die Sitte her, jeden Fest- und Ruhetag durch solche Gesetzesvorlesung zu feiern, die in der Muße freie Seele mit dem höchsten Inhalt zu erfüllen. Und wiederum wurde durch das Gebot der allgemeinen Ruhe Allen, auch dem Knechte und der Magd die Freiheit gewährt und das Recht dem Niedrigsten wie dem Höchsten gegeben, aus der erhabensten Quelle göttliche Belehrung zu schöpfen.

Wie sich zu der bloßen Vorlesung des Gesetzes, wo es noth ward, die Uebersetzung und dann naturgemäß die Erklärung fügte, wie dann aus dieser die freie, von der Vorlesung getrennte, aber darauf bezügliche, in sich zusammenhängende Predigt sich gestaltete, das brauche ich hier nicht zu erörtern.

Als die Juden und später die Christen anfingen, unter den heidnischen Völkern des Westens sich auszubreiten, übte der Sabbathgedanke auf diese die größte Anziehungskraft aus. Zwar unter den vornehmen und gebildeten Römern, welche zugleich das conservative Interesse der heidnischen Religion vertraten, war die Abneigung gegen Brauch und Glauben der Monotheisten auch auf den Sabbath ausgedehnt. Seneca meinte gegen die Juden, daß sie den siebenten Theil ihres Lebens einbüßen; er vergißt, daß Mancher den ganzen Werth des Lebens erst in der Muße gewinnt. Ihnen, den reichen

oder doch freien Bürgern der Städte, in Rom wie in Griechenland, war allerdings der Muße ein gehäuftes Maß gegönnt. Hier hatte man ungefähr so viele Feiertage wie bei uns die Sonn- und Festtage ausmachen; man zählt etwa 60 Tage des Jahres. Dort bei den Römern aber schwankt die Zahl in den verschiedenen Zeiten der Republik und des Kaiserreichs zwischen 66 und 175 Festtagen im Jahre, und die Feier derselben, meist im Circus, viel häufiger den niederen sinnlichen als den höheren geistigen Reizungen gewidmet, dauerte „von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang". Sie waren keine Ruhetage; und — mit Ausnahme der Saturnalien — waren die Feste für die große Masse der Sclaven nicht vorhanden. Gerade die Mühseligen und Beladenen, die ihrer am meisten bedurften, waren davon ausgeschlossen. Von diesen mußte die Sabbatheinrichtung mit Sehnsucht und Bewunderung ergriffen werden; daher denn auch Josephus (geb. 37 n. Chr.) bereits erzählen kann: „Es giebt keine griechische noch barbarische Stadt oder Provinz, wohin nicht unsere Sabbathruhe gedrungen ist." Diese weckte und befriedigte aber die ethischen und religiösen Triebe der Menschen um so mehr, da „das Gesetz" nach der treffenden Bemerkung desselben Josephus sich „ohne das Lockmittel der Lust" ausbreitete.

An sich hat es die Religion nicht blos mit der Ordnung der Lebensverhältnisse zu thun; sie will die Seele des Menschen, seine Gedanken und seine Gemüthsregungen über alles Endliche hinaus zum Unendlichen führen. Aber dennoch hat sie sich die wesentlichsten Verdienste um das menschliche Dasein erworben und die größte Anziehung auf die Gemüther dadurch geübt, daß sie tief in die sittliche Ordnung des Lebens eingegriffen hat, zu deren vorzüglichsten Einrichtungen eben die — für alle Stände und Klassen der Menschen gleich gestellte — feste Sonderung von Arbeit und Muße gehört. Der spätere rabbinische Grundsatz über die Ordnung innerhalb des Festtages selbst, nämlich „halb für Gott und halb für euch", hat seine Verbreitung und Ausführung dann bei allen Culturvölkern gefunden. Der gottgewidmete Theil übt einen gewaltigen Einfluß auf die Erhöhung und Veredelung des Lebens, weil er die gewonnene Muße mit geistiger Beschäftigung erfüllt; geistig aber und geistlich gelten bis auf den heutigen Tag in diesem Gedankenkreise für gleichbedeutend.

So ist es bis jetzt. Wird es immer so bleiben? Darf und soll es immer so beiben? Genügt der höheren Bestimmung des Menschen diese Ordnung und dieser Inhalt der Muße? Fassen wir zunächst die Thatsachen in's Auge, wie sie wirklich liegen. Wir müssen die getreuen Anhänger der Kirche von den mehr oder minder Abgefallenen unterscheiden. Diese also bleiben der Kirche fern; sie meinen, in ihr nicht diejenige geistige Nahrung zu finden, welche ihrer Bildung, ihrer Lebensanschauung entspricht. Wir haben hier weder zu loben, noch zu tadeln; wir haben nur die unleugbare Thatsache festzustellen, daß ein außerordentlich großer Theil der Menschen die Kirche am Vormittag nicht besucht. Und was ist an die Stelle derselben getreten? Nichts. Und

wie steht es mit dem Nachmittage? In den großen Städten giebt es Gelegenheit zu allerlei geistigen, mehr oder minder erhebenden Genüssen; da sind Theater, Concerte, gesellige Vereine und Zusammenkünfte. Alles das aber fehlt fast gänzlich in den kleinen Städten und auf dem flachen Lande. In beiden aber herrscht das schlechthin freie Belieben, das bei dem Zufall seine Befriedigung sucht. Fast nirgends eine der vormittäglichen kirchlichen Einrichtung vergleichbare Ordnung, fast nirgends eine befestigte Sitte, oder wenigstens regelmäßige Gewohnheit, die Muße der Gesammtheit mit einem der Bildung entsprechenden geistigen Lebensgehalt zu veredeln.

Und die der Kirche Getreuen? — es liegt mir fern, eine Kritik üben zu wollen; ich will deshalb auch von uns, von Deutschland gar nicht reden. Denken Sie meinetwegen an Irland oder Polen; Vormittags versammelt der spiritus sanctus die Gemeinde in der Kirche. Nachmittags aber herrscht ein ganz anderer Spiritus ohne alle Sanctität; es scheint kaum glaublich, daß diese Götzendiener des Alkohols wenige Stunden vorher wirklich aus der Quelle der höchsten Belehrung und Erbauung geschöpft haben. Ich meine, daß es der Kirche eigenste und innerste Sorge sein müßte, das zu bedenken, was den Nachmittag ihrer Gläubigen ausfüllt.

Aber neben allen Kirchen und über die Grenzen derselben hinaus giebt es ja eine ethische Gemeinschaft der allgemeinen, menschlichen Idealität; ihr zumeist wird die Sorge am Herzen liegen, daß die Menschen nicht nur der Ruhe pflegen, sondern daß sie dieselbe zugleich für eine Muße verwenden, welche ihr Gemüth zu befriedigen und ihre Würde zu schützen und zu steigern geeignet ist.

Diese Thatsachen, unleugbare Thatsachen sind es, welche meine Gedanken in die Zukunft lenkten. Bevor ich ausspreche, was ich dort mit Sehnsucht schaue, ist nur eines noch zu erwähnen. Die Wissenschaft verläßt ihre Grenzen nicht, wenn sie den Blick in ferne Zukunft wendet; sie wird von der Zuversicht geleitet: was zur Veredelung des Menschengeschlechts geschehen kann, das wird einmal geschehen. Aber sie handelt nur von der allgemeinen Idee, von dem innersten Kern und Gehalt dieser Veredelung. Darum sind ihre Gedanken auch von dem Buchstaben des Gesetzes ungefesselt; nicht weniger als die Erfüllung des Gesetzes, sondern mehr als diese fordert sie, weil sie die wahrhafte, die innerliche und wesentliche, die der Idee vollkommen entsprechende Erfüllung sucht. Ein Beispiel für viele. In regelmäßiger Wiederkehr dem Leibe Erholung und der Seele Aufschwung zu gewähren ist die Idee, die uns beschäftigt. Ob dieser Tag auf den einen oder anderen in der Woche fällt, ob er einmal erst nach 8 oder 10 Tagen eintritt, würde den Gedanken kaum berühren, wenn nicht die durchgehende Gemeinschaft in der Feier zu ihren tief bedeutsamen und ihr eigentliches Wesen fördernden Elementen gehörte; erheischen aber ganz besondere Umstände eines Gewerbes, daß eine Anzahl Menschen gerade am Sonntag arbeiten müßten, dann soll ihnen ein anderer Tag den Ersatz an geistiger

Nahrung und leiblicher Pflege bringen. Jeder Tag wird für die Wissenschaft zum „Tage des Herrn", wenn er durch die Kraft der Idee den Segen seines geistigen Inhalts verwirklicht, und den Menschen in höhere Regionen des Daseins versetzt, als die der alltäglichen Arbeit und des alltäglichen Genusses.

Kehren wir nun in unser Dorf zurück, wo wir den Sokrates getroffen haben. Unter den Gebäuden sehen wir vier besonders hervorragen: die Kirche, die Schule und die Schänke stammen aus früheren Zeiten; in der Zukunft aber, in welche wir uns versetzen, steht da noch ein gewaltiges Haus; die großen Fenster deuten auf lichte Räume; hier ist es von Gärten, dort von weiten Turn- und Spielplätzen umgeben, welche von der Kegelbahn begrenzt werden. Es ist ein öffentliches Gebäude; aber welchem Zwecke es dient, das läßt sich mit wenigen Worten nicht genau sagen; nur andeuten will ich, was wir dann im Einzelnen genauer erfahren werden. Keinerlei Gewerbe soll darin betrieben, keine Arbeit des Nutzens darin vollbracht werden; vielmehr ist es für die gesammte Gemeinde zum Gebrauche an Feiertagen oder in Feierstunden bestimmt, um den Erwachsenen belehrende, erhebende und erfreuliche Erholung zu bieten. Man könnte es die weltliche Nachmittagskirche nennen; nur daß ihre Gaben der Natur der Sache nach vielseitiger sind. Denn dort in der eigentlichen Kirche ist es nur die eine Wissenschaft der Theologie, aus deren Heilsquellen alle Menschen schöpfen, was sie als Laien zu schöpfen vermögen; hier aber sind gleichsam alle Wissenschaften, und zwar aus einer jeglichen dasjenige, was einen wahren Bildungswerth hat, bereit, um Jedermanns Geist damit zu bereichern und sein Gemüth zu vertiefen und zu veredeln. Aber neben Belehrung, Bildung und Wissen ist es nicht blos die Anschauung, sondern ganz besonders auch die Uebung des Schönen, welche hier gepflegt wird.

Erinnern wir uns, daß die verschiedenen Berufsarten, denen die Menschen an Werkeltagen obzuliegen haben, sehr verschieden sind in Bezug auf die Art und den Grad geistiger Beschäftigung; daß aber auch die höchsten, diejenigen, welche die edelsten Kräfte der Seele bilden und verwenden, wie etwa Sternkunde, Rechtswissenschaft, Heilkunst, dennoch eine gewisse Einseitigkeit mit sich führen, wenn sie jahraus jahrein ausschließlich den Geist beschäftigen. Vollends nun eine große Anzahl anderer Berufsarten begnügen sich mit einem höchst geringen Aufwand geistiger Thätigkeit; der Kutscher auf seinem Bock, der Landmann hinter dem Pfluge, der Schuster auf seinem Schemel vollzieht eine Arbeit, welche von wenigen und sehr gleichmäßigen Gedanken geleitet wird. In ihrer gewerblichen oder productiven Thätigkeit also sind die Menschen geistig eingeschränkt. Die allgemeine productive Thätigkeit besteht nicht blos, sondern sie gedeiht am meisten dabei, wenn sie getrennt, abgetheilt vollzogen wird; aber durch diese Trennung werden die Menschen beschränkt. Theilung der Arbeit verbessert die Werke, aber beengt, verkleinert, erniedrigt die Persönlichkeit. Also würde der Fortschritt der Cultur den Rückschritt der Menschen bedeuten; da nun hat der Sonntag in sein Recht zu treten und

seine Segnung zu entfalten. Neben der geistigen Production steht die geistige Consumtion, neben der Arbeit die Muße mit ihrer freien Beschäftigung, neben dem Werktag der Feiertag mit seiner seelenvollen und ergötzlichen Erholung durch Bildung, Kunst und Spiel.

Die gesammte productive Thätigkeit eines Volkes bildet gleichsam ein einheitliches System, einen großen Mechanismus, in welchem kein Stift und keine Schraube entbehrt werden kann; sie verleiht deshalb jeglicher Arbeit, auch der einfachsten und niedrigsten, ihren Werth; den Personen aber giebt sie keine Würde. Nur die Muße, die geistige Consumtion kann diesen Mangel ausgleichen. Wer Werktags mit materieller, geistloser und entgeistender Arbeit befaßt, oder auch wer mit geistiger Arbeit einseitig gefesselt ist, für den sind die Erzeugnisse aller geistigen Production da, um sich ihrer in der Muße genießend, aufnehmend zu erfreuen. Wichtiger als alle anderen Gegensätze ist dabei vielleicht noch der eine: in der nothwendigen Theilung der Arbeit, bei der eingeschränkten Aufgabe des Einzelnen findet nur eine sehr geringe Anzahl der Menschen Antrieb und Gelegenheit zu einer eigenartigen Gestaltung ihrer Kraft und Leistung, zu einer besonderen Ausbildung ihrer Person, mit einem Worte zur Entwickelung der Individualität: dagegen an dem reichen und vielseitigen Gehalt der Muße, in der freien geistigen Beschäftigung mit demselben findet ein Jeder die Möglichkeit, auch seine Persönlichkeit auf eine eigene und besondere Art auszuprägen, seinem inneren Dasein eine individuelle Gestalt zu geben. Daß dies einmal in jeder Stadt, in jedem Dorfe sich ereignen wird, das ist meine hoffnungsvolle Vision.

Wir gehen ein für alle Mal von der Voraussetzung aus, daß der Vormittag oder doch ein beträchtlicher Theil desselben der Kirche gehört. Was aber wird also dann Nachmittags geschehen? Es werden zunächst Vorlesungen aus allen Zweigen der Wissenschaft gehalten. Woher aber sollen die Vortragenden kommen? Ich könnte auf unsere Lehrer und Prediger hinweisen, welche viel darin leisten könnten; aber bleiben wir bei unserer Vision. Da ist in jedem Dorfe ein Mann ganz und gar dafür und nur dafür vorgebildet, das Erz der strengen Wissenschaft so auszuprägen, daß es für Jedermann zur gangbaren Münze wird; er hat es gelernt, ist im besonderen dazu bestimmten Seminar auch geübt und er ist dafür und nur dafür angestellt, die ganze Woche für sich zu arbeiten, um an jedem Sonntag irgend einen wissenschaftlichen Vortrag halten zu können; sein Fleiß darf in den sechs Werktagen nicht fehlen, wenn er auf der Höhe des Wissens bleiben und die Kunst der durchsichtigen Erörterung fortdauernd bewähren will. Die Forderung oder die Hoffnung scheint verwunderlich. Aber weshalb doch? wird nicht jetzt für jedes Dorf ein Mann auf Schule und Universität ausgebildet und angestellt, damit er Vormittags predigen kann; soll nicht ein zweiter Mann ebenso vorgebildet und angestellt werden können, um Nachmittags zu lehren? Wenn

freilich auch bei der vielseitigsten ganz darauf berechneten Vorbereitung nicht jeder Sontagslehrer der Erwachsenen in allen Gebieten des Wissens gleich heimisch sein wird, so ist eine geordnete Ergänzung dieser Bildungslehrer oder Wissensprediger durch einander in wechselnden Wandervorträgen eine leicht herzustellende Einrichtung. Vielleicht sieht mancher in der geforderten Einrichtung ein ökonomisches Problem; findet es fraglich, ob die Gemeinden, welche einen Prediger und einen Lehrer für die Kinder besolden, nun auch noch einen dritten besolden können und ob andererseits die geistigen Kräfte dafür überschüssig vorhanden sind? In dem Maße als für den Landbau und die Industrie an die Stelle der Menschenkraft mechanische Erfindungen eintreten, werden ja eben menschliche, geistige Kräfte frei und für neue Arbeits- oder Erholungszwecke verwendbar. Dazu kommt nun, daß man ohne sonderliche statistische Weisheit wohl behaupten kann, daß alle Arten von sinnlichen Genußmitteln, von Luxusgegenständen im weitesten Sinne einen solchen Aufwand beides, hier des Preises und dort der erzeugenden Kraft erheischen, daß ein Bildungslehrer für hunderte eine verschwindend kleine Leistung ist. Und welches Genußmittel und welcher Luxusgebrauch kommt dem Werthe gleich, den eine stetig fortwachsende Bildung, eine regelmäßig wiederkehrende Belehrung und Vertiefung für eine große Anzahl von Menschen gewinnen muß?

Uebrigens zeigt uns die Geschichte der Jugendbildung denselben Gang, den die der Erwachsenen nehmen wird. Es hat früher Propheten- und Philosophen- als Volksschulen gegeben; auch bei uns hat der Bau des Bildungswesens von oben begonnen; erst waren die Universitäten da, ihnen folgten die Gymnasien, und erst später gab es Real-, Bürger-, Volksschulen. So hat auch die innere Sonntagsfeier zuerst mit dem Höchsten begonnen, mit der Religion; nun müssen wir fortschreiten, wir dürfen und sollen für den Nachmittag tiefer hinabsteigen und auch an geringeren geistigen Gaben uns erfreuen; aber mit Ernst und Eifer müssen wir sie weiter ausbreiten. Für's Volk genügt die Universität nicht; wir müssen bescheidener werden, um ersprießlich zu wirken. So sind auch öffentliche Vorlesungen für weitere Kreise aus den verschiedenen Gebieten des Wissens zuerst in den großen und in den Universitätsstädten — meist auch nur zufällig und nebenher — zu Stande gekommen; wir befinden uns bereits auf dem Wege, sie im Lande in mannigfacher Art auszubreiten; künftig sollen sie die überall fließende Quelle der Belehrung des ganzen Volkes sein. Auch meine ich nicht, daß alles überall vorgetragen werden, oder daß alle in alle Vorlesungen gehen sollen. Neigung und Fähigkeit werden auf Redner und Hörer ihre Macht ausüben; wenn sie nur beide von der Idee geleitet werden. Von der wissenschaftlichen Erläuterung des Alltäglichen wird man zu höheren Erkenntnissen aufsteigen können.

Auch werden die Vorträge nicht blos an verschiedenen Orten, sondern für verschiedene Bildungsstufen verschiedene sein müssen. Daß die Kirche

ihrerseits nur einerlei Predigt kennt, das hängt mit dem Allerbesten an ihrem Lebensgehalt auf's Innigste zusammen; ob sie nicht dennoch anziehender und gedeihlicher wirken könnte, wenn sie Mittel und Wege fände, den verschiedenen Bildungsstufen innerhalb der Gemeinde gerecht zu werden, das zu untersuchen liegt uns fern. — Daß in unseren Bildungshallen nicht blos die eigenen Erzeugnisse der Lehrer, sondern auch die vorzüglichsten aller großen Meister der wissenschaftlichen Popularität vorgetragen werden, versteht sich von selbst; und diese Meisterschaft wird sich in dem Maße steigern und verbreiten, als ihre fruchtbare Anwendung sich ausdehnt. Denn zur Ehre der Menschheit darf man annehmen, daß die gewaltigsten Schöpfer des Wissens ihren Fund gerade für das Volk durchsichtig und faßbar machen werden, sobald es eben das ganze Volk ist, für welches sie schaffen; dann wird es an Wanderlehrern auch aus eigenem Antrieb nicht fehlen.

Alles in Allem kommt es nur auf die Feststellung des Gedankens an, daß nicht blos den Kindern in der Schule, sondern auch den Erwachsenen durch das ganze Leben neben der religiösen Belehrung in der Kirche eine vielseitige Belehrung aus anderen Wissenszweigen durch eine feste Einrichtung dargeboten werde; den Tag der Ruhe und Muße soll man zur geistigen Unterhaltung, Beschäftigung, Bereicherung und Vertiefung verwenden,, um das Gemüth der Menschen mit edlerem Gehalt zu erfüllen, ihre Seelen auf höhere Ziele zu richten.

Aber nicht blos die Wissenschaft soll in unserem Bildungshause ihren Segen spenden. Was die Erfahrung vergangener Zeiten oder einzelner Orte uns bietet, dürfen wir für das Allgemeine aller Orten künftig erwarten. Für den sänftigenden und veredelnden Genuß der Musik haben ehedem die Städte gesorgt; die Geiger und Pfeifer waren von ihnen bestellt. Jetzt ist die öffentliche Musik meist in den Händen des freien Unternehmers. Aber Gesangvereine, Liedertafeln finden wir jetzt schon in reicher Zahl. Schaffen und Schauen, Geben und Empfangen ist in jeder gemeinschaftlichen Kunstübung gegenseitig, und darum ist sie im vorzüglichsten Grade gesellig.

Die Schauspielkunst wurde in früheren Jahrhunderten sogar von der Geistlichkeit gepflegt und geleitet, als diese in richtiger Würdigung der Muße des Volkes sie würdig zu erfüllen sorgte. Was in Oberammergau mit glänzendem Erfolg und vielleicht mit Uebertreibung geleistet wird, ist in vielen Orten möglich. Zu Münsingen bei Bern habe ich von der Dorfjugend auf der primitivsten Bühne eine Aufführung der Räuber von Schiller gesehen, welche durch lebensvolle Frische und hinreißende Natürlichkeit die Leistungen zünftiger Kunst in den Schatten drängte. Der Gesang kann überall, instrumentale Musik an vielen Stätten eine Pflege finden und in kleinen Umkreisen wandernd reizvollen Wechsel erzeugen. Theatralische Spiele möchte ich nicht viele wünschen, weil ihre Uebungen und Vorbereitungen zu viel Zeit und Kräfte für eine Leistung in Anspruch nehmen, in welcher neben dem Licht auch viel Schatten ist. Die Vorlesung dra-

matischer Werke aber kann eben so leicht wie erfolgreich hergestellt werden. Aber nicht blos Dramen, poetische Werke aller Art zu declamiren, wird eine fruchtbare Aufgabe sein, für welche sich kunstgerechte Organe und willige Ohren bald genug bilden werden. Eine neue Dichtung wird dann aller Orten willkommen geheißen und mit dankbarem Jubel begrüßt. Der Genius der Dichtkunst wird dann sein Füllhorn über alles Volk ausschütten. Und welch eine Rückwirkung muß dann von den tausend und abertausend Bildungshäusern auf die einsame Werkstatt des Dichters stattfinden. In Griechenland hat er von der Bühne herab oder bei den olympischen Spielen vor versammeltem Volke seine göttlichen Gaben darbieten und die Lorbeerkrone gewinnen können. Wir haben auch klassische Dichter gehabt, ich meine, Dichter für's ganze Volk; aber wir hatten noch nicht das Volk für die klassische Dichtung. Ich rede nicht von den Zeiten Lessings, in denen die Freunde des Dichters die Subscribenten auf den „Nathan" gesammelt haben und stolz und glücklich zugleich waren, in Nord- und Süd-Deutschland bei 500 zu gewinnen. Aber wie klein ist auch heute noch die Zahl derer, zu denen binnen eines Jahres und selbst eines Jahrzehntes das Werk eines lebenden Meisters dringt. In unseren Bildungshallen, die in keinem Marktflecken und in keinem Kirchdorf fehlen, wird es mit Sehnsucht erwartet, mit Begeisterung vorgetragen, mit Entzücken angehört. Glücklich preise ich darum den Dichter der Zeitalter unserer Vision, wenn das Bewußtsein, daß sein Werk unmittelbar den Weg in die große, breite Masse der ganzen Nation findet, das Bewußtsein, daß seine Gedanken sogleich in die Herzen Aller dringen, seine Seele begeistert und seine Phantasie beschwingt. Welch eine Wonne, welch eine bis jetzt unbekannte Wonne, für Millionen zu dichten oder zu denken.

Fast zu erhaben erscheint mir das Bild einer festen und wohlgeordneten Einrichtung, durch welche alle Erzeugnisse der schöpferischen Geister einer Nation sofort in die gesammte Volksseele geleitet und berufen werden, das ganze Volksgemüth zu durchdringen, es zu erquicken und zu veredeln, als daß ich wagen möchte, es noch weiter auszumalen. Nur das Eine muß ich noch einmal mit Nachdruck betonen: Viele von den Veranstaltungen zur Erfüllung und Entzückung der Menschen mit den idealen Erzeugnissen des Geistes sind jetzt noch in der Hand des beliebigen Unternehmers, der seinen Gewinn sucht: stetige Anordnung für alle Welt und zum gemeinen Besten kann und soll an dessen Stelle treten. In Amerika ist auch die Kirche, die religiöse Belehrung meistens Sache des freien Unternehmers; wie viel höher eine festgeordnete, den Gemeinden in ihrer Gesammtheit zugehörige, von Volkes wegen ausgebildete und wohlversorgte Kirche steht, so viel höher muß auch künftig das Bildungswesen der Erwachsenen, ihre Labung mit den Gaben der Kunst stehen, wenn sie überall an festen Stätten und durch feste Ordnungen verbreitet sind, und aus den eigenen Kräften jeglichen Ortes — wenn auch viel unvollkommener — zur Darstellung gelangen. Zur Kirchgemeinde gehören

bei uns alle Bewohner des Sprengels; sie sollen künftig zugleich eine Bildungs-, eine musikalische, eine Kunstgemeinde ausmachen, in welcher Alle berufen sind, Gaben des Geistes zu spenden oder zu empfangen. Auch dafür fehlt es bekanntlich in geselligen Kreisen, wie in religiösen Gemeinschaften an lehrreichen Vorbildern nicht. Wir brauchen eben nur das Beispiel des Guten überall emsig aufzusuchen, dann werden wir es nachahmen können.

Aber auch der ermüdete Leib findet seine Erholung nicht nur in schlaffer Ruhe, sondern in schönen und edlen Uebungen. Turnvereine bestehen mit erfreulichen Erfolgen schon an vielen Orten. Unsere Bildungsgemeinden sind zugleich Turngemeinden; allen Uebungen werden sie obliegen, welche Freude, Gewandtheit und Kraft erzeugen. Geist und Körper sollen in glücklicher Abwechslung, in harmonischer Uebereinstimmnng zu schöner und gewandter Bewegung geleitet werden. Durch alles dies wird zugleich eine sittige Geselligkeit, welche allein schon zur edelsten Erfüllung der Muße gehört, zugleich gefordert und bereitet; eine Geselligkeit, welche nicht blos durch den natürlichen Antrieb, sondern zugleich durch die Gemeinschaft des idealen Strebens befestigt ist. Sie wird nicht den strengen Ernst allein, sondern auch die belebende Heiterkeit pflegen; unter den Turnern werden die Tänzer nicht fehlen, deren Reigen von Musik und Gesang begleitet werden; aber auch die Kegelschieber nicht, welche ihre Kunst mit Spiel und Gewinn ausüben mögen. Nicht von wilder Lust, aber von heller Freude wird unsere Bildungshalle ertönen, wenn anstandsvolle Spiele jeglicher Art geübt werden, so viel die Phantasie zur Zerstreuung der Sorgenvollen, zur Belebung der Ermüdeten nur immer ersinnen mag. Wenn jetzt in einem Braunschweigischen Dorfe alle Bauern das gedankenvolle Schachspiel lieben und üben, weshalb sollen dieses und andere geistweckende Spiele nicht in jedem Dorfe ihre Stätte finden?

In unseren Bildungsgemeinden, namentlich der Städte werden Sonntags Nachmittags auch alle Diejenigen gesellig vereint sein, welche Vormittags durch die Confession, Werktags durch Stand und Gewerbe getrennt sind, und keinen geringen Vorzug wird das ihnen in den Augen dessen geben, der an dem Frieden unter den Menschen ein Wohlgefallen hat.

Daß dieses lichtvolle Bild der Zukunft, wenn einst die Wirklichkeit es nachdunkelt, auch seine Schatten zeigen werde, wer wird dies nicht fürchten. Nur dürfen wir doch nicht unterlassen, wegen der möglichen Uebel, die daneben erwachsen, das zweifellos Gute zu suchen.

Ist das Gute wirklich so zweifellos?

Zunächst wird man freilich die Möglichkeit desselben bezweifeln. Daß geistige Bildung, ästhetische Erziehung und Uebung, veredelte Geselligkeit allen Denen geboten werden könnte, welche an Werktagen auf irgend eine Weise mit schwieligen Händen und gebeugtem Nacken ihre Arbeit verrichten, wird man nicht wahrscheinlich finden. Soll ich noch einmal an die Dörfer erinnern, in denen das Passions-, die Schau- und die Schachspiele, oder an alle die ländlichen Gesang- und Turn-Vereine Deutschlands und der

Schweiz, in denen Gymnastik und Musik alle die ergötzt und beseelt, welche doch auch ihre Aecker bestellen und jede schwere Arbeit verrichten? Statt dessen und vor und nach Allem möchte ich die Zweifler an der Bildsamkeit des Volkes auf die einfache Frage verweisen: ist es nicht gelungen, auch die untersten Schichten des Volkes mit dem höchsten Lebensgehalt zu erfüllen? Wird nicht in der Kirche auch der Niedrigste mit dem Erhabensten beschäftigt, was der Menschengeist ersinnen konnte, mit den aus der Zeit in die Ewigkeit führenden Wahrheiten der Religion? Wohl mit abgestufter Klarheit und Energie wird der Segen empfangen, aber Allen zugleich wird er gespendet. Und soll das erhabenste Beispiel, auch zu den Zöllnern und Sündern hinabzusteigen, um ihnen Erlösung des Geistes zu bringen, nicht auch von der Wissenschaft, von der Kunst, von der Bildung überhaupt nachgeahmt werden können?

Ob bei den unteren Schichten des Volkes für eine geistige Erfüllung der Muße irgend ein Interesse vorhanden ist? Man tritt den Menschen zu nahe, wenn man daran zweifelt. Wenn das Interesse nur erweckt, wenn seine Befriedigung dargeboten wird, dann wird es sie bald genug ergreifen und beseligen. Oder sollte es immer so bleiben müssen, daß den Menschen von dem, was sie umgiebt, was sie erleben und bewirken jede erleuchtete Erkenntniß fehlt? sollen sie von der gesetzlichen Wirksamkeit der Natur, von dem Wesen und der Geschichte der Cultur keinerlei Einsicht gewinnen? sollen sie das Wenige, was sie in der Schule gelernt haben, in reiferen Jahren nur vergessen und nicht befestigen, ergänzen und zur Zierde und Würde des Lebens gestalten? Die verständige Erläuterung, die anschauliche Klärung der Begriffe dessen, was sie umgiebt, was sie ernährt und beschäftigt, ist eine herzerquickende Wohlthat für jeden Menschen.

Allein ob sie dem Volke ersprießlich ist, würde der andere Zweifel sein, dem die Bildung bei Vielen begegnet. Zunächst denkt man dabei wohl an den Abbruch, der der Kirche davon droht, wenn nicht gar an den Abfall und Widerstreit, der erregt wird. Sehr mit Unrecht. Je reicher, je tiefer, je geklärter und inniger der geistige Inhalt und das Gemüth des Menschen ist, desto fruchtbarer ist der Boden für das Saatkorn der Religion. Auch auf die unmittelbarste Weise kann Bildung diesem die größere Keimkraft verleihen. Die Kirche versichert nach dem Psalmisten: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes"; sie sagt es mit Recht; aber sie sagt und wiederholt es nur. Was erzählen denn die Himmel von der Ehre Gottes oder wie erzählen sie? — Wenn Sonntag Nachmittags in unserer Bildungshalle zwei oder dreimal des Jahres das Einfachste — und das ist das Wichtigste — aus der Sternkunde vorgetragen wird, dann erfährt auch der schlichteste Mann etwas von dem, was die Himmel erzählen und sein Herz, sein bis jetzt für die Wunder des Himmels verschlossenes Herz wird ihm dabei aufgehen. Fragen stellen, Antwort empfangen, Erläuterung begehren, wird die Menschen zu einer freien geistigen Bewegung führen, in welcher sich

wirkliches und werthvolles Leben offenbart. Nur muß dann freilich die Kirche — auf das wirkliche Heil der Gemeinde und nicht blos auf die Macht, es zu spenden, bedacht — die Hülfe der Bildung, der Wissenschaft, der Kunst willig erkennen und anerkennen. Der Unterschied von weltlich und geistlich darf kein feindlicher sein; auch so groß sollte er nicht sein, als er — nach meiner Meinung sehr zum Schaden der Kirchen — geworden ist. Immer sollte der Mensch in seiner Ganzheit und nicht zerrissen erscheinen; immer sollte Alles was zur Ehre und zum Heil, kurz, was zur Erhöhung des Menschen und seines Lebenswerthes erarbeitet wird, gemeinsam auf ihn wirken. Der Prediger selbst, der am Vormittag gepredigt hat, sollte Nachmittags einen Vortrag über Sternkunde nicht blos hören, sondern halten können, halten wollen. Auch darin hat es einst bessere Zeiten gegeben, von denen die Zukunft lernen wird, was die Gegenwart vergessen hat. Im 16. und 17. Jahrhundert sind die beschreibenden Naturwissenschaften, die entweder noch nicht vorhanden waren oder fast seit den Zeiten der Theophrast und Plinius brach gelegen hatten, zu erheblicher und folgenreicher Blüthe gediehen. Aber von wem stammen sie, die neuen Anfänge der Mineralogie, der Botanik, der Zoologie u. s. w.? Fast überall von Geistlichen. Und doch ist die Macht der Religion in den Herzen der Gemeinden damals größer gewesen als zu den Zeiten, in denen die Mehrzahl der Prediger geistliches von weltlichem Wissen so sehr scheiden, daß sie fast nur jenem nachtrachten.

Gewiß! auch an wirklichem Widerstreit zwischen Theologie und profaner Wissenschaft, zwischen Religion und Bildung, kurz zwischen Vor- und Nachmittag wird es in unserem Dorfe nicht fehlen; auch vom Uebel wird dieser Widerstreit zuweilen sein. Aber ungleich größer ist das Uebel, daß so unsäglich viele Menschen stumpf und dumpf und träge dahinleben, daß sie an den kleinen Genüssen und Sorgen, an kleinlichem Inhalt des Lebens sich genügen lassen: die Einen von der Religion nichts wissen wollen, die Anderen nichts von vernünftiger Bildung und gemütherhebenden Erkenntnissen. Wohl erwogen aber, ist der innere geistige Kampf, sei es in der Einzelperson, sei es in der Gemeinde, nicht nur kein Uebel, sondern ein wahres Lebensgut. Selbst der Streit um die Religion ist ein religiöses Beginnen. Jeder ehrliche, mit redlichen Waffen, nur um der Sache selbst willen geführte Kampf steigert den inneren Gehalt und den wahren Werth des Lebens.

Viele nun erheben Einspruch gegen die fortschreitende Bildung der unteren Schichten des Volkes, weil Bildung die Leute unzufrieden macht. Das Gute soll übel, Bildung soll schädlich sein, das heißt, das Licht soll den Schatten erzeugen. Das kann nicht sein. Die socialen Schäden werden durch steigende Bildung des Volkes nicht erzeugt, sondern nur leichter erkannt. Wenn es demnach auch wahr ist, daß Bildung das Bewußtsein der socialen Dissonanzen erzeugt hat, so ist es nicht minder wahr, daß weiter fortschreitende Bildung allein sie wieder auflösen kann. Das Allerwichtigste was die sociale Heilkunst

der Gesellschaft zu erwägen hat, ist die einfache Thatsache, daß die geistigen Genüsse ökonomisch die billigsten sind. Darum gehört Erzeugung und Verbreitung des Geschmacks an geistigen Genüssen und Anstalten zur Bereitung desselben zum Wesentlichsten in der Fürsorge für das Volk. Die Entbehrungen, die Sorgen und Leiden desselben durch eine materielle Aufbesserung zu mildern, ist ein hohes Anliegen; aber das Ziel des Friedens und der Befriedigung wird man nicht erreichen, es sei denn, daß man dem Volke neue Quellen des Lebensgenusses eröffnet. Man soll das Eine thun, aber das Andere nicht lassen. Der geistige Genuß ist als ökonomischer Werth am leichtesten zu erlangen, als moralischer am höchsten zu schätzen; er macht den Menschen nicht blos glücklicher, er macht ihn besser und edler. Die Welt der Arbeit hat den Widerstreit erzeugt, die Bildung hat ihn zum Bewußtsein gebracht; die Welt der Muße muß und sie allein kann den Frieden wiederbringen. Frühere Zeiten haben es vermocht, den Menschen wegen seiner materiellen Entbehrungen und Leiden in dieser Welt mit der Hoffnung auf den idealen Genuß und die geistigen Freuden einer künftigen Welt zu trösten; nicht verkümmert, sondern sowohl erhöht als besser begründet wird auch diese Hoffnung, wenn schon hier in diesem Leben die materiellen Mängel durch geistige Vorzüge ausgeglichen werden. Wir mögen aber an die zeitliche oder an die ewige Bestimmung des Menschen denken, auf seine persönliche Befriedigung oder auf seinen wahren idealen Werth achten, immer werden wir eine unerläßliche Pflicht und einen zweifellosen Gewinn darin erkennen, den Menschen, der in der Arbeit zu materiellem Schaffen gezwungen ist, in der Muße durch geistigen Genuß zu erquicken und zu beseelen. Wenn es jetzt nur dem eigentlich Gebildeten und dem Gelehrten vergönnt ist, viele seiner Stunden durch das Lesen eines anmuthigen, spannenden oder ergreifenden Buches zu versüßen, seine Sorgen durch gehaltvolles Gespräch zu zerstreuen, sich auch über wirkliche Leiden durch wahre geistige Beschäftigung getröstet zu erheben, so muß und kann dieser Segen allem Volke gespendetwerden. Nicht durchaus neu, sondern glücklicherweise schon durch Erfahrung bewährt sind die Einrichtungen dafür; in vielen arabischen Städten (Medressa) in den jüdischen Gemeinden (Bethamidrasch) finden sich öffentliche Bibliotheken; an vielen Orten, neben großen Fabrikinstituten bei uns giebt es bereits Volksbibliotheken; in unseren Bildungshallen der Zukunft wird sie überall vorhanden und ihr Verwalter gehalten sein, jedem für seine Feierstunde das Buch zu reichen, das Buch, welches für seine Bildungsstufe, sein Erlebniß und seine Gemüthsstimmung gerade das passende ist; und Sommers im Garten, Winters im Sprechsaal wird er Gelegenheit finden, das Gelesene im Gespräch sich tiefer anzueignen und fruchtbarer zu machen.

Zu alle dem gehört freilich als wesentliche Vorbedingung das Eine, was uns allen Noth thut, was auch bei den Gebildetsten jetzt noch so selten ist: lernen sollten wir, die wahren Werthe des

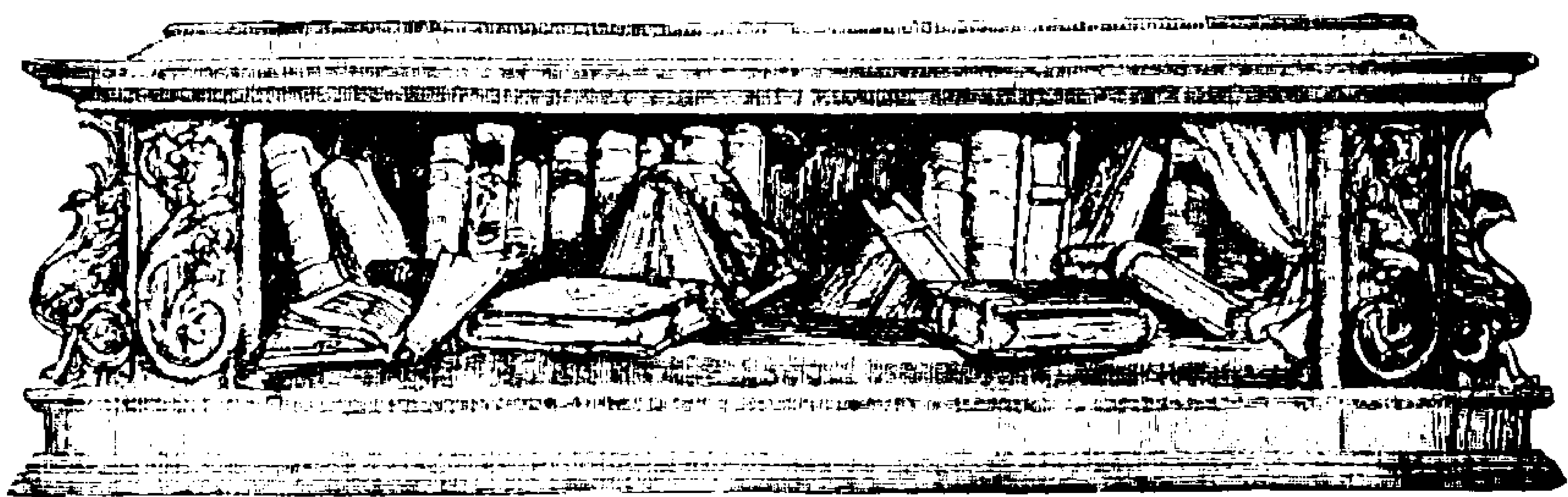
Lebens genau zu bedenken, die Mittel, die wir beschaffen und die Zwecke, die wir anstreben, scharf und deutlich zu unterscheiden und ihr Verhältniß zu einander genau abzuwägen. Statt dessen bleiben wir meist in der bloßen Sorge um die Mittel stecken. Es werden festliche Gesellschaften gegeben; ob ein solches Maß wirklichen Vergnügens vom Wirth und den Gästen gewonnen wird, daß es der Zeit und Kraft und den Mitteln, welche beide dafür aufwenden, entspricht? — Das gewerbliche Streben der Menschen richtet sich vornehmlich auf den Erwerb von Eigenthum; ob der Gebrauch desselben, der Genuß, den man sucht oder findet, in irgend einem Verhältniß zu dem Aufwange von Energie und Lebenskraft steht, den das Erraffen und Erringen des Besitzes erheischt? Auf gelehrte Untersuchungen, wissenschaftliche Forschungen wird ehrenwerther Eifer und geistige Arbeit verwendet; ob ihr ein wahrhafter Erfolg, eine Erleuchtung der Menschen, eine wesentliche Bereicherung des Geistes entspricht?

Alle durchschnittliche zünftige Welt, die zünftigen Lebemänner, oder Erwerbs- oder gelehrten Leute bleiben der Stellung solcher Fragen fern, weil sie, was nur ein Mittel sein kann, in selbstverständlicher Anmaßung als einen Zweck betrachten. In der ganzen wirthschaftlichen Welt erscheint der Zweck fast immer wie in Nebel gehüllt und die Herstellung der Güter und ihre Leistung entbehrt der energischen Beleuchtung.

Ueberblickt man aber das ganze Getriebe des menschlichen Daseins, so findet man, daß der Lebensgenuß, oder die Summe aller Genüsse ein zusammenhängendes, ökonomisch geordnetes System bilden, deren jeder seine Bedingungen und seine Geschichte hat. Man erkennt zugleich, daß die geistigen Genüsse allmählich sich mehren und für immer breitere Schichten der Gesellschaft erreichbar und werthvoll werden. Wird man in der Zukunft dieser unleugbaren Thatsache nachgehen, wird man nicht flüchtig und gelegentlich, sondern mit stetigem Ernst und energischem Eifer erwägen, daß nur die Schöpfung der geistigen Werthe und Genüsse fast ohne Schranken möglich, daß nur diese ökonomisch am leichtesten habhaft und darum ohne Grenzen ausgebreitet werden können: dann wird man die Mittel und den Zweck, den Weg und das Ziel zugleich am sichersten treffen; denn man wird einsehen, daß einerseits die Erzeugung und Vertheilung der sinnlichen Güter und Genüsse unausweichlich eine — ererbte und enterbende — mit weiten Abständen behaftete Abstufung mit sich führt; daß andererseits die güterschaffende Arbeit der Civilisation nur selten eine geistig belebte, durch Schaffenslust allein schon genußreiche und darum an sich selbst das Gemüth befriedigende sein kann; daß aber das geistige Genießen unabhängig vom Schaffen, die gemüthreiche und edelgefüllte Muße unabhängig von der schweren Arbeit, die ideale Consumtion unabhängig von jeglicher Production gemacht und darum jedes menschliche Dasein befriedigt, edel und werthvoll gestaltet werden kann. Man wird also begreifen, daß die ausgleichende Gerechtigkeit in dem Antheil an dem allgemeinen Lebensgenuß nur von den geistigen Genüssen kommen kann,

daß deshalb die Erziehung für dieselben und ihre Herstellung die allgemeine Sorge der Gesammtheit ausmachen muß — gleichviel in welchem Grade der Staat, oder die Provinz, oder die einzelne Gemeinde an derselben betheiligt wird. Durch welche Organe, nach welchen Methoden, in welchen allmählichen Stufen der Entwickelung und nach welchen Zeiträumen dieser Beitrag zum socialen Frieden und zur Veredelung der Völker herbeigeführt werden wird: ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß es noch sehr lange dauern wird, bis nicht nur das Volk seinerseits, sondern auch die Staatsmänner andererseits die völkerpsychologische, die social-ethische und die nationalökonomische Bedeutung der geistigen, ästhetischen und didaktischen Genußmittel begreifen, noch sehr lange bis sie einsehen werden, daß Nationalpädagogik ihr Bestreben auch auf die Erwachsenen zu wenden hat und daß eine neue, der alten kirchlichen analoge Beachtung und Ordnung der Muße zu den wichtigsten volkserzieherischen Aufgaben gehört. Vor der Hand aber hat unser Gedanke wohl wenig Anderes zu gewärtigen, als Zweifel, Schweigen und Gehenlassen; denn „man verdient wenig Dank," sagt Goethe, „von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daseins zum Gefühl bringen will." Darum nenne ich solche Sonntagsfeier eine Vision. Aber kommen werden die Tage, in denen sie zur Wahrheit wird; denn gymnastische Uebungen und erheiternde Spiele, freie Geselligkeit und zweckbewußte, z. B. pädagogische Besprechung, Schauen und Vernehmen oder Vortragen und Darstellen dramatischer oder musikalischer Werke, klärende und erhebende Belehrung und ergreifende Dichtung: alle Ströme gehen in's Meer; die Erde soll voll werden von Erkenntniß, von innerer Cultur, dann wird sie auch voll sein von Sitte und Sittlichkeit.





Ein Ausflug nach Paris.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Seit einer langen Reihe von Jahren war ich nicht in Paris gewesen. Es war mir daher ganz angenehm, als ich die Aufforderung erhielt, um eine zwischen Paris und Berlin schwebende schriftstellerische Angelegenheit abzukürzen und womöglich zum Abschluß zu bringen, dorthin zu reisen.

Paris, in dem ich die heitersten und genußfrohesten Tage meiner Jugend zugebracht, hatte noch lange nach meiner Rückkehr in die Heimat seinen vollen zauberhaften Reiz auf mich bewahrt. Ich benutzte jede Gelegenheit, die sich mir darbot, um die wunderschöne Stadt an der Seine wieder aufzusuchen, und bot sich keine wirkliche Gelegenheit dazu, so genügte mir auch schon ein fadenscheiniger Vorwand. Jedesmal kehrte ich dann entzückt und erfrischt zu der gewohnten Thätigkeit zurück, dankbar für die treu anhänglichen Gesinnungen, die mir meine alten Freunde bewahrt hatten, für die liebenswürdige Aufnahme, die ich überall gefunden, für die künstlerischen Genüsse, die Paris mir geboten, für die Anregungen aller Art, die es mir gewährt hatte. Das sollte sich nach dem Kriege durchaus ändern. Ich hatte manche Enttäuschungen zu beklagen, die mich allerdings nicht sonderlich tief kränken konnten, weil sie eben nicht meiner Person, sondern meiner Nationalität galten, die aber immerhin genügend starke waren, um die Gemüthlichkeit zu stören. Alte Freunde und Bekannte, die mich bisher mit vollster Herzlichkeit begrüßt hatten, wandten nun, wenn sie mich sahen, verlegen den Kopf ab, um der Peinlichkeit, mit mir einen Gruß zu tauschen, enthoben zu werden. Auch die Standhaften zeigten unwillkürlich eine gewisse Befangen-

heit in ihrem Verkehre mit mir; sie mußten ernsthafte Anstrengungen machen, um irgend etwas zu überwinden, das sich trennend zwischen uns geschoben hatte. Und da ich beim besten Willen von der Welt nicht in der Lage war, wegen der Regierung unseres Kaisers, der Politik Bismarcks und der Kriegführung Moltkes gewissermaßen um Verzeihung zu bitten, so blieb diese Trennung bestehen, und ich verkehrte schließlich auch in Paris eigentlich nur noch mit meinen Landsleuten. So war ich, dem Paris früher eine zweite Heimat gewesen war, die sogar in mir in meiner wahren Heimat eine Zeit lang ein starkes Gefühl des Heimwehs hatte hervorrufen können — so war ich ein Fremder geworden wie jeder Andere; und wie ein Fremder reiste nun auch ich nach Paris, um mir wieder einmal das Treiben auf den Boulevards, die neuen Stücke in den Theatern und die Kunstschätze in den Museen anzusehen. Nachdem schließlich auch mein Bruder Paris verlassen, hatte die Hauptstadt der Republik ihre Hauptanziehungskraft für mich verloren. Und während ich früher beim Herannahen der ersten warmen Tage ein zugvogelartiges, ungestümes Drängen nach den sonnigen und lustigen Ufern der Seine in mir kaum bannen konnte, entrückte Paris immer mehr und mehr dem Kreise meines Verlangens, entrückte in eine nebelhafte Ferne, in der mein geistiges Auge kaum noch der interessanten Umrißlinien der Thürme von Notre-Dame, der schlanken Spitze der Sainte-Chapelle, der imposanten Tour Saint-Jacques und der Kuppel des Pantheons gewahr wurde, und aus der die verlockenden Sirenentöne nicht mehr an mein Ohr drangen. Ich dachte kaum noch an Paris, und wenn ich daran erinnert wurde, so geschah dies immer in einer Weise, die nicht dazu angethan war, den Wunsch, es wiederzusehen, in mir zu beleben.

Meine Erwartungen waren demnach, als ich jetzt dorthin zurückgeführt wurde, von vornherein keine allzu hochgespannten; und das mag die Veranlassung dazu gewesen sein, daß es mir diesmal viel besser gefallen hat, als ich nach den mündlichen und schriftlichen Berichten über das Paris der letzten Tage hatte annehmen dürfen. Es kam noch der glückliche Umstand hinzu, daß ich auf dem Berliner Bahnhofe mit einem befreundeten liebenswürdigen Ehepaare zusammentraf, mit diesem und zwei anderen Berliner Bekannten die langweilige Eisenbahnfahrt zusammen machte, und den größten Theil meines Pariser Ausfluges in der anregenden und heitern Gesellschaft meiner Berliner Freunde verbrachte.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, eine „Studie“ über das Paris von heute zu schreiben; mein diesmaliger kurzer Aufenthalt war ganz und gar nicht dazu angethan, irgendetwas zu ergründen. Ich habe nur die Oberfläche gestreift, und kann daher auch nur schildern, was ich undeutlich vernommen und flüchtig gesehen habe.

Da muß ich zunächst constatiren, daß zwischen dem innern Wesen, so wie es nach der Beobachtung der Sachkundigen und nach den öffentlichen und privaten Stimmen, die man darüber hört, beschaffen sein soll, und

dem äußern Bilde, welches Paris darbietet, ein ziemlich scharfer Widerspruch besteht. Man hört und liest eben nur Klagen. Freilich, die Menschen haben zu allen Zeiten und allerorten geklagt; aber zwischen den üblichen und landläufigen Jeremiaden über die schlechten Zeiten und den ernst schwermüthigen und erbitterten Beschwerden, die sich über die Verhältnisse in dem heutigen Paris erheben, besteht denn doch noch ein starker Unterschied. „La dèche“ scheint in Paris das locale Losungswort der Gegenwart zu sein. „Es ist kein Geld da!“ Das ist der Klageruf, der von allen Seiten ertönt. Die Ladenbesitzer beklagen sich darüber, daß die Geschäfte ganz ungewöhnlich schlecht gehen, daß der Fremdenverkehr in auffälliger Weise nachgelassen habe. Die öffentlichen Wirthschaften und Kaffeehäuser sind allerdings im Vergleich zu früher sehr spärlich besucht, die Preise in den großen Hotels sind thatsächlich gesunken, und man braucht wegen seines Unterkommens nicht zu bangen. Trotz aller Verwünschungen, die gegen die Regierung des letzten Napoleon ausgestoßen werden, gestehen auch die wetterfestesten Republikaner dem bitterbösen Napoleon widerwillig eine Eigenschaft zu: er hat es verstanden, Leben in die Bude zu bringen; „il faisait marcher le commerce“.

Nach solchen verdrossenen Berichten müßte man nun glauben, daß der Glanz der Pariser Sonne erloschen sei, und daß die einst so lustige Stadt in Sack und Asche trauere. Es leuchtet und funkelt aber doch noch gar Mancherlei recht vergnüglich, und es ist auch lauteres Gold dabei! Freilich, wenn man an die glänzendsten Tage des Kaiserreichs zurückdenkt, dann ist allerdings eine unvortheilhafte Veränderung in der Physiognomie des Pariser Lebens nicht zu verkennen. Damals hatte das öffentliche Treiben etwas Verblüffendes, Berauschendes. Die verschwenderische Eleganz, der übermüthige Luxus, die in prächtigen Wagen die Boulevards und Champs-Elysées dem Bois de Boulogne zurollten und sich Abends in den Logen der Theater breit machten, das prunkhafte Auftreten des heimischen Strebertums und der fremden Genußsucht, die renommistischen Extravaganzen des strahlenden Lasters, mit denen die vornehme Gesellschaft in den wunderlichsten Wettkampf eintrat — Alles das gab damals dem Pariser Leben, wie es sich äußerlich wahrnehmbar den Blicken darbot, eine funkelnde Pracht, eine sinnlose Genußfreudigkeit ohnegleichen. Das ist allerdings anders geworden. Die Zahl der vornehmen herrschaftlichen Wagen hat sich erheblich verringert und die der Miethkutschen ebenso erheblich vermehrt. Die Toiletten sind im Allgemeinen weniger auffällig, weniger kostbar und weniger anspruchsvoll geworden. Aber trotz alledem bleibt doch immer noch genug übrig, um das Auge des Unbefangenen, der durch die Straßen der wunderschönen Stadt schlendert, zu fesseln und zu erfreuen; und trotz aller Niederlagen, trotz allen Jammerns ist die Physiognomie der Pariser Straßen noch immer heiterer, lebendiger und lebensfroher als in irgend einer anderen Stadt.

Ein eigenthümliches Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir nach längerer Abwesenheit zum ersten Mal wieder das Pariser Pflaster treten. Da sind sie wieder, die charakteristischen Läden, die wir im Laufe der Zeit ganz vergessen haben: Und beim ersten Blick fühlen wir uns wieder pariserisch angeheimelt. Das alte Bild ersteht mit einem Schlage wieder. Als ich eine Viertelstunde durch die Pariser Straßen gegangen war, war mir zu Muthe, als hätte ich den Asphalt der Boulevards nie verlassen. Besonders vertraulich wirkten auf mich die kleineren Straßen. Da begegnete ich lauter alten Bekannten: den Crèmerien mit ihren weißgestrichenen Schildern, den verlockenden Sahnenkäsen und appetitlich hergerichteten rohen Cotelettes und Beefsteaks in der Auslage; den Tabaksläden mit ihrer wunderlich stilisirten Kolossalcigarre, in der das Gasflämmchen als ewige Lampe brennt; den Apotheken mit ihren riesigen Glaspokalen, die in den schönsten Farben prangen; den Holz- und Kohlenhandlungen, in deren Schaufenstern die beharzten Holzbündel zum Anzünden des Kaminfeuers, die säuberlich geformten Preßkohlen wie Schmuckgegenstände künstlerisch aufgeschichtet liegen; den offenen Läden der Waschfrauen, die in ihren Schaufenstern als Beweis ihrer Kunst im Waschen und Plätten die niedlichen Häubchen, die reichen Spitzenhemden der Damen u. s. w. ausbreiten, während man durch die Scheiben die jugendlichen Wäscherinnen mit hochaufgestreiften Aermeln und die Plätterinnen mit erhitzter Stirn ihre Arbeit verrichten sieht. Das Alles hatte ich früher so oft gesehen, daß ich es nicht mehr bemerkte. Jetzt, da ich es wiedersah, fiel es mir auf, und der Anblick versetzte mich sogleich wieder in die alte Zeit zurück. Auch das Aufstapeln von allerhand Verkaufsgegenständen vor den Läden auf dem Trottoir der Straße, mit dem marktschreierischen Aufreiz der Kauflust, war mir wieder etwas Neues geworden.

Neben der aufdringlichen Anpreisung der kleinen Geschäfte wirkt die stolze Vornehmheit der großen, wie sie in den wundervollen Läden der Boulevards, der Rue de la Paix und der Avenue de l'Opéra zu Tage tritt, um so mehr. In dem Schaufenster eines jeden der großen Juweliere steckt ein fürstliches Vermögen. Und mit welcher gesuchten Einfachheit, mit welchem Geschmacke sind die wenigen Gegenstände da auf dunklem Sammet geordnet! Vor Allem aber verstehen es die Kunsthändler, den Kunstwerken, die sie zum Verkauf ausstellen, den Oelgemälden, Radirungen, Bronzegüssen, Terracotten und Schnitzereien durch eine strenge und ruhige Anordnung die schönste Wirkung zu geben. Die Schaufenster des Kunstgießers Barbédienne sind ein wahres Museum, man sieht da nur Meisterwerke auserlesener Art. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß nicht alle Kunsthändler sich eine so hohe und würdige Aufgabe stellen, wie Meister Barbédienne. In einigen Schaufenstern der elegantesten Kunstläden auf den vornehmsten und lebhaftesten Boulevards erblickt man neben Meisterwerken der bildenden und nachbildenden Künste auch die unverkennbaren Symptome einer bedenklichen Verlotterung

des Pariser Geschmacks: die Photographien der drei neuesten Berüchtigtheiten des Tanzbodens in geradezu unglaublichen Stellungen. Man sieht da drei Damen in gewöhnlicher Straßentoilette mit dem Hute auf dem Kopf, die, sich auf dem linken Fuße stützend, das rechte Bein über Kopfeshöhe erhoben haben, in einer Positur, die ganz dazu angethan ist, den eigentlichen Zweck unserer Bekleidung aufzuheben. Diese drei Bilder wirken entschieden ebenso komisch wie gemein, und unwillkürlich bleibt man vor den Läden stehen; damit wäre dann der kaufmännische Zweck wohl erreicht. Unter diesen Bildern stehen die Namen dieser drei Gassengrazien — sehr geschmackvolle Namen: „la Sauterelle“, „la Goulue“, und „Grille d'égout“, also: „Heuschrecke“, „Vielfraß“ und „Kloakengitter“. Die letztere anmuthige Bezeichnung verdankt die Trägerin ihren vorstehenden Schneidezähnen, den sogenannten „Raffzähnen“. Diese hübschen Namen werden keineswegs als Schimpfwörter aufgefaßt; es sind einfach ungezwungene Spitznamen, unter denen die Trägerinnen allgemein bekannt sind, in Zeitungen und auch im Gespräch der guten Gesellschaft genannt werden, und auf die die Betreffenden selbst hören. Die Ausstellung derartiger Bilder in einer so respectablen Umgebung wäre noch vor Jahren eine Unmöglichkeit gewesen.

Die Pariser Schaufenster mit ihren merkwürdigen geschmackvollen, bizarren und kostbaren Verkaufsgegenständen in wirksamstem Aufbau, die ich weiß nicht welche geheimnißvolle Kraft besitzen, um den Vorübergehenden anzuziehen und festzuhalten, tragen wohl am meisten dazu bei, daß es keine Stadt der Welt giebt, wo sich's so angenehm bummeln läßt, wie in Paris. Es giebt denn auch nirgends so viel unbeschäftigte Pflastertreter wie dort. Das ziemlich rauhe Wetter mag daran schuld gewesen sein, daß mir diesmal das Schauspiel, das die Boulevards in den Nachmittagsstunden zwischen fünf und sieben darbieten, etwas weniger imponirt hat als in früherer Zeit. Früher erregte die endlose Procession von Tausenden und Abertausenden, die in langsamstem Tempo zwischen dem Faubourg Montmartre und der Chaussée d'Antin auf- und abschlenderten, Grüße und kritische Blicke tauschten und sich in ihrer Mehrzahl entweder wirklich kannten oder doch ungefähr zu kennen schienen, immer meine staunende Bewunderung. Dieser grandiose Müssiggang, der sich auch von der Unfreundlichkeit des Wetters in seinen Gepflogenheiten nicht stören ließ, hatte etwas wahrhaft Gebieterisches. Jetzt wollte es mir scheinen, als ob das Leben ein geschäftigeres geworden sei, als habe sich das Tempo beschleunigt, die Eleganz vermindert und der aufdringliche Lärm der Straßenschreier verstärkt. Auf dem Boulevards hört man freilich nur die Zeitungsausschreier, aber diese machen Scandal genug.

Biegt man aber in eine der Seitenstraßen ein, so vernimmt man wieder all die eigenthümlichen Schreie, unter denen die fahrenden Händler und Handwerker ihre Gegenwart vermelden. Man vernimmt wieder den scharfen Kehl- und Nasallaut der Kleiderhändler, den heiser pfeifenden Klage-

laut der Regenschirmverkäufer, das häßliche Schnarren der Glaser, das nervenafficirende entsetzliche Getute auf den kleinen metallenen Filterhähnen, das Blöken und Johlen der verschiedenen Gemüse- und Austernverkäufer, das Geklapper und den sehnsüchtig melancholischen Gesang der Gebäckhändlerinnen: „Régalez-vous, Mesdames! Voilà l'plaisir!“ Die Zeitungsausrufer auf den Boulevards preisen die Blätter, die sie zum Verkauf anbieten, immer mit einem Stichwort, welches das Ereigniß des Tages bezeichnet, an: „Kauft das Pariser ‚Echo‘ mit dem Briefe des Prinzen Napoleon an die Kammer“, oder: „mit dem schrecklichen Unglück auf der Westbahn“, oder: „mit den Revolverschüssen im Parlament“. Am lautesten von allen aber schreien die Verkäufer des „Anti-Prussien“.

Die Aufdringlichkeit des öffentlichen Anzeigens und Anpreisens ist mir früher nie so aufgefallen. Möglich, daß ich mich daran gewöhnt hatte. In dieser Beziehung unterscheidet sich Paris jetzt kaum noch von New-York. Auch hier wird jetzt kein Mittel verschmäht, um die Aufmerksamkeit des Publikums gewaltsam auf die Verkaufsartikel zu lenken. Man sieht unglückliche Proletarier, alte gebrochene Männer, die auf einer langen Stange eine große Anschlagstafel mit weithin sichtbarer Aufschrift durch die Stadt schleppen, einzeln und in Aufzügen von sechs bis acht Mann, die aufeinander folgen. Ein Hutmacher hat den menschenfreundlichen Einfall gehabt, einen elenden kleinen alten Mann mit einem lächerlichen und bejammernswerthen Kopfe zur Propaganda zu verwerthen, hat dieser lebenden Caricatur einen funkelnagelneuen glänzenden Cylinder von unglaublicher Dimension und lächerlicher Form aufgestülpt und läßt das traurige Männchen so mit der Anzeige seines Geschäfts auf der großen Tafel durch die Straßen gehen. Der gebrechliche Greis, der unter der Last des Riesencylinders fast zusammenbricht, erregt überall Mitleid; man bleibt stehen, sieht ihn an und liest bei der Gelegenheit die Annonce, und damit ist der Zweck der wirksamen Anzeige erreicht.

Wenn auch die lange Reihe von Tischen und Stühlen vor den Kaffeehäusern wegen der Ungunst der Witterung noch unbesetzt war, so war doch die Fluthung des weltstädtischen Lebens mit allen ihren Sonderbarkeiten und Häßlichkeiten, aber auch mit allem Erstaunlichen und Großartigen, eine so starke und wunderbare, daß die Aufmerksamkeit unwillkürlich gefesselt und der Geist beschäftigt wird. Die Nachmittagsstunden auf dem Boulevard verfliegen, man weiß nicht wie; und noch heute verlohnt es der Mühe, sich — um mit dem edlen Baron Gondremark zu reden — in den Strudel, Strudel hineinzustürzen.

* * *

„Le niveau a baissé,“ das ist das andere Stichwort der Pariser Gegenwart, das auf alles Erdenkliche angewandt wird: auf den Ton in der guten Gesellschaft, auf den öffentlichen Verkehr, auf die politische Polemik, auf die

Schöpfungen des Geistes und der Kunst, und auch auf die körperliche Verpflegung. Dieses grausame Stichwort mag ja im Allgemeinen leider zutreffend sein, aber zum Glück duldet die leidige Regel doch noch erfreuliche Ausnahmen. Und über die Verpflegung sollte man eigentlich keine Klage führen. Wenn auch in einigen Speisewirthschaften ein merklicher Rückgang in der Sorgfalt und der Vorzüglichkeit der Küche, des Kellers und der Bedienung wahrzunehmen ist — das Café Anglais steht, seitdem es Actiengesellschaft geworden ist, nicht mehr auf der Höhe; man merkt eben, daß da an der verwaisten Stätte der Fremde liebeleer waltet — so speist man bei den ersten Restaurants, namentlich bei Vignon, Voisin und im „Maison d'or" noch immer besser als irgendwo in der Welt. Die Preise sind allerdings gepfeffert, und man würde in Berlin große Augen machen, wenn man auch nur annähernd dasselbe zahlen sollte.

Die Kunst der Inscenirung, die den Franzosen in seltenem Maße zu eigen ist, zeigt sich auch hier, und ich muß sagen, sie macht mir in diesem Falle immer besonderen Spaß. Ein Diner bei einem der großen Restaurants wird immer als eine feierliche Handlung aufgefaßt und mit entsprechender vornehmer Würde begangen. Der „maître" — wir nennen die wichtige Person bescheidentlich „Oberkellner" — tritt in ernsthafte sachgemäße Berathung über die Zusammensetzung des Speisezettels mit den Gästen ein. Mit andächtigem Ernste nimmt er die Bestellungen entgegen, wie ein Generalstabsoffizier von seinem Vorgesetzten die Meldung einer strategischen Bewegung. Er unterstützt den Speiseplan mit seinem erfahrenen Rath, gestattet sich auch wohl gehorsamste kritische Einwendungen, unterbreitet beherzigenswerthe Vorschläge und giebt, wenn die kunstvolle Composition vollendet ist, die Meldungen an die Untergebenen weiter. Alsdann tritt der „sommelier" in dunklem Schurz an uns heran, um die Frage der Getränke mit derselben ruhigen Sachlichkeit zu erledigen. Ebenso sorgsam wie die Vorbereitung ist auch die Ausführung. Die geschmackvoll angerichteten Schüsseln werden dem prüfenden Blicke dargeboten, bevor sie in Portionen zerlegt werden. Die einzelnen Gänge folgen aufeinander in richtig bemessenen Pausen. Und nun muß man beobachten, mit welcher Wichtigkeit auf dem Anrichtetisch die Speisen aufgetragen werden. In kühner Haltung steht der maître da und zerhackt mit gewaltigem, weithin schallendem Schlage das Geflügel; der Kellner faßt das zerhackte Stück geschickt zwischen Messer und Gabel und geleitet es mit einem eigenartigen Schwunge in anmuthiger wellenförmiger Bewegung liebevoll auf den Teller, und er nimmt eine besondere Pose an, um die durch das Fett aufgebauschten Kartoffeln hinzuzufügen — kurzum, er ist ein Künstler in seiner Art, und wir haben hier nur Dilettanten.

In diesem Falle hat die den Franzosen eigenthümliche Wichtigthuerei und Gespreiztheit wirklich etwas Reizvolles; aber dieselbe Eigenthümlichkeit zeigt sich häufig auch in einer weniger angenehmen Gestalt. Man rühmt

bei uns so oft die „Leichtigkeit" unserer Nachbarn; ich glaube, nicht mit Recht. Im öffentlichen Verkehr kenne ich keine Nation, die schwerfälliger und pedantischer zu Werke ginge als die „leichten" Franzosen. Die Abfertigung auf der Post oder auf dem Telegraphenbureau in Paris nimmt das Doppelte der Zeit in Anspruch wie bei uns.

Und nun muß man sich ein solches Depeschenformular einmal genauer ansehen! Was da Alles an überflüssigen Bemerkungen angebracht ist! Da steht zunächst in fetten Buchstaben vor den Linien, auf denen die Depesche geschrieben werden soll: „Für die Aufschrift der Depesche, die vom Absender geschrieben werden soll"; dann neben der ersten Zeile die Randbemerkung: „Hier sind diejenigen Bemerkungen anzubringen, die vor der Adresse gemacht werden sollen"; dann bei den nächsten Zeilen: „Adresse"; bei den folgenden: „Text der Depesche"; bei der letzten: „Unterschrift". Außerdem stehen selbstverständlich die dienstlichen Bemerkungen da: daß der Staat keine Verantwortung für richtige Wiedergebung und rechtzeitige Beförderung der Depeschen übernimmt 2c. Aber von all den Bemerkungen, die für den Gebrauch des Depeschenschreibers gemacht sind, ist auch nicht eine einzige erforderlich.

Gerade so thöricht, überflüssig und schwerfällig sind die Rohrpostbriefe. Es sind kleine Quartblätter mit einem punktirten Rande, der auf der einen Seite mit einem Klebstoff bestrichen ist. Sie können also bequem geschlossen und durch Abreißung des punktirten Randes ebenso bequem wieder geöffnet werden. Da steht nun zunächst auf der Außenseite: „Um dieses Telegramm zu öffnen, muß man den punktirten Rand abreißen." — das habe ich mir gleich gedacht —; ferner sind die folgenden Bemerkungen aufgedruckt: I. „Die Außenseite soll ausschließlich zu dienstlichen Bemerkungen benutzt werden; der Absender darf nichts hinzufügen." II. „Für dies Telegramm ist kein besonderes Porto zu bezahlen" (es ist nämlich schon mit 50 Centimes Stempel bezahlt). III. „Die Zahl der Worte auf der Innenseite ist nicht beschränkt." IV. „Dies Telegramm wird innerhalb des Weichbildes von Paris befördert." V. „Es muß vom Absender selbst verschlossen werden." VI. „Man darf in dieses Telegramm kein Papier oder einen anderen Gegenstand irgendwelcher Art legen. Wenn ein Telegramm ein stärkeres Gewicht haben sollte, als das verkaufte Blatt, so würde es auf dem gewöhnlichen Postwege befördert werden." Nun frage ich einen Menschen: wozu all dieses überflüssige Geschwätz? Es ist doch geradezu haarsträubend, daß eine Verwaltung dem Absender einer verschlossenen Postsendung großmüthig die Freiheit zugesteht, die Zahl der Worte nicht zu beschränken; das ist doch für Cretins berechnet und nicht für vernünftige Menschen. Ich wundere mich nur, daß man nicht noch besondere Bemerkungen über die Berechtigung, event. auch eine Federzeichnung durch Rohrpostkarte zu befördern, hinzugefügt hat.

* * *

„Le niveau a baissé“ heißt es wie von allem Möglichen so auch vom Theater, und auch hier leider nicht ganz mit Unrecht. Die französische Bühnendichtung ist von der stolzen Höhe, zu der sie unter dem Kaiserreich aufgestiegen war, allmählich allerdings wieder etwas herabgestiegen. Der bedeutendste von Allen, Emile Augier, hat völlig aufgehört, dichterisch thätig zu sein; Dumas schreibt sehr wenig, alle vier, fünf Jahre ein Stück, und es wird keinem Menschen einfallen, die „Princesse de Bagdad“ und „Denise“ mit der „Dame aux camélias“ und „Demi-monde“ vergleichen zu wollen; Sardou arbeitet zwar noch immer rastlos, aber auch ihm merkt man die Ermattung an, — trotz aller Aufbauschungen ist „Théodora“ kein literarischer Erfolg von echtem Schrot und Korn gewesen, und „Georgette“ ist sogar sehr kühl aufgenommen worden und hat bereits vom Repertoire abgesetzt werden müssen. Vom Nachwuchs kommt eigentlich nur Pailleron in Betracht. Und so bietet denn das Repertoire der französischen Theater augenblicklich das Bild einer starken Dürre. Ich traute meinen Augen kaum, als ich nach meiner Ankunft an den Anschlagsäulen die Titel der Stücke las, die in den verschiedenen Theatern jetzt gegeben wurden. Es waren fast nur Dichtungen, die ich vor zehn, vor zwanzig Jahren und noch früher in Paris gesehen hatte, und zum Theil wirkten sogar noch dieselben Schauspieler in ihren alten Rollen mit. Im Théâtre Français wurde „Mademoiselle de Belle-Isle“ vom ältern Dumas und die „Aventurière“ von Emile Augier, im Palais Royal „La boule“, im Odéon der unverwüstliche „Fils de famille“ mit dem unverwüstlichen Lafontaine in der Rolle des Capitains — die er seit vollen drei Jahrzehnten mit demselben Erfolge spielt — gegeben. Im Gymnase folgte auf „Sappho“ der ebenfalls uralte „Roman d'un jeune homme pauvre“. An keinem der ersten Theater wurde eines jener neuen Stücke gegeben, von denen man dem Fremden sagt: „Das müssen Sie gesehen haben.“

Noch unerfreulicher als um die Dichtung steht es um die Darstellung. Auch in Paris hört man nur, gerade wie wo anders, die trostlosesten Klagen über die traurige Beschaffenheit des schauspielerischen Nachwuchses: Die guten Schauspieler sind alt und die jungen sind nicht gut. Am empfindlichsten ist das im Théâtre Français wahrnehmbar.

Seit der Zeit meines Pariser Aufenthaltes haben sich die Reihen der hervorragenden Kräfte dieser unvergleichlichen Musterbühne allerdings in erschrecklicher Weise gelichtet. Der alte Samson, dieser Meister der aristokratischen Komik, der behäbige Provost, der beste Lustspielvater, den ich in meinem Leben gesehen habe, der kaustisch schneidige Regnier, der vor Allem in den modernen Lustspielen von Scribe, Frau de Girardin u. s. w. Triumphe feierte, der verführerisch elegante Bressant, der klassische Recitator Geffroy, die geistsprühende Augustine und die blendend schöne Madeleine Brohan, die vornehme Madame Plessy, die im Lustspiel und in der Tragödie gleichermaßen hervorragende Favart, die anmuthige Delphine Fix, — sie Alle und

noch viele Andere sind von der Bühne des Théâtre Français, Viele von ihnen von der Bühne des Lebens geschieden. Aus jener großen Zeit sind nur noch Got, der ewig junge Delaunay, der vortreffliche Thiron, der vom Odéon herübergekommen ist, Coquelin, der Regniers Erbschaft angetreten hat, Lefebvre und Worms, die aus damals bescheidenen Stellungen sich in die ersten Reihen vorgearbeitet haben, übrig geblieben.

Der Name des Schauspielers Worms veranlaßt mich zu einer Einschaltung. Allgemein wird behauptet, daß die Franzosen die geborenen Schauspieler seien, während uns Deutschen dies Talent mehr oder minder versagt sei. Dem gegenüber muß es doch einigermaßen befremden, daß in der Familie Felix, aus der die größte Tragödin aller Zeiten hervorgegangen ist: Rachel, nur deutsch gesprochen wurde, — die Familie stammte aus dem Aargau. Die Mutter der französischen Chauvinistin und Reclameheldin Sarah Bernhardt spricht noch heute höchst mangelhaft französisch und recht gut deutsch, — bin ich recht berichtet, so stammt sie aus der Gegend von Frankfurt. Die jetzige erste Tragödin, von der man sich Wunderdinge verspricht, heißt Weber und ist eine Deutsch-Oesterreicherin; der erste Liebhaber am Théâtre Français heißt, wie gesagt, Worms; die jugendliche Naive desselben Theaters heißt Müller, und die reifere, ach schon zu reife Naive heißt Reichenberg. Das deutsche Element ist also, wie man sieht, unter den französischen Bühnenkünstlern ziemlich stark vertreten.

Während meines letzten Pariser Aufenthaltes war im Théâtre Français eine Krisis ausgebrochen, die zeitweilig ganz Paris auf das Lebhafteste beschäftigte. Bekanntlich zerfällt das Künstlerpersonal des Théâtre Français in zwei verschiedene Gruppen mit verschiedenen Rechten: in die Societäre und Pensionäre. Die Pensionäre sind einfach engagirte Mitglieder, die Societäre haben einen Antheil am Gewinn, Anspruch auf Pension und in den wichtigsten Lebensfragen des Theaters mitzusprechen, also in der Frage der Annahme der Stücke, der Rollenvertheilung, des Engagements von Mitgliedern als Pensionäre und der Aufnahme von engagirten Pensionären in den Verband den Societäre. Das Théâtre Français ist also ein constitutionelles Reich mit dem vom Staate eingesetzten Director, der hier den Titel eines Generalverwalters („Administrateur général“) führt, an der Spitze. Das Théâtre Français ist ein Staatsinstiut, das von der Regierung die immerhin sehr anständige Subvention von jährlich 240 000 Francs bezieht. Es ist natürlich, daß unter diesen Verhältnissen die Minister unter Umständen in die Angelegenheiten des Theaters hineinreden, und es ist ebenso natürlich, daß daraus Reibereien mit den Mitgliedern der Bühne hervorgehen. Ein solcher Fall hat sich nun neuerdings wieder zugetragen.

Als erste Tragödin am Théâtre Français ist engagirt, und zwar in der Eigenschaft einer Societärin, ein Fräulein Dudlay. Ich habe sie nicht gesehen, aber sie soll recht schön und eine recht mittelmäßige Schauspielerin sein; darin stimmen so ziemlich alle Berichte überein. Die Societärfrist im

Contracte dieser Künstlerin ist nun abgelaufen. Da die Tragödie ihre Zugkraft vollkommen eingebüßt hat, und Fräulein Dudlay keinen Menschen veranlaßt, in's Theater zu gehen, so haben die Societäre, die ein geschäftliches Interesse an den guten Einnahmen haben, die Künstlerin nicht wieder in den Verband der Societäre aufnehmen wollen; sie wollen sie als Pensionärin auf fünf Jahre mit 18 000 Francs engagiren, aber Fräulein Dudlay verlangt die Erneuerung ihres Engagements als Societärin mit 24 000 Francs auf zehn Jahre. Der Minister steht auf Seiten der Künstlerin und hat die Erfüllung ihrer Forderungen kategorisch verlangt. Daraufhin haben die Hauptmitglieder des Théâtre Français, die den Verwaltungsrath bilden, nämlich: Got, Delaunay, Coquelin, Lefebvre und Worms, sowie die stellvertretenden Mitglieder Thiron und Mounet-Sully ihre Entlassung als Mitglieder des Verwaltungsraths eingereicht; nur der alte Maubant hat sich dem Schritte seiner Collegen nicht angeschlossen. Bis zum Erscheinen dieser Zeilen wird sich der Sturm im Wasserglase wahrscheinlich wieder gelegt haben.

Aber der Protest der Societäre hat doch seine tiefe Wirkung nicht nicht verfehlt. Man hat sich bei dieser Gelegenheit klar gemacht, daß das Théâtre Français von dem baldigen Verluste seiner bedeutendsten Künstler bedroht erscheint. Got und Delaunay, die beide seit sechsunddreißig Jahren Societäre des Théâtre Français sind, sind keine Jünglinge mehr und denken ernsthaft an ihren Rücktritt; auch Coquelin, der statutenmäßig schon in den Vollbesitz der Pension eintritt, da er seit über zwanzig Jahren Societär ist, will der ersten französischen Bühne den Rücken wenden und soll sich mit der Absicht tragen, als Director an die Spitze eines lucrativeren Privattheaters zu treten. Dann würde allerdings die künstlerische Bedeutung dieser vornehmsten Bühne ernstlich gefährdet sein, denn diese Drei bilden mit Thiron die eigentlichen Stützen des Repertoires.

Darum aber haben wir uns vorläufig noch nicht zu kümmern; und wenn auch der theatralische Pegel einen niedrigeren Wasserstand aufweisen mag, als vor zwanzig Jahren, so muß man doch billiger Weise zugeben, daß auch augenblicklich noch im Théâtre Français ganz vorzüglich Komödie gespielt wird.

Das neueste Stück, das jetzt da gegeben wird, „Ein Pariser" von Edmond Gondinet, ist schriftstellerisch nicht sehr bedeutend; es würde früher der Ehre kaum für würdig gehalten worden sein, auf der ersten französischen Bühne aufgeführt zu werden; aber es ist ein argloses, anständiges und unterhaltendes Stück, und es wird ganz meisterlich aufgeführt. Der Held ist einer jener Pariser, wie sie im Buche stehen, wie man sie aber eigentlich in der Wirklichkeit selten findet, der in einen Gegensatz zu jener Provinz gebracht wird, wie sie ebenfalls im Buche steht, und wie man sie in der Wirklichkeit ebenfalls nicht findet.

Der junge Brichantau lebt, seitdem er zurechnungsfähig ist, auf dem kleinen Stück des Boulevards, das für den geborenen Pariser die Welt ist.

Er hat die Boulevards nie verlassen, sein Dasein hat sich zwischen der Großen Oper und dem Faubourg Montmartre abgerollt. Da hat er auch seine Wohnung, da dringt von unten das einförmige großstädtische Geräusch harmonisch gemildert zu ihm herauf, da allein athmet er, da allein ist er glücklich. Brichantau ist ein reicher Junggeselle; er hat seine Wohnung, die er niemals zu verlassen gedenkt, künstlerisch mit tausend ernsten Kunst-Gegenständen und amüsanten Schnurrpfeifereien behaglich ausgestattet. Er ist der abgesagte Feind alles Ungewöhnlichen. Er hat seine bestimmte Tagesordnung, die streng innegehalten wird. Er bekümmert sich um keinen Menschen, und wünscht', daß sich kein Mensch um ihn bekümmere. Vor einiger Zeit ist ihm ein junges Mädchen in seinen stillen Haushalt gefallen, und zwar auf folgende Art. Sein Wagen hat ein junges Mädchen überfahren. Großer Volksauflauf, Gemurmel der Menge über die Rücksichtslosigkeit der reichen Leute. Das arme Kind ist Waise, ihr Vater war Offizier, der auf dem Schlachtfelde gefallen ist, kein Mensch nimmt sich ihrer an u. s. w. Brichantau, der, wie gesagt, ein abgeschworener Feind allen Skandals ist, beschwichtigt die Umstehenden, indem er erklärt, daß er sich des Waisenkindes annehmen werde. Zum Glück ist das junge Mädchen, das damals etwa vierzehn Jahre alt sein mochte, mit dem bloßen Schreck davongekommen. Brichantau nimmt sie also zu sich, giebt ihr eine Erzieherin und verkehrt mit ihr väterlich freundschaftlich. Er selbst hat gar nicht bemerkt, daß das Kind inzwischen zum jungen Mädchen herangereift ist. Er wird darauf erst aufmerksam gemacht, als er einen neuen Hauswirth bekommt, der sich für die Moralität seiner Miether interessirt, und der ihm nun mittheilt, daß das Zusammenleben des Junggesellen mit dem jungen Mädchen anstößig gefunden würde. Dieser neue Wirth, Herr Savonnet, kündigt Brichantau die Wohnung. Brichantau ist außer sich. Er schickt das junge Mädchen in eine Pension in der Provinz, und er selbst nimmt in der Verzweiflung eine Einladung entfernter Anverwandten in derselben Provinzialstadt an, weil er ja doch nicht mehr in Paris leben kann! Denn eine solche Pariser Wohnung findet er nicht wieder, das weiß er. Das Dasein ist ihm unerträglich geworden. Es versteht sich, daß der Vollblut-Pariser in der Provinz überall Anstoß erregt, daß seine harmlosesten Schritte arg mißdeutet werden, daß er sich ein Duell auf den Hals ladet, und daß ihm schließlich eingeredet wird, er habe ein junges Mädchen, eben die Tochter der entfernten Anverwandten, compromittirt und müsse sie heirathen. Durch ein glückliches Zusammenwirken von besonderen Verhältnissen, auf die ich hier nicht weiter eingehen mag, bekommt er aber seine Wohnung wieder, bringt das junge Mädchen, das in der Pension sehr schlecht aufgehoben war, wieder in seine moralisch saubere Junggesellenwohnung zurück und erkennt schließlich, daß er von diesem jungen Mädchen geliebt wird, und daß er sie liebt.

Das ist in wenigen Zügen die nicht eben sehr aufregende Handlung. Aber das Ganze ist mit einer solchen Fülle lustiger Wendungen im Dialoge

und mit einigen so reizvollen Situationen ausgestattet, daß man doch einen sehr vergnügten Abend verbringt, wenn auch der Eindruck, den man empfängt, kein sonderlich tiefer sein kann. Coquelin spielte den „Pariser“ mit großer Natürlichkeit und Leichtigkeit, aber den Liebhaber glaubt man ihm doch nicht recht, er sieht so ganz und gar nicht nach einem Liebhaber aus. In Bezug auf das Alter der Schauspielerinnen sind die Franzosen unendlich duldsamer und höflicher als wir. Fräulein Reichenberg erscheint dem weniger galanten deutschen Auge in der Rolle des blutjungen Mädchens denn doch gar zu unglaubwürdig. Sie hat einen schönen warmen Ton, und ihre Augen haben einen liebenswürdigen Ausdruck; aber ihr ganzes Wesen hat doch etwas Süßsäuerliches, Altjüngferliches, Reizloses, das mit der holden Jugend der von ihr dargestellten Rolle in unversöhnlichem Widerspruch steht. Die bedeutendste schauspielerische Leistung des Abends bot nach meinem Geschmacke Thiron als Wirth; es war ein komisches Meisterstück. Allerliebst ist auch die jugendliche Naive Fräulein Müller, die in dem Stücke ein gelehrtes junges Mädchen spielt, das Lateinisch versteht und sich mit den schwer zugänglichen Wissenschaften im Institut einigermaßen vertraut gemacht hat. Sie kann ein so reizend dummes Gesicht machen, wenn sie die klügsten Sachen sagt. Aber höher als alle Einzelleistungen steht die Gesammtleistung. Das Zusammenspiel ist von tadelloser Ausgeglichenheit; von der Bühne weht ein Hauch zwangloser Vornehmheit herab, der den Zuschauer auf das Wohlthätigste berührt. In jeder Einzelheit und in der Gesammtheit erkennt man immer deutlich die Macht einer zweihundertjährigen rühmlichen Ueberlieferung. Dadurch bewahren die Vorstellungen im Théâtre Français noch immer einen ganz besonderen Reiz, wie ihn keine andere Bühne den ihrigen zu geben vermag.

Im Gymnase wurde das nach dem Alphonse Daudet'schen Romane „Sappho“ von Adolph Belot dramatisirte gleichnamige Schauspiel gegeben. Ich habe den Roman seinerzeit in diesen Blättern ausführlich besprochen und brauche auf den Inhalt nicht zurückzukommen. Belot hat an der Daudet'schen Erzählung für die Bühne sehr erhebliche Veränderungen vornehmen müssen. Im Roman ist die Heldin eine alternde, lasterhafte, ziemlich reizlose Person, die durch eine schwer definirbare geheimnißvolle Kraft der Ausschweifung, eine gewisse katzenartige Anschmiegung einen unerfahrenen jungen Mann an sich fesselt, die Stimme des Gewissens in ihm tödtet, ihn seiner Familie, seinem Beruf abspänstig macht, ihn zu Grunde richtet und dann laufen läßt, um mit einer gleichgesinnten gemeinen Seele ihr Dasein zu beschließen. Das, was Daudet in seinem Roman beweisen will, daß es weder der Schönheit, noch der Jugend, noch der Liebenswürdigkeit, noch des Geistes bedarf, um einen harmlosen jungen Mann in die Netze des Lasters zu verstricken, ihn mit den Gewohnheiten des Lasters zu befreunden und in der Schlinge verzappeln zu lassen, das ließ sich auf der Bühne natürlich nicht darstellen. Damit hat Daudet aber

auch den Grundgedanken seines Romanes opfern müssen, als er sich zu dem gewaltigen Schritte vom Epos zum Drama entschloß.

Die Bühnen-Sappho ist eine ganz andere; sie ist schön und jung, und daß ein unerfahrener Jüngling vor der Gewalt der Jugend und Schönheit die Waffen streckt, das ist eben nichts Außerordentliches. So haben die Forderungen der Bühne die epische Dichtung psychologisch erheblich verflacht. Wir sehen eine neue „Seraphine“, eine neue „Fille de marbre“ mehr, wie wir deren schon so manche gesehen haben. Die geradezu widerwärtigen Episoden im Roman sind für die Bühne bedeutend veranständigt worden; da aber gerade in der Widerwärtigkeit ihre eigentlich charakteristischen Züge zu finden waren, so sind auch sie nun zu farblosen Schemen erblaßt. Diese Umgestaltungen waren, wie ich noch einmal hervorheben will, unabweisliche Erfordernisse der Bühne, denen sich der außerordentlich geschickte Bearbeiter Belot wohl oder übel fügen mußte. Alles, was er dramatisch oder wenigstens theatralisch aus dem Roman für die Bühne retten konnte, hat er gerettet und so ein Schauspiel gegeben, das zwar an Originalität hinter dem Romane weit zurücksteht, aber eine gutgeführte Handlung in einer Reihe spannender und zum Theil sehr effectvoller Situationen vorführt.

Die Hauptrolle wurde von der Frau des Directors, Jane Hading, die zu den berühmtesten Pariser Schauspielerinnen zählt und namentlich im „Hüttenbesitzer“ rauschende Erfolge gefeiert hat, dargestellt. Frau Jane Hading ist eine noch junge Künstlerin; gewelltes dunkelgoldblondes Haar, ein edelgeschnittenes Profil, wundervolle große ausdrucksfähige Augen, die von langen Wimpern umsäumt werden, machen den schönen Kopf auch zu einem ungewöhnlich interessanten. Ihre zarte und schlanke mittelgroße Figur ist von reizvollster Schmiegsamkeit. Sie ist eine Virtuosin allerersten Ranges, der auch die kühnsten Bewegungen, die keckten Stellungen, die vermessensten Accente immer gelingen. Ich erinnere mich nicht, je eine Künstlerin gesehen zu haben, die die Technik der Schauspielkunst in höherem Maße besessen hätte als Jane Hading. Aber:

„Nichts ist vollkommen hier auf dieser Welt,
Der Rose ist der Stachel beigesellt,“

wie Heine singt, und mit ihm möchte man der großen Virtuosin Jane Hading zurufen:

„Du bist, verehrte Frau, Du selbst sogar,
Nicht fehlerfrei, nicht aller Mängel bar.
Du schaust mich an, Du fragst mich, was Dir fehle, —
Ein Busen, und im Busen eine Seele.“

Das technisch vollendete Spiel dieser Künstlerin hat in der That etwas unendlich Aeußerliches; es ist Alles gemacht, ganz vorzüglich gemacht, aber eben gemacht. Man bewundert die Leistung, aber man wird nicht warm

dabei, und viel mittelmäßigere Schauspielerinnen haben mich durch einen herzlichen Ton schon mehr ergriffen als diese vollkommene Virtuosin.

Ihr Mitspieler, Herr Damala, der durch seine Verheirathung mit Sarah Bernhardt auch in unseren Blättern oft genannt worden ist, hat mich stark enttäuscht. Er soll im „Maître de forge“ außerordentlich gespielt haben. Das mag sein. In „Sappho“ ist er mir recht unbedeutend erschienen; es ist möglich, daß es an der wenig dankbaren Rolle gelegen hat.

Im Gymnase habe ich wiederum Gelegenheit gehabt, mich über die Genügsamkeit des Pariser Theaterpublikums zu verwundern. Diese Logen sind doch der reine Marterkasten. Sie sind nominell zu fünf Plätzen berechnet; wenn aber drei Personen darin sind, so sind die unglücklichen Insassen so eingepfercht, daß sie nicht wissen, wo sie ihre Beine lassen sollen. Und wenn eine Logenthür geöffnet wird, geht ein Zug durch den betreffenden Rang, daß man davongeweht zu werden befürchten muß. Dabei verkehren die Logenschließerinnen auch während der Aufführung mit der größten Ungenirtheit im Zuschauerraum, stellen die kleinen Bänkchen hin, klappen mit den Thüren und kümmern sich nicht im Mindesten darum, ob die Nachbarn gestört werden oder nicht. Und die Pariser sind daran gewöhnt und lassen sich Alles das gefallen. Sie lassen sich das laute Ausschreien der Theaterzettel, des Stücks, der Biographie der Schauspieler u. s. w. gefallen; sie finden es ganz in der Ordnung, daß während des Zwischenactes ein Theaterarbeiter in Hemdärmeln mit schmutzigen Stiefeln auf der einen Seite des Vorhangs hervorkriecht, dem Publikum seine Kehrseite zuwendet, den Teppich glatt zieht und auf der andern Seite der Bühne hinter dem Vorhang wieder verschwindet; das erregt nicht den geringsten Anstoß.

Von den Stücken, die ich sonst noch auf den kleineren Bühnen gesehen habe, ist nicht viel zu sagen. Am amüsantesten, aber auch am unanständigsten ist die Posse „Fiacre 117“, die in den Variétés gegeben wird. Der Inhalt dieses übermüthigen Schwankes kann nicht nacherzählt werden, er kann kaum angedeutet werden. Es handelt sich um die Verlegenheiten, in die ein Ehepaar durch eine neue Verordnung der moralischen Republik geräth. Die oberste Polizeibehörde hat nämlich den Kutschern der Miethswagen eine scharfe Weisung zugehen lassen, darauf zu achten, daß in den Fuhrwerken keine Ungehörigkeiten vorkommen. Und ein sittlicher ehrgeiziger Kutscher, der sich die Zufriedenheit der Behörden erwerben will, hat eine sinnreiche Erfindung gemacht. Er hat die Kissen seines Wagens mit dem Kutscherbock durch einen Alarmglockenzug verbunden. Sobald nun die Sturmglocke ertönt, fährt der Kutscher sofort beim Polizeibureau vor und läßt die Insassen verhaften. Auf diese Weise bringt er denn in einer Stunde zwei verschiedene Pärchen an, darunter Mann und Frau, die aber natürlich nicht zusammen gefahren sind; und auf dieser Grundlage entwickelt sich nun eine der unsinnigsten, tollsten und anstößigsten Possen, die man sich nur vorstellen kann, eine jener Possen, wie sie eben nur in Paris gegeben und ge-

sehen werden können. Man würde sich gewiß sittlich entrüsten, wenn man vor Lachen dazu käme. Die Darstellung ist eine ganz meisterliche. Die Chaumont als verhaftete Ehefrau mit ihrem völlig gebrochenen heiseren Organ und ihrem kecken Stumpfnäschen ist von haarsträubender Ungezwungenheit und überwältigender Komik. Und ebenso burlesk ist ihr Gatte, der lange und schwere Schauspieler Herr Baron, dessen eigenthümliche Undeutlichkeit in der Aussprache das Entzücken der Pariser bildet. Die Zähne dieses wirklich überaus belustigenden Schauspielers sind sehr mangelhaft, und er hat so unglücklich gebaute Lippen, daß man die Zahnlücken beständig sieht. Das ist kein angenehmer Anblick, und der Fremde wundert sich darüber, daß sich dieser vortreffliche Schauspieler in unserer Zeit der vorgeschrittenen zahnärztlichen Kunst nicht künstliche Zähne einsetzen läßt. Aber die Pariser wollen gerade den zahnlosen Baron. Diese Unschönheit erhöht seine komische Wirkung, ist seine Specialität. „C'est son cachet," sagen die Pariser Theaterbesucher.

Sie lassen sich eben auch auf der Bühne Häßlichkeiten und Unförmlichkeiten gefallen, die von einem weniger raffinirten Publikum schwerlich ohne Protest hingenommen werden würden. Jahrzehnte lang waren die Lieblingskomiker der Pariser von erstaunlicher Häßlichkeit: Hyacinthe mit seiner ungeheuren Nase, und der geradezu entsetzliche Grassot mit seiner ganz erloschenen krächzenden Stimme, dem schmalen langnasigen Aztekengesicht, der unförmigen Gestalt mit den schlotternden Armen, die wie bei einem Affen bis zu den Knieen reichten. Und gerade diese Mißgestaltungen bildeten einen nicht unwesentlichen Theil des Erfolges dieser Komiker.

Eine echt weltstädtische Neuschöpfung ist das Eden-Theater. Das sehr große, in maurischem Stile gebaute, geschmackvoll ausgestattete Haus ist ganz eigenthümlich angelegt. Hinter den Logen des ersten Ranges ist ein breiter Raum freigelassen, der sich zu verschiedenen größeren Sälen erweitert. Dieser Raum, der sogenannte „Promenoir", von dem aus die Bühne sehr gut gesehen werden kann, bildet den Sammelpunkt aller möglichen Damen und Herren, die unter Dach und Fach in angenehmer Temperatur und bei guter Beleuchtung gegen Zahlung eines mäßigen Eintrittsgeldes ihre Abendspaziergänge fortsetzen, mit dem Hute auf dem Kopf, dem Stock in der Hand, der Cigarre im Munde, während unten ein großartig ausgestattetes Ballet zur Aufführung kommt. Davon mag man nun soviel oder so wenig sehen, wie man gerade will.

Es versteht sich, daß ich auch die Große Oper einmal besucht habe, und das prachtvolle, wenn auch nicht sehr behagliche Haus machte, da gerade einer der sogenannten „jours" war, einer der Tage, an denen sich die auserlesenste Pariser Gesellschaft Rendez-vous in der Oper giebt, auf mich wiederum einen großen Eindruck. Das Publikum wirkt unvergleichlich eleganter und vortheilhafter als bei uns. Die Damen in kostbaren Toiletten, in

ausgeschnittenen Ballkleidern, die Herren in Gesellschaftsanzug — es sieht viel großstädtischer, schöner und vornehmer aus als bei uns.

Die neue Oper von Massenet: „Der Cid“, zu der drei Textdichter erforderlich gewesen sind, um die Corneille'sche Tragödie operngerecht zu zerhacken, ist höchst bemerkenswerth, aber nicht gerade packend. Der sehr talentvolle Componist bekundet überall ein anständiges Wollen und ein solides Können, aber es fehlt ihm die rechte Eigenart; es ist Alles respectabel, aber Alles auch anempfunden. Wenn man sich mit Recht darüber freuen darf, wie der französische Tondichter sichtlich bestrebt ist, dem Trivialen überall aus dem Wege zu gehen, so wird man doch eigentlich nie recht warm. Der „Cid“ ist durchaus in der geschlossenen Form der alten Oper geschrieben, aber das Wesen der jungdeutschen Musik hat die französischen Tonkünstler doch vor ihrer Götterähnlichkeit bange gemacht, und sie allesammt haben, insofern sie überhaupt von Bedeutung sind, des Wagner'schen Geistes einen Hauch verspürt. Man wird, wie ich fürchte, dem Componisten keinen Gefallen thun, wenn man die Balletmusik in seiner Oper für die gelungenste hält; aber es ist nun einmal so, sie ist ganz reizend. Die spanischen Rhythmen und Volksmelodien sind in überaus geschickter Weise darin verwerthet. Das Ballet selbst war auf der Bühne sehr geschmackvoll und glänzend arrangirt und von bedeutender Wirkung. Man darf sich das schöne Gesammtbild dadurch nicht zerstören, daß man die Einzelheiten zu genau prüft, denn wenn man schärfer hinsieht, erscheinen die Tänzerinnen auch nicht hübscher und jünger als wo anders. Ganz wundervoll waren die Decorationen und Costüme.

Es ist kein Zufall, daß ich von den Sängern zuletzt spreche. Anständiges Mittelgut — nicht mehr und nicht minder. Der Tenorist Jean de Reszké, dessen Ahnen vielleicht auch den gut deutschen Namen Reschke geführt haben, besitzt eine sympathische, aber nicht bedeutende Stimme. Dagegen ist der Baß seines Bruders Eduard prachtvoll. Die Mittel der Primadonna Caron sind ebenfalls keineswegs ungewöhnliche. Die Altistin Frau Bosman hat eine volle warme Stimme, die namentlich in der dankbarsten Nummer der Partitur, dem Hallelujah, zu schöner Wirkung kam. Die Hitze im Saale war so unerträglich, daß ich das Ende der Oper nicht abwarten konnte; mir hämmerten die Schläfen.

* * *

Ueber die Aufnahme, die ich bei den französischen Schriftstellern, mit denen ich zusammentraf, gefunden habe, kann ich mich nur mit warmem Danke aussprechen. Was anderswo als selbstverständlich gelten würde, muß bei den eigenthümlich gespannten Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern doch erwähnt werden. Adolph Belot, ein kleiner, untersetzter, leb-

hafter Mann, dessen fast weiße Haare dem jugendlichen Ausdruck seines freundlichen Gesichtes Hohn sprechen; Edouard Pailleron mit dem typisch französischen Künstlerkopf, mit blondbraunen krausen Haaren und gekräuseltem Vollbart, von eleganter zierlicher Figur, der die Liebenswürdigkeit hatte, mich die herrlichen Kunstschätze, mit denen er seine fürstliche Wohnung am Quai d'Orsay geschmückt hat, bewundern zu lassen, empfingen mich auf das Allerliebenswürdigste und Zuvorkommendste.

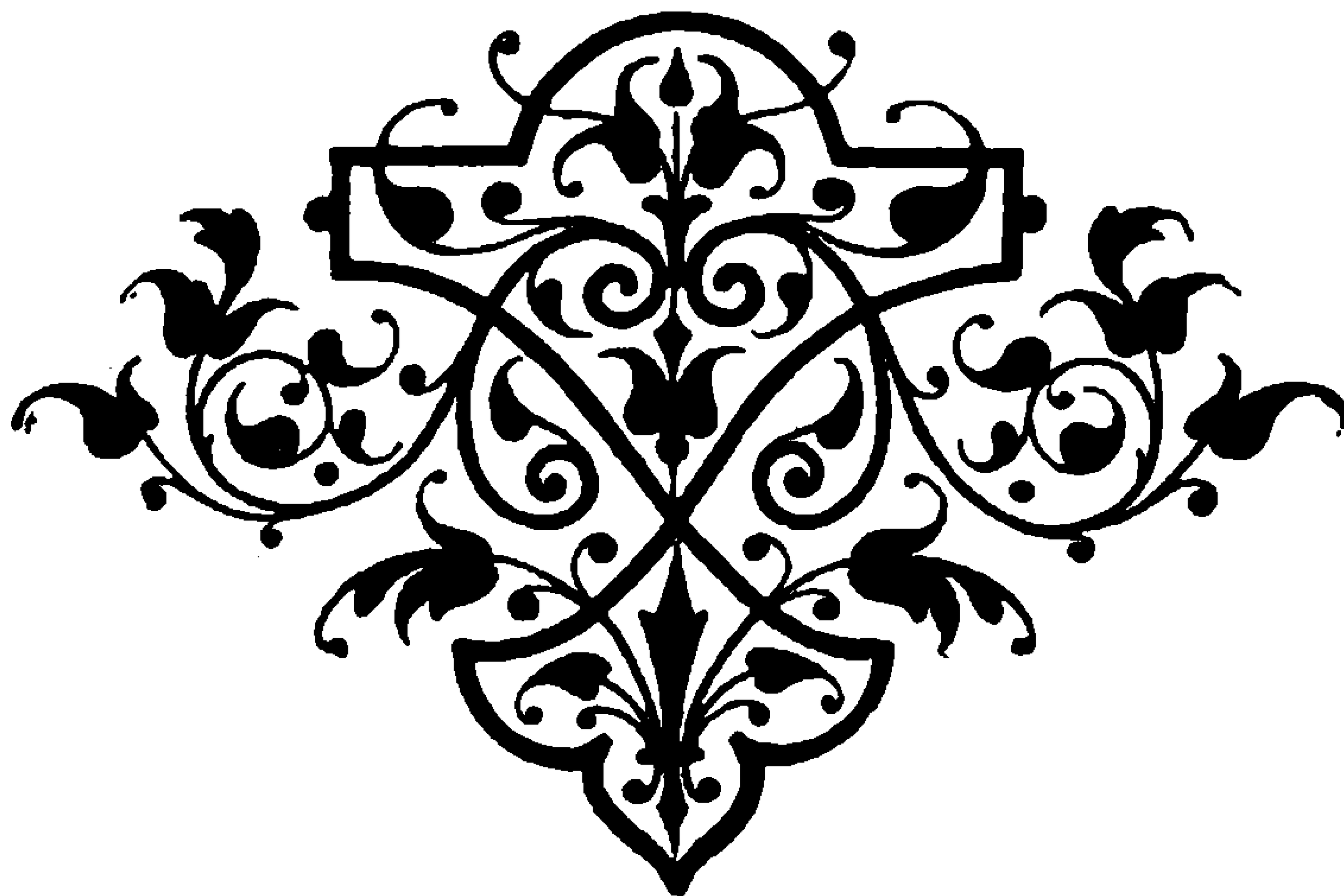
Mit unverminderter wärmster Herzlichkeit kam mir mein alter Gönner Emile Augier entgegen, der mir dichterisch und individuell die sympathischste Erscheinung unter den lebenden Schriftstellern Frankreichs ist. Wir sind denn auch während der wenigen Tage so oft und soviel wie möglich zusammengekommen. Augier ist durch und durch Franzose, aber er ist frei von allen kleinlichen Vorurtheilen und begreift vollkommen, daß man durch und durch Deutscher sein kann.

Es ist selbstverständlich, daß ich in unseren vertraulichen Gesprächen wiederholt die Frage berührte: weshalb er seine dichterische Thätigkeit so früh eingestellt habe. Ein Mann von dieser strotzenden Gesundheit, der sich vier Jahrzehnte lang die vollste Gunst seiner Zeitgenossen zu erhalten gewußt hat, dessen letztes Stück: „Die Fourchambault“ auch ein letzter Triumph für ihn gewesen ist, der dürfe doch nicht die Feder bei Seite legen, meinte ich, der könne doch unmöglich sein letztes Wort gesprochen haben.

„Mein lieber Freund,“ entgegnete mir Augier, „ich habe die Erfahrung gemacht, daß man niemals im rechten Augenblick aufhört: man hört immer entweder zu früh oder zu spät auf. Man hat da die Wahl. Ich habe mich für das Zufrüh entschieden. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die mich in meinem Entschluß noch bestärkt hat. Als ich noch jünger war und meine ersten Erfolge gehabt hatte, befand ich mich eines Tages im Bureau eines Theaterdirectors. Der Director war von unendlicher Liebenswürdigkeit. Während unserer Unterredung brachte der Diener eine Karte. Der Director machte ein mürrisches Gesicht, nachdem er einen Blick auf dieselbe geworfen hatte, und gab dem Diener den ärgerlichen Bescheid: ‚Ich bin nicht zu sprechen.‘ ‚Der alte Quälgeist!‘ setzte er hinzu, nachdem wir wieder allein waren. ‚Er soll mich doch ungeschoren lassen.‘ Ich las die Karte. Es war Eugen Scribe, der sich hatte anmelden lassen! So empfing der Theaterdirector den Mann, der die größten Bühnenerfolge des Jahrhunderts gehabt hat, den Großmeister in allen Theaterdingen! Da leistete ich mir selbst das stille Gelübde: das soll mir niemals widerfahren! Ich will es in der That nicht darauf ankommen lassen, daß mir ein Diener von dem Theaterdirector den Bescheid überbringt: man sei für mich nicht zu sprechen. Da haben Sie die beste Erklärung für meinen unwiderruflichen Entschluß. Mein Leben hat sich nun in den letzten Jahren so einfach wie

nur irgend möglich gestaltet. Das Theater macht mir keine Freude mehr. ich habe es neulich gelegentlich der Proben der „Aventurière“, die in neuer Besetzung am Théâtre Français zur Aufführung gekommen ist, wiederum festgestellt. Ich werde müde, nervös, und ich langweile mich dabei. Ich arbeite also nicht mehr. Ich habe keine Kinder, ich habe meine Frau noch immer herzlich lieb, wie es braven Sechszigern zukommt, und so sehen wir beide denn in den Dämmerstunden des Lebens mit Andacht und Sammlung dem Einbruch der Nacht ruhig entgegen.“

In voller Innigkeit schieden wir von einander; und wenn ich an die in Paris verbrachten Tage zurückdenke, so sind es vor Allem die mit Augier gemeinsam verlebten Stunden, die mir die tiefste und ernsthafteste Freude bereitet haben und die Erinnerung an die wunderbare Stadt auch in der Ferne verschönen.





Die deutsche Gewerbeausstellung zu Berlin 1888.*)

Von

A. Woldt.

— Berlin. —

Ein herzerhebender frischer Zug geht jetzt durch den deutschen Industriestaat, wo es sich darum handelt, für die geplante große nationale Gewerbeausstellung 1888 Zustimmungserklärungen abzugeben. Längst schon schuldet Deutschland der Welt das Arrangement eines solchen Unternehmens, nachdem fast alle Hauptculturvölker uns wiederholt auf diesem Gebiete vorangegangen sind. Bescheiden sind wir bisher überall zurückgetreten, wenn es galt, einem benachbarten oder befreundeten Reiche die Vorhand zu lassen, wir sind mit unseren Waaren hin- und hergezogen, von Ausstellung zu Ausstellung in fremden Ländern, selbst bei den Antipoden sind wir zu Gast gegangen und haben wie ein Reisender unseren Musterkoffer ausgepackt.

So kann es nicht länger mehr gehen; Deutschland kann nach fast zwanzigjährigem Bestehen seiner Einigkeit und inneren Stärke sich nicht mehr mit der Rolle eines schüchternen Eingeladenen begnügen, es muß nun auch einmal im eigenen Lande den Wirth machen.

Die deutsche Nation braucht sich nicht zu schämen und die Augen niederzuschlagen wegen des Antheiles, den sie selber an der Lösung der großen geistigen Fragen der Menschheit genommen hat; wir in Deutschland haben der Welt mehr als eine wichtige neue Culturidee geschenkt. Von jenem Zeitalter an, als sich der deutsche Geist und das Bewußtsein der Zusammen-

*) Unter demselben Titel erscheint demnächst eine größere Schrift A. Woldts im Verlage von S. Schottlaender in Breslau.

gehörigkeit des deutschen Volkes herausbildeten, also seit der Zeit des Mittelalters, haben unsere geistigen Vertreter nicht aufgehört in der Denkarbeit und in dem Ringen nach allem Hohen und Erhabenen; sie haben ihr Leben dem Dienste der Wissenschaft geweiht. Von ähnlichem Streben sind auch fast alle anderen Schichten des Volkes mehr oder weniger ergriffen worden, was uns Deutschen bekanntlich die Bezeichnung eines Volkes von Denkern verschafft hat. In diesem Lobe liegt gleichzeitig ein leiser Vorwurf, indem damit bezeichnet werden soll, daß wir mehr der Theorie als der Praxis huldigen.

Auf keinem Gebiet zeigt sich der Unterschied zwischen dem Idealen und dem Realen prägnanter, als in Industrie und Gewerbe, welche Beide ein ruhiges, bestimmtes, geschäftsmäßiges Handeln und Vorgehen verlangen. Handel und Gewerbe beruhen auf dem Austausch realer Objecte und wurzeln deshalb vollständig im Concreten, im Praktischen. Diejenigen Nationen, welche dies zuerst erkannt haben, sind überwiegend handelstreibende Völker geworden und haben ihre Thätigkeit weit über die Grenzen ihres eigenen Landes ausgedehnt. Hierdurch erlangte der auf Industrie und Gewerbe sich stützende Handel internationale Bedeutung, wie denn auch seine Hauptvertreter, die alten Phönizier, die römischen Mercatores, viele europäische Völker des Mittelalters, die heutigen Engländer und Nordamerikaner &c. ihre Handelsunternehmungen über die ganze bekannten Erdfläche ausgedehnt haben.

Diese kosmopolitische Tendenz des Handels ist neuerdings in auffälliger Weise in den internationalen Ausstellungen zu Tage getreten. Man ging damit in den Weltstädten London und Paris voran, da der Wunsch, vor den Augen der Welt die besten Erzeugnisse von Industrie und Gewerbe im friedlichen Wettkampfe mit denen concurrirender Nationen zu messen und sich hierbei der eigenen Hauptstadt als Arena zu bedienen, ein viel zu natürlicher war, um ihn nicht zu erfüllen. So verschafften die internationalen Ausstellungen ihren Arrangeuren und Ausstellern ungeahnte Vortheile. Indessen das Bestreben, in jeder folgenden Ausstellung sämmtliche vorangegangenen Unternehmungen an Reichhaltigkeit und Umfang zu übertreffen und die durch die Vergrößerung des Eisenbahnnetzes wachsende Leichtigkeit, dies auszuführen, brachte allmählich eine Ueberfülle an Schaumaterial für die große Menge, während sie gleichwohl dem Bedürfniß der Hauptinteressenten, also der Aussteller, der Producenten und Consumenten, nicht in hinreichendem Maße genügten. In ähnlicher Weise galt dies auch von vielen anderen der zahlreichen localen, provinzialen und Special-Ausstellungen, so daß allmählich, und zwar in dem Maße, als die Zahl derselben wuchs, auch eine gewisse Ausstellungsmüdigkeit sich einstellte. Unter den Reizmitteln, die in dieser Periode des Ausstellungswesens in Anwendung kamen, spielten die Medaillen und Prämiirungen die erste Rolle. Aber auch die Medaillenbedürfnisse wurden allmählich gedeckt und so begannen

viele Firmen sich nach und nach von den Ausstellungen überhaupt zurückzuziehen.

Schon zu einer Zeit, als an alle diese Schattenseiten des Ausstellungswesens noch nicht im Entferntesten zu denken war, hatte man bei uns in Deutschland einen wohlgelungenen Versuch gemacht, die Gesammtindustrie des Landes auf einer großen Ausstellung zu vereinen. Es war dies die vom Königreich Preußen in's Leben gerufene „Allgemeine deutsche Gewerbe-Ausstellung zu Berlin 1844".

Ein Menschenalter verging nach dieser Ausstellung. Es entwickelte sich die innere politische Einheit Deutschlands und letzteres nahm im Areopag der Völker eine der ersten Stellen ein. Der mächtige deutsche Aar breitete seine Schwingen aus und überflog die Meere bis zu den fernsten Antipoden. Berlin, das noch im Jahre 1844 nicht mehr als 3—400 000 Einwohner gehabt hatte, wurde mit einem Schlage der politische Centralpunkt des Deutschen Reiches, die Hauptstadt eines Kaiserreiches und eine Weltstadt. Mit diesem überaus schnellen Wachsthum mußten Handel und Industrie, Technik und Gewerbe gleichen Schritt halten. In mächtigem Ringen und Streben entwickelten sich diese seitdem und bald konnte der kühne Gedanke entstehen, sich auch einmal mit ihnen auf den Kampfplatz einer Ausstellung im eigenen Lande zu wagen. Die Hauptstadt ging darin voran und eine Schaar tüchtiger und entschlossener Männer arrangirte die Berliner Gewerbe-Ausstellung vom Jahre 1879.

Es ist bekannt, von welchen günstigen Erfolgen diese erste große öffentliche Kundgebung der jungfräulichsten aller Weltstädte begleitet war; wie damals fast die ganze Welt den Leistungen derselben Beifall zollte. Man wollte sich durchaus frei machen vom Auslande, und — man machte sich frei. Es war ein schönes unvergeßliches Bild, damals den Aufschwung der deutschen und der hauptstädtischen Industrie zu beobachten. Die großen Arbeiten, die das Reich für seine neue Flotte, die Einzelstaaten für das große Verkehrsnetz 2c. ausführen lassen mußten, viele exacte Leistungen feinerer Art für Staatsinstitute wurden nicht mehr dem Auslande übergeben, sondern die ersten Autoritäten der Wissenschaft stiegen herab von ihren akademischen Lehrsitzen und besuchten den Handwerker, den Techniker, den Präcisionsmechaniker in seiner unscheinbaren Werkstatt, um in gemeinsamer Besprechung dasjenige vorzuberathen, dessen Ausführung im eigenen Lande erfolgen sollte. So wurde durch Geist, Talent, Intelligenz, Fleiß und unablässiges Ringen und Streben das neue deutsche Gewerbe, das 1879 einen so glücklichen Probeschuß in's Centrum abgab, in's Leben gerufen.

Zu dem großen Erfolge, den die Berliner Gewerbeausstellung in Bezug auf ihre Leistungen hatte, kam noch das im Ausstellungsfache unerhörte Ereigniß eines baaren Ueberschusses von einer halben Million Mark, der im Wesentlichen wohl der streng nüchternen, ernst geschäftlichen Oberleitung zuzuschreiben ist, die diese Ausstellung durch den genialen Fritz Kühnemann

und das damalige Ausstellungs-Comité erfuhr. Auf dieses erste Debüt in der Reichshauptstadt folgte Jahr für Jahr eine Anzahl anderer glänzender Ausstellungen, sowohl in der Provinz, wie in Berlin selbst, deren jede auf ihrem Gebiete reichlich Früchte trug. Alles dieses drängte darauf hin, daß es ein der deutschen Nation würdiger Gedanke wäre, einmal einen großen vollen Wurf zu thun und eine umfangreiche Ausstellung zu arrangiren, zu der wir die Völker des Erdballes zu Gaste laden konnten. Es war ein kleines Häuflein von im Ausstellungsfach wohlerfahrenen Männern, die diesen Gedanken fort und fort hegten und pflegten. Bereits im Jahre 1881 traten sie in einer Sitzung des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller zu einer Behandlung dieser Frage zusammen, wobei Herr Kühnemann das Referat übernommen hatte. Die Majorität entschied sich damals für Abhaltung einer „internationalen" Ausstellung in Berlin im Jahre 1885 oder 1886, während sich nahezu die Hälfte der Versammlung, in welcher sich berufene Vertreter aller in Berlin domicilirten Vereine ꝛc. befanden, für eine große „nationale" deutsche Ausstellung aussprach.

Aber hier war es die Reichsregierung, welche dem Gedanken einer internationalen Ausstellung entgegentrat, während sie sich gegenüber demjenigen einer deutschen Ausstellung nicht ablehnend verhielt. Der Minister Herr von Bötticher, der damals schon der genaueste Kenner der industriellen Verhältnisse Deutschlands war, deren eingehendem Studium er sich voll und ganz hingegeben hat und noch heute hingiebt, war es insbesondere, der dem Ausstellungsgedanken damals diese Directive gab, die ja heute, wie wir wissen, dem Plan der großen deutschen Gewerbeausstellung zu Berlin 1888 zu Grunde liegt. Im Frühjahr 1885 wurde die Agitation auf's Neue begonnen und da die Reichsregierung nach wie vor denselben Standpunkt festhielt, so trat unter dem Namen: „Freie Vereinigung für die Vorbereitung einer im Jahre 1888 zu veranstaltenden allgemeinen deutschen Gewerbeausstellung" eine Anzahl von Männern, bestehend aus vier Vorstandsmitgliedern des „Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller" und vier Vorstandsmitgliedern des „Vereins von Ausstellern der Berliner Gewerbeausstellung 1879" zusammen. Als Vorsitzende der „Freien Vereinigung" fungirten die Herren Kühnemann und B. W. Vogts, als Secretär Herr Bürgermeister a. D. Bobertag. Man erließ mehrere Rundschreiben an die gewerblichen und industriellen Kreise Deutschlands und hatte die Genugthuung, daß sich zahlreiche Zustimmungen für den Gedanken ergaben.

Indessen entstand eine Opposition von Seiten des „Centralverbandes deutscher Industrieller", welcher dem Reichsamt des Inneren am 21. Mai 1885 einen Protest gegen den Ausstellungsplan überreichte. Es galt nun zu entscheiden, ob dieser Protest der Meinungsausdruck der Mehrheit der deutschen Gewerbtreibenden war oder nicht. Zu diesem Zwecke stellte sowohl die „Freie Vereinigung" im Sommer 1885 Rundfragen an, als auch beauftragte das Aeltesten-Collegium der Berliner Kaufmannschaft, das bereits

zu der deutschen Ausstellung 1888 eine sehr freundliche Stellung eingenommen und zu den Vorarbeiten 100 000 Mark bewilligt hatte, eine besondere aus seinem Schooße ernannte Commission zu einer eingehenden Untersuchung der Angelegenheit und befragte seinerseits die Handelskammern Deutschlands.

Durch den für den Ausstellungsplan außerordentlich günstigen Erfolg der Umfragen wurde der Gedanke wachgerufen, nunmehr in einer persönlichen Conferenz der zur activen Mitarbeit an der Verwirklichung des nationalen Unternehmens bereiten Interessenten die Frage eingehend zu erörtern, ob die Veranstaltung der deutsch-nationalen Gewerbeausstellung im Jahre 1888 den Interessen der Gesammtheit des deutschen Gewerbfleißes entspreche und ob dieselbe auf hinreichende Sympathieen unter den Industriellen im Reiche rechnen dürfe. Diese Conferenz fand am 9. November 1885 im Sitzungssaale des Aeltesten-Collegii der Berliner Kaufmannschaft statt und führte zu folgendem einstimmigen Beschlusse:

> „Die heute im Sitzungssaale des Aeltesten-Collegii der Berliner Kaufmannschaft zusammengetretene Conferenz deutscher Industrieller erklärt sich entschieden für die Veranstaltung der deutsch-nationalen Gewerbe-Ausstellung. Sie erwartet von einem glänzenden Gesammtbilde der Leistungsfähigkeit unserer Industrie eine kräftige Förderung des nationalen Gewerbefleißes im Allgemeinen wie auch in Rücksicht auf den Export und sehr erwünschte Impulse für unser ganzes wirthschaftliches Leben. Als Jahr der Ausstellung ist, falls in Paris 1889 eine internationale oder größere nationale Ausstellung stattfindet, das Jahr 1888 entschieden in Aussicht zu nehmen. Wenn dagegen 1889 in Paris eine Ausstellung nicht stattfinden sollte, so ist ein kurzes Hinausschieben des deutschen Unternehmens nicht ausgeschlossen. — Wenn vielleicht ein Theil der deutschen Großindustriellen auf einen unmittelbaren Gewinn von der Ausstellung weniger rechnen kann, so darf man doch von dem Patriotismus gerade dieser Gewerbetreibenden erwarten, daß sie zum Besten der Gesammtheit und zur Ehre der nationalen Arbeit dem Unternehmen nicht fern bleiben werden."

Die in Berlin wohnhaften Conferenzmitglieder wurden mit der Weiterführung der Geschäfte beauftragt und es constituirte sich nunmehr die „Freie Vereinigung zur Vorbereitung der deutsch-nationalen Gewerbe-Ausstellung" definitiv als ein die oben angeführten Personen beziehungsweise Firmen umfassender, über ganz Deutschland ausgedehnter Verband zum Zweck der wirksamen Verfolgung des in der Resolution vom 9. November vorgesteckten Zieles. Aus ihrer Zusammensetzung erhellt zur Genüge, daß sie das Schwergewicht ihrer Thätigkeit und ihrer Bedeutung außerhalb Berlins fand. Die Vertretung der Berliner Industriellen lag anderen Factoren ob. Jedoch erschien es auch diesmal angemessen, die Resolution der Conferenz vom 9. November den Berliner Industriellen vorzulegen und denselben über

das bisher in der Ausstellungsfrage Geschehene Bericht zu erstatten. Es geschah dies unter Theilnahme eines Theils der auswärtigen Conferenzmitglieder am Abend des gleichen Tages — 9. November — in einer von etwa 600 Personen besuchten Versammlung. Der zweite Vorsitzende der „Freien Vereinigung", Herr Bernhard Vogts, erstattete den Bericht und nach einer Befürwortung des Ausstellungsplanes durch Professor Vogel und Andere trat die Versammlung einstimmig der Resolution der Conferenz bei.

Einen außerordentlich gelungenen Abschluß fand die Conferenz in der am Dienstag, den 10. November, unter Führung des Commerzienrath R. Kühnemann vorgenommenen Besichtigung der städtischen Parkanlage in Treptow. Die Gäste, welche fast alle die großen internationalen Ausstellungen der letzten Jahrzehnte besucht hatten, waren einstimmig in dem Urtheil, daß die Treptower Parkanlagen in jeder Beziehung den Anforderungen genügten, die man an einen Ausstellungsplatz stellen müsse. Die Verbindung mit der Stadt, die Lage am Wasser, die Ausdehnung und nicht am wenigsten die bereits vorhandenen, musterhaft angelegten und gepflegten gärtnerischen Anlagen machen den Park in der That zu einem vorzüglichen Ausstellungsterrain, und wenn auch die Platzfrage bisher aus guten Gründen nicht öffentlich discutirt worden ist, so war die Idee, den Gästen vor ihrer Abreise diesen Platz zu zeigen, eine um so glücklichere, als im Reiche noch vielfach arg übertriebene Anschauungen über die Trostlosigkeit der Berliner Umgegend herrschen.

Es galt nunmehr, einen Ueberblick zu gewinnen über das Gesammtergebniß der Umfragen. Herr Fritz Kühnemann erstattete am 13. December 1885 an die Commission des Aeltesten-Collegiums der Berliner Kaufmannschaft zur Vorberathung der in Berlin zu veranstaltenden deutsch-nationalen Gewerbe-Ausstellung einen Bericht, in welchem er auf Grund des bereits damals eingegangenen Materiales zu folgendem Resultat gelangte:

Der Protest des Central-Verbandes deutscher Industrieller vom 21. Mai cr. ist nach thatsächlichen Feststellungen als die Meinungsäußerung der Mehrheit der deutschen Industrie sicher nicht aufzufassen, vielmehr vertritt er lediglich die in dem genannten Verbande notorisch dominirenden Interessen der Großmontan-Industrie und der Massenfabrikation in der Textilbranche.

Daß diese Theile der Großindustrie von einer deutsch-nationalen Gewerbe-Ausstellung einen Gewinn nicht erwarten können, vielmehr neben dem Aufwand erheblicher persönlicher Kosten das Erstarken kleinerer Concurrenten befürchten müssen, ist unbestreitbar und wird das letztere Moment von den ehrlichen Gegnern des Ausstellungsplanes selbst offen als Grund ihrer ablehnenden Haltung zugestanden. Völlig ungerechtfertigt wäre es jedoch, diesen Theil der Großindustrie mit der deutschen Großindustrie in in ihrer Gesammtheit zu identificiren oder ihn gar auch als berechtigten Vertreter der Mittel- und Kleinindustrie und des Handwerkes anzusehen.

Entsprechend den Interessen dieser besonderen Gruppe von Großindustriellen, welche der Central-Verband auch in seinem Protest vom 21. Mai cr. vertreten zu sollen glaubt, beurtheilt derselbe den Ausstellungsplan ausschließlich von dem Gesichtspunkt des für den einzelnen Aussteller unmittelbar aus der Ausstellung resultirenden Gewinnes. Die Einseitigkeit bezw. Unrichtigkeit dieses Standpunktes bedarf keines näheren Nachweises und ist erfreulicherweise anzunehmen, daß die Interessenten des Central-Verbandes in Rücksicht auf die Gesammtheit des deutschen Gewerbefleißes, in Rücksicht namentlich auch auf die hohe patriotische nationale Bedeutung des geplanten Unternehmens jetzt von ihrer ablehnenden Haltung zurückkommen und sich bereit finden werden, wenn nöthig, selbst mit momentanen Opfern, zum glänzenden Verlauf der ersten deutsch-nationalen Gewerbe-Ausstellung das Ihrige beizutragen.

Das Gesammtmaterial, welches auf die Umfragen der „Freien Vereinigung" zusammenströmte, ergab bis zum Monat März 1886 — während noch nachher fortwährend neue Zustimmungserklärungen im Bureau der „Freien Vereinigung" (Berlin C, Brüderstraße 12) einliefen — folgendes Resultat Es sprachen sich für die Ausstellung aus: circa 400 gewerbliche Vereine mit einer Gesammtmitgliederzahl von circa 60—70000, circa 12000 Einzelfirmen, von denen weit mehr als der dritte Theil auf solche Etablissements entfällt, die nach dem üblichen Sprachgebrauch unzweifelhaft zur Großindustrie gehören, während ein Drittel der Mittel- und Kleinindustrie entstammt und etwa der sechste Theil von Handwerkern herrührt.

Es ist wahrhaft herzerquickend, die zahlreichen Zuschriften, welche diese Zustimmungsschreiben begleiten, zu lesen, um so mehr, als sie der ungekünstelte Ausdruck der innersten Ueberzeugung des deutschen Gewerbestandes sind.

Inzwischen hatte das Aeltesten-Collegium der Berliner Kaufmannschaft beschlossen, seinem früheren Beschluß, betreffs Bewilligung von hunderttausend Mark zu den Vorbereitungskosten der Ausstellung treu zu bleiben, und beim Magistrat der Hauptstadt Berlin Schritte zur weiteren Förderung der Sache gethan. Diese Behörde hatte ihrerseits eine Commission niedergesetzt, die in eingehende Berathung mit der Commission des Aeltesten-Collegiums getreten war. Es wurde unter Vorsitz des Oberbürgermeisters v. Forckenbeck einstimmig beschlossen, daß das bis jetzt eingegangene Material von Kundgebungen für die Ausstellung umfassend genug sei, um der Verwirklichung des Ausstellungsplanes näher zu treten. Es sollen demgemäß zur praktischen Vorbereitung der deutschen Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1888 die nöthigen Vorarbeiten sofort in die Hand genommen werden, und wurden zu diesem Zwecke von den Stadtverordneten 30 000 Mark verlangt.

Ueber die Stellung des Fürsten Reichskanzlers zum Plane der Ausstellung giebt ein Antwortschreiben Auskunft, welches auf eine, von einer

Anzahl Industrieller aus Nord- und Süddeutschland an ihn gesandte kurze Denkschrift und Eingabe erfolgt ist. Er ist im Allgemeinen dem Plane geneigt, glaubt aber erst dann in der Lage zu sein, „eine Entschließung über den Antrag zu fassen, wenn über die Ausdehnung des beabsichtigten Unternehmens und über seine finanziellen Grundlagen genauere Angaben vorlägen."

Inzwischen ist in einer im Bureau der „Freien Vereinigung" ausgearbeiteten Denkschrift der Finanzplan der Ausstellung veröffentlicht worden, welchen Herr Kühnemann ausgearbeitet hat.

Dieser Plan setzt eine peinliche Rücksicht auf das Endergebniß, eine Durchführung des ganzen Unternehmens nach streng praktischen Grundsätzen voraus. Da die Bürgerschaft der Reichshauptstadt die meisten Vortheile von der Ausstellung zu erhoffen hat, so ist zu erwarten, daß die städtischen Behörden eine beträchtliche Subvention bewilligen werden. Als Ausstellungsplatz sind, wie schon angedeutet, die städtischen Parkanlagen bei Treptow gedacht, welche mit Wasserleitungsanlagen versehen und unentgeltlich herzugeben sein würden. Außerdem müßte der alte Köpenicker Landweg, soweit er das Terrain berührt, chaussirt werden. Ferner wird von der Gemeinde Berlin eine baare Subvention von 2 Millionen Mark verlangt. Dafür würde von vorn herein der Stadt einzuräumen sein das Eigenthumsrecht an eine Reihe von Baulichkeiten, die auf dem Ausstellungsplatze errichtet werden müßten; etwa dem Hauptgebäude, welches späterhin in ein für das Volkswohl dienendes Etablissement umgewandelt werden könnte 2c. Der Rest der Summe würde erst nach Erzielung von Ueberschüssen durch die Ausstellung unter zu vereinbarenden Modalitäten an die Gemeinde zurückzuzahlen sein.

Wenn die Gemeinde sich zu einer derartigen Subvention entschließt, so dürfte, wie der Finanzplan annimmt, das Reich keinen Anstand nehmen, auch seinerseits mindestens eine Million Mark zu bewilligen. Der Kühnemann'sche Etatsentwurf setzt die vier Hauptposten für die Einnahmen der Ausstellung absichtlich so gering wie möglich an. So berechnet er die Zahl der Aussteller nur zu 15 000, deren jeder durchschnittlich 100 Mark Platzmiethe geben würde, was einem Einnahmeposten von anderthalb Millionen Mark entspricht. Desgleichen nimmt er die tägliche Besucherzahl auf 15 000 an, was gleichfalls einer Einnahme von anderthalb Millionen Mark entspricht. Drittens berechnet er für Verpachtungen nur eine Viertelmillion und für andere Erträge einschließlich Lotterie drei Viertel Millionen Mark.

Die Ausgaben sind dagegen ebenso absichtlich sehr hoch angesetzt: für Personal eine halbe Million, für Planirung 2c., für Wasseranlagen, Versicherung 2c. und für Drucksachen 2c. je eine Viertelmillion; für 90 000 qm Gebäude aus Eisen und Glas à qm 45 Mark kommt die Summe von 4 Millionen Mark heraus, für Gartenanlagen 10 000 Mark, für Mobilien, Uniformen 200 000 Mark, für Feuerwehr, Musik, Porti 250 000 Mark,

für Unvorhergesehenes 200 000 Mark. Das macht in Summa 6 Millionen Mark Ausgaben gegenüber 4 Millionen Mark Einnahmen.

Mit der Wahl des großen städtischen Parks in Treptow bei Berlin als Ausstellungsplatz hat man mit dem bisherigen Usus, nach welchem Ausstellungen fast ausschließlich im westlichen Theil der Hauptstadt stattgefunden haben, gebrochen, da dieser Platz im Osten resp. Südosten von Berlin liegt.

Es ist wahr, daß sich im Westen eine Reihe hervorragender Etablissements, die zur Erholung und zum Vergnügen dienen, befinden, und daß das Publikum dieselben zahlreich besucht. Aber ebenso wahr ist es auch, daß in jedem Sommer nach der Oberspree und den reizenden landschaftlichen Punkten derselben eine wahre Völkerwanderung stattfindet, obgleich dort bis jetzt noch gar keine hervorragenden Etablissements in dem Sinne, wie die oben bezeichneten, vorhanden sind, daß die Menge der Besucher eine so große ist, daß sämmtliche Dampfschiffe, die Pferdebahn und die Eisenbahnverbindungen bei der jetzigen Einrichtung zu Zeiten kaum im Stande sind, den Verkehr zu bewältigen, obgleich es rein und ausschließlich Vergnügungsverkehr ist.

Solche Verkehrszahlen, wie sie der Kühnemann'sche Etatsentwurf voraussetzt, also 15 000 tägliche Besucher, sind für die Oberspree, speciell für Treptow, wohin ja die Ausstellung kommen soll, schon längst nichts Unbekanntes mehr, so viele Personen vermögen allein schon die Schiffe der Berliner Dampfschifffahrts-Gesellschaft, selbst unter den heutigen polizeilichen Beschränkungen, daß z. B. höchstens alle 10 Minuten ein Schiff abgelassen werden darf rc., zu befördern. Auch die Pferdebahn befördert heute schon im Sommer an Tagen starker Frequenz mindestens so viel Personen, als auf sie neben Eisenbahn und Dampfschiffen kommen würden bei Annahme eines täglichen Besuches von 15 000 Personen.

Als wichtigstes Beförderungsmittel für die Besucher der Ausstellung wird die Eisenbahnverbindung dienen, welche Treptow mit allen Stationen der Stadt- und Ringbahn, mit allen Bahnhöfen und dadurch mit dem europäischen Eisenbahnnetz überhaupt besitzt. Vom Anfangs- resp. Endigungspunkte aller Eisenbahnfahrten von und nach Berlin, vom Schlesischen Bahnhof resp. vom Central-Bahnhof „Friedrichstraße“ ist das Ausstellungsterrain in wenigen Minuten zu erreichen. Diese Verbindung könnte zur Zeit der Ausstellung so erheblich in Anspruch genommen werden, daß sie mit Einschluß der dann an Zahl sicherlich stark vermehrten Dampfschiffe und der Pferdebahn, resp. der anderen Vehikel an Tagen starken Besuches gegen hunderttausend Menschen würde befördern können. Für die Günstigkeit der Communicationsverhältnisse des Treptower Parkes spricht noch ein anderer Umstand, daß nämlich, wenn wirklich einmal alle Verkehrsmittel nicht ausreichen, der Weg zu Fuß nach der Stadt durch die schönsten Anlagen führt, und vom Ausgange des Ausstellungsparkes am Damm der Verbingungsbahn nur etwa 20 bis 30 Minuten in Anspruch nimmt. In der That

wird dieser Weg schon heute und seit Jahren als äußerst beliebte Promenade von vielen Tausenden besucht.

Es ließe sich noch Vieles zu Gunsten Treptows sagen. Die bequeme dreifache Verbindung von Wasserweg, Eisenbahn und Straße, die hohen landschaftlichen Vorzüge, die Reize des Wassers, das den ganzen Park begrenzt, die leichte Möglichkeit der Anlegung eines dritten Eingangs für das Ausstellungsterrain an der Südfront des Parkes u. s. w. — alle diese Dinge sollen an anderem Orte ausführlich behandelt werden.

Es dürfte nunmehr Gegenstand der officiellen Vorarbeiten sein, zu untersuchen ob dieses große Parkterrain in der That geeignet ist, den betreffenden Anforderungen zu entsprechen. Seine Größe und Ausdehnung qualificiren es unter allen Umständen dazu. Es dürfte nöthig sein, die für die Ausstellung veranschlagten 90000 qm. oder mehr Gebäudegrundfläche nicht auf ein Gebäude zu beschränken, sondern eine Anzahl von Baulichkeiten über das ganze Terrain zu vertheilen. Wenn dann das Ganze vollendet sein wird, so wird es trotz der bescheidenen Mittel, die dafür in Anspruch genommen worden sind, dennoch einen würdigen und großartigen, dem Ansehen der Ausstellung, der Bedeutung der Reichshauptstadt und der Machtstellung des Deutschen Reiches entsprechenden Anblick gewähren, dann wird es, so dürfen wir alle hoffen, wenn jeder ein Steinchen zu diesem Bau zusammenträgt, ein Gesammtbild unserer industriellen Entwickelung im besten Sinne darstellen, dann wird es sein — eine goldene Frucht in goldener Schale!





Undine.

Aus den Memoiren eines Lieutenants.

Von

Carl Hecker.

— Ludwigsburg. —

Das Freifräulein Sidonie von Löwenhorst war sehr schön; ja Madame, wirklich sehr schön. Ich habe augenblicklich zehn Portraits von Damen um mich gruppirt, die ich alle einst auch für sehr schön, sogar für die Schönsten ihres Geschlechts hielt, aber ich versichere Sie, keine von ihnen kann sich nur entfernt mit Sidonien messen, und wenn ich auch von Jeder das Beste wegnehme, so erhalte ich noch immer kein Gesammtbild, das demjenigen entspricht, das ich von meiner Heldin im Kopfe — nicht etwa im Herzen — Madame, herumtrage. Ich habe das Hohelied Salomonis wieder durchgelesen und das hat mich, da ich mir das Buch über die Straße leihen mußte, bei meiner Nachbarschaft vorübergehend in den Geruch der Frömmigkeit gebracht, weiter hat es mir aber auch nicht genützt. So bleibt mir nur übrig, nach der Kopfvorlage, die sich wohl schon ein bischen verwischt hat, zu zeichnen, denn daß Sie mir das Epitheton auf's Wort glauben werden, das anzunehmen verbietet mir die Bescheidenheit.

Die Gestalt — ach, da stock' ich schon — die Junos sind abgenützt und die übrigen Olympierinnen sind mir zu schmächtig. Sidonie war groß und stark, aber zwischen den beiden Dimensionen herrschte ein so vollkommenes Ebenmaß, daß keine sich zu überwältigend vordrängte und man bei ihrer Beurtheilung nie den realen Boden unter den Füßen verlor. Aehnliches habe ich mir von St. Peter in Rom erzählen lassen. Das überreiche Haar war je nach der Beleuchtung braun, blond oder roth. Weder Luft noch Meer, noch die Teiche von Hesbon am Thor Bathrabbim

(letztere hab' ich nie besucht) liefern mir ein Gleichniß für die Farbe der Augen, am nächsten kommt ihr die des Amethyst oder jenes tiefe, Sehnsucht weckende Blau ferner Gebirgszüge. Stolzer geschwungene Brauen hab' ich nie gesehen, sie waren etwas dunkler als die Kopfhaare, ein Naturspiel, das weder mit dem Pinsel, noch mit angebrannten Zündhölzern etwas gemein hatte. Die Züge des Gesichts waren nach klassischem Muster gemeißelt, eine Ausnahme machte nur der Mund zu Gunsten zweier blendender Zahnreihen. Die schwellenden Lippen hoben sich von der zart geäderten Gesichtshaut ab, wie dunkle Rosen von weißem Atlas; ich hätte den Hals elfenbeinern genannt, aber wie ließe sich ein Hals mit einem Bein, und wär' es selbst das einer Elfe, vergleichen! Nur ganz seltene tropische Blumen wiegen ihr Haupt auf so anmuthigem Stengel. Etwa einen Zoll über dem linken Mundwinkel saß ein kleiner tiefschwarzer Punkt, kein Schönheitspflästerchen, sondern ein natürliches Muttermal, das die Grazien dort angeheftet hatten. Das verlieh namentlich ihrem Lächeln einen sehr pikanten Ausdruck.

War sich Sidonie dessen bewußt — und man muß es fast annehmen, denn sie zählte damals 24 eingestandene Jahre — oder war sie, wie Kundry im Parsifal in Folge einer Todsünde zu ewigem Lachen verdammt, genug, sie lächelte immer. Meist nur stumm, ward aber je einmal ein Kichern daraus, so klang es schrill, und hatte man vorher an die Löwin gedacht, so wurde man jetzt an den Horst erinnert, darin eine Brut jugendlicher Krähen nach Atzung schrie. Ja seltsam, aus diesem Tempel der Grazien redete die Stimme eines unmündigen Kindes, und dessen war sich Fräulein Sidonie sicherlich bewußt, denn sie sprach fast nie. Sie sagte wohl Ja und Nein, aber was sie darüber sagte, war vom Uebel, denn es schnitt wie eine gellende Dissonanz in die erhabene Melodie ihrer Formen und trübte deren reinen Genuß. Im Gegensatz zu Sokrates daher, der zu einem Jüngling gesagt haben soll: „Sprich, damit ich Dich sehe!“ fühlte man sich versucht, zu dieser Jungfrau zu sagen: „Sprich nicht, damit ich Dich sehe!“

Ich bin erschöpft, gnädige Frau; so viel Schönheit hat mir die Nerven angegriffen, und die Ihrigen vielleicht auch, und es dient zu unserer beiderseitigen Beruhigung, wenn ich von Sidonie auf ihre jüngere Schwester Cölestine übergehe.

Das Freifräulein Cölestine von Löwenhorst nämlich war sehr häßlich. Ich habe an alles Häßliche gedacht, was mir im Leben je vorgekommen; vergebens! Ich habe mir die Gesammtbilder aller Hagenbeck'schen Karawanen verschafft, die in letzter Zeit bei uns gezeigt wurden; es war pure Geldverschwendung. Und da sich auch das Häßliche in meinem Kopf glücklicherweise noch rascher verwischt, als das Schöne, so werden Sie mir erlauben daß ich mich hier etwas kürzer fasse.

Im Gegensatz zu ihrer Schwester war Cölestine klein, weit unter dem als zierlich und mager, weit unter dem als schlank gepriesenen Maß.

Kurzgeschnittenes strohgelbes Haar — hier allerdings kämen mir die geschorenen Ziegenheerden auf dem Berg Gilead trefflich zu Statten — platte Stirn, farblose Augen, hervorstehende Backenknochen, Zukunftsohren, ein Mund, den sein eigenes Kinn floh, ein dürrer krenelirter Hals — Sie erlassen mir das Weitere, Madame. Das ganze glich weniger einer unmittelbaren, als einer durch verschiedene vulcanische Umwälzungen modificirten Naturschöpfung; Höhen und Krater wechselten ohne alles künstlerische System.

Cölestine zählte erst 19 Jahre, aber auch jener Schmelz, den die Natur in solcher Jugend über ihre mißlungensten Geschöpfe auszugießen pflegt, wie den Morgenthau über die Pflanzen, war ihr versagt. Dennoch hatte sie einen Vorzug vor ihrer Schwester. In diesem dürftigen Körper wohnte wunderbarer Weise ein starkes vollklingendes Organ und Cölestine machte davon nicht nur im Gespräch umfassenden Gebrauch, sondern sie sang auch im Kirchenchor und zum Clavier.

Eben diesem Contrast zwischen Erscheinung und Stimme verdankte sie in der Gesellschaft den schmeichelhaften Beinamen „die Nachtigall“. Im Bestreben, diesem Namen Ehre zu machen, ging sie freilich auch manchmal zu weit, so daß man sich versucht fühlte, das Gleichniß nicht auf die befiederte Sängerin des Frühlings, sondern auf ein mittelalterliches Geschützrohr zurückzuführen, das bekanntlich denselben Namen trug. Indessen muß zugestanden werden, daß die mit einem unverwüstlichen Humor begabte Cölestine in der Unterhaltung eben so viel gewann, als ihre Schwester verlor; sie verhielt sich zu dieser wie ein wurmstichiges, übrigens wohlbesaitetes Tafelclavier zu einem verstimmten Salonflügel von elegantester Arbeit mit Genien und Liebesgöttern. Leider nur waren unsere Lieutenants von damals (long, long ago) sehr schlechte Musikanten, sie gaben dem Flügel den Vorzug und schwärmten mit wenigen Ausnahmen, zu welchen ich selbst mich zu rechnen die Ehre habe, für die schöne Sidonie.

Beide ungleiche Schwestern waren der zweiten Ehe des Freiherrn von Löwenhorst entsprossen, eines Offiziers der alten Schule, welcher, nachdem er längere Zeit eine Compagnie befehligt hatte, in richtiger Würdigung seiner Verdienste auf den Ruheposten eines sogenannten Platzmajors versetzt worden war; eine Art Küsterstellung, in welcher er wöchentlich einmal beim Garnisonsältesten zum Vortrag zu erscheinen, täglich Parole und Feldgeschrei auszugeben und gelegentlich die Wachtparade zu visitiren hatte. Anfangs gekränkt durch die Invalidirung, wie er's nannte, fand er sich doch bald in die Rolle, welche ihm den Vortheil gewährte, unbehelligt von den wechselnden Strömungen des Tags, die diesen hoben, jenen verschlangen, ein Fels im Meer ruhig auszuharren bis in sein hohes Alter mit einer zwar bescheidenen, aber immerhin auskömmlichen Gehaltszulage. Als ein Temperamentsphilosoph, der er war, hatte er's überdies längst herausgebracht, daß sich die Wichtigkeit einer Stellung vor Allem in dem Mienenspiel ihres Inhabers docu-

mentirt und daß auch das Unbedeutendste, mit dem richtigen Pathos vorgetragen, mit der richtigen Geste inscenirt, selten seine Wirkung verfehlt. Bei wie vielen Fest- und Liebesmahlen hatte ihn nicht selbst dieser Kunstgriff mit hingerissen!

Daher versah er auch seinen kleinen Dienst mit dem Ernst eines Feldherrn, von dessen Anordnungen das Heil des Vaterlands abhängt, ließ er die beim Militair so hochgeschätzte Energie gelegentlich in einem Fluch alten Stils durchbrechen, wenn der Anzug der Wachtparade seinen Intentionen nicht entsprach, und hielt streng darauf, daß dies wöchentlich drei- bis viermal der Fall sei. Symptome des Alters, wie Podagra und Athemnoth, gab er für die Folgen andauernder Geschäftsüberbürdung aus und wenn er von seinem Bureau kommend über die Straße schritt, so geschah es mit einer Würde, die ahnen ließ, daß er in den Falten seiner altmodischen schlotterigen Uniform, wie der Römer in denen seiner Toga, Krieg und Frieden mit sich herumtrage.

Im Uebrigen genügte er den Anforderungen seines Dienstes, eine Neuerung in den Commandos hatte ihn zwar vorübergehend in Verlegenheit gebracht, er verfiel zeitweise wieder in die Laute seiner Jugend, allein die wenigen Griffe, die er gelegentlich zu commandiren hatte, vollzogen sich auch so stets ohne Tadel. Schwerer traf ihn eine Verfügung des Garnisonsältesten, welche dem täglich auszugebenden Feldgeschrei eine historische Bedeutung beizulegen gebot. Dazu reichte des Majors Gedächtniß nicht mehr aus, er wandte sich an jüngere Kräfte, welche ihm ein chronologisch geordnetes Verzeichniß berühmter Schlachtfelder für jeden Monat voraus lieferten. Als diese jedoch seine Schwäche mißbrauchten, was zuweilen zu den spaßhaftesten Verwechselungen führte, übergab er das Amt vertrauensvoll seiner Tochter Cölestine.

Ganze Generationen hatte der Major so schon überdauert, sie nannten ihn den Meergreis und seine Tochter Sidonie folgerichtig die Undine, hinter welcher Benennung sich eben so wohl ein Compliment für ihre Schönheit, als eine Anspielung auf ihre scheinbare Seelenlosigkeit verbarg.

Herr von Löwenhorst, der die Sechzig schon überschritten hatte, war ein langer hagerer Mann mit spärlichem Haarflaum auf dem gurkenförmigen Kopf, den die Enden eines gewaltigen Schnurrbarts um ein Bedeutendes überragten. Dieser Schnurrbart befand sich, wie der dazu gehörige, von den Schläfen bis zu den Mundwinkeln reichende Backenbart stets in gesträubter Bewegung; es war, als ob ein Sturmwind ununterbrochen aus Mund und Nase bliese, ihn darin zu erhalten.

Dadurch erhielt das Gesicht einen martialischen Ausdruck, welcher indeß durch die unter buschigen Brauen wehmüthig schüchtern hervorblickenden wasserblauen Augen bedeutend gemildert wurde, so daß der Major eigentlich nur auf die Ferne imponirte, im näheren Verkehr dagegen ein Gefühl mitleidigen Bedauerns erregte. Verstärkt wurde dieses Gefühl, wenn man die Bekannt-

schaft seiner Gemahlin, der Freifrau von Löwenhorst, einer geborenen von Goldenstern, machte.

Die zweite Ehe des Freiherrn — die erste standesmäßige war kinderlos geblieben — hatte seiner Zeit viel Staub aufgewirbelt. Fräulein von Goldenstern war die Tochter eines reichen Bankiers, der seinen Verdiensten um die Privatschatulle eines kleinen Duodezprinzen die Erhebung in den Adelstand verdankte. Obwohl sich nun besagte Standeserhöhung von einer Zeit herschrieb, da ihm die Tochter noch gar nicht geboren, die letztere demnach bei ihrer Vermählung immerhin von ziemlich altem Adel war, so erklärte doch die stolze weitverzweigte Familie Derer von Löwenhorst diese Verbindung für eine Mesalliance und ihr Wappen, zwei aufwartende Löwen und einen struppigen Horst, für befleckt. Da jedoch unser Freiherr einem jener dürren Zweige angehörte, die nur sehr spärlich mit goldenen Früchten gesegnet waren, kümmerte er sich um die Flecken eben so wenig, wie um den Zorn seiner wappenstolzen Sippe. Dieser besänftigte sich, als er bald nach geschlossener Ehe jenem Ritterorden beitrat, dessen Tapferkeit einst Rhodus hielt, dessen Insignien aber neuerdings, nach Wegräumung einiger unzeitgemäßer Gelübde, gefahrlos von jedem getragen werden können, der über die nöthigen Mittel an Ahnen und Baargeld verfügt. Mit dem achtspitzigen Kreuz am schwarzen Band um den Hals träumte sich der junge Hauptmann freilich eine andere Zukunft, als die eines Platzmajors. Der ganze Eroberungsdrang seiner verflossenen Collegen flammte in seiner Brust noch einmal auf, und er nahm sich bestimmt vor, einige feste Burgen den Händen der Ungläubigen zu entreißen, in die sie mit der Zeit aus dem Besitz seiner Vorfahren übergegangen waren. Schon bauten sich die verwitterten vor seinem trunkenen Auge wieder auf mit Zinnen und Erkern, über dem Thor prangte das Wappen der Löwenhorste und vom Thurm wehte ihr blaugelbes Banner, als plötzlich über Nacht, zugleich mit dem schwiegerväterlichen Vermögen, der stolze Prachtbau krachend in Trümmer fiel. Daher blieb ihm der wehmüthige Blick und das Kreuz, das er nur noch bei festlichen Gelegenheiten trug, war ihm nicht mehr das Zeichen, in dem er siegen sollte, sondern das Symbol der Entsagung, ein Denkmal begrabener Hoffnungen. Die Macht aber, welche die Gattin in diesen ersten hoffnungsfrohen Jahren der Ehe über ihren Gemahl gewann, trat sie später nicht wieder ab.

Sie war eine energische Frau. Klein und rundlich gebaut, mit scharf geschnittenen Gesichtszügen, biblischen Augen, schneeweißen Zähnen und pechschwarzem Haar — für die Echtheit der beiden letztgenannten Eigenschaften kann ich nicht stehen — war sie von einer geradezu verblüffenden Lebhaftigkeit. Nach den heiligen Lehren der Veda's mußte die Seele dieser Frau auf ihrer letzten Wanderstufe den Körper eines Känguruh bewohnt haben und von diesem war ihr die physische Eigenthümlichkeit der stets hüpfenden Bewegung geblieben. Man sah sie den ganzen Tag über die Straße von

einer Kaffeegesellschaft in die andere hüpfen, unermüdlich im Plaudern, unerschöpflich in Neuigkeiten, in ihren Scherzen nicht immer fein, mit den Männern über die Maßen vertraulich, ein bischen burschikos und frivol sogar. Aber bei alledem eine ebenso eifrige Kirchgängerin, die sich nie dort niederließ, ohne zuvor die Augen geschlossen und eine längere stumme Unterhaltung mit ihren Handflächen gepflogen zu haben, und den Geistlichen von Zeit zu Zeit bei sich zum Thee sah.

Leider habe ich Frau von Löwenhorst nicht mehr in ihrer Jugend gekannt, sie soll da eine sehr pikante und nicht allzu grausame Schönheit gewesen sein. Auch mich zwar zieht das „Ewig Weibliche" hinan, allein als ich die Ehre hatte, der Freifrau vorgestellt zu werden, war das Ewige an ihr schon so stark im Vorsprung, daß es mich nicht gelüstete, den verwischten Spuren des Weiblichen nachzuforschen.

Die andern dachten, wie ich. Frau von Löwenhorst, wie sie nun einmal war, hatte den unbestreitbaren Vorzug des Belebenden, Erheiternden, Aufrüttelnden und das war bei den geselligen Zuständen in meiner Garnisonsstadt kein kleiner Vorzug. Sie war gutmüthig und die wenigen Ehen, welche im Lauf von Jahren dort geschlossen wurden, verdankte man ihr, in ihrem Haus waren die ersten Bande geknüpft worden, ein Verdienst, das in Berücksichtigung ihres eigenen Töchterbesitzes nicht zu unterschätzen war. Ihre Zungenfertigkeit, ihr Muth, die Sachen beim rechten Namen zu nennen, imponirte trotz allen Nasenrümpfens den strengen Priesterinnen des Scheins, unterhielt die Männer und ließ es nicht räthlich erscheinen, sich mit ihr auf schlechten Fuß zu stellen. So verschafften ihr diese verschiedenen Eigenschaften eine Position in der Gesellschaft, die sich ihr Gatte mit all seiner feierlichen Würde nicht zu erringen vermocht hatte.

Nun aber höre ich Sie rufen: „Handlung, mein Herr, Handlung! Wir haben genug von Ihren malitiösen Personalschilderungen."

Ganz, wie Sie befehlen, Madame: In unserer kleinen Garnisonsstadt gab es drei Handlungen. In der einen konnte man Glas und Porzellan, in der zweiten Ellwaaren, in der dritten Specereien, Gewürze, Cigarren, namentlich aber beliebte Käsesorten, alles in Prima-Qualität und zu festen Preisen erwerben. Die letztere, auf dem Marktplatz gelegene war zwar stets von einer Atmosphäre der verschiedensten, nicht eben angenehmsten Gerüche umgeben, aber just die muß ich wählen, denn dort im ersten Stockwerk, gerade über dem schwarzen, mit riesigen Goldlettern geschmückten Geschäftsschild wohnte der Lieutenant von Raveneck.

Es war die schönste Wohnung der ganzen Stadt, denn von dort aus sah man mit bloßem und besser noch mit bewaffnetem Auge schräg über den Platz nach dem Schlafzimmer der schönen Sidonie. Ueberdies zog an Sonn- und Feiertagen die Procession der Gläubigen dort vorbei nach den beiden andern Tempeln, die sich auf dem Platz gegenüberstanden.

Stundenlang bin ich dort mit meinem Freund am Fenster gelegen, seine Geruchsnerven waren durch die Gewohnheit längst abgestumpft, aber es gab Augenblicke — Sie werden es kaum glauben, Madame — wo auch ich, der ich in diesem Punkt ziemlich empfindlich bin, das Widerliche der von unten aufsteigenden Miasmen nicht empfand und mich von Rosen und Veilchen umduftet glaubte.

Der Lieutenant von Raveneck aber liebte die schöne Sidonie. Es war eine unglückliche Liebe und das kleine schlecht gepflasterte Stückchen Marktplatz schlimmer, als der grollende Hellespont, den man doch gelegentlich durchschwimmen konnte.

Unglücklich nenne ich diese Liebe nicht etwa, weil die Dame den Huldigungen ihres Ritters mit eisiger Kälte begegnet wäre; o nein, sie begegnete denselben im Gegentheil mit ihrem süßesten Lächeln und seit Jahren gab es auf den Casinobällen keine Souper- und Cotillontour, die sie nicht an seiner Seite getanzt hätte.

Unglücklich nenne ich diese Liebe nicht etwa, weil die Spröde sich durch Läden und Gardinen vor den Blicken ihres Bewunderers geschützt hätte; o nein, sie saß vielmehr den ganzen Tag mit einem Buch oder einer Arbeit am Fenster und auch ihre Blicke schweiften zuweilen schräg hinüber.

Unglücklich nenne ich diese Liebe nicht etwa, weil „der Väter feindlich Zürnen" das Paar trennte oder gar die Mütter scheel dazu sahen; o nein, denn mein Freund Raveneck war ein Waisenknabe und von Sidoniens Eltern war ein ernster Widerspruch kaum zu befürchten.

Unglücklich nenne ich diese Liebe — und das, werden Sie zugeben, ist schön von mir — weil sie trotz alledem in vorherzusehender Zeit nicht zu jenem Ziel führen konnte, das jeder wahren Liebe gesteckt ist, nämlich zum Segen durch Priestershand. Und daran, Madame, war, wie an so vielem Elend, jener unselige Krieg schuldig, der, wie Sie sich vielleicht aus der Geschichte entsinnen, in den Jahren von 1618 bis 1648 unser schönes Vaterland zerfleischte.

Während die Löwenhorste nämlich damals der Partei des Schwedenkönigs beitraten, blieben die Raveneck dem alten Glauben treu.

Nun wäre zwar der Lieutenant in Anbetracht der langen, inzwischen verflossenen Zeit wohl zu einem Zugeständniß bereit gewesen und auch auf Sidoniens confessionelle Bedenken hatten die Jahre mildernd gewirkt, allein ein Oheim Ravenecks und zwar gerade derjenige, von dem seine ganze Zukunft abhing, indem er mit Sicherheit von ihm zum Universalerben seines unermeßlichen Vermögens eingesetzt zu werden hoffte, gerade dieser Oheim war ein so fanatischer Anhänger der alten Lehre, daß er, dessen Leben auf einem einsamen Schloß in freiwilligem Cölibat nur in Gesellschaft frommer Brüder dahinschwand, rundweg erklärte, er werde im Fall einer derartigen Mischehe seinen Neffen enterben und die diesem zugedachten Besitzthümer dem stets empfänglichen Schoß der alleinseligmachenden Kirche einverleiben.

Davon war der hartköpfige Mann nicht abzubringen, auf die Ersparnisse einer Platzmajorsgage aber, und eines Lieutenantsgehalts ließ sich ein dauerndes Glück nicht gründen; das steht wohl außer Zweifel.

Trotzdem schleppte sich das Verhältniß so hin, von der Gesellschaft stillschweigend anerkannt, von der Mutter — den Major verhinderte seine Geschäftslast, in solchen Dingen mitzureden — gebilligt. Daß Sidonie berufen war, dereinst eine große Partie zu machen, stand bei jener fest. Ihre ganze Erziehung war darauf angelegt, sie konnte mit ihrer Schönheit einen Prinzen verführen und bei dem geringen Einfluß, den sie auf die Regierungsangelegenheiten zu gewinnen versprach, der Segen eines ganzen Volks werden.

Aber bei solchen Luftgebilden hielt sich die praktische Mutter nicht auf, sie wußte mit der Wirklichkeit zu rechnen, und von diesem Gesichtspunkt aus schien es ihr unklug, den ausdauernden Anbeter ihrer Tochter zu entmuthigen. Raveneck, wenn er's auch nicht war, konnte eine solche Partie werden. Es verschlug ihrer Gutmüthigkeit nichts, dem Oheim in Anbetracht seines asketischen Wandels einen raschen und möglichst schmerzlosen Uebergang zu jenem Zustand zu wünschen, auf den er sich Zeitlebens vorbereitet. Mein Freund schien ihr ein ganz passender Hintergrund, von dem sich Sidoniens Reize um so wirkungsvoller abhoben. So lange kein Decorationswechsel eintrat und das Stück mit den alten Acteurs besetzt blieb, war sie mit ihrer stummen Partie immer noch im Vortheil gegenüber der Mehrzahl ihrer Altersgenossinnen, welche ihre kleine Rolle auf derselben Bühne ohne jegliche Zukunftsperspective abspielten.

Raveneck, so schmerzlich er anfangs den Mangel jeder dramatischen Wirkung an seiner Partie empfand, schickte sich in das Fach, das ihm mit der Zeit zur Gewohnheit wurde. Da trat plötzlich ganz unerwartet ein neuer Acteur in die Scene, dem sich die Blicke aller Mitwirkenden hoffnungsvoll zuwandten.

Zu den verschiedenen Mängeln, an welchen unsere Garnisonsstadt damals schon litt — es mangelte dort beispielsweise an reinen Weinen, pünktlichen Waschfrauen, einem ordentlichen Lesecabinet, gangbaren Trottoirs, comfortablen Wohnungen, an — Sie gestatten, daß ich mich ausnehme, Madame — an witzigen Menschen und noch an vielem anderen, das ich verschweige, — zu all' dem trat nun im Jahr — habe ich Ihnen schon gesagt, Madame, wann das Stück spielt? Doch gleichviel, es könnte ja auch heute spielen — trat nun auch noch ein Wassermangel. Diesem nun suchten die städtischen Behörden dadurch abzuhelfen, daß sie einen erprobten Ingenieur aus der Residenz mit der Fassung und Ableitung einer auf einem bewaldeten Hügel der Umgebung entspringenden Quelle beauftragten. Der Ort, Quellenwald genannt, ein altes Hünengrab, von hohen Bäumen überschattet, von anmuthigen Fußpfaden durchschlängelt, bildete in den heißen Sommermonaten einen beliebten Ausflugspunkt, wo man sich im weichen

Moos um den Rand einer kühlen Bowle zu lagern, Gesellschaftsspiele und auch wohl ein Tänzchen zu arrangiren pflegte. Nun aber hatten die Vorarbeiten zu dem Wasserwerk für längere Zeit solchen Belustigungen ein Ziel gesetzt, statt des Silberklangs jugendlicher Damenstimmen dröhnte der dumpfe Schlag eiserner Aexte durch das grüne Revier, schwere nägelbeschlagene Arbeiterstiefel stampften den Grund, über den so mancher zierliche Fuß im Tanzschritt dahingeschwebt; die modernden Knochen alter Germanen wurden ihrer vieltausendjährigen Grabesruhe entrissen und sammt etlichen Topfscherben, Spangen, Pfeilspitzen und alten Münzen — gnädige Frau, es ist mir ein süßer Trost, daß die neugierige Nachwelt in meinem Hügel dereinst vergebens nach solchen forschen wird — dem Museum vaterländischer Alterthümer einverleibt. Der Gipfel des Hügels, darauf die Quelle entsprang, wurde von Bäumen gesäubert und dort ein gar anmuthiger Bau errichtet, der in seinem untersten Stockwerk das Reservoir, im obern ein überaus kühles, vom Rauschen der Wasser durchtöntes, mit eisernen Gartenmöbeln ausgestattetes Gemach barg und auf seiner Plattform eine freie Aussicht auf die bemerkenswerthesten Punkte der Gegend bot, die man bei trübem Wetter wenigstens von einer runden Kupferplatte, darüber ein Fernrohr angebracht war, ablesen konnte. Quellenthurm nennt man noch heute diesen von Touristen leider viel zu wenig geschätzten Punkt.

Der Meister, der das alles geschaffen, erfreute sich in Folge anderer ähnlicher Unternehmungen eines frühen Rufs und bekleidete in der Residenz die angesehene Stellung eines Oberbauraths, dem speciell die Aufsicht über die Wasserbauten des Landes anvertraut war. Da er als Freiwilliger den großen Krieg mitgemacht und später als Reserveoffizier eines in der Garnison stehenden Regiments verschiedene Dienstleistungen absolvirt hatte, so war er in den dortigen Offizierskreisen wohl bekannt uud manche alte Freundschaft hatte sich während seiner dermaligen geschäftlichen Anwesenheit um so rascher wieder geknüpft, als sich die Fertigkeit des gewiegten Technikers nicht auf's Wasserfach allein beschränkte, sondern auch in der Ableitung anderer Flüssigkeiten eine beachtenswerthe war.

Ein angehender Vierziger, stark, breitschultrig mit finsterem Gesicht, dunklem, nach der Bürste geschnittenem Haupthaar und gleichfarbigem, etwas struppigem Vollbart, verbarg Paul Weber hinter scheinbar rauhen Manieren ein äußerst weiches, empfindsames Gemüth und mit dem scharfen, mathematisch geschulten Verstand des Bauraths verband er eine beneidenswerthe fast kindliche Naivetät in Beurtheilung weiblicher Charakterzüge.

Seine offen ausgesprochene Vorliebe für den heiligen Stand der Ehe, die nicht verhehlte Sehnsucht nach der Gründung eines eigenen Herds, welcher bisher nur der absolute Mangel an passender Damenbekanntschaft hindernd im Weg gestanden, machten ihn schnell zum Liebling des schönen Geschlechts und man denke sich, wie dieser Mann in einer Gesellschaft, die solchem Mangel einen Ueberfluß entgegenzusetzen hatte, gefeiert wurde. Um so

allgemeiner war daher die Entrüstung, als die schöne Undine auch diesen so vielversprechenden Quellenbändiger in ihr Netz zu lächeln schien und zu den tiefstentrüsteten gehörte selbstverständlich mein Freund Raveneck.

In der That hatte Paul Weber seine Aufmerksamkeit dieser Dame zugewandt, deren Schönheit offenbar einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Selbst kein großer Causeur, sah er in Sidoniens Schweigen nur die züchtige Schüchternheit eines reinen, in sich gekehrten Gemüths. Wer konnte ein besseres Verständniß für das architektonische Ebenmaß ihrer Formen haben, als er, der für solches Verständniß besoldete? Ihr Lächeln vollends verwirrte ihm den Kopf und die heißen Quellen in seiner Brust fingen bei mangelhafter Oberleitung an sprudelnd überzukochen. Herr von Raveneck sah sich schwer in seinen heiligsten Gewohnheitsrechten gekränkt. Bereits hatte er einen Cotillon und eine Soupertour dem Fremdling abtreten müssen, bereits war er der Gegenstand spöttischer Anspielungen seiner Kameraden. Nun konnte er nicht länger in seiner passiven Rolle verharren, nun mußte etwas Entscheidendes geschehen und es gelang ihm wirklich, mit Cölestinens Hülfe, deren Gesang er mehrere Stunden mit seltener Ausdauer gelauscht, dieses Entscheidende herbeizuführen.

Zu den etatsmäßigen Bezügen eines Platzmajors gehörte auch der einer Pferderation und Herr von Löwenhorst hätte es umsomehr unter seiner Würde gehalten, das dazu gehörige Pferd nicht zu besitzen, als er die dazu gehörigen Sporen zu tragen dienstlich verpflichtet war. Deshalb hatte er von einem jüngeren Kameraden ein ausgedientes, äußerst zuverlässiges Thier erworben. Damit aber dieses, da er selbst nie in den Bügel stieg, doch eine passende Verwendung finde, so benützte er gleichzeitig die traurige Lage eines Droschkenvermiethers, um bei dessen gerichtlicher Pfändung ein auf vier Rädern ruhendes Gestell zu ersteigern, welches von den Mitsteigernden für eine Feuerspritze gehalten, vom Auctionator jedoch als ein zweisitziger Char-à-banc ausgeboten wurde. Ein frischer Lackanstrich und das freiherrliche Wappen auf dem Schlag zerstreuten bald jeden Zweifel und nun erfreute sich der biedere Braune fast täglich einer, seiner Gesundheit sehr zuträglichen Bewegung durch die Damen von Löwenhorst. Gewöhnlich waren es die beiden Schwestern, welche an schönen Tagen die Equipage, wie das Ding alsbald in der Garnison benannt wurde, zu kleinen Ausfahrten in der Umgebung benützten, wobei Sidonie die Zügel führte.

Nun hatte Raveneck Ziel und Marschroute einer solchen, für den nächsten Morgen geplanten Fahrt, Dank seiner musikalischen Ausdauer, von Cölestinen erfahren und mit dieser eine Kriegslist verabredet.

In Folge dessen erwartete er anderen Tags etwa zwei Kilometer vor der Stadt, durch einen Hohlweg gedeckt, das Herannahen der freiherrlichen Equipage, welche auf ihn, wenigstens im Augenblick ihres Auftauchens, den Eindruck eines Feengespanns mit allen jenen Attributen machte, die nur die phantasiereichste Amme einem solchen verleihen kann. Als die Erschei-

nung ganz in seiner Nähe war, trat er plötzlich aus seinem Hinterhalt hervor.

„Ah!“ sagte er, die Damen höflich grüßend, „welch' angenehme Ueberraschung! Ein herrlicher Morgen heute! Nun bin ich fast geneigt, mein Schicksal, das mich Ihnen hier in den Weg führt, zu preisen, obwohl es mir voraussichtlich eine Nase eintragen wird.“

„Wieso?“ fragte Cölestine, indeß Sidonie lächelte. „Was führt Sie denn hierher?“

„Ich sollte längst eine Recognoscirung hier in der Nähe vornehmen, gnädiges Fräulein, habe die Sache natürlich bis auf den letzten Tag hinausgeschoben und mich nun so dabei verspätet, daß es mir nicht mehr möglich wird, um Mittag die Kaserne zu erreichen, wo meine Anwesenheit beim Appell dringend nothwendig ist,“ erwiderte Raveneck, der wirklich eine kleine Mappe unter dem Arm trug, und dabei warf er einen verzweifelten Blick auf seine Uhr.

„Wie viel zeigt denn die Uhr?“ frug Cölestine weiter.

„Zwölf Minuten vor zwölf.“

„Nun, da könnten Sie noch zurecht kommen, wenn wir Sie bis an's Thor führen.“

„Gewiß, aber — — — Soll ich vielleicht den Braunen besteigen, à la Daumont?“

„Ich räume Ihnen meinen Platz.“

„Wie, Sie wollten?“

„Danken Sie mir nicht zu früh, es geschieht nicht aus reinem Mitleid. Ich empfinde schon den ganzen Morgen heftigen Kopfschmerz, der sich beim Fahren steigert. Das Gehen wird mir gut thun, ich mache den Fußweg und schneide ab. Entschuldige mich, Sidonie. Auf Wiedersehen! Adieu Herr Lieutenant und daß Sie mir am Thor gewiß aussteigen!“

Damit sprang Cölestine, ohne eine Antwort abzuwarten, vom Wagen und bog in den Fußweg ein, der gerade an der Stelle, von der Straße ablenkend, in anmuthigen Windungen der Stadt zuführte.

„Darf ich?“ flüsterte mein Freund, über seine Kühnheit fast selbst erschrocken.

Sidonie lächelte noch immer, etwas erstaunt wohl, aber sie lächelte und als der Lieutenant, dies als Zustimmung deutend, aufstieg und mit leichtem Zungenschnalzen das Pferd zum Anziehen ermunterte, ließ sie es lächelnd geschehen.

Der Zufall wollte, daß Sidonie an diesem Morgen schöner war denn je und Raveneck, durch den ersten Erfolg seiner Kriegslist ermuthigt, versäumte nicht, sie hiervon in beredtester Weise zu benachrichtigen. Derselbe Zufall wollte aber auch, daß der Garnisonsälteste den an diesem Morgen zum Vortrag bei ihm erschienenen Platzmajor nach erledigten Geschäften in liebenswürdigster Laune zu einem appetitstärkenden Spaziergang vor's Thor

einlud, was selbstverständlich mit unterwürfigstem Dank angenommen wurde, und derselbe infame Schlingel von einem Zufall lenkte überdies die Schritte der beiden Herren just in der Richtung, aus der unser Liebespaar gefahren kam.

Man war noch etwa einen Kilometer vom Thor entfernt, die Straße menschenleer, Raveneck befand sich auf der Höhe der Begeisterung, während der Braune im langsamsten Schritt dahinschlich und Sidonie läch— nein sie lächelte plötzlich nicht mehr, es kam fast etwas wie Bewegung in ihre Züge, die schönen Augen nahmen einen Ausdruck des Schreckens an. Aber als mein Freund, der sich bereits wie ein zweiter Pygmalion vorkam und auf den nie dagewesenen Umstand die kühnsten Hoffnungen baute, der Richtung ihrer Blicke folgte, erstarrte ihm das Blut in den Adern, denn er sah in nicht mehr allzu großer Entfernung die gesträubten Bartspitzen des Platzmajors und die ihm nur zu wohl bekannte Gestalt seines Begleiters. Auch meines Freundes Haare sträubten sich bei dem Anblick.

Was thun? Noch konnten ihn die beiden nicht bemerkt haben, wenn er jetzt ausstieg, war das unvermeidlich. So blieb ihm nichts übrig, als — Verzeihen Sie, Madame, aber große Freiheitssänger haben sich schon in derselben Lage befunden — als sich unter's Spritzleder zu verkriechen.

Wenige Augenblicke später hielt der Wagen. Die beiden Herren begrüßten Sidonien, der trotz seines patriarchalischen Titels für Frauenschönheit nicht unempfindliche Garnisonsälteste sagte ihr einige Artigkeiten und bat den Major, die Gelegenheit doch ganz unbekümmert um ihn zur Heimfahrt zu benützen. Glücklicherweise hütete sich Herr von Löwenhorst wohl, dieser Aufforderung seines Vorgesetzten, hinter welcher er eine leise Ironie witterte, Folge zu leisten, und so schritten die beiden zu Fuß neben dem Wagen her, während Raveneck so tief, als es seine Lage zuließ, aufathmete.

Kurz, nachdem das Stadtthor passirt war, verabschiedete sich der Garnisonälteste, der Platzmajor bestand darauf, ihn bis zu seiner Wohnung zu geleiten, und Sidonie setzte mit dem anmuthigsten Lächeln ihren Braunen in Trab.

Was mein Freund bisher ausgestanden, soll hier unerwähnt bleiben, glücklicherweise vermochte er sich zunächst noch keine bestimmte Vorstellung von dem Ende seines Abenteuers zu machen und dann lag er doch wenigstens zu den Füßen seiner Geliebten. Noch weniger aber ist es mir möglich zu beschreiben, was in Sidonien vorging, die nun, rechts und links den Gruß von Bekannten erwidernd, lächelnd ihrem väterlichen Haus zulenkte.

Dort angelangt, stieg sie vorsichtig und ohne das schützende Leder allzuweit zu lüften, ab, klopfte dem Braunen schmeichelnd den Hals und überreichte ihm das gewohnte Stückchen Zucker, worauf er von dem harrenden Burschen ausgeschirrt und in den Stall geführt wurde. Währenddessen trafen auch Cölestine und der Major ein und alle drei folgten nun dem

Ruf der Hausfrau zum Mittagsmahl. Der Wagen aber blieb im offenen Hofraum stehen und bei dem lebhaften Verkehr, der dort den ganzen Tag über herrschte, war es Herrn von Raveneck schlechterdings unmöglich, sein nun völlig trostloses Gefängniß zu verlassen.

Es waren schreckliche Stunden, die er da zubrachte. Ach, wie bereute er nun seine Verwegenheit! Aber es war zu spät. Aus allen Stockwerken, deren Fenster weit geöffnet waren, drang das klirrende Geräusch der Eßbestecke an sein Ohr, der warme einladende Duft der Speisen drang bis in sein einsames Versteck und weckte auch ihm den seit dem frühen Morgen schlummernden Appetit. Er zählte die Secunden und Minuten und ließ sich von den dumpfen Schlägen der nahen Thurmuhr die Richtigkeit der langwierigen Rechnung bestätigen. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß er bei einer Uebung erwartet wurde, welcher der Regiments-Commandeur selbst beizuwohnen die Absicht ausgesprochen hatte.

Bei dem Gedanken fühlte er sich versucht, gleichviel was daraus entstehen mochte, seine Bande zu sprengen und fortzustürzen. Aber konnte er das, durfte er das? Unmöglich! Und auch diese Stunde schlich vorüber, so langsam, wie sie ihm nur je bei der Uebung verflossen war. Und dazu die stete Gefahr der Entdeckung.

Es mochte gegen vier Uhr sein, als Raveneck, dem die Glieder zu schmerzen anfingen, aus einem dumpfen Brüten durch das Rasseln des Hofthors, dem er schon wiederholt mit Entsetzen gelauscht, auf's neue aufgeschreckt wurde. Ein starker männlicher Schritt hallte ganz dicht an seinem Versteck vorüber und eine Stimme, die er nur zu wohl kannte, eine Stimme, deren tiefer Ton ihm das Herz zusammenkrampfte, denn es war die seines Rivalen, des Oberbauraths, richtete offenbar an das im Flur beschäftigte Dienstmädchen die Frage: „Sind die Damen zu Hause?“

„Gewiß,“ erwiderte auf's Freundlichste die dralle Christel, die Elende, an die mein Freund so viel zarte Aufmerksamkeit verschwendet hatte, „Herr Oberbaurath werden längst und mit Ungeduld erwartet, der Kaffee ist schon zweimal übergekocht. Ich will Sie gleich anmelden!“ Und damit stürmte sie, die wohl schon lange auf der Lauer gestanden, die Treppe hinauf und der so ungeduldig erwartete Gast folgte.

Raveneck wollte unwillkürlich aufspringen und dasselbe thun, aber das Knattern der alten Lederdecke schreckte ihn in seine frühere qualvolle Lage zurück. Armer Freund! Er hörte von oben die zwar unbestimmten, aber zweifellos sehr herzlichen Willkommgrüße der Majorin und ihrer Töchter, das Klirren der Kaffeetassen, die Töne des Piano, Cölestinens Gesang, den unglückseligen Gesang, der an all' seinem Elend schuld war, und Sidoniens Kichern. Noch nie hatte es ihm so fürchterlich geklungen. Spottete sie seiner? Sie, die doch wissen mußte, in welch' verzweifelter Lage er sich befand? O, er hätte hinaufstürzen mögen und die Falsche erwürgen sammt ihrem neuen Verehrer. Aber er durfte ja nicht, es war ja unmöglich, ein

solcher Scandal! Ueber zwei Stunden blieb der Gast, Raveneck vernahm noch die wiegenden Klänge des jüngsten Modewalzers und das Schlürfen von Schritten. Kein Zweifel, sie tanzten droben, das fehlte noch.

Endlich empfahl sich der Oberbaurath, für einen ersten Besuch war er lange genug geblieben. Aber war das der erste? — Die Damen gaben ihm das Geleit bis zur Treppe, sie grüßten ihn noch vom Fenster: „Guten Abend!" und „Auf Wiedersehen!"

Nun war auch das überstanden, es ward stiller im Hof, aber bald darauf polterte der Platzmajor die Treppe herunter. Er rief den Burschen und fragte im barschen Ton, warum der Wagen noch nicht geputzt wäre.

Raveneck glaubte sein letztes Stündchen gekommen. Allein der Diener entschuldigte sich mit anderen Geschäften, die ihn nicht vor morgen früh dazu kommen ließen. Nun hielt es der Major wenigstens für seine Pflicht, dem Säumigen eine praktische Anleitung zu geben, wie die Arbeit zu verrichten sei, und zum Schluß ergriff der alte Herr in seinem Eifer selbst eine vollen Wasserkübel und entleerte ihn mit einem kräftigen Schwung über das Verdeck.

Endlich, endlich kam die Nacht und nun erst wagte es mein völlig durchnäßter Freund, sein Gefängniß zu verlassen und sich vorsichtig genug seiner Wohnung zuzuschleichen.

Dort hatten ihn die Schergen des Regiments-Commandeurs den ganzen Nachmittag vergebens gesucht und ihm schießlich eine nicht abzuweisende Einladung zum Rapport für den nächsten Morgen hinterlassen.

Als der Lieutenant sich nach einer schlaflosen Nacht in einem Zustand, der den Schuldlosen doppelt anklagte, bei seinem Vorgesetzten einfand und, wie begreiflich, seine Dienstversäumniß nicht genügend zu rechtfertigen wußte, dictirte ihm der Barbar drei Tage Stubenarrest. —

Was in diesen Tagen in der Seele meines Freundes vorging, das, Madame, möchte ich Ihnen gerne sagen, aber ich darf nicht. Zwar ist es selbst nur eine Vermuthung von mir, denn er hat sich nie Jemandem darüber mitgetheilt, aber ich vermag mich so lebhaft in seine Empfindung zu versetzen, daß ich sicher das Richtige treffen würde. Ich kann Ihnen nur sagen, daß er, den Frieden einer dort eingenisteten Sperlingsfamilie grausam zerstörend, seine Fensterläden zum ersten Male schloß und auch ferner seine Blicke nicht mehr schräg über den Platz schweifen ließ, daß er nach Ablauf seines Arrests eine längere private Besprechung mit dem Regiments-Commandeur hatte, über deren Inhalt ich nichts erfahren, und daß er sich in der Folge von der Gesellschaft in einer Weise zurückzog, die eine Zeit lang peinliches Aufsehen erregte.

Haßte er die Ungetreue? Wohl möglich, und doch war mein Freund Raveneck ein so guter Mensch.

Die Einsamkeit, Madame, ist die Mutter aller großen Entschlüsse.

Auch Herr von Raveneck hatte ohne Zweifel einen großen Entschluß gefaßt, ein stilles Gelübde gethan, das ich, ohne der eben begonnen habenden Handlung vorzugreifen, selbst Ihnen, meine Gnädige, nicht verrathen darf, ein Gelübde, das Sie nur in seinen Folgen am Schluß dieser wahren Erzählung verstehen werden, am Schluß, den ich Sie dringend bitte, nicht in allzugroßer Spannung im Voraus nachzuschlagen. Ich würde dies unendlich beklagen, Sie erhalten eine falsche Meinung von mir, denn Schlüsse, Madame, aufrichtig gesagt, sind nicht meine Force, aber das ist eine Schwäche, die ich mit größeren Geistern theile.

Was Cölestinens Mitwirkung bei dem vorher geschilderten Abenteuer betrifft, so war sie nicht so ganz uneigennützig gewesen, wie es den Anschein hat. Obwohl Frau von Löwenhorst bezüglich ihrer keine so hochstrebenden Pläne nährte, wie mit ihrer älteren Tochter und eine Altersversorgung in einem adligen Damenstift, daraus sie jetzt schon eine bescheidene Präbende zog, das Aeußerste war, was sie für die jüngere zu hoffen wagte, so war diese selbst doch ganz anderer Ansicht. In diesem unscheinbaren vulcanischen Gebild gährte ein Gluthstrom, dessen Spannung durch die täglichen Gesangsausbrüche lange nicht in dem Maß gehoben wurde, als man bei deren Gewalt zu vermuthen berechtigt war.

In der Gesellschaft wurde Cölestine hauptsächlich als die Folie ihrer Schwester geschätzt. Alle Artigkeiten, welche ihr die Herren dort erwiesen, alle Bewunderung ihres Humors und ihrer Kunst waren doch eigentlich weiter nichts, als ein Trinkgeld, das man ihr als der vermeintlichen Hüterin jener außerordentlichen Sehenswürdigkeit verabreichte. Das fühlte sie wohl und die aufrichtige Theilnahme der über jenen Götzendienst mehr oder weniger empörten Damen bot ihr keinen genügenden Ersatz. Es mußte sie dies um so mehr erbittern, als sie sich ihrer älteren Schwester geistig überlegen fühlte und im Gegensatz zu Sidoniens Kälte und Unempfindlichkeit ein Liebesbedürfniß in ihrer Brust verbarg, zu groß fast für den schmalen Raum, den ihm die Natur dort angewiesen hatte. Diese Erbitterung hatte in ihrem Wesen einen herben, den Ueberlieferungen ihrer Familie sehr entgegengesetzten demokratischen Zug entwickelt. Sie dachte eine Zeit lang ernstlich daran, sich zur Künstlerin auszubilden, auf's Theater zu gehen, und nachdem sie der Spiegel davon abgebracht, beschloß sie wenigstens, sich einem andern Kreis anzuschließen, wo ihr Talent mehr beachtet und gefördert, ihre Geistes- und Gemüthseigenschaften unbefangener gewürdigt würden, als in jenem vornehmen Cirkel, dessen steife Etikette und hohler Formencult ihr zuwider waren.

Cölestine hatte etwas von der Energie ihrer Mutter geerbt, sie suchte und fand. Im Kirchenchor, dem sie trotz des Widerspruchs der Ihrigen beitrat und dessen gefeiertstes Mitglied sie bald wurde, lernte sie zunächst Fräulein Louise Wörlin, die mit ihr gleichalterige Tochter eben jenes Gewürzkrämers kennen, bei dem Herr von Raveneck wohnte.

Dieser jungen Dame hatte der Lieutenant, kurz nachdem er die Wohnung bezogen, wie er solches für seine Pflicht hielt, einige Aufmerksamkeit geschenkt, er hatte ihr gesagt, sie wäre sehr hübsch, habe lustige Augen, frische Lippen und noch einiges andere von gleicher Tiefe. Einmal auch, da er in gehobener Stimmung von einem Liebesmahl heimkehrte und ihr beim ersten Treppenabsatz, der etwas schwierig zu nehmen war, begegnete, hatte er sie um die Hüften gefaßt und geküßt, ohne daß sie ihm deshalb gezürnt hätte.

Als jedoch Sidoniens Sonne schräg gegenüber am Horizont aufstieg, war dieser kleine Stern sehr schnell verbläßt. Wahrscheinlich glaubte mein Freund, seine Pflichten als Hausgenosse damit erfüllt zu haben, denn er hielt Fräulein Louise bei ferneren Begegnungen nicht mehr mit physiognomischen Betrachtungen auf, sondern begnügte sich, ihr mit höflich ernstem Gruße vorüberzuschreiten. Auch der stille Vorwurf, der aus den nun ganz melancholisch blickenden Augen sprach, machte nur einen sehr vorübergehenden Eindruck auf ihn.

Ich weiß nicht, welche weiteren Erwartungen Fräulein Louise an das Pflichtbewußtsein meines Freundes geknüpft hatte; genug, sie fühlte sich von Sidonien in ihren Rechten geschädigt und dieses gemeinsame Gefühl war die Basis, auf welcher sich ihr Seelenbund mit Cölestinen gründete, denn aus der Bekanntschaft wurde bald eine innige Freundschaft. Fräulein Wörlin, eine frische, rothwangige, stumpfnäsige Blondine, war gleichfalls eifriges Mitglied des Kirchenchors, nicht viel größer wie Cölestine, aber in der sonstigen körperlichen Entwickelung ihr gerades Gegentheil. Das Wort von der Berührung der Extreme konnte nicht treffender illustrirt werden, als wenn die beiden Freundinnen einander am Busen lagen.

Nicht ohne Besorgniß hatte Raveneck diesen Freundschaftsbund beobachtet, wohl fiel es ihm auf, daß die Melancholie aus den Augen seines Hausfräuleins verschwand und diese lustiger denn je blickten, ganz besonders, wenn sie ihn streiften. Ja, am Morgen nach jener schlaflosen Nacht, da er wieder mit stummem Gruß an ihr vorbeischreiten wollte, hatte sie selbst zuerst das Wort ergriffen und ihn gefragt, warum er denn so traurige Augen mache, und ob er den gestrigen Tag, da er wohl verreist gewesen, nicht in heiterer Gesellschaft verbracht habe; eine Frage, auf die er nichts Gescheidtes zu antworten wußte. Seitdem wich er ihrer Begegnung ganz aus.

Aber nicht nur eine Freundin, sondern auch einen Liebhaber hatte Cölestine beim Kirchenchor gefunden. Ja, Madame, die Kirche birgt noch immer mehr Trostmittel in ihrem Schooß, als sich unsere Philosophen träumen lassen.

Der Chordirector und Domorganist, Herr Gustav Schmitt, war ein noch junger, äußerst begabter Mann mit gründlicher musikalischer Bildung, wenig Vermögen, einem klugen, etwas pedantischen Gesicht mit goldener Brille, röthlichem Haar- und Bartwuchs, jenem in Freiheit, diesem seit kurzer Zeit in Cotelettenform dressirt. Bei diesem stillen bescheidenen Mann pflegten

sich die Töchter der besseren Stände auf die ruhestörende Kunst des Clavierspiels einzuüben und auch Cölestine besuchte den Unterricht fleißig.

Gustav Schmitt, der Sohn eines armen Dorfschullehrers, hatte sich ganz aus eigener Kraft zu seiner jetzigen Stellung emporgearbeitet, aber eine gewisse Schüchternheit des Auftretens war im Gegensatz zu anderen Parvenus an ihm hängen geblieben. Sein Wesen war ein Gemisch von Seminaridealismus und praktischer Lebensweiheit. Hatte dem ersteren schon der freiherrliche Name gewaltig imponirt, so fühlte sich die letztere von dem unbestreitbaren Talent der Dame, die ihn trug, fast noch mehr angezogen. Die kühnste Vorstellung, zu der sich Gustavs Phantasie verstieg, war die Gründung einer Musikschule größeren Stils am hiesigen Platz. Welchen Vorschub konnte eine Kraft, wie Cölestine von Löwenhorst, einem solchen Unternehmen leisten! Ihr Name, die Verbindungen ihrer Familie mußten eine Schaar von Schülern der vornehmsten Klasse anziehen, ihre Energie, ihr Talent machten sie zur Leiterin, wie zur Lehrerin gleich geeignet. Aber wie anders konnte diese so ersprießliche Kraft dauernd gewonnen werden, als durch das Band der Ehe? Hier nun thürmte die angeborene Schüchternheit des Meisters ganze Gebirge von Hindernissen auf und je schroffer die Zacken und Wände emporstiegen, in desto verklärteren Umrissen strahlte Cölestinens Bild im Hintergrunde seiner Zukunftsträume.

Es ist mir nicht bekannt geworden, ob der Chordirector zuerst seine Schüchternheit überwand, oder ob die Schülerin, den Kampf in der Brust ihres Lehrers ahnend, ihm zu Hülfe kam. Gewiß aber ist, daß zwischen den Beiden erst während des vierhändigen Spiels die dort unvermeidlichen Berührungen, etwas später jedoch auch zeugenlose Besprechungen stattfanden und höchst wahrscheinlich, daß Cölestinens Kopfschmerz und ihr Verlassen des Wagens auf eine solche zurückzuführen waren. Wenigstens gelangte auch sie an jenem Mittag nicht ungeleitet durch's andere Stadtthor.

Da nun in diesem Fall confessionelle Bedenken nicht vorlagen, Cölestinens Entschlossenheit aber aller andern spottete, so führten diese Besprechungen verhältnißmäßig rasch zu voller Uebereinstimmung.

Frau von Löwenhorst, als sie von der Sache erfuhr, war wohl etwas überrascht, aber das selbständige Vorgehen ihrer Tochter imponirte ihr mehr, als es sie verletzte, sah sie doch darin wie in einem Spiegel ihr eigenstes Ich wieder und überdies war sie zu sehr Mutter, um ihrer Jüngsten ein Glück zu mißgönnen, an das sie selbst nicht zu denken gewagt. Sie gab also ihre Zustimmung zu der Verlobung, jedoch mit dem Vorbehalt, daß dieselbe eine geheime bleiben sollte so lange, bis auch Sidonie, als die ältere, an den Mann gebracht wäre. Diesen verzeihlichen Zug mütterlicher Eitelkeit achteten auch die beiden Liebenden und Cölestinens Antheil an dem Loos ihrer Schwester war von dem Tage an ein viel wärmerer als zuvor.

Nun hatte zwar Ravenecks auffallende Zurückhaltung die Beziehung des Oberbauraths zu der Familie wesentlich intimer gestattet, Paul Weber

empfand es, auch ohne daß er von der Freifrau besonders darauf hingewiesen worden wäre, als einen stillen Vorwurf, daß er Sidonien einen Freier, und zwar einen reichen und angesehenen Freier vertrieben habe; er sah darin ein ihm gebrachtes Opfer, das seiner Eitelkeit schmeichelte und seinem Herzen wohlthat, und vermehrte daher auch seine Aufmerksamkeiten für die Verlassene. Bald war er fast täglicher Gast im Haus, vom Kaffee war man dort längst zu compacteren Reizmitteln übergegangen, die dem an unstäte Junggesellenkost Gewöhnten nicht wenig imponirten, und doch zögerte er noch immer mit dem entscheidenden Wort.

Das Wasserwerk ging seiner Vollendung entgegen, der fernere Aufenthalt des Architekten ließ sich nach Wochen berechnen, da hielt es die Freifrau für ihre Pflicht, einen Schritt zu thun, der den Gang der Ereignisse beschleunigen sollte. Sie ließ nach einer kurzen, mehr formellen Rücksprache mit ihrem Gemahl die Verlobung ihrer Tochter Cölestine mit Herrn Gustav Schmitt, städtischem Chordirector und Domorganisten, veröffentlichen.

Die Nachricht schlug wie eine Bombe in die ahnungslosen Gesellschaftskreise der Garnison, aber alles Staunen, Zischeln und Nasenrümpfen vermochte nichts an der Thatsache zu ändern. Eine Freiin von Löwenhorst und ein Herr Gustav Schmitt! Unglaublich, aber wahr, und die todten Löwenhorste drehten sich in ihren Särgen um.

Die beabsichtigte Wirkung auf den Oberbaurath aber blieb nicht aus. Zu den verschiedenen Gefühlen, welche die Brust dieses Ehrenmanns bereits durchtobten, trat nun auch noch das der Furcht, den Gegenstand seiner Liebe plötzlich zu verlieren. In einer Familie, wo die eine Tochter sich über Nacht, ohne daß Jemand eine Ahnung davon hatte, als Verlobte präsentirte. mußte man bezüglich der andern auf Alles gefaßt sein. Um einer so schmerzlichen Ueberraschung vorzubeugen, entschloß sich Paul Weber endlich, offen mit seiner Bewerbung hervorzutreten, und kaum vier Wochen später, just bei der festlichen Einweihung des Quellenthurms, den nun das Portraitmedaillon seines Erbauers schmückte, hatte die Gesellschaft auf's Neue Veranlassung, ebenso vergeblich zu zischeln und zu staunen, denn die zweite Freiin von Löwenhorst feierte dabei ihre Verlobung mit dem königlichen Oberbaurath Herrn Paul Weber. Die todten Löwenhorste drehten sich zum zweiten Mal und kamen so wieder richtig zu liegen.

So blieben die beiden Schwestern jede in ihrem Element und ihre Hochzeiten wurden an einem Tage gefeiert.

Der Lieutenant von Raveneck aber befand sich, als dies geschah, nicht mehr in der Garnison; er war, nachdem er das Examen glänzend bestanden hatte, zur Kriegsakademie in Berlin einberufen worden und kurz zuvor dahin abgereist.

* * *

Nun bitte ich Sie, gnädige Frau, die drei Sterne, welche diese Zeile von der letzten trennen, für eben so viele Jahre anzusehen, welche inzwischen verflossen sind. Der Cursus der königlichen Kriegsakademie zu Berlin nämlich ist ein dreijähriger für alle fleißigen und talentvollen Schüler und die frühere Abberufung gilt als ein Zeugniß mangelnder Qualification. Sie können mir aber nicht zumuthen, daß ich meinen Freund beleidige.

Viel hat sich indessen nicht verändert, in unserer kleinen Garnisonstadt drängten sich die Ereignisse nicht sonderlich und wenn sie je einmal das gewohnte Geleis überschritten hatten, so konnte man sicher sein, daß Jahre vergingen, ehe sich der Fall wiederholte.

Die Situation ist nun folgende:

Herr von Löwenhorst, dessen Gedächtniß immer schwächer wurde, seitdem er Cölestinens Unterstützung entbehrte, ist endlich dem Andrang der Wogen gewichen und in Ehren pensionirt. Was er dadurch an persönlichem Ansehen eingebüßt, hat seine Gattin gewonnen, sie spielt noch immer eine Hauptrolle in der Gesellschaft, die bei dem nächsten freudigen Ereigniß auf ihre erprobte Mitwirkung rechnet. In der Familie des Chordirectors wurde schon zweimal das, im natürlichen Verlauf der Dinge zu erwartende Fest der Taufe gefeiert. Die Musikschule florirt, Fräulein Louise Wörlin, die noch zu haben ist, wirkt dort als Lehrerin mit und besorgt nebenbei die Buchführung im Geschäft ihres Vaters. Die Undine ist ihrem Gatten in die Residenz gefolgt, wo ihre Schönheit verdientes Aufsehen erregt. Ihre Ehe, obwohl kinderlos, wird für eine glückliche gehalten, nur soll sich in dem Oberbaurath, der noch immer bis über die Ohren in seine Frau verliebt ist, die Anlage zum Othello so rapid entwickelt haben, daß er ihr beispielsweise nie gestattet, die Zeit, während welcher er in Geschäften abwesend ist, allein zu Haus zu verbringen, sondern sie aus Furcht vor den Versuchungen der Residenz stets zu ihren Eltern in die kleine Garnisonstadt, oder, wie er sich ausdrückt, auf's Land schickt. Dort hält sie sich, da ich den unterbrochenen Faden der Erzählung zusammenknüpfe, eben wieder für einige Zeit auf.

Lieutenant von Raveneck — ach, da fällt mir ein, gnädige Frau, daß er, obwohl eine Hauptperson, doch die einzige in dieser Erzählung ist, deren Aeußeres ich Ihnen nicht geschildert habe. Nun ist es fast zu spät. Aber er war mein Freund. Brauche ich Ihnen zu sagen, Madame, daß er ein reizender Mensch war?

Lieutenant von Raveneck also hat die Kriegsakademie mit Auszeichnung absolvirt und ist reich an Erfahrungen zu seinem Regiment zurückgekehrt. Ein glücklicher Zufall hat es gewollt, daß die Wohnung am Marktplatz eben frei wurde, da er ankam, und so bezog er die alten Räume wieder. Sein Onkel lebt noch immer, wie dies die schwache Seite der meisten Erbonkel zu sein pflegt.

Und nun, Madame, fing vermuthlich das stille Gelübde zu wirken an. Mein Freund machte natürlich sofort nach seiner Ankunft die üblichen Be-

suche und es versteht sich, daß er dabei, schon um seine Unbefangenheit zu wahren, die Familie Löwenhorst nicht übergehen konnte.

War es doch, wie der Erfolg gezeigt, nur die anstrengende Vorbereitung zum kriegsakademischen Examen gewesen, die ihn zwang, seine rein freundschaftlichen Beziehungen zu dieser Familie für einige Zeit kalt zu stellen. Diese Entschuldigung wurde auch als eine aufrichtige angenommen und der Besuch auf's Herzlichste empfangen.

Bei dieser Gelegenheit sah Herr von Raveneck zum ersten Mal die Undine wieder. Sie war so schön wie je, ja es muß zugestanden werden, daß sie meinem Freund noch bedeutend schöner erschien und er bei ihrem Anblick ein starkes Herzklopfen empfand. Indessen wurde er des Anfalls Meister und erzählte nun in liebenswürdigster Weise von seinen Erlebnissen, den Arbeiten auf der Kriegsakademie, von dem Eindruck, den die schöne große Stadt auf ihn gemacht, von ihren Prachtbauten und Kunstdenkmälern, dem bunten Verkehr auf den Straßen, dem Liebreiz ihrer Frauen, deren Augenzauber so stark wäre, wie der der Fontana Trevi zu Rom, so daß es den Fremdling, der nur einmal tief hineingeblickt, zu jeder Zeit und an jedem Ort unwiderstehlich zu ihnen hinzöge, besonders wenn er beim Abschied nicht versäumt, sein Herz darin zu versenken.

Frau von Löwenhorst war von diesen Reden höchlich amüsirt, der alte Major gratulirte meinem Freund zu der herrlichen Carrière, die ihm nun in Aussicht stände. Nur Sidoniens Lächeln schien nicht ganz so aufrichtig wie früher, ob es gleich fast noch etwas schriller klang.

Es dünkte Raveneck, als trübte ein Schleier den Glanz ihrer himmlischen Augen, als schwebte ein Wölkchen über der reinen Stirn. Er erkundigte sich natürlich auch nach dem Herrn Gemahl und freute sich seines Wohlbefindens. Doch dehnte er seinen Besuch nicht allzulang aus und verabschiedete sich mit dem bestimmten Versprechen baldigen Wiederkommens.

Nun hatten die Sperlinge in Ravenecks Fensterläden gute Tage, er selbst war heiterer denn je und nahm keinen Scherz übel, mit dem sich die Kameraden an seinem Streberthum rächten; die alte Zeit schien vergessen, er besuchte Majors häufig und man fand das sehr nett von ihm.

Eine merkwürdige Veränderung aber ging auch mit Sidonien vor. Stumm und kalt war sie ja stets gewesen, nun aber trat zu ihren sonstigen Undineneigenschaften noch eine neue, besonders charakteristische, die nämlich, daß sie allwöchentlich einmal, und zwar am Sonnabend, das väterliche Haus verließ und, jegliche Begleitung ablehnend, unter dem Vorwand eines Spaziergangs mehrere Stunden auswärts, Niemand wußte wo, verbrachte.

Wie aber in einer so kleinen Stadt nichts lange ein Geheimniß bleiben kann, so hatten die Neugierigsten auch bald herausgebracht, daß es der Quellenthurm sei, dem die Undine so regelmäßig ihre Schritte zulenkte, und daran fand sich, in Anbetracht daß es die Stätte ihres ersten Glückes war, auch wirklich nichts auszusetzen.

Wer jedoch die Auffassung nicht theilte, das war Fräulein Luise Wörlin. Mit dem scharfen Blick der Eifersucht hatte sie's herausgebracht, daß um dieselbe Zeit, da die Undine ihre einsamen Spaziergänge antrat, auch der Lieutenant von Raveneck seine Wohnung verließ und vorsichtig zwar und auf großen Umwegen demselben Ziel zustrebte.

Sie war ihm heimlich gefolgt und hatte es mit eigenen Augen gesehen, wie der Lieutenant die Thüre des Quellenthurms aufschloß und im Innern verschwand. Das war genug. Man muß die ganze Zähigkeit des Weiberhasses, die nur in der Unermeßlichkeit ihrer Liebe ein Aequivalent findet, kennen, um zu begreifen, was die Unselige that.

Sie schrieb nämlich umgehend unter dem Pseudonym „eine wohlmeinende Freundin" einen Brief an den Oberbaurath Paul Weber, hochwohlgeboren, worin sie ihn von dem seltsamen Gebahren seiner Gattin in Kenntniß setzte und dringend einlud, sich doch am nächsten Sonnabend persönlich zu überzeugen, ob der märchenhafte Undinenspuk nicht auf sehr natürliche Weise zu lösen wäre.

Paul Weber war, als er diesen Brief erhielt, eben von einer längeren Dienstreise zurückgekehrt, er sehnte sich nach seiner Frau und stand im Begriff, ihr seine Ankunft mitzutheilen. Er selbst wollte sie bei den Eltern, wo er noch einige Tage der Ruhe zu verbringen dachte, abholen. Er erschrak, da er jedoch sah, daß der Ankläger sich nicht genannt hatte, gehorchte er einer guten Regung und zerriß den Brief.

Leider sind gute Regungen meist nur die Vorläufer der schlimmen, so war's auch hier. Paul Weber hatte zwar das Gift ausgeschüttet, allein der scharfe, tödtliche Duft erfüllte die ganze Wohnung, ja er war an seiner Person haften geblieben und verfolgte ihn, wo er ging und stand. Vergebens nahm er alle guten, wohlthuenden Gerüche, daran er sich je erquickt, zu Hülfe, das Gift war stärker. Er unterließ die beabsichtigte Meldung seiner Ankunft und nahm sich vor, am künftigen Sonnabend ganz unerwartet auf der Bildfläche zu erscheinen und die Anklage auf ihren richtigen Werth zu prüfen.

Waren Sie schon eifersüchtig, Madame? Ja? Dann wissen Sie, wie unerträglich lang ihm die Zeit bis dahin wurde.

Es war ein glühend heißer Sommertag; die Sonne, obwohl schon stark gegen Westen geneigt, concentrirte, wie eine schöne Frau in der Scheidestunde, noch alle Gluth der Leidenschaft in ihren Blicken, damit sie den Theil unseres Planeten, von dem sie schied, warm hielten bis zu ihrer Wiederkehr am nächsten Morgen, ob sie gleich inzwischen einer anderen Hemisphäre nicht weniger großmüthig geleuchtet hatten. Kein Lüftchen rührte die Wipfel des Quellenwalds, durch dessen schattige, von Insectenschwärmen durchsummte, sonst ganz verlassene Gänge Sidonie langsam und träumerisch dahinschritt. Schon nahte sie sich dem Thurm, schon grüßte sie über der Pforte das Bronzebild ihres Gatten. Ein Sonnenstrahl fiel

schräg über die Augen, so daß es schien, als ob sie zornige Blitze sprühten. Erschöpft von dem Gang hielt Sidonie einen Augenblick auf der Höhe und betrachtete sinnend die ehernen Züge ihres Gemahls, dann nach einer kurzen, trotzigen Bewegung des anmuthigen Kopfes schloß sie rasch auf und trat ein.

Hier war es wunderbar kühl, das Reservoir, darin die Wasser rauschten und sprudelten, umgab ein Geländer und diesem entlang lief eine hölzerne Bank. Darauf hatte sich Sidonie niedergelassen, den Ellbogen auf das Geländer und das Haupt auf die Hand gestützt, blickte sie sehnend hinab zu dem befreundeten Element. Der Strohhut war ihr in den Nacken gesunken und einige Flechten ihres heut goldig schimmernden Haares fielen ihr auf Stirn und Schläfen; sie trug ein leichtes duftiges meergrünes Gewand, kurz, es fehlte nur der Schuppenschwanz, und die Undine war fertig. Lange saß sie so allein, fast unbeweglich, nur wenn draußen ein Geräusch entstand, fuhr sie zusammen und lauschte und richtete ihren Blick erwartungsvoll nach der verschlossenen Thür.

Inzwischen war der Oberbaurath ganz unvermuthet seinen Schwiegereltern in's Haus gefallen, hatte nach seiner Frau gefragt und sich, da er keinen bestimmten Aufschluß erhielt, ebenso kurz wieder verabschiedet. Mit großen Schritten, unbekümmert um die Hitze, die ihm den Schweiß in Strömen auspreßte, nur dem blinden Drang seiner Eifersucht folgend, rannte er nach dem Quellenthurm.

Wenn die Anklage Recht hatte, wenn er betrogen war, ah wie schrecklich wollte er sich rächen! Ermorden wollte er die Falsche sammt ihrem Buhlen. Wohl sprach dazwischen auch wieder eine bessere Stimme: Es kann ja nicht sein, schäme Dich! Sie liebt nur Dich, es ist die Sehnsucht nach Dir, die sie heraustreibt an den Ort, wo sie zuerst Dein Arm umfangen, Dein Mund geküßt, wo sie die Deine wurde für's Leben!

Aber die böse Stimme sprach wieder dagegen und unter solchem Zwiegespräch gelangte Paul Weber in unglaublich kurzer Zeit vor die Thüre des Quellenthurmes. Sie war verschlossen und noch einmal kam die bessere Stimme zum Wort. Schäme Dich, man hat Dich gefoppt, eifersüchtiger Thor, es ist gar Niemand drinnen, kehr' um!

Ach, wenn er nur hätte hindurchsehen können durch die eichene Wand, er hatte kein Schwert, ein Loch darein zu bohren, wie jener Ritter im Märchen. Aber er hatte ja etwas besseres, er hatte den Schlüssel in der Tasche, den zog er hervor und schloß auf.

Die Thür flog auf, da saß die Undine allein, kein Mensch bei ihr. „Du?" — rief sie und sprang auf ihm entgegen, er aber stand einen Augenblick tief beschämt vor ihr und dann „Mein süßes Weib!" jubelte er und umschlang sie mit seinen Armen und küßte sie.

„Wie kamst Du hier her?" fragte die Undine erstaunt und vorwurfsvoll.

Da sank er vor ihr auf die Kniee und gestand ihr seinen schnöden Verdacht und bat sie um Verzeihung und schwur, nie, nie mehr im Leben sollte ein Schatten von Eifersucht ihr reines Glück trüben.

Sie verzieh, Gott sei Dank, sie war ihm nicht ewig verloren. Arm in Arm, ein seliges Paar, schritten die beiden nach Haus, der Wald rauschte ihnen Grüße zu und ein prachtvolles Abendroth verklärte seine Wipfel. Die Welt war so schön!

Am gleichen Nachmittag aber hatte der Lieutenant von Raveneck eine Depesche erhalten, die ihn an's Sterbebett seines Onkels rief; er hatte gerade noch Zeit, in den Zug zu steigen. Der alte Herr war vom Schlagfluß gerührt worden, mein Freund traf ihn nur mehr als Leiche.

Raveneck war zum großen Aerger der geistlichen Brüder als Universalerbe eingesetzt und als solcher zog er es vor, auf seine fernere militärische Carrière Verzicht zu leisten und den Rest seines Lebens auf seinen Gütern zu verbringen.

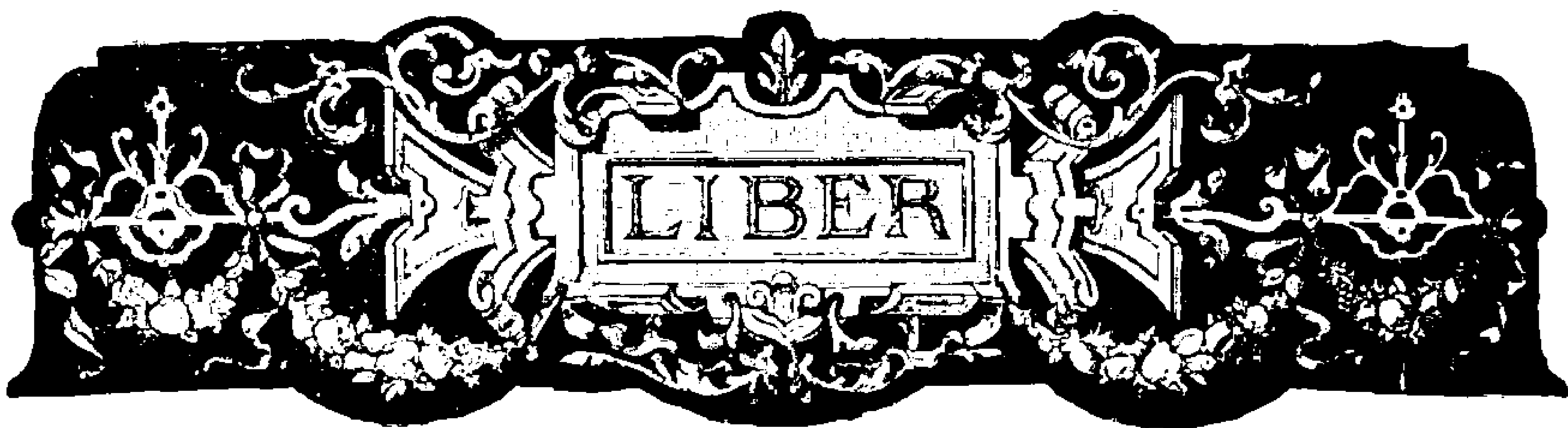
Damit schließt meine Geschichte. Sagen Sie nicht, daß der Schluß matt sei, Madame. Wie leicht wäre es mir geworden, ihn tragisch zu gestalten, das grüne Moos des Quellenwaldes mit dem Blut der Erschlagenen zu röthen und die Undine in ihrem Element versinken zu lassen!

Ich habe es vorgezogen, drei Menschenleben und die Ehre einer Frau zu retten, einer Familie Glück und Frieden zu erhalten.

Die Undine hat im nächsten Jahr ein Kind und damit, wenn die Sage Recht hat, auch eine Seele bekommen.

Sind Sie mit mir zufrieden, Madame?





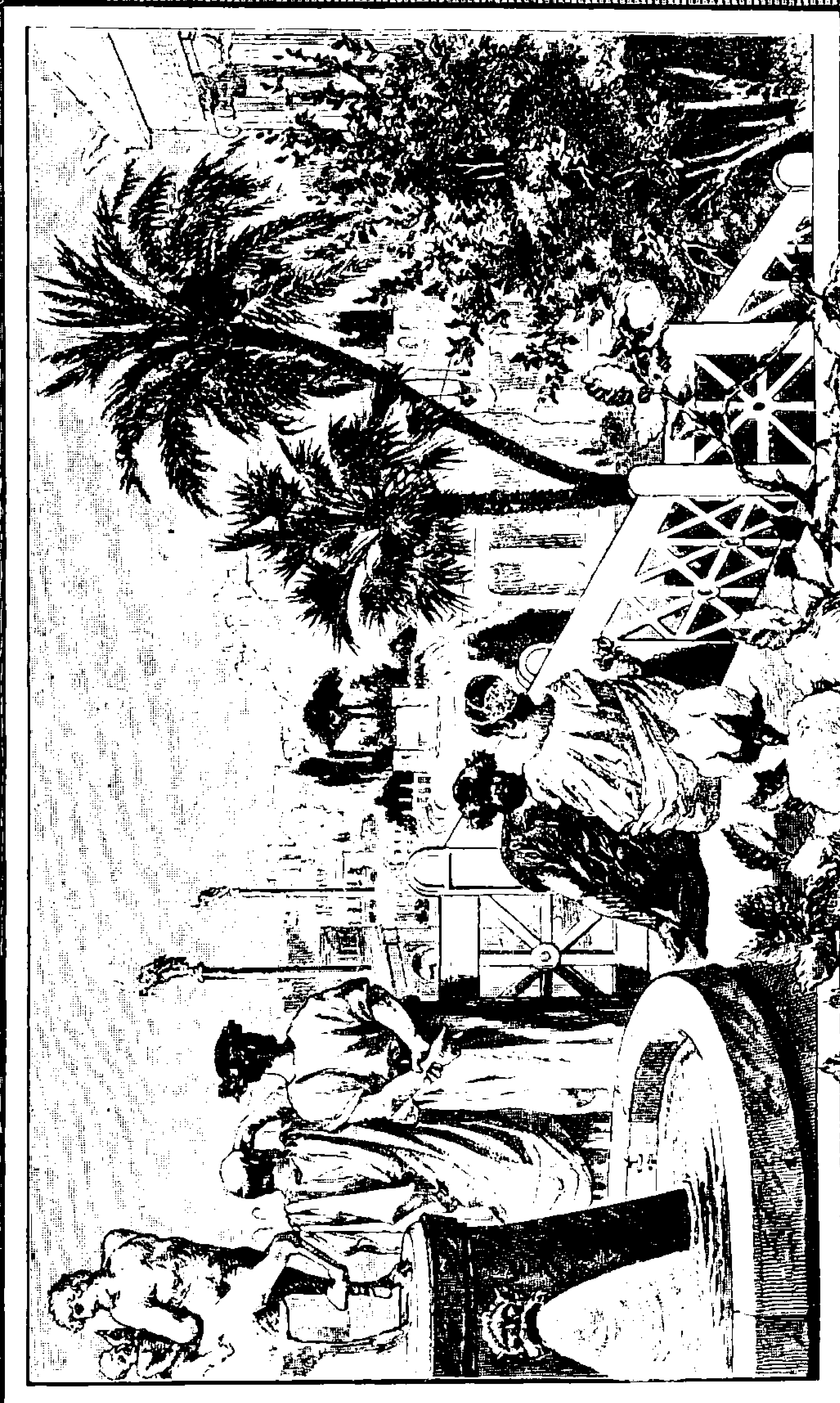
Illustrirte Bibliographie.

Ahasver in Rom. Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Prachtausgabe. Mit Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin. Verlag von J. F. Richter in Hamburg.



Der ewige Jude Ahasverus, der nach den alten Berichten seine Toilette häufig nur zu sehr vernachlässigte, hat hier wahrlich ein kostbares Gewand angelegt und dadurch zugleich den Beweis erbracht, daß er immer noch im Stande ist, das Interesse des lesenden Publikums für sich zu gewinnen. Welch ein Unterschied zwischen den schlechtgedruckten, mit greulichen Holzschnitten ausgestatteten Flugschriftchen des 17. Jahrhunderts und dem luxuriösen Folianten in schwerem, auf gelbem Grunde reich mit rothen, goldenen und silbernen Arabesken gezierten Einbande! Freilich, das Hauptverdienst an dieser Wandlung gebührt immer wieder dem Dichter, der vor nunmehr genau zwanzig Jahren diese tiefsinnige und doch so spröde Sage mit dem vollen Hauche seiner poetischen Schaffenskraft neu zu beleben wußte. Hamerlings Ahasver hat an sich schon recht wenig mit der gewöhnlichen Tradition des Stoffes zu thun, er ist rein menschlich gedacht wie Faust, er ist das verkörperte ewige Ringen und Streben der Menschheit im Gegensatz zu dem einzelnen, ganz im Erdentreiben befangenen Menschen, der Idealist gegenüber dem Realisten Nero.

Es giebt sehr viele Leute, aufgeklärte Leute, — denn in einseitiger Prüderie Befangene verstehen dem Werke überhaupt nicht gerecht zu werden — die gleichwohl nicht zu den Bewunderern dieser Dichung gehören, weil eben das geschilderte Leben des neronischen Rom ihnen im Grunde ihres Herzens unsympathisch ist und bleibt: die Schönheit der einzelnen Darstellungen, die Gluth der ungezügelten, verzehrenden Sinnenlust, welche der Dichter so verführerisch uns vorzuzaubern weiß, verfehlen sicherlich auch bei ihnen nicht ihre Wirkung. Unbestritten bleibt der „Ahasver in Rom"



Aus: Robert Hamerling. Ahasver in Rom. Hamburg, J. F. Richter.

immer eine der hervorragendsten epischen Poesien unserer für dieses Genre nicht gerade sehr empfänglichen Zeit. Wenn er aber zweifelsohne in dieser Prachtausgabe Viele, die bisher noch schwankend in ihrem Urtheile waren, bekehren wird, so verdankt er dies einzig und allein dem Maler.

Um das Illustriren von Dichtwerken ist es immer ein eigenes Ding, weil der Genius des einen Künstlers nur selten den Bahnen des andern zu folgen vermag: „Wort und Bild" fallen dann ganz aus einander, und eines oder das andere wird unterdrückt. Es gehört neben einem genauen Studium auch ein liebevolles Versenken in die Dichtung selbst, ein Nachempfinden des von dem Dichter Beabsichtigten dazu, wenn der Zweck erreicht werden soll. Herr E. A. Fischer-Cörlin hat in dreijähriger Arbeit sein Werk vollendet, meisterhaft vollendet; es ist ihm gelungen, den „Ahasver" dramatisch zu illustriren. Seine Aufgabe war aber doppelt schwer, weil er meist außer an die Textworte noch an die strenge Form der Antike gebunden war. Diese setzt eine so fest gegebene und allgemein bekannte Anlage voraus, daß Abweichungen fast unmöglich erscheinen, und seit den neuerdings erschienenen Ebers-Illustrationen von einem Meister wie Alma Tadema ist die Grenze vielleicht noch enger gezogen worden. Gleichwohl hat der Maler seine individuelle Freiheit vollkommen gewahrt. Gilt dies schon von dem ganz antik durchgeführten Bilde „Roma" (S. 141), wo einzig die am Rahmen angebrachten Rosengruppen uns die volle Freude am Genuß, die zu Neros Zeit Alles erfüllte bis zur Uebersättigung, in's Gedächtniß zaubern, während das Bild selbst uns mit dem Dichter zuruft: „Da glänzt sie, seht, die kaiserliche Roma!" — so zeigt sich die echt dramatische Composition noch herrlicher in dem Bilde, welches wir unsern Lesern auf S. 143 vorführen: der erste Strahl der Morgensonne fällt durch ein winziges Fenster voll auf die Gestalt der dem Wüstling Nero als Opfer anheimgefallenen Actäa, zu deren Häupten noch Amor sein neckisches Spiel mit Blumen treibt. Die Scham läßt die Verlorene die Augen verhüllen. Unten liest man die Inschrift: „Actaea virgo", die wie schneidender Hohn klingt, denn das letzte Wort ist durch eine wehende Kranzschleife halb bedeckt. Ist das nicht die schönste Ausführung einer echt genialen Empfindung? Solche Feinheiten, welche der Laie leider häufig übersieht, verrathen gewiß den wahren Künstler.

Auf den gewaltig componirten Vollbildern begegnet häufig die malerische Verwendung zweier Dinge, für die Fischer-Cörlin eine besondere Vorliebe zu haben scheint: nackte, weich hingegossene Frauenkörper mit üppigen, schwellenden Gliedern und wild mit hellem Licht und wirbelnden Rauchmassen emporlodernde Flammen. Erstere sind ganz dazu angethan, das sinnliche Element, welches in der Dichtung athmet, angemessen zu verkörpern: Der Jubel der in bacchischem Taumel aufgelösten Leiber contrastirt auch scharf mit der düstern Gestalt des ewigen Wanderers, dessen Kopf an die Auffassung von Michel Angelo's „Moses" erinnert. Gegenüber dieser Hoheit und gegenüber der Anmuth der einzelnen Formen vergißt der Betrachter, daß die niedrige, gemeine Lust, die ausgelassene Orgie der eigentliche Gegenstand des Bildes ist. Wie die Auffassung der Situation sich hiebei ganz an unsere gewöhnliche Vorstellung vom antiken Leben anschließt, so wahrt sich der Künstler gerade in den nackten Gestalten seine Freiheit: das sind keine Griechinnen und noch weniger Römerinnen, das ist — Fleisch, weiter nichts als blühendes Fleisch. Wenigstens ist dies die erste Empfindung, welche das Bild, das wir unsern Lesern auf S. 144 wiedergeben, in uns erregt: dem auf hohem Throne als Nero-Dionysos dem Brande Roms zuschauenden Kaiser erscheint rechts als warnende Schicksalsstimme Ahasverus, grell beleuchtet durch die Feuersbrunst in seinem Rücken. Den ganzen Vordergrund und damit den ersten Blick des Betrachters nimmt der am Boden ruhende nackte weibliche Körper ein.

Sorgen auf dem eben angeführten Bilde die lodernden Flammen für den Ausdruck wild bewegten dramatischen Lebens, so geschieht dies mit gleich starkem Effecte auf unzählig vielen anderen Darstellungen des Buches; offenbar hat der Maler dem Brande Roms seine Vorliebe zugewandt. Bewundernswürdig ist dabei der reiche Wechsel, welchen er diesem Motiv zu verleihen gewußt hat: bald ist es der flackernde Schein einer eben zur Brandstiftung benutzten Fackel, bald sieht man links oder rechts nur sparsam und ängstlich hervorzüngelnde Flämmchen, bald scheint er eine Welt von Herrlichkeiten auf immer in ein Feuermeer zu versenken. Die Wirkung der großen, die ganze Seite füllenden Bilder, welche mit außerordentlicher Schönheit in J. F. Richters xylographischer



Aus: Robert Hamerling, Ahasver in Rom. Hamburg. J. F. Richter.

Anstalt auf schönem, gelb abgetöntem Grunde ausgeführt sind, wird vorbereitet und unterstützt durch eine große Zahl kleinerer Bilder und Randstücke, die von den einfachsten ganz im Stil eines klassischen Reliefs oder eines feinstrichigen Graffito gehaltenen Fußleisten bis zum entsprechenden halbseitigen Situationsbilde anwachsen.



Aus: Robert Hamerling, Ahasver in Rom. Hamburg, J. F. Richter.

Aeußerst selten hat man den Eindruck, daß das Bildchen nur Ornament ist, in den weitaus häufigsten Fällen läßt sich ein tieferer Zusammenhang mit dem Inhalte leicht auffinden. Geradezu meisterhaft sind dabei die zahlreichen Initialen verwandt worden; sie stehen stets dort, wo im Texte gerade eine werthvolle, für den Inhalt wichtige

Wendung des Dichters Platz greift, sie enthalten in dem enggezogenen Rahmen des Einzelbuchstabens alles, was die Phantasie des Künstlers hervorzaubern konnte, von der gelegentlichen tollen Laune, die sich in der Darstellung von allerlei verzerrtem Gethier, namentlich Schlangen, gefällt, bis zur charakteristischen aus der Dichtung selbst entlehnten Einzelfigur, die zwanglos in den Raum componirt ist, wie in unserer Probe das trinklustige, feiste Schusterlein Saccus von Benevent (vergl. S 140). Diese Einzelheiten muß man selbst mit Lust und Liebe betrachten; und es ist ausreichend, wenn unsere wenigen Beispiele den Lesern das Verlangen nach dem Ganzen erwecken.

F. V.

Die Vorläufer der Socialdemokratie.

Gewöhnlich datirt man die deutsche Arbeiterbewegung vom Auftreten Lassalles; die Gründung des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" (am 23. Mai 1863) gilt als der Geburtstag der Socialdemokratie. Hier setzen die wenigen, dem Bedürfniß eines tieferen historischen Verständnisses nur unvollkommen entsprechenden Darstellungen ein, welche jene in ihrer kolossalen Tragweite nur allzulange verkannte und ignorirte Bewegung bisher aufzuweisen hat.

Aber sprang diese furchtbare Tochter denn auch wirklich in voller Rüstung aus dem Haupte ihres Vaters? Oder war der Boden, aus welchem die Arbeiterbataillone emporwuchsen, nicht schon lange unterwühlt und zubereitet, steht der vierte Stand nicht auch auf den Schultern einer vergangenen Generation?

In der That besteht zwischen der heutigen socialistischen Propaganda und der communistischen Agitation der vierziger Jahre eine unverkennbare innere Verwandtschaft und sogar ein persönlicher Zusammenhang. Führer unserer Arbeiterpartei, wie Liebknecht, Rittinghausen, vor allem Lassalle selbst, haben bereits bei jenen ersten Emancipationsbestrebungen eine hervorragende Rolle gespielt. Das wissenschaftliche Credo der Socialdemokratie wurzelt in den communistischen Doctrinen von Marx und Engels. Und für alle charakteristischen Tendenzen: die internationale, centralistische Organisation, die irreligiöse Färbung, den politischen Radicalismus und den extrem demokratischen, selbst revolutionären Zug der modernen Agitation lassen sich in der Geschichte jener Bestrebungen überraschende Analogien nachweisen.

Den Gang der ersten deutschen Arbeiterbewegung und ihre hier nur angedeuteten Beziehungen zur Gegenwart im Einzelnen genauer zu erforschen und zum ersten Mal zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Darstellung zu machen, ist eine Aufgabe, welche sich Dr. Georg Adler, ein jüngerer, namentlich durch eine Schrift über Rodbertus, den Begründer des theoretischen Socialismus, bereits vortheilhaft bekannt gewordener Socialökonom, in seinem neuesten umfangreichen Werke*) gestellt und in anerkennenswerthester Weise gelöst hat.

Es kam darauf an, die fragliche Bewegung nach allen ihren Richtungen hin erschöpfend zu zeichnen. Daher begnügt sich der Verfasser nicht mit der Vorführung der äußeren Vorgänge, der Agitationen, Verschwörungen, Unruhen, Kämpfe, Verfolgungen und Unterdrückungen, noch mit der Charakteristik der auftretenden Persönlichkeiten. Er schildert neben den politisch-socialen Organisationen auch die auf unmittelbar praktische, ökonomische Zwecke gerichteten Pläne und Versuche, die Consumtiv- und Productiv-Associationen, das Wanderunterstützungs-, Krankenpflege- und Altersversorgungs-Kassenwesen der Arbeiter. Er ist vor Allem darauf bedacht, die geistigen Fäden und ihre directe oder unmittelbare Verknüpfung bloßzulegen. Ueberall werden daher die leitenden Ideen hervorgehoben, die einzelnen socialen Lehren, insbesondere die drei Haupttheorien: der utopische Egalitarismus Wilhelm Weitlings, der philosophische Socialismus von Moses Heß und Karl Grün und die materialistische Entwickelungs-

*) Die Geschichte der ersten socialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien." Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage. Breslau. Verlag von Eduard Trewendt.

lehre von Karl Marx und Friedrich Engels, systematisch entwickelt und kritisch beleuchtet. Die Literatur, vorzüglich die periodische Presse, ist eingehend berücksichtigt und selbst die sociale Poesie (Karl Beck, Freiligrath, Harro Harring, Herwegh, Meißner, Jordan u. a. m.) mit in den Kreis der Betrachtung gezogen.

Wie viel Adler hiermit geleistet, ermißt man erst, wenn man bedenkt, daß fast gar keine Vorarbeiten existiren, auf welchen er hätte weiterbauen können. Vielmehr mußte er selbst ein massenhaftes, zerstreutes und verborgenes Material von Büchern, Broschüren, Zeitungen, Zeitschriften, gedruckten und ungedruckten Actenstücken u. s. w. äußerst mühselig auskundschaften, sammeln, sichten und durcharbeiten. Aber das Stoffliche überwuchert keineswegs, sondern ist mit strenger Oekonomie, unter Ausscheidung alles für das Thema unwesentlichen, wenn auch noch so interessanten Beiwerks, klar, übersichtlich und anschaulich geordnet. Die Schreibweise des Verfassers ist schmucklos und lebendig, seine Darstellung von gewissenhafter Treue, sein Urtheil freimüthig und verständig. Er ist kein Anhänger des extremen Socialismus; er negirt principiell die „utopistischen" Pläne der gewaltsamen Abschaffung des Privatcapitals und die Realisirbarkeit des „Socialstaates" in absehbarer Zeit; er ist weit davon entfernt, die vielfachen rohen und fanatischen Ausschreitungen der Arbeiterpartei zu übersehen oder zu vertuschen und giebt wiederholt seinen aufrichtigen Abscheu vor vereinzelten anarchistischen Velleitäten wie Verherrlichung des Königsmordes u. dgl. zu erkennen. Aber er theilt auch nicht den Standpunkt des extremen Individualismus, dem die ganze proletarische Bewegung nur eine pathologische Erscheinung bedeutet. Er erblickt in der freien Arbeiter-Association die normale Productionsform einer späten Zukunft, welcher allerdings unsere Zeit wie überhaupt unsere ganze Culturentwickelung zustrebt, deren Eintritt aber erst die allgemeine Hebung des intellectuellen Niveaus der Massen und eine ausdauernde rastlose friedliche Reformarbeit voraussetzt und daher noch so unmeßbar weit entfernt liegt, daß praktisch damit vor der Hand gar nicht gerechnet werden kann. Immerhin würde aber auch selbst die friedliche Reform niemals lediglich aus der eigenen freien Initiative der besitzenden Klassen hervorgegangen sein. Und nur der extremste Socialismus, nur die blendende Aussicht auf ein mit einem Schlage zu verwirklichendes allbeglückendes Gesellschaftsideal, vermochte begeisterte Apostel zu werben, die Massen zu entzünden und dadurch schließlich auch die Bürgerklasse aus ihrer Indifferenz gegen die Leiden des vierten Standes zu reißen. Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt die Arbeiterbewegung den Charakter einer geschichtlichen Nothwendigkeit. Auch weist dieselbe bei den Führern wie bei den Arbeitern selbst nicht nur eine respectable Summe von hervorragender Intelligenz und Befähigung auf, sondern auch neben unleugbarer Frivolität und Verwilderung, eine oft wirklich hochherzige Charakterstärke und idealistische Gesinnung, namentlich auch ein aufrichtiges Bildungsbestreben und ein starkes Solidaritätsgefühl gegenüber gewerkschaftlicher Particularitäten. Daß der Autor diese helleren Züge seinem düsteren Gemälde offenbar mit besonderer Genugthuung eingefügt und überhaupt — unbeschadet seiner Objectivität und seines grundsätzlichen Dissenses über Ziel und Wege der Socialreform — seinen Sympathien für die Sache der Arbeiter überall unverhohlen Ausdruck gegeben hat, ist in unseren Augen nicht die kleinste Zierde seines Buches, welches Keiner, der für die sociale Frage Interesse besitzt, lesen wird, ohne sich mit einer Fülle von Belehrung und Anregung zu bereichern. P. H.

Gedichte von Hermann Friedrichs.

In sehr reicher Ausstattung hat die Verlagsbuchhandlung Hermann Friedrichs Gedichte*) vor einigen Wochen erscheinen lassen, nachdem im vorigen Jahre seine „Erloschenen Sterne", ein Theil des hier ganz Gebotenen, in der Presse bereits volle Würdigung gefunden hatten.

Mit edler Sprache und großer Formengewandtheit verbindet sich Geist und eine Fülle reicher Gedanken. Die meisten Poesien, welche sämmtlich der lyrischen Gattung

*) Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

angehören, bewegen sich auf italienischem Boden, nur wenige sind allgemein gehalten oder anderweitig localisirt. Leider zieht sich durch alle die Tendenz trostlosesten Unbefriedigtseins, was um so mehr überrascht, wenn man dem Verfasser persönlich näher getreten und sich an seiner lebensvollen Frische erfreut hat. Ein Mißbehagen an dem modernen Culturleben significirt sich überall.

Wenn Horaz demselben Gefühl durch Schilderung reiner harmloser Naturvölker, oder durch Betäubung im Wein oder im Liebesrausche Ausdruck giebt, so führt Hermann Friedrichs die Welt, an der er verzweifelt, unverschleiert vor.

Fast keine Strophe ohne ein trübes Bild, nirgend eine Ermunterung, eine Hülfe, ein Trost für Diejenigen, die mit ihm auf dem unvollkommenen Erdball wandeln. In dem ganzen Romanzen-Cyclus „Octavia“ und auch sonst noch im kaiserlichen Rom verweilt der Dichter in derselben Stimmung. Die Redlichkeit wird verfolgt und verbannt. Aber Friedrichs versteht wie Wenige, mit brennenden Farben zu malen, und wir bewundern die Kraft und Fülle seiner Sprache. „Rom im Rausch“ ist eine wundervolle Leistung. Den Schlußgedanken dieses Cyclus hat der Verfasser in der Romanze vereinigt wiederholt; ne bis in idem. Friedrichs zeigt sich namentlich auch in dem dritten Abschnitt seiner „Gedichte“, welchen er „Gestalt und Empfindung“ betitelt hat, als ein echter Jünger der realistischen — nein, nicht nur der realistischen, der pessimistischen Schule. Er geht nach unserer Auffassung zu weit über die Ziele, welche die neuere Schule anstrebt. Schon in seinem Roman Margarethe Menkes ließ er die Wahrheit — sagen wir: eine gewisse Rohheit der Wahrheit — hervortreten auf Kosten der ästhetischen Forderungen. Zwei Gedichte, wie ‚Casamicciola‘ werden fast zu Blasphemieen. Was den Bau der Gedichte anbelangt, so zeigt sich eine neue Strophenform; fünffüßige Jamben in dreizeilige Strophen gegliedert.

Alles in Allem ist das Buch ein Beweis ungewöhnlichen Talentes. Wer so zu malen, so zu reimen, so zu schildern vermag, der ist ein Dichter! — Aber erquicklicher wird es sein, wenn Hermann Friedrichs einmal aus seinem reichen Gefühlsleben hervorholt, was darin ruht, und uns seine Rosen ohne so viele spitze und verwundende Dornen bieten wird! Hermann Heiberg.

Bibliographische Notizen.

Historische Literatur.

Aus der großen Masse werthvoller Publicationen, welche die historischen Studien in Deutschland zu Tage fördern, können wir nur diejenigen hier besprechen, welche nicht für den engen Kreis der Fachgelehrten, sondern für den weiteren Kreis der Gebildeten bestimmt sind. Die historische Literatur der letzten Jahre ist reich an Werken, welche mit tief eindringender Gelehrsamkeit in der Behandlung der Details eine hohe Kunst der Darstellung und eine weite Auffassung selbst eines zeitlich und örtlich engbegrenzten Gegenstandes verbinden und dadurch dem Verständniß des Laien nähergerückt werden. Die politische Entwickelung Deutschlands seit der Aufrichtung des Kaiserreichs hat diese Richtung der historischen Wissenschaft auf das Praktische außerordentlich gefördert. Die Nation soll aus der Erkenntniß der Vergangenheit Lehren ziehen für die Gegenwart und Zukunft; dabei ist es nicht nöthig, daß man bei der Geschichte des eigenen Volkes stehen bleibe. Selbst das Griechenland und Italien der alten Zeit bieten mit ihren mannigfaltigen Staatsformen der Probleme genug, welche in den modernen Staaten Europas in fast gleicher Weise wiederkehren. Und aus den Wechselbeziehungen zwischen der Wissenschaft und den Bedürfnissen der Gebildeten gehen die zahlreichen geschichtlichen Darstellungen alter und neuer Zeit hervor, deren Merkmale wir soeben bezeichnet haben.

Die zweite Serie der Handbücher der alten Geschichte, welche die Perthes'sche Verlagsbuchhandlung herausgiebt, eröffnet die

Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia von Prof. Georg Busolt. Gotha.

Der I. Theil, der bisher erschienen ist, führt die Geschichte des Landes von der ältesten Einwanderung der Pelasger bis zum Be-

ginn der Perserkriege herab. Entsprechend dem Zwecke dieser Handbücher, für alle wissenschaftlichen Untersuchungen eine solide Grundlage zu gewähren, ist zunächst der Feststellung der einzelnen Thatsache die peinlichste Sorgfalt zugewandt worden. Ist dieses geschehen, dann vereinigen sich die zusammengehörenden Momente wie von selbst zu einem großen Bilde. Durch genaue Angabe der Quellen und der neueren Literatur an der Spitze eines jeden Abschnittes bietet der Verfasser dem Leser die Möglichkeit, das Dargestellte zu controliren oder den einen oder andern ihn interessirenden Punkt weiter zu verfolgen, als es die Anlage des Buches gestattete. Was Busolt schon früher über den hier behandelten Zeitraum geschrieben hat, ist von Seiten der Fachmänner nicht ohne Widerspruch geblieben. Wie wäre das auch denkbar, bei der Lückenhaftigkeit des Materials oder der fehlerhaften Ueberlieferung! Manche Fragen werden niemals entschieden werden, wenn nicht gerade ein glücklicher Fund ein neues Licht über eine dunkle Partie der Geschichte verbreitet. Man denke nur an die jüngste Entdeckung der Papyrusfragmente aus der Politie des Aristoteles, welche über die ältere attische Verfassung überraschende Aufschlüsse gebracht haben. Aber die Art, wie Busolt seine und seiner Vorgänger Ansichten darlegt, ist in hohem Maße geeignet, in die Sachlichkeit seiner Darstellung das größte Vertrauen zu setzen; ich verweise hierfür gleich auf den Anfang des Buches, wo von der Composition der homerischen Gedichte ausführlich gehandelt wird. — Der

Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren von Victor Duruy. Aus dem Französischen übertragen von Professor Dr. Gustav Herzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. 1. Band. Verlag von Schmidt und Günther in Leipzig,

haben wir nach dem Erscheinen der zehnten Lieferung im Maiheft des vorigen Jahrgangs eine ausführliche Besprechung gewidmet. Mit der jüngst erschienenen 24. Lieferung ist der erste Band dieses bedeutsamen Werkes vollendet. Die großen Vorzüge, die wir schon damals hervorgehoben haben, zeigen sich womöglich in noch hellerem Lichte, nachdem die Geschichte der Nachfolger des Augustus aus dem julisch-claudischen Hause abgeschlossen vor uns liegt. Die Zeit des Tiberius mit ihrem eigenartigen Gegensatz seiner im Anfang vernünftigen und schließlich in maßlose Grausamkeiten ausartenden Regierung, die Tollheiten eines Caligula, die Schwäche eines Claudius, der die Leitung der Geschäfte seinem Weibe Messalina überließ, die Herrschaft Neros, sie haben in Duruy einen so vortrefflichen Darsteller gefunden, daß man jede Person, jede Localität vor sich zu sehen, jedes Ereigniß mitzuerleben glaubt. Und diese Wirkung wird durch die zahlreichen und gut ausgeführten Abbildungen noch erhöht. Ein gut Theil des Erfolges, den das Buch in Deutschland errungen hat, ist allerdings auch dem Uebersetzer Professor Herzberg und der Verlagsbuchhandlung zu danken, welche bei einem verhältnißmäßig billigen Preise für eine wahrhaft luxuriöse Ausstattung gesorgt hat.

Franz von Löher. Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde. 2. Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Löning.

Ermuthigt durch den unerwarteten Beifall und die Verbreitung, welche der erste Band der Beiträge gefunden hat, haben sich die Verleger und der Verfasser entschlossen, nachdem kaum ein Jahr dahingegangen, einen zweiten Band folgen zu lassen. Auch diesmal unterhält uns Löher de omnibus rebus et quibusdam aliis: bald belehrt er uns, daß die alten Germanen keine Menschenopfer kannten, bald führt er uns die Zeit Heinrichs I., der nach der Annahme neuerer Historiker eine nationaldeutsche Politik mit Bewußtsein getrieben und durchgeführt hat, im Gegensatze zur italienischen Politik seiner Nachfolger, bald zeigt er uns in dem Lebensbilde der Nonne Hrosvitha von Gandersheim die Richtung der religiösen Poesie der Ottonenzeit. Und dann vom Boden Europas sich loslösend, wandert er hinüber in die neue Welt, die er aus eigener Anschauung kennt und wie Wenige zu schildern weiß. Löher hat eine eigene Vorliebe für Amerika, ohne für die Schattenseiten des dortigen Lebens blind zu sein; die Essays „Gegensätze amerikanischen Lebens zum europäischen" und „Kunst und Wissenschaft der Amerikaner" enthalten eine Fülle der feinsten Beobachtungen.

J. Sander, Die Hugenotten und das Edict von Nantes. Mit urkundlichen Beigaben. Breslau, Wilh. Gottl. Korn.

Die zweihundertste Wiederkehr des Tages, an welchem der große Kurfürst durch das Edict zu Potsdam den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten „eine sichere und freye retraite in alle seine Lande und Provincien in Gnaden offerirt" hat (29. Oct./8. Nov. 1685), bot dem Verfasser die Veranlassung, die Geschichte der reformirten Kirche in Frankreich seit den Tagen Franz I. und ihrer bedeutendsten Vertreter, wie Calvins und Theodor Bezas in großen Zügen zu schildern, um im Anschlusse daran die Entstehung des Edicts von Nantes unter Heinrich IV. (1598) und seine Aufhebung durch Ludwig XIV. (1685) ausführlich darzulegen. Eine werthvolle Beigabe des frisch und mit Wärme geschriebenen Buches bildet der umfangreiche Urkundenanhang, in welchem der Verfasser sogar über das in der Erzählung festgehaltene Jahr hinausgeht und die Denkschrift des Ministers Baron von Breteuil vom October 1786 über die Lage der Calvinisten in Frankreich in deutscher Uebersetzung abdruckt. Selbst diejenigen, denen eine große Bibliothek die im Anhang benutzten Bücher zur Verfügung stellt, werden dem Verfasser für die wortgetreue Uebersetzung des Bekenntnisses der Reformirten und des Edicts von Nantes zu Dank verpflichtet sein.

Memoiren der königlich preußischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen. Vom Jahre 1709—1742. 2 Bände. Vierte Auflage mit Illustrationen. Leipzig, H. Barsdorf.

Acht Abschriften dieser Memoiren sind bisher bekannt geworden. Je nach Laune und Stimmung hat die Prinzessin das einmal Niedergeschriebene überarbeitet und vermehrt, zu einer Zeit, wo weder das eigene Familienleben noch die Lage des preußischen Staates sie rechtfertigen konnte, über ihre Eltern und ihren Bruder derartiges niederzuschreiben, selbst wenn es der Wahrheit entsprochen hatte. Aber alle die scandalösen und pikanten Geschichten, die sie in den Memoiren erzählt, bilden eine um so härtere Anklage gegen ihre eigene Person, als sie nach den Untersuchungen Rankes und Droysens zum Theil als pure Erfindungen, zum Theil als arge Entstellungen der wirklichen Vorgänge bezeichnet werden müssen. Als zeitvertreibende Lectüre sind die Memoiren recht interessant, als Geschichtsquelle fast werthlos und nur mit äußerster Vorsicht zu benutzen. Bezeichnend ist es, daß der Leipziger Verleger bereits vier Auflagen des Werkchens veranstaltet hat.

Die Hanse und ihre Handelspolitik. Vortrag von Prof. Dr. Dietrich Schäfer. Jena, G. Fischer.

Der durch sein preisgekröntes Werk „Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark" bekannte Verfasser schildert in dem knappen Rahmen eines Vortrages die Entstehung, die Ausbildung und den Niedergang der deutschen Hanse. Unverkennbar ist die Tendenz, auf die große colonisatorische Bewegung, die jetzt durch unser Volk geht, durch das Beispiel der Vergangenheit einzuwirken. Wie in den Zeiten der Staufen, macht sich auch in unsern Tagen, nachdem Deutschland durch seine politische Einigung eine Weltstellung erlangt hat, das Bestreben mächtig geltend, nunmehr auf dem Meere die gebührende Stellung zu erobern; wie damals, so stehen auch heute neben den allgemein politischen die wirthschaftlichen Beweggründe in vorderster Linie. Ein eindringendes Studium der hansischen Geschichte kann uns lehren, im Verfolg der colonisatorischen Thätigkeit die Fehler zu vermeiden, die frühere Geschlechter begangen haben. Mögen die Lehren, die Schäfer in seinem Vortrage giebt, auf einen fruchtbaren Boden fallen

Bruno Gebhardt, Geschichtswerk und Kunstwerk. Eine Frage aus der Historik. Breslau, Preuß und Jünger.

Nach den Ausführungen des Greifswalder Professors Ulmann, welcher die Forderung, daß das Geschichtswerk ein Kunstwerk, die Geschichtschreibung eine Kunst sei, zurückgewiesen hatte, tritt Gebhardt in dem einen Bogen starken Schriftchen von Neuem an die Prüfung dieser Forderung heran. Nicht ohne Scharfsinn definirt er die Kunst als die Verschmelzung des idealen Inhalts mit realer Formengestaltung, als die Harmonie von Geist und Materie, und indem er aus den zwei Arten der historischen Werke, den untersuchenden und darstellenden, die ersteren ausscheidet, gelangt er zu dem Resultat, daß die darstellende Geschichtschreibung, begründet auf Untersuchung und Kritik, Kunstwerke liefern soll und thatsächlich auch geliefert hat. Was Gebhardt vom

Historiker verlangt, deckt sich theilweise mit dem, was Wilhelm von Humboldt in seiner Abhandlung: „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers" ausgesprochen hat. Das Schriftchen enthält anregende Gedanken.

Leopold von Ranke, Lichtstrahlen aus seinen Werken. Gesammelt und mit einem Lebensabriß herausgegeben von Arthur Winkler. Berlin, R. L. Prager.

Ranke selbst soll eine lebhafte Freude empfunden haben, als er zu seinem neunzigsten Geburtstage die „Lichtstrahlen" erhielt. Er schien darin eine Ehre zu erblicken, die bisher nur den größten Geistern der Nation zu Theil geworden ist. Wir besaßen „Lichtstrahlen" aus den Werken Goethes und Schillers, Lessings und Kants, aber noch keine aus den Werken eines Historikers. In den zahlreichen Schriften Rankes finden sich wie dazwischen gestreute Perlen tiefe philosophische Betrachtungen über den Menschen und seine Entwickelung, über Religion und Politik, über Staat und Kirche, über Cultur und Sitte, über Staatsformen, über die öffentliche Meinung und die Parteien, kurz über Alles, was im Verlaufe seiner historischen Darstellung einer verallgemeinernden Betrachtung werth erschien. Mit großem Fleiß und ebenso großer Liebe hat sich Winkler in das Studium sämmtlicher Schriften des Meisters vertieft und die darin befindlichen Stücke von allgemeiner Bedeutung gesammelt und nach ihrer Zusammengehörigkeit geordnet. Wer das Buch besitzt, wird es oft und gern zur Hand nehmen; wo man es auch aufschlägt, überall findet man Gedanken, die zum Nachdenken auffordern. Als Einleitung ist der Lebensabriß Rankes vorangeschickt.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedr. von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. 9 Folge, 5 Jahrgang Leipzig, F. A. Brockhaus.

Alle Jahre um die Weihnachtszeit sendet die bekannte Verlagsbuchhandlung schon seit mehreren Decennien einen Band des historischen Taschenbuchs in die Welt. Sie bekundet damit, daß sie sich nicht an den kleinen Kreis der Fachgelehrten, sondern an alle Freunde historischer Studien wendet; und dementsprechend gestaltet sich auch die Wahl und die Form der veröffentlichten Abhandlungen. Der gelehrte Apparat der Noten und Urkunden ist hier auf ein Minimum beschränkt, unbeschadet der Gründlichkeit des Gebotenen; alle Theile der Geschichte sollen, wenn möglich, gleichmäßig vertreten sein, und so ist auch in dem vorliegenden Bande, welcher „Leopold von Ranke, dem Meister Deutscher Geschichtswissenschaft zum 90. Geburtstage" dargebracht ist, weder das Alterthum noch das Mittelalter noch die neuere Zeit leer ausgegangen. Asbach zeichnet ein Lebensbild des Tacitus, soweit es die dürftige Ueberlieferung gestattet, und erörtert die Tendenz des Agricola und der Germania.— „Irmengard von Hammerstein," deren Geschichte Professor Menzel erzählt, bietet ein rührendes Beispiel standhafter Liebe dar, welche selbst den Satzungen der Kirche sich nicht zu unterwerfen vermag. Die strenge Richtung, welche in der deutschen Kirche des beginnenden elften Jahrhunderts die Oberhand gewann, sah in dem verwandtschaftlichen Verhältniß zwischen Irmengard und ihrem Gemahl Otto einen Hinderungsgrund für ein eheliches Zusammenleben. Es ist bekannt, daß Wilbrandt diesen Stoff dramatisch gestaltet hat. — Den „Aufstand Siciliens 1516" schildert Konrad Häbler. — Der durch Umfang und Inhalt bedeutendste Aufsatz stammt aus der Feder des Herausgebers, Professor Maurenbrecher: Tridentiner Concil. Vorspiel und Einleitung. — Professor Heinze behandelt das Verhältniß zwischen der Pfalzgräfin Elisabeth und Descartes auf Grund ihres Briefwechsels. — S. Löwenfeld erzählt die Geschichte des päpstlichen Archivs bis zum Jahre 1817; die Erschließung der Vaticanischen Archive durch Leo XIII. und die Berufung des Professors Hergenröther als Präfecten derselben haben die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise von Neuem auf die dort befindlichen literarischen Schätze gelenkt. — Aus der Geschichte unseres Jahrhunderts behandelt Prof. Oncken die Krisis der letzten Friedensverhandlungen mit Napoleon I. (Febr. 1814). Der reiche Inhalt des Buches bringt uns das vielcitirte Wort Goethes in Erinnerung: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, man darf aber diesmal auch den Schluß hinzufügen: und jeder geht zufrieden aus dem Haus.

L.

In eigner Sache.

Der Aufsatz, den ich unter dem Titel: „Idealismus und Naturalismus in Berlin" im November-Heft des vorigen Jahrgangs von „Nord und Süd" über den Proceß Gräf veröffentlicht habe, hat sich nicht des Beifalls des früheren Schieferdeckermeisters und jetzigen Modellstehers Wilhelm Hammermann zu erfreuen gehabt. Ich muß gestehen, daß es mir auch nicht darum zu thun gewesen ist, mir diesen Beifall zu erwerben. Man erinnert sich der wichtigen Rolle, welche der Modellsteher Hammermann in jenem zu einer traurigen Berühmtheit gelangten Processe, als dessen Hauptveranlasser er zu betrachten ist, gespielt hat. Wie alle andern an dem Processe Betheiligten, so habe ich auch den Zeugen Hammermann in meinem Aufsatze zu charakterisiren gesucht, und diese Charakterisirung erachtet der p. Hammermann als beleidigend für sich und seine minderjährige Tochter Helene.

Einige Wochen nach Veröffentlichung meines Aufsatzes hat er mir zunächst eine offene Postkarte zugeschickt, welche von der Postbehörde mit dem amtlichen Vermerk versehen war: „Wegen beleidigenden Inhalts zurück an den Absender." Trotzdem ist diese Postkarte, ich weiß nicht auf welchem Wege, in meine Hände gelangt. Sie ist in demselben Ton gehalten wie die sonstigen aus den Verhandlungen sattsam bekannten stilistischen Ergüsse dieses schreiblustigen Herrn, und enthält die ebenfalls nicht ungewohnte Drohung mit einer Klage.

In der That erhielt ich später auch eine Ladung, mich zum 12. Januar zu einem von dem Schiedsmanne meines Bezirks anberaumten Termine, dem sogenannten „Sühneversuche", einzufinden. Diesmal hatte sich noch ein anderer Hauptbelastungszeuge aus dem Gräf'schen Proceß, der Stellmacher Kühnle — derselbe, der sich die von Herrn Professor Gräf an die Mitglieder der Familie Rother gerichteten Schriftstücke heimlich angeeignet und dem Hammermann behufs Einreichung der Denunciation gegen Gräf und die Familie Rother zur Verfügung gestellt hatte — dem Schritte seines Freundes angeschlossen. Ich theilte dem Herrn Schiedsmann brieflich mit, daß ich mich nicht veranlaßt fühlen könnte, mit den beiden Zeugen Hammermann und Kühnle in persönlichen Verkehr zu treten, und leistete daher auch der Vorladung keine Folge. Der Stellmacher Kühnle scheint sich inzwischen eines Andern besonnen zu haben und die Frage, ob er von mir beleidigt sei oder nicht, auf sich beruhen lassen zu wollen.

Dagegen hat der frühere Schieferdeckermeister und jetzige Modellsteher Hammermann, unter Vorlegung des ihm vom Schiedsmann zugestellten Schriftstückes, welches bestätigt, daß der Sühneversuch ohne Erfolg geblieben ist, in der Anmeldestube des Königlichen Amtsgerichts I. am 25. Februar die Privatklage gegen mich wegen des in „Nord und Süd" erschienenen Aufsatzes, durch den er selbst und seine minorenne Tochter Helene beleidigt sein sollen, eingereicht.

In der Begründung der Klage werden außer der Gesammtheit des Aufsatzes, der als ehrenkränkend für Hammermann und die Seinigen dargestellt wird, noch achtzehn besonders hervorgehobene Stellen aufgeführt, die den vom Kläger behaupteten beleidigenden Charakter haben sollen.

Ich werde seinerzeit über den weiteren Verlauf dieser Sache das Erforderliche mittheilen.

Berlin, im März 1886. **Paul Lindau.**

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Graf Adelmar Dabel, Ein zerschelltes Wappenschild. Zeitroman aus unsern Adelskreisen. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Alis Harry, Petite Ville. Paris, Jules Lévy.

Armeleutslieder. Frankfurt a./M. Druck und Verlag von Gebr. Knauer.

Atlas von Afrika. 50 colorirte Karten auf 18 Tfln. Mit einem geographisch- statistischen Text. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Aus der Armenpraxis in New-York von einem Arzt. Verlag von The International News Company New-York.

Brand Dr. Eduard, Aus der Werkstatt des Unterrichts. Eine Abhandlung. Bielitz, Verlag von Josef Caesmann.

Brünslcke, A, Zwei berühmte Chefs der preussischen Zietenhusaren: Prinz Friedr. Carl v. Preussen und Hans Joachim v Zieten. Für Jung und Alt erzählt. Rathenow, Verlag von Max Babenzien.

Conradi, Herrmann, Brutalitäten. Skizzen und Studien. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Daudet, Alphons, Tatarin in den Alpen. Neue Ruhmesthaten des Helden von Tarascon. Aquarell-Illustrationen von Aranda, de Beaumont, Montenard, de Myrbach, Rossi. Stiche in Facsimile von Guillaume frères. Leipzig, Verlag von H. Le Soudier.

Dietz, August, Klänge aus dem Elsass. Gedichte. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Es schickt sich nicht. Ein Handbuch der mehr oder weniger vorherrschenden Missgriffe und Fehler in Umgang und Sprache. Frei nach dem Englischen „Don't“. Frankfurt a./M., C. Koenitzers Verlag.

F . . . . Finis Poloniae? (Verantwr. D. Fränkl, München). München, Commissions-Verlag v. J. Schweizer.

Floegels Geschichte des Grotesk- Komischen. Bearbeitet, erweitert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Friedrich Ebeling. Mit 400 Original- Kupfern zum Theil in Farbendruck. Dritte Auflage. Heft I. Leipzig, H. Barsdorf.

Freund, Leonhard Studien und Streifzüge auf socialwissenschaftl., jurist. und culturhistor. Gebieten. II. Heft. Leipzig Carl Fr. Pfau.

Gegen den Strom, Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. VII. Die gebildete Welt. Wien, Verlag von Carl Graeser.

Godefroy, Reminiscenzen. Gedichte. Erste Auflage. Leipzig, Verlag von H. Barsdorf.

Grotthuss, Jeannot, Emil von, Am Strome der Zeit. Dichtungen. Riga, M. Kymmels Buchhandlung.

Heichen, Paul, Afrika, Handlexikon. Mit vielen Abbildungen und Karten. Lfrg. 13/17. Leipzig, Grossner und Schramm.

Heiberg, Hermann, Eine vornehme Frau. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Henckell, Karl, Quartett. Dichtungen. Unter Mitwirkung von Arthur Gutheil, Erich Hartleben, Alfred Hugenberg herausgegeben. Hamburg, Otto Meissner.

Hobrecht, Max, Hutten in Rostock. Rathenow, Verlag von Max Babenzien.

Janitschek, Maria, Legenden und Geschichten. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Joséphin. Péladan, La décadence Latine, Éthopée II. Curieuse! Frontispice à l'eau-forte de Félicien Rops'. Deuxième Édition. Paris. Librairie de la Presse, A. Laurent.

Karpeles, Gustav, Geschichte der Jüdischen Literatur 13/18. (Schluss-) Lieferung. Berlin. Robert Oppenheim.

Kerner, Justinus, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804. Zweiter unveränderter Abdruck. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe.

Kralik, Richard, Das Osterlied. Ein Wintermärchen. Wien. Verlag von Carl Konegen.

Linke, Oskar, Aus dem Paradiese. Berliner Idyllen. Minden i./W., J. C. C. Bruns.
— Die Versuchung des heiligen Antonius. Minden i./W., J. C. C. Bruns.

Lux, A. E., Geographischer Handweiser. Systemat. Zusammenstellung der wichtigsten Zahlen und Daten aus der Geographie. Fünfte, vermehrte und vorbesserte Auflage. Stuttgart Verlag von Levy & Müller.

Mainländer, Philipp, Die Philosophie der Erlösung. Zweiter Band. Zwölf philosophische Essays. Fünfte Lieferung. Kritik der Hartmann'schen Philosophie des Unbewussten. Frankfurt a./M., Verlag von C. Koenitzer.

Marchand, Alfred, Les Poètes Lyriques de l'Autriche. Nouvelles Études Biographiques et Litteraires. (Maurice Hartmann, Joséphine de Knorr, Robert Hamerling, Lorm.) Paris. G. Charpentier & Ciep. Éditeulirs,

Meli, Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferdinand Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Münz, Dr. Bernh., Lebens- und Weltfragen. Philosophische Essays. Wien, Verlag von Carl Konegen.

O. H. Ueber die Geheimlehre. Betrachtungen. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Ohnet, Georges, Les dames de Croix-Mort. Paris, Paul Ollendorf.

Parlow, Hans, Vom Quadalquivir. Wanderungen in Sevilla. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Reder, Heinrich von, Federzeichnungen aus Wald und Hochland. München und Leipzig. Verlag von Otto Heinrichs.

Redtenbacher, Rudolf, Die Architektur der italienischen Renaissance. Entwickelungsgeschichte und Formenlehre derselben. Ein Lehr- und Handbuch für Architekten und Kunstfreunde. Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller.

Reich, Eduard, Blicke in das Menschenleben. Leidenschaften, Laster und Verbrechen, deren Entstehung, Heilung und Verhütung. Lief. 1. Schaffhausen, Druck und Verlag von Fr. Rothermel & Comp.

Revue Internationale. Deuxième année. Tome VIII. 4. 5. 6., IX. 4. 5. Florence. (Directeur Angelo de Gubernatis.)

Sack, Eduard, Schlaglichter zur Volksbildung. Heft 2. Nürnberg, Verlag von Wörlein & Co.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 37. — Heft 110.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Mai 1886.

Breslau.
S. Schottlaender.

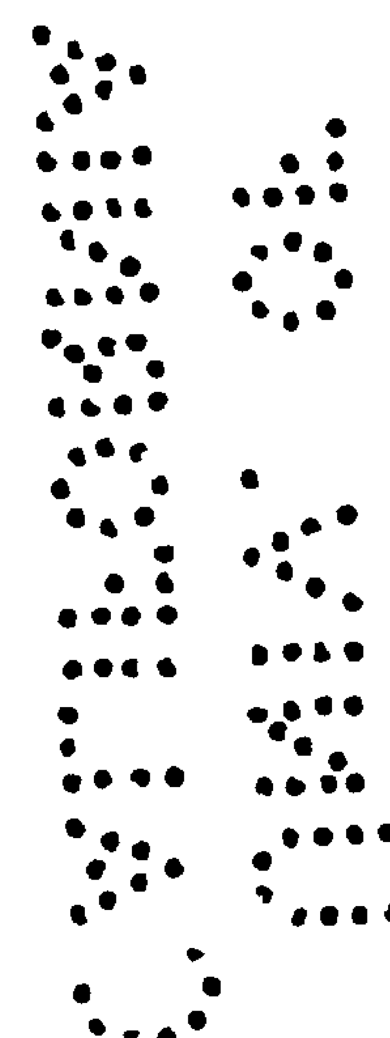
Mai 1886.

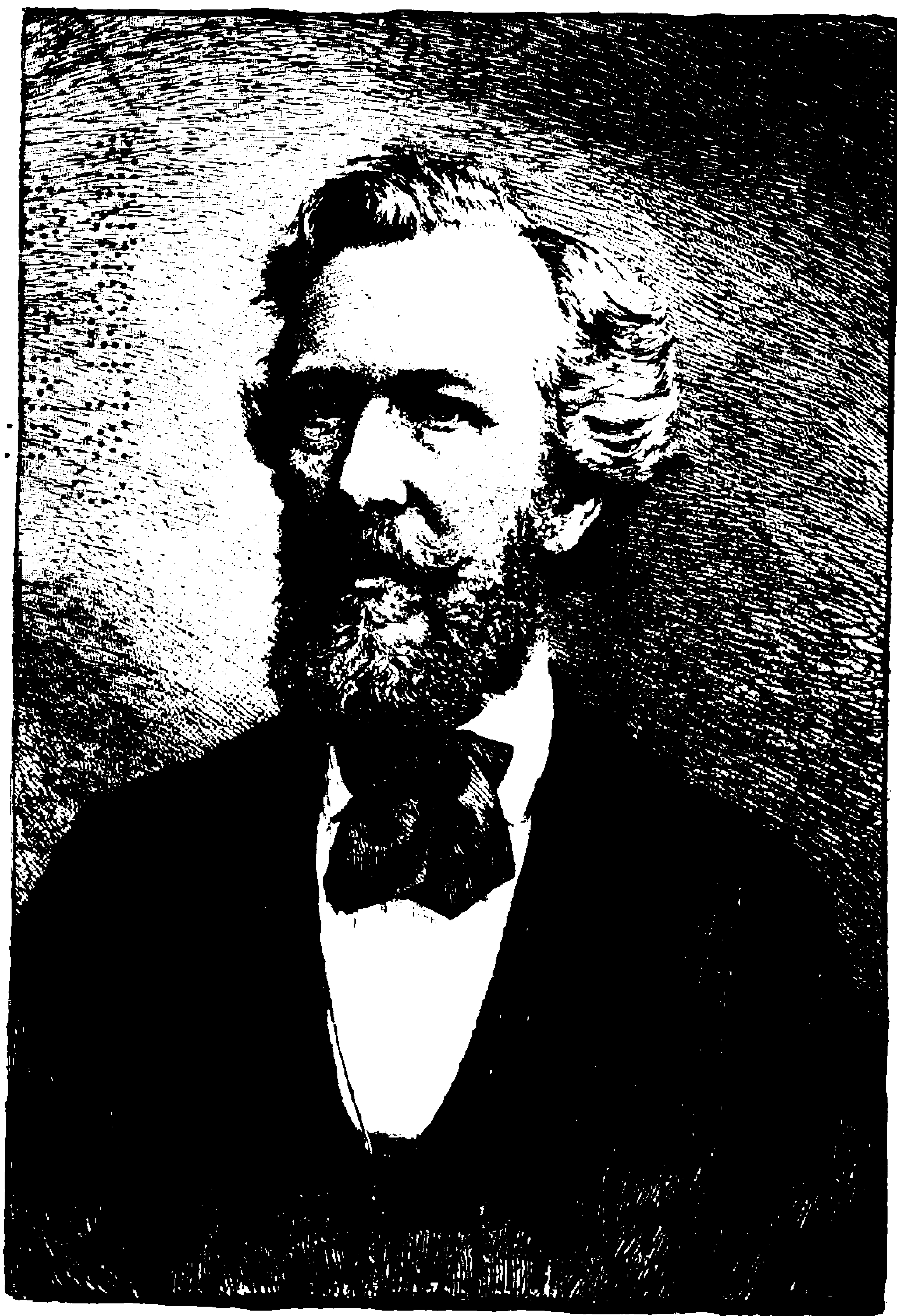
Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Ernst Haeckel.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.





Ernst Haeckel

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

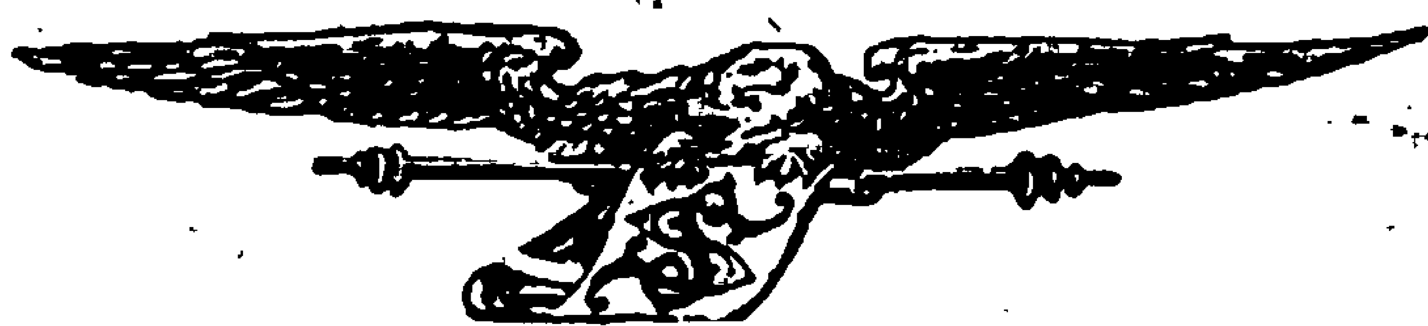
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXVII. Band. — Mai 1886. — Heft 110.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ernst Haeckel.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Georg Hansen.

Von

Adalbert Meinhardt.

— Hamburg. —

Il y a un goût dans la pure amitié où ne peuvent atteindre ceux qui sont nés médiocres.

La Bruyère.

Es giebt Menschen, deren Wesen so einheitlich ist, deren Denken so gerade, daß sie die krummen viel verschlungenen Zackenwege anderer minder groß gearteter Naturen kaum begreifen. Führt aber das Leben sie mit solchen in Berührung, so werden sie ihnen unterliegen, eben weil sie die Stärkeren sind. Denn es gilt leider hier nicht die Regel, daß der bessere Kämpe obsiegt. Je selbstloser ein Charakter ist, desto leichter wird er dem Egoismus Anderer zum Opfer fallen, wird er sich mißbrauchen lassen. Und je reiner sein Streben, um so bitterer wird er die Niederlage empfinden, die er selbst sich bereitet hat.

Ich kannte einen solchen Menschen.

Frühmorgens am Gründonnerstage hatte ich, von den warmen Strahlen der köstlichen Aprilsonne gelockt, ein Buch unter den Arm genommen und wollte in die Campagna hinaus. Ich lebte damals schon lange in Rom und wußte unweit der Via Appia mir ein gar heimlich stilles Plätzchen zum Lesen wie zum Nichtsthun und Träumen. Aber ich bin nicht so weit gekommen. Hatten mich schon vor verschiedenen Kirchen die bunten Gruppen der Campagnolen aufgehalten, die andächtig singend von der einen zur anderen zogen, so brachte nahe dem Lateran die Menge mich aus meinem Schlenderschritt vollends zum Stillstand. Denn allda, vor der Thür der Capelle, welche die Scala santa enthält, hatte sich ein dichter Haufe von Betern und Zuschauern angesammelt, die nur allmählich, mehr geschoben als gehend, den

schmalen Eingang erreichen konnten. Es war heute der große Haupttag für dies Heiligthum, der Tag, an welchem Jesus selbst die Stufen erstiegen haben soll, die zu dem Hause des Pilatus hinaufführten und die, der frommen Sage zufolge, hier wieder aufgerichtet sind. Des zum Gedächtniß wird diese Treppe jetzt noch immer von gläubigen Pilgern auf ihren Knieen andächtig erklommen.

Ich war schon früher dadrinnen gewesen und hatte das mittelalterliche Schauspiel mit schmerzlichem Entsetzen betrachtet. Und dennoch bin ich wieder gekommen. Es ist ganz gut, während man in der kühlklaren Luft dieses neunzehnten Jahrhunderts die Welt wohlgeborgen vor allen alten Schäden wähnt, sich gelegentlich eine Mahnung daran zukommen zu lassen, daß mit all' den Errungenschaften modernen Wissens wir es noch nicht gar so weit gebracht haben.

Auch heute, als ich von dem Sonnenschein draußen in den engen, dumpfig düstern Raum trat, durchschauerte mich unsägliches Mitleid mit den Armen, die sich hier die Knie wund drückten, in ihrem frommen Wahn befangen. Neben der Thür, an dem kleinen Tischchen saß ein Beamter in geistlicher Kleidung, beschäftigt, den Pilgern die Bescheinigung auszustellen, daß sie die Treppe betend erstiegen haben. Vor ihm standen wartend zwei Frauen von Albano. Sie konnten selber das Blatt nicht lesen, das er ihnen einhändigte. Aber ich sah, wie eine Jede den unsaubern Schein andächtig küßte, bevor sie ihn zusammengefaltet wie ein Amulet in ihr Mieder schob. Auf der heiligen Treppe knieten Campagnolen, Männer, Frauen und Kinder, hohläugig mit fieberblassen magern Gesichtern. Daneben eine reichgekleidete, vornehme Dame, deren Schleppe lang hinter ihr die Stufen hinabhing. Sie hatte ein hübsches Kind an der Hand, ein Mädchen von sechs Jahren etwa, mit blondem Haar und neugierigen Augen, das im Knien unablässig das Köpfchen drehte, bald rechts und bald links. Und die seidene Schleppe der Mutter hob sich rauschend um eine Stufe, oder um zwei? Sie war sehr praktisch diese Schleppe, denn sie verdeckte das Vorwärtsrutschen und Niemand konnte unterscheiden, ob die Dame im Eifer des Betens nicht etwas schneller als sonst üblich nach oben rückte. Nun, das wäre wohl auch noch kein Unglück gewesen. Denn, da das Gebet auf einer jeden von den achtundzwanzig Stufen für neun Jahre im Voraus Ablaß aller Sünden gewährt, so müßte sie fast die Lebensdauer Methusalems zu erreichen wünschen, um der vollen Zahl zu bedürfen. Der Lakai, der wartend mit Sonnenschirm und Mantille seiner Dame neben mir stand, bemerkte ihr kleines Manöver gleichfalls. Denn unsere Blicke trafen sich und der betreßte Weltweise in den sammetnen Kniehosen mit silbernen Knöpfen zuckte die Achseln, als wolle er sagen: Ma, che volete! Auf eine Stufe mehr oder minder kommt es nicht an.

Und mit einem ähnlichen, mitleidig verächtlichen Kopfschütteln war ich schon im Begriffe mich abzuwenden. Da sah ich . . . Wieso mein Blick

zwischen all' den bunten Gestalten gerade auf diesen unscheinbaren Mann abgelenkt wurde, das kann ich nicht sagen. Vielleicht eben deshalb, weil neben den braunen Kutten der Mönche, neben den malerischen Trachten der Campagnahirten, den schillernd hellen Toiletten der Damen, der farblos schlichte, moderne Rock sich wie ein Anachronismus ausnahm. Vielleicht aber nur, weil der Träger desselben langsamer aufwärtsrückte als jene. Er überschlug gewiß keine Stufe. Es war ein Nordländer, hätte auch nicht das blonde Haar ihn verrathen, ein Nordländer in seiner ganzen Haltung. Die mächtigen breiten Schultern waren freilich Alles, was ich von dem Manne sah, der da vor mir kniete. Aber an diesen Schultern allein meinte ich seinen Charakter zu kennen: ein Mensch ohne Falsch, ehrlich und gerade, dem es Ernst war, heiliger Ernst mit Allem, was er unternahm, der weder seinem Gott noch Seinesgleichen Sand in die Augen zu streuen vermochte. Und dennoch ... weshalb kniete er hier? Er paßte nicht hierher. Er war Protestant, vom Wirbel zur Zehe, in jeder Bewegung, jeder Falte dieses trotzigen, nordischen festen, eigensinnigen Mannesnackens. Fast mußte ich über mich selber lachen, daß ich einen modern bekleideten Torso so eifrigem Studium unterzog. Auch wäre ich wohl fortgegangen, ohne noch die Frage zu lösen, wie das Gesicht des blonden Hünen zu seinen Schultern stimmen mochte, hätte mich nicht das Gedränge neu eingetretener Pilgerschaaren wider Willen festgehalten. Inzwischen war mein Unbekannter, nachdem er seine mühselige Buße vollendet hatte, droben, im Halbdunkel, vor den vergitterten kleinen Fenstern der allerheiligsten Capelle Sancta Sanctorum meinen Blicken eine Minute lang entzogen. Gleich darauf kam er, mit festen sicheren Schritten alle Anderen überholend, die breite Treppe herunter, welche, neben den geweihten heiligen Stufen, zu alltäglichem Gebrauch dient. Er ging schnell, als ob es ihm eile fortzukommen. Ich sah ihn noch zu dem Tisch des Geistlichen treten, sah, wie er jenem ein schon beschriebenes Blatt hinreichte, welches man ihm gestempelt zurückgab. Ein richtiger frommer Wallfahrer also, der, bevor er die Scala santa kniend erklomm, allem Anschein nach in sämmtlichen sieben Pilgerkirchen von Rom an demselben Morgen sein Gebet verrichtet hatte. Und doch legte er diesen vielbedeutenden Schein, der ihn freisprach von allen Sünden, begangenen, wie noch zu begehenden, ohne ihn weiter anzusehen, in eine dicke schwarzlederne Brieftasche, von kaufmännisch allerpraktischstem Zuschnitt. Mit gemessener Ruhe knöpfte er seinen dunklen Rock sorgfältig darüber zu. Jetzt erst näherte er sich dem Ausgang. Geraden Wegs kam er auf mich zugeschritten. Nun stand er vor mir, hob den Blick und ...

Wir prallten Beide zurück. Unwillkürlich hatte ich laut seinen Namen gerufen. Er aber, bleich bis in die Lippen, stand bei meinem Anblick starr. Hätte ich ihn nicht rechtzeitig erfaßt und aus der schwülen menschenerfüllten, weihrauchdunstigen Capelle mit mir hinaus in die freie Luft des Platzes gezogen, ich glaube er wäre zusammengebrochen.

Was war das? Wie kam dieser Mann hierher? Ich kannte ihn wohl.

Vor wenigen Jahren war ich bei einem Besuch zu H. in das Haus seiner Eltern eingeführt worden. Sein Vater, Chef der Firma Jürg Hinrich Hansen und Compagnie, war ein Kaufmann nach alter Art, einfach und streng in seinen Grundsätzen. Der Sohn hatte, wie man mir damals erzählte, sich nur schwer und nach mancherlei Kämpfen entschlossen, dem Wunsche des Alten Folge zu leisten und in das Geschäft einzutreten; doch galt er jetzt — wie jung er auch war — für ausnehmend tüchtig. Dabei besaß er die regsten allumfassendsten Interessen, eine große Belesenheit und einen freien offenen Blick für Menschen und Dinge. Mir war Georg Hansen durch sein frisches, energisches Wesen schnell lieb geworden und in den kurzen Wochen unserer Bekanntschaft nähergetreten als mancher Andere. Und diesen Menschen, den Abkömmling einer, in jener norddeutschen Stadt hochgeachteten altprotestantischen Patrizierfamilie nun als Beter auf der Scala santa zu finden! Konnten ihn seine künstlerischen Neigungen der Kirche in die Arme geführt haben? Es schien mir kaum faßbar.

Da er stumm blieb und ich nicht wußte, was ich denken noch sagen sollte, murmelte ich Etwas von einem unerwarteten Zusammentreffen, von der Aussicht, noch öfter in Rom ihm zu begegnen, und wollte grüßend mich entfernen.

Er aber legte die Hand wie bittend auf meinen Arm. „Nein," sagte er mit leiser Stimme, „gehen Sie nicht von mir. Lassen Sie mich nicht allein. Ich ertrage es nicht, daß Sie mich verachten. Da Sie mich nun doch einmal hier sahen, möchte ich Ihnen wenigstens sagen, Ihnen zu erklären versuchen . . ." Doch die Rede erstarb ihm auf den Lippen.

Er ging noch ein paar Schritte schweigend, gesenkten Hauptes neben mir her. Aber ich merkte, daß er kaum mehr vorwärts konnte. So fragte ich ihn, ob er sich nicht ausruhen wolle, er scheine ermüdet. Er nickte dazu. Und sich mit der Hand über die Augen fahrend, sagte er: „Sie haben Recht, ganz Recht, ich merke es selbst jetzt. Die lange Reise die Nächte hindurch und dann heute Morgen . . . Man muß eben Alles erst erlernen und ich war es bisher nicht gewöhnt." Er starrte wieder vor sich hin.

Doch als ich ihm vorschlug, in den nahen Lateran auf ein paar Minuten einzutreten, um sich auf einer der Bänke drinnen zu erholen, schauderte er förmlich zurück. „Wieder in eine Kirche! Nein! Ich bitte Sie, verschonen Sie mich. Ich war schon in so vielen heute, ich kann nicht mehr."

Auch dazu, in eine Trattorie in der Nähe zu gehen und bei einem Glase rothen Landweins sich zu erquicken, schüttelte er ablehnend den Kopf: Er sei ein schlechter Zechgenoß, meinte er. Nur nach Stille und frischer Luft begehre es ihn, sonst nach nichts auf der Welt.

So nahm ich ihn denn beim Arme und führte ihn den kurzen Weg zwischen den Mauern zur Villa Wolkonsky. Es ist das einer von meinen vielen, ungezählten Lieblingsplätzen in und um Rom. Der Garten stand heute dem Publikum offen, schien aber zu dieser frühen Stunde noch wenig besucht.

Wir gingen den kiesbestreuten Pfad am Hause vorüber, bis zu einer halbrunden Bank, die sich mit dem Rücken an einen der epheubewachsenen Pfeiler der alten Acqua Claudia anlehnt. Die zur Ruine gewordene Bogenreihe des einstigen römischen Aquäductes durchschneidet den Garten. Ueber uns waren in das Mauerwerk Statuenfragmente eingelassen, Bruchstücke hier gefundener Bauten und geborstene Inschrifttafeln. Vor uns lag ein Beet voll blühender Rosen, von den graugrünen stachlichten Formen breitblätteriger Agaven umrahmt. Darüber hinaus sah man auf den weiten Platz vor dem Lateran, bis zu der Kirche Santa Croce in Gerusalemme hinüber, zu welcher die Stadtmauer sich in einem großen Bogen hinzieht. Jenseits dehnte sich die Campagna, die röthlich sanft gewellte Fläche kaum unterbrochen von einem Gehöft, einem verfallenen Grabmal, oder den weitgeschwungenen Linien der alten Wasserleitungen. Drüben ragte in der Ferne das Gebirge klar, deutlich, greifbar, mit seinen Städtchen, seinen Kirchen, den einzelnen Villen, den weißen Häusern von Frascati. Und über Allem blauer Himmel und goldige Helle und römische Sonne!

Wir saßen schweigend eine Zeit lang. Mein Begleiter hatte die Arme über der breiten Brust verschränkt, sein Hut lag neben ihm auf der Bank. Das blonde Haupt emporgerichtet, blickte er gerade vor sich hinaus auf die Campagna und auf die Berge. Aber in seinen graublauen Augen war kein Widerschein zu sehen von all' dem fröhlichen Leuchten dort draußen.

Plötzlich wandte er sich zu mir: „Sie wundern sich, daß ich so gefühllos diese balsamische Luft einathme, und mich nicht an dem Bewußtsein allein, daß es römische Luft ist, erlabe? Sie haben Recht. Damals, als Sie bei uns waren, da meinte ich in meiner Sehnsucht nach Italien, es müsse noch einmal so kommen, daß wir uns hier träfen; ich träumte von reichen beglückenden Tagen auf klassischem Boden. Und nun Sie mich heute an einen Punkt geführt haben, von welchem aus alle Wunder dieses einzigen Erdenfleckens sich meinen staunenden Augen gleichzeitig erschließen, vermag ich doch nicht in ihrem Anschauen mein eigenes kleines Leid zu vergessen."

Ich sagte ihm, daß bei ihm gewiß, wie bei so vielen, Rom erst mit der Zeit seinen heilenden Einfluß bewähren könne. Ich denke, er werde die Villa Wolkonsky in Zukunft wohl noch froheren Muthes gern und oft aufsuchen.

„Oft?" — mit derselben raschen Wendung drehte er wieder den Kopf zu mir hin. „Oft? Ich reise mit dem Abendzuge. Ich bin einmal hier und werde wohl in diesem Leben nicht wiederkehren.

„Aber," fragte ich staunend, „sagten Sie denn nicht, daß Sie die letzte Nacht durchgereist und erst heute Morgen hier angelangt seien?"

„So ist es. Um fünf Uhr kam ich hier an. Und um sieben Uhr Abends geht der Zug fort, mit welchem ich zurückkehren muß. Ich war dann 14 Stunden in Rom. Scheint Ihnen das nicht genug?" — Und ein trübes Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Lieber Freund," entgegnete ich, „Sie sind mir ein Räthsel. Und da Sie das wissen und vorhin selbst den Wunsch durchblicken ließen, sich mir zu erklären, so will mir scheinen, es wäre jetzt die richtige Stunde und hierder geeignetste Ort dafür."

Er sah mich lange ernsthaft an. „Nein," sagte er langsam und schüttelte den blonden Kopf, „nein, es ist besser, wenn ich es für mich behalte." Dann saß er eine kurze Weile, in sich versunken, vornüber gebeugt, und starrte mit umdüsterter Miene auf den Boden. „Als ich Sie vorhin, dort an der Treppe, so plötzlich mir gegenüber erblickte," begann er endlich, „da ist mir gewesen, als müsse ich Augenblicks ersticken, wenn ich nicht mein Leid und meine Schmach einmal nur hinausschreien könnte. Ich meinte es nicht ertragen zu können, in Ihren Augen als Abtrünniger oder, noch schlimmer! als ein Heuchler zu erscheinen! Jetzt, ist das vorüber. Das da hat mir doch gut gethan." Er deutete mit einer Handbewegung auf die sonnenhelle weite Campagna. „Es sind da draußen noch ganz andere Opfer gebracht, andere Kämpfe ausgekämpft worden, als der zwischen mir und meinem Gewissen. So bin ich wieder zu mir gekommen. Es ziemt mir nicht, gleich einem Knaben, mein zerbrochenes Spielzeug zu bejammern. Ich that, was ich that, weil es mir in der Minute als Pflicht erschien. Vielleicht war es das nicht. Wer kann es wissen? Jedenfalls will ich versuchen, mein Leben auch noch nach diesem Tage weiterzuleben, so gut ich es vermag. Und deshalb — denken Sie von mir was Sie können — aber lassen Sie mich schweigen."

Ich mußte ihm meine Hand hinhalten. „Georg Hansen, gestehen Sie mir Nichts oder Alles, wie Sie wollen. Ich kann Ihnen nur das Eine sagen: Sie mögen thöricht gehandelt haben, aber, was es auch gewesen ist, was Sie zu dieser Wallfahrt trieb: daß Sie weder ein Heuchler sind noch ein Schwächling, das glaube ich verbürgen zu können."

„Ich danke Ihnen!" Er war aufgesprungen und schüttelte mit seiner Hünenkraft mir die Hand. „Sie wissen nicht, wie wohl Sie mir thun, wie Sie mir das Herz erleichtert haben! So sehr," fügte er nach kurzer Pause hinzu, „daß ich jetzt fast meine, das Andere sei auch zu überwinden. Ich möchte hinter mich werfen können, was einmal geschehen ist, und genießen, daß ich in Rom bin. Wollen Sie mir dazu verhelfen? Wollen Sie mir noch ein wenig von Ihrer Zeit gönnen und mir zeigen, so viel sich in den kurzen Stunden hier sehen läßt?"

Ich war gern bereit, ihn zu führen Draußen, vor dem Thor der Villa, fand sich ein Wagen und so fuhr ich denn mit ihm zu den wichtigsten Plätzen und den berühmtesten Bauten der Alten: dem Colosseum, dem Forum Romanum, dem Pantheon und dem Capitol. Er war nie ein Schwätzer gewesen und sprach auch jetzt nicht eben viel. Aber jedem seiner Worte merkte man das Interesse für das, was er sah, die Freude daran und das offene Verständniß an. Ich habe kaum je einen intelligenteren

Jünger umhergeführt, unter all' den vielen künstlerischen Freunden und Fremden, denen ich bei meinem langen Aufenthalt in Rom als Cicerone dienen mußte.

Als wir zum Schluß zu dem capitolinischen Museum hinaufgingen, leuchteten seine ernsten Züge wie in feierlicher Spannung. Aber gleich droben, da wir vor den sterbenden Gallier hintraten, umdüsterte die Stirn sich ihm wieder. Er begrüßte die herrliche Statue wie einen lieben alten Bekannten. „Armer Freund," begann er langsam, „Du hast es erkannt, daß alles Ringen und Kämpfen vergebens, und daß für eine verlorene Sache Sterben süß, daß es das Leichtere ist. Und nun schaust Du ruhig zu, wie Dein warmes Herzblut dahinströmt, und Du möchtest es nicht hemmen, selbst wenn Du es könntest. Wer nur am Ende wäre wie Du! Aber die Hoffnung, das Zutrauen zu Anderen und schließlich sich selbst noch verloren haben und weiterleben . . . Du weißt es nicht, wie bitter das ist."

Er stand eine Weile, still, in sich versunken, den Hut in den Händen, als stünde er wirklich in Gegenwart eines Sterbenden. Dann aber wandte er sich zu mir: „Wenn es Ihnen recht ist," sagte er in seinem gewöhnlich ruhigen Ton, „so gehen wir jetzt. Ich denke, ich habe für einen Tag mehr als genug. Nach dem da," er deutete auf den Gallier, „möchte ich doch nichts weiter sehen." Und er schritt mir voran die Treppe hinunter.

Als ich, ein paar Stunden später, auf den Bahnhof kam, von ihm Abschied zu nehmen, sagte er, mir die Hand schüttelnd nochmals: „Haben Sie Dank für Alles, Alles! Aber — wenn Sie es irgend vermögen! — vergessen Sie diesen Morgen und mich." Damit sprang er in sein Coupé und zog die Thür zu. Der Zug dampfte fort, ohne daß er mich noch gegrüßt, ohne daß ich sein Gesicht noch am Fenster gesehen hätte.

Es sind seitdem mehr als zehn Jahre vergangen.

Ein paar Mal, da ich mich in Deutschland aufhielt, hätte sich mir, wenn ich gewollt, wohl die Gelegenheit geboten, ihn zu treffen. Die Freunde schrieben mir dringende Briefe, daß ich wieder nach H. kommen müsse. Aber — ich weiß nicht, was es war — eine vielleicht übertriebene Scheu hielt mich zurück. Ich wußte, daß ich mit Georg Hansen dort zusammenkommen würde, und ich meinte zu fühlen, wie wenig er das wünschen könne. So verschob ich meine Reise von Jahr zu Jahr. Wenn ich durch gemeinsame Bekannte gelegentlich von ihm reden hörte, so geschah es immer mit dem Ausdruck der höchsten Achtung, ja der Bewunderung für seine Tüchtigkeit und seine Erfolge. Es schien sich äußerlich in seinem Dasein nicht das Geringste verändert zu haben.

Doch endlich, im Herbst vor einem Jahre, brachte ein Zufall mich ihm in den Weg, so unerwartet wie damals in Rom.

Ich hatte mich mehrere Wochen lang in Paris aufgehalten, rüstete mich am Abend zu reisen und benutzte den letzten Morgen, da alle meine

sonstigen Pflichten abgethan waren, zu einem Gang, den ich immer bisher versäumt, zu einem Besuch an dem Grab Heinrich Heines. Es war um die Zeit, wo der Streit um seine sogenannten Memoiren alle literarischen Kreise erfüllte. Ich hatte mich dadurch anregen lassen, Manches neu und mit neuer Freude zu lesen, und meinte nun als ein guter Deutscher, auch einmal zu seiner Ruhestatt hinauspilgern zu müssen.

Ich bin sonst kein Freund von Friedhofsbesuchen. Auch stimmte der Anblick des öden Grabhügels mit seinem Schmuck von Todtenkränzen aus schwarzen Perlen mich minder weich, als am Abend vorher mein altes abgegriffenes Bändchen, das Buch der Lieder es gethan. So schlenderte ich von seinem Denkmal weiter durch die langen Reihen der Leichensteine, um zu einem Punkt zu gelangen, von welchem aus man den Blick auf Paris erfassen konnte, das, in rosige Herbstnebel gehüllt, weit ausgebreitet unter mir lag. Ich war dabei, ohne es zu beachten, von dem Hauptwege abgekommen. Erst als ich an einem Eisengitter einen Mann in einer Stellung tiefster Trauer lehnen sah, ward ich meines Irrthums gewahr. Unwillkürlich hemmte ich den Schritt und wollte mich abwenden, ihn nicht zu stören. Aber gerade mein Zögern und Innehalten mochte ihn aufmerksam machen. Er hob den Kopf, der ihm tief auf die Brust gesunken war, wandte sich gleichfalls und — Georg Hansen stand mir gegenüber.

Er erkannte mich sofort. Doch nicht mit einem jähen Erschrecken wie einst in Rom; sondern er nickte, streckte mir seine Hände entgegen und sagte: „Noch eben gedachte ich Ihrer. Sie haben mir damals Muth zugesprochen. Sie sehen, ich habe Wort gehalten und weitergelebt, wie schwer mir's auch schien . . . Und da ist nun das Ende!"

Wir standen zusammen vor dem Gitter, hinter welchem sich zwei erst kürzlich aufgeworfene Grabhügel befanden. Auf einem jeden erhob sich ein einfaches Kreuz, das ein Täfelchen mit dem Namen trug: Henri Aimé, Vicomte du Plessac und Hortense de Civry, née du Plessac.

Er pflückte von einem nahen Baume die welken röthlichen Blätter und streute sie über die beiden Gräber. „Erde zu Erde," sprach er leise, „lebt wohl, meine Freunde, und schlummert sanft. Wir werden uns nicht wiedersehen."

Und er ging mit festen Schritten die Allee hinunter, dem Ausgange zu.

Drunten forderte er mich auf, mit ihm seinen Wagen zu besteigen. „Da der Zufall zwei Mal in so ernsten Wendepunkten meines Lebens uns zusammengeführt hat," sagte er, „so meine ich fast es als einen Wink ansehen zu müssen, daß wir uns nähertreten sollen." Doch auf der langen Fahrt durch Paris verhielt er sich schweigsam. Wie ehemals in der Villa Wolkonsky saß er etwas vornübergebeugt, den Blick gleichsam nach innen gerichtet. Doch sein Gesicht erschien verändert, die Wangen eingefallen, tiefe

Züge um Mund und Augen, und Haar und Bart waren weiß geworden, weit mehr, als es seinen Jahren entsprach.

Als der Wagen vor seinem Hotel hielt, wollte er mich mit sich hinaufnehmen. Ich sagte ihm, daß mir nicht viel Zeit übrig sei, weil ich noch heute abreisen müßte. Doch das schien ihm eben recht. „Ich reise auch bald nach Hause zurück,“ erklärte er mir, „und so, im flüchtigen Beisammensein, bevor wir nach Süden und nach Norden uns entfernen und vielleicht wieder auf Jahre hinaus einander aus den Augen verlieren, kann ich Ihnen am besten erzählen, was Sie nun doch einmal wissen müssen.“

Er hatte mich indessen in seine Wohnung, ein hübsches Zimmer im Entresol des Hauses, geführt, stellte Wein und Cigarren vor mich hin, und während drunten der laute Strom des Pariser Lebens vor den Fenstern auf- und niederwogte, durchmaß er mit großen Schritten das Zimmer, die Hände auf dem Rücken. Plötzlich hob er das Haupt empor, mit der alten, rasch entschlossenen Bewegung und sah wie einst aus jungen Augen, klar mir entgegen.

„Sei's darum. Es soll keine Entschuldigung sein, keine Vertheidigung meines Handelns; und gewiß keine Anklage Anderer. Ich hatte gedacht, die Geschichte jener Tage und meiner Schwäche mit mir in das Grab zu nehmen. Aber da der Zufall Sie schon zur Hälfte eingeweiht hat, so ist es vielleicht besser, ich sage Ihnen selbst, wie es dahin kam. Sonst möchte künftig ein ebenso unerwarteter, unberechenbarer Umstand Ihnen noch den Rest enthüllen und, wer weiß! vielleicht falsch, vielleicht mir oder Jenen, meinen armen Freunden, zum Nachtheil. Es lebt heute Niemand mehr, dem es weh' thun könnte. Meine Mutter ist todt, ich stehe allein und die beiden Anderen . . .“ Er schob sich einen Stuhl gegen das Fenster, so daß sein Gesicht im Schatten blieb, während er sprach.

„Ich werde ziemlich weit zurückgreifen müssen,“ begann er, „um Ihnen recht erklären zu können, wie es kam, daß Henri und Hortense du Plessac zu meinem innersten Leben gehören. Zurück bis vor mehr als zwanzig Jahren, zu der Zeit da ich jung war. Ich weiß nicht, ob man Ihnen erzählt hat, daß ich nicht der einzige Sohn meiner Eltern gewesen bin. Die beiden Anderen hatte man von jeher bestimmt, das Haus des Vaters fortzuführen. Ich sollte studiren, thun was ich wollte, mich ließ man frei. Und ich hatte seit frühester Kindheit für diese, meine goldene Freiheit die allerschönsten Pläne gemacht; ich wollte Schriftsteller, Künstler werden, ich träumte davon, einst berühmt zu sein. Da kam das Unglück. Unerwartet, in einem Jahre, kurz nacheinander, starben die beiden erwachsenen Brüder. Nun war ich der einzige Erbe der Firma. Mit der Freiheit war es vorbei. Kaum, daß der Vater mir noch Zeit ließ, mein Maturitätsexamen zu machen. Dann nahm er mich sofort in's Geschäft. Ich sah wohl ein, daß es sein mußte. Doch wie schwer es mir wurde! Als die Genossen auf die Universität fortzogen, dahin und dorthin, kam ich mir wie ein Gefangener vor.

Die Arbeit im Comptoir war mir verhaßt; das Kaufmannsgeschäft mit dem ausgesprochenen Zweck des Geldverdienens verachtete ich und verschloß geflissentlich die Augen gegen die vielen und großen Ziele, die ein echter Kaufmann erreichen kann. Auf meine Mitarbeiter im Geschäft, auf die jungen kaufmännischen Bekannten, die mir geblieben, sah ich von meiner erhabenen geistigen Höhe stolz hinab. Ich war eben sehr jung. Meine einzige frohe Hoffnung richtete sich dahin, daß ich, sobald ich mündig sein würde, der drückenden heimischen Enge entfliehen und in Italien ein Jahr lang frei sein, schauen und studiren wollte. In Betreff des Geldes war ich längst mein eigener Herr. Ein alter Onkel hatte mir sein kleines Vermögen hinterlassen, über das ich nach meinem Ermessen schalten durfte. Wie ich nach einer solchen Reise es tragen würde, mich in das frühere Joch des Geschäfts wieder geduldig einzufügen, daran dachte ich einstweilen nicht. Nur, daß ich dieses Ziel erreichen, daß ich, wenn auch nur kurze Zeit, frei in einer anderen, schöneren, geistig reicheren Umgebung athmen wollte, das stand mir fest.

Es war mitten im heißen Sommer, ein Sonntag, der einzige Tag in der Woche, an dem ich thun konnte was ich wollte. Ich war, um der Schwüle der Stadt zu entgehen, weit hinaus auf den Fluß gerudert. Doch fand ich es draußen wenig besser und ich weiß noch, wie ich bedrückt von der Schwere der Luft die Bücher von mir warf, die ich zum Studiren für meine Reise mitgenommen, und mich in den Grund des Bootes streckte. Denn viel schöner als in jenen Büchern, standen die herrlichen Kunstwerke Italiens vor meinem Geiste. Und lustiger als in der Reisebeschreibung sah ich in meinem wachen Träumen die Abenteuer, die mir auf meinen einsamen Fahrten zustoßen sollten, und in denen ich mich selbstverständlich immer als Held beweisen würde. Darüber hatte ich nur vergessen zu beachten, daß mir jetzt schon, hier auf dem wohlbekannten Flusse auch ein Abenteuer drohte, das recht unbehaglich zu werden versprach. Das Wetter hatte sich plötzlich verändert. Die Schwüle, die über dem Wasser lag, hatte sich noch drückender zusammengezogen, der Himmel war von Wolken verfinstert, und von Zeit zu Zeit zuckte weit hinten am Horizonte ein gelber Schein auf. Erst als der Wind, der Vorbote des nahenden Gewitters, mein Boot erfaßte, daß es auf den Wellen tanzte, merkte ich, was um mich her vorging, und rüstete mich eilig zur Heimfahrt. Um desto schneller zurückzugelangen, spannte ich das Segel auf, und so ging es mit der aufkommenden Fluth, vor dem Westwind her, vorwärts, schnell wie im Fluge. Aber das Wetter war noch geschwinder. Schon sauste mir ein Stoß in mein Segel, daß ich es kaum noch zu halten vermochte. Ich sprang vorwärts es zu reffen, mußte dabei das Steuer lassen, das Schiff kam in's Schwanken, ein Wirbelwind erfaßte es, warf es auf die Seite und das leichte Fahrzeug kippte um. Ich rang mit den Wellen. Noch suchte ich mich wieder in's Schiff zu schwingen. Da riß es ein erneuerter Windstoß von mir fort, es

jagte vorüber, flußaufwärts, der Stadt zu. Mich selber aber erfaßte die Fluth und trieb mich mit der Strömung weit ab von dem Lande. Ich trachtete nur nach links zu gelangen, weil ich wußte, daß sich dort eine Sandbank befinde. Aber, hatte ich mich sonst wohl für einen leidlichen Schwimmer gehalten, dem ähnlich lange Strecken im Wasser zurückzulegen leicht war, so engten mich jetzt die Kleider ein, ihre Schwere zog mich nieder. Auch mochte die vorhergehende Arbeit am Segel und Ruder meine Kräfte vermindert haben. Ich merkte, wie mir die Arme erlahmten. Immer wieder spannte ich meine Muskeln an; so oft ich auch meinte, mich ein gutes Stück näher zum Strande gebracht zu haben, so oft erfaßte mich wieder die Strömung und riß mich zurück. Und wenn ich den Kopf aus dem Wasser erhob, lag das Land noch dunkel und fern, unerreichbar vor mir. Dazu hatte der Wind sich noch stärker erhoben, die Wellen rollten über mich hin, ich fühlte meine Kräfte schwinden, ich wußte, daß ich nicht weiter konnte. Machtlos, hülflos, meinte ich mein letztes Stündlein mir schon nahe.

Da, als ich den Kopf kaum noch über Wasser zu halten vermochte, da packt es mich plötzlich. Nervige Finger reißen mich vorwärts, auf den Sand und in die Höhe. Triefend, halb bewußtlos, mich schüttelnd, stehe ich, meiner selbst kaum mächtig, auf einen festen Arm gelehnt. Und eine weiche Stimme spricht tröstlich mir zur Seite: „Mon ami, Sie sind am Lande, erholen Sie sich."

Ich schaue mich um. In dem unsicheren Lichte erkenne ich einen jungen Mann, kaum älter als ich.

„Es war Ihnen unbehaglich zu Muthe, gestehen Sie es nur, in der Feuchtigkeit da drunten," sagt er zu mir.

„Sie haben mir das Leben gerettet, und mit eigener Lebensgefahr!" rufe ich dankbar.

Er aber schüttelt den Kopf und lacht: „Ah bah, ich holte mir nasse Füße, das ist Alles. Und Sie zog ich aus dem tiefen Rinnsal, in das Sie im Dunkeln gerathen waren, nur auf den Sand. Bei hellerem Wetter hätten Sie selbst wohl die Richtung gefunden. Denn, das ist wahr, Sie können schwimmen. Auch der Neid muß es anerkennen." Darauf bückt er sich, um sein Anglergeräth, das am Boden lag, auf die Schultern zu laden, und bedeutet mich ihm zu folgen, denn ich müßte ermattet und kalt sein.

Doch da ich im Gehen noch ein Wort von meiner Dankbarkeit sagen wollte, blieb er abermals stehen: „Mon cher, wenn einer von uns Beiden Grund hätte, dem Anderen etwas zu danken, so wäre ich es. Sie haben mir ganz unerwartet das in diesen zahmen Zeiten so seltene Vergnügen verschafft, einem Menschen das Leben zu erhalten. Ich muß gestehen, das ist mir neu. Ich hatte es mir minder leicht vorgestellt. Wenn Sie nun vollends mir eine Freude bereiten wollen, so kommen Sie mit mir, lassen Sie mich Sie kleiden, speisen und wärmen, wie einst irrende Ritter

von ihren Errettern sich herbergen ließen. Es ist doch hübsch, wenn ich heute Nacht mich mit dem Bewußtsein in's Bett legen kann, ein wohlabgerundetes Abenteuer erlebt zu haben, das mir Stoff zum Dichten giebt."

„So haben wir Beide den gleichen Gewinn," entgegnete ich, „denn auch ich möchte danach streben, alle menschlichen Empfindungen kennen zu lernen, um sie einst künstlerisch zu verwerthen. Und auch mir war es bis zu diesem Tage nicht beschieden, mich aus Gefahren von Unbekannten erlösen zu lassen. Darum, Sie mögen sich dessen weigern, so viel Sie wollen, ein Stückchen von dem Menschenleben, das Sie sich hier aus dem Wasser holten, bleibt Ihnen gewidmet zum Gegendienst."

„Es sei," sprach er heiter, „ich nehme es an. Wenn ich einmal eines Retters bedarf, so rufe ich Sie mir und keinen Anderen. Zählen Sie darauf."

Als er so sprach, fuhr aus den Sturmwolken uns zu Häupten ein Blitzstrahl hervor und zeigte uns eine Secunde lang deutlich Einen dem Anderen. Ich blickte in das schönste junge Männergesicht, das ich im Leben gesehen habe. Und wie wir so standen, Auge in Auge und Hand in Hand, da ist mir gewesen, als ob das Herz mir aus der Brust fort und zu ihm hinüberginge.

Die Dunkelheit hatte uns schnell wieder umhüllt. Zugleich entlud sich prasselnder Regen aus den schwarzen Wolken über uns, der Sturm wehte mit verdoppelter Gewalt. Mein junger Retter mußte all seine Kraft daran setzen, sich und mich in der Finsterniß von der Sandbank über ein zweites tiefes Rinnsal bis an den Strand und weiter hinauf an das Land zu bringen. Ich war so erschöpft, daß ich allein kaum zu gehen vermochte. Er aber stützte und leitete mich, und sprach — ich weiß zwar längst nicht mehr, was, und wußte es selbst wohl damals kaum — in der halben Bewußtlosigkeit, in der ich mich befand, war nur das Eine mir vollständig klar, daß ich noch nie, so weit ich irgend denken konnte, einem anziehenderen Menschenkinde begegnet war.

Wir stiegen mühsam bergauf durch einen Hohlweg, der vom Strande zu der großen, vielbefahrenen Landstraße emporführt, welche sich mit dem Fluß parallel bis zur Stadt hinzieht. Ich wollte von hier aus, da ich den Weg nun kannte, nach Hause. Doch mein Begleiter litt es nicht. In der Weißdornhecke zur Rechten öffnete er eine niedrige Pforte und geleitete mich, der ich nur schwach widerstrebte, über den Rasen zu einem alterthümlichen Hause.

Hell schimmernde Säulen, in dem frostigen gräcisirenden Stil vom Anfang dieses Jahrhunderts bildeten eine prunkhafte Front und verkleideten das einfache Landhaus mit seinem tief niedergehenden Strohdach. Ich kannte das Alles. Auf Ritten und Fahrten war ich alljährlich unzählige Male vorübergekommen. Das „französische Haus", wie man es nannte,

nahm sich in dem dichten Buschwerk des verwilderten Gartens seltsam aus, zwischen all den eleganten und modernen Villen, die rechts und links mit ihren wohlgepflegten Parks an die Chaussee stießen. Es hieß, daß das Haus zur Franzosenzeit von einem vornehmen Emigranten gebaut worden sei. Und es stand nicht in dem besten Rufe. Man erzählte sich noch jetzt allerlei bedenkliche Dinge von dem Treiben jenes ersten Besitzers. Ich hatte nie davon gehört, daß das alte verödete Gewese jetzt wieder bewohnt sei.

Doch mein junger Führer schritt mit der ruhigen Sicherheit eines Mannes, der bei sich daheim ist, dem Hause zu. Ich bemerkte auch einen Lichtschein, der zwischen den Säulen des Eingangs hervor über die bröckeligen Stufen fiel. Bei unserem Nahen zeigte sich in der offenen Hausthür eine schmächtige Kindergestalt in dunkler, fast ärmlich knapper Kleidung.

„Est-ce toi, Henri?“ rief sie in die Nacht hinaus; „enfin, enfin, Dieu soit loué. Ah, que j'ai eu peur!“ Und ganz noch von ihrer Angst beherrscht, flog sie über die Stufen hinunter, ihm entgegen.

Er hob das leichte, zarte Figürchen schnell in die Höhe.

„Hast Du Dich wieder einmal geängstigt, kleines Hausmütterchen? Da, sieh her, was für einen großen Fisch ich für uns zum Souper aus dem Flusse zog.“ Und er deutete auf mich.

Aber das kleine Mädchen schauderte sichtlich vor meiner triefenden Erscheinung zurück und klammerte sich an die Hand des Bruders:

„Komm doch. Oh, Henri, scherze nicht so. Ma mère ist schon ängstlich, weil Du gar so lange fortbliebst.“

Er schüttelte unzufrieden den Kopf. „Diese Frauen!“ sagte er zu mir gewendet; „sie führten am liebsten mich wie ihren Schooßhund immer an einem seidenen Bande. Wenn ich Ihnen rathen soll, mein Freund, so lassen Sie sich von Mutter und Schwestern nicht so zum Sklaven machen, wie Sie hier sehen, daß ich es thue.“

Das sagte er mir, der ich, besonders seit dem Tode der Brüder, von der zärtlich beengenden Angst und Sorge meiner Mutter auf Schritt und Tritt umgeben war.

Inzwischen hatte er mich wieder beim Arm erfaßt und führte mich unter den Säulen hindurch in ein niedriges, großes Zimmer, das die volle Breite des Hauses einnahm. Nur in einer Ecke desselben brannte ein Licht. Es hing ein Madonnenbild dort an der Wand, und auf einem Betschemel davor hatte eine schwarze Gestalt gekniet, die jetzt, von dem Geräusch unserer Schritte auf dem unbedeckten Holzfußboden aufmerksam gemacht, sich erhob und uns langsam entgegenkam. Das Kind hatte sich zu ihr geflüchtet und hielt ihre Hand.

„Mon fils, wen bringst Du mir?“ fragte die Dame mit unruhiger Stimme. Sie sprach französisch, während die beiden Geschwister vorhin sich abwechselnd auch des Deutschen bedient hatten.

Henri näherte sich ihr mit einer ehrfürchtigen Bewegung, die zu seinem sonst raschen Wesen im Gegensatz stand.

„Ma mère," begann er in bescheidenem Tone, „erlauben Sie, daß ich diesen jungen Mann auf mein Zimmer führe? Er hat auf dem Flusse soeben einen Unfall erlitten, und . . ."

„Es versteht sich von selbst," unterbrach sie ihn mit Würde, „daß wir einem Verunglückten Gastfreundschaft gewähren. Thu' für ihn, was Du kannst. Hortense wird Dir alles Nöthige schaffen."

Er küßte dankbar ihre schmale, mit schwarzen Halbhandschuhen bekleidete Hand. Jetzt erst, als sie mit der Linken zärtlich ihm über die Locken strich und erschrocken darauf die Finger von seinem feuchten Haar zurückzog, konnte ich erkennen, daß sie blind war.

„Du selbst, mein Sohn," rief sie, „Du selbst bist durchnäßt. Auch Du bist in Gefahr gewesen!"

Er lachte. „Ma mère! Ich stand festen Fußes auf dem Sande und habe mich nur ein wenig gebückt, diesen Herrn hier aus dem Wasser zu holen."

Ich aber beeilte mich, ihr zu sagen — mein auf dem Gymnasium erlerntes Französisch erlaubte mir nicht, mich sehr wortreich auszudrücken, daß ich ihrem Sohn das Leben verdanke.

Es war rührend zu sehen, wie darauf die Blinde tastend nach des Sohnes Haupt griff. Sie drückte ihre zitternden Lippen auf seine Stirn und rief dabei mit leiser Stimme die Heiligen an, um ihnen zu danken, daß ihr Sohn so gut sei, so hülfreich und muthig. Das kleine Mädchen, das mit ängstlich großen Augen daneben stand, hatte seine Hand ergriffen und küßte sie ihm.

Der junge Mann scheute sich sichtlich, mir, dem Fremden, solch ein Schauspiel zu geben. Er entzog sich, so schnell er konnte, ihren Umarmungen. Es gelte vor Allem, erklärte er, seinen Schützling, für dessen Wohlbefinden er sich einmal verantwortlich fühle, schleunigst zu erquicken.

Nun wandte sich die Sorgsamkeit und aller Eifer der Beiden mir Aermstem zu. Ich war ihnen plötzlich wichtig geworden als ein lebendiger Beweis für die Tapferkeit ihres Sohnes und Bruders.

Aber Henri fühlte Mitleid mit mir. Er brachte mich vorerst auf sein Zimmer, mir mit seinen Kleidern auszuhelfen. Das hielt aber schwer, denn nichts wollte für meine Größe passen. Er kam darüber in die ausgelassenste Stimmung, so daß er mich mit zur Heiterkeit fortriß. Ich muß auch wohl einen sonderbaren Anblick in dem Costüm, das er mir schließlich zusammenstellte, geboten haben, denn selbst über das ernsthafte Gesichtchen der kleinen Hortense huschte, da sie mich wieder eintreten sah, etwas wie ein leichter Schimmer von kindlich froher Lustigkeit.

In dem Salon war schon der Tisch für mich gedeckt. Es stand ein Blumenstrauß darauf in einem alterthümlichen Gefäß, und um meinen

Teller lag ein Zweig halbgeöffneter blaßgelber Rosen. Der einfache Imbiß war mit einer Zierlichkeit hergerichtet, wie ich sie daheim kaum kannte. Das Ganze muthete mich wundersam fremd an. Die Kleine, die auf lautlosen Sohlen durch das Zimmer glitt, bediente mich selbst mit ihren feinen zarten Händen wie ein elfenhafter Geist.

„Sie müssen vorlieb nehmen," sagte die Hausfrau mit ihrem würdevollen Anstand, „Sie finden uns hier schlecht installirt, wie man es eben in der Fremde, auf Reisen ist. Denn Sie können wohl denken, daß wir dieses alte Haus, welches ein Vorfahr meines Sohnes, der Chevalier du Plessac, erbaut hat, nur vorübergehend bewohnen. Wenn Sie in Toulouse uns einmal besuchen, werden wir Sie dort besser empfangen."

Ich bemerkte, daß Henri verlegen schweigend zu Boden sah. Und ich beeilte mich ihr zu erklären, daß ich von der Aufnahme entzückt sei. Ich würde ihrer Gastfreundschaft gern noch größere Ehre angethan haben, hätten mir nur nicht die Glieder vor Frost geklappert. Mir war, in meinem schon halb fieberhaften Zustand, als ob ich plötzlich aus der alltäglichen Wirklichkeit mitten in eine Märchenwelt versetzt sei. Die alte Dame mir gegenüber mit ihrer aristokratischen Ruhe, mit den großen, weitgeöffneten Augen, vor denen ich mich unwillkürlich meines derberen Wesens schämte, obwohl sie mich nicht sehen konnte; das Kind mit dem frühreifen Schmerzensausdruck um die feinen blassen Lippen, und endlich mein Retter! sie schienen mir alle wie liebe, altbekannte Gestalten der Phantasie, die aus ihrem Rahmen gestiegen waren und hier lebendig sich bewegten, mir zur Freude.

Doch die Gräfin riß mich aus meiner Betrachtung empor: „Haben Sie nicht auch eine Mutter?" fragte sie mich. Und da ich bejahte: „Und Sie bleiben so ruhig hier, Henris Geplauder anzuhören, während Jene nicht weiß, wo Sie sind, vielleicht erfährt, daß Ihr Boot gekentert, sicher wartet und sich ängstigt. Wenn mein Sohn mir solches thäte! . . ."

„Ich wußte nicht, daß es schon spät sei," sagte ich linkisch.

Er sprang eilig auf. „Ma mère, verzeihen Sie ihm," bat er sie; „er wäre sofort nach seinem Unfall heimgeeilt, hätte ich nicht ihn zurückgehalten. Denn ich wollte mir die Freude nicht nehmen lassen, ihn zu bewirthen und zu erfrischen, nachdem ich ihn mir aus dem Wasser geholt."

Die alte Dame seufzte leise. — „Denke an Andere," sagte sie.

Und er, lachend: „Wozu denn, ma mère? Wenn Sie doch an Alle, an die Fremdesten selbst denken und für sie sorgen?" — Mit seinem ritterlichen Anstand küßte er ihr die Hand.

Sie konnte nicht anders, anstatt ihn zu schelten öffneten ihre Lippen sich zu einem zärtlichen Lächeln. „C'est un grand mauvais sujet que ce garçon la," sagte sie zu mir gewendet; „mais que voulez-vous? il est si bon enfant!" — Und mit ihren tastenden Fingern streichelte sie den Arm des Sohnes, den sie noch festgehalten hatte.

„Si bon enfant! das ist es eben," murmelte Henri, als er mich auf

der dunkeln Chaussee noch eine Strecke begleitete — er mußte mich im Gehen stützen, denn noch immer wollten die Glieder mir nicht gehorchen; — „wäre ich weniger leicht lenksam, bestünde ich fester auf meinem Willen, es wäre besser für mich und für Alle. Aber, wie Sie uns soeben gesehen haben, arm wie wir sind und hier gleichsam in der Verbannung lebend, ma mère hält noch immer unverbrüchlich fest an der Fiction der alten Zeit, und ich mag ihr nicht ihren Trost benehmen. Sie denkt, ein Plessac sei auserwählt unter allen Männern, ihm müßte das Leben sich wie von selbst zum Glücke fügen. Daß auch ein Plessac arbeiten, daß er streben und ringen müßte, um Etwas zu werden, das begreift sie nimmer und will es nicht hören. Ich weiß, es bräche ihr das Herz, wenn ich diesen Grundsätzen zuwiderhandeln, wenn ich bei der jetzigen Regierung einen Dienst annehmen oder sonst aus meiner Stellung heraustreten wollte. Ich aber will ihr nicht Schmerz bereiten. Sie hat ihr Augenlicht verloren, weil sie zu viel hat weinen müssen. Um mich, ihren Sohn, soll sie auch nicht eine Thräne mehr vergießen. — Wenn das alte Haus erst verkauft sein wird," fuhr er nach einer Pause mit der einfachen Offenheit fort, die mir so fremd und anziehend war, „denn nur deshalb sind wir nach H. gekommen, dann denken wir eine Pilgerfahrt nach Rom zu machen, die ma mère einst gelobt hat, da sie mich als Knaben dem Tode nah' glaubte. Sie hofft dadurch von meinem Haupte alles Unglück, alle Laster meiner Ahnen fernhalten zu können. Das wundert Sie? Eben deshalb erzähle ich Ihnen von jenem Plane. Denn wenn Sie uns näher kennen würden, möchte Sie wohl noch so Manches bei uns in Erstaunen versetzen. Ja, Sie sehen es, wir sind anders als man hier zu Lande ist. Ich weiß ungefähr, wie unsere Nachbarn und auch sonstige gute Bürger dieser Stadt über uns denken. Und so glaube ich denn, es wird besser sein, wenn unser kleines Abenteuer mit dieser einen Begegnung abschließt. — Nein, sagen Sie mir Nichts dagegen!" rief er fast heftig, als ich protestiren wollte. „Meinen Sie, es fiele mir nicht gleichfalls schwer, Sie zurückzuweisen? Wir hätten Freunde werden können, das fühle ich deutlich. Doch wir sind nun einmal aus zwei allzuverschiedenen Welten. Die Ihrige mag die bessere sein, mir aber erscheint sie zu nordisch kalt und zu vernünftig. Meine Welt muß Sie veraltet bedünken, schwächlich und unwahr. So taugen wir eben nicht zu einander. Und deshalb —" wir waren inzwischen bis an das Stadtthor gelangt, vor welchem er stehen blieb — „deshalb leben Sie wohl! Ich werde Ihnen ein gutes Angedenken bewahren, sollten wir auch im ganzen Leben uns nie mehr sehen."

Ich hielt seine Hand fest: „Aber wenn wir uns wiedersehen, bald schon, morgen, — wollen wir dann Freunde werden?"

Er machte sich los von mir. „Besser nicht. Wenn ich Ihnen rathen soll, so kümmern Sie sich nicht um uns. Ihre Bekannten und Verwandten werden Ihnen das Gleiche sagen."

Ohne ein weiteres Wort des Abschieds wandte er sich von mir fort und eine Secunde später war er in der Nacht, auf der langen Chaussee, meinen Blicken entschwunden.

Ich aber schleppte mich mühsam nach Hause. Ich war entschlossen am nächsten Morgen ihn aufzusuchen; es galt zu beweisen, daß ich nicht sei wie jene Anderen. Daraus aber sollte nichts werden. Denn am Morgen lag ich im Fieber. Sie mögen leicht die Sorge und Angst meiner Eltern ermessen, deren einziger Sohn ich jetzt war.

Wie Sie mich da sehen" — sagte Georg Hansen lächelnd — „bin ich in den vierzig Jahren meines Lebens nur dies eine Mal krank gewesen. Aber wenn einen so kräftig gebauten, starken Menschen ein Fieber packt, so pflegt es ihn, sagt man, ärger zu rütteln, als Andere, die sonst empfindlicher sind. Ich lag mehrere Tage lang bewußtlos. Nur ein Erinnern quälte mich, undeutlich, angstvoll: der Gedanke, daß ein Mensch, dem ich viel schuldete, dem ich sehr gut war, an mir zweifeln müsse. Doch wußte ich weder, wer er sei, noch worin ich mein Wort ihm nicht gehalten. Ich muß in meinen Phantasien unaufhörlich nach dem Unbekannten gerufen haben. Als ich endlich wieder zu klarem Bewußtsein zurückgelangt war, fragte meine Mutter mich, wer jener Freund sei, von dem sie Nichts wisse?

Mit einem Schlage trat bei ihrer Frage mir erst Alles wieder in das Gedächtniß. Das niedrige Zimmer, die Blinde, das Kind und Henri mit seinen geistreichen Augen. — „Mutter," rief ich erfreut, „so waren es doch keine Fieberträume! Es ist Alles wahr. Und ich kenne den Menschen, den ich meinen Freund nennen möchte. Es ist derselbe, der mich vom Ertrinken gerettet hat, dem Du allein mein Leben verdankst!"

Doch als ich ihr nun den Namen nannte, sie bitten wollte, ihn zu mir zu rufen, da legte sich etwas wie ein Schleier über die Augen meiner Mutter. „Der!" sagte sie langsam. „Wohnt denn wieder ein Plessac draußen, in dem alten, verfallenen Hause?" Und sie sprach eilig von etwas Anderem.

Auch als ich in den nächsten Tagen wieder und wieder es versuchte, sie auf dieses Thema zurückzubringen, wich sie mir aus. So befragte ich eines Abends, da er neben mir am Bett saß, meinen Vater geradezu nach den jetzigen Bewohnern des französischen Hauses.

„Die Leute sind kein Umgang für Dich," sagte er kurz. „Der Vater ist berüchtigt als Spieler, er hat seine Familie schon seit Jahren im Stiche gelassen und treibt sich in Nizza und anderen Spielbädern herum. Ein Legitimist und starrer Anhänger des Roy Henri V. liegt er mit allen bestehenden Regierungen in ewigem Streite."

„Aber der Sohn?"

„Von dem weiß ich nichts. Die Mutter soll fanatisch bigott und so hochmüthig sein, daß sie ihre kleine Tochter lieber wild umherlaufen läßt, als daß dieselbe bei ihren Nachbarn mit Kindern nichtadeliger Familien

unterrichtet würde. Und doch mußten sie aus ihrer Heimat fortziehen, weil sie tief in Schulden steckten und ihnen nichts mehr geblieben war als hier die Besitzung. Kauft ihnen nicht irgend ein guter Freund allernächstens das alte Anwesen draußen am Fluß ab, das freilich nicht viel werth sein mag, so werden sie auch hier nicht lange mehr leben können."

„Das mag Alles wahr sein," konnte ich nur wiederholen, „aber der Sohn?"

„Muß eben von demselben Schlag sein. Adeliger, Katholik und Franzose!" sagte mein Vater, der noch von der alten Schule war und einen gesunden, zähen Haß auf alles „ausländische Wesen" hegte.

„Hat er je irgend Etwas gethan, was ihm zum Vorwurf gereichen könnte?" fragte ich abermals dagegen.

Doch es ward mir zur Antwort: „Er hat eben gar nichts gethan. Er thut Nichts und ist Nichts. Ein Cavalier, wie sein Großoheim war, der das französische Haus gebaut hat, und wie alle die Plessacs. Kein Mensch, der zu uns paßt. Du willst mir nicht glauben? Nun mein Sohn," sagte er, „so thu' was Du willst. Du bist ja kein Kind mehr. Bezahle Du Deine eigene Erfahrung, wie ich dereinst mir die meine erwarb."

Dagegen ließ sich nichts weiter sagen. Da ich meinen Vater sehr wohl kannte und wußte, wie von einmal gefaßten Vorurtheilen er nimmermehr abzubringen war, so widersprach ich ihm nicht; fest entschlossen wie ich war, auch meinerseits durch Nichts mich beeinflussen zu lassen.

Die Tage und Wochen der Genesung schienen mir unerträglich lang. Sobald ich nur eben schreiben konnte, sandte ich die geliehenen Kleider mit einigen entschuldigenden Zeilen auf das Landhaus hinaus. Doch der Bote brachte mir keine Antwort.

Endlich, an einem Septembermorgen — der Arzt hatte mir erst am Abend vorher gestattet, wieder in's Freie zu gehen — konnte ich meinen Retter aufsuchen. Ich weiß noch, mit welch' heimlicher Scheu, wie ein Knabe, der hinter die Schule geht, ich mich aus dem Hause stahl. An der nächsten Straßenecke bestieg ich einen Miethswagen und ermahnte den Kutscher zur größten Eile. Ich hatte so lange warten müssen, heute schien mir jeder Augenblick ein verlorener, in dem Henri du Plessac noch denken konnte, daß ich mich von ihm fernhalten ließe. Es war ein sonnig heller Tag. Der leichte Wind kam mir wohlthuend entgegen; über dem buntgefärbten Laube der Buchen in den Gärten am Wege, über den Hecken mit ihren weißen Spinnwebfäden lag noch glitzernder Thau; den breiten Fluß und die Ferne umhüllte ein bläulicher, durchsichtig zarter Nebel, daß mir in meiner leicht erregbaren Reconvalescentenstimmung Alles unendlich viel lieblicher schien, als je zuvor. Bisher war mein Leben in so wohlgeregelten, ordnungsmäßigen Bahnen verlaufen, daß ich fast nie etwas Ueberraschendes erwartet hatte. Heute zum ersten Mal sah ich mit Spannung dem entgegen, was die nächste Stunde mir bringen würde. Ich hoffte Etwas, wenn ich mir selbst

auch kaum recht klar war, was es sein sollte. Aber als nun der Kutscher, lustig schnalzend, mit seiner Peitsche knallte und irgendwo, in einem der Büsche eine verspätete Amsel schlug, da ward mir so leicht und so fröhlich zu Muthe, daß ich mit dem Vogel um die Wette aus voller Brust hätte singen mögen. Ich glaube im Grunde, wenn ich mein Leben überdenke, bin ich nie zuvor und nie später so glücklich gewesen wie an jenem Septembermorgen vor zwanzig Jahren. Wie ich hinaussah in den duftigen Nebelschleier, der über der Landschaft wie über meiner Zukunft lag, da ist er mir so glänzend erschienen, so sonnendurchstrahlt, so goldig schimmernd, als berge er unsägliche Schätze, als müsse hinter ihm eine schönere, neue Welt für mich erstehen.

Der Kutscher hielt an der Stelle an, die ich ihm bezeichnet hatte. Aber das alte Gitterthor, das einst von der Landstraße aus den Eingang des Gartens gebildet hatte, stand verrostet, grün überwachsen und unbenutzt. Ich mußte bis zu dem Hohlweg gehen, der zum Strande hinabführt, um durch jene kleine Pforte, durch welche Henri mich eingelassen, hinein zu gelangen. Im hellen Tageslicht schien mir Alles noch verwüsteter und verfallener, als neulich am Abend. Die Wege waren von Unkraut bedeckt, der Rasen wild in die Höhe geschossen, die Büsche in einander verwachsen. Ueberall trat der Fuß auf welke Blätter und dürre abgefallene Zweige. Und ein Gefühl fast körperlichen Unbehagens überschlich mir das Herz. War diese trostlose Vernachlässigung nicht ein schlechtes Zeichen für das Wesen der Bewohner? Henris eigene Mahnung: Unsere Welten sind zu verschieden! klang mir zusammen mit den Worten meines Vaters. Ich war einen Augenblick nahe daran, wieder umzuwenden und heimzukehren. Aber, indem mein Fuß stocken wollte, theilte das Dickicht sich mir zur Seite. Ein blasses Gesichtchen mit großen Augen blickte hervor, eine kleine schmale Gestalt trat neugierig näher und auf mich zu.

„Ah, Sie sind es!“ sagte das Kind. „So hat Henri doch Recht behalten. Er kannte Sie besser als ma mere. Kommen Sie nur, er wird sich freuen.“

Und ohne meine Antwort nur abzuwarten, nahm sie mich bei der Hand und führte mich, quer über den verwilderten Grasplatz, zu den Stufen des alten Hauses.

In der Thür, unter den vier weißen Säulen, ist mir Henri entgegengetreten. „Ich wußte, daß Du kommen würdest!“

Und wir drückten einander die Hände. Er brauchte nichts weiter mir zu erklären. Wir verstanden uns schon ohne Worte.

Auch haben wir nie nach diesem Tage besondere Freundschaftsbetheuerungen einander gemacht. Da er mich mit traulichem Du empfangen, hatte ich es ihm wieder gegeben, das war Alles. Einer förmlichen Verbrüderungsfeier, eines Schmollistrunkes bedurfte es nicht. Er theilte mir eben so wenig mit, daß seine Mutter auf mich herabsah, weil sie mir als

einem Bourgeois weder Lebensart, noch Dankbarkeit, noch irgend eine feinere Empfindung zutrauen konnte; wie ich ihm sagte, daß mein Vater vor ihm mich gewarnt. Er mochte das Eine so gut vermuthen wie ich das Andere. Die Gräfin, war sie mir auch wenig geneigt, empfing mich doch stets mit der gleichen, kühlen, aber formvollen Höflichkeit. Ich machte zu Hause kein Hehl daraus, daß ich mit dem jungen Vicomte du Plessac wieder zusammen gekommen war, und führte Henri selbstverständlich als meinen Freund ein. Der Vater war zwar nicht der Mann darnach, um von äußerer Liebenswürdigkeit sein Urtheil je bestechen zu lassen; aber ich glaube, beide Eltern mußten bald genug begreifen, sie dürften mir einen Umgang nicht mißgönnen, der mich so beglückte.

Denn in diesen Wochen war mir, als ob sich all' meine Kräfte, meine Begriffe erweitert hätten und wachsen wollten durch die Berührung mit dem lebendigen geistvollen, heiteren und doch schon weit erfahreneren Genossen. Es lebte ein anderer Mensch in mir auf, ein freierer, besserer. War ich allzu verschlossen gewesen und leicht verschüchtert, so erlöste mich jetzt das Bewußtsein seiner Zuneigung wie von einer drückenden Fessel. Daß ein Mensch wie Henri du Plessac mich zum Freunde erwählen konnte, der Gedanke hat mir Selbstvertrauen gegeben und Freudigkeit.

Wir trafen uns täglich. Wenn die Geschäftsstunden vorüber waren, holte er mich meist von der Stadt ab und dann saßen wir den Abend über, oft noch bis spät in die Nacht hinein, in seinem Garten, unter einem alten Eichbaum, nahe dem Abhang, auf einer runden halbzerbrochenen Holzbank, von welcher man den weitesten Ausblick über den Fluß und die Ufer hatte. Dort theilte Henri mir seine Ideen, seine Absichten für die Zukunft mit und las mir seine Verse vor. Daß er schreiben, daß er Dichter werden müsse, darin stimmten wir bald überein. Und ich war glücklich, den Freund auf einem Wege zu sehen, den mir das Schicksal sowie die Pflicht gegen meinen Vater verschlossen hatten. Wir schmiedeten die herrlichsten Pläne mit einander, und träumten von künftigen großen Erfolgen, die er wie im Fluge erringen sollte. Er glaubte an sich und an seinen Stern. Und dieser Glaube ließ ihn den Ernst seiner jetzigen Lage leicht ertragen. Ich weiß aum, daß ich ihn je verstimmt oder niedergedrückt gesehen habe. Mit seiner liebenswürdigen, weichen Art, seiner sorglosen Heiterkeit, seinem stets sich gleich bleibenden guten Humor hätte man vielleicht ihn für indolent halten können. Doch ein gelegentliches blitzschnelles Aufzucken verrieth den heißblütigen Südfranzosen.

Einmal — ich entsinne mich des ersten Anlasses nicht mehr genau — muß mir ein Wort von meinem Vater und dessen untilgbaren Vorurtheilen entfallen sein. Noch aber sehe ich deutlich vor mir, wie Henri aufsprang:

„Vorurtheile benennst Du das und tadelst es gar?" rief er leidenschaftlich. „Ich sage Dir, Dein Vater hat Recht; er weiß, was uns trennt.

Glaubst Du, ein Mensch entgeht seinem Schicksal? Und weißt Du nicht, wie das Verhängniß sich minder durch das eigene Thun, als daraus entwickelt, wie man in die Welt gestellt ward; wie uns Ahnen, Eltern, Umgebung und alte Traditionen bilden, die stärker sind als unser Wollen? Ich, zum Beispiel, ich will gar Vieles! Ich strebe nach einem hohen Ziele, möchte meinem Volke Etwas leisten, Etwas werden. Ob ich es erreiche? — Wenn ich aber unterliege, so klage nicht mich an, sondern die weiche Luft meiner Heimat, in der ich aufwuchs, den thörichten Adelstolz meiner Familie, meines Vaters Leidenschaften, der Mutter Blindheit und vor Allem — den Fluch der Armuth, dem ich verfiel, ohne eigene Schuld."

Ich wagte, ihm zur Antwort zu sagen, daß gegen dies letzte ein Freund helfen könne.

Da blickte er mich aus umdüsterten Augen fast drohend an: „Du!" sagte er kurz, „Du wolltest mir helfen, Georg Hansen? Weißt Du denn nicht, daß ich Dich dann hassen würde, daß Du aufgehört hättest mein Freund zu sein? — Nein, bevor ich von Dir einen Pfennig nur nähme, griffe ich eher zu dem alten Auskunftsmittel aller Plessacs: zum Würfelbecher." Doch als ich entsetzt dagegen auffuhr, sagte er lächelnd: „Fürchte nichts, noch ist's nicht so weit. Und — ich gebe Dir mein Wort! — es soll nicht dahin kommen." — —

An einem der letzten Octobertage, kurze Zeit nur nach diesem Gespräche ist es gewesen, daß ich wieder einmal hinausritt. Das Wetter, das immer noch warm gewesen, hatte sich über Nacht herbstlich verändert. Ein kalter Wind fuhr mir auf der Landstraße schneidend scharf in's Gesicht, und Henri kam mir nicht entgegen wie sonst. Das berührte mich fremd. Draußen im Hohlweg, an der kleinen Nebenpforte band ich mein Pferd an. Ich ging durch den Garten, es regte sich Nichts, das Haus lag still, die Thür, die sonst weit offen stand, war fest verschlossen. Mein Schritt klang so knarrend und laut auf den Stufen, daß ich selbst fast davor erschrak. Schon griff ich zur Glocke, als die Hausthür sich lautlos aufthat und die schmale Gestalt der kleinen Hortense durch die Spalte herausgeschlüpft kam.

„Still," flüsterte sie, „oh, ich bitte Sie, still!" zog meine Hand zurück und winkte mir hastig, ihr fort von den Stufen, weiter hinab in den Garten zu folgen. Dabei sah die arme Kleine noch viel blasser, viel schmächtiger aus als sonst; die großen, schmerzlich tiefen Augen sprachen von Kummer, weit über ihre zwölf jungen Jahre, und die Stimme bebte ihr. Aber sie nahm sich gewaltsam zusammen. „Ma mère wird es sehr bedauern, Monsieur," sagte das Kind mit der förmlichen Höflichkeit ihrer Mutter, „Sie heute nicht empfangen zu können. Sie ist erst eben eingeschlafen, und Henri ist fort, und er ist . . . und . . ."

„Und?" fragte ich.

Aber die Lippen wollten ihr nicht mehr gehorchen. Sie biß die Zähne

fest über einander, schüttelte abwehrend mit dem Kopf und konnte nicht sprechen.

Ich hatte das Kind, das sich scheu und stumm meist an der Seite der Mutter hielt, bisher wenig gekannt. Doch ich wußte, wie sehr sie den Bruder liebte. „Kleine Hortense," rief ich und faßte ihre eiskalten Hände, „was ist Dir? was ist es mit Henri? weshalb ging er fort?"

Da brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus. Sie klammerte sich an meinen Arm und in fassungslosem Weinen schwankte ihr zarter Kinderkörper hin und her, wie ein junger Baum im Winde. Ich strich ihr über das schwarze Haar und wollte ihr zureden, sie zu beruhigen. Aber schon richtete sie sich in die Höhe. Obgleich ihr die Thränen noch in den langen Wimpern hingen, sprach sie wieder mit erzwungener Ruhe: „Ich danke Ihnen, Monsieur Georges, Sie sind sehr gütig. Aber nicht Henri, ma mère ist krank, schwer, schwer krank. Und der Arzt hat gesagt, wenn sie noch einen zweiten Winter hier oben bliebe, im kalten Norden, dann müßte sie sterben."

„So geht Ihr fort?"

„Nein," sie schüttelte den Kopf, „sie wird sterben. Denn wir haben nicht Geld genug, in Frankreich zu leben, wir können nicht fort. Henri hat ihr versprechen müssen, nach ihrem Tod zuerst mich in ein Kloster zu bringen und darauf nach Rom zu pilgern, um das Gelöbniß zu erfüllen, das sie für sich und für ihn gethan hat. Und er sagt, er will dort als gemeiner Soldat in den Dienst des Papstes treten. Dann werde ich ihn nie wiedersehen, nie. Ohne ma mère und ohne Henri kann ich nicht leben. Dann sterbe ich auch."

„Still, Hortense!" rief ich entsetzt von dem Bilde, das die Phantasie des Kindes sich als Schreckgespenst ausgemalt hatte. „Dazu wird es nicht kommen, das darf nicht sein. Irgendwo muß es noch Rettung geben. Wenn ich selber nur wüßte, wie . . ."

„Ach ja, Sie!" seufzte die Kleine aus tiefstem Herzen.

„So vermöchte ich Euch zu helfen? sprich, nur schnell, was kann ich thun?"

Sie wehrte mich ängstlich von sich zurück. „Nichts, oh Nichts. Ich darf nichts verrathen. Henri hat es streng verboten. Er ist noch einmal zur Stadt gegangen, um mit seinem Advocaten zu sprechen, dem Doctor Firgau."

„Der weiß es also? und ich, sein Freund, sollte Nichts erfahren!"

„Ma mère meinte auch, das sei verkehrt. Sie sagte zu Henri, Sie, Monsieur Georges, wären bekannt in der ganzen Stadt . . . . Vielleicht, daß doch Jemand durch Ihren Einfluß . . . . Aber Henri hat Nichts davon hören wollen. Lieber, viel lieber, würde er sterben, hat er gesagt, als seinen Freund um ein Almosen bitten."

„Ein Almosen? Wer spricht denn davon? Kleine Hortense, sei Du vernünftig," sagte ich eindringlich; „erzähle mir, wie Euch zu helfen ist. Vielleicht, daß ich Henri rathen könnte . . ."

Sie sah mich ernsthaft prüfend an. Wir waren zusammen möglichst weit fort von dem Hause bis an das Ende des Gartens gegangen und saßen jetzt auf der runden Bank unter der alten Eiche. „Ja!“ sagte das Kind und nickte dazu. „Sie haben ihn lieb, das weiß ich wohl. Aber —“ und sie zögerte noch — „würde es ihm nicht schaden an seiner Ehre, wenn ich es Ihnen anvertraute? Denn er sagt, die sei sein Alles und stände höher selbst als das Leben.“

„Ganz gewiß nicht. Seine Ehre wird dadurch nicht berührt.“

„Und Sie würden ihm nicht verrathen, daß ich es war, die es Ihnen erzählt hat? Er wird mir nicht zürnen?“

„Verlaß Dich auf mich. Er erfährt Nichts davon.“

Sie blieb noch nachdenklich. Aber ich sah wohl, wie das Schweigen ihr das kleine Herz fast abdrücken wollte, und wie sie sich sehnte ihr Geheimniß mir mitzutheilen. Sie ging ein paar Schritte fort in den Garten und hob sich auf den Zehenspitzen, um scheu nach allen Seiten zu spähen, ob uns auch Niemand hören könne. Ueber uns, in der Krone der Eiche, raschelten die welken Blätter im Niederfallen. Durch den Hohlweg hinter der Hecke, durch den selten genug ein Mensch kam, strich nur der Wind. Zuweilen wieherte mein Pferd leise, oder scharrte ungeduldig mit den Hufen den Boden. Sonst war Alles still.

Die kleine Hortense kam wieder zurück und kniete neben mir auf der alten Bank nieder. Sie zog mich mit den mageren Aermchen näher zu sich, ich mußte den Kopf zu ihrem Ohr hinunterbücken und die junge weiche Wange fest an meine Wange gepreßt, flüsterte sie kaum hörbar mir zu: „Wenn Jemand das alte Haus hier kaufte, um den vollen Preis — dann wären wir frei und ma mère könnte fort.“

Als zwei treue Verbündete schüttelten wir uns darauf die Hände, und mit dem Versprechen, unverbrüchlich einander Schweigen zu bewahren, trennten wir uns an der Heckenpforte.

In schweren Gedanken ritt ich heim. Der Regen schlug mir in das Gesicht. Es war kalt geworden. Der schöne Nachsommer und unser frohes gemeinsames Leben hatten gleichzeitig ihr Ende gefunden. Nun hieß es, sich in die Trennung schicken.

Ich ging noch an demselben Abend zu Doctor Firgau. Zum Glück war er auch unser Anwalt. Es wäre zu lang, Ihnen zu berichten, wie ich ihn mühsam und allmählich dahin brachte, meinen Willen zu thun. Genug, ich erreichte, was ich wollte. Denn, war ich auch noch minorenn, so hatte mein Onkel mir doch sein Vermögen ohne eine jede Clausel zu meiner freien Verfügung vermacht. Freilich, die eine und größte Bitte, die ich an den alten Firgau gerichtet habe, meinen Vater von der Sache Nichts wissen zu lassen, die scheint er mir nicht erfüllt zu haben.

Als ich wieder in das französische Haus hinauskam — ich hatte dem Kinde aufgetragen, Henri zu sagen, daß er mich in den ersten Tagen nicht

erwarten dürfe, weil ich wahrscheinlich beschäftigt sein würde; — da eilte mein Freund, mit einem aufgeregten Gesicht, in der Thür schon, mir entgegen, zog mich hinein und fiel mir um den Hals.

„Wir werden scheiden müssen, Georg," sagte er; „aber — zürne mir deshalb nicht! ich kann nicht anders; — ich bin so froh, so froh darüber, wie ich noch nie im Leben war. Denn mir ist ein Glück widerfahren, so überraschend, so unerwartet, daß ich es selbst noch kaum fassen kann! Denke nur, der Dr. Firgau, der alte wunderliche Mann, Du kennst ihn ja auch, hat diese Besitzung mir abgekauft. Einen Tag sagt er: „Sie bilden sich Unmögliches ein, Monsieur du Plessac; die Summe, die Sie für Ihr Landhaus fordern, ist unerhört, es wird Niemand sie zahlen." Und er lacht mich noch aus als einen Phantasten! Am anderen Morgen läßt er mich rufen: Er habe sich noch einmal die Sache reiflich überlegt, erklärt er mir; der wilde malerische Garten scheine ihm einzig in seiner Art, er denke selber ihn zu kaufen. Und zwar zu einem höheren Preise als der, den ich dafür angesetzt hatte. Begreifst Du das? Nachdem dann Alles geordnet war und er obendrein mir noch angeboten hatte, das Haus so lange es mich irgend freuen würde, jeden Sommer zu bewohnen, da ihm nur an dem Garten gelegen sei, faßt er meine beiden Hände, drückt sie mir herzlich und spricht dazu: „Und nun reisen Sie mit Gott, Herr von Plessac, leisten Sie einmal etwas Rechtes und machen Sie alle die Hoffnungen wahr, die man auf Sie setzt. Sie lassen hier treue Freunde zurück!"

Das erzählte mir Henri in einer solchen Aufregung, daß er nicht einmal darauf merkte, wie still und stumm ich ihm zugehört habe.

Darauf brachte er mich zu seiner Mutter. Sie dachten am nächsten Tage zu reisen. Der Zustand der Gräfin hatte sich schon durch die Freude und durch die Hoffnung, endlich in den Süden heimkehren zu können, sofort gebessert. Sie empfing mich herzlicher als sonst.

„Ich muß auch Ihnen dafür danken, Monsieur Georges," sagte sie, „daß Ihr alter Landsmann sich so edel benommen hat. Ce monsieur chose — verzeihen Sie — ich kann mir nun einmal diese fremden Namen nicht merken, der Advocat muß ein Ehrenmann sein. Und auch Sie sind ein guter Mensch; Sie lieben Henri und wissen seinen Werth zu schätzen. Der Himmel segne Sie dafür. Er erhalte Ihnen und mir Ihren Freund, so wie er jetzt ist, unverderbt und unverändert!"

Dabei zitterte ihr die Stimme und die großen glanzlosen, nichtssehenden Augen richteten sich dem Sohn entgegen.

Trotz ihrer Standesvorurtheile, trotz ihres Erstaunens darüber, daß auch ein Bürgerlicher ein ganz anständiger Mensch sein könne, rührte sie mich. Es schien mir erklärlich, daß sie die Welt umher nicht begriff, die sie nicht zu sehen vermochte. Unwillkürlich, da sie uns Beiden ihre Hände entgegenstreckte, Henri und mir, und er sich zärtlich, verehrungsvoll über die blassen

Finger beugte, that ich es ihm nach. Sie liebte ihn sehr und sie war blind. Ich habe ihr verzeihen müssen — damals und später.

Aus ihrem Winkelchen, hinter dem Ruhebett der Mutter, kam die kleine Hortense hervor. Sie sprach aber nicht, sondern aus großen ängstlichen Augen blickte sie mich nur flehend an. Und als ich sagte: „Lebe wohl, kleine Hortense, vergiß mich nicht," da schüttelte sie stumm den Kopf, haschte schnell nach meiner Hand und bückte sich, wie um sie zu küssen. Ich wehrte es ihr. „Wir wollen gute Freunde bleiben, auch in der Ferne," sagte ich mit einer möglichst heiteren Stimme, denn der Abschied und ihre Erregung gingen mir näher, als ich eingestehen mochte. „Wenn ich einmal über Deinen Henri zu klagen habe, dann beschwere ich mich bei Dir. Und wenn Du mit dem herzlosen Menschen, der hier so gleichmüthig neben uns steht, recht unzufrieden, recht ärgerlich bist, schreibst Du es mir und schuldigst ihn an. Nicht wahr, so wollen wir es halten? Und nun lebe wohl und sei wieder heiter!" Und ich küßte ihr die weinenden Augen.

„Armes Kind," sagte Henri, als wir zwei wieder draußen waren, „wie schwer sie den Abschied von Dir nimmt. Es geht ihr Alles so tief zu Herzen."

„Sage mir, was soll aus ihr werden, mit diesem zärtlichen weichen Gemüth in Eurer vornehmen kalten Welt?" fragte ich ihn.

Und er — ich meine seine Worte noch zu hören, wie er mir zur Antwort gab: „Beruhige Dich deshalb. Mein liebes kleines Schwesterlein ist meiner Mutter getreue Tochter; sie wird, wenn sie groß ist, um ihr jetzt so warm klopfendes Herz einen vielfachen Panzer legen, der es sicher behütet: den Stolz. Du kennst eben diese Frauen noch nicht. Dem Bewußtsein ihres Standes unterwerfen sie Alles, die ganze Welt wie ihr eigenes Herz. Nur wo es mein Glück, mein Leben gälte, da würde ma mère und wird Hortense ihren Stolz aufopfern können. Sonst freilich um Nichts."

Dann haben wir von ihm gesprochen, von Henris Zukunft.

Das ist die letzte Nacht gewesen, die wir Zwei so jung, so ganz eines Sinnes und so hoffnungsreich mit einander verbrachten.

Beim Abschied haben wir uns noch mit Wort und Handschlag das Gelöbniß wiederholt, einer des Andern werth zu bleiben, nie etwas zu thun, was wir einander zu gestehen uns schämen könnten, und niemals an einander zu zweifeln. Immer sollte der Freund von dem Freunde erfahren und wissen, was ihn bewegte.

Wenn ich Ihnen jene alten guten Zeiten unserer ersten Bekanntschaft so ausführlich geschildert habe, so geschah es, weil ich meinte, ohne den Anfang recht zu kennen, würden Sie nimmer das Ende begreifen.

Henri du Plessac ist mir im Geiste immer derselbe geblieben: Mein schöner, liebevoller Retter, der vornehme, junge Märchenprinz, der mich nicht aus dem Wasser allein, der mich aus den grauen Wellen der Alltäglichkeit

gezogen und zu sich emporgehoben hatte, in eine sonnige, schönere Welt. Unsere Freundschaft litt nicht durch die Trennung. Wie wir selbst aus schwärmenden Knaben zu Männern wurden, ist auch sie mit uns gewachsen und hat sich gefestigt.

Der Umschwung, den der Sommer gebracht, war sehr fühlbar für mich. Hatte ich bis dahin in Allem, was ich unternahm, nur dilettirt, ohne rechte Thatkraft und Schaffensfreude, so war das jetzt anders. Seit der Hingabe meines eigenen Vermögens begriff ich, daß ich arbeiten mußte, wollte ich überhaupt daran denken, dem Freunde oder Anderen je wieder zu helfen. Damit hatte mein Tagewerk ein Ziel, meine Beschäftigung einen Sinn erhalten. Seit ich eine Nothwendigkeit sah, daß ich Etwas erreichen mußte, machte auch das Erreichen mir Freude.

Einmal — es muß im folgenden Winter gewesen sein — blieb mein Vater neben meinem Pulte stehen, an dem ich spät noch schreibend saß.

„Es scheint, Georg" — ich weiß noch sehr wohl, wie er mich dazu von der Seite ansah — „daß wir Beide Recht behalten sollen. Der Umgang mit einem Plessac hat nicht die Folgen für Dich gehabt, die ich von demselben befürchten mußte. Im Gegentheil, ich sehe zu meiner Befriedigung, daß Du Deine Arbeit jetzt ernsthafter auffaßt und freudiger thust; daß aber die Warnung, die ich Dir gab, doch nicht ohne Grund war, wirst Du wohl begriffen haben. Uebrigens," fuhr er lächelnd fort, „wäre Deine plötzliche Sparsamkeit doch kaum von Nöthen. Ich höre, Du hast Dein Reitpferd verkauft? Und die Mutter theilt mir mit, Du hättest den Plan, nach Italien zu reisen, ganz aufgegeben?"

Ich bückte mich tiefer auf das große Hauptbuch hinab, damit er mit seinen scharfen Augen, die Alles erkannten, nicht sehen sollte, wie mir das Blut in die Schläfen schoß. „Ich habe einmal versuchen wollen," murmelte ich, „ob ich nicht von meinem Gehalt allein zu leben vermöchte."

„Um mir Freude zu machen? Weil Du weißt, daß ich es früher als junger Mensch so halten mußte? Nun, nun, mein Junge, ganz so knapp braucht der Sohn von Jürg Hinrich Hansen & Comp. es jetzt doch nicht zu haben, sollte er auch kein eigenes Vermögen mehr besitzen." Und mein Vater klopfte mir auf die Schulter. Es war das bei seiner strengen Art ein Zeichen besonderer Zufriedenheit.

Ein paar Tage später kündete mir der Buchhalter an, daß ich einen höheren Posten im Geschäft erhalten solle und mein Gehalt verdoppelt würde. Ich dankte dem Vater. Doch über den Grund dieser ganz ungewöhnlichen Aenderung haben wir nicht mit einander geredet.

Ich gewöhnte mich mehr und mehr an die Routine des kaufmännischen Geschäftsbetriebes. Als ich nur an mich gedacht hatte, war mir Alles hier unerträglich erschienen. Ich hatte mich nur hinausgesehnt. Nun aber war dies Sehnen gestillt. Der stete briefliche Verkehr mit Henri brachte Abwechselung genug in mein Dasein. Ich glaube, hätte ich mich selbst in

einer noch so geistig bewegten, farbenreichen Umgebung befunden, es hätte mich nicht so befriedigen noch fördern können, wie dies doppelte Leben, hier und dort, bald daheim, in der wohlbekannten, etwas steifen Kaufmannsgesellschaft, bald im Faubourg St. Germain oder im Quartier latin von Paris.

Als er nach Frankreich zurückgekehrt war, hatte er es doch in der Stille von Toulouse kaum ein Jahr lang ausgehalten. Und so waren die Seinen bald darauf mit ihm in die Hauptstadt gezogen, wo er einzig die Anregung fand, deren er zu seinen Studien bedurfte. Seine Gedichte schickte er mir zur Beurtheilung ein, all' seine Arbeiten mußte ich sehen und an seinen Mühen wie an seinen ersten Erfolgen ließ er mich theilnehmen.

Entsinnen Sie sich, daß Sie, als Sie damals H. besuchten und bei meinen Eltern eingeführt wurden, mir einmal Ihre Verwunderung über meine Belesenheit ausgedrückt haben? Mir ist jenes Wort im Gedächtniß geblieben, obwohl es nicht eben schmeichelhaft war. Denn weshalb sollte ein junger Kaufmann nicht auch bessere Interessen verfolgen? Aber ich sagte mir, als Sie so sprachen: Er hat Recht, was ich bin und habe, ist nicht mein Eigen, ich verdanke es Henri, der mir die Anregung gab, das Leben auch noch von anderen Gesichtspunkten aus, als sie von selbst mir offen standen, aufzufassen und kennen zu lernen, zu lesen, zu denken, meinen Geist zu bereichern.

Ich empfand es wie einen Schlag, als er eines Tages schrieb, er werde seine Entwürfe mir nicht mehr schicken. „Zürne mir nicht deshalb", bat er, „ich lese mein Urtheil jetzt in zwei blauen Augen, die lachen, die leuchten, und die dennoch, wenn sie meine Verse vernehmen, sich oft plötzlich mit großen Thränen füllen. Begreifst Du, daß ich Deiner strengen Kritik jetzt nicht bedarf?"

Es war dies nicht das erste Mal, daß Henri mir von seinen Erfolgen, seinen Abenteuern sprach. Immer wieder ängstigten mich diese flüchtigen Verbindungen, denn es schien mir, als seien dieselben eine Falle für sein Talent. Er selbst schrieb gelegentlich darüber:

„Wenn meine Gedichte noch nicht erscheinen, wenn ich nicht fleißig bin wie Du es forderst, so klage nicht mich an, sondern die Frauen, die mich verwöhnen und verwirren, daß ich nicht arbeiten kann wie ich wollte."

Ich las seine Worte und schüttelte den Kopf dazu. Ich begriff damals nicht, daß man nicht könne, wie man wolle. Ein Mann müßte, so schien es mir, was er sich einmal vorgenommen, auch bis an's Ende hinausführen können.

Aber ich wiederholte mir nur: Wir sind eben verschieden. Es war auch sonst in seinem Leben so Manches, was ich nicht verstand. Er hatte mir schon ein paar Mal geschrieben, daß er im Begriff stehe, jene Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen, die er um seiner Mutter willen geplant hatte, so lange ich ihn kannte. Mehr und mehr schien es, als ob er selbst

sich nach der Ausführung derselben sehnte, sie erhoffte, wie eine Erlösung von manchem Uebel. Und dennoch, so oft die Reise auch schon beschlossen war, immer unterblieb sie wieder, ohne daß ich den Grund erfuhr. Ich hätte mich dessen freuen sollen. Denn jene ganze frömmelnde Richtung, die zu seinem übrigen Wesen so wenig paßte, berührte mich peinlich fremd bei dem Freunde. Aber trotzdem war es mir erstaunlich, daß er ohne zwingende Ursache — wie es schien — seiner blinden Mutter diesen alten Herzenswunsch zu erfüllen versäumte.

Unsere Correspondenz, die wir mehrere Jahre regelmäßig fortgeführt hatten, ist erst durch den Krieg unterbrochen worden. Wir hörten lange Nichts von einander. Henri hat, so gut wie ich, seine Pflicht als Soldat gethan, denn nachdem Napoleon gestürzt war, konnte seine legitimistische Mutter Nichts mehr dagegen einwenden, daß er für sein Vaterland focht. Der Zufall wollte uns wohl, insofern er uns an die beiden entgegengesetzten Enden von Frankreich führte. So brauchten wir zum Mindesten nicht auf einander zu zielen. Ich war schon lange wieder daheim und der Sommer war fast vorüber, ohne daß ich etwas von ihm hörte. Ich wußte nur, daß er unversehrt sei. Meine Briefe an ihn blieben aber ohne Antwort, so daß ich mich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren konnte, ob Henri nicht doch von der Aufregung seiner Compatrioten gegen uns Deutsche beeinflußt sei. Ich hätte freilich wissen können, daß er zu sehr ein Edelmann und zu sehr mein Freund sei, um von der allgemeinen Stimme sein gerades Urtheil sich rauben zu lassen.

Als endlich — es ging schon zum Herbst 71 — ein paar Zeilen von ihm kamen, stand von Haß, von Revanchegelüsten nichts darin. Sie klangen sehr kurz und kamen aus Nizza.

„Erschrick nicht," schrieb er, „daß ich hier bin. Mein Vater soll und wird mir nicht schaden. Ich kam auch nicht seinetwegen her. Es ist jene Frau, von der Du weißt. Ich konnte nicht anders, ich mußte sie sehen. Schilt mich deshalb nicht. Ich brauche Dich, Deinen Rath, Deine Freundschaft jetzt mehr als je. Ach, Georg, Georg! wärst Du bei mir, mir wäre besser, es könnte dann Manches noch anders werden."

So etwa hieß es in jenem Brief, der mich beunruhigte, wie nichts Anderes bis dahin. Er war in einem mir so neuen, demüthig schmerzlichen Ton geschrieben, daß ich Henri kaum wiedererkannte. Ich hatte zu ihm hinaufgeblickt, von Anfang an, in dem Gefühl, daß er von edlerer Art, von reicherem, schnellerem Geist sei als ich und er, bei all' seiner Freundschaft für mich, war doch der gleichen Meinung gewesen. Was sollte es heißen, daß er jetzt plötzlich sich unter mich stellte? von sich in einer Weise sprach, als könne er sich selber nicht trauen? Auf meine Fragen kam keine Antwort. Er schrieb überhaupt kaum in dieser Zeit. Nur, als ich ihm anbot zu ihm zu kommen, wies er es schroff zurück. Dann folgte eine lange Pause. Und endlich kam wieder ein Brief aus Paris. Ein langer, kühler,

gleichgültiger Brief, der über seine Gemüthsverfassung wenig sagte. Ich las ihn und das Herz sank mir nieder. War er geschrieben um mich zu täuschen? Sollte sein Vater doch Einfluß auf ihn gewonnen haben? Ich weiß noch, wie bang ich die Frage mir stellte, das Blatt in der Hand. Doch dasselbe Blatt enthielt die Antwort. Ganz klein in der Ecke war ein Postscriptum quergekritzelt:

„Wenn Du eines Tages die Nachricht erhältst, daß es mit mir zu Ende ist, so wundere Dich nicht; ich sehe wirklich gar nicht ein, weshalb ich diese Qual und Last immer weiterschleppen soll, um immer nur tiefer in den Sumpf hineinzugerathen, aus dem ich nun einmal doch nicht herauskann."

Daraufhin fragte ich nicht wieder an, sondern fuhr gleich am folgenden Tage nach Paris.

Mein Vater hatte mich ungern entlassen.

„Was willst Du wieder bei diesen Plessacs?" fragte er; „aus dem Besuche bei ihnen kann unmöglich etwas Frohes für Dich entstehen. Dein Vermögen haben sie Dir schon geschmälert, hüte Dich, daß sie Dir nichts nehmen, was minder leicht ersetzbar wäre."

„Dafür laß mich nur sorgen, Vater!" gab ich in meiner unerprobten Selbstgewißheit ihm zur Antwort.

Und er: „Nimm Dich in Acht, Georg!"

Drei Monate später, als ich zurückkam, schaute er mit seinen scharfen, grauen Augen mir lange prüfend in's Gesicht. Dann nickte er nur vor sich hin. „Ich wußte, daß es so kommen würde. Armer Junge!"

Er hat mich weiter nicht gefragt und ich habe ihm auch Nichts gestanden von alledem, was in der Zwischenzeit geschehen.

Und auch Ihnen gegenüber lassen Sie mich es kurz damit machen. Ich kann noch heute nicht gut davon reden. Denn meine Angst war begründet gewesen. Henri hatte sein mir einst gegebenes Wort gebrochen, er hatte gespielt. Er klagte sich an; er machte sich selbst die herbsten Vorwürfe, er verfluchte seine Schwachheit, sein elendes Schicksal, die Verführung, das böse Beispiel, das ihm der eigene Vater gegeben. Aber — er gestand es mir zu, er hatte gespielt und würde immer wieder spielen.

Und meine Versuche, ihn zu halten, ihn zu retten, würden immer vergeblich bleiben!

„Du!" sagte er mir, „Du willst mir Vorwürfe deshalb machen? Was begreifst denn Du davon, wie mir zu Muthe ist? Hast Du jemals eine heiße, Alles verzehrende Leidenschaft für eine Frau empfunden, die ihrer nicht werth war? Hast Du je gefühlt, daß, um diese Leidenschaft zu übertäuben, Du eine stärkere, mächtigere noch herbeirufen müßtest, die den ganzen Menschen hinnimmt? Du, in Deinem wohlgeregelten, geraden Leben, was weißt denn Du von den Versuchungen der Armuth und von denen der großen Welt? Was weißt Du davon, wie uns die Sehnsucht peinigt und martert, auf irgend einem Felde zu glänzen, gleichgültig auf welchem?

Hier kann ich siegen, hier bin ich glücklich, denn ich gewinne! Und wenn ich auch einmal verliere, — nun so tröstet mich doch die Hoffnung, daß es morgen anders sein kann."

Ich vermag nicht zu sagen, wie bitter die Veränderung in ihm mich enttäuscht, wie seine Haltlosigkeit mich geschmerzt hat. Und dennoch, in seinem tiefen Falle mußte ich ihn nur immer noch lieber gewinnen. Je mehr ich ihn sah, je deutlicher empfand ich es wieder, daß ich keinen liebenswürdigeren, keinen des Glückes wertheren Menschen kenne, als diesen, meinen unglückseligen Freund.

Seine Mutter hatte mich anders als früher, mit der größten Wärme bei sich empfangen. Sie bewohnte inmitten des Faubourg, in der rue de Varennes eine kleine Miethwohnung im dritten Stock, wo sie von dem, was Henri ihr noch gelassen hatte, ärmlich genug und doch nach außen mit einem gewissen Anstand lebte, wie er ihrem Namen entsprach. Mir gegenüber schien sie aber alle Standesvorurtheile vergessen zu haben. Sie mochte mich als eine Art von hilfreichem Geist ansehen, der gekommen sei, ihren Sohn zu behüten. In der ersten Stunde, die ich bei ihr war, vertraute sie sich mir rückhaltlos an und zeigte mir offen alle Wunden ihres gequälten Mutterherzens.

Und Hortense . . . .

Aus der kleinen Hortense war ein schlankes junges Mädchen geworden, groß und ernst, mit einer stolzen ruhigen Haltung. Und doch erschien sie mir kaum verändert. Denn aus dem blassen, durchsichtig zarten Gesicht schauten die unergründlichen Augen mich mit dem alten Vertrauen an. Und ich empfand, je mehr ich sie sah, immer tiefer und heißer den Wunsch, Etwas thun, Etwas leisten zu können, was mir dieses ihr Vertrauen für immer bewahren, mir ihre Neigung erwerben mußte.

Es ging ein Zauber von ihr aus, dem ich nicht widerstehen konnte. In ihren schlanken, weißen Fingern hielt sie mein Leben, es zu heben, zu beglücken, zu vernichten, wie es ihr gefallen mochte.

Einer der Gründe, weshalb Henri, wie er behauptete, nicht aufhören konnte oder wollte, sein Glück am grünen Tisch zu erproben, war die Zukunft seiner Schwester. Gleich bei dem ersten bösen Versuch, als sein Vater ihm in Nizza lachend die Karten in die widerstrebende Hand gedrückt, hatte er eine Summe eingebüßt, die zur Mitgift für sie bestimmt gewesen. Wie sollte er anders als durch den glücklichen Wurf der Karten das mühsam ersparte Geld ersetzen? Ohne dot war ihr Leben zerstört. Man sprach schon damals von einer Verbindung zwischen Hortense und dem Marquis de Civry, die der Mutter erwünscht schien, weil jener ein Gesinnungsgenosse und im Lager der legitimistischen Partei hochangesehen war, wenn auch alt und ein Roué. Fehlte die bestimmte dot, so würde die sorgsam angebahnte Heirath vereitelt werden.

Eines Tages wagte ich es, Henri zu fragen, ob er nicht mehr spielen würde, wenn er nicht der verlorenen Summe, wenn Hortense nicht der Mitgift bedürfte?

Er lachte mich aus. „Du kommst aus Arkadien, lieber Freund," sagte er in seiner mir so schmerzlich neuen, scharfen Weise; „in Deinem deutschen Idealismus malst Du Dir Unmögliches aus! Welcher Mann, der sonst sie zu heirathen vermöchte, würde sie ohne Mitgift nehmen? Ich wüßte keinen. — Uebrigens," fuhr er fort, „sollte solch' ein Phönix sich finden, so will ich gern, diesem vortrefflichen Schwager zu Liebe, dem Spiel entsagen und so makellos tugendsam werden, wie der Edle es selbst sein müßte!"

Ich war schon ziemlich lange Zeit in Paris, als wir dieses Gespräch miteinander hatten. Denn obwohl ich sah, daß ich ihm nicht helfen konnte, vermochte ich nicht mich loszureißen. Ich wollte mir einreden, ich dürfe nicht gehen, so lange nur noch die geringste Hoffnung übrig sei, daß auf irgend eine Weise meine Gegenwart ihm nützlich sein könne. Er selbst bat mich wiederholt, nicht zu reisen, behauptend, der Umgang mit einem so anders gesinnten Menschen, wie ich es sei, thue ihm wohl und erfrische ihn. Aber im Grunde meines Herzens wußte ich sehr gut, daß es nicht deshalb geschah, wenn ich blieb.

An dem Tage, an dem er so zu mir gesprochen hatte, kam ich später als sonst in die rue de Varennes. Es dämmerte schon. Die Frau Gräfin habe sich mit ihrer Bonne in die Vespermesse begeben, sagte man mir; das Fräulein aber sei im Salon. So ging ich zu ihr. Zum ersten Mal sah ich sie allein. Das erregte mich so, daß ich meiner Stimme, als ich sie begrüßte, kaum Herr werden konnte.

Sie aber war unbefangen wie immer. Sie entschuldigte das Fortgehen ihrer Mutter, welche das tägliche Gebet nicht entbehren könne. In allem Traurigen, das sie beträfe, in ihrer Blindheit, ihrer Armuth, stärke und festige sich nur ihr Glaube.

„Und Sie, Hortense, sind Sie ebenso gläubig?" fragte ich; — ich hatte mir einen niedrigen Sessel dem ihrigen gegenüber gerückt, daß ich ihr Gesicht, während sie stickte, sehen konnte.

Sie wiegte nachdenklich den schmalen Kopf. „Ich möchte es sein, möchte meiner Mutter in Allem gleichen. Ob ich es thue? . . ."

„Hoffentlich gleichen Sie ihr nicht darin, daß Sie alle die verdammen, welche nicht Ihres Glaubens sind?"

„Ich? Nein, gewiß nicht. Denn ich weiß einen, der weder glaubt, noch beichtet, noch betet und doch besser handelt als mancher der Unseren." Sie sah von ihrer Stickerei auf und hielt mir lächelnd die Hand entgegen, und da mein Auge ihren Blick auffing, während meine Lippen sich hastig auf ihre kühlen Finger preßten, stieg ihr ein Erröthen in die Wangen. Schnell senkte sie wieder den Kopf auf die Arbeit und nähte weiter und sagte nichts mehr.

Es war ein kleines, echt französisches Miethzimmerchen, mit gewöhnlichen und steifen Möbeln. Die Lehnsessel standen mit weißen Ueberzügen bedeckt in zwei Reihen aufmarschirt vor dem Kamin, in welchem, dem warmen Abend zu Liebe, kein Feuer brannte. Die Fenster waren dicht verschlossen und zugehängt. Die Oellampe knisterte auf dem Tischchen neben Hortense. Ein rosiger Schleier dämpfte das Licht und warf seinen Schein über die schmalen Wangen des Mädchens. Wir schwiegen Beide. Ich hätte gewünscht, so für mein ganzes Leben zu bleiben, wir zwei allein, sie und ich, in dem heimlich stillen Raum. Und der kleine banale Salon erschien mir wie ein Heiligthum.

„Weshalb schweigen Sie?" fragte sie einmal.

Und da ich nur sagte: „Weil ich denke; —" blickte sie theilnehmend schnell zu mir auf:

„Sie sind so gut! Sie sorgen um Henri, als ob er Ihr eigener Bruder wäre."

Ich aber schüttelte den Kopf, ich hatte nicht an Henri gedacht.

Ich wollte reden und vermochte es doch nicht. Rief ich mir nur ihre Stimme zurück, wie sie mit leise zitterndem Klang noch eben zu mir gesprochen hatte, so hoffte ich; doch blickte ich wieder auf die blassen regelmäßigen Züge, den aristokratisch strengen Schnitt von Mund und Nase, dann sank mir der Muth bleischwer in der Brust. So saßen wir noch eine Weile stumm einander gegenüber.

Wie es dann kam, wer von uns Beiden das Schweigen brach, wie mir das erste Wort entfuhr, das alle anderen nach sich zog, — ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich sprach, daß die raschen Sätze sich mir von den Lippen drängten, sich überstürzten, daß ich mein Herz vor ihr ausschüttete, heiß und ungestüm, so wie ich fühlte.

Da war es vorbei mit meinen Träumen!

Stolz stand sie vor mir, hoch aufgerichtet. Der Schein der Lampe fiel nicht mehr rosig auf ihr Gesicht; sie war bleich, erschreckend bleich. Und mit weißen, zuckenden Lippen stammelte sie: „Still, kein Wort mehr. Das hätten Sie mir nicht anthun sollen! Das nicht. Denn Sie mußten doch wissen . . . . Es kann nicht sein. Ich will es nicht hören. Nichts mehr davon, ich beschwöre Sie! . . ."

Das war Alles.

Begreifen Sie, daß ich meinem Vater davon nicht gesprochen habe?

Als ich früh am nächsten Morgen über ein paar Abschiedszeilen an Henri gebeugt saß — mein Koffer stand schon fertig gepackt — kam er selbst zu mir. Er ging mit unruhig schnellen Schritten, ohne zu reden, hin und her durch das Zimmer. Dann blieb er mir gegenüber stehen.

„Das also ist Deine Meinung gewesen? Nein, Georg, dieses Mittel nützt nicht, nicht Dir und nicht mir. Du hättest es übrigens wissen sollen, daß eine Plessac, wie weich sie auch sein mag, wie milden Herzens, am

Ende doch nur ein Gesetz anerkennt: das ihres Stolzes. Ihren Adel rein zu bewahren, hält sie für ihre erste Pflicht. Armer Freund," fuhr er leiser fort und trat nahe zu mir, „ich sehe wohl, es ist nicht nur ein Versuch gewesen zu meinem Besten. Dir selbst geht die Niederlage an's Herz. Um desto schlimmer! Denn, siehst Du, da ist meine Macht zu Ende, meine Mutter ist stärker als ich."

Und als wir zum Abschied einander die Hände schüttelten, sagte er weich: „Wir bleiben Freunde, nicht wahr, Georg? und Du zürnst mir nicht? Ob ich auch von Deiner Achtung viel verscherzte, Deine treue Liebe ist nicht geschwunden, sie muß mir so sicher bleiben, wie Dir die meine. Und mehr noch. Denn ich brauche sie! Ohne das tröstende Bewußtsein, daß mir ein Freund lebt, würde ich mich vollends verlieren und sinken. Doch mit dem Gedanken — ich gelobe es Dir! — mit und in dem Gedanken an Dich werde ich mich doch noch erheben, auch selbst Deine Achtung mir wiedergewinnen!"

So reiste ich heim. Ich hatte Nichts erreicht und Nichts gebessert, nur meinen eigenen Frieden verloren. Sonst blieb Alles beim Alten. Henri spielte nach wie vor und ich lebte zu H. im gewohnten Geleise. Ich las die Klagen und Versprechungen in seinen Briefen wunden Herzens, denn ich glaubte ihm nicht mehr. Und war ich früher stolz gewesen auf meinen geistvollen, glänzenden Freund, so konnte ich jetzt nur mit bitterer Beschämung seiner gedenken. Mögen Sie es nie erfahren, wie weh' ein solches Schamgefühl thut!

Im folgenden Jahr ist mein Vater gestorben. Noch sein letzter Blick drückte Vertrauen, Verständniß für mich aus. — Ich war nunmehr Herr über Haus und Vermögen. So weit ich es konnte, suchte ich Alles in seinem Sinne fortzuführen. — Ich war damals sehr beschäftigt. Und da Henri du Plessac meine erneuerten, ernstlichen Bitten, ihm helfen zu dürfen, nur kurz zurückwies und darauf eine Zeit lang seltener und meist unpersönlich, inhaltlos schrieb, so fehlte es auch mir an der Muße, seinem Treiben, wie ich es sonst vielleicht gethan haben würde, nachzuforschen. Die Verantwortung, das große Geschäft und die Rhederei allein zu leiten, nahm mein Denken in Anspruch. Erst jetzt konnte ich es ganz ermessen, was mein Vater geleistet hatte, was er mir und Allen gewesen war. Zu derselben Zeit fing meine Mutter an zu kränkeln; sie konnte den Verlust nicht verwinden. Um sie zu zerstreuen, meinte der Arzt, würde eine andere Umgebung dienlich sein, und er rieth mir, zum Sommer auf's Land zu ziehen. Der Vorschlag gefiel uns Beiden wohl. So konnte ich meinen Jugendwunsch zur Ausführung bringen, das französische Haus bewohnen. Nach dem Tode des Dr. Firgau, ein paar Jahre früher, war der alte Besitz gerichtlich auf meinen Namen übertragen worden. Jetzt schickte ich sofort Bauhandwerker und Gärtner hinaus, um Haus und Park für meine Mutter herrichten zu lassen. Schon die Beschäftigung damit, das Sorgen für ihr

neues Heim, schien ihr gut zu thun, ihrem Denken eine frischere Richtung zu geben.

Ich weiß nicht, ob Sie sich noch entsinnen, daß der Frühling in dem Jahre unseres Zusammentreffens in Rom besonders mild war. Vielleicht mag auch dort bei Ihnen der Abstand gegen sonst minder fühlbar gewesen sein. Wir hatten im März so sonnig schöne, fast heiße Tage, daß man sich mitten im Sommer wähnte. So ungewöhnlich war diese Wärme, daß meine Mutter sich kurz entschloß, dieselbe zu nutzen und viel früher, als sie gedacht, noch vor Ende des Monats die Stadt verließ.

Als ich an dem ersten Abend durch das wiederhergestellte breitgeöffnete Gitterthor von der Landstraße aus die Besitzung betrat, da überkam mich — ich meine noch heute es zu spüren! — ein seltsames Heimweh nach dem verwilderten alten Garten, in dem ich jung und glücklich gewesen. Jetzt erschien Alles so wohlgepflegt, regelrecht und schnurgerade wie in sämmtlichen Nachbarvillen. Auf den geharkten, mit frischem Kies bestreuten Wegen sproßte kein Unkraut mehr; der Rasen, auf welchem einst die welken Blätter in wüsten Haufen gelegen hatten, war kurz geschnitten und in Streifen gewalzt. Auch das Haus war verändert: statt des grauen alten Strohdaches krönte dasselbe ein weißer Giebel mit kecken Thürmchen; nur die Säulen an der Front, die von ihrem Gerank befreit und aufgefrischt waren, gemahnten noch an das alte Gebäude. Ich aber fühlte mich fremd und trüb in dieser fehlerlosen Umgebung; mir war, als sei mit dem wuchernden Unkraut, dem dichten Buschwerk, Etwas ausgerodet worden, was sich nie mehr ersetzen ließ.

Meine Mutter erwartete mich im Freien. Ich fand sie unter der alten Eiche, am Ende des Gartens, unter welcher ich Nächte lang mit Henri gesessen. Sie empfing mich heiterer als sonst, streckte mir lächelnd die Hände entgegen und zog mich zu sich auf die Bank — eine neue zierliche Eisenbank, anstatt des morschen, verregneten Holzwerks. — Und sie küßte mich auf die Stirn. „Hier bin ich bei Dir zu Gaste, mein Sohn," sprach sie herzlich, „auf Deinem eigensten Grund und Boden. Willkommen in Deinem neuen Heim, möchtest Du glücklich darin werden!"

Glücklich! . . . .

Sie sah, wie ich mich abwenden wollte und ließ es nicht zu und hielt mich bei beiden Händen fest: „Georg, ich habe Dich niemals gefragt und thu' es auch jetzt nicht. Denn ich kenne Deine Art. Du bist wie Dein Vater. Ihr könnt Beide nicht über das reden, was Euch am Tiefsten im Herzen berührt. Zu klagen ist nicht Eure Sache. Ihr müßt Eure Schmerzen für Euch allein in der Brust verwinden. So lasse ich Dich, wie ich ihn ungestört ließ, wenn ich sah, daß ihn Etwas drückte. Nur Eines: Du bist noch jung, Georg, und das Leben ist lang. Ist das, was Du littst, so unüberwindlich, hast Du Dich selbst dabei verloren, daß Du nicht einmal

versuchen kannst, auf andere Weise noch Frieden zu finden? mir zu Liebe noch froh zu werden? . . . Das frage Dich selbst!"

Ich war von ihr fort an die Hecke getreten, die den Vorsprung abschließt, und blickte hinaus auf den stillen Fluß. Wie sich solche Momente, Bild und Gedanken miteinander, unauslöschlich in unser Gedächtniß einprägen können! — Die Sonne sank blutroth im Westen unter, im Osten trat gerade die gelbliche Scheibe des vollen Mondes aus den Dünsten am Horizont. Und den Fluß herauf kam die Fluth, lautlos, schnell und unaufhaltsam, überschwemmte die niedrigen Werder und grauen Sandbänke, füllte die Tümpel aus und bedeckte den flachen Saum des weißen Strandes, daß selbst das wildsprossende dürre Buschwerk in ihr verschwand. Ich stand und schaute den Wassern zu, wie sie kamen. Ich dachte mir nicht viel dabei. Aber es war mir, als flutheten die lautlosen Wellen auch über mein Herz und schwemmten fort, was dort lastend gelegen und was mir den freien Ausblick gehemmt. Meine Mutter hatte recht, ich war jung und das Leben noch lang. Und ich wollte noch hoffen! Wenn mir mein Freund nicht gehalten hatte, was ich von ihm — vielleicht in übertriebener Bewunderung — gewünscht und erwartet; wenn das Mädchen, das ich geliebt, sich mir kalt und herzlos gezeigt; war denn ich selbst nicht mehr der Alte? Mir durfte ich trauen, mir war ich treu, mich selber hatte ich nicht enttäuscht, den Glauben an mich noch nicht verloren! — Und ich hob den Kopf: Hier ist Alles anders und neu geworden. So will ich auch auf's Neue beginnen. Was vor zehn Jahren hier am Flusse bei Sturm und Gewitter entstanden ist, und was mir mein einfach gerades Leben aus der Bahn gerückt hat, das soll nun die friedliche Fluth dieses stillen mondhellen Abends fortspülen und enden.

„Mutter," sagte ich laut und kehrte zurück zu ihr unter die Eiche „ich will es versuchen! Das Alte will ich hinter mich werfen und will ein Glück in der Zukunft erstreben, wie Du es mir wünschest."

Dann saßen wir noch und sprachen lange. Wie uns hier, in dem schönen Garten der Sommer behaglich und gesellig verstreichen sollte; wie wir zum Herbst — das Geschäft würde es mir schon erlauben — nach Italien reisen, den Winter in Rom verbringen wollten. Sie hoffte für mich und ich für sie. Wir waren heiterer als seit Monden.

Als es dunkelte, gingen wir langsam dem Hause zu. Es war so mild, meine Mutter ließ das warme Tuch, das ich ihr umgelegt hatte, von dem Kopf auf die Schultern gleiten. Ich weiß noch so gut, wie sie stehen blieb auf halbem Wege und zurücksah zum Fluß. — „Nun spiegelt der Mond sich schon im Wasser," sagte sie leise; „Georg, es ist schön hier draußen. Wenn Du wieder froh wirst, mein Sohn, denke auch ich, daß ich das Leben noch eine Zeit lang tragen kann, bis ich Dich und Deine Zukunft geborgen weiß."

Sie trat voran auf die neue Terrasse und durch das geöffnete, breite Fenster in ihr schon hell erleuchtetes Zimmer.

Der alte Barthel, meines Vaters langjähriger Diener, hielt mich an der Schwelle auf. Es warte Jemand, um mich zu sprechen, flüsterte er mir geheimnißvoll zu. Ich ging, ohne mein Haus noch betreten zu haben, außen herum zu der Eingangsthür. Unter dem vorragenden Portal, dem einzigen Theil des alten Baues, der unverändert geblieben war, stand, an eine der Säulen gelehnt, eine schwarze Gestalt. Sie hob den Schleier, als ich nahe genug gekommen war, um in dem Halbdunkel ihre Züge unterscheiden zu können.

„Hortense!"

Sie nickte. „Mich hätten Sie hier nicht erwartet? Ich komme als Bittende, Georg Hansen. Mein Bruder ist krank, krank bis auf den Tod; er sehnt sich, Sie noch einmal zu sehen. Und ich . . . ich flehe nur, daß Sie zu ihm kommen, es ihm gewähren."

Ich zögerte nicht. Ich ging mit ihr, ohne zu denken, ohne zu fragen, ohne vorher nur meiner Mutter Lebewohl zu sagen. In der Finsterniß schritten wir schnell längs der Landstraße der Stadt entgegen. Sie schien so müde, daß ihre Füße sie kaum trugen. Ich bat sie, sich auf mich zu stützen, aber sie schüttelte ablehnend den Kopf. Doch als ich, ein paar Schritte weiter, sie schwanken sah, ergriff ich ihre Hand und legte sie fest auf meinen Arm. Nun litt sie es und zitterte doch. Ich hörte sie unter ihrem Schleier leise weinen.

In kurzen abgerissenen Sätzen sagte sie mir, was sie hergeführt hatte. Aus ihrem Schweigen, ihren Thränen mochte ich mir den Rest ergänzen. Die Gräfin, ihre Mutter, war todt. Vor wenigen Wochen war derselben aus dem Nachlaß einer alten Verwandten eine kleine Summe zugefallen. Sie hatte sofort beschlossen, ihr altes Gelübde auszuführen, die Wallfahrt nach Rom zu unternehmen. Henri sollte, wie selbstverständlich, die Seinen begleiten. Aber als sie abreisen wollten, war er verschwunden. Vor Schreck und Schmerz erkrankte die Blinde. Ihr altes Brustleiden, das sie Jahre lang nicht heimgesucht, trat plötzlich neu und heftiger auf. Hortense rief eilig den Bruder zurück, den sie in Nizza vermuthete. Aber er kam nicht, sie schrieb nochmals, dringender: keine Antwort! — Und als er nach Tagen der furchtbarsten Angst endlich erschien — da lag seine Mutter im Sterben. Sie raffte sich nur noch empor, um den Sohn zu beschwören, daß er in Zukunft sein Leben ändere. Mit brechender Stimme hielt sie ihm vor, was er an ihr gesündigt hatte, was an seiner Schwester. Und in der letzten Stunde der Mutter erfuhr er durch sie, was er nie hätte wissen sollen, was sie selbst, ich weiß nicht auf welcherlei Weise errathen: daß ich es gewesen sei, der ihm das alte Haus abgekauft hatte. Das war zu viel für ihn. Henri hatte seine Mutter leidenschaftlich verehrt. Ihre Vorwürfe,

ihr Verlust warfen ihn zu Boden. Er hatte jetzt nur noch zwei Gedanken: seine Reue zu beweisen, so ihr wie mir. So war er verzweifelt, in qualvollster Erregung hierher geeilt und nach der überhasteten Reise war gleich bei der Ankunft plötzlich ein Uebel ausgebrochen, das ihn öfter schon bedroht, das böse Erbtheil seiner Familie: er hatte einen Blutsturz gehabt.

Das Alles erzählte mir Hortense nicht so zusammenhängend, wie ich es hier sage. Das Meiste davon habe ich erst später und allmählich begriffen. Sie ging mit hastigen Schritten neben mir her, und ich konnte merken, wie jedes Wort, das sie sagen mußte, sie einen schmerzlichen Kampf kostete, bevor sie es aussprach.

Erst in der Stadt, nahe dem Endziel unseres Weges, hemmte sie ihren eiligen Gang. Sie zögerte und es dauerte wieder ein paar Secunden, ehe sie sich entschloß zu reden. Der gelbliche Schein einer Glaslaterne fiel auf ihre feinen gespannten Züge.

„Sind Sie ihm auch immer noch gut? Werden Sie ihm nicht weh thun, nicht zürnen?“ fragte sie leise mit zitternden Lippen und blickte mir forschend dazu in die Augen.

„Fräulein Hortense, er war mein Freund und bleibt mein Freund. Wenn ich Etwas wüßte, um ihm zu helfen, was immer es wäre, ich thäte es gleich.“

„Ist es wahr, würden Sie etwas Schweres für ihn vollbringen?“

Es waren die alten Kinderaugen, die schmerzlich schönen, die aus dem bleichen süßen Gesicht mich fragend anschauten.

„So wahr, wie daß ich Sie liebe, Hortense,“ entgegnete ich.

Daß ich vor noch kaum einer Stunde meiner Mutter versprochen hatte, mich von den Fesseln jenes alten Kummers zu befreien, das wußte ich jetzt längst nicht mehr. Ich wußte und fühlte nur das Eine, daß sie da sei, sie, Hortense, und daß sie Etwas von mir erbat, was ich ihr erfüllen mußte und hätte es mein Leben gekostet.

„So kommen Sie, so will ich noch hoffen,“ sagte sie leise. Sie nahm meine Hand und führte mich mit sich. So hatte damals, in dem verwilderten alten Garten, die kleine Hortense mich ungefragt bei der Hand genommen und mit sich gezogen zu ihrem Bruder. So war ich ihr auch damals gefolgt, willenlos, ihrem Willen ergeben.

Es war ein Gasthaus dritten Ranges, in dem ich nie zuvor gewesen. Ueber die steile, schlecht erleuchtete schmale Treppe geleitete sie mich bis fast unter das Dach, in ein kleines ärmliches Zimmer. Sie mußte erst Licht machen, bevor ich bemerkte, daß ich nicht allein mit ihr sei.

Henri saß aufgerichtet im Bett. Er war mager, hohläugig, zum Erschrecken verändert. Und da er mich sah:

„Georg,“ sagte er, „Du kommst zu mir? Du, Du selbst! bist es damals gewesen, der . . . Und ich wußte es nicht. Und mein Leben, das Du erheben und frei machen wolltest, ich habe es verthan! . . .“

Mein armer Henri! Ich konnte nicht reden, ich drückte ihm nur stumm die Hand.

Da brach er zusammen. Von mir abgewendet warf er sich mit beiden ausgestreckten Armen über die Kissen, verbarg sein Gesicht und schluchzte krampfhaft.

„Nein, sei nicht so gut, verzeih mir nicht, ich kann es nicht tragen!" rief er heiser. „Jetzt erst, seit meine Mutter starb, gebrochenen Herzens, weil ich sie verlassen, jetzt weiß ich auch erst, wie viel ich Dir zu Leide that. Ihr kann ich es abbitten noch im Tode, ihr kann ich Sühne und Buße thun, die ihre selige Seele versöhnt, indem ich ihren Wunsch erfülle. Aber Dir, Georg? Deshalb mußte ich zuerst zu Dir. Was kann ich thun, bevor ich sterbe, um wett zu machen, was ich Dir an Schmerzen und an Sorgen zugefügt habe?"

„Stirb nicht, Henri!"

Er aber schüttelte trübe den Kopf. Er konnte vor Husten Nichts erwidern, aber der hohle röchelnde Husten war selbst die allertraurigste Antwort.

„Der Arzt empfahl ihm nicht zu sprechen," sagte mahnend Hortense. „Wenn er sich ruhiger verhalten wolle, sich pflegen lassen, nicht reisen, nicht aufregen, dann sei noch Hoffnung, daß er genese."

„Doch ich will reisen," rief er heftig. „An der Leiche meiner Mutter that ich den Schwur, daß ich für sie, am heiligen Donnerstag vor Ostern, wie sie es gewünscht, in allen sieben Pilgerkirchen und auf den Stufen der Scala santa zu Rom beten wolle. Soll ich auch dieses Gelübde brechen, wie alle früheren, die ich ihr that?"

„Nein, Henri," sagte sie sanft und kniete neben seinem Bette nieder; „Dein Gelöbniß an die Mutter soll gehalten werden! Freilich Du selbst... wenn Du heute reisen wolltest, Du erreichtest Rom nicht. Könnte ich nur Dein Gelübde auf mich nehmen! Aber jetzt und so Dich verlassen — Henri, mein Bruder, ich kann es nicht! Es wird ein Anderer für Dich hingehen, wird dort für Dich die Gebete sagen, nach denen unserer Mutter Seele so lange begehrt hat."

„Ein Anderer? Du träumst, Hortense, das kann kein Anderer!"

Und sie, lebhaft, feurig: „Es giebt einen Menschen, werth und würdig, Deine Stelle einzunehmen, einen, der schon ebenso Großes für Dich vollbracht und der zu mir vor wenig Secunden noch gesagt hat, wüßte er etwas Dir zu helfen, er thäte es, wie schwer es auch wäre."

Ich aber stand und hörte sie und wollte den Sinn ihrer raschen Worte nicht begreifen. Ich fühlte nur, wie ihre Augen, während sie sprach, die meinen suchten; wie ihr Blick sich flehend, befehlend und unwiderstehlich mir bis tief in die Seele bohrte.

Sie hatte sich von den Knien erhoben und trat zu mir. Das flackernde Licht warf seltsame Schatten über ihr sonst so stilles Gesicht. Nun stand

sie neben mir, ihre Hand berührte leise meinen Arm. Bis in das innerste Mark hinein empfand ich es wonnesam und zugleich mit einem schaudernden, stechenden Schmerz, als wollte die Brust mir davon zerspringen. „Den da," sagte sie, „den meine ich," und ihre wunderbare Stimme klang wie Glockenschall hell und freudig. „Er ist Dein Freund. Er hat sein Vermögen für Dich hingegeben; er hätte mehr, weit mehr noch für uns gethan. Doch wir haben es nicht annehmen dürfen. Die Mutter hätte es nie gestattet . . . Ich selbst . . . ich war ein halbes Kind. Ich wußte noch nicht, was ich wollte. Jetzt weiß ich es besser, jetzt ergreife ich die rettende Hand. Auch ma mère könnte es heute nicht anders wollen. Es gilt ja Dein Leben! So soll er denn hingehen, soll sie versöhnen, indem er betet, wie sie es wünschte, für Dich, für mich und für sich selbst!"

„Hortense!" rief ich und wandte mich von ihr, mich den Blicken zu entziehen, die mich fest zu bannen schienen; „Hortense! das kann und will ich nicht!"

„Sie wollen nicht Ihrem kranken Jugendfreunde das Leben fristen, auf daß er es künftig in Ihrem Sinne, makellos, ehrenhaft fortführe? Und Sie können nicht ein Opfer bringen, um zu beweisen, daß Ihnen um alter Liebe willen nichts zu schwer ist, noch zu hart?" Das sprach sie leise wie ein Hauch.

„Du liebst mich nicht," stieß ich hervor, „wozu die Probe? Du hast mich abgewiesen, damals . . ."

„Als ma mère noch lebte." Weiter sagte sie nichts.

Und ich fühlte, wie ihr Willen, ihre Blicke mich umfingen, gleich einem Netz, das mich immer fester einschloß.

„Auch nicht um Deiner Liebe willen!" rief ich noch einmal, all' meine Kraft zusammennehmend.

Henri hatte ihre Hand ergriffen und streichelte sie ihr, wie sie am Bett stand. „Arme Hortense! Du warst ihm gut und ich wußte es nicht einmal? Ach, es wäre so hübsch gewesen, Du und er, meine beiden Geliebten! Ich hätte noch einmal gesund werden mögen, um das zu erleben. Aber freilich, Du forderst zu viel, das kann kein Mensch für einen anderen thun. Komm, hilf mir; wir reisen noch heute Abend. Ich muß zum Tage der Indulgenz in Rom sein, Du weißt ja, ich . . ." Doch er konnte nicht weiter, der Husten erstickte ihm seine Worte. Hortense warf mir nur einen Blick zu.

Was soll ich Ihnen noch länger schildern, wie es geschah, wie sie mit ihren traurigen Augen meine Seele an sich gezogen, mit ihren feinen, blassen Fingern all' meine Kraft gebrochen hat? Sie wissen ja, was das Ende war; daß ich gehorchend das Haupt vor ihr beugte.

Aber es ist eine weite Reise von H. bis nach Rom; Nacht und Tag und Nacht und Tag und wieder die Nacht hindurch. Und in Rom trifft man alte Bekannte. Lebende, die mit erstaunten Blicken uns spöttisch betrachten,

zweifelnd, ob wir auch unsere fünf Sinne noch nicht verloren. Und Todte, steinerne, die weder spotten, noch fragen, noch zweifeln; sondern sehr ruhig ein kurzes Schwert sich in die breite Barbarenbrust stoßen und dann sterbend hinsinken und noch lächeln, als wollten sie sagen: Was ist denn der Tod? Er ist leicht und süß, wo es gilt für die Wahrheit zu bluten. Nur sie verleugnen, wäre schimpflich.

Und es ist eine weite Reise von Rom bis nach H. In den langen Tagesstunden erzwungenen Nichtsthuns, während die Berge und die Seen vorüberfliegen, läßt sich viel denken; in den längeren Stunden der Nächte, mit wachen Augen in's Finstere starrend, vieles sinnen und beschließen. Um eines Freundes Leben zu fristen, darf man seinen Stolz zum Opfer bringen, vielleicht selbst die Ehre. Das hätte, meine ich, auch mein Vater, streng wie er war, am Ende begreifen und zugestehen müssen. Aber um einer eigennützigen und begehrlichen Liebe willen seiner innersten Ueberzeugung zuwiderhandeln, sie von sich werfen und verspotten, in einem frechen Mummenschanz, das darf und soll ein Mann nicht thun. Hat er es aber dennoch gethan, so wird er dafür büßen müssen. Ich fühlte es deutlich, das Glück das sie mir von fern gezeigt und als höchsten Lohn verheißen hatte, das gebührte mir nicht. Ich hatte zu Schweres darum gethan, es war mir kein Glück mehr und durfte keins sein.

Es hat lang gewährt, bis ich zu dieser Erkenntniß mich emporraffen konnte. Ich rang in mir und kämpfte dagegen und strebte, meines Gewissens Stimme immer wieder zum Schweigen zu bringen. Doch als ich endlich mit mir selber in's Reine gekommen war, wußte, was mir zu thun geziemte, und was zu lassen, da ward ich ruhig. Es kam eine Stille über mich, eine kühle Gefaßtheit, ich glaube, ich hätte fast schlafen können. Und selbst, wenn ich es noch gewollt, ich hätte jetzt doch nicht mehr anders zu handeln vermocht.

Es ist am Ostersonntag gewesen, als ich zurückkam. Meiner Mutter hatte ich vor meiner Reise nur sagen lassen, daß ich ein paar Tage fortbleiben müsse, nicht weshalb, noch wie lang. Und auch heute kam es mir nicht in den Sinn, sie zuerst aufzusuchen.

Die Glocken läuteten und heitere, festtäglich geputzte Menschen gingen vorüber, da ich langsam, vom Bahnhof aus, durch die alten Gassen dem Wirthshause zuschritt, zu dem Hortense an jenem Abend mich geführt. Sie mochte mich schon erwartet haben. Denn auf der schmalen steilen Treppe kam sie mir mit flüchtigen Schritten entgegen. Und bevor ich es wehren konnte, hatte sie mit beiden Armen mich umschlungen: „Georg, mein Freund, er ist gerettet, er wird leben! Durch Dich! Durch Dich!“

Ich aber löste die schlanken Arme von meinem Nacken. Ob das Herz mir klopfte, ich wußte es kaum. Ich wußte nur, daß ich mich beherrschen wollte. So stiegen wir schweigend die ausgetretenen Stufen hinauf. Ich

sah sie nicht an, ich fühlte nur, wie ihr Blick erstaunt und fragend auf mir ruhte.

Droben in dem kleinen Zimmer stand Henri du Plessac, mit einem blassen Genesungslächeln. „Georg, mein Bruder, Dir danke ich mein Leben . . .“

Ich reichte ihm den Pilgerschein hin. „Hier die Bestätigung, daß ich in Rom an Deiner Stelle die Gebete gesprochen habe, die Du gelobtest.“ Ich weiß noch, wie sonderbar fremd und kalt mir meine eigene Stimme klang. „Deiner Mutter Geist, wenn er Dich sieht, mag von der Erfüllung ihres Verlangens befriedigt sein. Du wirst in Deiner Schwester Pflege, daheim, in Frieden, vollends gesunden. Danke mir nicht weiter. Ich that, was Ihr mir geboten hattet, um unserer alten Freundschaft willen, nicht um mein Glück dadurch zu erkaufen. Du sagtest mir einmal — vor langen Jahren — wo es des Bruders, eines Plessacs Leben gelte, da könnte ein Mädchen Eures Hauses allenfalls ihrem Stolz entsagen. Nun, für mich soll sie das nicht thun; ich begehre kein Opfer. Lebt wohl! seid glücklich auf Eure Weise — und laßt mir die meine! — Ich kann nicht anders.“

Ob sie mich hätte zurückhalten können, wenn sie es gewollt? Wer weiß! Als ich spät Abends, allein, in unserem öden alten Hause in der Stadt saß — zu meiner Mutter hinauszugehen, hatte mir die Kraft gefehlt — da kam es über mich wie Reue, ich meinte ich sei zu hart gewesen, ich ertrüge es nicht. Und Sehnsucht nach ihr und Schmerz und Verlangen wollten mich wieder hin zu ihr treiben. Aber ich hielt mich mit beiden Händen krampfhaft fest an dem alten Schreibpult, an dem mein Vater immer gesessen. Er sollte mit mir zufrieden sein! Und ich habe den Schmerz bemeistert, ich bin standhaft geblieben.

Von den beiden Plessacs habe ich lange nichts gehört. Henri schrieb mir nicht mehr. Und als ich nach Jahr und Tag durch Zufall erfahren mußte, daß seine Schwester Marquise de Civry geworden sei, da meinte ich sie und ihn und Alle verachten zu müssen. Es packte mich ein ingrimmiger Haß auf Welt und Menschen, eine Verbitterung, daß meine gute sanfte Mutter mich nicht mehr begriff.

Sie hatte nach den Ereignissen jener bösen Osterwoche nie gefragt. Als ich ihr gesagt hatte, daß ich für den Sommer lieber allein in der Stadt bleiben wolle, weil viel zu thun sei, nickte sie nur betrübt dazu. Wenn ich in den blumenfrohen Garten des französischen Hauses zu ihr hinauskam, hat sie nie versucht mich zu halten, noch mich getadelt, daß ich mein Versprechen von jenem Abend, froher zu werden, so schlecht erfüllte. Als gelegentlich der Arzt von unserer Absicht zu reden begann, den nächsten Winter im Süden zu verbringen, fragte sie nur: „Du reisest lieber nicht?“ Und als ich etwas von ihrer Gesundheit, von meiner Pflicht gegen sie murmeln wollte, sprach sie so einfach ruhig wie immer: „Ich dachte es wohl. Thu Dir keinen Zwang an. Ich werde auch hier, in unserem altgewohnten Heim,

noch eine Zeit lang weiterleben, so lang Du meiner bedarfst, mein Sohn. Für meine Gesundheit brauchst Du die Reise nicht zu unternehmen." Und Alles blieb still, unverändert so wie es gewesen. Wir lebten vertraut und fest verbunden; aber wir sprachen nie von dem Schmerz, den ich nun nicht mehr verwinden konnte.

Nur am Ende des folgenden Winters, als sie mich so hart und verzweifelt sah, ist sie einmal zu mir gekommen: „Georg, hast Du Unrecht gethan? Hast Du Dir etwas vorzuwerfen? Dann mache es gut. Aber wenn Du, wie ich von Dir glaube, nach bestem Gewissen thatst, was Du mußtest, so zerstöre nicht durch feiges Bereuen Dein eigenes Werk. Handeln Andere anders als Du, so tadle sie nicht und lasse Dich nicht dadurch verbittern. Bedenke, sie sind von anderer Art!"

Meine gute alte Mutter! Sie lebte für mich und dachte für mich, so lang sie es konnte. Und als sie vor zwei Jahren starb, ist ihr Ziel erreicht gewesen. Ich war nicht mehr bitter. Daß Henri du Plessac, mein armer Freund, mir grollen mußte, das hatte ich begreifen gelernt. Ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, was ihn fern von mir hielt, sei nicht die Kränkung allein, daß ich seine Schwester zurückgewiesen, sondern auch ein Gefühl der Beschämung über sich selbst und über das, was er von mir gefordert hatte. So war denn Alles im Herzen vergeben, als ich — es ist nur ein paar Monate her — die Nachricht von seinem Tode erhielt.

Er hatte durch Jahre noch in der alten Weise gelebt und seiner Gesundheit nicht geachtet, bis die Kräfte aufgezehrt waren. Die verwittwete Frau Marquise de Civry, in deren Haus zu Paris er gestorben, theilte mir selbst diese Trauerkunde mit. Henri habe kurz vor seinem Ende, so schrieb sie mir, noch meiner erwähnt: „Ich möchte, Georg Hansen wüßte, wie theuer er mir immer war, und daß ich oft, mit Sehnsucht und Schmerzen, an ihn denke."

Wie weh' diese Nachricht und doch wie wohl der warme Gruß meines alten Freundes mir gethan hat — ich kann es nicht sagen. Und denken zu müssen, daß Hortense, die zarte, schwache, die schon als Kind in ihren großen weltfremden Augen Etwas trug, wie ein Vorahnen frühen Todes, den Bruder überleben mußte! Ich schrieb ihr, wie es mir um's Herz war. Seit mehr als zehn Jahren zum ersten Mal, sprach ich es aus, was mir Henri gewesen, wie seine Freundschaft mir mein Leben verschönert hatte und wie öde es mir erschienen, seit ich sie entbehren gemußt.

Und es dauerte nur kurze Zeit, bis ich Antwort erhielt. Der Brief war nicht von ihr selbst adressirt. Denn was ich befürchtet, war eingetroffen: Hortense war dem Bruder nachgestorben, klaglos, wortlos, ohne eigentliche Krankheit, ohne Schmerzen, war sie ausgelöscht wie ein Licht, dem die Nahrung mangelt. Zwischen ihren erkalteten Händen hatte man ein Blatt gefunden, an mich gerichtet. Es stand nur wenige Zeilen darauf:

„Georg, mein Freund, mein einziger Freund! denn das bist Du geblieben. Ich war Dir gut, als Kind einst, als Mädchen und später und jetzt. Ich weiß, wir sehen uns im Leben nicht wieder. Doch ich habe noch eine Bitte an Dich: wenn ich gestorben bin, komm an mein Grab. Und ob ich auch tief, tief drunten liege, in kalter Erde, ich werde es fühlen. Ich werde dann ruhig schlafen können, wissend, daß auch Du noch mein Freund bist, treu bis zum Tode."

Da war ich nun heute. Jetzt wissen Sie Alles."

* * *

In dem großen Zimmer, im Entresol des Pariser Hotels, in dem Georg Hansen mir seine Geschichte bis an's Ende erzählte, war es dunkel geworden. Von der Straße drunten drang nur der fahle Lichtschein der Gaslaternen durch Staub und Nebel gedämpft herein. Er fiel über das Gesicht des Mannes, der sich vom Sessel erhoben hatte, und nun, die Stirn an die Scheiben gedrückt, in tiefen Gedanken stand und hinabsah auf das wechselnde hastende Treiben der Fußgänger und der eiligen Wagen. Mir war als sähe er nichts von dem Allen, als weile sein Geist schon nicht mehr auf Erden, und in dem unbestimmten Lichte erschienen mir seine geraden Züge starr und wachsbleich wie die eines Todten.

Da wandte er sich. Und als erriethe er meine Gedanken, fragte er: „Dünkt es Sie nicht, als habe ich Ihnen dies Alles so offen nur sagen können, weil auch ich gestorben sei und nun mir selber die Todtenrede halten müßte? So wenigstens ist mir zu Muth. Ich las einmal einen indischen Spruch, an den ich seitdem immer denken muß: ‚Wenn von Zweien, die in Gemeinsamkeit von Lust und Schmerzen eng verbunden, durch treue Liebe verwachsen waren, der Eine stirbt, lebt er fort in dem Anderen; der Andere nur, der im Leben zurück blieb, ist todt.' Wie wahr das ist, kann ich heute ermessen."

Ich aber dachte, es soll nicht wahr bleiben! Und als mir kaum ein halbes Jahr später die Nachricht zukam, daß Herr Georg Hansen zu H. in der Vollkraft seiner Jahre gestorben sei, da beschloß ich, seine Erzählung so wie ich sie von ihm erfahren, niederzuschreiben, zum Zeichen, daß doch auch der „Andere" weiterlebe, in dem Gedächtnisse eines Menschen, der ihn begriff und zu schätzen verstand.





Ernst Haeckel.

Von

Carus Sterne.

— Berlin. —



Von den gegenwärtig lebenden Naturforschern hat schwerlich irgend ein Zweiter durch Wort und Schrift mit so weiten Kreisen nicht blos der lernenden Jugend, sondern auch der Gebildeten aller Länder lebendige Fühlung gewonnen, wie der in der Ueberschrift Genannte. Auch hat wohl das Wirken keines anderen unter seinen Genossen eine so völlig widersprechende Beurtheilung — begeisterte Zustimmung auf der einen, herb abweisende Verurtheilung auf der andern Seite — erfahren, wie das seinige, so daß er mehr als mancher Andere für ein völlig parteiloses Urtheil auf die Zukunft und Nachwelt angewiesen ist. In den nachfolgenden Zeilen soll mehr ein Bild seines Lebens und Wirkens, als ein abschließendes Urtheil angestrebt werden; sie wollen im Streite der Parteien und Tagesmeinungen klärend und erklärend, vielleicht auch versöhnend wirken.

Ernst Haeckel wurde am 16. Februar 1834 als zweiter Sohn des Regierungsrath Carl Haeckel in Potsdam geboren. Seine noch heute lebende, hochbetagte Mutter, der er im Vorworte zu den „Indischen Reisebriefen" pietätvoll dankt, daß sie von frühester Jugend an seinen Sinn für die Schönheiten und Größe der Natur gepflegt habe, ist eine Tochter des aus Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" bekannten Chefs des Rheinischen Cassationshofes Heinrich Sethe, den einst Napoleon I. in Unzufriedenheit mit seiner Ungefügigkeit nach Paris zur Rechenschaft fordern ließ, und der sich später um die deutsche Gerichts-Reorganisation bedeutende

Verdienste erworben hat. Schon der Vater dieses Großvaters Haeckels war Jurist gewesen, wie auch sein älterer Bruder (jetzt Landgerichtsrath in Potsdam) und mehrere seiner Neffen diese Familientradition fortsetzen, und es ist ein nicht leicht abzuweisender Gedanke, daß gewisse, den Juristen vornehmlich eigenthümliche Charakterzüge — der Drang nach Erkenntniß der Wahrheit und der bewegenden Ursachen, ein scharfes Unterscheidungsvermögen, und die Neigung, seine Auffassung und sein Recht zu vertheidigen, welche schon in früher Jugend bei Haeckel hervortraten, ihm von seinen Ahnen vererbt worden sein mögen. Schon als Kind ließ er sich sein wahres oder eingebildetes Recht in keiner Weise verkümmern und da nach der Versetzung des Vaters nach Merseburg, die im ersten Lebensjahre des Knaben erfolgte, der dortige Hausarzt und Hausfreund Herr von Basedow, ein als Arzt durch die Entdeckung der „Basedow'schen Krankheit" bekannter Nachkomme des berühmten Pädagogen, auf die Erziehung Einfluß gewann, so wurde der Individualität des Knaben die möglichste Freiheit gegönnt, um sich nach ihren inneren Gesetzen zu entwickeln, und die sich etwa zeigenden bedenklichen Neigungen nur durch Einwirkung auf die guten Gefühle bekämpft.

So wuchs das blondlockige und blauäugige Kind zu einem von Jugendübermuth strotzenden, unbändigen Jungen heran, der sich von Niemandem einschüchtern ließ und von dem mit Gewalt Nichts, mit Liebe Alles zu erreichen war. Herr von Basedow hatte seine helle Freude an dem nach Basedow'schen Principien erzogenen „Normalmenschen", der nichts glaubte, als was er begreifen konnte, und der kernhafte Vater, ein ehemaliger Lützow'scher Jäger und Freund von Gneisenau und Scharnhorst, der noch kurz vor seinem 1871 erfolgten Tode die Genugthuung hatte, das siegreiche Heer in Berlin einziehen zu sehen, war mit dieser freiheitlichen Erziehung ganz einverstanden. Die Mutter aber pflegte den Natur- und Schönheitssinn des Knaben, der fast eben so früh zu Tage trat, wie das Unabhängigkeits- und Rechtsgefühl desselben, und es wurde mir erzählt, daß eine einfache Blume, die man ihm in die Hand gab, schon in den frühesten Jahren das unruhige Kind zu fesseln und zu beruhigen vermochte. Die mit den Jahren sich entwickelnde Neigung zur eingehenden Beschäftigung mit der Natur förderten eine Vorliebe zum Umherschweifen im Freien und machten seine Jugendjahre einigermaßen einsam, weil er unter seinen Altersgenossen nur wenige fand, die so weit wie er selbst darauf eingehen mochten.

Seine erste Leidenschaft galt dem Gewächsreich und wo im meilenweiten Umkreise eine seltenere Pflanze zu finden war, dahin sah man ihn unterwegs. Als er in seinem elften Jahre (1845) bei seinem Onkel Bleek (dem Professor der Theologie in Bonn und Vater des berühmten in Capstadt verstorbenen Sprachforschers) zum Besuch war, suchte man ihn eines Morgens vergeblich in seinem Zimmer, denn er war früh aufgebrochen, um am Petersberge bei Dollendorf im Siebengebirge, das schottische Heimatssymbol, die graue Heide (Erica cinerea) zu suchen, die sonst nirgends in Deutschland vorkommt

und dann auch Abends im Triumph nach Hause gebracht wurde.*) Der Liebe zu den Pflanzen gesellte sich früh das Interesse an Allem, was da kreucht und fleucht; ein größeres Blumenfenster des elterlichen Hauses wurde zugleich als Terrarium benützt, um allerlei niederes Gethier darin zu pflegen und in seiner Eigenart zu beobachten. Die Liebe zu den Thieren bildete einen andern frühen Grundzug seines Wesens; er konnte nicht mit ansehen, wenn den Thieren Unrecht geschah, und Hermann Allmers erzählte mir, wie er auf ihren gemeinsamen italienischen Streifzügen den Vetturinos und Maulthiertreibern schließlich an die Gurgel gefahren sei, wenn alle seine Mahnungen, ihre dem romanischen Naturell eingeborenen Thierquälereien einzustellen, nichts fruchteten.

Aber die Botanik blieb, da sie bei einigen ausgezeichneten Lehrern des Merseburger Gymnasiums Unterstützung fand, zunächst die Lieblings-Wissenschaft; die Excursionen wurden immer weiter ausgedehnt, und schon in den Gymnasialjahren Beiträge zu Garckes Flora Hallensis geliefert. Unter Andern erregten damals bereits die „schlechten Arten", d. h. die wandelbaren Formen seine Aufmerksamkeit und wurden in einem besonderen Herbar von den guten Arten abgesondert. In den Gedanken des Jünglings, dessen Lieblingswerke damals neben denen der deutschen Dichter — Goethe voran, — Schleidens „Leben der Pflanze" und Humboldts „Ansichten der Natur" bildeten, gestaltete sich immer bestimmter der Plan, Botanik zu studiren und dann weite Reisen durch die ganze Welt zu unternehmen, um die Gewächse aller Zonen, namentlich diejenigen der Tropenländer, zu schauen und ihre Kenntniß zu vervollständigen. Hierbei wirkte offenbar eine Anlage zur künstlerischen Auffassung der Formen, die sich, verbunden mit zeichnerischer Fertigkeit, früh geltend machte, mit. Gegen den Schluß der Gymnasialzeit konnten sich diese farbenreichen Lebenspläne um so freier entfalten, da der Vater im Jahre 1851 seinen Abschied aus dem Staatsdienst genommen, und ihn in Merseburg zurücklassend, mit der übrigen Familie nach Berlin übergesiedelt war.

Nunmehr völlig sich selbst überlassen, beschloß der Achtzehnjährige, nachdem er das Abiturienten-Examen glücklich hinter sich hatte, nach Jena zu gehen, um unter Leitung des verehrten Meister Schleiden tiefer in die Scientia amabilis einzudringen. Da führte eine kurz nach dem Abiturienten-Examen (März 1852) unternommene Excursion nach Leisling bei Weißenfels, um die dort vorkommende Scilla bifolia zu holen, zu einer unerwünschten Abänderung des Lebensplanes. Wie es seine Gewohnheit von Kinderschuhen an gewesen und geblieben ist, immer gerade durch zu gehen, so watete er bei dieser Gelegenheit so lange auf den überschwemmten Wiesen umher, bis er sich eine tüchtige Erkältung zugezogen, die ihn auf ein längeres

*) Ich verdanke die Einzelheiten aus Haeckels Jugend einer in Berlin lebenden Schwester seiner Mutter, Fräulein Bertha Sethe, die sie mir eines Abends erzählt hat.

Krankenlager warf und ihn zwang, statt nach Jena, zu seinen Eltern nach Berlin zu gehen, um da die nöthige Pflege zu finden. Nunmehr stellte ihm der Vater vor, daß die Botanik keine Wissenschaft sei, auf welche sich eine sichere Existenz begründen lasse, und daß es rathsamer sein dürfte, Medicin zum Brotstudium zu wählen und die Botanik als Liebhaberei daneben weiter zu treiben. Der Wink, daß es einem Schiffsarzte in unserer Zeit noch am ersten möglich würde, alle Länder der Welt zu sehen, schlug durch, und er begann nunmehr in Berlin allerlei Vorlesungen für Mediciner zu hören, unter denen ihn aber, wie man sich leicht denken kann, diejenigen Alexander Brauns weitaus am meisten anzogen, und mehr als die für seinen erwählten Beruf wichtigeren.

Vielleicht um ihn diesen Einflüssen zu entziehen, wurde er veranlaßt, im Winter 1852—53 nach Würzburg zu gehen, um bei Kölliker und Leydig Anatomie zu hören, und hier war es, wo er die für seinen Lebensgang höchst bedeutsame Bekanntschaft Gegenbaurs machte, der soeben von seinem Studien-Aufenthalt in Messina zurückgekehrt war, und mit dem berühmten Berliner Kliniker Gerhardt, der damals Assistent bei Kölliker war, Freundschaft schloß. Ostern 1854 kam er nach Berlin zurück, um bei Johannes Müller, dem berühmten Begründer der experimentellen Methode in der Physiologie und dem eigentlichen Schöpfer der vergleichenden Anatomie, Organologie und Entwickelungsgeschichte als besonderer Disciplinen, vergleichende Anatomie zu hören. Diese Vorlesungen, welche ihn mehr anzogen, als alle, die er jemals gehört, wurden bestimmend für seine Zukunft, indem sie ihn endgültig von der Botanik, obwohl er ihr immer ein freundliches Andenken bewahrt hat, zum Studium der Zoologie herüberzogen. Er fing alsbald an, sich für das Leben und den Bau der niedern Thiere, welche durch Müller in nähere vergleichende Beziehung zu den höheren gebracht wurden, auf das Lebhafteste zu interessiren, und fischte in den damals noch üppig grünenden Rinnsteinen und Gräben Berlins nach Infusorien, Polypen, Krebsen und Insectenlarven, wobei ihm wohl zum ersten Male der Titel eines „Naturforschers“ beigelegt wurde, der nach Berliner Mundart Jedem gebührt, welcher sich mit der Durchforschung solcher von der guten Gesellschaft gemiedenen Oertlichkeiten — sei es auch nur, um Lumpen und Papier herauszufischen — befaßt. Johannes Müller, der den Eifer und die hervorragende Begabung seines neuen Zuhörers bald erkannte, nahm sich seiner mit besonderer Zuneigung an, indem er ihn zu selbständigen Untersuchungen anregte.

Es wurde ihm unter den obwaltenden Umständen schwer, sich wieder von Berlin zu trennen, woselbst er, dem eigentlichen Kneipenleben der Studenten fern bleibend, in einen anregenden Verkehr mit zahlreichen angehenden, jetzt berühmt gewordenen Naturforschern und Medicinern getreten war, die unter sich einen kleinen naturwissenschaftlichen Verein gebildet hatten und von denen hier die beiden ausgezeichneten Infusorienforscher Ed. Claparède

(† 1871 in Genf), J. Lachmann († 1861 in Bonn), der Berliner Arzt und Medicinalrath Hermann von Chamisso († 1886) und von den noch Lebenden der Münchener Chemiker Baeyer, der Berliner Conchyliologe Ed. von Martens und der Leipziger Geologe F. von Richthofen genannt werden mögen. Aber damals übte die „Würzburger Schule" mit Virchow an der Spitze auf jeden angehenden Pathologen eine unwiderstehliche Anziehungskraft und Haeckel begab sich wiederum für drei Semester dorthin, auf's Lebhafteste begeistert für die damalige kritische und monistische Methode Virchows, dessen Assistent er im Sommer 1856 wurde, und dessen „Archiv" in jener Zeit auch eine seiner ersten selbständigen Arbeiten (über Plexus Choroidei) brachte.

Inzwischen hatte er das Glück gehabt, in den Sommerferien 1854 Johannes Müller nach Helgoland begleiten und unter seiner Leitung sechs Wochen lang mit dessen Sohn und dem jetzigen Bonner Professor La Valette Seethiere sammeln und untersuchen zu können. Diese Wochen bildeten in jeder Beziehung den Höhepunkt seines bisherigen Lebens. Der erste Anblick des Meeres und der unermeßliche Reichthum der pelagischen Fauna, besonders an Polypen und Medusen, übten einen bestrickenden Zauber und Haeckel war natürlich im Fischen und Absuchen der Ebbetümpel immer der Vorderste und Unermüdlichste, was ihm seitens der einheimischen Bevölkerung bald den Spitznamen eines „Seedüvels" einbrachte. Dieser die echten Forschernaturen charakterisirende Drang, über den gerade in's Auge gefaßten Gegenstand die ganze umgebende Welt zu vergessen, ist ihm niemals verloren gegangen, und ein Augenzeuge erzählte mir, wie ihm noch in viel späterer Zeit, bei einem Bade im Golf von Neapel, als eine reiche Forschungsgelegenheit auf dem von Spaziergängern belebten Strande seine Blicke auf sich zog, dasselbe begegnet sei, was man von der Selbstvergessenheit des Archimedes berichtet. Im Herbste 1856 wiederholte sich die glückliche Gelegenheit vom voraufgegangenen Jahre, indem er wieder mit Johannes Müller und Kölliker auf den Fang gehen durfte, diesmal nach Nizza, und bei diesem seinem ersten Besuche des Mittelmeers wurde er durch Müller auf eine erst kurz vorher entdeckte Gruppe niederer Lebewesen aufmerksam gemacht, die Radiolarien, welche zwei Jahre darauf (1858) von Johannes Müller zu einer besonderen Klasse erhoben wurden, und später einen sehr großen Theil der Haeckel'schen Arbeitskraft in Anspruch nehmen sollten. Auch die einen Staat im Kleinen bildenden Siphonophoren oder Röhrenquallen, denen er später wiederholte Studien gewidmet hat, nahmen seine Sinne, neben vielen andern Seethieren, damals zum ersten Male gefangen.

In unerfreulichem Gegensatze zu diesen glücklichen Tagen galt es dann wieder im Winter 1856—57 dem Brotstudium zu folgen und klinischen Studien bei Langenbeck, Romberg und Traube obzuliegen. Am 7. März 1857 erfolgte unter Ehrenbergs Präsidium die Promotion zum

Doctor der Medicin. Die Dissertation handelte über „Gewebe des Flußkrebses". Im Sommer 1857 ging es sodann nach Wien, um bei Skoda, Oppolzer und Hebra „höheren klinischen Schliff" zu erwerben. Aber mehr Zeit als ihren Vorlesungen wurde damals in Gesellschaft von Wilhelm Focke aus Bremen (dem ausgezeichneten Rubus-Kenner) und Harald Krabbe (jetzt Professor in Kopenhagen) der reichen Flora Wiens gewidmet. Es war ein letzter Rückfall zur Jugendleidenschaft, denn als Haeckel im Winter 1857—58 sein Staatsexamen abgelegt hatte, und die Berechtigung sich schlimmstenfalls als Arzt durchzubringen erlangt war, wurden Medicin und Kräuterkunde an denselben Nagel gehängt und die Schwenkung zur Zoologie endgültig vollzogen. Er gedachte damals, zunächst noch ein Jahr bei Johannes Müller zu arbeiten, eine Absicht, die aber durch den plötzlichen Tod desselben (Ostern 1858) vereitelt wurde.

Nunmehr richteten sich seine Blicke wieder nach dem Mittelmeere, wo der ihm von Würzburg her befreundete Professor Carl Gegenbaur, nach Müllers Tode der erste vergleichende Anatom, einige Jahre vorher reiche Ernte gehalten, um an dem dort im Uebermaß vorhandenen Material seine Befähigung zum Zoologen zu erweisen. Denn da er sich bald nach dem Staatsexamen mit seiner liebenswürdigen und geistreichen Cousine Anna Sethe verlobt hatte, mußte er daran denken, sich einen Namen in der Wissenschaft zu erringen, um dann als Docent an einer Universität eine gesicherte Lebensstellung zu finden. Sich als Arzt sein Brot zu verdienen, war ihm ebenso unsympathisch, wie es früher Darwin und dem beiderseitigen Freunde Fritz Müller gewesen war. Der Sommer und Herbst ging mit sprachlichen und wissenschaftlichen Vorbereitungen zu der Studienreise hin, die im Januar 1859 angetreten wurde. Wie es bei einer künstlerisch veranlagten und für den Genuß der landschaftlichen Schönheiten wie der antiken Kunstschätze gleich empfänglichen Natur selbstverständlich ist, gab sich Haeckel zunächst diesem doppelten Reize des gelobten Landes mit vollen Zügen hin und verlebte die Ostern in Rom, bevor er seine Arbeiten und Beobachtungen am Golfe von Neapel begann, woselbst er den ganzen Sommer zubrachte.

Eines Tages sah er in einem dortigen Café einen jungen Mann von germanischem Typus im Studium einer deutschen Zeitung vertieft und frug ihn, ob er an einer durch Meeresleuchten und Vesuvfeuer verschönten nächtlichen Ueberfahrt nach Ischia, wozu er bereits eine Barke gemiethet habe, theilnehmen wolle. Der Fremde war sofort bereit, man stellte sich gegenseitig vor und nach wenigen Stunden war ein Freundschaftsbund für's Leben geschlossen, der für beide Theile reiche Früchte der Anregung und Belehrung, der harmlosen Wanderfreude und des tieferen Gedanken-Austausches gebracht hat. Es war eines jener glücklichen Zusammentreffen, durch die sich zwei gleich geartete Naturen, beide wahrhaft frei in ihrem Denken und Fühlen, beide begeistert für Natur, Kunst und Poesie, manchmal finden, denn

der Fremde war Hermann Allmers, der Bauernsohn aus den Marschen, der damals eben seine erste Römerfahrt vollendet hatte. Die ganze Episode ist so bezeichnend für die individuelle Fähigkeit Haeckels, durch sein unbefangenes, freimüthiges Sichgeben die Herzen zu gewinnen, daß ich um die Erlaubniß bitten möchte, hier den Eingang eines Gelegenheitsgedichtes von Allmers mitzutheilen, welches er vor Jahresfrist zur fünfundzwanzigjährigen Feier jener Nachtfahrt an den Freund gerichtet hat, und dessen Mittheilung er mir freundlichst gestattete. Derselbe lautet:

„Gedenkst Du noch der Zaubernacht
— Mir kam sie nimmer aus dem Sinn —
Die uns nach Ischia gebracht?
Wie schwamm die Barke still dahin,
Wie war's so lautlos weit und breit,
Unnennbar feierlich und hehr.
In sterndurchstrahlter Herrlichkeit
Umfingen Himmel sich und Meer
Und magisch leuchtete die Fluth,
Wenn's Ruder leise Wellen schuf,
Und drüben düsterroth die Gluth
Der letzten Lava des Vesuv.
Fremd waren wir einander noch,
Wir sah'n uns ja kaum eine Stunde
Uns Beide trieb's zu reden doch
Und bald aus tiefem Herzensgrunde
Von Allem was uns lieb und werth
Und wie's bisher mit uns gekommen,
Was uns ein hold Geschick bescheert,
Was uns ein feindliches genommen,
Vom Elternhaus, vom Heimatsland,
Von schönheitsvollen Wandertagen,
Und herzlich drückten wir die Hand
Einander. — Was brauch ich's zu sagen!
Und endlich auch von Deinem Lieb
Erzähltest Du — und wurdest stumm,
Indeß das Schiff still weiter trieb,
Und lautlos wieder war's ringsum. —
— — — — — — — — —

Die beiden Gäste am Strande der Cyklopen und Sirenen schlossen sich unmittelbar darauf eng aneinander, genossen gemeinsam die Schönheiten Capris und durchwanderten dann im September und October zusammen ganz Sicilien, wobei noch spät im Jahre der Aetna bestiegen wurde. An schönen Punkten wurden die Skizzenbücher hervorgesucht, und Allmers, der im vorangegangenen Winter in Rom ernste Kunststudien getrieben hatte, konnte dem jüngeren Freunde manchen technischen Kunstgriff und manchen Wink für die Composition geben. Der Genuß der Natur- und Kunstschönheiten wurde dadurch für Haeckel begreiflicher Weise nicht unwesentlich gesteigert: es waren ideale Tage, wie sie niemals wiederkehren, und es fehlte nicht viel,

daß er damals zum zweiten Male umgesattelt hätte und Maler geworden wäre. Wie scharf er schon damals landschaftliche Züge und Volkscharaktere zu erfassen verstand, zeigen seine in der Berliner Geographischen Gesellschaft vorgetragenen, und in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ (Bd. VIII) abgedruckten „Reiseskizzen aus Sicilien“, die sich als würdige Vorläufer der zahlreichen formvollendeten Reiseschilderungen darstellen, welche er in späteren Jahren veröffentlicht hat.

Den Winter 1859—60 brachte er, nachdem Allmers wieder nach Rom gegangen war, im regen Verkehr mit Fischern und Fischerjungen, die ihm beim Fange der niedern Seethiere für seine Studien behülflich waren, in Messina zu und verließ die Insel Ostern 1860, kurz vor der Landung Garibaldis. Vorzugsweise hatten ihn dort die noch sehr wenig bekannten Angehörigen jener schon erwähnten, vor Kurzem von Johannes Müller zu einer eigenen Abtheilung erhobenen Wurzelfüßler (Rhizopoden), die Strahlinge oder Radiolarien beschäftigt, die an der Oberfläche und in allen Tiefen der Meere leben, und unter dem Mikroskope innerhalb ihres wandelbaren Schleimleibes ein festes, aus Kieselsäure oder Chitinsubstanz bestehendes Skelet von einer an Krystalle erinnernden mathematischen Starrheit, aber von unendlicher Mannigfaltigkeit der Form zeigen. Während das Skelet der höhern Thiere, mögen sie nun zu den Amphibien, Reptilien, Vögeln oder Säugethieren gehören, sich immer auf ein und denselben Grundtypus zurückführen läßt, der sogar schon im Fischgerippe erkennbar hervortritt, bildet jede einzelne Art dieser niedern Schleimwesen in unendlicher Abwechselung ein anderes und höchst zierliches, wenn auch immer auf gewisse krystallartige Grundformen zurückführbares Skelet aus, so daß ein unerschöpflicher Formenreichthum entsteht, der selbst das künstlerisch verwöhnte Auge befriedigt, zumal da zu der Zierlichkeit der Gestalten, im Leben noch prächtige Farben hinzutreten.

Bald nach Haeckels Rückkehr von seiner Reise, während er in Berlin mit der Bearbeitung der gesammelten Schätze, vor Allem der Radiolarien beschäftigt war, machte ihm Gegenbaur, der seit 1855 nach Jena berufen war und dort in der medicinischen Facultät die Fächer der vergleichenden Anatomie und Zoologie vertrat, das verlockende Anerbieten, ihm die letztere abzutreten, wenn er dort hinkommen wolle. Obwohl in Jena damals für diese Fächer keine ordentliche Professur existirte, ging er ohne langes Besinnen auf diesen Vorschlag ein, habilitirte sich Ostern 1861 daselbst, und hat diesen Entschluß nie zu bereuen gehabt. Denn nicht allein, daß er dadurch in die Nähe Gegenbaurs kam, der von allen seinen Fachgenossen den größten und glücklichsten Einfluß auf sein inneres und äußeres Leben geübt hat, gewann er auch bald dort die Freundschaft des hochverdienten Curators der Universität, Dr. Moritz Seebeck, der bis zu seinem 1885 erfolgten Tode, so weit er es vermochte, ihn auf das Freundlichste unterstützt und gefördert hat. Im Anfange des Jahres 1862 lag die „Monographie der Radio-

larien" mit 35 von Wagenschieber gestochenen farbigen Kupfertafeln fertig vor, und machte nicht nur seinen Namen in den weitern Kreisen der Zoologen auf das Vortheilhafteste bekannt, sondern bewirkte auch seine schnelle Ernennung zum außerordentlichen Professor der Zoologie. Nun konnte er seine geliebte Braut heimführen (August 1862) und es begann für ihn eine Zeit des höchsten Glückes, welches leider nur von geringer Dauer war, denn schon nach anderthalb Jahren, gerade an seinem dreißigsten Geburtstage traf ihn der plötzliche Tod seiner Gattin wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Es folgten mehrere Jahre dumpfer Verzweiflung, in denen er nur in einer völligen Hingabe an seine Wissenschaft Trost und Heilung der schweren Seelenwunde finden konnte, die ihm das Schicksal geschlagen. Die Zoologie war damals seit wenigen Jahren von einem großen, aber bis dahin nur von Wenigen in seiner ungeheuren Tragweite erkannten Gedanken verjüngt und durchleuchtet worden, dem Gedanken der Entwickelung. Das epochemachende Werk Darwins war in jenen Tagen erschienen, in denen Haeckel an der Straße von Messina Radiolarien und andere Seethiere fing, und als er im Sommer nach Berlin kam, hörte und sah er in der „Metropole der Intelligenz" nichts als spöttische Bemerkungen und Achselzucken über den neuen von England herübergekommenen „Humbug". Er selbst hatte nach dem ersten Studium die Bedeutung der Darwin'schen That voll erfaßt, und begann ohne Zögern in der Radiolarien-Monographie die neuen Gedanken anzuwenden. Es verdroß ihn auf das Tiefste, daß die ältern Fachgenossen in der überwiegenden Mehrzahl dazu schwiegen, um nicht Farbe bekennen zu müssen, und es ist bezeichnend für seinen von frühester Jugend an bethätigten Drang, das als wahr Erkannte offen zu bekennen, daß sich der junge Professor aufmachte, um vor der Stettiner Naturforscher-Versammlung (19. September 1863) laut zu erklären, daß „er von der Wahrheit der Abstammungslehre ebenso fest überzeugt sei, wie Darwin selber" und daß eine solche Frage weder todtgeschwiegen, noch „in der Abgeschiedenheit wissenschaftlicher Zeitschriften ausgefochten werden" könne. Er ging auch sogleich daran, die Unfertigkeit des Darwin'schen Gebäudes nach oben und unten darzulegen und besonders auf das grundlegende Studium der niedersten Wesen, als der „Anfänge des Lebens" hinzuweisen, von denen er bald darauf bei einem Frühlings-Aufenthalt in Nizza (1864) einen Vertreter der allereinfachsten, nur aus formloser Schleimmasse bestehenden Wesen (Protogenes primordialis) entdeckte und im folgenden Jahre beschrieb. Auf der andern Seite füllte er eine von Darwin mit Absicht unerörtert gelassene Folgerung seines Systems durch zwei im October und November 1865 in einem Jenaer Privatkreise gehaltene Vorträge „über die Entstehung und den Stammbaum des Menschen" aus, die später in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung erschienen und frühe Vorläufer der zehn Jahre später veröffentlichten „Anthropogenie" darstellen.

Der Tod seiner ersten Frau hatte Haeckel veranlaßt, sich für längere Zeit von aller Geselligkeit abzuschließen und sein geistiges Gleichgewicht im Ausbau der von Darwin neu eröffneten Weltanschauung wieder zu finden. Er unternahm es, ein großes Werk zu schreiben, welches alle Thatsachen der biologischen Wissenschaft, die mit dem Problem der Entwickelung in Verbindung stehen, von diesem überragenden Gesichtspunkte neu gruppiren und vor Allem zeigen sollte, wie das natürliche System der Organismen in aller seiner unendlichen Formen-Mannigfaltigkeit nur als ein genealogisches betrachtet und verstanden werden könne. Wir sprechen von der 1866 erschienenen „Generellen Morphologie", die im ersten Bande unter Anwendung einer fast durchweg neugeschaffenen, zweckentsprechenden und darum vielfach in Fleisch und Blut der heutigen Zoologie übergegangenen Kunstsprache, die Grundbegriffe des Lebens, der Formenbildung und -Umbildung, der Individualität und natürlichen Verwandtschaft, die Gesetze der Anpassung, der Vererbung und Auslese in einem die verschiedenen Factoren scharf aus einander haltenden methodologischen Geiste feststellt und im zweiten Bande den dreifachen Beweis der Abstammungslehre aus der vergleichenden Anatomie, Stammesgeschichte (Phylogenie) und individuellen Entwickelung (Ontogenie) der Wesen durch den Nachweis vollendet, daß sich im Werden der heute lebenden Organismen die vorzeitliche Geschichte ihres Stammbaums in gedrängter, wenn auch stark abgekürzter, oder abgeänderter Form wiederholt. Er nannte dieses letztere das biogenetische Grundgesetz, weil es die Entstehungsweise aller Lebensformen beherrscht und erklärt.

Man kann zugeben, daß dieses in unglaublich kurzer Zeit (von October 1865 bis September 66) in Niederschrift und Druck vollendete Werk vielfach auf den Arbeiten anderer Forscher beruht (von denen außer Darwin namentlich Gegenbaur und Fritz Müller hervorgehoben werden müssen), daß es viele aus der Unvollkommenheit der damaligen zoologischen und paläontologischen Kenntniß entsprungene Irrthümer enthält, und daß es in der Form manche Mängel zeigt: unbedingt wird anzuerkennen sein, daß der Gedanke der Einheit der Natur, die gesammte moderne Weltanschauung und das förderliche Verhältniß der Naturphilosophie zur Forschung niemals vorher machtvoller und überzeugender ausgesprochen worden war. Was in Darwins grundlegendem Werke in chaotischer Mischung und in beschaulichen Capiteln mehr angedeutet als ausgeführt war, das fand man hier klar definirt, übersichtlich gruppirt und zu einer unwiderstehlichen Wirkung vereinigt. Darwin selbst hat mehr als einmal seine Bewunderung über diese strenge und logische Durcharbeitung seiner Anregungen ausgesprochen*). Das Werk war mit einem Worte das große Programm der nächstliegenden Aufgaben der Forschung,

*) Näheres hierüber findet sich in den Briefen Darwins an Haeckel, die ich in dem Buche: „Darwin und sein Verhältniß zu Deutschland" (Leipzig 1885) mitgetheilt habe.

ein Programm, was noch heute nicht erschöpft ist, und sobald nicht erschöpft werden wird.

Die Arbeit an der „Generellen Morphologie" hatte Haeckel derartig fortgerissen, daß er sich täglich nur 5—6 Stunden Schlaf gegönnt hatte, und die natürliche Folge davon war gründliche Ueberarbeitung und ein bedenklicher Grad von Nervosität, die nur durch ein zeitweises völliges Losreißen von der gewohnten Thätigkeit und eine längere „Badereise" zur Erfrischung des Geistes besiegt werden konnte. Er nahm also ein halbes Jahr Urlaub und reiste in Gesellschaft von Dr. Richard Greef (damals Privatdocent in Bonn, jetzt Professor der Zoologie in Marburg) und zweier seiner Schüler, Miklucho-Maklay (inzwischen durch seine anthropologischen und ethnologischen Forschungsreisen bekannt geworden) und H. Fol (jetzt Professor der Zoologie in Genf) nach den „Inseln der Seligen". Bei der Hinreise über London wurde zuerst Darwin, mit dem damals längst intime Beziehungen angeknüpft waren, und Huxley besucht, dann ging die Fahrt über Lissabon zunächst nach Madeira und Teneriffa, wo Haeckel an einem kalten Novembertage den steilen, gänzlich schneebedeckten Gipfel des Pik erstieg, eine gefährliche, in 22 Stunden ausgeführte Parforce-Tour, welche die dortigen Führer für unmöglich hielten, und auch mit sämmtlichen übrigen Begleitern, den Director des botanischen Gartens von Orotava ausgenommen, zurückblieben. Sie erreichten nach unsäglichen Beschwerden den Kraterrand, um die ganze Erhabenheit und Nichtigkeit des menschlichen Daseins in einen einzigen Anblick zusammengedrängt zu empfinden*). Von Teneriffa begaben sich die Reisenden zu einem viermonatlichen Studien-Aufenthalte (Winter 1866—67) nach der kleinen, gänzlich wasser- und waldlosen vulcanischen Insel Lanzerote, deren Terrainbildung lebhaft an die Kraterlandschaften erinnert, die wir im Monde erblicken. Hier wurden namentlich Medusen und Siphonophoren, die in reichster Fülle und prachtvollster Erscheinung daselbst das Meer beleben, gefangen und nach allen Richtungen studirt, daneben aber auch andere Formen, namentlich solche der niedersten Stufe entdeckt.

Beladen mit reichen Schätzen der erweiterten Natur-Anschauung und Erkenntniß kehrte Haeckel über Mogador und Tanger durch Spanien und Frankreich nach Jena zurück, wo er Ostern 1867 wieder eintraf. Als Frucht dieser Reise dürfen wir im Besondern die „Entwickelungsgeschichte der Siphonophoren" (Utrecht 1869) ansehen, die für das Verständniß zusammengesetzter Organismen höchst lehrreich ist, da bei ihnen durch einfache Knospung aus einer Stamm-Meduse Hunderte und Tausende weiterer Medusen hevorgehen, die mit einander zu einem langen, oft einer

*) Die Pik-Besteigung hat Haeckel im 5. Bande der Berliner „Zeitschrift für Erdkunde" geschildert, während Professor Greef einen Bericht über die ganze Reise veröffentlicht hat.

prachtvollen Blumenguirlande gleichenden Gesellschafts-Organismus verbunden bleiben, wobei jedes Einzel-Individuum mit seiner besondern Function auch eine verschiedene Gestalt erlangt, je nachdem es in der Colonie als treibendes, fressendes, fangendes, vertheidigendes oder fortpflanzendes Mitglied thätig ist. Diese Studien gaben ferner Veranlassung, in einem (December 1868) im Berliner Handwerker-Verein gehaltenen Vortrage „Ueber Arbeitstheilung in Natur und Menschenleben" die sich immer entschiedener geltend machende Erkenntniß darzulegen, nach welcher die höheren Thiere in gewissem Sinne als zusammengesetzte Organismen aufzufassen sind, deren letzte untheilbare Elemente, die Zellen, sich je nach ihrer Stellung den besonderen Leistungen auf das Vollständigste anpassen und dem Ganzen unterordnen.

Im Juni 1867 verlobte sich Haeckel mit Agnes Huschke, der liebenswürdigen jüngsten Tochter des damals bereits verstorbenen und um die Kenntniß der Entwickelungsgeschichte der höhern Thiere verdienten Jenenser Anatomen Emil Huschke, eines jener in Deutschland zahlreicher als in andern Ländern aufgetretenen Prädarwinisten, die schon lange den verwandtschaftlichen Zusammenhang der Organismen gelehrt hatten. Bei dem Familienglück, welches ihm seine jetzige Frau brachte, im Kreise seiner Kinder und Freunde, unter denen sich besonders der Verkehr mit Gegenbaur immer inniger gestaltete, konnte in ihm kein Wunsch aufkommen, Jena mit einer andern Wirkungsstätte zu vertauschen, obwohl die Versuchungen dazu einander bei dem steigenden Rufe des jungen Zoologen unaufhörlich folgten. Schon im Sommer 1865 hatte er einen Ruf nach Würzburg abgelehnt und war zum Danke dafür zum ordentlichen Professor befördert worden; in den Jahren 1871 und 73 machte man ihm glänzende Anerbietungen, wenn er nach Wien kommen wolle, aber er widerstand und empfahl seinen nachmaligen Gegner Claus dorthin, und ebenso lehnte er die späteren Berufungen nach Straßburg (1872) und Bonn (1874) ab, was er, wie die Folge zeigt, nicht zu bereuen hatte.

Seine „Schöpfungsgeschichte", die aus Vorträgen entstanden ist, welche er im Winter 1867—68 gehalten hatte, und die von zweien seiner Zuhörer stenographirt worden waren, machten seinen Namen inzwischen in noch weiteren Kreisen bekannt. Das Buch hatte einen seltenen Erfolg, denn es sind bisher sieben deutsche Auflagen und acht Uebersetzungen in fremde Sprachen erschienen und dies ist um so bemerkenswerther, da es, wenn auch leichter lesbar, als die Werke Darwins, doch ein aufmerksames Studium und Einleben in eine, nicht für Jedermann bequeme neue Kunstsprache erfordert. Aber es bietet dafür den Vorzug eines abgerundeten Lehrgebäudes, einer annehmbaren Weltanschauung, von der Haeckel nachwies, daß sie im Wesentlichen mit der des „großen Heiden" von Weimar zusammenfällt, und darin liegt sowohl das Geheimniß seines großen Erfolges, wie der Antipathien, die es gegen seinen Verfasser heraufbeschwor. Wir dürfen hierbei

die Vertreter der Kirche bei Seite lassen, denn ihre Antipathie und ihr Widerspruch ist eine einfache Aeußerung des Selbsterhaltungstriebes. Jemand der so weit gegangen war, der herrschenden Zweckmäßigkeitslehre (Teleologie) und der Ueberzeugung, daß in der Natur Alles gut und vollendet sei, die Neckerei einer Unzweckmäßigkeitslehre (Dysteleologie) entgegen zu stellen, der bewies, daß Manches in der Organisation des Menschen und anderer Thiere, falls man ihr Dasein unabhängigen Schöpfungsacten zuschreibt, besser sein könnte, der den Menschen unbefangen den Thieren anreihete, durfte unmöglich auf die Freundschaft der Theologen rechnen. Dazu kamen dann gewisse Schroffheiten Haeckels, der von jeher gegen Dogmen, die der gesunden Vernunft widersprechen, eine unüberwindliche Abneigung hegte, bis zu dem Grade, daß er an den herrlichsten Darstellungen der Immaculata Conceptio, so sehr sie seinen Kunstgeschmack befriedigen mochten, niemals einen rechten Gefallen finden konnte, und endlich Mißverständnisse, wie dasjenige, welches in dem idealen und formvollendeten „Weihegedicht zur Taufe von Haeckels Erstgeborenem" von Hermann Allmers (1868) eine Verspottung des Sacraments der Taufe sehen wollte!

Auffälliger muß den Fernerstehenden natürlich die hauptsächlich durch die Erfolge der „Schöpfungsgeschichte" wachgerufene Gegnerschaft zahlreicher Fachgenossen erscheinen. Ein Theil der letzteren war ohne Zweifel durch Haeckels entschiedene Urtheile über ihre zoologischen Arbeiten und die daraus gezogenen Schlüsse direct herausgefordert worden. Eine so durchgreifende, auf alle Wissensgebiete zurückwirkende Umwälzung in den Anschauungen, wie sie die Darwin'sche Theorie, die ja unzählige Male der Reformation Luthers und Copernikus' verglichen worden ist, veranlassen mußte, ist noch niemals mit sanfter Ueberredungskunst und Höflichkeitsphrasen vollbracht worden, und wenn Haeckel und Huxley, die beiden Hauptverkünder der neuen Lehre, den Mahnungen des Altmeisters gefolgt*) und gleich ihm selbst in der bescheidensten Defensive verblieben wären, so würden wir eben noch heutigen Tages in dem Kampfe stecken, der nun glücklich überwunden ist. Haeckels Vorgehen mag nach manchen Richtungen und gegen manche Persönlichkeiten rücksichtslos gewesen sein, aber es wird schwer sein, ihm jemals andere Motive als die reinste Liebe zur Erkenntniß des Wahren nachzuweisen und fast überall ist es leicht zu zeigen, daß nicht er, sondern seine Gegner zuerst jenen Ton der Ueberhebung, Malice und Verdächtigung in die Debatte gebracht haben, dessen Urheberschaft dann ihm schuld gegeben wurde. Derzeit auf ihren Lorbeeren schlummernde Forscher einer älteren Periode, die bisher als Dalai Lamas der Wissenschaft zu gelten geruhten, vermerkten es selbstverständlich sehr übel, daß man über ihre Weisheitssprüche und Donnerworte ohne Umstände zur Tagesordnung überging, während diejenigen, die

*) Einen solchen durch seine Liebenswürdigkeit bezaubernden Mahnbrief Darwins an Haeckel habe ich S. 156 meiner kleinen Biographie Darwins mitgetheilt.

nie einen neuen Gedanken gehabt hatten, die zahlreichen von Haeckel in die Welt gesetzten neuen Ideen herabzusetzen suchten, indem sie ihn der Verbreitung unbewiesener Hypothesen in einer schematischen und dogmatischen Darstellungsweise, ja einer Erneuerung der sogenannten Naturphilosophie beschuldigten, die ehemals mit Recht in starken Mißcredit gerathen war, weil sie ohne genügende empirische Grundlage in's Blaue hinein phantasirt hatte. Sie verlangten exacte Beweise für die Abstammungslehre, als ob solche bei historischen Thatsachen überhaupt möglich wären, und begannen über die Haeckel'schen Stammbäume zu spötteln, von denen sie nicht begriffen, daß dieselben überhaupt nur einen Ausdruck unseres derzeitigen Wissens und Vermuthens über die Herkunft einer heute lebenden Gruppe auf Grund der oben erwähnten drei Urkunden darstellen sollten, um der Specialforschung als Anhalt zu dienen und wenn möglich widerlegt oder verbessert zu werden.

Eine sichere Grundlage für alle derartigen Bestrebungen konnte nur das eingehende Studium der niedersten Wesen, sowohl nach der morphologischen, als nach der entwickelungsgeschichtlichen Richtung schaffen, und auf dies ging Haeckel immer wieder zurück, wenn er des Kampfes müde war, um sich, wie Antäus, durch Berührung mit der Natur neue Kräfte zu holen, wie denn die regelmäßige Abwechselung specieller empirischer Studien und allgemeiner philosophischer Verarbeitung für Haeckels Leistungen charakteristisch ist und ihre großen Erfolge erklärt. Im Jahre 1864 hatte er bereits in Nizza eines jener nicht einfacher zu denkenden Urwesen entdeckt, die aus einem Tröpfchen belebten Schleimes bestehen, nach allen Richtungen Scheinfüße ausstrecken, um Nahrung herbeizuziehen, und sich durch einfache Theilung vermehren. Er hatte diese niedersten Lebensformen auf einer Forschungsreise an der norwegischen Küste (1869) weiterstudirt, und sie unter dem Namen Moneren auf die niederste Stufe seines Urwesen- oder Protisten-Reiches gestellt, in welches er alle niedersten Lebensformen verwies, die man mit Sicherheit weder zu den Pflanzen noch zu den Thieren rechnen kann. Die Zahl solcher in süßem und salzigem Wasser lebenden Moneren-Arten war inzwischen bereits auf sechszehn (darunter elf von Haeckel selbst entdeckte) angewachsen, und er gab nunmehr seine „Studien über Moneren und andere Protisten" (Leipzig 1870) heraus, welche die erste Monographie dieser „Anfänge des Lebens" darstellen. Sie sind als solche natürlich von einem fundamentalen Interesse und an ihr Studium knüpften sich zahlreiche wichtige Probleme, z. B. über Urzeugung, über die Grundlagen der körperlichen und seelischen Thätigkeit, über Vererbung, Ursprung des Todes u. s. w. An sie und die nächst höheren Protisten, die Amöben, welche bereits den Charakter einer kernhaltigen Zelle besitzen, knüpfte vor Allem auch die Plastiden-Theorie an, welche in neuerer Zeit besonders als Zielscheibe für platte Späße und Angriffe gegen Haeckel herhalten muß, seitdem der Affe nicht mehr recht ziehen will. Da man diesen kernlosen oder kernhaltigen Schleimklümpchen offenbar eine niederste Seelenform in Gestalt elementarer

Empfindlichkeit und Reizbarkeit zuschreiben muß, und die höheren Organismen aus solchen Elementar-Organismen (Zellen) zusammengesetzt sind, so ist es nur einfach logisch, von einer Zell- oder Plastidenseele auszugehen, ehe man die complicirteren seelischen Leistungen eines speciell für diese Thätigkeiten differenzirten Zellencomplexes im Leibe der höheren Thiere zu begreifen sucht. Aber die Philosophen, die immer noch mit Descartes von ihrem eigenen Ich ausgehen, werden auch in der Psychologie nie aufhören, das Pferd am Schwanze aufzuzäumen, um dann mit Genugthuung die Hände in den Schooß legen und ignorabimus rufen zu können.

Schon auf der norwegischen Reise hatte sich Haeckel dem specielleren Studium einer niedern Klasse von Lebewesen zugewandt, die man bisher theils zu den Pflanzen, theils zu den Protisten geworfen hatte, den Meeresschwämmen oder Spongien, von denen er mit gewohntem Scharfblick die Abtheilung der Kalkschwämme als besonders geeignete Klasse für das Studium der ersten Entwickelungsstufen des Lebens erkannte. Bei einem in Begleitung seiner damaligen Zuhörer Oskar und Richard Hertwig unternommenen sechswöchentlichen Frühlingsausfluge (1871) nach Dalmatien und Montenegro, während dessen ein Franziskanerkloster in Lesina die eigentliche Beobachtungsstation bildete, wurde dieses Studium der Kalkschwämme und besonders die Untersuchung ihrer Entwickelung weitergeführt und damit das Grundmaterial für die „Monographie der Kalkschwämme" gewonnen, welche 1872 mit einem Atlas von 60 Tafeln erschien.

Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß diese Arbeit in einer unbefangeneren Zukunft als ein Markstein in der Entwickelungsgeschichte der Entwicklungsgeschichte bezeichnet werden wird, denn in der philosophischen Einleitung derselben wurden eine Menge neuer Gesichtspunkte aufgestellt, die nicht nur durch den Streit und Widerlegungseifer, den sie hervorriefen, die Wissenschaft unendlich gefördert haben, sondern auch, wie keine ältere Arbeit, der Lehre von der Entwickelung ein neues Fundament gaben. In der Beobachtung der Entwickelung dieser vielgestaltigen und in ihren Formen sehr wenig beständigen Thiergruppe, hinsichtlich welcher man bisher noch nicht einmal sicher war, ob man sie wirklich zu den Thieren zu rechnen habe oder nicht, erkannte nämlich Haeckel zunächst jene typische Reihenfolge der ersten Entwickelungsstufen aller vielzelligen Thiere, die darin besteht, daß der einzellige Keim nach der Befruchtung durch immer wiederholte Zelltheilung (Furchung) zunächst zu einem Zellenhäufchen, dem sogenannten Maulbeerkeim (Morula) anwächst, worauf dieser durch Auseinandertreten der Zellen in einen von einfacher Zellenlage umgebenen Hohlkörper, den Blasenkeim oder die Flimmerlarve (Blastula oder Planula) übergeht, woraus durch Einstülpung (Invagination) und Aufeinanderlegung der einfachen Zellenwandung zu einer doppelten Schicht der Becherkeim (Gastrula), ein rundlicher Hohlkörper mit einfacher Mundöffnung, hervorgeht.

Derselbe Entwickelungsgang war damals bereits bei niederen Thieren der verschiedensten Klassen und kurz vorher (1867) durch Kowalewsky sogar bei dem niedersten Wirbelthier, dem Lanzetfischchen (Amphioxus), entdeckt worden, aber die Bedeutung der Gleichmäßigkeit dieses Entwickelungsganges in den verschiedenen Thierklassen wurde erst durch Haeckel erkannt und durch den Nachweis vervollständigt, daß auch bei denjenigen Thieren, bei welchen die ursprüngliche Entwickelungsweise durch nachträgliche Einwirkungen gestört worden ist, und bei denen eine Art von Fälschung (Cenogenese) umbildend eingewirkt hat, die veränderten Keimformen dennoch leicht auf die typischen Formen der ungestörten, normalen Entwickelung zurückgeführt oder von diesen abgeleitet werden können. Eine solche ungestörte Entwickelung darf man nur bei solchen Thieren erwarten, deren gesammtes Larvenleben frei im Wasser verläuft, während alsbald eine Umbildung der dem freien Wasserleben adäquaten Grundformen eintreten mußte, wenn die Keimentwickelung in mit Nahrungsstoff ausgestatteten Eihüllen oder im Mutterleibe zu erfolgen hatte. Sofern man nun aber zunächst beim Studium der Entwickelungsgeschichte von den höheren Thieren und ihrem stark veränderten Keimformen, namentlich von dem höchst ungeeigneten, aber stets bequem zu erlangenden Hühner-Embryo ausgegangen war, kamen die fundamentalen Mißverständnisse in die Entwickelungsgeschichte, gegen welche Haeckel einen langen und schweren Kampf zu führen hatte, und die noch heute in vielen confusen Köpfen spuken.

Als Haeckel auf Veranlassung seines biogenetischen Grundgesetzes damals die ersten Entwickelungsstufen der Kalkschwämme und anderer Wasserthiere mit freier Larven-Entwickelung gewissen ausgewachsenen niederen Wesen verglich, ergab sich, daß zu denselben lebende Parallelen vorhanden waren, z. B. ein interessanter Doppelgänger der Planula-Larve, die von ihm an der norwegischen Küste entdeckte Magosphaera Planula, welche es niemals über die Entwickelungsstufe dieser Larvenform hinausbringt. Das legte den Schluß nahe, daß die Planula-Larve als das Nachbild einer entsprechenden Stammform aufzufassen sei, und daß die vielzelligen Thiere in ähnlicher Weise, wie ihre Entwickelung es wiederholt, ehemals aus den einzelligen Urwesen hervorgegangen seien. In dieser Beziehung durfte nun die letzte allen höheren Thieren gemeinsame Larvenform, die Becherlarve (Gastrula) ein erhöhtes Interesse beanspruchen, und Haeckel sprach sofort, ehe er noch eine ihr gleichende erwachsene Thierform als Beispiel heranziehen konnte, aus, daß sie das Nachbild eines Becherthieres (Gastraea) sein müsse, welches als Stammform aller höheren Thiere anzusehen sei. Dies ist die vielberufene Haeckel'sche Gasträa-Theorie, deren Vollendung ein weiteres Jahrzehnt erforderte, da sie sich durch unzählige Angriffe hindurchkämpfen mußte, aber dies, soweit ich urtheilen kann, siegreich gethan hat.

Später hat Haeckel eine ganze Reihe von „Gasträaden der Gegenwart" entdeckt, die niemals weit über die Organisation der typischen Gasträa hinaus-

kommen und zu den niedersten Angehörigen der Klasse der Pflanzenthiere zu rechnen sind. Was nun der nach ihnen benannten Theorie ihre nie zu überschätzende Bedeutung giebt, ist die causale Erklärung des Ganges im allmählichen Aufbau des Leibes der höheren Thiere, denn bei den Gastträaden erkennen wir die erste, in ihren Ursachen leicht zu verstehende Verunähnlichung der aufbauenden Zellen, in Gestalt einer physiologischen Arbeitstheilung zwischen den Angehörigen der beiden den Hohlraum umgebenden Zellenschichten, von denen die der inneren sich vorzugsweise der Nahrungsaufnahme und die der äußeren vorzugsweise den auswärtigen Geschäften widmen, weshalb sie als Magen- und Hautblatt oder Innen- und Außenblatt (Ento- und Exoderm) unterschieden werden. Hieran anknüpfend wies Haeckel alsbald auf den wichtigen Grundsatz einer Homologie der Keimblätter durch das gesammte Thierreich hin, d. h. auf die entwickelungsgeschichtliche Gleichwerthigkeit der beiden Zellenschichten der Gastrula-Larve und Gasträaden mit den beiden primären Keimblättern, mit deren Ausbildung die Entwickelung aller höheren Thiere beginnt. Damit war die Grundlage zu einer causalen Erklärung der Gleichförmigkeit in den ersten Entwickelungsstufen und zu einer tectonischen Theorie der Entwickelung gelegt, die nachher von zwei ausgezeichneten Schülern Haeckels, Oscar und Richard Hertwig, weiter geführt worden ist und im Gegensatz zu den mannigfachen, zum Theil höchst grotesken und kindischen Theorien, die von anderen Embryologen aufgestellt worden sind, die einzige ist, welche den menschlichen Geist befriedigt.

Mit der Anerkennung der Gasträa-Theorie war zugleich eine entwickelungsgeschichtliche Abgrenzung der höheren Thiere (Metazoen) von den niedersten (Protozoen) gewonnen, indem zu den ersteren nur diejenigen Formen gerechnet werden, die in ihrer Entwickelung über das Gastrula-Stadium hinausgehen. Von diesem Grenzstadium an scheiden sich die Entwickelungswege der verschiedenen Metazoen; die Schwämme sinken in Folge einer allgemeinen Porenbildung und Durchlöcherung des Körpers wieder auf eine tiefere Stufe als diejenigen, welche die Einheitlichkeit und Individualität besser bewahren; andere, die früh pflanzenartig am Boden haften blieben, bildeten einen strahligen Typus aus, während diejenigen, die in fortschreitender Bewegung blieben und aus deren Reihen die höheren Thiere entsprangen, sich auf eine zweiseitige Symmetrie mit bleibenden Verschiedenheiten des Körperbaus zwischen vorn und hinten beschränkten. So erwuchs aus Haeckels entwickelungsgeschichtlichen Studien eine Philosophie der Körperformen, die ihren Bau und Aufbau bis in die einzelnen Abtheilungen hinein aus allgemeinen Gesetzen erklärt und verständlich macht, auf deren Einzelnheiten aber hier nicht näher eingegangen werden kann.

Seit Jahren hatte er seine morphogenetischen und tectonischen Theorien bereits, wie schon oben erwähnt, dem würdigsten, aber freilich auch schwierigsten Probleme, einer Erklärung des Aufbaus unseres eigenen Körpers nach den

dreifachen Urkunden, die dafür zu Gebote stehen, zugewandt. Im Sommer 1873 ließ er seine darauf bezüglichen Vorträge von zwei Zuhörern stenographiren und gab sie unter dem Titel: „Anthropogenie oder Entwickelungsgeschichte des Menschen" (Berlin 1874) in wenig überarbeiteter Form, um ihre ursprüngliche Frische nicht zu beeinträchtigen, heraus. Auf die schwierigsten Einzelnheiten des embryonalen Lebens und auf die Entstehungsgeschichte jedes Organsystems besonders eingehend, ist dieses Buch naturgemäß mehr ein Handbuch für Studirende, als ein bequemes Lesebuch für die große Menge geworden, aber diejenigen, welche die kleine Mühe, seinem Vortrage zu folgen, nicht scheuen, sind ihm desto dankbarer, daß er die bei der Behandlung eines solchen Gegenstandes sich häufenden Bedenken überwunden hat, um auch das für den denkenden Menschen wichtigste Problem der Naturforschung dem allgemeinen Verständniß so nahe als möglich zu bringen. Selbstverständlich war es auch hier und hier erst recht nothwendig, eine Menge Vorurtheile zu besiegen, Richtpfähle einzurammen, dem Verständnisse durch schematische Figuren Brücken zu schlagen, und eine weithin verfolgbare Ahnenreihe festzustecken, an die man sich halten konnte, ja ganze Stufen einzuschieben, von denen in unveränderter Gestalt weder lebende noch fossile Vertreter bekannt sind. Seine Collegen von der Partei der sogenannten Exacten, die jeden über das unmittelbar Greifbare hinausgehenden Gedanken verpönen, weil sie niemals einen solchen gehabt haben und die nach dem treffenden Ausdrucke, den Darwin einst in einem Briefe an Fawcett gebrauchte, wie junge Mädchen über die Keuschheit ihres wissenschaftlichen Gewissens wachen, fielen mit verdoppeltem Ingrimm über diese Ueberbietung der Schöpfungsgeschichte her, indem sie die Berechtigung beinahe jeder einzelnen von Haeckel abgeleiteten Ahnenstufe in Frage zu stellen suchten. Sie haben dabei mit einem unglaublichen, fast melancholisch stimmenden Mißgeschick gekämpft. Erst sollte das Gastrula-Stadium in der Entwickelung der höheren Wirbelthiere ganz fehlen, bis es van Beneden in der Entwickelung des Kaninchen-Ei's nachwies, dann kam der Amphioxus als Vertreter der Urwirbelthiere vor ein hochnothpeinliches Gericht, dessen Schlußspruch schwerlich zur Befriedigung der öffentlichen Ankläger ausfallen wird, dann die Schnabelthiere als Vertreter der niedersten Säuger, endlich die Halbaffen, die gar nicht mit den Affen verwandt sein sollten u. s. w. Erst ganz kürzlich haben zwei Schüler Haeckels, der Director des australischen Museums in Adelaide Dr. Wilhelm Haacke und der schon erwähnte Reisende Miklucho-Maklay, schlagende Beweise dafür geliefert, daß den Schnabelthieren wirklich nach den verschiedensten Richtungen (Fortpflanzungsweise, Körpertemperatur u. s. w.) jene Mittelstellung zwischen niederen Wirbelthieren und Säugethieren zukommt, die ihnen Haeckel von Anfang an zuschrieb, während Karl Vogt noch vor zwei oder drei Jahren durchaus „degenerirte Beutelthiere" daraus machen wollte, wie Dohrn degenerirte Fische aus den Lanzet- und Mantelthieren! Charakteristisch für die Klassificirung dieser An-

griffe ist der unerhörte Scandal, der jedesmal angeschlagen wurde, wenn es sich um den vermeintlichen Nachweis eines Haeckel zugeschriebenen Irrthums oder Lapsus handelte. Ich erinnere hier nur an den Bathybius, an welchem beinahe ein wissenschaftlicher Justizmord begangen worden wäre, der aber allem Anscheine nach munter weiter lebt, und auch blos zum Tode verurtheilt wurde, weil Huxley ihn zu Ehren Haeckels benannt hatte, ohne daß sein Nichtdasein für Haeckel einen Irrthum oder für sein System einen Verlust bedeutet hätte, da genug Ersatzreservisten für ihn vorhanden sind. Noch tragischer endigte die Anklage, daß er den menschlichen Embryo in einer schematischen Figur fälschlich mit einem Organ bereichert habe, welches noch gar nicht beobachtet worden sei, denn wenige Monate darauf wurde das Organ so beobachtet, wie er es dargestellt hatte.

Ueber die ferneren wissenschaftlichen Arbeiten Haeckels, die meist monographischer Art waren, muß ich mich hier, trotz ihrer Bedeutung, kürzer fassen. Sie betrafen zunächst die Naturgeschichte der Medusen, welche in einem großen, mit 72 Tafeln ausgestatteten Specialwerke (Jena 1880) auf entwickelungsgeschichtlicher Grundlage vollständig umgestaltet wurde. Das Studienmaterial hierfür lieferten mehrjährige, in den Osterferien unternommene Frühlingsreisen nach dem Rothen Meere (1873), nach Corsica (1875) und nach Corfu (1877). Die erstere wurde in Begleitung des durch seine Forschungen über die Phosphorescenz der Meeresthiere bekannten Professor Panceri aus Neapel und des ausgezeichneten Botanikers Professor Strasburger (eines ehemaligen Schülers) auf einem von dem ehemaligen Khedive Ismael Pascha zur Verfügung gestellten Kriegsdampfer in angenehmster Weise ausgeführt, wofür Haeckel durch die Widmung seiner prächtig ausgestatteten „Arabischen Korallen" (Berlin 1876) dankte. Nachdem ihm zum großen Aerger mancher englischen Zoologen im Jahre 1876 die Bearbeitung der zahlreichen, während der berühmten Challenger-Expedition der englischen Regierung gefangenen Radiolarien wie auch von Medusen übergeben worden war, haben diese Arbeiten den größten Theil seiner freien Zeit zehn Jahre lang in Anspruch genommen, so daß sie ihm oft als drückende Last erschienen sind, nach deren Befreiung er sich sehnte. Die große, mit 140 Foliotafeln versehene Arbeit über diese neuen Radiolarien-Schätze (über 4000 Arten) wird aber demnächst zur Ausgabe fertig sein.

Es giebt einen Begriff von der großen Arbeitskraft Haeckels, wenn man bedenkt, daß in der Zwischenzeit dennoch mannigfache kleinere Publikationen fertiggestellt, Streitschriften, um sich seiner Haut zu wehren, verfaßt, Reisen gemacht und außer den laufenden, auswärtige Vorträge gehalten wurden, wie z. B. diejenigen auf den Naturforscher-Versammlungen in München (1877) und Eisenach (1882). Der Münchener Vortrag, in welchem die unausweichliche Nothwendigkeit, die Entwickelungslehre endlich in den Schulen zu lehren, dargelegt wurde, hat in Folge der von Virchow daran geknüpften Forderung, daß die Wissenschaft sich in ihren Folge-

rungen Zwang anlegen müsse, um nicht den Umstürzlern Stoff für ihre Theorien und den Regierungen Anlaß zu ihrer Einschränkung zu bieten, besonderes Aufsehen erregt, besonders nachdem Haeckel seinen Standpunkt in einer energischen Zurückweisung dieser Zumuthungen gewahrt und dem Virchow'schen Restringamur sein: Impavidi progrediamur! entgegengestellt hatte. Im Winter 1881 ließ sich endlich der von Jugend auf gehegte Wunsch, die Tropen-Natur in ihrer ganzen Fülle und Ueppigkeit kennen zu lernen, durch einen Winteraufenthalt auf Ceylon verwirklichen. Volle vier Monate konnte er, Menschen und Natur, Thiere und Pflanzen beobachtend, zergliedernd, zeichnend und malend, in diesem Paradiese der Menschheit zubringen und die ganze Reise, von der uns seine „Indischen Reisebriefe" (Berlin, 2. Aufl. 1884) ein höchst farbenreiches Bild gegeben haben, verlief überaus glücklich, da ihm der Klang seines Namens überall freundliche Aufnahme und Erleichterung seiner Reisezwecke verschaffte. Eine Mappe mit über 150 Aquarellen birgt allein die künstlerische Ausbeute, denn Haeckel hatte sich, wie wir schon oben erwähnten, früh gewöhnt, die Natur nicht blos mit dem Auge des Forschers, sondern zugleich mit dem des Künstlers zu beobachten, und überallhin, nach den Gestaden des Mittelmeeres, wie nach den canarischen Inseln, in die sommerlichen Alpenfrischen, wie über die Wendekreise hinaus begleitete ihn das Malergeräth, so daß die Zahl der von all den vielen Reisen mitgebrachten Aquarellen längst das erste Tausend überschritten hat.

Durch diese künstlerische Naturanlage erklärt sich einerseits die Formenfreude, die seinen Pinsel und seine Feder nicht ermatten läßt, auch wenn die Zahl der neu zu malenden und zu beschreibenden Organismen in die Tausende geht, und andererseits die von einem leistungsfähigen Körper unterstützte Neigung, vor keinen touristischen Schwierigkeiten zurückzuschrecken, wenn ein erhabenes Naturschauspiel als Belohnung winkt. Vor Allem zogen ihn seit jeher berühmte Bergspitzen an, und auf den ersten Versuch am Aetna folgten die gefährliche Erkletterung des schneebedeckten Pik von Teneriffa, des asiatischen Olymp auf dem Rückwege vom rothen Meere und des Adamspik auf Ceylon, wo er Darwins letzten Geburtstag feierlich beging. In seinem Drange, alles Begonnene zu Ende zu führen, haben ihn äußere Schwierigkeiten, wenn sie zu überwinden waren, und selbst drohende Gefahren niemals aufhalten können, hatte doch auf seiner Hochzeitsreise in Tyrol nicht einmal sein junges Eheglück ihn abhalten können, sich bis zu einer Stelle zu versteigen, von der er, wie weiland Kaiser Maximilian, nur mit fremder Hülfe gerettet werden konnte.

Sein äußeres Leben hat sich fortschreitend immer günstiger gestaltet. In Jena, wo er nunmehr seit fünfundzwanzig Jahren wirkt und einen ansehnlichen Kreis von Zuhörern selbst aus den entferntesten Ländern um sich versammelt, hat er unter den bescheidensten Verhältnissen, ohne daß damals

eine ordentliche Professur und ausreichende Lehrmittel für Zoologie vorhanden waren, begonnen, aber unter dem Schutze eines freisinnigen Fürsten wurde die kleine Universität, an der einst Oken gemaßregelt wurde, zu einer Heimstätte der freien Lehre, an der mit geringen Mitteln Bedeutenderes geleistet wurde, als an mancher reicher dotirten großen Universität. Manchen Unzulänglichkeiten konnte inzwischen erfreulich abgeholfen, z. B. im Frühjahr 1883 ein wohl eingerichtetes zoologisches Institut eröffnet werden. Eine beträchtliche, vor wenigen Jahren von einer edlen Dame, der verstorbenen Gräfin Bose, geb. Reichenbach-Lessowitz, der Universität Jena gewidmete und theilweise zu Haeckels speciellerer Verfügung gestellte Stiftung erlaubt selbst weitergehende Ansprüche zu befriedigen. Von den Erfolgen seiner Lehrthätigkeit zeugt eine reiche Anzahl in der Wissenschaft bereits zu Ruhm und Ansehen gelangter Schüler, z. B. Professor Barnard in Ithaka, Director Anton Dohrn in Neapel, Professor Wilhelm Engelmann in Utrecht, Director Wilhelm Haacke in Adelaide, Privatdocent Dr. Hamann in Göttingen, Oskar Hertwig (Professor der Anatomie in Jena), Richard Hertwig (Siebolds Nachfolger in München), Professor Robert Keller in Zürich, Dr. Arnold Lang in Jena, E. Strasburger (Professor der Botanik in Bonn), Carl Rabl (Professor der Anatomie in Prag), die Reisenden W. Hentschel und Miklucho-Maklay u. v. A. Es bleibt hervorzuheben, daß die Anerkennung der Verdienste Haeckels im Auslande, namentlich in England, Italien, Nordamerika und selbst in Frankreich eine viel wärmere ist, als im lieben Deutschland. Sicherlich gehört es zu den lehrreichsten Illustrationen zu dem Sprichwort von dem im Vaterlande wenig geltenden Propheten, daß nach statistischen Buchhändler-Aufstellungen in den ersten 10—15 Jahren des Auftretens Haeckels in keiner größeren Stadt Deutschlands so wenig Exemplare seiner Bücher verkauft worden sind, als in seiner einstigen Heimatstadt Berlin, der „Metropole der Intelligenz“.

Daran waren in erster Reihe die Antipathieen Schuld, die er durch sein sanguinisches Temperament und durch seinen unzähmbaren Drang, ohne Rücksicht auf alte Irrthümer und Vorurtheile der neuerkannten Wahrheit eine Gasse zu brechen, bei seinen Landsleuten zu erwecken gewußt hat, und am stärksten bei einigen berühmten Berliner Forschern. Man hat ihn ob dieses Ungestüms herb getadelt und auf das diametral entgegengesetzte Verfahren Darwins hingewiesen, der niemals seinen Gleichmuth verlor und jedem lebhafter werdenden Streite aus dem Wege ging. Darüber kann kein Zweifel sein, daß das Temperament und die Wege der beiden Forscher grundverschieden waren, aber es war eine für die gemeinsame Sache höchst segenbringende Verschiedenheit, denn sie ergänzten einander in jeder Beziehung, nicht blos in der Art, ihre Aufstellungen zu vertheidigen, sondern auch in der Methode und Darstellung, vor Allem in der Anwendung des ontogenetischen Beweises, der von Darwin stark vernachlässigt worden war und

doch das einzige wirklich exacte Fundament der Lehre abgiebt. In dem hauptsächlichsten Punkte, dem ernsten Suchen nach Ergründung der Wahrheit ohne Rücksicht auf Nutzen und Schaden, und in der Geringschätzung der gedankenlosen Beobachtung, mag sie noch so eingehend und exact sein, stimmten Beide überein. „Wie seltsam, daß Mancher nicht einsehen kann," schrieb einst Darwin, „daß alles Beobachten, wenn es von irgend welchem Nutzen sein soll, für oder gegen eine bestimmte Ansicht geschehen muß."

Diese absichtsvolle, denkende Beobachtung ist ihm aber, ebenso wie Darwin von den Exacten, die jeden Schritt über das Geschehene und Beobachtete hinaus für ein Wagstück oder einen Fehltritt halten, weil sie selbst in solchen Wagstücken kein Glück hatten, als Verrath der exacten Methode ausgelegt worden. Mit anscheinend größerer Berechtigung machten ihm die Philosophen den Vorwurf, er sei in seinen theoretischen Folgerungen über die Grenzen des Naturerkennens hinausgegangen, und dies bezieht sich einestheils auf Ansichten, die nur als Speculation gegeben wurden, zum Theil sogar auf bloße Perspectiven der Erkenntniß. Es wäre aber leicht zu zeigen, daß selbst seine kühnsten Folgerungen niemals freie Phantasieschöpfungen waren, wie die berüchtigten Träumereien der Naturphilosophen, sondern stets auf greifbaren Thatsachen fußten. Hierher gehören namentlich Haeckels Ansichten über Entstehung des Lebens, Vererbung, Entwickelung der höheren seelischen Begabung aus elementaren Anfängen des Empfindens (Zell- und Plastidulseelen) 2c. Es gehört freilich eine erhebliche Unerschrockenheit dazu, solche geistige Orientirungszüge auf Gebiete, in denen hinter jedem Busch ein Strauchräuber sitzt, zu unternehmen, aber sie sind jedenfalls verdienstlicher, als sich in tiefer Geistesascese hinter dem Ofen an die Brust zu schlagen und Ignorabimus zu rufen. Nicht immer mag er dabei vorsichtig genug im Ausdrucke gewesen sein, und nicht häufig genug die selbstverständliche Versicherung wiederholt haben, daß er Hypothesen vortrage und seine Ausdrücke vielfach nur bildlich zu nehmen seien.

Wir hoffen, daß ein späterer Geschichtschreiber der Wissenschaft, für den die Erregung unserer Tage und all die persönlichen Motive des Aergers, des Neides, der Verkleinerungssucht nicht mehr mitsprechen, im Wesentlichen unsere Ansicht über Haeckels Rolle in der Wissenschaft bestätigen wird. Selbst wenn man die ungeheuerliche Annahme machen wollte, daß alle seine tectonischen Theorien, Stammbäume 2c. als unhaltbar erwiesen werden könnten und nicht ein Fünkchen Wahrheit davon übrig bliebe, so würde allein schon die außerordentliche Bewegung, welche die bis jetzt wenig erfolgreiche Sucht, ihn zu widerlegen, hervorgerufen hat, und der mächtige Antrieb, den die entwickelungsgeschichtliche Methode ihm verdankt, hinreichen, ihm einen großen Namen in der Geschichte der Wissenschaft zu sichern. Und blieben nicht außerdem noch seine mustergültigen Monographien der Moneren, Radiolarien, Schwämme und Medusen, um ihm auch unter den sogenannten „exacten Zoologen" einen beneidenswerthen Rang anzu-

weisen? Aber statt stolz darauf zu sein, daß die deutsche Wissenschaft einen solchen für seine theoretischen und beschreibenden Arbeiten in der ganzen Welt Achtung genießenden Forscher den ihrigen nennt, müssen wir mit Beschämung dem Treiben einer Reihe von Mitforschern, Festrednern und Literaten zuschauen, die ein förmliches Geschäft daraus machen, seine Verdienste zu leugnen und wahre oder vermeintliche Irrthümer desselben in geschmackloser Wiederholung aufzutischen. Mit besonderem Ekel erfüllt es zu erfahren, daß mehrere dieser betriebsamen Seelen zu seinen persönlichen, von ihm ehemals geförderten und bevorzugten Schülern gehören. Ihnen gegenüber sei nochmals auf die Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und Reinheit der Haeckel'schen Bestrebungen hingewiesen. Niemals hat er den Anspruch erhoben, für unfehlbar gehalten zu werden und neue Dogmen zu lehren, die man ohne Prüfung auf Treu und Glauben hinnehmen müsse. Ich meinestheils muß sagen, daß mir in der Geschichte der Wissenschaft nur wenig Männer vorgekommen sind, die so bereitwillig waren, erkannte Fehler einzugestehen, Irrthümer zu verbessern und immer wieder darauf hinzuweisen, daß es sich in ihren Aufstellungen vielfach nur um Erklärungsversuche, Programme, heuristische Hypothesen und dergleichen handelt.





Frauen-Arbeit in Berlin.

Von

Hermann Wießner.

— Berlin. —

Seit geraumer Zeit geht eine lebhafte Bewegung durch die weibliche Arbeiterwelt der Reichshauptstadt. In zahlreichen, meist überfüllten, vielfach höchst unruhig verlaufenden Versammlungen und mehreren sich über die eigentlichen Arbeiterviertel Berlins ausbreitenden Vereinsbildungen hat sich diese Bewegung nicht nur Bahn gebrochen, sondern auch die Beachtung weiter Kreise erzwungen. Trotz mancher theils bedenklichen, theils komischen Ausschreitungen, welche dabei zu Tage getreten sind, kann man den betheiligten Frauen doch im Allgemeinen die Anerkennung nicht versagen, daß sie sich bisher auf ein bestimmtes Ziel, die Erlangung angemessener Löhne für gute, von weiblichen Händen geleistete Arbeit beschränkt und in ihren Forderungen die Bescheidenheit nicht verleugnet haben. Von anderer Seite ist dagegen Alles geschehen, um diese Frauenbewegung anderen Zwecken dienstbar zu machen. Frau Guillaume-Schack wollte sie zu Gunsten ihres Culturbundes ausnutzen, und die socialdemokratischen Führer sähen es gar zu gern, wenn ihre Ideen und Bestrebungen hier einen fruchtbaren Boden fänden. Aber dieser wie jener Einflüsse haben sich die Leiterinnen der Arbeiterinnen-Bewegung bis jetzt mit ziemlichem Erfolg zu erwehren gewußt.

Leider ist den Frauen bisher zweierlei nicht gelungen, was nöthig wäre, um zu einer ruhigen Entwickelung ihrer Bestrebungen zu gelangen. Einmal ist es ihnen nicht möglich, vielleicht auch nicht erwünscht gewesen, die Männer von ihren Versammlungen auszuschließen. Diese aber störten dieselben entweder dadurch, daß sie durch Geltendmachung socialistischer Gedanken den

Gegensatz gegen die bürgerliche Ordnung heraufbeschworen und sogar die polizeiliche Auflösung mehrerer Arbeiterinnen-Versammlungen geflissentlich herbeiführten, oder daß sie in denselben eine willkommene Gelegenheit zum „Radaumachen“ fanden. Der zweite Mißerfolg liegt darin, daß es den Führerinnen der Arbeiterinnen-Bewegung nicht möglich gewesen ist, unter sich selbst einig zu bleiben. Sehr bald sonderten sich Factionen aus, welch einander mit aller der weiblichen Zunge zu Gebote stehenden Schärfe anfeindeten und zur Bildung von Gegenvereinen, zur Abhaltung von Gegenversammlungen schritten. Das ließ sich freilich von vornherein voraussehen. Es liegt einmal in der weiblichen Gemüthsart, daß Frauen vor den Wesen ihres eigenen Geschlechts meist nur einen geringen Respect haben, daß bei ihnen wirkliche oder vermeintliche Unterschiede des Standes oder der Bildung eine noch weit schärfere Scheidung der Personen veranlassen, als es bei Männern der Fall zu sein pflegt, und daß sie Mißverständnisse und erfahrene Beleidigungen fast nie vergessen, geschweige denn vergeben. So krankt denn die Berliner Arbeiterinnen-Bewegung an mannigfachen Gebrechen, die man nicht einmal als Kinderkrankheiten, wie sie jede neue Sache von weitgreifender Bedeutung durchzumachen pflegt, bezeichnen kann.

Wenn nun aber trotzdem die Arbeiterinnen-Bewegung weder wie ein Curiosum bald wieder verschwunden, noch wie eine Verirrung etwa in eitel Thorheit verlaufen ist, sondern bereits thatsächliche Früchte trägt, so hat sie damit den Beweis ihrer Nothwendigkeit unzweifelhaft erwiesen, und sie muß mindestens der Beachtung, wo nicht des warmen Interesses jedes Volks- und Vaterlandsfreundes gewiß sein. Daß hier für die Zukunft schreckliche Gefahren liegen, wenn es den auf gewaltsamen Umsturz sinnenden Geistern gelingen sollte, was sie unzweifelhaft wünschen, die arbeitenden und unter schwerer Arbeit darbenden Frauen zu gefügigen Werkzeugen ihrer Pläne zu gewinnen, zeigen ähnliche Erscheinungen der französischen Revolutionsperioden deutlich genug. Das Letzte aber könnte leicht schlimmer werden, als das Erste gewesen ist. Unzählige jüngere und ältere Frauen erliegen jetzt still duldend einer mühevollen, schlecht gelohnten Arbeit oder gehen an der Sinnlichkeit und dem Egoismus der Männer in einem Verderben ohne Gleichen zu Grunde. Mit vornehmem Nasenrümpfen, falscher sittlicher Entrüstung, verfehltem Tugendstolz und brutaler Gleichgültigkeit geht die ganze Welt namentlich an den Letzteren vorüber. Nur wenige in diese Dinge eingeweihte Männer und Frauen hören den Angstschrei der „seufzenden Creatur“, noch wenigere sind es, welche die helfende Hand ausstrecken. Was aber geholfen wird, so großartig und bewundernswürdig es an sich ist, das erscheint doch immer nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. In den Zuständen der Frauenwelt, der Arbeiterinnenkreise vor Allem treten die drohenden Gefahren unserer Zeit vor unsere Augen und Ohren. Noch klingt freilich ihr Rufen in den Arbeiterinnen-Versammlungen fast wie das Lallen eines Kindes, welches sich abmüht, seine Gedanken in Worte zu fassen,

und damit die Heiterkeit der „großen Leute“ erweckt. Aber ganz gewiß wäre es verkehrt, wollte man sich's nur zur Heiterkeit dienen lassen. Leicht möchte dann die Zeit kommen, von welcher der Dichter sagt:

Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz.
Noch zuckend mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz.

Die Arbeiterinnenfrage, welche die Berliner Frauenbewegung wenigstens in einem Theile zu beantworten sucht, ist im Grunde keine ausschließlich Berliner Frage. Sie besteht vielmehr fast überall, jedenfalls in allen Großstädten, und nur in ganz einfachen, noch vom mehr und mehr verschwindenden Hauche patriarchalischer Zustände gekräuselten ländlichen und kleinstädtischen Verhältnissen mag sie mit Dank vermißt werden. Daß sie in Berlin mit solcher Macht zu Tage getreten ist und hier vor Allem gebieterisch Abhülfe erheischt, hier die drohendsten Consequenzen in Aussicht stellt, hat seinen Grund in dem rapiden Anwachsen der Stadt während der letzten fünfzehn Jahre und dem damit gleichlaufenden ungeheuren Zufluß noch mehr von weiblichen, als von männlichen Bewohnern. Aber, wie gesagt, dies Alles tritt hier nur deutlicher hervor, im Grunde steht es ebenso oder wenigstens ähnlich in allen übrigen Großstädten und größeren Provinzialstädten. Die Weltstädte stehen freilich der Natur der Sache nach allen voran in der Zeitigung ungeheuerlicher Zustände hinsichtlich des weiblichen Geschlechts. Die Wirkung weltstädtischen Glanzes, von dem die Tagesblätter und sonstige Berichte die Kunde bis in das letzte Grenzdorf tragen, gleicht der Anziehung, welche ein Licht in dunkler Nacht auf die Mücke übt. Sie muß hinein und erkennt die Thorheit nicht eher, als bis sie verbrennt. So geht es unzähligen Menschenkindern, die, in einfachen Verhältnissen aufgewachsen, in die große Stadt ziehen, um dort schnell zu Grunde zu gehen. Die Lohnverhältnisse tragen die größte Schuld davon, doch werden sie auch wieder durch den Zuzug überzähliger Arbeitskräfte beeinflußt. Mit dem weiblichen Geschlecht steht es in dieser Hinsicht am übelsten. Das Anwachsen einer großen Stadt erfordert eine so große Masse von Arbeitskräften, und zwar ausschließlich männlichen, daß diese durch die Nachfrage vielmehr zum Uebermuth und unzeitiger Strikelust verführt werden. Tüchtige, wirklich brauchbare weibliche Arbeitskräfte sind dagegen viel mehr vorhanden, als gebraucht werden.

Nicht, als ob es in der großen Stadt für Mädchen und Frauen an Gelegenheit zu gutem Arbeitsverdienst fehlte. Man höre nur die Klagen der Hausfrauen, auch der gut situirten und gutmüthigen, über die stete Hetzjagd nach ordentlichen, tüchtigen und ehrlichen Dienstmädchen, die komischen Abenteuer, welche sie dabei auf den Vermiethungs-Comptoirs und sonst bestehen müssen, und man wird vom Gegentheil überzeugt sein. Das „Fräulein Hulda“ oder wie sie sonst heißt (und Fräulein ist das als selbstverständlich

beanspruchte Prädicat) will am liebsten verdienen, ohne zu dienen. Sie sucht im besseren Falle eine „Condition", aber keinen Dienst; sie verlangt Freiheit und Gleichheit und hat eine heiße Sehnsucht nach viel mehr, als Brüderlichkeit. Die Zahl derjenigen jungen Mädchen, welche Lust und Eifer bezeigen, etwas ordentliches zu lernen, um im dienenden Beruf nicht nur ein sicheres und keineswegs freudenloses Loos durch Fleiß und Treue zu erwerben und sich den Weg zu einem bescheidenen, aber wirklichen Lebensglück oder mindestens zu einem ruhigen Alter zu bahnen, ist nicht so groß, wie das Bedürfniß. Die Damen und Hausfrauen, welche darauf angewiesen sind, Dienstmädchen haben zu müssen, wissen davon manches Lied zu singen, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Zeitrichtung, die veränderten häuslichen Verhältnisse der höheren Stände und manche sonstige Umstände mitwirken. Die allergrößte Mehrzahl der jungen Mädchen aber kann überhaupt nicht „dienen", weil ihnen alle Voraussetzungen dazu fehlen, die Fähigkeiten und Fertigkeiten, die Ordnungsliebe, die Willigkeit sich im Gehorsam unterzuordnen und die mit der dienenden Stellung zusammenhängenden Beschränkungen sich gefallen zu lassen. Manche versucht es wohl, wird aber nur zu bald als unbrauchbar befunden, irrt von einem Dienst zum andern, bis sie es aufgiebt oder Schiffbruch leidet.

„Ei, was wird man sich von den Herrschaften dumm kommen lassen!" Diese rhetorische Herzensfrage schlägt alle Zweifel in dem Köpfchen nieder, ob es gerathener sei, auf eigenen Füßen zu stehen, sei es auch auf etwas luftigem Grunde, oder diese Füße in irgend einer Zwangslage sorgenlos unter anderer Leute Tisch zu strecken.

Indessen das Leben macht Ansprüche, die um so größer sind, je ungebundener das Leben ist. Die Freiheit ist allewege ein sehr theueres Gut. Andererseits sind gerade in den unteren Volkskreisen die Familien meist nicht in der Lage, die heranwachsende Tochter auf die Dauer zu Hause zu behalten, bis etwa zur geeigneten Zeit ein angemessener Freier kommt, der sie zur Frau begehrt und heimführt. Die Söhne sollen etwas lernen und werden, darum müssen die Töchter frühzeitig verdienen helfen, mindestens aber für sich selbst aufkommen. Es kommt dazu, daß gerade die Mädchen zu Hause bald unbequem werden. Gewinnen sie erst ihre eigenen Interessen, so vertragen sie sich schwer untereinander, und selbst zu der Mutter ist das Verhältniß nicht immer ein erfreuliches, am wenigsten das zur Stiefmutter. Während die Söhne durch ihr Lehrverhältniß zunächst gebunden sind, dann Gesellen werden und auf die Wanderschaft gehen, immer noch der elterlichen Unterstützung bedürftig, und nicht minder während der Militärzeit, wodurch sie von selbst in Abhängigkeit erhalten werden, drängt bei den Mädchen Vieles zu einer frühzeitigen Selbständigkeit, welche nicht ohne Gefahren für dieselben sein kann.

Es ist wahr, eine Menge Geschäfte der verschiedensten Art stellen Arbeiterinnen in großer Zahl ein, sehr viele können überhaupt nur mit

solchen arbeiten, und gerade Berlin ist in einigen Artikeln der weiblichen Arbeitsthätigkeit tonangebend geworden, ein Hauptstapelplatz für den umfangreichsten Export bis in die fernsten Länder. Aber diesem an sich großen Bedürfniß nach weiblichen Arbeitskräften steht leider ein Anspruch auf weiblichen Arbeitsverdienst gegenüber, welcher von jener Seite bisher nicht erfüllt wurde. Die Arbeitgeber, welche weibliche Arbeitskräfte beschäftigen, behaupten die Unmöglichkeit der Befriedigung dieses Anspruchs. Die Arbeiterinnen dagegen behaupten die Möglichkeit und fordern ihre Verwirklichung. Diese Lohnfrage ist der Kern der Berliner Frauenbewegung. Ihre Gesundheit beweist dieselbe durch die Bescheidenheit, mit welcher die Arbeiterinnen bisher über eine mäßige Forderung nicht hinausgegangen sind, nämlich einen täglichen Arbeitslohn von 2 Mark.

Wie dringend nöthig aber die Erledigung dieser Frage ist, ergiebt sich daraus, daß die letzte Volkszählung für Berlin einen Ueberschuß von 51 000 Bewohnern weiblichen über die des männlichen Geschlechts ergeben hat und daß durchschnittlich ein Zuzug von 950 Arbeiterinnen monatlich von außerhalb nach Berlin stattfindet.

Wie gestalten sich nun die Aussichten der auf eigenen Füßen stehenden Arbeiterin? Zunächst gilt es die für ihre Existenz unter den Berliner Verhältnissen nothwendigsten Lebensbedingungen zu erforschen, was nicht schwer ist. Eine allein stehende weibliche Person bedarf in Berlin in den einfachsten Verhältnissen, mit denen sie auf dem Lande und in der kleinen Stadt allerdings schwerlich zufrieden sein würde, immerhin eines erheblichen Einkommens. Wir rechnen für Schlafstelle täglich 20 Pf., für Frühstück 15 Pf., Mittagbrot 30 Pf., Abendbrot 25 Pf., zusammen 90 Pfennig. Es kommen also auf die Woche 6.30 Mark. Unter 75 Mark wird das Jahresbudget für Kleidung, auf welche in der Großstadt so viel gegeben wird, nicht zu bestreiten sein, das macht wöchentlich 1.50 Mark; und rechnen wir noch wöchentlich 60 Pf. für Wäsche und Seife, so ergiebt sich eine Ausgabe von 8.40 Mark für jede Woche.

Jeder wird auf den ersten Blick sagen, das sei zum Verhungern vielleicht zu viel, aber zum Leben sicherlich zu wenig, denn es ist dabei noch keine Extraausgabe, wie Lust oder Leid sie doch gebieterisch fordern, in Rechnung gebracht.

Nur außerordentlich wenige Arbeitszweige aber giebt es in Berlin, bei welchen Mädchen und Frauen selbst bei unausgesetzter, anstrengender Arbeit von früh bis spät wöchentlich bis 9 Mark verdienen können. Was darüber etwa noch hinausgeht, ist durch persönliches Geschick, besondere hervorragende Kunstfertigkeit, günstige Conjunctur oder dergleichen bedingte seltene Ausnahme. Doch pflegen auch diese Geschäfte, wo es zeitweise 15, 18, ja 20 und 30 Mark wöchentlichen Verdienst giebt, alljährlich eine langdauernde stille Zeit zu haben, wo sie wenige oder keine Arbeiterinnen beschäftigen.

Im Ganzen gut stehen sich die Verkäuferinnen in soliden Geschäften.

Doch ist auch hier nicht alles Gold, was glänzt; dazu sind die Anforderungen, welche an die Garderobe gestellt werden müssen, meist sehr groß. Es soll aber auch eine ganze Menge von Verkaufsgeschäften geben, welche so schlecht lohnen, daß die Existenzweise der in ihnen angestellten Mädchen als sehr fragwürdig erscheinen muß.

In einem fast über die ganze Stadt verbreiteten Milchgeschäft erhielt ein als „Directrice einer Commandite“ angestelltes junges Mädchen 120 Mk. Gehalt jährlich zugesichert. Dazu durfte sie noch täglich bis höchstens 50 Pf. für Speise und Trank berechnen. Ohne irgend eine Hülfe mußte sie von früh 3¾ Uhr bis Abends 9½ Uhr ihre „Commandite dirigiren“, d. h. die Waaren in Empfang nehmen und verkaufen, Laden, Wohnung und Gefäße scheuern und reinigen, dazu für sich kochen und am Abend nach Schluß des Geschäfts die Kasse nach dem über eine halbe Stunde entfernten Comptoir bringen und dort Rechnung legen, um nach 11 Uhr endlich wieder in ihrer einsamen Wohnung hinter dem Laden zu sein mit der Aussicht auf 4½ stündige Nachtruhe im günstigen Falle. Dieser Fall trat aber nicht immer ein, denn da das hübsche, blühende, kleinstädtische Mädchen Tags über in dem offenen Geschäft genug gesehen wurde und bekannt war, daß sie Niemand zur Seite hatte, so fanden sich ab und zu Nachtvögel, welche in Scherz oder Bosheit an die Fensterladen klopften und sie zur größten Angst erschreckten. So ging es Wochentags und Sonntags ohne Unterbrechung, ohne die Möglichkeit eines Ausgangs. In den geschäftsloseren Stunden des Tages aber brachte ihr die Frau Principalin Stickereien und andere Handarbeiten, welche sie für dieselbe fertigen sollte. Abgerissen an der Kleidung, heruntergekommen an Leib und Seele, raffte die Achtzehnjährige endlich nach viermonatlicher Pein sich auf und brach den Dienst ab, um nun mit einem dürftigen Attest rathlos in der Welt zu stehen. Das war ein sehr günstiger Fall und Ausgang. Wie oft aber kommt es ganz anders mit Schuld und ohne Schuld.

Leider scheint die sich darbietende Möglichkeit besonders hohen Gewinn bringender Ausnutzung weiblicher Arbeitskräfte für manche Arbeitgeber so verlockend zu sein, daß sie der Versuchung nicht widerstehen können und darauf fast das ganze Geschäft gründen. So ist die Wäschefabrikation, in welcher Berlin Bedeutendes für den Export leistet, für viele junge Mädchen geradezu verhängnißvoll. Ein aus dem Leben gegriffenes Beispiel möge zeigen, wie es gemacht wird.

Ein zwanzigjähriges Mädchen hatte sich eine Summe von 80 Mark erspart. Um mit diesem ehrlich erworbenen Reichthum etwas ordentliches zu beginnen, wollte sie das Plätten erlernen, um sich dann davon, wie es wohl möglich ist, zu ernähren. Sie wendete sich an ein großes Geschäft, wurde freundlich aufgenommen, zahlte 21 Mark Lehrgeld im Voraus und erhielt die Zusicherung, in viermonatlicher Lehrzeit ausgebildet zu werden. Sie besaß noch 59 Mark, damit hoffte sie sich während dieser verdienstlosen Zeit ehrlich, wenn auch kümmerlich durchzuschlagen. Nachher, so

meinte sie, könne es ihr ja nicht fehlen, wenn sie nur erst ihr Fach ordentlich gelernt habe. In dem ersten Monat geht alles gut, der Principal ist sehr freundlich, die Directrice, eine zwar etwas stolze, aber sonst recht gewandte Dame, wird ihr mit jedem Tage mehr zugethan und kargt mit Lobeserhebungen nicht, denn sie stelle sich ja so geschickt an wie selten ein Lehrling. Nur die Mitarbeiterinnen gefallen ihr nicht mit ihrem etwas freien, spöttischen Wesen. Aber im Ganzen herrscht Ordnung während der Arbeit, die von früh 7 Uhr bis Abends 7 Uhr alle Sinne und Kräfte in Anspruch nimmt, denn nur zu Mittag ist eine kaum einstündige Pause, in welcher ein mitgebrachtes Butterbrot verzehrt wird. In der Mitte des dritten Monats kommt eines Tages der Principal in den Arbeitssaal, sieht, wie öfter geschieht, die Arbeit nach und weiß nicht genug zu loben, wie schön und gut doch das „Fräulein" dieselbe schon verstehe.

„Eigentlich könnten wir Ihnen für die weitere Lehrzeit schon Verdienst gewähren, wenn Sie damit einverstanden sind," so äußert er dabei.

Warum sollte sie das nicht; sie hält es sogar für ein unerwartetes Glück. In der That geht die Baarschaft mit schrecklicher Schnelligkeit zur Neige, das arme Mädchen hat sich schon die größten Sorgen gemacht, wie es im letzten Monat gehen soll, — und nun ist alle Sorge gehoben. Mit größtem Dank geht sie auf den Vorschlag ein, in ihrer freudigen Aufregung sieht sie nicht, wie die anderen Arbeiterinnen tuschelnd die Köpfe zusammenstecken, und versteht nicht, was es bedeuten soll, als auf dem Nachhausewege eine derselben zu ihr sagt: „Na, Sie sind auch schön dumm, da hat ja der . . . . . wieder eine Gans, die er rupfen kann."

Nun kommen herrliche Wochen. Mit jeder weiteren steigt ihr Verdienst. Wie köstlich ist es, am Sonnabend sieben oder gar acht Mark ausgezahlt zu erhalten, worauf vorher gar keine Aussicht war. Freilich plättet sie von nun auch wie jede andere Arbeiterin immer nur dieselbe Art Kragen, lernt nichts weiter dazu, aber die Directrice weiß sie zu beruhigen, und dann ist der Verdienst doch auch etwas. Leider dauert die Freude nicht lange. Sie ist sich zwar dessen nicht bewußt, aber es wird ihr vom Beginn des vierten Monats an mit jedem Tage deutlicher gesagt, daß sie unachtsamer arbeite. Immer öfter wird ihr das Gefertigte zurückgebracht, um es noch einmal und besser zu machen, damit schwindet auch der Verdienst zusammen, und in Kummer und Aerger geht die Lehrzeit zu Ende. Nun sieht sie mit einem Mal, daß sie ja bei Weitem nicht gelernt hat, was sie wollte. Sie versteht etliche Sorten einfache Kragen zu plätten, aber ein Oberhemd z. B. hat sie noch nicht von weitem gesehen, und solche plätten zu lernen, darauf kam es ihr doch ganz besonders an. Die Directrice wird grob, der Principal sehr unangenehm, als sie sich beschwert, daß das ihr gegebene Versprechen trotz des gezahlten Lehrgelds nicht erfüllt worden sei. Sie will fort in ein anderes Geschäft, aber das mangelhafte Zeugniß, welches sie erhält, schließt dies von selbst aus; wo sie nachfragt, weist man sie ab. Sie solle

noch einen Lehrcursus durchmachen, wird ihr gerathen, aber dazu reichen nun die Mittel nicht aus. Auf eigene Füße kann sie sich nicht stellen, denn sie versteht von der Plätterei zu wenig. Verzagt und gebrochen kehrt sie im besten Falle doch in die Fabrik zurück und quält sich jahraus jahrein weiter, der Principal hat eine Sclavin gewonnen, die bedingungslos an sein Geschäft gebunden ist.

Wir malen nicht zu schwarz, es giebt noch viel dunklere Partieen in der Welt der Arbeiterinnen Berlins. Was erst die Wäschefabrikanten zum größten Theil den armen Frauen zumuthen, welche sich in der eignen Häuslichkeit einen Verdienst schaffen müssen, ist im vollsten Sinne Hungerlohn. Für Knopflöchermachen an einem Dutzend Herrenkragen wird 30 Pfennige gezahlt, im besten Falle, nämlich für 36 Knopflöcher, denn jeder Kragen hat deren drei. Um eine Mark zu verdienen, muß die Arbeiterin also 120 Knopflöcher fertigen. Sie muß aber auch noch das Garn selbst dazu liefern. Beim Abliefern der Arbeit im Geschäft vergehen ihr kostbare Stunden, kurz, es sind zu einem Arbeitsverdienst von einer Mark täglich mindestens 160 Knopflöcher nöthig.

Viele weibliche Arbeitsgebiete ergeben kein trostvolleres Resultat, wenn man die Verhältnisse derselben prüft. Was ist zu thun? Daß es so nicht bleiben kann, daß sich in Anbetracht der so ungeheuer überschüssigen weiblichen Arbeitskräfte in Berlin ein Abgrund vor uns aufthut, wenn es so bliebe oder gar noch schlimmer würde, das ist jedem Einsichtigen klar. Die Arbeiterinnen selbst haben das Wort ergriffen und den Willen kund gethan, ihre Lage bessern zu wollen. Es konnte wie eine Art von Erfolg erscheinen, als vor Kurzem die Führerin des Vereins der Mäntelnäherinnen constatirte, daß sie für etwa 100 Arbeiterinnen sofort lohnende Arbeit, und zwar bei einigem Fleiß und Geschick zu einem Lohnsatz von 3 Mark pro Tag, nachweisen könne. Aber auch dieser immerhin erfreuliche Erfolg scheint doch nur einem plötzlichen Arbeitsbedarf in kleinem Umkreis entsprungen zu sein und ist kaum mehr werth, als ein Tropfen auf einem heißen Stein. Vor Allem müßte der Zuzug von Frauen und Mädchen nach Berlin beschränkt werden, die planlos hierherkommen, um irgendwie ihr Glück zu suchen, die aber fast regelmäßig ihr Elend finden. Man berechnet, wie schon oben gesagt, daß monatlich etwa 950 Arbeiterinnen nach Berlin ziehen, das macht im Jahre 11 400. Was wird aus ihnen? Die Arbeitsgelegenheit nimmt bei weitem nicht in demselben Maße zu, und selbst wenn diese Mädchen und Frauen sämmtlich dienen wollten, was die allerwenigsten von ihnen kaum in ländlichen oder kleinstädtischen Verhältnissen vermögen, geschweige denn gegenüber den hochgesteigerten Anforderungen des großstädtischen Lebens, so würden die Stellen für sie nicht zureichen. So schließt dieses ernste Capitel mit einem großen Fragezeichen und einer Reihe ernster Gedankenstriche.



Ein hoher Schulmeister.

(Herbst 1882.)

Von

Gerhard v. Amyntor.

— Potsdam. —

Die Kinder Bornstedt's*) spitzten das Ohr
Der Lehrer trug ihnen Geschichte vor;
Da trat der Gutsherr unversehn
In's Klassenzimmer; die Kinder stehn
Wie auf Commando auf vom Sitz,
Denn des Dorfes Herr ist „unser Fritz",
Der klingenscharfe Sieger von Wörth,
Der gern einmal höchstselber hört,
Ob auch des Reiches zukünftige Wacht
In seiner Schule Fortschritte macht.
„Setzt euch!" ertönt sein freundlich Wort,
„Und Sie, Magister, fahren Sie fort!"
Der Dorfschulmeister ist nicht faul,
Er reitet seinen Paradegaul
Und frägt den pfiffigsten der Jungen,
Was Martin Luther einst vollbracht?
Doch eh' die Antwort noch erklungen,
Die Thür wird jählings aufgemacht,
Und, in die Klasse platzend, stutzt
Der Landbriefträger, grüßt verdutzt
Den hohen Herrn und reicht befangen
Dem Lehrer hin ein Telegramm.

*) Dorf bei Potsdam.

Wie der es liest, aus seinen Wangen
Weicht alles Roth; die Hand, die stramm
Sonst Feder, Schwamm und Kreide führt,
Hängt schlaff und wie vom Schlag gerührt.

Theilnehmend frägt der Prinz: „Was giebt es,
Daß Sie sich, Aermster, so verfärben?"

„Ach, Kaiserliche Hoheit," spricht
Der Lehrer drauf, „mein vielgeliebtes
Betagtes Mütterlein will sterben
Und mahnt mich an die Sohnespflicht."

„So eilen Sie, den letzten Willen
Des Mutterherzens zu erfüllen!
Fort, armer Freund!"

Der Andre stammelt:
„Gern flög' ich hin! doch hier versammelt
Ist meine Klasse . . . "

„Einerlei!
Die werd' ich selber übernehmen —
Macht fort! Gott steh' der Mutter bei!"

Der Lehrer wankt davon mit Danken.
Der Kronprinz faßt den Augenblick;
Mit hohen, heiligen Gedanken,
Mit des Erziehers Ernst und Schick,
Mit kinderfreundlicher Geduld,
Mit seiner blauen Augen ganzer Huld
Beginnt er, in die jungen Seelen
Des Wortes Samen auszustren'n;
Und solchem Lehrer kann nicht Andacht fehlen!
Zeitlebens würde es die Kinder reu'n,
Wenn in der allzukurzen Stunde
Verloren ging ein Wort aus seinem Munde.
Sie sitzen aufrecht wie die Kerzen,
Und offen stehn die Sinne und die Herzen,
Wie jetzt der Prinz vom großen Augustiner
Und dessen hoher Sendung spricht,
Wie er ihn preist als Gottes tapfern Diener,
Der nie ein weltliches Gericht
Gescheut, wenn er nur treu und wahr
Gen seinen Herrn und sein Gewissen war.

So mäuschenstill hat seinem Lehrer
Noch nie gelauscht ein Auditorium,
Als dort in Bornstedt, wo der Mehrer
Des deutschen Ruhmes, der durchlaucht'ge Held,
Den Kindern las ein Privatissimum.

Indeß am Wildpark qualmend hält
Des Bahnzugs feurige Maschine.
Längst zur Berliner Extrafahrt

Verpaßt ist die befohl'ne Stunde,
Und eine hohe Frau späht mit besorgter Miene,
Vergeblich harrend, in die Runde:

„Wo bleibt der Kronprinz? Nie war's seine Art,
Zu spät zu kommen."

Das Gefolge schweigt
Verlegen still. Da, endlich, zeigt
Ein Kammerherr auf den in schnellem Schritte
Sich Nahenden.

„Er ist es! Gott sei Dank!
Willkommen, Fritz! was zögerst Du so lang?"

Der Kronprinz lächelt: „Vikki! bitte,
Entschuld'ge mich! ich habe eben
Dorfkindern Unterricht gegeben.
Der arme Lehrer . . . doch, steig' ein!
Ich will Dir unterwegs das Weit're sagen."
Sie fuhren hin im hellen Mittagsschein. —

Der Dorfschulmeister ist nach wenig Tagen
Zurückgekehrt von seiner Fahrt —
Am Leben blieb sein Mütterlein bewahrt. —





Die Sage vom ewigen Juden.

Von

Franz Violet.

— Berlin. —

Die Phantasie aller Völker, wie sie sich in ihren Mythen und religiösen Vorstellungen widerspiegelt, zeigt zwei genau entgegengesetzte Auffassungen der Bestimmung des Menschenlebens, die ursprünglich der Naturanlage des betreffenden Volkes entsprechend sich im Laufe einer Jahrhunderte, oft Jahrtausende langen Geschichte zur äußersten Consequenz entwickelt haben. Die Einen sahen in dem Erdendasein das höchste Glück und erhofften nach demselben, wenn überhaupt eine Zukunft, so jedenfalls keine bessere als die bisherige Existenz; sie verstanden es daher auch zur höchsten harmonischen Daseinsfreude durchzudringen, weshalb man sie noch heute die klassischen nennt, die Griechen und Römer, bei denen der Unsterblichkeitsglaube nie populär geworden ist. Die Andern betrachteten das irdische Leben nur als ein Hinvegetiren, als einen nie zum Ziele kommenden und deshalb wunschlos bei passender Gelegenheit aufgegebenen Kampf gegen eine höhere überirdische Macht, zu der zu gelangen den Sterblichen erst nach dem Tode beschieden sei. Letztere Anschauung vertraten sämmtliche Culturvölker des Orients und am allerdeutlichsten und ausgeprägtesten die Aegypter. Niemandem ist es aber im ganzen Alterthume in den Sinn gekommen sich auszumalen, dieses Leben auf der Erde könne ewig dauern, sei es zu ewigem sorglosem Genießen oder zu trauriger Qual. Der Tod galt Allen gemeinsam, und wem die Götter ein Weiterleben bestimmt haben, der führt es nicht auf dieser Erde, sondern in der Unterwelt oder im Olymp oder auf den Inseln der Seligen, jedenfalls immer unter gänzlich veränderten Existenzbedingungen, denn der hinfällige Leib hat keine Dauer

und schrumpft zusammen, wenn nicht zu der Ewigkeit auch ewige Jugend verliehen wird, selbst der Gottmensch Prometheus muß wieder zum Gotte werden, um ewig zu leben. Erst der jüdisch-christlichen Speculation war es vorbehalten, einen ewigen Menschen zu erfinden, um die Idee des erlösenden Todes und der Seligkeit im Himmel noch eindringlicher zu schildern an einem einzigen gemarterten Wesen, welches den Tod fortwährend ersehnt und ihn nie findet; so entstand die Figur des ewigen Juden, zunächst nicht aus der Phantasie des Volkes, sondern rein aus der philosophirenden Betrachtung scholastisch gebildeter Mönche wurde sie geschaffen, und nur ganz schwache Spuren, auf welche weiterhin zurückzukommen sein wird, lassen eine Anknüpfung an eine im Orient erhaltene biblische Tradition als möglich erscheinen. Erst am Ausgange des Mittelalters bemächtigt sich die Volkssage auch dieses Themas, dieselbe Volkssage, die einen Faust hervorbrachte und an dem Glauben an Hexen und Teufelsspuk festhielt. In drei großen Sprüngen entwickelt sich diese Sagengestalt, zwischen ihnen liegen Jahrhunderte, in welchen sie völlig verstummt, um mit der veränderten Denkrichtung selbst verändert wieder aufzutauchen; aus der einfachen, schlicht mönchischen Erzählung des 13. erwächst der abenteuerliche, marktschreierisch aufgeputzte Bericht des 16., aus diesem die philosophischen Dichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Quelle des Stoffs, der zuletzt die gekrönte Dichterin Carmen Sylva*) zu tiefdurchgeistigten Versen angeregt hat, begegnet uns in dem alten Geschichtswerke des ehrsamen Mönches der Abtei St. Albans, Roger von Wendower († 1237), dessen Schrift freilich erst bekannt geworden ist durch die gleichartige seines jüngeren Collegen Matthäus Paris, der sie wörtlich abschrieb, bis in's Jahr 1259 fortsetzte und mit geringfügigen Zusätzen bereicherte. Des Letzteren Bericht zum Jahre 1228 lautet also:

„Endlich kam in diesem Jahre auf einer größeren Reise begriffen auch nach England ein Erzbischof von Armenien. Als dieser unter Anderem befragt wurde, ob er etwas gesehen oder gehört habe von jenem Joseph, von dem die Rede bei den Leuten gehe, er sei anwesend gewesen bei dem Leiden des Herrn, habe mit diesem geredet und lebe noch jetzt zum Zeugniß des christlichen Glaubens, antwortete er genau die Einzelheiten hervorhebend. Und nachher hat ein Soldat oder Ritter aus Antiochia, aus dem Gefolge des Erzbischofs, der dessen Dolmetscher und auch einem Diener des Herrn Abts von St. Albans persönlich bekannt war, die Worte in's Französische übersetzt. ‚Recht gut kennt mein Herr jenen Menschen, und noch kurz zuvor, ehe er nach dem Westen reiste, hat eben jener Joseph in Armenien bei meinem Herrn, dem Erzbischofe, den er oftmals vorher schon gesehen und gehört hatte, gespeist‘. Dann antwortete er auf die Frage nach den Vorgängen zwischen dem Herrn Jesus Christus und eben jenem Joseph: ‚In der Zeit von Christi Leiden, als er von den Juden gefangen und vor den

*) „Jehovah“, Leipzig, 1882.

Richterstuhl des Pilatus geführt wurde, um von ihm selbst verurtheilt zu werden, übergab Pilatus ihnen Jesus zur Kreuzigung; als aber die Juden Jesum fortschleppten, und er an den Eingang des Gerichtsgebäudes gekommen war, schlug Carthaphilus, der Thürhüter des Pontius Pilatus, als Jesus durch die Thür ging, ihn mit der Faust verächtlich in den Nacken und sagte spottend: „Gehe schneller, Jesus, geh', was zauderst Du!“ Und Jesus schaute ihn mit einem strengen Blicke an und sprach: „Ich gehe, und Du wirst warten, bis ich wiederkomme.“ Daher wartet bis jetzt jener Carthaphilus, der zur Zeit des Leidens unseres Herrn ungefähr 30 Jahre alt war, und immer, wenn er bis zu 100 Jahren gekommen ist, wird er von einer unheilbaren Schwäche und gleichsam von einer Art Ohnmacht befallen, aber dann lebt er wieder auf und wird wieder ungefähr 30 Jahre alt. Später wurde er auch von Ananias getauft und Joseph genannt. Er wohnt häufig in Groß- oder Kleinarmenien und in anderen Gegenden des Orients und lebt bei den Bischöfen und frommen Männern, als ein Mensch von heiliger Rede und Religion, der nur wenige und wohl überlegte Worte macht, und, wenn er nicht von Bischöfen oder andern frommen Leuten gefragt wird, gar Nichts spricht. Wenn er aber gefragt wird, erzählt er Dinge aus dem Alterthum und von den Vorgängen bei dem Leiden unseres Herrn, von der Auferstehung desselben und deren Zeugen, erzählt auch vom Glaubensbekenntniß der Apostel, von ihrer Zerstreuung und Predigt, und zwar ohne Spott und ohne jedes leichtsinnge, tadelnde oder widerlegende Wort, wie einer, der meist in Thränen und in der Furcht des Herrn lebt, immer voll Angst und Besorgniß, daß Christus wiederkommen werde im Feuer, um die Welt zu richten, damit er nicht voller Zorn ihn beim letzten Gericht finde, ihn, den er auf seinem Leidensgang durch seinen Spott zur verdienten Rache gereizt hat. Es kommen zu diesem viele Leute aus entlegenen Weltgegenden, die sich an seinem Anblick und an seiner Erzählung erfreuen, und denen er, wenn sie beachtenswerth und respectabel sind, auf ihre Fragen kurz antwortet. Alle ihm dargebrachten Geschenke verschmäht er, zufrieden mit bescheidenem Lebensunterhalt und Kleidung. Darauf setzt er seine Hoffnung, daß er unwissend gefehlt hat.“

Dieselbe Erzählung des armenischen Erzbischofs erscheint dann fast gleichzeitig auf dem Continente, wo sie um das Jahr 1243 der Erzbischof von Tournay, Herr Philipp Mouskes († 1282), freilich in etwas abgeblaßter Form mittheilt. Hier war der Jude aus frevler Neugier mitgelaufen, um Christi Kreuzigung zu sehen. Er bat die andern, nicht so zu eilen, sondern auf ihn zu warten, und darauf sprach der Heiland: „Sie werden Dich nicht erwarten; doch wisse, Du wirst mich erwarten.“ Der Name des Sünders fehlt hier gänzlich. Aus der Angabe des Matthäus Paris, die der Berichterstatter noch durch einige namhafte Zeugen, wie einen vornehmen Ritter Richard von Argentan, der selbst nach dem Orient gepilgert war, und den Bischof Gualeranus von Berytus zu erhärten sucht und der

er hinzufügt, im Jahre 1252 seien wieder einige Armenier in England gewesen, darunter der Bruder des inzwischen verstorbenen Erzbischofs, und hätten das Fortleben des Juden von Neuem versichert, ergeben sich folgende charakteristische Züge. Zunächst ist von einem ruhelosen Wandern des Juden noch gar nicht die Rede, sondern er lebt still und beschaulich in der Einsamkeit, wenn er auch bisweilen seinen Aufenthaltsort wechselt. Ferner wird er nicht geschildert als der Abkömmling seines verachteten Volksstamnes, sondern er verkehrt in der ehrwürdigsten Gesellschaft, gewöhnlich nur mit Bischöfen und frommen Priestern. Ueberhaupt ist sein Leben absichtlich anspruchslos und wenig hervortretend, aber frei von jedem Zuge der Lächerlichkeit. Er ist sich dessen wohl bewußt, daß er aufgespart ist als gewichtiger Zeuge für die Wahrheit der Thatsachen bei Christi Tod und erzählt denen, die ihn mit heiligem Ernste darüber befragen, gern und freudig seine Erlebnisse. Dabei bedient er sich der ihm vertrauten armenischen Sprache. Durch furchtbares Geschick über seinen Unglauben aufgeklärt, ist er ein gläubiger Christ geworden, der auf die Gnade des Herrn vertraut.

Außer den beiden schon genannten Quellen giebt es nun noch eine dritte Notiz, die ganz unabhängig von jenen zu sein scheint und den Juden bereits als Wanderer in Europa kennt, aber ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert stammt. Der berühmte Astrolog Guido Bonatti aus Forli († 1300) spricht von einem Juden, der Johannes Buttadäus heiße und ewig wandern müsse, weil er den Herrn geschlagen; dieser sei im Jahre 1267 auf einer Wallfahrt zum heiligen Jacobus auch durch Forli gekommen. —

Untersuchen wir zuerst die englische Erzählung, so geht doch zweifelsohne so viel mit Sicherheit daraus hervor, daß man an irgend eine aus dem Orient überkommene Kunde anknüpfte. Pilger, die von dort kamen, scheinen dieselbe mitgebracht zu haben und die Theologen bedienten sich ihrer zu religiösen Zwecken. Es wird also weiter zu fragen sein, ob sich in der jüdisch-christlichen Tradition des Orients ein Anknüpfungspunkt für unsere Sage findet. Da weist aber zunächst Alles auf die Johanneslegende. In den ersten christlichen Jahrhunderten war nämlich allgemein die Ansicht verbreitet, der Lieblingsjünger des Herrn, Johannes, sei nicht gestorben, sondern schlafe nur in seinem Grabe zu Ephesus, das er verlassen werde, wenn die Wiederkunft des Herrn bevorstehe. Diese Sage, in der manche Forscher allein die Quelle für die Erfindung des ewigen Juden haben finden wollen, was sich nicht beweisen läßt, ist entstanden durch die falsche Verbindung und Erklärung zweier Bibelstellen, indem man die Worte Christi: „Wahrlich, ich sage euch: Es stehen Etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in sein Reich" (Matth. 16, 28) bezog auf eine Stelle im Johannesevangelium (c. 21, 20 bis 23): „Petrus aber wandte sich um, und sahe den Jünger folgen, welchen Jesus lieb hatte, der auch an seiner Brust am Abendessen gelegen und gesagt hatte: ‚Herr, wer ist es, der Dich verräth?' Da Petrus diesen sahe,

spricht er zu Jesu: ‚Herr was soll aber dieser?‘ Jesus spricht zu ihm: ‚So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es Dich an? Folge Du mir nach.‘ Da ging eine Rede aus unter den Brüdern: ‚Dieser Jünger stirbt nicht.‘ Und Jesus sprach nicht zu ihm: ‚Er stirbt nicht,‘ sondern: ‚So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es Dich an?‘“ Die letzten Worte, schon durch die Form des Ausdrucks das Gerede vom Fortleben des Johannes widerlegend, blieben doch stets als Beleg dieser Sage beliebt, und trotz Tertullians Eifern dagegen wird die Wundermär immer wieder vorgebracht von den Kirchenvätern, von Hippolytus und Sulpicius Severus am Ende des 4., bis auf Georg von Trebisonde, einen Byzantiner des 15. Jahrhunderts. Ja, es fanden sich in noch späterer Zeit Leute, welche den wiederaufgelebten Johannes spielten: so wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Toulouse ein derartiger Betrüger öffentlich verbrannt, und wieder hundert Jahre später bildete sich in England sogar eine Secte, die auf des Apostels baldige Wiederkehr wartete. Allerdings scheint nun die Erklärung, daß der ewige Jude des Matthäus Paris Niemand anders sei als der Evangelist Johannes und darum so viel von Christi Leiden wisse, sehr nahe gelegt zu werden durch die Erklärung der Namen. Wenn wirklich Carthaphilus einfach das griechische κάρτα φίλος, „sehr lieb“ wäre, so wären wir fast gezwungen, an die Uebereinstimmung beider Personen zu glauben. Aber so leicht geht das doch nicht, denn es war gar nicht beliebt bei den alten Mönchen, die Namen so unverändert zu lassen, im Gegentheil, gewöhnlich haben sie dieselben furchtbar verstümmelt, und außerdem giebt es für Carthaphilus noch eine andere ganz ausreichende Erklärung, wie endlich der Jude in der italienischen Erzählung überhaupt einen anderen Namen führt, der sich nur sehr künstlich auf Johannes beziehen läßt, aber sehr leicht eine andere Persönlichkeit bezeichnen kann, die auch in der Sage ewig lebt. Außerdem, hätten wir wirklich eine andere Form der Johanneslegende vor uns, sollte da nicht in dem Berichte der Jude auf das Evangelium, dessen Verfasser er sein soll, hinweisen, sollte er seine Mittheilungen nicht daran anreihen? Indessen, das ist nur ein Wahrscheinlichkeitsgrund ex silentio. Aber die Person, welche eher dem Namen zu entsprechen scheint, heißt in der späteren Ueberlieferung sonst Malchus, und zwar wird damit einerseits der Thürhüter des Hohepriesters Kaiphas bezeichnet, der Jesu einen Backenstreich versetzte (Joh. 18, 22—23), sodann jener Malchus, der Kriegsknecht, dessen von Petrus abgehauenes Ohr Christus wieder heilte. (Joh. 18, 10). In ihm allein findet sich der wichtigste Zug der Sage wieder, daß er den Herrn schlug. Nun hat man die sehr ansprechende Ableitung des Namens Carthaphilus von dem französischen garder und einem semitisch-chaldäischen Worte, das Thür bedeutet, aufgestellt, so daß der Dolmetscher, welcher die Worte des armenischen Erzbischofs übersetzte, diesen Ausdruck gebraucht hätte, welchen die Zuhörer dann irrthümlich für einen Eigennamen gehalten hätten. Vollends gut paßt aber auf ihn jener Name,

welchen der Jude in der, wie schon gesagt, anscheinend selbständigen Angabe des Bonatti führt: Buttadaeus vom italienischen buttare=schlagen, stoßen und dem lateinischen deus, Gott, also Derjenige, welcher den Herrn schlug, weshalb ihn auch eine andere italienische Erzählung, die ihn als den Kriegsknecht Markus kennt, in höchst drastischer Weise mit einem Eisenhandschuh darstellt. Die Benennung Buttadaeus ist herrschend geblieben für den ewigen Juden in der Bretagne (Boudedeo), bei den Siebenbürger Sachsen (Bedeus) und auf Sicilien (Bedeo). Zu diesen gewiß beachtenswerthen äußeren Gründen, welche den Malchus als viel wahrscheinlicheres Sagenvorbild des ewigen Juden erscheinen lassen, kommt noch ein wesentlicher innerer: nämlich durchgängig tritt der ewige Wanderer in trauriger Stimmung auf als einer, der sich schwer vergangen hat und dafür schwer büßen muß: das ewige Leben ohne Rast und Ruh ist ihm eine Qual, nicht eine Belohnung, wie dies bei Johannes doch hätte der Fall sein müssen. Mit einem Worte: es fehlt für Johannes das Strafmotiv; der andere Name Johannes bei Bonatti beruht auf der Verwechselung beider Sagen und entbehrt jeder Beziehung. Einen sehr bequemen Uebergang für die Thatsache, daß die Malchuslegende den Kern der Sage vom ewigen Juden bildet, scheint uns eine mündliche italienische Ueberlieferung erhalten zu haben, deren Glaubwürdigkeit leider nicht ganz sicher ist. Danach wurde Malchus verurtheilt, immer unter der Erde um die Säule zu laufen, an welcher Christus angebunden war vor seiner Kreuzigung. In Verzweiflung sucht er sich den Schädel einzurennen, kann aber nicht sterben; in den Boden hat er schon ein tiefes Loch getreten in welchem er bis zur Nase steht, und wenn er ganz darin verschwindet, so muß die Welt untergehen. Das erzählte man im 16. Jahrhundert in Siena, und diesen unglücklichen Säulenheiligen nannte man den Ebreo errante, den wandernden Juden. Wenn man auch die Einzelheiten nicht so scharf betont, so erhalten wir doch eine fortlaufende Sagentradition unmittelbar von Christi Zeit an bis in's 13. Jahrhundert, obgleich die Berichterstatter sich selbst nicht mehr davon Rechenschaft geben konnten. Für die eben aufgestellte Herleitnng der Sage aus der orientalisch=biblischen Mythenbildung dürften am besten einige Parallelen sprechen von ähnlichen entweder langlebigen oder sogar ewigen Personen, deren Kenntniß wir freilich meist der weit später wirkenden, aber desto lebhafteren Einbildungskraft der Araber verdanken, so daß die Zeit der Entstehung der betreffenden Sagenfigur nicht mehr genau zu ermitteln ist. Ja, fast einen directen Vorgänger hat der ewige Jude in jenem arabischen Sameri, der identisch sein soll mit dem Verfertiger des goldenen Kalbes und zur Strafe für diese Verleitung des auserwählten Volkes zur Abgötterei auch ewig auf Erden wandern muß. Eine directe Uebertragung dieser Sage nach Europa scheint aber ausgeschlossen, weil sie von der biblischen Erzählung zu sehr abweicht (vgl. 2. Mos. 32, 4), als daß ein Geistlicher eine Verwechselung hätte begehen sollen. Dieser Sameri wird dann bei einem spätarabischen Schriftsteller in Spanien durch

eine Namenconfusion gar zu einem fabelhaften Seeungeheuer, welches daneben auch wieder der ewige Jude genannt wird. Ferner stoßen wir auf zwei Personen aus dem alten Testament, die in der arabischen Legende zu ewigen Wanderern gemacht sind: Sie wachen über die Mecca-Pilger, der eine zu Wasser, der andere auf dem Lande; mit einem Stabe in der Hand geleiten so die alten Propheten Henoch und Elias ihre frommen Schützlinge, in ewiger Jugend, weil sie vom Wasser des Lebens getrunken haben und also nicht altern können. Aber beide sind doch wesentlich verschieden vom ewigen Juden, denn sie sind losgelöst von dem Erdenleben, sie können sich nach Belieben unsichtbar machen, sie kommen nur in bestimmten Perioden auf die Erde herab, sonst ziehen sie über derselben in den Lüften hin, nur hin und wieder den bedrängten Menschen Rath ertheilend und helfend. Dauernd auf die Erde zur Ruhe kommen Beide erst, wenn die „letzte Zeit" da sein wird, und diese wird in ganz phantastischer Weise also beschrieben: „Wenn die Männer und die Weiber sich ohne Unterschied des Geschlechts vermischen werden, wenn der Ueberfluß an Lebensmitteln ihren Preis nicht vermindern wird, wenn man das Blut der Unschuldigen vergießen wird, wenn die Armen um Almosen bitten und nichts zu ihrem Unterhalte finden werden, wenn die Menschenliebe verloren sein wird, wenn man die heilige Schrift in Gesänge bringen, und wenn die dem wahren Gott geweihten Tempel mit Götzenbildern erfüllt sein werden, dann wisse, daß der Tag des Gerichts nahe sein wird!" Auf diese beiden Propheten hat man auch die Stelle Offenb. Joh. 11, 3 bezogen: „Und ich will meine zwei Zeugen geben, und sie sollen weissagen tausendzweihundertundsechzig Tage, angethan mit Säcken." Sagen von solchen Menschen, die in Verbindung mit einem glücklichen Weltalter gedacht werden, und deren Wiederkehr rein deshalb erwartet wird, finden sich sehr häufig auch bei andern Völkern; das lehrt das Beispiel unserer Kyffhäusersage. Ebenso sind zahlreich die Geschichten von solchen, die in Jahrhunderte langen Schlaf versenkt gewesen, dann plötzlich erwacht sind und Alles verändert gefunden haben. Sie sind aber alle streng von unserm Thema zu sondern, denn eben die Permanenz des *irdischen Lebens ohne Wechsel* zeichnet dieses aus. Jene verdanken wohl in den meisten Fällen einer mythologischen Vorstellung ihre Existenz, wie noch unsere zum Dornröschen abgeblaßte schlafende Walkyre oder des griechischen Epimenides Erwachen beweist; zum Theil liegen wohl auch einzelne wirkliche Vorfälle localer Natur zu Grunde, wie bei den Siebenschläfern zur Zeit des Kaisers Decius in Ephesus, bei den Bergleuten im Kuttenberge zu Böhmen oder endlich bei dem ganz modernen holländischen Schläfer Rip van Winkle, von dem wir in Washington Irvings Skizzenbuche lesen. Während aber die Lebensdauer der Einen verlängert wurde zum Wohle der leidenden Menschheit, die auf ihre Wiederkunft wartet und deshalb die gegenwärtigen Leiden leichter erträgt, die der andern, um die Bilder einer längstvergangenen Zeit heraufzubeschwören und lediglich Staunen zu erregen, also, wenn man

will, auch nur um des lieben Nächsten willen, giebt es eine dritte Klasse von Leuten, bei denen das lange Leben in der Sage zum Selbstzweck geworden ist, mögen sie nun darin einen besonderen Genuß sehen, wie der arabische Alchymist Artefius sein Leben künstlich über 1000 Jahre erhalten haben soll, oder mag ihnen eine göttliche Macht diese Strafe bestimmt haben für eine ruchlose That. Gerade die zuletzt Genannten zeigen mit dem Juden die Aehnlichkeit, daß sie ebenfalls keine Ruhe finden können, keine Ruhe des Grabes, sondern daß sie wandern müssen, wandern bis zum jüngsten Gericht, oder bis sie durch das freiwillige Opfer eines Anderen von dem Fluche erlöst werden. So heißt es von dem fliegenden Holländer mit Recht:

„Doch einst kann Erlösung dem bleichen Mann noch werden,
Fänd' er ein Weib, getreu bis in den Tod ihm auf Erden!"

So knüpfen sich ähnliche Erlösungsbedingungen an die ewige wilde Jagd des Rodensteiners und an die ewigen Tänzer zu Kohlbeck. Aber gerade diese Bedingung einer möglichen Befreiung von dem Fluche fehlt bei dem ewigen Juden, und das macht seine Figur so unbestimmt, so abstract und losgelöst von den Einflüssen der Mitwelt, wie der Begriff der Ewigkeit selbst ein abstracter ist.

Doch eigentlich wollten wir nicht diesen Punkt hier hervorheben, auf den zurückzukommen sein wird, wenn wir die dichterische Behandlung des Themas ins Auge fassen, sondern vielmehr den entschiedenen Gegensatz betonen, in dem der ewige Jude zu den eben genannten sagengeschichtlichen Typen dadurch steht, daß bei ihm nicht mit dem Fluche zugleich eine Aenderung seines Lebens und Empfindens stattgefunden hat, denn alle eben Aufgezählten sind mehr oder weniger zu Gespenstern geworden, die nur in bestimmten Fristen gewissermaßen episodisch wieder auf die Erde zurückkehren. Der Jude setzt sein freilich vereinsamtes Dasein gleichmäßig fort; er lebt in frommer Beschauung, wenn auch in einem entlegenen Lande, in der Welt, aber nicht mit der Welt, während der wilde Jäger nur in den Lüften jagt, der Holländer Meere befährt, in die sonst keines Sterblichen Fuß dringt. Der Jude hat die Möglichkeit, überall sich zu zeigen, kein Schrecken kündet ihn an, keine böse Folge heftet sich an sein Auftreten. Er ist eben nur der Blutzeuge vom Leiden unseres Herrn, den der Feuereifer eines begeisterten Priesters der Phantasie seiner Hörer oder Leser erscheinen läßt. Man wird zugeben, daß die Sage in dieser Gestalt nicht recht populär werden konnte, und deshalb verschwindet sie auf Jahrhunderte.

Die Malchuslegende scheint aber in Italien und selbst in Deutschland immer bekannt geblieben zu sein, ohne daß man daran dachte, den ewigen Juden darin wiederzuerkennen. Ein Straßburger Flugblatt vom Jahre 1584 stellt Malchus noch im Panzer dar, d. h. als jenen Kriegsknecht, der den Backenstreich gab. Erst gegen Ende des sechszehnten, oder gar bei Beginn

des siebzehnten Jahrhunderts erwachte wieder die Geschichte vom ewigen Juden, aber in wesentlich veränderter Gestalt und unter anderem Namen, obgleich wir ziemlich sicher annehmen dürfen, daß die einzige directe Quelle der neuen Sage eben jene Erzählung des Matthäus Paris war. Die englische Geschichte desselben, aus der schon im Jahre 1556 der protestantische Theologe Matthäus Flacius Illyricus einige Mittheilungen gemacht hatte, wurde dann 1571 in London und 15 Jahre später in Zürich gedruckt und rasch bekannt. Unmittelbar aus dieser wurde aber die Legende nicht weiter verbreitet, obgleich die Zeitstimmung dafür eine außerordentlich günstige war, denn die Hexenverbrennungen und die Predigten über den nahe bevorstehenden Weltuntergang waren an der Tagesordnung und führten in Frankreich sogar zu öffentlichen Unruhen. Da erschien im Jahre 1602 anonym eine sogenannte „Neue Zeitung", d. h. eine Art Flugblatt mit einer phantastisch ausgeputzten, in volksthümlichem Tone gehaltenen Erzählung. sie nannte sich die „kurze Beschreibung und Erzählung von einem Juden mit Namen Ahasverus" und war gedruckt zu „Leyden bei Christoff Creutzer", Druckort und Name des Verlegers waren jedoch fingirt. Der Inhalt des Büchleins ist kurz folgender:

„Paulus von Eitzen, Dr. theol. und Bischof von Schleswig, soll, als er im Winter 1542 als junger Mann von Wittenberg nach Beendigung seines akademischen Studiums zu seinen Eltern nach Hamburg zurückgekehrt war, beim Gottesdienst in der Kirche zu Hamburg gegenüber der Kanzel einen Mann stehen gesehen haben, von ca. fünfzig Jahren, durch Haltung, Kleidung, Körperbau und ganzes Benehmen sehr auffallend. Nach Schluß der Predigt trat er an diesen heran und erfuhr durch mehrfaches Fragen etwa Nachstehendes: Er heiße Ahasverus, sei Jude aus Jerusalem und Schuster; zu der Zeit, da Christus bei Pontius Pilatus angeklagt gewesen, sei er auch unter denen gewesen, die jenem Aufruhr und jegliche Schandthat vorwarfen. Als er aber verurtheilt war, und zur Kreuzigung geführt wurde und auf der Straße ein wenig vor dem Hause des Ahasverus ausruhen wollte, habe er ihm dies nicht erlaubt, sondern ihn mit Worten und Gewalt zum Weitergehen gezwungen, bis Christus in die verhängnißvollen Worte ausgebrochen sei: „Ich werde hier Halt machen und ruhen, Du aber sollst bis zum jüngsten Tage umherirren." Von diesem Augenblick an aber sei er, Ahasver, von beständiger Unruhe ergriffen worden und habe unmittelbar nach Christi Tode, dem er beigewohnt, Jerusalem verlassen und durchwandere nun, gleich einem trauernden Reisenden den ganzen Erdkreis. Auf weitere Fragen über die Vorgänge bei Christi Tod und dergleichen wußte der Jude gut Bescheid; er führe auch ein friedliches Leben, berichtet dann Paul v. Eitzen weiter, sei sehr bescheiden, genieße nur wenig Speise und Trank, spreche ungefragt überhaupt wenig, aber besonders gerne erzähle er von göttlichen Dingen; unheilige und gottlose Worte entlockten ihm Seufzer und Klagen. So lange er in Hamburg gewesen, habe er nie

gelacht; größere Geldgeschenke schlage er stets aus, geringere theile er mit den Armen in der Hoffnung, daß ihm für seine unwissentlich begangene Sünde einst die ewige Verzeihung zu Theil werden würde. Nirgends könne er lange bleiben und rasten."

Es folgen dann noch einige kurze Angaben über das Auftauchen des Juden in den verschiedensten Gegenden, besonders Norddeutschlands. Immer wird er als der Hamburger wiedererkannt. Fast gleichzeitig traten fünf verschiedene Drucke dieser Erzählung hervor, mit ebenfalls fingiertem Druckorte, „Bautzen bey Wolfgang Suchnach", denen wieder eine Menge von Nachdrucken folgten. Alle verlegen den Vorgang in das sechszehnte Jahrhundert, doch scheint das Fehlen jeglichen anderweitigen schriftstellerischen Zeugnisses diese Datirungen als eine Erfindung zu kennzeichnen, wie es eben auch nur eine Vermuthung ist, daß die ersten Drucke aus Basel stammten, vom Buchdrucker Johannes Schröter, der sich bisweilen Suchnach genannt haben soll. In einem Theile dieser ersten Drucke und in unendlich zahlreichen späteren unterzeichnet sich als Verfasser ein gewisser Chrysostomus Duduläus Westphalus, ein Name, der bis jetzt ein vollständiges Räthsel geblieben ist. Er datirt seinen Bericht aus den verschiedensten Jahren und Orten, bald aus Schleswig, bald aus Danzig, bald aus Refel, d. h. Reval und anderen Städten. Neubaur*) beschreibt noch genauer als Grässe ca. vierzig verschiedene Ausgaben, von denen ein Theil die beliebte Unterschrift: „gedruckt in diesem Jahr" trägt. Da es so schwerlich gelingen wird, den Verfasser dieses Volksbuches aufzuspüren, prüfen wir lieber die charakteristischen Züge der von ihm geschaffenen Ahasverus-Gestalt, die zum Theil oben nicht betont sind, um die Weiterentwickelung der Sage zu ermitteln. Der ewige Wanderer, denn so erscheint er hier, ist gesellschaftlich entschieden sehr heruntergekommen, er ist ganz das Bild des wandernden Juden des Mittelalters geworden: lang und hager, mit über die Schultern herabwallendem Haare, ohne andere Kleidung, trotz des harten Winters, als ein Paar stark ausgefranzter Hosen und einen langen gegürteten Rock, den Kaftan, wie ihn heute noch seine Stammesgenossen im Osten tragen, dabei barfuß. Ferner trägt der Jude einen neuen Namen, er nennt sich Ahasverus. Diese Erfindung spricht gerade nicht für das Geschick des Erzählers, denn jener Name ist im vollsten Sinne des Wortes aufgeschnappt und keineswegs bezeichnend für seinen Träger: er stammt aus dem Persischen und ist im alten Testamente angewandt zur ehrenden Bezeichnung mehrerer persischer Könige, besonders des Xerxes. Die Erklärung ist zweifelhaft: entweder bedeutet es „der glorreiche fürstliche Held", oder, wie Andere wollen: „das Reichsauge". Von dem Kriegsknechte Malchus ist auch nichts übrig geblieben; Ahasverus ist Schuhmacher zu Christi Zeit gewesen, eine Erfindung, über deren Be-

*) „Die Sage vom ewigen Juden." Untersucht von Dr. L. Neubaur. Leipzig 1884. (Das Buch scheint für die streng wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes den Abschluß gebracht zu haben).

deutung uns jede Aufklärung versagt bleibt. Jedenfalls sollte er gegenüber Christus, dem Himmelskönige, in einem möglichst verächtlichen Lichte erscheinen. Daß er vorzüglich bewandert war in der Geschichte des Orients, wie auch das Volksbuch hervorhebt, theilt er mit Carthaphilus; weil er fast bei allen wichtigeren Vorgängen selber anwesend war, mußten seine Aussagen eine große Autorität haben. Ganz neu und hochbedeutsam ist aber ein Zug in der deutschen Erzählung, der das Interesse für dieselbe ungemein steigern mußte. Ahasverus war verheirathet. Er stand mit seinem kleinen Kinde auf dem Arme an der Thür, als Christus vorbeikam, und als der Fluch über ihn gesprochen war, setzte er dieses nieder, verließ Haus und Hof, Weib und Kind, und wanderte fort bis in die Ewigkeit. Das Mitleid des Lesers, der ja in erster Linie ein Bürger in einer deutschen Stadt war, wohl selbst ein begüterter und verheiratheter Handwerker, wurde dadurch ungemein erregt, daß er sich ausmalen konnte, wie nun die verlassene Familie weiter gelebt, wie die Sehnsucht nach dieser den Juden verzehrt habe und er doch wandern mußte, ohne die Seinigen wiedersehen zu dürfen, und wenn ihn endlich sein Verhängniß wieder nach Jerusalem führt, so ist seine Familie „gestorben, verdorben", wie es im Volksliede heißt. Der ewige Jude des Matthäus Paris ist langweilig, wie ein altes Buch, das man aufschlägt, weil man es braucht, der deutsche Ahasver dagegen ist uns vertraut, wie ein geheimnißvoller Freund, der uns ein unerklärliches Grauen einflößt, und den wir dennoch lieb haben. Erhöht wird die Popularität seines Wesens dadurch, daß er keinen Dolmetscher braucht, sondern die Landessprache spricht, wohin er auch kommt, so zu Paul von Eitzen den sächsischen Dialekt. Wenn der anonyme Autor des Buches eine „judenfeindliche Tendenz" bei dessen Abfassung hatte, so tritt diese jedenfalls hinter dem rührenden Eindrucke weit zurück.

Nicht Wunder darf es uns daher nehmen, wenn der deutsche ewige Jude, man verzeihe den Widerspruch, in auffallend kurzer Zeit volksthümlich in allen Ländern Europas wird; die Verbreitung der Druckschriften und das häufige Erscheinen der jüdischen Handelsleute in den großen Märkten des Ostens und Nordens hat freilich auch sehr viel dazu beigetragen. Denn eines ist bei all diesen Wanderungen zu beachten: Als Stationen derselben, an denen der Jude gesehen wurde und sich kurze Zeit aufhielt, lassen sich mit ganz geringen Ausnahmen, an denen vielleicht eine absichtliche Erdichtung schuld ist, überall die großen Handelsstädte nachweisen; auf dem Lande erscheint er nur vorübergehend gegen Abend, um eine Nacht zu rasten oder um einen Trunk zu erbitten. Es ist klar, daß er in einem solchen Falle die nächste Stadt nur nicht mehr erreichen konnte. Dabei hat Ahasver eine Vorliebe für Deutschland, die Niederlande, in Verbindung mit diesen auch für Spanien, ferner für England, Frankreich und einige Plätze Rußlands, also gerade diejenigen Länder, welche im siebzehnten Jahrhundert durch ihre Handelsbeziehungen hervortraten, während er im Südosten Europas und Italien

gar nicht erwähnt wird. Jede neue Ausgabe des Duduläus verzeichnet ein neues Erscheinen desselben, wobei sich hin und wieder kleine Abweichungen zeigen, die aber für die Grundidee von keinem Belang sind. So war Ahasverus im Jahre 1547 wieder in Hamburg und in Danzig, 1564 und 1566 ist er zum dritten Male in Hamburg erkannt worden; 1575 haben ihn Holsteiner in Spanien gesehen und spanisch reden gehört. 1599 hat er in Wien erzählt, er beabsichtige eine große Reise nach dem Osten, dem entsprechend erscheint er 1601—3 in Lübeck, Reval, Krakau und Moskau. 1604 war er in Paris und Beauvais beobachtet, 1610 wieder in Lübeck, 1612 in Tarnowitz in Oberschlesien, 1614 wieder auf einer Tour in Reval, Krakau und Moskau, aber gleichzeitig, nach französischen Berichten, in Fontainebleau. Sehr reichhaltig scheint die Erfindungsgabe der Erzählung nicht gewesen zu sein; häufig veränderte man bei einem Neudruck wohl nur das Jahr, behielt aber die Oertlichkeit bei. 1633 hat der Jude in Stade, wieder auf der Reise nach Hamburg begriffen, dem Gottesdienste beigewohnt. Etwas ausführlicher sind nur zwei Berichte über Ahasvers Auftreten in späterer Zeit: Nämlich in Naumburg wurde er auch einmal in der Kirche gesehen, wann, wird nicht näher angegeben. Auch hier schien er sehr betrübt, schlug sich an die Brust und neigte seinen Kopf auf die rechte Seite, weinte sehr viel und konnte keinen Augenblick still stehen. So faßte man wörtlich das Wandern auf. Als sein Benehmen auffiel, erzählte er dann seine Geschichte und wurde reichlich beschenkt. Als ihn aber am folgenden Tage ein löbliches Consistorium verhören wollte, war er verschwunden. Man sieht daraus, es fanden sich wohl bisweilen Leute, die die Rolle des ewigen Juden als eine ganz einträgliche spielten. Derselbe Bericht, daß der Jude sehr empfänglich für Gaben war, kommt aus den Jahren 1642 und 1742 aus Leipzig. Hier hat man es ebenfalls wohl mit Betrügern zu thun gehabt, denn sonst hat Ahasverus von seinem armenischen Ahnherrn die Dürftigkeit und die Bedürfnißlosigkeit behalten; aber auch in Frankfurt hat er einmal eine Goldmünze mit dem Bilde des Kaisers Tiberius gezeigt. Die zweite ausführliche Mittheilung lautet: Im Jahre 1640 begegneten zwei Bürger, welche in der Gerberstraße in Brüssel wohnten, im Sonienwalde einem alten Mann, dessen Kleider sehr ärmlich und unmodern waren. Beiläufig sei bemerkt, daß die Gerberstraße wohl nicht ohne Absicht genannt ist, denn in mehreren französischen und niederländischen Quellen ist Ahasver ein Gerber, kein Schuhmacher, während im Norden sein Handwerk so unzertrennlich mit ihm verbunden ist, daß er im Dänischen und Schwedischen geradezu „Jerusalems Schuhmacher" heißt. Die Bürger luden ihn ein, mit ihnen in die Herberge zu gehen. Dort trank er im Stehen und erzählte Geschichten, die vor vielen hundert Jahren passirt waren. Daraus erkannten ihn die Bürger als jenen Isaac Laquedem, der unserem Heiland die Ruhe verweigert, und verließen ihn entsetzt. Auffallend ist hier der abweichende Name, den man aus dem Hebräischen erklärt hat: Lakedem

ist der „der Vorwelt Angehörige". Volksthümlich ist derselbe aber nirgends geworden. In England verkehrte Ahasverus im Jahre 1694 in besseren Kreisen, er galt dort auch nicht als Schuhmacher, sondern als ehemaliger Offizier des Synedriums von Jerusalem, hielt Disputationen mit den Professoren der Universitäten, die ihn nicht eines Irrthums überführen konnten, sprach mit einem vornehmen Engländer arabisch, schilderte Mohameds Vater als seinen guten Bekannten, wollte mit angesehen haben, wie Nero Rom anzündete, und hatte mit Saladin und Soliman im Verkehr gestanden. Die Aufgeklärten hielten ihn aber doch für einen Betrüger, schließt der Bericht. In Spanien trägt er den Stempel seiner von der Inquisition gemarterten Glaubensgenossen an sich; er ist nämlich kenntlich an einem flammenden Kreuze auf der Stirn, welches sein Gehirn beständig verbrennt, es wächst aber rasch wieder nach; darüber trägt er bisweilen eine schwarze Binde. Wie oben schon bemerkt, erscheint Ahasverus gar nicht in Italien, denn hier kehrt selbst nach dem ausdrücklichen Bekanntwerden der deutschen Erzählung der alte Buttadaeus immer wieder. Zuallerletzt ist noch eine Angabe zu erwähnen, die den Juden noch heute in Jerusalem verweilen läßt und Berührungen mit der bereis mitgetheilten Sieneser Sage vom Ebreo errante aufweist, und die selbst das Fortleben der alten Legende im 15. Jahrhunderte beweisen würde, wenn nicht der Verdacht vorläge, daß sie erst bei ihrer Herausgabe im 17. absichtlich zurückdatirt ist. Ein Holländer, der im Jahre 1484 eine portugiesische Expedition begleitete, berichtet nämlich unter seinen Reiseerlebnissen, in Jerusalem werde ein Mann gefangen gehalten, der Augenzeuge bei der Kreuzigung des Herrn gewesen sei. Er befand sich hinter neun verschlossenen Thüren; den Schlüssel zur letzten Thüre hatte ein Beamter, der sich durch einen Ducaten bestechen ließ, sie zu öffnen. In einem von vier Pfeilern getragenen Gewölbe stand dort ein Mann, mit Namen Jan Roduyn, völlig nackt, aber ganz behaart und widerlich anzusehen. Er sprach nie etwas, nur am Charfreitage fragte er: „Kommt denn der Mann mit dem Kreuze nicht?" Namen und Einzelheiten dieser Phantasie sind wohl erfunden nach späterer Ueberlieferung. Die Neunzahl ist ebenso willkürlich wie die sieben Nägel, die Ahasverus bei Eugène Sue unter seinen Schuhen hat; sonst ist seine Lieblingszahl 5: er spricht 5 Gebete, besitzt 5 Silberlinge u. s. w.

Ehe nun diese volksbeliebte Gestalt des deutschen Ahasver sich in die Kunstdichtung einbürgerte, wo sie seit Goethe und Schubart bis jetzt heimisch geworden ist, machte sie ihren Einfluß besonders in doppelter Richtung geltend, einmal in den wissenschaftlichen Erörterungen der Gelehrten, wo es sich immer um den Beweis ihrer Existenz handelte, sodann in der mündlich sich fortpflanzenden Sage, im Volksglauben oder Aberglauben, dessen Niederschlag bisweilen ein Volkslied war. Schon die französischen Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts, besonders die Jesuiten, hatten sich ablehnend gegen die Authenticität der Novelle verhalten, eine Fluth von Dissertationen und

Streitschriften erschien aber in Deutschland, die sämmtlich auch eine Entstehungsgeschichte der Sage aufstellen wollten. Dabei entsprach sicherlich am meisten der deutschen Darstellung der Figur, die ja von dem directen Einflusse einer orientalischen Erzählung oder den Grübeleien eines englischen Mönches nichts wußte, die Deutung als Repräsentant des ewig wandelnden heimatlosen jüdischen Volkes. Man berief sich dabei auf eine Stelle im 4. Hymnus des Prudentius gegen die Juden, wo dieser auch in der Einzahl von dem Israelitenvolke sagt, wie es heimatlos umherirre in wechselnder Verbannung, losgerissen von seinem vaterländischen Wohnsitze, und so die Schuld des Mordes Christi büße. Sehr hitzig entbrannte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Streit in Helmstedt, wo ein Universitätsprofessor das Vorhandensein des Ahasver geleugnet hatte. Gegen ihn erhob sich in einer äußerst bitteren Schrift — eine Dame, „die Krügerin", welche alles Ernstes versicherte, 1743 den Juden in einem Dorfe bei Eisleben gesehen zu haben. Er war dort ein kleiner Mann und hatte eisgraue Haare, schneeweißen Bart und sprach nicht, natürlich, „weil er nur hebräisch verstand". Den Unterschied in der Gestalt gegenüber dem Juden des Paulus von Eitzen erklärte die kampflustige Verfasserin sehr geistreich so: „Wenn Sie nun zu erwägen belieben, daß Paulus von Eitzen rühmlichen Andenkens den ewigen Juden im Jahre 1574, ich aber im Jahre 1743 gesehen habe, so ist es ganz begreiflich, daß er in der Zeit um etliche Schuh (!) hat kleiner werden können." Uebrigens erntete die „Krügerin" nur die Anerkennnng, daß man witzelte, sie müsse den ewigen Juden freilich genau kennen, denn sie sei mit ihm verheirathet gewesen, sie sei seine ewige Jüdin. Das Wandern bleibt in allen Erzählungen der am meisten hervorgehobene Zug der Sage, es bekommt dem Aermsten übrigens recht schlecht, wenigstens meldet ein Augsburger Druck vom Jahre 1618: „Seine Füße seind so dick wie Horn ausgewachsen!"

Die mündlich sich fortpflanzende Volkssage hat sich nun fortwährend bemüht, die durch ihre Zeitlosigkeit leicht wesenlos erscheinende, nur mit sehr geringem Einflusse auf die Geschicke der Mitmenschen behaftete Ahasvergestalt näher mit des Volkes eigenthümlichem Leben zu verbinden. Eine Handhabe zu dieser Verbindung bot am leichtesten der Gedanke, daß ein Fluch sich forterbt, daß er ansteckt, wie eine böse Krankheit, daß also die Ankunft des fluchbeladenen Fremdlings auch Unheil bringe. In Norddeutschland zeigt Ahasver namentlich einen Todesfall an in dem Hause, in welchem er erscheint. Wenn er rastet, so geschieht dies mit Vorliebe auf einem Pfluge, der in der Nacht umgekehrt auf dem Felde stehen geblieben ist; dieser wird dann unlenksam und schwer für ein ganzes Jahr. Aber wie kommt der Handwerker zu dem Pfluge? Sollte hier ein zufälliger, in plattdeutschen Gegenden allerdings vorhandener Gleichklang zwischen Fluch und Pflug die Vermittelung gemacht haben oder sollte die Pflugschneide, an deren Stelle auch die Egge genannt wird, zeigen, wie schon sein Lager ihm keine Ruhe verschaffen dürfe? Anderswo schläft er auf einem Steine, jedenfalls niemals

in einem Hause, sondern immer auf freiem Felde. Gewöhnlich wird er als Greis geschildert. Wenn er in einem Hause einkehrt, so setzt er sich doch nicht, sondern genießt seine wenige Nahrung stehend. An einzelne Orte kehrt er periodisch, alle 7 Jahre, zurück. Häufig erzählt er dann den Leuten, wie es früher daselbst ausgesehen habe, wo sie jetzt wohnten, spielt also die Rolle von Rückerts „Chidher, dem ewig jungen". In der Schweiz ist er am häufigsten gesehen worden an zwei Stellen, an der großen von Osten nach Westen gehenden Verkehrsstraße des Rheinthals und an der Furka, dem Uebergangspasse nach Italien. Hier, in der Gegend des Matterhorns, soll einst eine große Stadt gestanden haben, deren Untergang der ewige Jude voraussagte. Schnee und Eis würden an ihre Stelle treten, und so ist es gekommen. In der Schweiz hat der Jude sich auch Stiefeln angeschafft und einen Wanderstab, welche Gegenstände man im vorigen Jahrhundert noch in Bern zeigte, wo er sie zurückgelassen hat, um seinen Weg im Tieflande barfuß wie gewöhnlich fortzusetzen. Neben diesen zahlreichen anekdotenhaften Angaben, die sich leicht vermehren ließen, sang man in den verschiedensten Länder Volkslieder über den ewigen Wanderer; wir besitzen noch eine englische Ballade, zwei bretonische Volkslieder, das eine von 180 Strophen, auch einige deutsche Verse.

In der Kunstpoesie der Gegenwart ist die Ahasverussage seit dem Ende des 18. Jahrhunderts so beliebt geworden, daß Helbig in seiner Abhandlung*) allein 17 poetische Leistungen jeden Genres zum Theil von bedeutendem Umfange aufzählen konnte; welche verschiedene Deutung dabei die Grundidee erfahren hat, mag man dort nachlesen. Es genügt noch ein paar Einzelbeobachtungen herauszuheben: Bekanntlich hat ja unsere Sage eine meisterhaft abschließende dichterische Bearbeitung trotz der vielen Versuche noch nicht erfahren, wie etwa die Faustsage durch Goethe; es scheint das entschieden an dem Wesen der Sage selbst zu liegen, so daß auch voraussichtlich ein solcher Abschluß nie erreicht werden wird, wenn es nicht gelingt, neue bildungsfähige Motive derselben einzufügen. Der Stoff ist und bleibt zu spröde wegen der zu großen Abstractheit des Helden; so lange es also nicht glückt, den ewigen, an und für sich seienden, alles Irdische überdauernden Ahasver mit irdischen und menschlichen Motiven zu verquicken, kann er den Untergang nicht finden. Die in der Quelle vorliegende Schuld des Ahasver zieht eine Strafe nach sich, die sich dichterisch nie als vollstreckt schildern läßt, denn noch kein Dichter hat es unternommen, das jüngste Gericht und den Weltuntergang auf die Bühne zu bringen oder auch nur als Schluß eines Epos zu verwenden. Außerdem wie nebensächlich erschiene bei dieser Katastrophe Ahasver! Endet aber oder gipfelt vielmehr eine Dichtung nicht

*) „Die Sage vom ‚Ewigen Juden', ihre poetische Wandlung und Fortbildung" von Friedrich Helbig. Berlin 1874. (Virchow und Holtzendorff: Gemeinverständl. Vortr. ser. IX. Nr. 196); beiläufig, eine grenzenlos liederlich geschriebene Arbeit.

in dem Untergange des Helden, dessen Schuld sie doch darstellen soll, so verliert dieser eigentlich seine Bedeutung, er wird zur episodischen Figur, und mit Recht hat Hamerling dem ewigen Juden nur diese Rolle zuertheilt. Aber selbst als episodische Figur verändert er sich fortwährend je nach der Phantasie des schaffenden Dichters. Es scheinen drei Möglichkeiten vorhanden zu sein, unter denen die Sage dann aufgefaßt werden kann. Entweder ist Ahasver erfüllt vom tiefem Schmerze über sein unseliges Geschick, neidisch gegen seine Mitmenschen, in stetem Kampf gegen den unabänderlichen höheren Willen; so zeigt er sich bei Schubart wie bei Hamerling, überhaupt bei der weitaus größten Zahl seiner Bearbeiter. Ueberall wird er dann seines Judenthums entkleidet, zum bloßen Sinnbilde des ruhelosen Menschen, denn selbst Mosens Ahasver ist ein Jude nur in Aeußerlichkeiten. Oder Ahasver müßte sich in sein Gegentheil verwandeln, er müßte in frevlem Trotze aus der über ihn verhängten Strafe einen Genuß machen, müßte sich seines Vorzuges gegenüber den andern Sterblichen bewußt werden, und dann wird er zum Gott, oder da er ja von vornherein sich Gott gegenübergestellt hat, zu einem, diesem ebenbürtigen, fast gleichstehenden Teufel. Hier kann dann als consequenter Schluß nur das Weltgericht ihm den Untergang bringen. Diese immerhin großartigere Auffassung als in Ahasver nur den Zweifler zu sehen, hat, soviel wir sehen, noch kein Dichter durchgeführt. Die dritte Möglichkeit ist, daß Ahasver gleichgültig mit souveräner Verachtung auf die Mitmenschen herabsieht, dann wird er in müheloser Weiterentwickelung zum Satiriker. Diese Idee ist einmal versucht worden durchzuführen in einer politischen Satire, einem jetzt seltenen Buche von W. F. Heller: „Briefe des ewigen Juden über die merkwürdigen Begebenheiten seiner Zeit.“ Utopia (Offenbach) 1791—1801. Wie gesagt, alle diese Auffassungen schildern in Ahasver nur den Menschen, nie den Juden. Vom Standpunkte seines Stammes, ausschließlich jüdisch, ist die Sage noch nie behandelt worden, und wie uns scheint, trotzdem neuerdings auch das Gegentheil behauptet ist, mit vollem Rechte, weil das Judenvolk immer ein verachtetes, weltgeschichtlich seit dem Alterthum nie hervortretendes gewesen ist, weil es sich schwer in einem wirklich groß erscheinenden Helden verkörpern läßt.

Unter den hervorragenden Bearbeitungen der Sage in diesem Jahrhundert wollen wir noch zwei namhaft machen, die erste, weil sie zweifellos die vollendetste, die ideenreichste von allen, die andere, weil sie die allerneueste und mindestens ebenfalls gedankenvoll ist. Mit jener deuten wir auf den zehnbändigen Roman „Der ewige Jude“ des französischen Romanciers Eugène Sue, in dem die Titelfigur nur an wenigen bedeutungsvollen Stellen hervortritt und doch durchweg der Träger der eigentlichen Handlung ist. Sue erreicht dies durch die Verwendung von drei Motiven, von denen das erste der deutschen Ahasversage entlehnt ist, während das zweite einer andern ganz selbständigen Legende angehört, das dritte von dem Dichter höchst genial erfunden ist.

Nämlich der Umstand der deutschen Erzählung, daß der ewige Jude eine Familie hatte, ist verwendet worden, um den über ihn verhängten Fluch auch auf diese zu übertragen und dadurch für den Hauptschuldigen selbst eine Frist für seine Erlösung zu beschaffen; denn, wenn der letzte Sprößling seines Stammes, der zuletzt nur noch in den Nachkommen seiner Schwester fortlebt, stirbt, so darf auch er zur Ruhe eingehen. Tragisch ist es aber dabei, daß er selbst fortwährend alles Mögliche aufbieten muß, diese seine Familie zu schützen und zu schirmen, daß er Schmerz darüber empfindet, wenn ihm die Ausübung dieses Schützeramtes unmöglich gemacht wird, denn im entscheidenden Momente packt ihn eine mächtige Schicksalshand und treibt ihn fort, im Sturme fort, und immer wieder fort. Das zweite Motiv, welches Sue sehr geschickt verwerthet, ist die Erdichtung der ewigen Jüdin, die dem Juden beisteht in der Erhaltung seines Stammes, die ihn liebt und sich nach ihm sehnt, und die doch getrennt von ihm ebenso ruhelos wandern muß wie er selbst. Nur alle hundert Jahre in der Charwoche kommen sie zusammen, sonst dürfen sie sich nur sehen durch die Weite der Welträume, sie am Nordpol und er in der Mittagszone oder umgekehrt. Diese ewige Jüdin ist der Sage nach Herodias, die in Liebe zu Johannes dem Täufer entbrannte und, weil sie verschmäht wurde, ihn enthaupten ließ; zur Strafe muß sie auch ewig umherirren und ihre Erlösung soll gleichzeitig mit der ihres Leidensgefährten sich vollziehen. Wahrhaft glänzend ist der dritte der Sage von dem Schriftsteller hinzugefügte Gedanke, wodurch die Strafe des Ahasver in's Grausenhafte gesteigert wird: nicht genug nämlich damit, daß er selbst nicht sterben kann, ist er dazu ausersehen, überall, wohin er kommt, Tod und Schrecken, die Einöde des Leichenfeldes zu verbreiten, denn die Cholera, die gespenstige Gottesgeißel der Menschheit, wandert mit ihm von den Sümpfen Indiens bis zum Eise des Nordpols und auch bis in das volkreiche Paris, wo Ahasvers Angehörige leben. Er durchkostet fortwährend die qualvolle Empfindung des tausendfachen Sterbens um ihn und kann doch selbst den Tod nie finden. Weniger gelungen ist die tendenziöse Betonung des Arbeiter- oder Handwerkerstandes des ewigen Juden gegenüber der Königstochter Herodias in dem ganzen Roman; sie gipfelt in der Schlußmahnung der Letzteren*): „Muth und Hoffnung, mein Bruder! Bedenke, daß nach der Sühne die Verzeihung kommt, nach der Verzeihung der Lohn. Der Herr hat in Dir und Deinen Nachkommen den Handwerksmann getroffen, der bösartig geworden durch Unglück und Ungerechtigkeit, er hat zu Dir gesagt: Fort! . . . Fort! ohne Ruhe und ohne Rast, und Dein Wandern sei vergebens, und jeden Abend, wenn Du Dich auf die harte Erde wirfst, wirst Du nicht näher dem Ziele sein, als Du am Morgen warst, Deinen ewigen Lauf beginnend. . . . . . So auch haben seit den Jahrhunderten unbarmherzige Menschen zu dem

*) Bd. X, p. 317 der deutschen Ausgabe von Theod. Hell. Grimma, 1844—45.

Handwerksmann gesagt: Arbeite! . . . arbeite . . . arbeite ohne Ruhe und Rast, und Deine für Alle fruchtbringende Arbeit wird für Dich allein unfruchtbar sein, und jeden Abend, wenn Du Dich auf die harte Erde wirfst, wirst Du nicht näher daran sein, das Glück und die Ruhe zu erlangen, als Du Tags zuvor warst, wenn Du von Deiner täglichen Arbeit zurückkommst . . . Dein Lohn wird Dir genügt haben, um dieses Leben voll Schmerzen, Entbehrungen und Elend zu erhalten." Der Tod des ewigen Juden zeigt also nach Sue den Beginn der neuen Arbeiteremancipation an.

Gedenken wir schließlich noch der neuesten dichterischen Behandlung der Ahasver-Sage, so zeigt diese in der Auffassung der Persönlichkeit des ewigen Juden keinen speciellen Fortschritt: „Jehovah" von der Königin Elisabeth von Rumänien schildert Ahasverus wieder philosophisch als Typus des Unglaubens, des ewigen Zweifels. Er sucht überall Gott, ohne ihn je finden zu können.

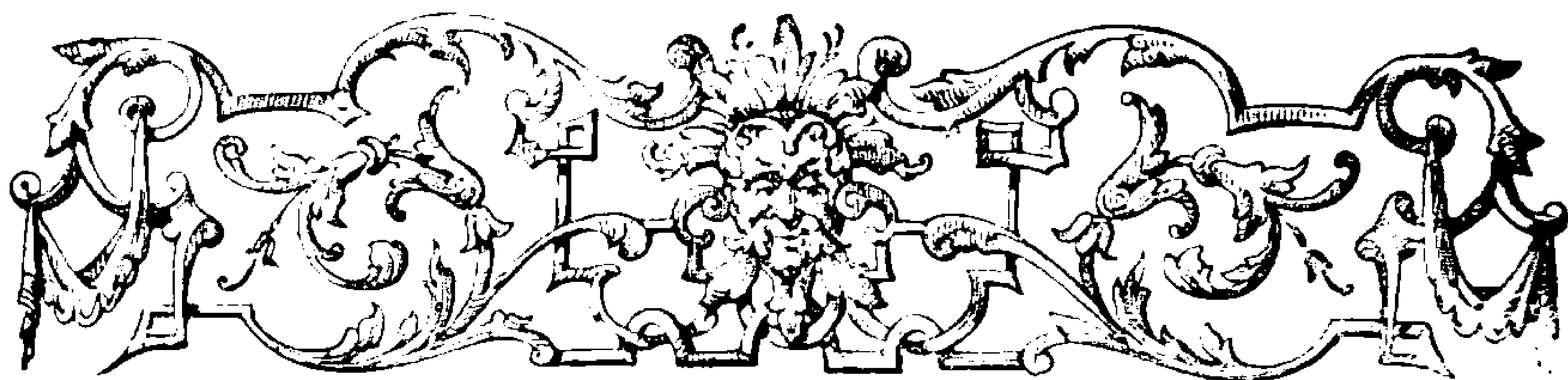
„Ein ewig Einerlei der Weltbau, werth
Des Leidens nicht, des Zweifels, noch des Seins."

Allüberall stößt er nur auf die Kleinlichkeit, die Nichtigkeit und Werthlosigkeit des Erdenlebens und, da er dem Gotte, an den er glauben will, solche nicht zutraut, kann er nie zum Glauben kommen. Wenn er nur einmal vor einem Gegenstande sich beugen könnte, das Haupt neigen und sprechen:

„Ja, Du bist Gott!
Ich erkenne Deine Gewalt! So dürfte ich sterben."

Aber immer vergeblich bleibt sein Suchen; er sucht Gott am Nil und am Ganges, in endlosen Wanderungen, in der Schlacht und im Seesturm in der Sucht nach dem Golde und auf dem Königsthrone, in der alten und in der neuen Welt, im Schaffen des Künstlers und in der Liebe des Weibes, bis er schließlich den erlösenden Tod findet durch die Erkenntnis:

Im Werden, da ist Gott,
Gott ist ewig Werden!
Was bin ich denn, daß ich Wohlthat
Begehre? Ich will nur anbeten
Gott; denn Er ist gut!
Ich will nun die Augen schließen, in die Grube legen
Mein Haupt,
Da ich Gott geschaut von Angesicht!
Ich will schmecken, wie süß der Tod ist!
Ich will vergehn, wie Herbstlaub vor
Schwellenden Knospen!
Preis Dir, Jehovah!
Und sank in duft'ge Blumen, wie ein Reis,
Das hin der Wind geschüttelt, und verschied.



Jacopone von Todi.

Novelle

von

Frieda Port.

— München. —



Zweiundfünfzig Jahre nachdem Mosca am Buondelmonte um einer verlassenen Braut willen den Mord verübt hatte,

„ob deß dann Tuscien die Partei'n durchtobten,"

am Jahrestag dieses Ereignisses, zu Ostern 1267, verließen die Ghibellinen Florenz, das die Welfen unter dem Schutz Carls von Anjou, des Siegers von Benevent, nun behaupteten. Und da dieser finstere Tyrann sich darauf zum Podestà von Florenz machte und alle Nachbarstädte aus Furcht vor seiner Feindschaft ihm huldigten, wurde es den Vertriebenen schwer, eine Zuflucht zu finden.

Eine große Anzahl edler Familien wandte sich nach Todi, das, auf seine wohlbefestigte Macht trotzend, weder dem fremdländischen Herrscher, noch dem Papste Gehorsam leistete.

Aber auch die Bevölkerung dieser Stadt war vorwiegend welfisch, und der ghibellinisch gesinnte Adel mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um im kleinen Rath (der große war ganz demokratisch) eine ebenbürtige Stellung zu behaupten, besonders aber in der Credenza, welche nur aus wenigen Männern bestand und über alle Angelegenheiten berieth, ehe dieselben den beiden anderen Consilien vorgelegt wurden.

Die vornehmste Stütze der Ghibellinen, ja die einflußreichste Stimme der ganzen Credenza war der Stiftsherr Benvenuto di Montemezzo, da derselbe auch bei seinen Gegnern und im ganzen Volke beliebt war, denn er

gewann die Herzen durch ansehnliche und schöne Wohlthaten und ragte durch Einsicht und Thatkraft so sehr hervor, daß man der Erfahrung gemäß am besten fuhr, wenn man seinem Rathe folgte, und man erzählte sich überdieß von ihm die wundersamsten Dinge, welche die Phantasie der Todiner erdichtet hatte.

Als indeß ein Gesandter jener florentinischen Verbannten in Todi erschien und sein Gesuch um Aufnahme vortrug, da entspann sich alsbald der bitterste Streit im Rathe, da diese Aufnahme den Ghibellinen ebenso erwünscht war, als sie den Welfen gefährlich schien.

Die Aufregung, welche das Ereigniß hervorrief, ließ sich nicht lange auf wenige Gemüther beschränken, sie ergriff, man wußte kaum zu sagen wie, am folgenden Tag schon eine große Menge und, ehe eine Woche verfloß, die ganze Stadt.

Die Glieder der Parteien schlossen sich zum Kampf aneinander; die Kriegsglocken läuteten Tag und Nacht; es wurden Thürme in den Straßen gebaut, und ein blutiger Bürgerkrieg begann.

Die Ghibellinen wurden von Benvenuto befehligt.

Nach langen Anstrengungen gelang es ihnen, ein Thor zu erobern, durch welches dann die Florentiner, die, auf eine Botschaft hin, kampfgerüstet vor der Stadt lagen, eindrangen.

Nachdem dies gelungen war, konnte es den Ghibellinen nicht mehr schwer werden, die Oberhand zu gewinnen.

Antonio Cavalcanti, der an der Spitze der Florentiner stand und weder kriegstüchtig noch durch persönlichen Muth ausgezeichnet war, wußte seine Aufgabe in die Hände Benvenutos zu legen, ohne doch seiner Autorität offenbar zu entsagen, wobei ihm eine Nachsicht, welche Benvenuto gegen die menschlichen Schwächen hegte, zu Hülfe kam.

Der Sieg wurde, nun in wenigen Tagen erstritten, und die Ueberwundenen verließen mit ihren Weibern und Kindern, soweit dieselben nicht der Grausamkeit der Feinde während des Kampfes erlegen waren, in großen Schaaren ihre Vaterstadt, während die Familien der exilirten Florentiner in dieselbe einzogen.

So war aus dem welfischen mit einem Schlage ein ghibellinisches Todi geworden und bestand als solches schon über zwanzig Jahre, als es wieder von dem revolutionären Geist des Jahrhunderts erfaßt werden sollte.

Die höchste Gewalt lag nach der Verfassung Todis in den Händen zweier Männer. Der eine war der Capitano, und als solchen wählten sie fast alljährlich Benvenuto, der andere war ein Podestà, welcher hier wie in andern Städten von auswärts kommen und jedes Jahr wechseln mußte. Diese letztere Stelle war seit Jahren von einer Reihe unbefähigter Männer besetzt gewesen, deshalb machte Benvenuto, der deß müde war, den Vorschlag, daß man den Florentiner Monaldo wählen und sich als Stellver-

treter desselben den Rechtsgelehrten Jacopone ausbitten sollte, da man wußte, daß Monaldo selbst das Amt nicht in die Hand nehmen würde.

Durch diesen Winkelzug war das Gesetz zu umgehen, nach welchem nirgends ein Einheimischer Podestà werden durfte; denn Jacopone war in Todi geboren.

Die Wahl war auf ihn gefallen, weil er sich eben in jenen Tagen durch eine glänzende That hervorgethan hatte.

Pistoja war durch seinen Muth und seine Klugheit gerettet worden, während er nur zufällig in dieser Stadt weilte.

Der Capitän von Pistoja hatte nämlich eine Gesandtschaft an den Papst übernommen, und während dessen hatten die florentinischen Welfen im Einverständniß mit einigen Familien der Stadt, die ihnen ein Thor öffneten, den Versuch gemacht, Pistoja zu nehmen. 300 Reiter und 600 Fußsoldaten drangen ein und stürmten auf die Piazza. Da übernahm Jacopone, der allgemeinen Verwirrung mit einem kühnen Entschluß abhelfend, das Amt des unfähigen Stellvertreters, und die Hälfte der Feinde wurde getödtet, die andern entflohen.

Die Pistojeser wollten auf dies Ereigniß hin ihren Capitän verjagen und Jacopone an seine Stelle setzen, ihn aber verlangte nicht nach dieser Ehre, sondern er ging nach Florenz zurück, woher er gekommen war.

Um so mehr dachten ihn nun die Todiner mit großen Ehren zu empfangen, da er dem Rufe seiner Vaterstadt bereitwillig folgte.

Antonio, dessen Haus immer zu fröhlichen Gelagen offen stand, lud ihn am Tage seiner Ankunft zu Gast und versammelte zugleich alle vornehmen Ghibellinen um sich, aber er forderte nicht minder einen heimlichen Welfen, Simone von Siena, zum Kommen auf. Diesem letzteren wollte er vor Augen führen, daß für die ehemaligen Herren der Stadt jetzt so wenig als je seit ihrer Besiegung zu hoffen war. Denn es wurden seit einiger Zeit Zusammenkünfte der Welfen gehalten und man sprach von einer Verschwörung derselben gegen die bestehende Ordnung.

Als junger schlanker Mann und kaum vermählt, war Antonio in Todi eingezogen, nun war er überstattlich geworden, und obwohl er manchmal beim Weine, wenn er an die Vergangenheit und Florenz dachte, über das schwere Loos der Verbannung redend, sich selbst zu Thränen rührte, so sprach doch in der Stunde, da wir ihn einsam in seinem Garten finden, das ungetrübteste Behagen aus seinem runden, bartumrahmten Gesicht und lauter Lebenslust aus seinen braunen Augen.

Auf einen Marmortisch gelehnt, der auf der obersten Terrasse seines Gartens stand (ein Zeuge vieler vergangener Feste), schaute er mit einem hochmüthigen Zurückwerfen des Kopfes auf die stolzen Marmorstufen, welche zu den beiden tieferliegenden Terrassen führten, auf den Mosaikboden, auf welchem er stand, und bei dessen Herstellung er selber geholfen hatte, auf sein hohes und festes Haus; dann schweifte sein Blick mit sich veränderndem

Ausdruck, als ob er beim Betrachten dessen, was die Natur ihm hervorbrachte, demüthiger und besser würde, über die üppig blühenden, weißen und rothen Rosen und über die dunklen Lorbeerbäume, welche zwischen denselben emporragten und an allen Zweigen von hellen jungen Blättern gekrönt waren, denn es war Frühling.

Da kam Speronella, Antonios Gattin, die Stufen herauf. Sie kehrte schon aus der Kirche zurück, obwohl es noch früher Morgen war. Antonio ließ sie nahe kommen, und sie rief ihm schon von den Stufen die Frage zu:

„Wollen wir unsere Gäste im Freien bewirthen?"

„Gewiß!" antwortete er, „und nimm unsere kostbarsten Becher und Schalen, daß Monaldo, der auch mitgekommen ist, uns seinen Stellvertreter zu empfehlen, den Florentinern sagen kann, wie viel Reichthum und seltenen Besitz wir in unser Exil retteten. Wahrlich, ich freue mich noch heute meiner Klugheit, daß wir alles nach Bologna zu meinem Oheim flüchteten, noch ehe ein Feind daran dachte, daß wir die Gefahr wittern könnten."

„Hast du Simone gebeten, daß er mit der Laute komme und heute singe?" fragte Speronella.

„Den Heuchler? ja," entgegnete ihr Gatte.

„Mag sein," fuhr jene fort, „daß deine Behauptungen über ihn gerecht sind und daß er wirklich ein Welfe und ein Spion in unserm Hause ist; aber ein Mahl ohne Gesang ist träge, wo das Lied fehlt, da fehlt auch die Lust."

„Sagtest du Serafinen, daß ich ihre Anwesenheit unter den Gästen wünsche?" fragte Antonio.

„Ist nicht Benvenuto am Tisch," fuhr ihm Speronella in die Rede, „wie würde sie da zurückbleiben? Wer weiß, ob sie sich nicht ihm zu Gefallen sogar putzen mag. Es fällt mir nämlich ein, daß ich ihr das Kleid, welches Du für sie kauftest, noch nicht gab, da sie gegen all' diese Dinge stets so gleichgültig ist."

„Ah, sie ist nicht von so vielen Worten wie du," entgegnete Antonio und begann vor seiner Frau, die sich auf die Bank niedergelassen hatte, auf und ab zu gehen. „Warum sollte sie Schmuck und Putz nicht lieben, da sie doch ein Weib ist!"

„Wie oft hast du selbst das Gegentheil von ihr behauptet!" rief Speronella, die um so hitziger wurde, je ruhiger sich ihr Gatte zu sprechen bemühte. „Es ist dir nur darum zu thun, in allen Dingen mir entgegen zu sein und mich gleichsam immer im Zaum zu halten. Desto freier lässest du deine Tochter nach ihrem Willen schalten, und sie hat im Leben nichts verlangt, was ihr nicht in Erfüllung gegangen wäre. Seit den ersten Tagen unserer Ansiedelung in dieser Stadt war dir Benvenuto ein unbequemer Mann und du miedest ihn, wo du nur konntest. Da wuchs Serafine heran und sie sagte: ‚Gieb mir Benvenuto zum Lehrer.' Gingst du nicht, du selbst zu demselben Benvenuto, von dem du allzeit behauptet hattest er sei der hochmüthigste Mensch, er passe nicht zu dir? Nun batest du

ihn, er möge Deinem Kinde willfahren, und seitdem ist er unser Gast, so oft er sich dazu herabläßt, deine Aufforderung anzunehmen, obwohl er unser Vergnügen stört und wie ein Sittenrichter in jedem Feste sitzt, daß alle im Bann zu sein scheinen."

„Dieser Bann ist dir heilsam," sprach nun Antonio, seinerseits erzürnt über die lose Zunge seiner Frau. „Sind wir ihm etwa nicht zu Dank verpflichtet, daß es ihm nicht zu gering war, den Geist unserer jungen Tochter zu bilden, daß er, dem so viel wichtige Geschäfte obliegen, ohne Zaudern und als ob es sich von selbst verstände, ihre Erziehung in die Hand nahm? Darüber darf ich füglich vergessen, was mir an ihm nicht bequem ist.

„Freilich fange ich nun an, seinen Einfluß für schädlich zu halten, denn ich wünschte, daß Serafine mehr Freude an der Welt hätte, anstatt sich den ernsten Beschäftigungen der Männer hinzugeben und dessen kein Ende zu finden. Es will mir oft scheinen, als versäumte sie in der Jugend ihr Leben und könne das nicht mehr nachholen, wenn sie endlich zur Einsicht gelangt. Jacopone —" wollte Antonio noch fortfahren, doch brach er nach diesem ersten Worte ab, als ob es ihn gereue.

Dann schickten sich die beiden Gatten an in's Haus zu gehen. Antonio dachte schweigend, was wohl Jacopone für einen Eindruck auf seine Tochter machen werde, daran knüpfte dann seine Phantasie eine kurze Geschichte, deren Ende ihn befriedigen mußte, denn er trat lächelnd ins Haus, ebenso seine Gattin, welche sich im Voraus freute, Jacopone über ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit erstaunen zu sehen, denn sie war es von jeher und schon lange gewohnt, den Männern zu gefallen.

Während ihre Eltern sich so unterhielten, saß Serafine einsam und glücklich im obersten Gemache des Hauses, welches ihre Eltern für sie eingerichtet hatten. Ihre Kammer selbst war klein, aber man trat aus derselben in eine Loggia, von welcher aus man in den Garten und über die ganze Stadt schauen konnte, denn Antonios Haus war eines der höchst gelegenen, und Todi ist wie Orvieto den Berg hinan gebaut.

An der Thüre, welche aus dem Zimmer in die Loggia führte, stand ein Spiegel aus einer Silberplatte, welche zwischen zwei zierlichen Ständern hing, von gleicher Höhe mit Serafinens Gestalt und für sie verfertigt. Sie aber saß auf einer Truhe, die eine Ecke in der Tiefe des Gemaches einnahm und mit einem Pelze bedeckt war. Sie hielt ein Pergament in der Hand, auf welchem mit kräftigen Schriftzügen die Canzone Dantes: „Ihr Frau'n, die Ihr der Liebe kundig seid," geschrieben stand, und las mit lauter Stimme:

> Drum jede Frau, die edel will erscheinen,
> Such' ihren Umgang, doch wer schuldbedrückt
> Ihr wagt zu nahn, der zittre und erbleiche,
> Da Böses nicht bestehn kann vor der Reinen:
> Wer sie erblickt, der muß zu sterben meinen.

Dann sann sie eine Weile vor sich hin, und ein Ausdruck des Zornes legte sich auf ihre milden, fast zu weichen Züge. „Die Hartherzige!“ rief sie aus. Und sie legte das beschriebene Blatt weg, ging an den Tisch, der bei den Fenstern stand, und schrieb auf ein anderes:

Wie innig muß, wie muß in tausend Liedern
Dir deine Liebe eine Frau erwidern,
Die du erhoben hast zu solchem Ruhm!
Wie muß sie glühend deine Hand erfassen —

Da öffnete sich die Thüre, und Benvenuto trat ein.

Serafine wandte sich und eilte ihm mit einem jubelnden: „Ihr seid's!“ entgegen. Er gab ihr die Hand und sie ging mit ihm zu der Truhe, nahm das Blatt, das sie dorthin gelegt hatte, wieder auf und sprach: „Ihr seht mich noch in die Canzone vertieft, die Ihr mir gestern schenktet, und, wie Euch meine eigenen Verse sagen können (sie holte dieselben vom Tische), zürne ich über Beatrice, die, wie es mir scheint, gegen einen Mann, der Euch gleichen muß, kalt und herzlos ist.“

„Es ist sehr gütig von dir,“ scherzte Benvenuto, „mich, der ich an der Schwelle des Alters stehe, mit dem Jüngling Alighieri zu vergleichen.“

„Von allem, was an der Jugend schön ist, fehlt Euch nichts,“ erwiderte das Mädchen.

Benvenuto hatte unterdessen die Verse gelesen und sagte mit einem Lächeln: Hätte der Dichter diese Antwort von seiner Herrin vernommen, es müßte ihn beglückt haben.“

„Sagt, ist Beatrice nicht grausam?“ rief Serafine wieder.

„Vielleicht war sie vermählt,“ antwortete Benvenuto.

„Und weshalb wäre das ein Grund, daß sie ihr Herz einem Manne, der sie so herrlich liebt, verschließen müßte?“ sagte das Mädchen, und ihre großen bläulichgrauen Augen glänzten vor Erregung. „Ich besann mich oft über diese Dinge, und ich kann nicht begreifen, wie man ein so enges Herz, eine so armselige Liebe haben kann, daß man gleichsam am Ende seines Schicksals angelangt ist, sobald man nur einen einzigen Menschen liebgewann, daß man sich von Stund' an gegen alle Welt verschließen muß! Will Alighieri sie denn zur Frau haben? Ist nicht das die allerschönste Liebe, welche rein vom Irdischen und Alltäglichen bleibt ohne Anfang und ohne Ende? Es offenbart sich aus jedem Wort Alighieris, daß er eben diese himmlische Liebe meine. Ich erkenne dieselbe genau, denn ich habe das alles in meinem eigenen Herzen erlebt.“

„Wenn aber eine himmlische Liebe uns irdischen Menschen nicht möglich bleibt, so hätte Beatrice Recht gehabt,“ sprach Benvenuto und sah seiner Schülerin voll in die Augen, die sie nicht niederschlug.

„Wie sollte sie unmöglich sein?“ fragte Serafine. „Ich hasse und fürchte den Gedanken, daß ich mich jemals vermählen könnte; wenn ich aber

ungeliebt sterben müßte, wenn mein Leben im Sand verrinnen müßte — o dann beend' es Gott, noch eh' es ausgeglänzt!"

„Du bist eine Schwärmerin," sprach Benvenuto, doch legte sich ein Ausdruck von Freude und weicher Empfindung auf sein Gesicht. Es war ihm, als empfange er viel von diesem Kinde. Wie Serafine die Wirklichkeit noch kaum zu kennen schien, weil sie an deren Macht nicht glaubte, so konnte er aller Sorgen und Lasten, aller Verantwortung, welche dieselbe auf sein Haupt legte, in diesem kleinen Gemach, in welchem Serafinens Geist auch über ihn kam, vergessen. Er ergriff die Hand seiner Schülerin und fragte sie, ob sie denn wisse, daß Beatrice Portinari gestorben sei? Dann wiederholte er viele von Dantes Worten von der Demuth, Lieblichkeit und Bescheidenheit, von der Tugend seiner Geliebten und fragte sie, ob sie denn alles das für Lüge halte, oder ob sie glaube, man könne einen solchen Glanz der Reinheit über einen Menschen verbreiten, wenn diese Glorie nicht aus seinem Innern hervorstrahle?

Seine eindringlichen Worte beschämten Serafine, und sie klagte sich mit einem Uebermaß von Selbstvorwürfen an, daß sie eine Frau, die ihr Vorbild sein konnte, so schnell beschuldigt hatte; und dann, als ob sie für diese Heftigkeit eine neue Strafe aus Benvenutos ruhigem Wesen lese, seufzte sie: „Ach, wann werde ich die Tugend üben lernen, ohne daß Ihr mich leitet?"

„Mein theures Kind," sprach Benvenuto, „über wen hätte ich so viel Freude gehabt als über dich, und so jung du bist, möchte ich dir um deines reinen Sinnes willen mehr als jedem anderen Menschen vertrauen, mehr als mir selber." Und er erhob sich, um zu gehen.

„Geht noch nicht," bat das Mädchen, „ich muß Euch noch so Vieles sagen! Und doch — ich sollte mich begnügen, denn Ihr laßt, so oft Ihr nur in meine Kammer tretet, eine Welt von Reichthum darin zurück. Ich kann stundenlang Euren Worten, ja jeder Eurer Mienen und Geberden nachsinnen."

Benvenuto hatte sich wieder niedergelassen, und Serafine setzte sich ihm zu Füßen auf den Teppich, der über den Boden gebreitet lag, nahm seine Hand und sagte in einem ruhigen, einfachen Tone, aus dem man die ganze Innigkeit ihrer Seele vernehmen konnte: „Ich liebe Euch."

In diesem Augenblick, sei es in Erinnerung an die Welt draußen, sei es durch dieses Wort Serafinens, die alle Hingebung ihres Herzens gegen ihn ausströmen wollte, veränderte sich Benvenutos Gesicht und nahm den Ausdruck an, der ihm gewöhnlich war.

Unter einer mächtigen Stirn blickten seine großen, etwas tieferliegenden Augen schwermüthig auf Serafine herab, die Züge, welche, wie es schien, ein großer Gram in seine Wangen gegraben hatte, vertieften sich, doch sein Mund drückte Strenge und Thatkraft aus.

Serafine glaubte, er habe ihre Worte nicht gehört und wie sie ihn ansah, dachte sie: Wie schwer muß das Leben sein, da dieser Eine, der hoch über Allen steht, sein Haupt nicht frei und unbedrückt erheben kann! Wie hatte sie sich den Muth nehmen können, zu diesem Unnahbaren zu sagen: „Ich liebe dich!"

„Du weißt nicht, was du sagst," antwortete jetzt Benvenuto. „Wenn du es wüßtest, so müßte ich dich vor dir selber warnen!"

Mit dem ersten Wort war seine milde und freundliche Miene wiedergekehrt. Er strich Serafine über ihre reichen röthlichen Locken, als müßte er ihr seine Worte abbitten.

Von dieser Liebkosung beseligt, rief Serafine: „Ich möchte für Euch sterben dürfen!" aber Benvenuto antwortete fast rauh, sie solle ein solches Wort nie wieder sagen, es liege ein Frevel darinnen.

Es war ihm nämlich ganz plötzlich und lebendig ein Bild vor Augen getreten, als ob sie wirklich todt zu seinen Füßen läge. Auch bat er sie, wie er schon oft vergeblich gethan, von der Gewohnheit zu lassen, daß sie sich nie neben ihn, sondern immer etwas tiefer, als er saß, setzte, reichte ihr beide Hände, schüttelte kräftig die ihrigen und erhob sich mit ihr zugleich.

„Leb wohl, liebste Serafine," sagte er, „wir sehen uns ja heute noch einmal und lernen die Florentiner kennen!" Dann verließ er sie.

Serafine besann sich noch immer, ob Benvenuto sie je vorher schon carissima genannt hätte, als sie durch eine Dienerin zu ihrer Mutter gerufen wurde. Sie riß sich mit einem ungeduldigen Athemzug von ihren schönen Träumen los, und die Stiegen langsam hinabgehend, dachte sie mit peinlicher Erwartung des bevorstehenden Mahles.

Die Liebe zu ihren Eltern bereitete ihr vielen Kummer und am meisten, wenn sie die Leichtlebigkeit derselben mit dem Ernste Benvenutos verglich. Antonio setzte sich nicht selten, wenn er sich inmitten eines fröhlichen Kreises befand, dem spöttischen Lächeln der Andern aus, und Speronellas Gefallsucht war so sprichwörtlich geworden, daß die Scherze über sie sogar schon zu den Ohren ihrer Tochter gekommen waren. In ängstigenden Träumen hatte Serafine erlebt, daß sie ihren Vater in irgend einer lächerlichen Gestalt an einem Hause auf dem Marktplatz Todis gemalt gesehen, denn diese Art öffentlicher Verhöhnung war damals im Schwange.

Von solchen Gedanken begleitet kam sie in das Zimmer ihrer Mutter, welche ein Kleid in der Hand hielt und der Eintretenden zurief: „Sieh, was wir für dich ausgewählt haben! Mit Weiß und Gold, schöner als die Lilien sollst du dich heute schmücken und dich unseren Gästen freundlich zeigen! Aber höre wohl! nicht dem Benvenuto allein, sondern vor Allem den beiden Fremden."

Die in diesem Augenblick unverdiente Freundlichkeit verwirrte Serafinen, sie suchte sich aber so gut als möglich zu fassen und bewunderte die goldenen

Ränder des feinen Linnens und den kostbaren Gürtel; dann dankte sie ihrer Mutter mit herzlichen Worten und küßte die Gütige.

Im selben Augenblick rief Antonio aus dem Garten herauf: „Nun, wie gefällt es ihr?"

Serafine trat ans Fenster und fragte: „Soll ich denn so glänzend erscheinen, anstatt mich bescheiden zu zeigen?"

„Mach dir nicht so viel unnütze Gedanken!" entgegnete ihr Vater in vergnügtem Tone, „und wenn wir heute sündigen, so bitt für uns, heilige Serafine!"

Dann entfernte er sich und sang ein fröhliches Lied.

Alle Gäste waren schon versammelt, als Monaldo zugleich mit Benvenuto und Jacopone in den Empfangssaal trat.

Von dem Podestà, der nach allgemeiner Sitte in grelle Farben gekleidet war, und so auch von den übrigen Gästen mit Ausnahme Benvenutos, der das violette Gewand seines Ordens und ein mit Grauwerk verbrämtes Barett trug, stach der junge Stellvertreter in merkwürdiger Weise ab.

Er trug einen schwarzen Sammtmantel und unter demselben ein Gewand aus schwarzer Seide. Sein hoher, in eine Spitze endender Hut war reich mit Pfauenfedern geschmückt, und die Almosentasche an seiner Seite war gleichfalls von grünlich schimmerndem Blau und mit mattglänzenden Perlen bestickt. Nur der Gürtel, an welchem sein Schwert hing, glänzte von Gold und hob die düstere Pracht, in welche der von Jugend strahlende Jacopone gehüllt war.

Antonio und Speronella gingen ihren Gästen entgegen, zuletzt Serafine.

Als sie Jacopone sah, an welchem ihr sogleich eine vollkommene Sicherheit und Weltgewandtheit auffiel, empfand sie, daß sie selbst nicht von leichter Beweglichkeit sei (sie war groß, doch nicht schlank genug), und diese Empfindung prägte sich ohne ihr Wissen in einem fast schmerzlichen Lächeln auf ihrem Gesichte aus. Doch bemühte sie sich, ihre Befangenheit zu verbergen, und reichte ihre Hand vor allem ihrem geliebten Lehrer.

Die Worte, mit welchen Jacopone sie begrüßte, sowie der Ton, in welchem er es that, mißfielen ihr, doch bemühte sie sich, ihm mit derselben glatten und gedankenlosen Liebenswürdigkeit zu antworten.

An der Tafel, zu welcher man sich bald begab, war Jacopones Platz neben Serafine, deren Augen jedoch oft auf Benvenuto ruhten, der in ziemlicher Entfernung von ihr saß.

Auf die Fragen ihres Nachbarn gab sie freundliche, doch kurze und zuweilen zerstreute Antwort, wie er auf die Fragen Speronellas, die sich höchlich um ihn bemühte. Serafine zu fesseln wollte ihm durchaus nicht gelingen, und weil es ihm ungewohnt war, unbeachtet zu bleiben, bemühte er sich nur um so mehr, ihre Aufmerksamkeit von Benvenuto, an dessen Gesprächen sie soviel Antheil nahm, abzulenken.

Die allgemeine Unterhaltung war bald auf das Gebiet der Politik

gelenkt, man knüpfte an die Zeit an, in welcher Antonio und die meisten der Gäste aus Florenz ausgewandert waren, und gedachte in langen Erörterungen und ausführlichen Schilderungen der hoffnungsreichen Zeit, in welcher der Zug Conradins vorbereitet worden war. Man sprach von der Unerforschlichkeit und Unbeugsamkeit der göttlichen Entschlüsse, nach welchen der letzte Hohenstaufe habe fallen müssen, obwohl damals alles auf seinen Sieg gedeutet hatte.

„Was das unerforschliche Eingreifen Gottes betrifft," fiel Einer ein, „so giebt es dafür kein erschütternderes Beispiel, als das des Königs Enzio, als sein Freund Asinelli ihn endlich aus der zwanzigjährigen und grausamen Gefangenschaft in Bologna retten wollte. In einem Faß verborgen ist er schon glücklich an allen Wachen und Thoren vorbeigetragen, da im letzten Augenblick sieht ein Soldat, daß eine von Enzios berühmten goldenen Locken aus dem Fasse hervorhängt, und die Flucht ist mißlungen!"

„Und das ist der Gott, an den sie glauben," sagte Jacopone zu Serafine gewendet, „ein Gott, der die Flucht eines Unschuldigen gelingen läßt, um ihn dann noch im letzten Augenblick in doppeltes Elend zu stürzen — durch einen Zufall, der so dumm ist, daß man wahnsinnig werden möchte, wenn von ihm ein Menschenschicksal abhängen kann!"

„Es ist nicht zu ertragen!" rief Serafine.

„Wer das Schicksal des Einzelnen, sowie sein eigenes nicht dem Großen, der ganzen sich immer fortentwickelnden Menschheit opfern kann, der wird Gott nie verstehen, nicht einmal so weit, um an seine Existenz glauben zu können," sprach Benvenuto.

„O, und er war so schön!" schluchzte Speronella.

„Laßt uns um die Leiden der Gestorbenen nicht zu lange klagen!" rief Antonio mit bewegter Stimme und forderte seine Gäste auf, dem Weine zuzusprechen.

Dann kam man auf den Kaiser Rudolf von Habsburg, und alle machten es ihm zum bitteren Vorwurf, daß er nicht über die Alpen herüberkäme, die Perle seines Reiches zu sehen und das Heil des Friedens nach Italien zu bringen.

Jacopone hörte diesen Klagen nicht lange zu, sondern rief, obwohl er allein anderer Meinung schien, als alle: „Jede Fremdherrschaft ist eine Schmach, und Todi hat doch wohl gezeigt, daß unsere Städte ohne Kaiser und Papst frei und kräftig dastehen könnten!"

„Wie wäre das Fremdherrschaft," entgegnete ihm Benvenuto, „wenn wir unter dem kaiserlichen Adler leben, unter welchem die ganze Welt ein einziges Reich werden soll, das ohne verderblichen Krieg im Innern der Städte und Länder sich über den Erdboden verbreitet? Wer möchte den jetzigen Zustand Italiens preisen! Und wenn Rudolf so ganz ein Barbar und ein Deutscher ist, daß er seinen Fuß nicht in unser gesegnetes Land setzen wollte, so ist er ein Greis, und die Zeit vielleicht nicht fern, da sein

Nachfolger unsere langgehegten Hoffnungen erfüllt. Todi wird dann glücklich sein, denn in unseren Mauern hat sich Niemand zum Herrscher aufgeworfen."

Jacopone athmete hastig vor Erregung, so daß Serafine befremdet ihre Augen auf ihn richtete. Er hatte aus einem Blick Benvenutos gesehen, daß Derjenige, mit welchem er von nun an seine Macht theilen sollte, allein zu herrschen gewohnt war.

Da aber Simone von Siena auf Antonios Wunsch ein ghibellinisches Lied zur Laute sang, mußten Beide ihr Gespräch unterbrechen.

Als der Gesang beendet war, sprach Monaldo zu Benvenuto: „Ihr erinnert mich an den Tag, an welchem ich Kaiser Rudolf sah und mit ihm redete, und es ist kein Zweifel, daß er mir von Euch erzählte, obwohl ich Euren Namen nicht vom Kaiser hörte, denn er war ihm entfallen. Ich war als Abgesandter der Ghibellinen meiner Vaterstadt zu ihm gekommen, und meine Vorstellungen und Bitten bewogen ihn, zu überlegen, was etwa zu Gunsten seiner Anhänger in Florenz geschehen könnte.

„‚Ein ghibellinischer Priester,‘ sagte er, ‚vermöchte wohl am meisten, wenn er mit vorzüglichen Gaben und vor allem mit dem Talent, über die Menschen zu herrschen und sie für seine Ueberzeugung zu gewinnen, ausgestattet wäre.‘ Ihr wißt, er hält viel von den Priestern, und will's mit dem Papst nicht verderben. Dann fuhr er aber fort, er könne einen Gesandten nicht vergessen, der einst aus Todi zu ihm gekommen sei: mit der Energie *seiner* Rede müßte der, welcher hier etwas ausrichten wollte, begabt sein."

„Und wie wißt Ihr nun, daß er von Messer Benvenuto sprach, der doch kein Priester ist?" fragte Jacopone.

„Wenn es mir nicht zur Gewißheit würde, während ich ihn reden höre, so wäre ich auch durch ein äußeres Zeichen darauf gekommen," antwortete Monaldo. „Kaiser Rudolf wandte sich nämlich an einen seiner Hofleute und fragte ihn: „Wie heißt doch jener Stiftsherr von Todi? Er hat ein Haar, wie eine Löwenmähne."

Benvenuto lachte und strich sich eine breite, dichte Locke, die immer wieder auf seine Stirn zurückfiel, aus dem Gesicht.

Nun wurden so leckere Gerichte aufgetragen, daß sogar die Florentiner staunen mußten, und die Todiner priesen vor ihnen die Tafel Antonios, welche allzeit wie die eines Fürsten besetzt sei.

Auch beleuchtete die Abendsonne alle Umgebung so günstig, daß jede Pracht derselben verdoppelt und der Besitzer dieses Reichthums beneidenswerth schien, denn auch die blonde Speronella war so schön, daß man ihr beim Behagen des Mahles die Gefallsucht verzieh.

Von allen diesen Fröhlichen waren nur zwei mit ihren Gedanken bei den früheren ernsten Gesprächen zurückgeblieben, die Jüngsten im Kreise: Jacopone und Serafine.

Jacopone fragte nun zwischen Scherz und Ernst: „Und Ihr, meine schöne Herrin, wollt auch Ihr Euer Heil in der Fremdherrschaft suchen?"

„Ich sann soeben darüber nach," antwortete sie, „daß ich keine eigene Meinung über diese Dinge habe, sondern daß ich mich, wie in dem was man erlernen muß, so auch hier, ganz auf meinen Lehrer, auf Benvenuto, verließ. Ich kann Euch also keine Antwort geben."

Jacopone sah sie erstaunt an, denn sie gefiel ihm so sehr, daß er alles an ihr ungewöhnlich und die Selbständigkeit, welche ihre Rede zeigte, bewundernswerth fand. Auch hatte er nun endlich erreicht, daß sie ihm eine Antwort gab, die, wie er dachte, aus ihrem Herzen kam.

Bald wurde jedoch Serafinens Aufmerksamkeit von etwas anderem in Anspruch genommen, was sie veranlaßte, viel und lauter, als es ihre Art war, zu Jacopone zu sprechen, nur, damit er nicht hören sollte, daß nun ihr Vater das Wort führte.

Sie selbst vernahm in ihre eigenen Reden hinein jedes Wort, das er sprach.

Antonio aber war eben daran zu erzählen, wie er einst bei einem Turniere eine so schwere Rüstung getragen habe, daß er beinahe erstickt sei. Daran knüpfte er, ich weiß nicht wie, die Versicherung, daß er mit dem nun heiligen Franz von Assisi nach Rom gepilgert sei, er allein mit jenem, der sein innigster Freund gewesen." Wir schleppten unsere braunen Bettlerkleider durch Staub und Schmutz, durch Sümpfe und Bäche, und wären wir nicht eben in Rom angekommen, so wären wir unter der Last, die wir uns aufgebürdet, zu Boden gesunken. Ihr hättet," fuhr er fort, „das Gesicht des Papstes Innocenz sehen sollen, als er zu Francesco sagte: Ich möchte Euch lieber rathen, mit den Schweinen eine Brüderschaft zu schließen. Ihr wißt wohl, mein Freund hatte um die Erlaubniß gebeten, einen Orden zu gründen. Und was denkt Ihr? Francesco befolgte den Rath des Papstes und lebte mit einer Heerde von Schweinen und nicht etwa als Hirte. Das wurde mir aber zu beschwerlich, auch zu abscheulich. Ich überließ meinen Freund seinem Schicksal und brachte eine lange Zeit in Rom zu. Auf einmal aber ergreift mich wieder eine Sehnsucht nach Francesco, ich bestehe unglaubliche Gefahren (deren Beschreibung mich jetzt zu weit führen würde), um ihn zu finden. Ich war ein ganzes Jahr lang umhergeirrt, da begegne ich dem Gesuchten am Sasso della Vernia. ‚Du wirst Zeuge eines Wunders sein', war das einzige Wort, das er an mich richtete, sonst gab er mir auf nichts, was ich fragen mochte, eine Antwort. Plötzlich sahen wir ein Herz in den Lüften schweben, Francesco fiel auf die Knie und verhüllte sein Haupt, dann erhob er sich, breitete die Arme aus und blickte gen Himmel. Aus diesem Herzen aber senkten sich fünf Strahlen in seine Seite, in Hände und Füße. Von Stund' an waren die Wundenmale Christi in seinen Leib gegraben."

Benvenuto, obwohl er Antonio kannte, ergriff in diesem Augenblick ein Widerwille gegen ihn, Serafine bemerkte das an einer Bewegung seines

Mundes. Sie selbst war längst verstummt. Sie wußte, daß ihren Vater, wenn er einmal im Zuge war, nichts aufhalten konnte, und ihr Ehrgefühl mußte diese Demüthigung, so hart sie ihr schien, über sich ergehen lassen.

„Ganz wie Giotto es neulich gemalt hat," antwortete einer der Gäste lachend auf Antonios Bericht. Er war vor wenigen Tagen mit ihm von einer Reise in's Toscanische zurückgekehrt, wo sie das berühmte Bild gesehen hatten.

„Natürlich," sagte Antonio, „ich selbst erzählte dem Giotto einmal was ich erlebt hatte und forderte ihn auf, es zu malen. Ich muß gestehen, daß er es gut gemacht hat."

„Wie alt waret Ihr damals?" fragte ein Anderer, denn Niemand mochte zweifeln, daß Francesco gestorben war, ehe Antonio geboren wurde.

Da wandte sich plötzlich Jacopone an seinen Wirth und sprach:

„Messer Antonio, Ihr spracht soeben von Franciscus. Wißt Ihr, daß ich auf meiner Reise hierher die neue Kirche sah, welche über der Portiunculakapelle, über der Stätte, wo der Heilige starb, erbaut worden ist?" Dann knüpfte er bald an diesen, bald an jenen Punkt von Antonios Erzählung, welcher hier ein Gerücht, dort eine Thatsache zu Grunde lag, an und verflocht den Hausherrn mit der größten Geschicklichkeit und Anmuth in ein Gespräch, an welchem Alle Theil nahmen, und so sehr gerade Jacopone in jedem anderen Falle geneigt gewesen wäre, über Antonios Lügen zu lachen, so eilig schnitt er ihm jetzt um Serafinens willen jede Gelegenheit dazu ab.

Serafine war zwar erlöst, doch empfand sie davon einen anderen, wenn auch minder peinlichen Druck. Sie scheute sich, Jacopone zu zeigen, daß sie seine Absicht erkannt habe und fühlte es wie eine Fessel, daß sie ihm dafür dankbar sein müsse.

Auch Antonio durchschaute seinen Gast, denn es glitt plötzlich ein übermüthiges Lachen über sein Gesicht, als besinne er sich, ob er nachgeben wolle.

Dann blickte er unwillkürlich mit seinen, vom Vergnügen der Geselligkeit funkelnden Augen auf seine Gattin, die ihre Blicke kaum von Jacopone wandte, erhob, als ob er heute Jedem seinen Willen lassen wollte, den Becher und rief: „Die Freude soll leben!"

„Ja," fiel Jacopone ein, „den vollen süßen Becher der Freude, wie die Welt ihn uns darreicht, wollen wir ohne Furcht vor irgend einer Zukunft leeren, denn wahrlich, Franciscus war thöricht!"

Auf Serafinens Gesicht legte sich bei diesen Worten ein herber Ernst. Sie setzte ihren Becher nicht an die Lippen.

Jacopone, der vor allem auf sie sah, lächelte; sie strafte ihn mit einem Blick, der zu sagen schien: Du hast nicht Ursach über mich zu lächeln!

„Bei alldem," sagte Benvenuto, nachdem man getrunken und Jacopone freudig zugerufen hatte, „vergeßt Ihr doch, daß Franciscus gerade auf dem Weg über die ungebundenen Weltfreuden zu seinem Ziele kam, daß er den Reichthum genossen hatte, als er die Armuth wählte."

„Ja, womit er endet, weiß Niemand," antwortete Jacopone mit scherzender Resignation, „genug auch, daß ihm selber sein Ziel wohlgefällt."

„Benvenuto," fragte Serafine über die Tafel hinüber, „ist es vielleicht ein Gesetz der Natur, daß derjenige, welcher anfangs nichts entbehren will, zuletzt allem entsagen muß, während derjenige, welcher vor allem gelernt hat, sein Herz nie an das Vergängliche zu hängen, sein ganzes ferneres Leben hindurch viele Freuden an seinem Wege findet, die er dann frei und glücklich genießt?"

„Ja," sagte Benvenuto, der sich anschickte aufzubrechen, „es ist viel Wahres in deinen Gedanken."

„Ihr verbannt Euch selbst früher, als es sein muß, aus dem Paradies, weil Ihr dem Cherub die Macht nicht gönnt, Euch daraus zu vertreiben," sagte Jacopone zu dem Mädchen.

Sie aber ließ sich durch seine Behauptung kaum einen Augenblick von ihrem eigenen Gedankengang ablenken, sondern bat Benvenuto, daß er bleiben möge, bis Simone von Siena ein Lied aus der vita nuova gesungen hätte.

Benvenuto verneinte. Er war ohnehin länger als je geblieben, denn Jacopones Wesen fesselte ihn, und er hatte bald erkannt, wie nahe die Gefahr lag, daß derselbe bei seinen politischen Ansichten mit jugendlicher Kraft Sturm und Aufruhr in Todi erregen würde. So ging der Stiftsherr von ernsten Gedanken erfüllt nach Hause.

Simone kannte die vita nuova nicht; vielleicht haßte er Dante, der schon für einen der eifrigsten Ghibellinen galt, zu sehr, als daß er sein Büchlein in die Hand nehmen konnte.

Jacopone bat, daß Serafine ihm erlauben möchte, eine Canzone zu singen. Er sandte nach seiner eigenen Laute, und als sie gebracht wurde, sagte er zuerst halblaut und mit einem Ausdruck, den sie tief in ihrem Herzen spürte, zu seiner Nachbarin:

Der Liebe Sehnsuchtswünsche, die so leise
Mir im Gemüth von meiner Herrin singen.

Dann begann er nach der Weise Casellas zur Laute:

Göttliche Tugend ist's, die niedersteiget
In ihr, wie in den Engeln, die sie schauen;
Will das nicht glauben eine von den Frauen,
So mag ihr Wesen sie nur recht betrachten.
Ein lichter Geist des Himmels immer neiget
Sich nieder, wenn sie spricht, der heischt Vertrauen,
Daß wir an ihren Worten uns erbauen,
Die wir viel höher, als die eignen achten.
Es weckt ihr wunderholdes Thun und Trachten
Die Liebe mit dem Ruf, dem süßen, linden,
Da, wo nur immer ihre Keime lagen.
Wir müssen von ihr sagen:

Hold ist an Frauen, was an ihr wir finden,
Und jede ist so schön, als ihr sie gleichet.
Bei ihrem Anblick muß der Zweifel schwinden
An dem Erhabnen, das an's Wunder reichet;
Daß unseren Glauben es erhöht und lichtet,
Ward es von Ewigkeit so eingerichtet.

Serafine erröthete von der Gluth, die aus Jacopones Gesang ausströmte. Es entging ihm nicht.

Nach einem Nachspiel, welches ihr nicht weniger als die Worte zu sagen schien, war es ihr, als führte er sie auf seinen Tönen allmählich zurück in's Alltägliche. Er sang noch den Schluß der Canzone:

Erhabne Herrin, ist es Euch gelegen,
Will ich von Euch nun künden allerwegen,

so, daß es scheinen konnte, als hätte er sich nur zufällig an Serafine gewendet, und daß ihr selbst das Vorhergegangene nur wie ein süßer Traum erschien.

Alle spendeten Jacopone reichlichen Beifall über seine Stimme und seine vollendete Kunst, so daß er endlich kaum mehr wußte, was er erwidern sollte, um so weniger, als das, was er gesungen hatte, nichts als der Ausdruck seiner innersten Empfindung gewesen war.

Serafine saß in sich selbst versunken und bemerkte nicht mehr viel vom Lärmen der Gäste, die immer fröhlicher wurden, denn auch Jacopone nahm jetzt nur noch hin und wieder und wie aus Träumen auffahrend Theil an den Gesprächen, die nicht mehr allgemein wurden. Mit ihr wechselte er nur die Bemerkung, wie köstlich die Rosen aus dem Garten herauf dufteten, als einmal ein leiser Windhauch eine Fülle von Wohlgeruch mit sich führte.

Als sich Serafine spät in der Nacht von ihrer Dienerin noch einige Hülfleistungen verrichten ließ, sagte diese: „Wie schön Ihr heute seid! Eure Haut ist wie Perlen und das Roth Eurer Wangen ist so zart und wunderlieblich, wie ich Euch nie gesehen habe. Auch lächelt Ihr so glücklich vor Euch hin, und Eure Augen leuchten. Der fremde Gast hat Eure Liebe entzündet!"

„Schweig, Margherita!" rief das Mädchen heftig, „du irrst dich, deine Herrin wird nicht so leicht gewonnen."

„Es ist nicht Euer Ernst, Madonna," schwatzte jene, „es kann nicht Euer Ernst sein. Ihr sahet nie einen so ritterlichen Mann, auch hat keinen Euer Anblick so sehr hingerissen, wie ihn, denn seine Augen hingen unablässig an Euch."

„Laß das," erwiderte Serafine, „in der Liebe denkt ihr Mägde anders als wir. Du mußt über solche Dinge nicht reden, du weißt, daß es mich immer unwillig macht," setzte sie begütigend hinzu.

Margherita entfernte sich, und Serafine, noch in die Loggia hinaus-

tretend, warf sich vor, daß sie in der That den schmeichelnden Worten des Fremden zu rasch und zu viel Gehör geschenkt hätte, und als die warme, sternhelle Nacht sie verlocken wollte, noch einmal an die Canzone zu denken, die sie längst auswendig wußte, die sie nun aber in jeder Zeile an den Ton erinnern wollte, mit welchem Jacopone sie gesungen hatte, wandte sie sich rasch zurück in die Kammer, ihr Lager aufzusuchen. Aber auch so wurde sie den Eindruck des Tages nicht los, sie drückte ihr Gesicht in die Kissen und konnte keine Stelle dafür finden, auf der sie die heftigen Schläge ihres Herzens, dies betäubende Geräusch, nicht vernommen hätte.

Noch im Entschlafen endlich flüsterte sie, mit der Empfindung, als ob sie ihr Nachtgebet spräche: „Benvenuto, behüte mich!"

* * *

Am folgenden Morgen wohnte Serafine ihrer Gewohnheit nach der Messe im Dome bei.

Bei einem Aufblicken war sie erschrocken, denn es schien ihr, als stünde im Seitenschiff Jacopone, so, daß er gerade auf sie herüberblicken könnte.

Sie hielt zwar von dieser Minute an den Blick gesenkt, doch ihre Gedanken spielten immer um die Frage, ob er es wirklich gewesen sei.

Endlich gelang es ihr, sich zu befreien, indem sie mit der gesammelten Kraft ihres Geistes dem Mysterium der Messe nachsann.

Als aber der Priester das Sursum corda sang, da traten [wie auf einen Zauberspruch Jacopones gestrige] Worte über die Freude vor ihre Seele, sie bezwang sich nicht länger, sondern blickte nach der Säule hinüber.

Sein fest auf sie gerichteter Blick traf den ihrigen. Nun ließ sie ihre Augen aufgeschlagen und verwandte sie nicht mehr vom Altar, um dem Fremden durch ihre reine Andacht unnahbar zu werden.

Als die Messe zu Ende war, kniete sie noch im Betstuhl nieder, barg ihr Gesicht in den Händen und blieb lange Zeit, bis sie hoffen konnte, daß Niemand mehr in der Kirche sei.

Endlich erhob sie sich und ging durch das Seitenschiff, ohne daß sie aufzusehen wagte, obwohl sie längst in dem mächtigen Raume allein war mit den Sonnenstrahlen, über deren Lichter sie hinschritt.

Aber der Sieg, den sie so über eine zu rasch aufkeimende Liebe errungen hatte, sollte bald wieder in's Wanken gebracht werden.

Sie hatte sich kaum ausgekleidet und an eine Handarbeit gesetzt, als Margherita mit lachendem Gesichte in ihre Kammer trat und ihr einen Brief reichte, den ein Diener Jacopones übergeben hatte.

Serafine öffnete hastig das Siegel und las die folgenden Verse:

Ihr scheint mir wie ein Kind, und doch gebietet
Ihr über mich, wie's nie vorher geschehen,
Und, schöne Herrin, eine Scheu befällt mich,
Muß Eure Augen ich erzürnen sehen,

Denn oftmals straft Ihr mich mit Euren Blicken,
Doch mich verlangt es, Euren Mund zu küssen.
Schon Euer Zürnen konn mein Herz erquicken. —
Wie wird mich Euer Kuß beglücken müssen!

Ihr habt die Welt noch nicht gesehn, Geliebte,
Man hat sie Euch verborgen und verboten.
Gebt Eure weiße Hand mir, laßt Euch führen,
Verwundert Euch nicht meiner kühnen Rede,
Seid nicht, Gebieterin, mit mir in Fehde!
Nein, wagt der Erde Reichthum zu berühren,
Er ist so herrlich vor Euch ausgebreitet.
Was fürchtet Ihr? Mein einziges Begehren
Ist Euern Glanz durch meinen Ruhm zu mehren;
Ihr seid die Herrin dessen, der Euch leitet!

Die Schönheit Jacopones, die sichere Vollkommenheit seines ganzes Wesens trat ihr, wie sie las und immer wieder las, vor die Augen. Es überfluthete sie wie wie eine Fülle von Glück und als ob alles um sie her in Blüthen stünde. Es kam ihr in den Sinn, daß sie nun erst begreife, wie Dante sein Büchlein habe vita nuova nennen müssen.

Dann aber schlich ein Bangen über sie hin, als ob eine Stimme sie warnte, als ob sie das Glück ihres Umgangs mit Benvenuto aufgeben müßte, wenn sie sich von der Werbung Jacopones besiegen lasse.

Weshalb doch?

Hatte sie nicht noch gestern zu Benvenuto gesagt, daß es ihr unbegreiflich sei, wie man in seinem Herzen nur für Eine Liebe Raum haben könne?

Von ihren widersprechenden Gedanken lang hin und her geschleudert, faßte sie endlich den Entschluß, Benvenuto zu fragen, ob sie auf rechtem Wege sei.

Was er ihr rathen würde, das konnte nicht trügen.

An Serafinens Benehmen in der Kirche hatte Jacopone einzig das beobachtet, wie mühsam sie ihre Andacht erkämpfen mußte, und das hätte ihn nur mehr ermuthigt, um sie zu werben, wenn eine Ermuthigung für ihn irgend nothwendig gewesen wäre.

Er war sich der Tiefe seiner Liebe so stolz bewußt, daß er an seinem Siege nicht zweifeln konnte, auch hatte er nie unterlassen, sich mit andern zu vergleichen, und nie übersehen, wie Wenige sich mit ihm messen konnten. Hätte vielleicht Benvenuto ein gefährlicher] Nebenbuhler für ihn werden können? Doch das Leben des Stiftsherrn neigte sich, während er noch alle Tage zunahm an jedem Ruhm und Werth.

So voll freudigen Selbstbewußtseins und seiner Schönheit wegen auch hier schon von vielen Neugierigen bewundert, ging Jacopone einige Stunden später in die Kirche des heiligen Fortunat,' die diesem Schutzpatron Todis vor nicht langer Zeit erbaut worden war.

Der Rath, die Herren und die Aeltesten der Zünfte, waren schon versammelt, und die Kirche war voll von Schaulustigen, doch bildete sich gleich eine Gasse im Gedränge, als der neue Podestà in kriegerischer Rüstung, wie es bei der Einsetzung üblich war, eintrat.

Benvenuto kam etwas später als zur bestimmten Stunde, was durch Zufall geschah, Jacopone aber zweifelte nicht, daß derselbe absichtlich auf sich habe warten lassen.

Als nun der Cancelliere bestimmte Artikel aus dem Gesetz und aus den Statuten der Stadt verlesen und Jacopone auf das Evangelium geschworen hatte, dieselben zu seiner Richtschnur zu machen, hielt Benvenuto eine kurze Ansprache an ihn als den Vertreter des Podestà. Es war offenbar, daß er dessen absichtlich Erwähnung that, daß die Verantwortung des Amtes nicht so sehr in den Händen Jacopones als Monaldos liege.

Ueberhaupt erschien es Jacopone, als ob jedes Wort dieser Ansprache zweischneidig sei, ebenso allen denjenigen, die aus Neuerungslust für den jungen Mann Partei ergriffen, sobald sie spürten, daß zwischen den beiden Vorgesetzten eine Feindseligkeit keime.

Was Benvenuto betrifft, so sprach er keine Silbe, die nicht ihre Berechtigung gefunden hätte, sowohl im Altersunterschied der beiden Männer, als auch darin, daß der Stiftsherr den Boden kannte, auf den Jacopone versetzt wurde, wie denn überhaupt Niemand sich eines maßlosen Wortes aus dem Munde des Stadtcapitäns erinnern konnte.

Jacopone, dem es nicht schwer fiel, ohne Vorbereitung zu sprechen, antwortete auf jeden Satz, aus welchem er schloß, daß Benvenuto sich eine Herrschaft über ihn anmaßen wollte, doch that er es in einer Weise, die für absichtslos gelten konnte, wenn ihn nicht zu Viele verstanden und ihm, den sie für den Apostel eines ungebundneren Lebens hielten, innerlich zugejauchzt hätten, wenn nicht Benvenuto wirklich bereits begonnen hätte, einen Gegner in ihm zu bekämpfen.

Nach beendigter Feier kehrten die Todiner von einer neuen Aufregung erfüllt in ihre Häuser, nicht ohne die beiden Rettori der Stadt zu beobachten, welche in lebhaften Gesprächen mit einander bis zum Domplatz gingen, wo Jacopone im Palazzo del officio seine Wohnung hatte.

Das Wohlgefallen am Wesen des Letzteren wurde in Benvenuto heute lebhafter als am Tage vorher erweckt, und als er, bei einem Blick in das völlig jugendliche und völlig entschlossene Gesicht seines Begleiters, dessen Helm streifte und darauf unter einem Greifen die Worte: Carpe diem las, glitt ein so liebenswürdiges Lächeln über seine Züge, daß er damit beinahe das Herz Jacopones gewonnen hätte. Auch war der Gruß, mit welchem sie sich trennten, nicht ohne Herzlichkeit.

Benvenuto bewohnte sein eigenes Haus, das nahe bei dem Antonios stand, und während er nun allein die steile Gasse hinanstieg, welche vom Dom aus dorthin führte, sann er der seltsamen Sitte nach, daß man so

zu aller Welt Kenntniß einen Wahlspruch trage. Zuletzt kam ihm fast ein Zweifel, ob nicht er sich einer Ueberhebung schuldig machte, indem er sein Herz nur denen zu erkennen gab, die die Mühe nicht scheuten, es selbst zu ergründen.

Als Jacopone in den Palazzo del officio trat, fand er seine Diener geschäftig, die Zimmer einzurichten, und er befahl einem derselben, die kleine Kiste herbeizubringen, in welcher seine Gesetzbücher und noch einige andere Kostbarkeiten verpackt waren.

Dann vertauschte er eilig seinen Anzug mit dem, welchen er gestern getragen hatte, und als der Diener mit der Kiste zurückkam, holte Jacopone zwischen einer Purpurdecke ein kleines Büchlein hervor, in dessen fein gearbeitetem Einband drei Smaragde und ein Rubin, der letztere von seltenem Feuer, glänzten. Das steckte er in sein Wamms, überließ alles Andere dem Diener und eilte aus dem Hause.

Denn seine Gedanken waren nun alle, wo seine Liebe war.

Er traf Antonio, den er zur Stunde um die Hand seiner Tochter bitten wollte, in lebhaftem Wortwechsel mit Speronella. Beide befanden sich in einem Zimmer, dessen Wände sie jüngst mit Bäumen und Vögeln hatten bemalen lassen.

Nun sagte Speronella, es flögen zu viele Vögel unter den Bäumen umher, während ihr Gatte behauptete, es sollten im Gegentheil noch viel mehr sein. Dabei erhitzten sie sich und beleidigten sie einander so sehr, daß Beide froh waren, als das Erscheinen Jacopones ihrem Streit ein Ende setzte.

Fast mit Bescheidenheit trug derselbe seine Bitte vor, und das wurde ihm um so leichter, als er bald erkennen konnte, daß er den Eltern ein willkommener Freier war.

„Nur," sagte Antonio in seinem gutmüthigen und gewinnenden Ton, „muß ich Euch noch sagen, daß ich meine Tochter nicht zwingen möchte, wenn sie etwa überhaupt abgeneigt wäre, sich zu vermählen."

„Sie hat mir öfter gesagt," warf Speronella ein, „daß sie nie in's Kloster gehen würde."

„So kommt mit mir," sagte Antonio, „und versucht unverzüglich Euer Glück. Doch nein!" fuhr er, an der Thüre stehen bleibend, fort, denn der Schalk plagte ihn, so oft er fröhlich war: „Habt Ihr denn bedacht, daß der Podestà mit den Familien der Stadt in keinerlei freundschaftlichen Verkehr treten darf?"

„Mein Fall," entgegnete Jacopone, „ist offenbar in diesen Statuten nicht vorgesehen, und wenn er es wäre, so müßte es die Aufgabe eines jungen Bräutigams sein, sich dagegen aufzulehnen und eine so unmenschliche Verordnung abzuschaffen."

Für diese leichtsinnige Sicherheit, die er hart vor der Entscheidung seines Liebesschicksals an den Tag legte, büßte er durch ein Herzklopfen,

das ihn übermannte, während er die Stiegen zu Serafinens Kammer hinanging.

Diese hörte die Schritte der Männer und glaubte einen Augenblick, es sei Benvenuto, auf den sie wartete, seit die Feierlichkeiten in St. Fortunat beendigt sein mußten, und sie hatte kaum Zeit, diese Vermuthung in Zweifel zu ziehen, ehe ihr Vater mit Jacopone eintrat.

Sie erschrak heftig, denn wie hätte der junge Fremde in ihre Kammer treten können, wenn es nicht geschah, um sie zur Frau zu begehren.

Antonio führte ihr den Bräutigam zu und sagte:

„Unsere einzige Sorge war, so lange du lebst, dein Glück, erfülle unsere Wünsche und nimm Den zum Gatten, der es heute fest und für's Leben begründen will."

„Madonna, erhört meine Bitte," sprach Jacopone, „denn ich lege Euch mein Herz zu Füßen."

Glück, Zagen, Furcht bestürmte das Gemüth Serafinens, die sich so plötzlich vor eine große Entscheidung gestellt sah, die sie selbst über ihr Leben treffen sollte. Sie war wie betäubt und gebannt, nur ein Gedanke blieb ihr klar, der Gedanke an Benvenuto.

Jacopone streckte ihr seine Rechte entgegen, seine Stirn umschattete sich, als sie zögerte, sie legte einen Augenblick ihre Hand in die seine, dann wandte sie sich an ihren Vater und sagte:

„Unser Bündniß kann nicht gelten, ehe ich Messer Jacopone ein Geständniß gemacht habe. Darf ich dazu mit ihm allein sein?"

„Thu, wie du willst," erwiderte Antonio freundlich und sagte dann scherzend zu Jacopone:

„Achtet nicht auf ihre Kindereien! Ich verlasse euch nicht auf lange, nur um Speronella zu holen, und wir wollen euch dann als Verlobte begrüßen."

Als er aber dem Paar den Rücken gewendet hatte, um die Kammer zu verlassen, verdüsterte sich Antonios Gesicht, denn er fürchtete, Serafine stehe im Begriff, sich und ihm ihr schönes Glück zu zerstören.

„Euer Geständniß?" fragte nun Jacopone beklommen.

„Ich liebe Benvenuto," antwortete ihm Serafine und sah zu ihm auf. Jacopone athmete erleichtert.

„Aber nicht, um Euch mit ihm zu vermählen?" sagte er lächelnd.

„Nein," erwiderte sie mit großem Ernst, „aber um nie einen anderen Menschen lieber zu haben."

„Wenn ich Euer Gatte werde," antwortete Jacopone, „so sollt Ihr diese kindliche Pflicht und Dankbarkeit immer üben und mir nur um so besser gefallen!"

In seinem Herzen zweifelte er nicht, daß es ihm leicht sein werde, einen solchen Nebenbuhler bald zu besiegen. Er nahm das Büchlein, das er mitgebracht hatte, aus seinem Wamms und reichte es ihr mit den Worten:

„Euch gefällt, wie mir, die vita nuova des Alighieri, sie war lange mein liebster Reichthum, und nun sollen Euch diese schönen Sonette und Canzonen sagen, wie sehr ich Euch liebe, meine eigenen Worte wären nicht so mächtig. Aber es hat auch in mir ein neues Leben begonnen."

„So überkam es auch mich," sagte sie leise, „als ich heute Eure Verse las, und gestern schon, als Ihr sangt, und heute früh in der Kirche. Und dennoch —"

„Meine allerschönste Braut!" rief Jacopone, dies „dennoch" überhörend. Aber eine Scheu hielt ihn ab, das Verlöbniß durch einen Kuß zu besiegeln. Er hielt beide Hände Serafinens in den seinigen und sein Gesicht leuchtete vor Glück.

In diesem Augenblick traten Antonio und Speronella ein, er führte ihnen ihr Kind entgegen, das sie Beide umarmten, und Serafine empfand, wie groß die Zärtlichkeit ihrer Eltern für sie war.

Antonio wünschte, daß der Tag bis zum Abend festlich begangen würde, und wollte Gäste laden, aber Serafine bat ihn, das zu unterlassen, und Jacopone stimmte ihr bei.

So begnügte sich denn Antonio damit, daß der Bräutigam allein im Hause bleibe, und sandte in seine Wohnung, daß seine Diener wüßten, wo er zu finden wäre, wenn schon heute sein Rath und seine Hülfe verlangt werden sollte.

Nach einer Colazione, die man in dem Zimmer der Bäume und Vögel an einem großen Tisch, der in der Mitte stand, einnahm, wobei Jedes an einer anderen Seite und Jacopone Serafine gegenüber saß, bewog der Erstere seine Braut, mit ihm in den Garten zu gehen, denn er sehnte sich, mit ihr allein zu sein.

Sie willigte ein, und Beide lustwandelten lange in jedem Schatten, den der Garten zu dieser Stunde noch bot.

Jacopone erzählte von seiner Kindheit, die er gleich nach dem frühen Tode seiner Eltern in Rom zugebracht, und von Bologna, wo er sieben Jahre lang die Rechte studirt hatte.

Serafine wurde bald begierig, zuzuhören, wie lebhaft er schilderte, und wie all diese Dinge, die sie schon aus den Erzählungen Anderer, besonders Benvenutos kannte, ihr nun ganz neue Seiten zeigten.

Die farbenprächtige Welt, die er vor ihren Augen sich entfalten ließ, hatte sie noch nie gesehen.

Da erschien es aber dem Erzähler, als ob er schon eine Stunde lang immer nur selbst gesprochen hätte, und er bat seine Geliebte, daß nun sie ihm sagen möchte, wie sie bis zur Stunde gelebt hätte.

„Es ist davon nicht viel zu berichten," antwortete sie, „und ich werde Euch vielleicht gerade durch das, was mein größter Reichthum ist, armselig erscheinen, da all' meine Erlebnisse nur in meiner Seele vorgingen."

„So habt Ihr Euch ganz allein eine eigene Welt geschaffen!“ rief Jacopone, und er bestürmte sie mit vielen schmeichlerischen Worten, ihm einen Einblick in diese Welt zu gönnen; doch sagte sie ihm nur von dem Eindruck, den einige Dichter und einige Gestalten der Geschichte auf sie geübt hatten, und mit jeder Begeisterung, deren sie sich erinnerte, war der Name Benvenutos verflochten.

Sie freute sich, wie ohne Scheu und Bangen sie mit Jacopone von ihm reden konnte, und ihre Glücksempfindung wurde immer reiner durch dieses Bewußtsein.

„Laßt mich nicht von mir reden,“ bat sie, „sondern von Eurem Ruhme! Erzählt mir von Pistoja, wie es Euch gelang, die Stadt zu retten! Euch allein!“

„Ihre Stadt vertheidigen,“ erwiderte Jacopone, „das wollten die Bürger ja alle, sogar die Mehrzahl der Welfen war über den Verrath so empört, daß sie zu uns hielten, und da ich sie mit sicherem Befehle berieth, wie sie vorgehen sollten, konnte ich ihres Gehorsams gewiß sein.“

„Doch wie war es Euch möglich,“ fragte Serafine, „wenn die Feinde die Piazza besetzt hielten, die Bürger schnell genug zu versammeln, ohne daß jene es bemerkten?“

„Ich gab sogleich die Paläste an der Piazza auf,“ antwortete Jacopone, „obwohl viel an denselben lag. Die Florentiner waren schlecht befehligt und begannen, als sie keinen Widerstand fanden, ohne Ueberlegung zu plündern. Unterdeß sandte ich in aller Stille zuverlässige Leute in jede Straße, mit der Weisung, daß die Bewohner dieselben versperren sollten.“

„Wäre ich dabei gewesen,“ sagte Serafine, „nicht wahr, Ihr hättet die wichtigste Botschaft mir zu bestellen gegeben?“

„Nein,“ antwortete er, „ich hätte Euch in den festesten Palast gerettet und von den zuverlässigsten Kriegern bewachen lassen.“

„Das dürft Ihr nicht!“ rief Serafine erregt, „Ihr müßt mich theilnehmen lassen am Leben und nie von mir verlangen, daß ich müssig sei, während Euch eine Gefahr droht! Wenn Ihr je in Gefangenschaft geriethet, so müßte ich frei sein, um Euch retten zu können!“

Bei diesen Worten blieb das Mädchen, das sich heiß geredet hatte, plötzlich stehen und sah Jacopone, der sie mit Bewunderung betrachtete, traurig in die Augen.

„Nein,“ sagte sie, „glaubt mir nicht! Gestern sagte ich: ich hasse den Gedanken, daß ich mich jemals vermählen könnte — und heute?“

Jacopone legte leise den Arm um ihren Nacken und fragte: „Scheint Euch das ein Zeichen Eurer Schwäche? Es giebt eine griechische Tragödie, in welcher es heißt, daß Eros unbesiegt ist im Kampf.“

„O, ich weiß!“ rief Serafine, doch hielt sie vor dem Blick Jacopones ein und sagte die Strophe nicht, die ihr gleich gegenwärtig war.

„Wie heißt es nur?" fragte er. „Die Liebe ruht auf den weichen Wangen der jungen Mädchen, Nachts, während sie träumen, nicht?"

„Ihr solltet die griechischen Chöre von Benvenuto sprechen hören," sagte sie, um ihm auszuweichen, „dann würden sie Euch Wort für Wort im Gedächtniß bleiben."

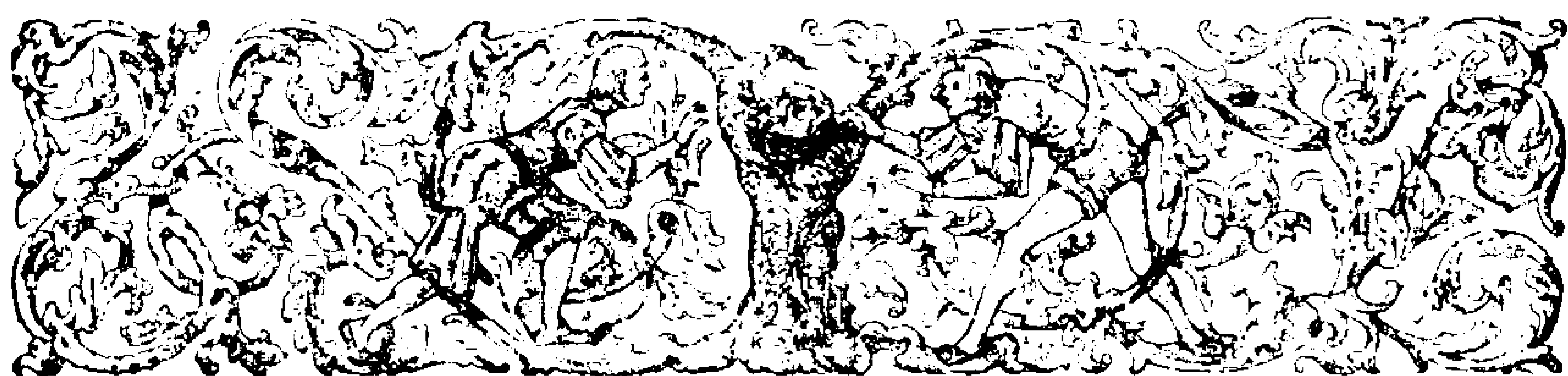
An einem Pförtchen des Gartens, das neben dem Hause in einer Mauer nach der Straße führte, blieb sie dann stehen und erzählte ihrem Bräutigam, daß sie hier als zwölfjähriges Mädchen eines Tages vier Stunden lang gestanden habe, entschlossen, nicht von der Stelle zu weichen, ehe Benvenuto vorüberkäme, und ihm dann zu sagen, wie sie seinen jungen Neffen, den er aus Florenz bei sich hatte und unterrichtete, beneidete, und wie sie sich kein höheres Glück ersinnen könnte, als von ihm erzogen zu werden.

„Und kam er endlich," fragte Jacopone, „und was sagte er?"

„So viel ich mich erinnere," antwortete Serafine, „war er sehr mild und gütig und fragte mich, was ich denn alles wissen und lernen wolle. Doch hatte ich den Eindruck, daß er meine Bitte nicht für ernst gehalten hätte, weshalb ich meinen Vater bestürmte, dieselbe für mich zu wiederholen, denn ich hatte in der That Tag und Nacht keinen andern Gedanken als den, was es für eine Seligkeit sein müßte, die Tochter oder doch wenigstens die Schülerin Benvenutos zu sein."

„Wie heiß die Sonne wird!" rief da Jacopone, so daß Serafine dachte, er meine ihre Liebe zu dem Freunde. Doch war es in der That jetzt im ganzen Garten schattenlos geworden, und auch Antonio rief den Beiden vom Hause aus zu, sie sollten sich der Sonnengluth nicht länger aussetzen, sondern in's Zimmer kommen. (Schluß folgt.)





Internationales Colonialrecht.

Von

Gustav Weißbrodt.

— Wien. —

Am 15. November 1884 eröffnete in Berlin der Kanzler des Deutschen Reichs die Congo-Conferenz und der dritte Punkt des von ihm aufgestellten Programms galt der Formulirung derjenigen Regeln, welche bei der Besitzergreifung herrenloser Gebiete fortan die Bedingung der internationalen Anerkennung des Erwerbs zu sein hätten. Deutschland habe, so fügte Fürst Bismarck hinzu, bei der hervorragenden Bedeutung, welche die zum großen Theil noch unerforschten und herrenlosen Theile des afrikanischen Continents in handelspolitischer und colonialer Beziehung in Anspruch nähmen und damit aus willkürlichen Besitzergreifungen sich nicht staatliche Verwickelungen ergäben, nach vorgängigem Einvernehmen mit Frankreich es für entsprechend erachtet, eine Einigung der Mächte über diejenigen völkerrechtlichen Formalitäten zu erzielen, mit deren Beobachtung allein eine Besitzergreifung als vollzogen und als unanfechtbar zu gelten habe.

Die principielle Bedeutung des betreffenden Vorschlags wurde sofort allseitig erfaßt. Die Schaffung eines internationalen Colonialrechts mochte nicht von so unmittelbar praktischem Werth sein, wie beispielsweise die Sicherung der freien Schifffahrt oder die Unterdrückung des Sclavenhandels, aber sie mußte doch für die Fortbildung des modernen Völkerrechts von weitreichendem Einfluß sein: in derselben Richtung, in welcher die Pariser Conferenz des Jahres 1856 den Grundsatz proclamirte, daß nur eine effective Blokade für die Neutralen rechtsverbindlich sei, in derselben Richtung sollte die Berliner Conferenz decretiren, daß die Erwerbung eines keiner Gebietshoheit unterworfenen Coloniallandes nur Geltung habe, wenn die Colonisation thatsächlich in Angriff genommen und organisirt worden.

Erst nach langer Pause und nach inzwischen geführten schwierigen Verhandlungen von Cabinet zu Cabinet einigten sich die Conferenzmächte über die nachstehende Declaration:

> „Die zur Conferenz vereinigten Bevollmächtigten haben, in Erwägung daß es von Vortheil sei, in die internationalen Beziehungen einen einheitlichen Grundsatz betreffs der in Zukunft an den Küsten Afrikas etwa stattfindenden Besitzergreifungen einzuführen, folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Diejenige Macht, welche fortan von einem Landstrich oder Orte an den Küsten Afrikas, der außerhalb ihrer gegenwärtigen Besitzungen liegt, Besitz ergreifen oder dort eine Schutzherrschaft ausüben wird, ist gehalten, den betreffenden Act mit einer an die übrigen in dieser Conferenz vertretenen Mächte gerichteten gleichzeitigen Ankündigung zu begleiten, um dieselben in den Stand zu setzen, entweder jenen Act als thatsächlich vollzogen anzuerkennen oder gegebenen Falls ihre Einwendungen geltend zu machen.

2. Die Signatarmächte anerkennen die Verpflichtung, in den von ihnen in Besitz oder in Schutz genommenen Gebietstheilen oder Orten ein Autorität einzusetzen und zu unterhalten, genügend, die Wahrung des Friedens, die Achtung der erworbenen Rechte und gegebenen Falls der Bedingungen, unter welchen die Freiheit des Handels und des Transitverkehrs gewährleistet wurde, durchzuführen.

3. Die Regierungen der Signatare werden diese Declaration zur Kenntniß derjenigen Staaten bringen, welche nicht zur Theilnahme an der Conferenz berufen wurden, und dieselben einladen, der Declaration beizutreten."

Wir haben es deshalb für zweckmäßig gehalten, den Wortlaut dieser Erklärung zu reproduciren, weil sie, was nicht allgemein erinnerlich und vielleicht nicht einmal allgemein bekannt, bedeutsame Lücken im Colonialrechte bestehen läßt. Sie definirt nicht, welche Gebiete als herrenlos zu betrachten, sie spricht nur von dem Erwerb eines Landstrichs durch Occupation (nicht vom Erwerb durch Vertrag) und sie regelt nur die Förmlichkeiten für Neuerwerbungen in Afrika, sogar nur „an den Küsten Afrikas". Es fragt sich also, was ist bei Erwerbungen außerhalb der Occupation und bei Erwerbungen außerhalb Afrikas resp. der afrikanischen Küsten Rechtens? Schweigt die Declaration, so fällt der Wissenschaft die Aufgabe zu, die regulativen Grundsätze dafür zu finden.

* * *

Was ist „herrenloses" Land? Was man einst darunter verstand, das trifft heute nicht mehr zu. Heute giebt es keine oder doch nur sehr wenig Territorien, auf die absolut Niemand kraft Besiedelung und Bearbeitung einen Anspruch erworben, heute ist, mit sehr geringen Ausnahmen, die Welt vertheilt und selbst die Ausbeutung überseeischer oder doch außereuropäischer Gebiete ist nur noch in geringem Grade das eingestanden treibende Element der Colonisation, sondern es hüllt sich dieselbe in den Mantel des Schutzes der handelspolitischen Interessen oder der durch private Arbeit und Capitalskraft gegründeten Handels-Niederlassungen, des Schutzes sowohl gegen die wilden Horden des Hinterlandes als gegen die von diesen irgend einen Rechtstitel erschleichenden mitbewerbenden Seestaaten. Fürst Bismarck hat, als er seine Colonialpolitik parlamentarisch begründete und vertheidigte, als ihr Ziel das Hineintragen von Cultur-Elementen in barbarische Völker und ihr allmähliches Heranziehen zur europäischen Civilisation und zum internationalen öffentlichen Recht Europas bezeichnet und so darf man im Sinne der europäischen Staatengemeinschaft als „herrenlose Gebiete" diejenigen Gebiete betrachten, welche von barbarischen Stämmen bewohnt sind, die weder ein zur politischen Einheit verschmolzenes Volksthum, noch ein organisches Staatsgefüge, noch auch nur eine feste Rechtsordnung kennen.

Kommen wir jetzt zunächst zum Colonialerwerb durch Occupation. Alle älteren Völkerrechtslehrer (Hugo Grotius, Pufendorf, Leyser ꝛc.) sind übereinstimmend der Ansicht, daß die, ob auch symbolisch geäußerte, bloße Absicht, ein Gebiet zu occupiren, die Occupation noch nicht begründe, daß es also auch gleichgültig sei, wer zuerst diese Absicht kundgegeben, daß vielmehr nur die reale Ausübung des Occupationsrechts jeden Anderen von dem occupirten Gebiet ausschließe, daß nur die Thatsache der körperlichen Besitzergreifung entscheidend sei. Wohl ist die Occupation nicht die einzige

Art des einseitigen originären Erwerbs (man kann eine Sache auch durch künstliche Verbindung oder Vermengung mit einer anderen, durch Alluvion, Aenderung des Flußbettes ꝛc. erwerben) und wohl bedarf es in der Regel auch beim abgeleiteten Erwerb einer Besitzergreifung: aber das nicht aus der Occupation entstandene originäre Eigenthum wird auch ohne hinzutretende Occupation Eigenthum, und beim abgeleiteten Eigenthum ist nicht die Occupation, auch wo sie hinzutreten muß, der eigentliche Rechtstitel, sondern sie ist nur das äußerliche und allgemein verständliche Zeichen, daß man von dem übertragenen Rechtstitel Gebrauch machen will, während bei dem Erwerb durch Occupation die Besitzergreifung nicht blos der unmittelbare, sondern der alleinige Entstehungsgrund des Eigenthums ist. Eben aber weil diese Besitzergreifung in sich selbst geeignet sein muß, die Ausschließung jeder fremden Verfügung über das occupirte Object zu begründen, muß sie eine wirkliche und körperliche Besitzergreifung sein, sonst und ohne sie ist ein Eigenthum nicht vorhanden. Wir führen nur noch an, daß unter den neueren Völkerrechtslehrern keine Verschiedenheit der Ansichten darüber besteht und daß namentlich Bluntschli die rechtlichen Voraussetzungen der Occupation in den Worten zusammenfaßt: „An staatenlosem Lande wird die Gebietshoheit erworben durch die Besitznahme von Seiten einer bestimmten Staatsgewalt; der bloße Wille, Besitz zu ergreifen, genügt dazu nicht, auch nicht die symbolische oder ausdrückliche Erklärung dieses Willens, noch selbst eine vorübergehende Besetzung".

Betreffs der Occupation gelangen wir hiernach zu den folgenden Sätzen: Die Occupation erzeugt ein Recht nur mittelst körperlicher Besitzergreifung. Sie muß — Entdeckung, Durchforschung, Anknüpfung von Handelsverbindungen ꝛc. sind keine internationalen Rechtstitel — eine effective sein, und eine effective Occupation der Küste oder eines Stroms ist noch nicht die Occupation des Hinterlandes resp. des Stromgebietes. Das Aufhissen von Fahnen und Flaggen wie überhaupt von Abzeichen der staatlichen oder militärischen Autorität kann wohl den Willen zur Besitzergreifung kundgeben, ist aber, so wenig wie das Proclamiren der Gebietshoheit, nicht der Act der Besitzergreifung selbst. Die völkerrechtlich vollzogene Occupation existirt rechtlich nicht mehr, wenn eine ihrer (oben bezeichneten) Erfordernisse hinfällig geworden, und es giebt eben so wenig, wenn sie nicht thatsächlich vollzogen wird, eine fictive Occupation, als ein historisches Präventionsrecht oder ein Occupations-Mandat sie rechtswirksam macht.

Die Occupation, von der wir bisher gesprochen, stellt sich als die occupatio simplex dar, es giebt aber auch eine occupatio qualificata, die wiederum eine occupatio bellica oder eine occupatio colonica sein kann, je nachdem ihre Rechtstitel in der Eroberung durch den Krieg, sei es gegen die Eingeborenen oder gegen concurrirende seefahrende Nationen, oder in der geleisteten Arbeit an Grund und Boden zu suchen.

Zuerst die Occupation durch den Krieg. Das römische Recht ließ im Kriege weder Staats- noch Privateigenthum gelten, es betrachtete Alles, was Eigenthum des Feindes, ob beweglich oder unbeweglich, einfach als herrenlos und die späteren völkerrechtlichen Autoritäten lehrten gleichfalls, daß mit Ausbruch des Krieges, wie überhaupt jedes zwischen den kriegführenden Theilen bisher bestandene rechtliche Verhältniß aufhöre, auch die Respectirung des Eigenthums zu Ende, daß alles feindliche Eigenthum herrenlos sei. Die völkerrechtliche Praxis hat diese Grundsätze indeß dahin eingeschränkt, daß, falls nicht eine nachweisbare militärische Nothwendigkeit die gewaltsame Wegnahme oder im alleräußersten Falle die Plünderung gebiete, das Eigenthum des feindlichen Bürgers auch in Feindesland zu schonen sei. Jedoch das nur beiläufig, denn wir sprechen speciell von der Occupation des Territoriums und da ist der Grundsatz unbestritten, daß nur dasjenige Gebiet als occupirt gilt, welches der einbrechende Feind wirklich besetzt und seiner Gewalt unterworfen hat, wie denn auch Artikel 1 der Brüsseler Declaration (vom 27. August 1879) über die Kriegssatzungen und Kriegsgebräuche besagt: „Un territoire est considéré comme occupé,

lorsqu'il se trouve placé de fait sous l'autorité de l'armée ennemie. L'occupation ne s'etend qu'aux territoires ou cette autorité est établie et en mésure de s'exercer." Aber nur das Land, der (physische) Boden kann occupirt werden, nicht der Staat selbst oder die Staatsgewalt, gleichviel wie primitiv der eine oder die andere ist: nur in der Form der Verwaltung kann man sich der Staatsgewalt bemächtigen. „L'Etat occupant — sagt Artikel 7 der Brüsseler Declaration — ne se considérera que comme administrateur et usufructuaire des édifices publics, immeubles, forêts et exploitations agricoles appartenant à l'Etat ennemi et se trouvant dans la pays occupée." Die wirkliche Erwerbung der Staatsgewalt kann nur kraft eines Titels erworben werden, der überhaupt nach allgemeinen Grundsätzen persönliche Rechte auf einen Dritten überträgt. Erst durch die vollständige Besiegung des Gegners verwandelt sich der durch die Waffen errungene Besitz in völkerrechtliches Eigenthum, ob dasselbe nun auf einem Friedensschluß beruhe oder auf der Unmöglichkeit ferneren Widerstandes. Bis dahin, sagt schon Hugo Grotius vom Sieger: „Possessionem habet, jus non habet," und das gilt nach der Theorie und Praxis des Völkerrechts auch heute noch: die Kriegs-Occupation ist eine blos den Besitz begründende Thatsache, so weit und so lange sie ausgeübt wird, das Recht aber auf das occupirte Territorium wird erst durch die einverständliche oder unabwendbare Succession in das Recht des bisherigen Territorialherrn geschaffen . . . Aber, wird man fragen, wie ist es bei der Kriegs-Occupation herrenlosen, d. h. keiner anerkannten Autorität unterworfenen Gebietes? Hier, wo es sich um barbarische und dem Völkerrecht ganz unzugängliche Horden handelt, hier decken sich der Besitzerwerb und der Eigenthumserwerb, hier ist die vollzogene Occupation das allein Entscheidende. Das moderne Völkerrecht hat übrigens in dieser Beziehung festere Principien gewonnen, denn es definirt den Krieg als den Kampf eines Staates mit einem andern mittelst einer hierzu ermächtigten und ausgerüsteten Streitmacht und darin liegt schon das Merkmal einer gesitteten Kriegführung, und ein bellum solenne et justum, von der Staatsgewalt mit legitimen Streitkräften und moralisch statthaften Mitteln unternommen, muß auch der Colonialkrieg sein.

Fassen wir auch bei der Kriegs-Occupation das Gesagte zusammen, so ergiebt sich, daß auch bei ihr erst die — hier aus einer Reihe von Kriegshandlungen bestehende — körperliche Besitzergreifung die Besitzerwerbung vermittelt, daß ferner die Staatsgewalt absolut nicht occupirt, sondern nur im Wege der Rechtsnachfolge, der Succession, erworben werden kann, daß endlich in der Regel der Friedensschluß den provisorischen Besitzstand in rechtliche Herrschaft umwandelt und nur im Kampfe gegen Völkerschaften, die ein europäisches Vertragsrecht nicht kennen, die vollständige Unterwerfung den Rechtstitel für die Herrschaft bietet, vorausgesetzt, daß ihr die europäische Staatengemeinschaft die Anerkennung nicht versagt.

Wir kommen jetzt zur colonialen Occupation. Die Römer kannten den Eigenthumserwerb durch Cultivirung herrenlosen Landes nicht; das erklärt sich einfach aus dem Sclaventhum. Aber mit der Ausbreitung des Christenthums wurden die Hinweise auf das Arbeitseigenthum immer zahlreicher und mit der steigenden Entwickelung volkswirthschaftlicher Grundsätze befestigte sich die Lehre, daß die Urbarmachung unwirthbarer Landstriche die Besitzergreifung des ganzen herrenlosen Landes in sich schließe und daß jede Macht, deren Staatsangehörige die Cultivirung solcher Gebiete in Angriff genommen, dort die Schutzhoheit erwerbe. Und was bis dahin Brauch und Herkommen gewesen, hat die Generalacte der Congo-Conferenz bezüglich der Küsten Afrikas zum internationalen Recht erhoben. Der Congo-Staat ist die bedeutendste Schöpfung der occupatio colonica. Die „Afrikanische Gesellschaft" hat aus unscheinbaren Anfängen ein Staatswesen aufgerichtet, das, unter das Protectorat Belgiens gestellt, von allen seefahrenden Mächten Europas anerkannt ist und eine werthvolle Errungenschaft der geographischen Wissenschaft und der Culturarbeit in ihrer Wechselbeziehung zur Entwickelung der Staaten darstellt.

Für die coloniale Occupation dürften also die folgenden völkerrechtlichen Regeln maßgebend sein. Durch Culturarbeit, sofern in derselben ein gewisses Maß von Vorbereitung, Kraftaufwand und Beharrlichkeit zu Tage tritt,[1] wird herrenloses Gebiet erworben und die Besitzergreifung erscheint hier wesentlich als eine auf die Dauer veranlagte Ausübung des Eigenthumsrechts an Grund und Boden durch seine Bearbeitung; da aber diese Occupation naturgemäß nur durch eine Reihe auf einander folgender Acte sich vollzieht, so kann das Völkerrecht, zur Vermeidung von Verwickelungen, eine Verständigung der occupirenden Macht mit den übrigen Colonialmächten fordern.

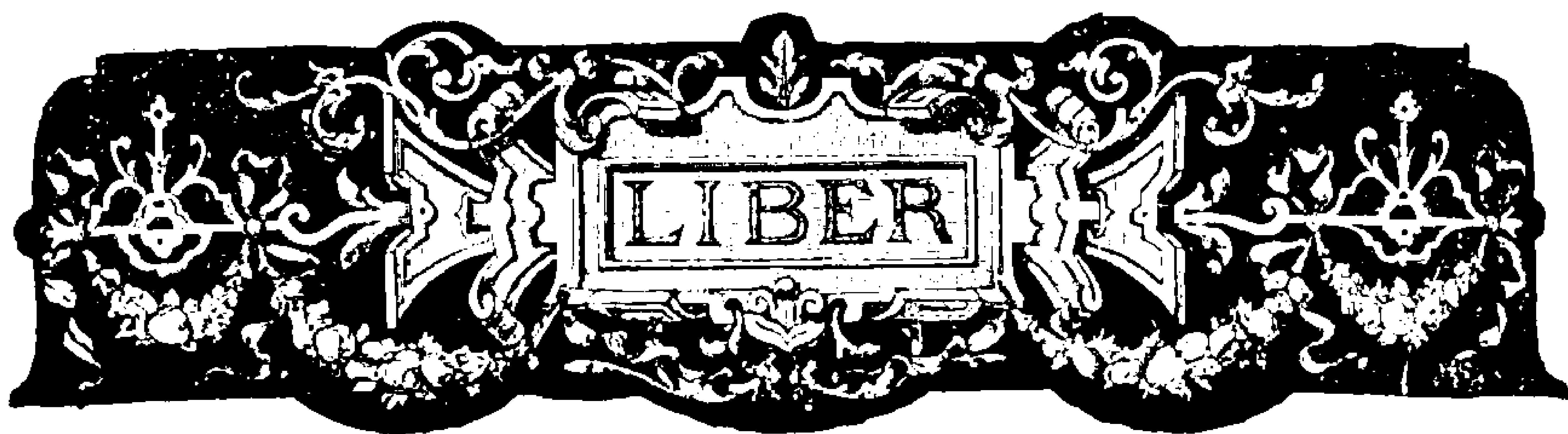
Uns bleibt jetzt nur noch der Colonialerwerb durch Vertrag zu erörtern übrig, die vertragsmäßige Erwerbung der Gebietshoheit über freistehende Territorien: wir sagen „Gebietshoheit" und nicht „Souveränität", denn die Souveränität eines Staates besteht in seinem ausschließenden Selbstbestimmungsrecht und sie reicht über das Staatsgebiet (denken wir an Vasallenstaaten, Schutzstaaten 2c.) hinaus, während die Gebietshoheit sich wohl als die Herrschaft über das Staatsgebiet charakterisirt, aber dieses Gebiet nicht überschreitet. Wie wird nun diese Gebietshoheit erworben? Nach dem römischen Privatrecht konnten unkörperliche Sachen nicht durch Occupation erworben werden und das Völkerrecht acceptirte diesen Grundsatz; aber es konnten unkörperliche Sachen und also auch Hoheitsrechte mit occupationsfähigen Objecten so eng verbunden sein, daß eine Scheidung unmöglich war, und so kam für den Kriegsfall der Satz zur Geltung, daß jene unkörperlichen Sachen wohl nicht in abstracto, jedoch in concreto, d. h. dann occupirt werden könnten, wenn sie als das Accedens einer körperlichen Sache zu betrachten: mit dem occupirten Grund und Boden wird, beispielsweise, die ihm etwa anklebende Servitut occupirt, obgleich sie für sich allein nicht occupirt werden kann. Daraus leitete man nun den Rechtstitel für den Erwerb der Gebietshoheit her, man folgerte, daß die Occupation irgend eines dominirenden Gebietspunktes auch den Erwerb der Gebietshoheit auf dem gesammten Beherrschungsraum in sich schließe.

Dieses fictive Imperium rief auch den großen völkerrechtlichen Streit über die Freiheit der Meere in's Leben. Allerdings wurde im positiven Völkerrecht erst in Folge der bewaffneten Neutralitäten anerkannt, daß eine absolute Herrschaft zur See nicht zu statuiren sei, aber eine beschränkte Gebietshoheit wurde doch auch hier anerkannt, die Beherrschungs-Möglichkeit eines Seegebietes von der Küste aus genügte zur Begründung der Gebietshoheit. Im Uebrigen sind die Regeln des internationalen Seerechts (die Flagge deckt das Schiff, die Mannschaft und die Waare 2c.) in das Colonialrecht übergegangen und auch der Grundsatz war in Geltung, ein Staat, der in fremden Welttheilen Erwerbungen zu machen im Sinne habe, müsse das durch die Entfaltung einer Flagge auf dem festen Lande kundgeben. Allerdings aber begründet dieses noch so solenne Aufziehen der Flagge — wir haben das schon weiter oben bemerkt — noch nicht die vollzogene Occupation; es hat nur die Bedeutung, daß die betreffende Macht die Gebietshoheit erwerben will und sich das Präventionsrecht sichere, oder daß diese Macht, falls sie die Gebietshoheit schon besitzt, sie auch in Zukunft aufrecht zu erhalten gesonnen sei. Eine völkerrechtlich unanfechtbare Gebietshoheit setzt vielmehr, den Fall unbedingter Ergebung auf Gnade und Ungnade ausgenommen, einen besonderen Rechtstitel voraus, es muß außer dem Factum der Occupation noch etwas Anderes vorhanden sein, damit die Herrschaftsrechte der Eingeborenen auf die fremden Colonisten übergehen. Meistens ist dieses „Andere" ein angebotenes und angenommenes Protectorat — der Protector tauscht für den von ihm zu gewährenden Schutz gewisse maritime und handelspolitische Vortheile auf dem Schutzgebiet ein und man geht darüber hinweg, daß das Protectorat durchgehends aufgezwungen wird — oder es tritt in der Form eines Kaufvertrages auf, der freilich regelmäßig aller Bedingungen eines gültigen Vertrages vom Standpunkte des Privatrechts entbehrt, wie denn beispiels-

weise die Expedition Israels im Congoland die Quadratmeile Landes für Waaren im Werthe von 12 Mark erwarb, der König der Zulus für einen ihm in die Augen stechenden Säbel an die Firma Lüderitz Alles hergab, was sie verlangte, dieselbe Firma für Geschenke im Werthe von 50 Pfund Sterling von den Häuptlingen im Hinterlande der St. Lucia-Bai 60 000 Acres Land einhandelte, — gerade dieses Geschäft brachte den Plan des Agenten Einwald zur Reife, von St. Lucia quer durch Süd-Afrika bis Angra Pequena vorzudringen und dem Deutschen Reich durch das Aufhissen der deutschen Flagge den Handelsweg zu sichern —, endlich der König von Kambodscha das Protectorat der französischen Republik sehr unfreiwillig für einen Jahrestribut von 60 000 Pfund Sterling erkaufte, die er dann durch schwere Zölle wieder hereinbrachte. Und noch einen dritten und vierten Rechtstitel für die Erwerbung der Gebietshoheit resp. des Protectorats finden wir im Colonialrecht, die Willenserklärung der eingeborenen Bevölkerung — von dieser „freiwilligen" Willenserklärung datirt das französische Protectorat über Tahiti — und endlich die Neutralisirung von herrenlosen, unter keiner anerkannten Herrschaft stehenden unabhängigen Gebieten. Fast alle Colonialverträge entbehren dessen, was das Völkerrecht sonst zur Rechtsgültigkeit eines Vertrages fordert, und dazu kommt, daß in diesen Verträgen sehr häufig über ein Recht verfügt wird, das längst, wenn auch nur in „geheimen" Verträgen — und auch diese, wenn ihre Existenz zu erweisen, erkennt das Völkerrecht als rechtsverbindlich an — anderweit vergeben ist. Aber allerdings ist neuestens ein Correctiv gegen ein offenbar rechts- und völkerwidriges Vorgehen geschaffen, seit der Grundsatz zur Geltung gekommen, daß die Gesammtheit der civilisirten Staaten sich berufen erklärt hat, ein völkerrechtliches Mandat zu Gebietserweiterungen zu ertheilen und daß keine wesentliche Territorialveränderung zulässig ist, ohne daß die anderen interessirten Staaten davon verständigt wären und zugestimmt hätten. Vielleicht daß in nicht ferner Zukunft eine allgemeine internationale Verständigung über die rechtlichen Bedingungen des vertragsmäßigen Colonialerwerbs erzielt wird, aber bis dahin bleibt in dieser Richtung das von den Beschlüssen der Congo-Conferenz nicht berührte Völkerrecht in Geltung, welches in den folgenden Grundsätzen gipfelt:

Die Gebietshoheit wird weder durch Occupation noch durch Kriegseroberung, sondern nur im Wege der Rechtsnachfolge (durch Uebertragung oder Abtretung 2c.) erworben. Die territoriale Besitzergreifung ist zu ihrer Erwerbung nicht erforderlich, aber der Erwerb ist dritten Staaten gegenüber nur wirksam, wenn er durch fortgesetzte Hoheitsacte erkennbar gemacht wird; in jedem Falle muß das Vertragsdocument den Bedingungen des europäischen Völkerrechts entsprechen; eine früher erworbene und bekannt gemachte Gebietshoheit begründet ein Präventionsrecht in dem betreffenden Machtbereich und schließt alle anderen Colonisations-Versuche aus; jeder Staat endlich hat die Ausdehnung einer bereits erworbenen Gebietshoheit den andern Colonialmächten, damit dieselben entweder dagegen protestiren können oder sie als völkerrechtlich begründet anerkennen müssen, zur Kenntniß zu bringen.





Illustrirte Bibliographie.

Stiche und Radirungen von Schongauer, Dürer, Rembrandt in heliographischer Nachbildung nach Originalen des Königlichen Kupferstich-Cabinets zu Berlin mit begleitendem Text von J. Janitsch und A. Lichtwark. Berlin, G. Grothe'sche Verlagsbuchhandlung. Erster Theil.



Die Kunst der Vervielfältigung wird ihren Beruf erst dann ganz erfüllt haben, wenn sie bei mäßigen Herstellungskosten eine dem Original möglichst nahe kommende Nachbildung herstellen wird, so daß die Kunstschätze vergangener Jahrhunderte, ähnlich wie die Werke der Dichter und Denker, allgemeine Verbreitung im Volke finden und so auf den Geschmack der Gesammtheit bildend werden einwirken können. Zwar eine „Universal-Bibliothek" oder ähnliche Unternehmungen, wie sie der Buchhandel mit Erfolg hervorbringt, und deren weitgehender Einfluß gar nicht hoch genug zu schätzen ist, wird die reproducirende Kunst kaum schaffen. Der Apparat, der hier in Bewegung gesetzt werden muß, ist zu vielgestaltig, als daß etwas Aehnliches auch nur angestrebt werden könnte. Aber innerhalb der Grenzen, welche den reproducirenden Künsten und somit der Verbreitung des Kunstwissens durch eigene Anschauung durch die Natur des Gegenstandes gesteckt sind, sind wir in den letzten Jahren außerordentlich fortgeschritten, und einen Höhepunkt dieses Fortschreitens erblicken wir in der Veröffentlichung von Janitsch und Lichtwark.

Schongauer und Dürer sind Künstler, deren Gesammtwirksamkeit sich der rechten Beurtheilung entzieht, sobald man nicht auch die Kenntniß ihrer Stiche und Radirungen hat. Ganz besonders gilt das Gesagte von Schongauer. Durch seine Gemälde hat er trotz der hohen Kunst, die schon seine Zeitgenossen anerkannten, indem sie ihn „pictorum gloria" nannten, keine bedeutende Einwirkung auf spätere Jahrhunderte gehabt. Seine Stiche dagegen fanden die allerweiteste Verbreitung und Nachahmung. — Schongauers Name war eine Zeit lang fast ganz vergessen. Erst in der Gegenwart ist er sozusagen wieder neu entdeckt worden, und seine Blätter werden jetzt mit den höchsten Preisen bezahlt. Durch die vollendet schönen Nachbildungen von sieben hervorragenden Werken seines Grabstichels — die in dem zweiten Theile durch fünf andere noch ergänzt werden sollen — empfangen wir einen klaren Einblick in seine Thätigkeit. Die Blätter sind alle ohne Daten, und wir sind daher nur auf die inneren Eigenschaften der Arbeit angewiesen, wenn wir den Versuch machen, dem Entwickelungsgange des Meisters zu folgen. Aber man braucht nur zwei Blätter, wie „Die Verkündigung" und „Die Flucht nach Aegypten" zu vergleichen, um wahrzunehmen, daß

das letztere zu den unvollkommenen Jugendversuchen, das erstere zu den vollendetsten Werken gereifter Kunstfertigkeit zählt. In der „Flucht nach Aegypten“ ist die Technik noch wenig entwickelt, und die Figur des Joseph, die nah an die Carricatur streift, beeinträchtigt die Wirkung des Ganzen bedeutend. In der „Verkündigung“ erscheint Schongauers künstlerische Individualität entschieden gefestigt und sein technisches Können in seiner höchsten Entfaltung: „Von der mehr zeichnerischen Behandlung der Frühperiode ist er übergegangen zur rein stecherischen, womit das Vorwalten der Kreuzschraffirung Hand in Hand geht; er wendet sich ab von dem oft schroffen, Gewaltsamen und bevorzugt immer mehr das Milde und Anmuthige.“ In den beiden Gestalten der „Verkündigung“, in welchen Jugendlichkeit und Jungfräulichkeit in sanfte Wechselbeziehung treten, kommen diese Vorzüge am glücklichsten zur Geltung. Selbst in seinem hervorragendsten Blatte „Die große Kreuztragung“ fehlt diese Ausgeglichenheit noch. Die große Bedeutung dieses Werkes liegt in der großartigen Composition, in der Energie der Charakteristik und in der Tiefe der Empfindung. Es ist in dieser Hinsicht das bedeutendste Kunstwerk, das Deutschland im 15. Jahrhundert hervorgebracht hat. Daß es auch von den Zeitgenossen so geschätzt wurde, beweist die vielfache Nachahmung von den ersten Meistern. Dürers „Kreuzschleppung“ in der großen Holzschnittpassion und Raphaels „Kreuztragung“ (spasimo di Sizilia) stehen in der Grundidee wie in vielen Einzelheiten im engsten Zusammenhange mit Schongauers Werke. Vergleichen wir Dürers Blatt, das unter den hier reproducirten eines der vorzüglichsten ist, mit Schongauers, so erkennt man leicht, was der jüngere Meister mit dem älteren gemein hat und was sie unterscheidet. Sowohl die Gesammtanordnung als die Hauptgruppe zeigen Berührungspunkte. Den Mittelpunkt bildet Christus mit dem Kreuze beladen, dem rechts ein Scherge voranschreitet. Hier wie dort bildet sich der Zug unmittelbar vor dem Thore. Auf beiden Darstellungen kniet links die heilige Veronika. Die Gegenüberstellung der edleren Typen des Heilandes und seiner Anhänger und der Carricaturen seiner Verfolger ist beiden Meistern gemeinsam. In der Auffassung der Hauptperson weicht Dürer jedoch von seinem Vorgänger ab. Bei Schongauer zeigt das Antlitz Christi die schmerzentstellten Züge: er ist der Dulder. Bei Dürer weist er mit einer leisen Handbewegung die heilige Veronika zurück, als



Rembrandt's Selbstbildniß.
Aus: J. Janitsch u. A. Lichtwark. Stiche und Radirungen 2c. Berlin, G. Grothe'sche Verlagsbuchhandlung.

ob er sagen wollte: Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weint über Euch selbst und über Euere Kinder. Offenbar ist durch diesen kleinen Unterschied dem Vorgange eine allgemeinere Bedeutung beigelegt, er erhält dadurch eine in's Epische hineinspielende Größe, während Schongauer der Lyriker bleibt. Aus dem Jahre 1514, das man von jeher als einen Wendepunkt in dem Entwickelungsgange des deutschen Meisters betrachtet hat, bietet uns die vorliegende Sammlung „Maria an der Mauer" und den „Heiligen Hironymus im Gehäus (Zelle)". Das letztere Bild ist in perspectivischer Hinsicht außerordentlich interessant und lehrreich. — Von den sogenannten Temperamentbildern bietet die Sammlung die „Melancholie". Natürlich fehlt auch „Ritter, Tod und Teufel" nicht.

In Rembrandts Werke waltet allerdings die malerische Thätigkeit vor, aber seine Stiche und Radirungen bilden keinen geringwerthigen Bestandtheil seiner Gesammtleistung. Die Manier des Helldunkels überträgt er auch auf die Producte seines Grabstichels und erzielt damit die schönsten malerischen Wirkungen. Wir gedenken an dieser Stelle von den 13 Blättern, die uns geboten werden, im Besonderen nur seines Selbstbildnisses. Rembrandt hat gegen hundert Selbstbildnisse hinterlassen; sie verdanken ihre Entstehung weniger der Eitelkeit als dem Bestreben des Künstlers, an sich selbst die verschiedensten Beleuchtungseffecte, die Wirkung der mannigfaltigsten Costüme zu studiren. „Rembrandts Kopf," sagt W. Bode, „war weder anziehend noch malerisch. Die runde Kopfform, die kleinen grauen Augen, die in eine etwas knollige Spitze auslaufende Nase geben seiner Erscheinung einen fast gewöhnlichen Ausdruck, den erst die durch manche Schicksale ausgearbeiteten Züge des Alters verlieren sollten." Unser Selbstportrait zeigt eine gewisse Verwegenheit in der Haltung, welche hervorgerufen wird durch die ungezwungene Stellung, durch die Lage der rechten Hand in den Busenfalten und durch das reiche phantastische Gewand. „So vortheilhaft hat Rembrandt seine Erscheinung kaum jemals gegeben." Zugleich ist dieses Selbstbildniß in stecherischer Beziehung eines seiner vollendetsten Werke. Der Schimmer des Fleisches wie der Glanz der Prachtstoffe und der leichte Fall des Haares sind mit gleicher Fertigkeit gegeben. Daß die Herausgeber uns auch die Möglichkeit bieten, Rembrandt als Landschafter zu beurtheilen, verdient Dank, denn er wird gerade in dieser Beziehung nicht recht gewürdigt.

Das gemeinsame Werk von Janitsch und Lichtwark verdient in der Anlage wie in der Ausführung aller Einzelheiten die höchste Anerkennung. A. V.

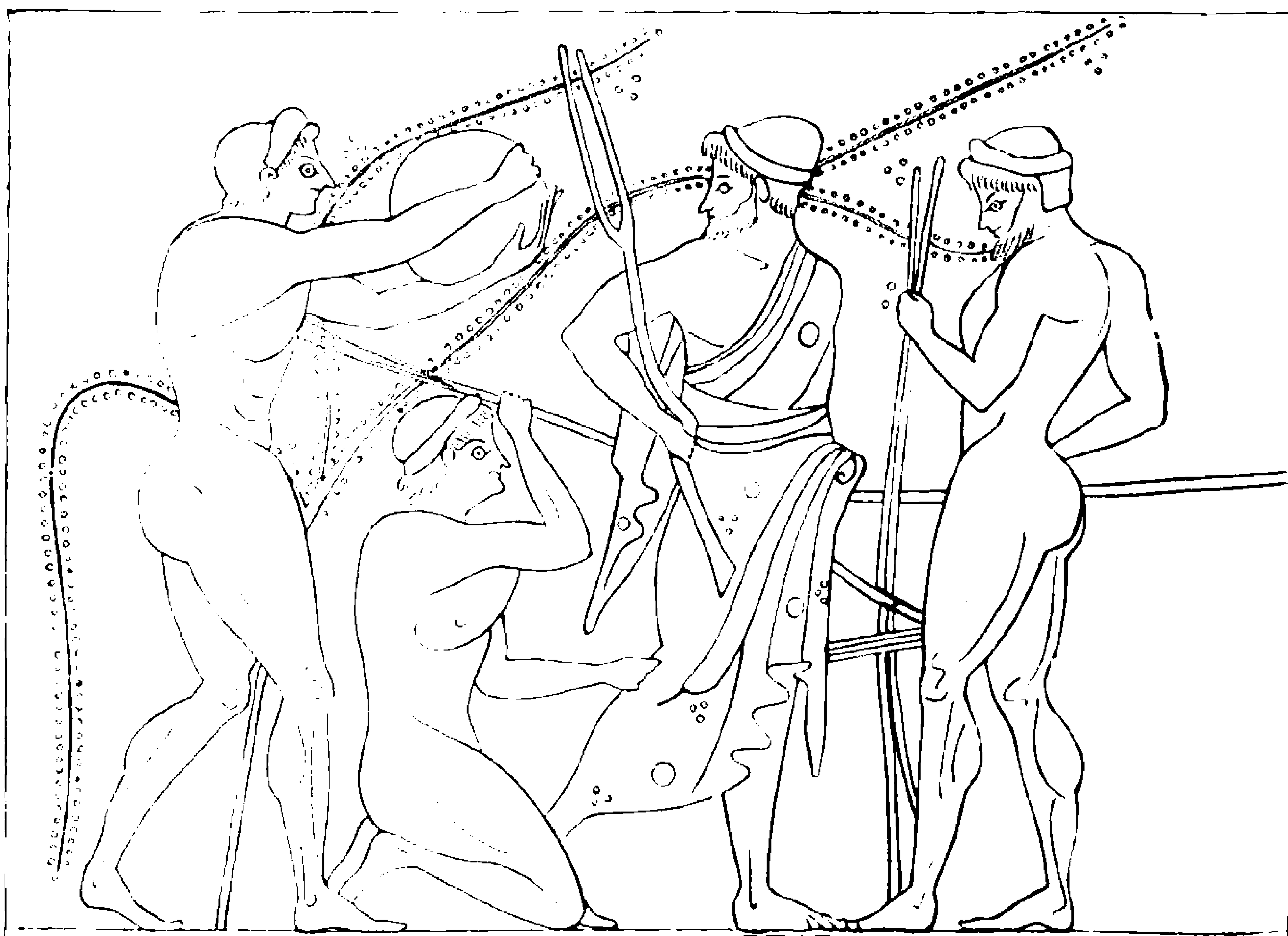
Olympia. Das Fest und seine Stätte. Von Adolf Bötticher. Nach den Berichten der Alten und den Ergebnissen der deutschen Ausgrabungen. Mit 95 Holzschnitten und 21 Tafeln in Kupferradirung, Lichtdruck, Lithographie etc. Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin, Verlag von Julius Springer.

Schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts sprach ein französischer Gelehrter die Vermuthung aus, daß der Boden des alten Olympia reich an Kunstschätzen sein müsse, die durch planmäßige Ausgrabungen gewonnen werden könnten. In Deutschland erfaßte denselben Gedanken zuerst Winckelmann. Immer wieder wurde dann von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daß man bei Ausgrabungen in Olympia auf sichere Erfolge rechnen dürfe. Einige Versuche aber, die mit unzureichenden Mitteln gemacht wurden, verliefen entweder resultatlos oder wurden bald wieder aufgegeben. Dem neu erstandenen deutschen Reich war es vorbehalten, diesen von Gelehrten und Kunstfreunden lang gehegten Wunsch zu verwirklichen und die in Olympia verborgenen Schätze zu heben. Ernst Curtius gebührt das Verdienst, an maßgebender Stelle mit Eifer und Erfolg für den Plan einer Ausgrabung in Olympia gewirkt und die Ausführung desselben ins Werk gesetzt zu haben. Mit verhältnißmäßig geringen Mitteln wurde in sechsjähriger Ausgrabungsarbeit (1875 bis 1881) der ganze heilige Bezirk von Olympia, die sogenannte Altis, vollständig freigelegt. Es ist noch in frischer Erinnerung, mit welchem Jubel die glückverheißende Nachricht von der Entdeckung der Nike des Paeonios, einem der ersten Funde, begrüßt wurde, mit welch lebhaftem Interesse die Gebildeten nicht nur Deutschlands sondern der ganzen civilisirten Welt das deutsche Unternehmen begleiteten, mit welcher Spannung die Aus-





Wagenlenker. Archaische Bronzefiguren, gefunden in Olympia. Krieger.



Uebungen im Diskoswerfen. Amphora der Feoli'schen Sammlung.
Aus: Bötticher, Olympia. Berlin, Julius Springer.

grabungsarbeiten verfolgt wurden. Die Ergebnisse der Ausgrabung waren überraschend. Sind auch viele der ehemaligen Kunstdenkmäler Olympias für immer verloren und besteht der Gewinn zum größten Theil nur in Bruchstücken, so übersteigt doch die Summe des Gefundenen bei weitem das, was man zu erlangen gehofft hatte. „Es fanden sich 130 mehr oder minder wohlerhaltene Statuen, Reliefs etc. in Marmor, dazu etwa 1500 Fragmente; an Gegenständen in Bronze betrug die Zahl bereits 1879 mehr als 7000 und stieg zum Schlusse auf 13 000. Terracotten fanden sich 1000, Münzen 6000, Inschriften 400 nebst 600 Inschriftfragmenten." Die größte Bereicherung erfuhr durch die olympischen Funde unsere Kenntniß der antiken Architektur und Plastik. Zahlreiche bisher vorhandene Lücken in der Geschichte der griechischen Architektur wurden durch die Aufdeckung der Baudenkmäler in Olympia ausgefüllt, Vermuthungen und Anschauungen, die nicht genügend begründet waren, wurden bestätigt oder berichtigt. Skulpturen haben sich in Olympia aus den verschiedensten Zeitperioden gefunden, von den ältesten Erzeugnissen orientalischen und archaischen Stils bis zu den Leistungen der römischen Zeit. In den Giebel-Skulpturen am Zeustempel gewannen wir ein Seitenstück zu den Skulpturen des Parthenon in Athen und ein wichtiges Mittelglied zwischen der noch alterthümlichen Kunst der äginetischen Giebelgruppen und der hellenischen Kunst auf ihrem Höhepunkt in den Skulpturen des Phidias. In der Nike des Paeonios und im Hermes des Praxiteles haben wir jetzt zwei wohlbeglaubigte Originalwerke von Meistern aus der klassischen Periode der griechischen Plastik. Die Verarbeitung der Ergebnisse der Olympischen Ausgrabungen im Einzelnen wird die Archäologen und Kunsthistoriker noch lange beschäftigen. Aber auch das Interesse des gebildeten Laien-Publikums ist noch nicht erkaltet. Beweis dafür ist der Erfolg des Bötticher'schen Buches. Nachdem die Olympischen Funde in einem gelehrten fünfbändigen Werke veröffentlicht waren, das sich naturgemäß an die Archäologen wandte, unternahm es Adolf Bötticher, der als Architekt sich in hervorragenden Weise an den Ausgrabungen betheiligt hatte, in einer für weitere Kreise bestimmten Darstellung die Hauptergebnisse des in Olympia Gewonnenen zusammenzufassen. Der Verfasser hat diese Aufgabe in meisterhafter Weise gelöst. Der Leser erhält ein vollständiges



Archaisches Ornament in orientalischem Stil, gefunden in Olympia.
(Die Fläche zerfällt in vier Bildstreifen: 1. Adler. 2. Greifen. 3. Fliehender Kentaur, von Herakles verfolgt. 4. Orientalische Artemis, zwei gebändigte Löwen in den Händen haltend. Aus: Bötticher, Olympia. Berlin, Julius Springer.

und klares Bild von der Lage und der Geschichte Olympias, von der Festfeier, den Ausgrabungen, ihren Ergebnissen und ihrer Bedeutung für die Geschichte der antiken Kunst. Die Darstellung ist populär, verständlich und fesselnd. Aber obwohl der gelehrte Apparat vollständig ausgeschlossen ist und wissenschaftliche Streitfragen nur kurz berührt werden, so findet doch auch der Fachmann vielfache Belehrung und Anregung.

Das Buch erschien zuerst am Ende des Jahres 1882. Schon nach Verlauf von kaum drei Jahren hat sich das Bedürfniß einer neuen Auflage herausgestellt. In dieser ist der allgemeine Charakter des Buches gar nicht, der Umfang nur wenig verändert. Im Einzelnen ist vielfach nachgebessert und man erkennt, daß der Verfasser die inzwischen erschienenen Arbeiten fleißig benutzt hat. Dies zeigt sich besonders in der Behandlung der Schatzhäuser (S. 206 ff.), die nach den neuesten Forschungen umgestaltet wurde. In der Erklärung der Skulpturen am Ostgiebel des Zeustempels ist der Verfasser auch jetzt der Treu'schen Anordnung gefolgt, doch werden auch die abweichenden Ansichten von E. Curtius und von Kekulé erwähnt. Den Hauptvorzug der neuen Auflage bildet die starke Vermehrung der Illustrationen. R. Bohn's Rekonstruktion von Olympia ist jetzt in Radirung wiedergegeben. Außer zahlreichen Holzschnitten, besonders architektonischen Illustrationen, sind hinzugekommen ein Lichtdruckbild des von Grüttner modellirten Zeustempels mit der Ostgiebelgruppe nach der Wiederherstellung von E. Curtius (Tafel VIII) und vier vorzügliche Radirungen von der Hand Ludwig Otto's: der in's Knie gesunkene Gigant vom Giebel des Schatzhauses der Megarer, die Atlasmetope vom Zeustempel, der Kopf des Hermes des Praxiteles und eine weibliche Statue aus der römischen Zeit. L. C.



Löwenkopf aus Terracotta (aus römischer Zeit), gefunden in Olympia.
Aus: Bötticher, Olympia. Berlin, Julius Springer.

Hermann v. Helmholtz' Vorträge und Reden.

Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Die früher unter dem Titel „Populäre wissenschaftliche Vorträge" herausgegebenen Aufsätze von Helmholtz sind vor einigen Monaten in einer neuen, bedeutend vermehrten Auflage erschienen und haben nunmehr den geeigneteren Titel „Vorträge und Reden" erhalten. „Populär" in dem allgemein gebräuchlichen Sinne des Wortes waren auch die in der früheren Sammlung veröffentlichten Vorträge kaum zu nennen. Denn wenn auch, wie der Verfasser betont, ihnen allen, wie den neu hinzugekommenen gemeinsam bleibt, daß sie Versuche sind, die Ergebnisse mathematischer, naturwissenschaftlicher oder speciell physikalischer Forschung einem Kreise von Zuhörern und Lesern mitzutheilen, deren Studien nicht gerade in dieser speciellen Richtung gelegen haben, so setzen sie doch eine eingehendere Bekanntschaft mit naturwissenschaftlichen, besonders physikalischen Anschauungen und Begriffen voraus, als sie bei der Mehrzahl derer angetroffen zu werden pflegt, die sich mit „populären" wissenschaftlichen Darstellungen beschäftigen.

Es giebt wohl kaum eine zweite Wissenschaft, die für die Culturentwickelung, besonders der jetzigen Zeit, von so hoher Bedeutung ist wie die Physik, in der aber auch gleichzeitig die Unwissenheit der „Gebildeten" auffälliger ist als gerade hier. Telephon und Telegraph, Bogenlicht und Glühlicht sind zwar heut täglich gehörte Schlagworte, aber Worte, von deren thatsächlicher Bedeutung nur wenige eine richtige Vorstellung haben, und die sich überdies ja nur auf die Lehre von der Elektricität beziehen. In den anderen Gebieten der Physik aber sind die Kenntnisse des großen Publikums noch geringer, denn hier stehen derartige Schlagworte nicht auf der Tagesordnung, und daher kommt es auch, daß selbst ein Instrument, wie z. B. der Augenspiegel, unter hundert Laien kaum einem bekannt ist. Die gewöhnlichsten fundamentalen, physikalischen Begriffe sind den meisten von ihnen völlig fremd, und daraus resultirt naturgemäß gänzliche Unwissenheit in der Wirksamkeit selbst solcher physikalischer Apparate, die sie täglich und stündlich vor Augen haben und benützen. Für solche Leser, denen diese fundamentalen Begriffe gänzlich fremd sind und die trotzdem einen wissenschaftlichen Vortrag ebenso mühelos wie einen Roman lesen zu können hoffen, sind die Helmholtz'schen Vorträge nicht geschrieben, denjenigen aber, für die das Verlangen nach naturwissenschaftlicher Belehrung nicht blos eine Art von Amüsement, sondern ein geistiges Bedürfniß ist, und die vor mathematischen und mechanischen Begriffen nicht zurückschrecken, wird das Helmholtz'sche Buch eine unversiegbare Quelle geistigen Genusses sein.

Obwohl die „Vorträge und Reden" kein systematisches Ganze bilden, so umfassen sie doch das gesammte Gebiet der Physik, und nur ein Forscher, der wie Helmholtz in jedem einzelnen dieser Gebiete selbst bahnbrechend gewirkt hat, vermag überall mit solcher Klarheit und Anschaulichkeit die verwickelten Begriffe und Gesetze zu erläutern und concretes Leben gewinnen zu lassen, wie es hier geschehen ist. Die nothwendigen, streng wissenschaftlichen Definitionen und Sätze sind dabei mit so prägnanter Kürze und Schärfe und in doch so leicht verständlicher Fassung ausgesprochen, daß es unbedingt eine dankenswerthe und sich selbst reich belohnende Arbeit wäre, dieselben systematisch zusammenzustellen, um denen, die Sinn und Verständniß dafür haben, einen vollendeten Führer „durch das wenig anmuthige Feld mathematisch-mechanischer Begriffe" an die Seite zu geben. Auf diese Weise würde sich eine umfassende Sammlung von mustergültigen Begriffsentwickelungen aus sämmtlichen Gebieten der Physik und gewissen Gebieten der Erkenntnißtheorie ergeben, eine Sammlung, die geeignet wäre, die zwar unbegründete, aber allgemein verbreitete Furcht der Laien vor der exacten Wissenschaft schneller zu verscheuchen, als dies selbst das beste Lehrbuch vermöchte.

Dauernde Anregung und Belehrung werden die Helmholtz'schen „Vorträge und Reden" Jedem bieten, der überhaupt Verständniß für Naturwissenschaft hat, in erster Linie aber natürlich dem, dessen Studien speciell in diesem Gebiet liegen: dem Naturforscher und Mediciner.   A. B.

Mimik und Physiognomik.

Bekanntlich äußern sich Leidenschaften und Gemüthsstimmungen in den menschlichen Gesichtszügen auf ganz bestimmte, Jedem verständliche Weise, aber obgleich (wie Darwin constatirt hat) „derselbe Seelenzustand durch die ganze Welt mit merkwürdiger Gleichförmigkeit ausgedrückt wird" und obgleich (wie die plastischen Werke des Alterthums beweisen) die Mimensprache, diese stumme Sprache des Geistes, von jeher dieselbe gewesen ist, hat man sich bis vor Kurzem vergeblich bemüht, ihre Gesetze zu ergründen, wie denn z. B. der große Physiologe Johannes Müller, der sich mit diesem Gegenstande eingehender beschäftigt hat, erklärt, daß „die Beziehungen der Gesichtsmuskeln zu besonderen Leidenschaften gänzlich unbekannt sind."

Dr. Theodor Piderit in Detmold scheint es sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, das Problem zu lösen, und hat schon 1858 eine kleine Schrift (Grundzüge der Mimik und Physiognomik) veröffentlicht, in welcher bereits alle die leitenden Principien niedergelegt waren, die er dann 1867 in seinem größern Werke: „Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik" ausführlicher entwickelt hat.

Diese bahnbrechende Arbeit hat seiner Zeit die allgemeinste Anerkennung gefunden, nicht nur bei Fachgelehrten, sondern auch bei den Künstlern, für welche die vom Verfasser selbst angefertigten, sehr instructiven schematischen Zeichnungen eine sichere Anleitung bieten, jeden beliebigen Gesichtsausdruck in seinen charakteristischen Grundzügen correct darzustellen.

Jedem, der sich mit dem Gegenstande ernst beschäftigt hat, ist der Name des Autors bekannt, und der beste Beweis für den dauernden Werth seines Werkes ist, daß jetzt, nach 18 Jahren, eine neue und wesentlich verbesserte und vervollständigte Auflage*) derselben erschienen ist. Während die erste Auflage, vorzugsweise im Interesse der Künstler, möglichst populär gehalten war, ist nun in dieser Neubearbeitung die wissenschaftliche Tendenz mehr zur Geltung gekommen, doch wird durch die ungemein klare Darstellungsweise jedem aufmerksamen Leser, auch ohne anatomische und physiologische Vorkenntnisse, das Verständniß so erleichtert, daß ihm die großen Schwierigkeiten der Aufgabe kaum zum Bewußtsein kommen, und mancher sich vielleicht wundern wird, daß man eine so einfache und scheinbar selbstverständliche Lösung des Problems nicht längst gefunden hat. Von den zahlreichen Ergänzungen, durch welche diese zweite, und in gründlichster Weise von Neuem durchgearbeitete Auflage bereichert ist, machen wir beispielsweise auf den interessanten Abschnitt über das Lachen und Weinen aufmerksam, sowie auf den Nachtrag zu der literarischen Einleitung, in welchem u. A. das Darwin'sche Werk „Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen" kritisch beleuchtet wird. Darwin stellt, um die mimischen Muskelbewegungen zu erklären, die Hypothese auf, daß vor undenklichen Zeiten unsere thierischen Vorfahren diese Bewegungen als zweckdienlich in ihrem Kampfe um's Dasein häufig gebraucht, allmählich sich angewöhnt und auf ihre jetzigen Nachkommen vererbt haben, obgleich diese Bewegungen für uns längst vollkommen zwecklos geworden sind. Piderit dagegen sucht die mimischen Gesichtsmuskelbewegungen aus der innigen, thatsächlich bestehenden Wechselbeziehung zwischen Seelenleben und Sinnesthätigkeit herzuleiten, und wer unbefangen die ebenso seltsamen wie gezwungenen Schlußfolgerungen Darwins prüft, wird zugeben müssen, daß der große englische Forscher sich hier auf einem Irrwege befindet, und der Erklärungsweise Piderits sich anschließen, dessen schematische Zeichnungen überdies den augenscheinlichsten überzeugendsten Beweis für die Richtigkeit seiner theoretischen Grundsätze geben.

Ein ganz besonderes Verdienst hat sich der Verfasser nun aber auch noch dadurch erworben, daß er mit allen physiognomischen Hirngespinnsten und Lavater'schen Phantasiereien gründlich aufräumt und dann feststellt, was an der Physiognomik Wahres und wissenschaftlich Brauchbares ist. „Physiognomische Merkmale (sagt er S. 165) darf man nur an den Theilen suchen, welche unter dem Einflusse der Seelenthätigkeit stehen. Diese Theile sind die Muskeln, und vorzugsweise die zahlreichen und beweglichen Muskeln des Gesichtes. Die vorübergehenden mimischen Bewegungen dieser Muskeln,

*) Mimik und Physiognomik von Dr. Theodor Piderit. Zweite neu bearbeitete Auflage. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung.

die mimischen Züge, werden durch häufige Wiederholung zu physiognomischen Zügen." Dieser Grundsatz wird nun im zweiten Theile mit einer Fülle scharfer und feiner Beobachtungen näher ausgeführt, zugleich aber auch auf die vielfachen Täuschungen hingewiesen, welche der Physiognomiker zu vermeiden hat, um sich nicht zu voreiligen und falschen Schlüssen verleiten zu lassen. So benutzt der Verfasser die Resultate seiner mimischen Untersuchungen, um auf dieser festen Grundlage mit streng logischer Consequenz sein System einer rationellen Physiognomik zu entwickeln.

Wir haben das fesselnd und mit vollkommener Beherrschung des Stoffes geschriebene Buch mit großer Befriedigung aus der Hand gelegt, und die Ueberzeugung gewonnen, daß wir dem Verfasser Grundlehren der Physiognomik verdanken, die von Andern wohl noch weiter ausgebaut, nicht aber in ihren Fundamenten erschüttert werden können. H. K.

Bibliographische Notizen.

Musikalische Literatur.

Jugendbriefe von Robert Schumann. Nach den Originalen mitgetheilt von Clara Schumann. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Schumann als Componist ist den Fachmusikern und der musikalisch gebildeten Laienwelt nach Gebühr bekannt; den Menschen Schumann kennen wir mehr seinen Eigenheiten, als seinen Eigenschaften nach, „da er sich nur Wenigen, nur seinen Liebsten, denen aber ganz und rückhaltlos erschloß". Die vorliegenden Briefe, die geeignet sind, diese Lücke auszufüllen, reichen von 1827—40, also vom 18. bis zum 31. Lebensjahre. Die ersten drei Briefe entstammen noch der Zwickauer Gymnasialperiode, die nächsten, zum großen Theil an seine Mutter gerichtet, zeigen uns den Leipziger und Heidelberger Studenten mit seinem tollen Humor, seinen häufigen tragikomisch geschilderten Geldverlegenheiten, seiner Anhänglichkeit an seine Familie und seinem steten Schwanken zwischen Poesie und Prosa, d. h. zwischen Musik und Jus. Die Entscheidung erfolgt bald. Nach Leipzig zurückgekehrt, tritt er in nähere Berührung mit dem Vater seiner nachherigen Frau, Friedrich Wieck. Der erste Brief an Clara Wieck ist vom 1. Februar 1831 datirt. In den nächsten Jahren mehren sich die Briefe, aber bis zum Jahre 1835 sind sie nur in freundschaftlichem Tone gehalten. Schumann verlobte sich mit Ernestine von Fricken, löste jedoch das Verhältniß im Laufe des Sommers 1835. Von dieser Zeit an sind sämmtliche Briefe, die allerdings nur im Auszuge mitgetheilt sind, an seine Clara gerichtet. Es sind Fragmente, aber trotzdem geeignet, dem Leser ein Bild zu geben von der Innigkeit des Verhältnisses zwischen den beiden Liebenden, welches, wie bekannt, von Claras Vater so wenig begünstigt wurde, daß Schumann schließlich sich genöthigt sah, die Vermittelung der Gerichte in Anspruch zu nehmen. — Es ist zu bedauern, daß aus gewichtigen Gründen, über deren Berechtigung oder Nichtberechtigung sehr schwer zu urtheilen ist, bei dem größten Theil der Briefe von vollständiger Wiedergabe hat abgesehen werden müssen; das vorläufig Dargebotene indeß enthält so viel des Interessanten, daß es als ein wichtiger Beitrag zur näheren Kenntniß der Entwickelung Schumanns in seiner Jugendperiode bezeichnet werden muß. eb.

Richard Wagner. Entwürfe. Gedanken. Fragmente. Aus nachgelassenen Papieren zusammengestellt. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit ist Alles gesammelt worden, was sich an literarischen Notizen und Skizzen in Wagners Nachlaß gefunden hat. Es sind allerdings nur Fragmente, aber diese Fragmente stehen in innigem Zusammenhange mit den gesammelten Schriften des Meisters. Ein von Hans von Wolzogen verfaßtes Inhaltsverzeichniß giebt genau und ausführlich alle die Stellen aus Wagners Werken an, welchen zu den nachgelassenen Gedankenspähnen in irgend einer Beziehung stehen. Im ersten Theil des splendid ausgestatteten Buches sind besonders bemerkenswerth die Materialien zu einem größeren Aufsatze: „Das Künstlerthum der Zukunft". Der zweite Theil „Persönliches" betitelt, wendet sich polemisirend gegen die Angreifer

Wagners und seiner Kunstansichten. Im dritten Abschnitt finden wir u. A. eine kurze Charakterisirung des Beethoven'schen cis-moll-Quartetts und ausführliche, höchst interessante Programme zum Vorspiel von „Tristan und Isolde", zur Einleitung des 3. Actes der „Meistersinger" und zum Parsifal-Vorspiel. Die vierte Abtheilung (Metaphysik, Kunst und Religion, Moral, Christenthum) stammt aus Wagners letzten Lebensjahren und bezieht sich zumeist auf die in den Bayreuther Blättern publicirten größeren Aufsätze. Den Schluß bildet ein fünf Seiten langes Fragment „Ueber das Weibliche im Menschlichen", welches als Abschluß zur „Religion und Kunst" bestimmt war, datirt vom 11. Februar, also zwei Tage vor dem Tode aus dem Palast Vendramin in Venedig. — Das Buch ist in erster Linie eine Ergänzung zu Wagners sämmtlichen Werken, aber es wird auch auf Alle, die über das Wesen der Kunst ernstlich nachdenken, in hohem Grade anregend und belehrend wirken. eb.

Concerte, Componisten und Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre 1870—1885. Kritiken von Ed. Hanslick. Berlin, Allg. Verein f. deutsche Literatur.

Ein reicher Sammelband von Kritiken, die zuerst in der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht wurden, aus der Feder einer so anerkannten Autorität, wie Hanslick es auf diesem Gebiete ist, verdiente an sich schon eine lobende Erwähnung, selbst wenn die einzelnen Artikel weniger elegant ausgearbeitet wären wie im vorliegenden Falle. Obgleich nur Wiener Aufführungen besprochen werden erfüllt das Buch vollständig seine Aufgabe, „ein Spiegelbild nicht blos der Wiener, sondern so ziemlich der gesammten Concertbewegung in den letzten 15 Jahren abzugeben," unschätzbares Material für jede künftige Musikgeschichte dieser Epoche, dessen „subjective Färbung" wir auch nicht entbehren möchten. Unter den besprochenen Werken kehren natürlich die Namen von Rich. Wagner, Brahms und Rubinstein am häufigsten wieder, nächstdem Liszt, aber auch Beethoven und Mozart nehmen eine hervorragende Stelle in dieser Wiener Musikchronik ein. Den „Orchesterconcerten" ist weitaus der meiste Raum gewidmet, manchem verdienstvollen, aber noch nicht allgemein bekannten Opus zum Nutzen, wie z.B. Anton Dvoraks „Slavischer Rhapsodie" (S. 245 f.). Dann folgen Kritiken über Oratorien und geistliche Musik, vorzüglich aber über Kammermusik: eine richtigere Würdigung konnten u. a. Brahms „drei Streichquartette" (op. 51) wohl kaum finden, als ihnen hier (S. 116 f.) zu Theil wird. Den Schluß jedes Jahresabschnitts bilden die im Verlaufe desselben aufgetretenen Virtuosen: ein nahezu vollständiges Verzeichniß der zeitgenössischen Musikkünstler, von den Geigern A. Wilhelmj und Pablo de Sarasate bis zur Harfenkünstlerin (um den Ausdruck „Harfenistin" zu meiden!) Therese Zamarra. — Noch sei eines Räthsels gedacht, das uns der Corrector des Buches aufgegeben hat: dasselbe umfaßt nämlich nach dem Titel die Jahre 1870—1885, nach der Vorrede des Verfassers aber den Zeitabschnitt 1870—1875 und schließt mit — 1884! fr.

Die Oper in ihrer kunst- und culturhistorischen Bedeutung dargestellt von Dr. August Reißmann, Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Wie fast alle Reißmann'schen Bücher beruht auch das vorliegende keineswegs auf gründlichen und umfassenden Specialstudien, sondern es ist lediglich eine Compilation dessen, was in andern Werken über diesen Gegenstand bereits wiederholt gesagt worden ist. Neues wird man weder im ersten Buche (Theorie der Oper), noch viel weniger aber im zweiten (Geschichte der Oper) finden. Von der älteren Periode (Monteverde bis Gluck) ist nicht einmal das berücksichtigt worden, was in jüngster Zeit an's Tageslicht gezogen wurde. Die Zeit von Gluck bis zu Wagner ist mindestens ebenso oberflächlich behandelt. Die weitschweifigen Inhaltsangaben allgemein bekannter Opern haben keinen anderen Zweck, als das Buch um einige Bogen stärker zu machen: man darf doch wohl voraussetzen, daß jedem gebildeten Musiklaien bekannt ist, was sich im Don Juan, in Figaros Hochzeit oder im Fidelio ereignet. Für den Musiker ist das Buch absolut werthlos; der Nicht-Musiker, dem es an Zeit und Gelegenheit mangelt, das in größeren Werken allenthalben Zerstreute sich mühsam zusammenzusuchen, mag es immerhin als Nothnagel gebrauchen, vorausgesetzt, daß er, wie es bei Reißmann leider so häufig nothwendig ist, die citirten Daten, Titel und ähnliche Kleinigkeiten mit vorsichtigem und argwöhnischem Auge betrachtet. eb.

Die Musik als Ausdruck. Von Dr. Friedrich von Hausegger. Wien, Verlag von Carl Konegen.

Der Verfasser, Docent an der Universität zu Graz, versucht, ausgehend von den epochemachenden Untersuchungen Helmholtz' u. A. und die physiologischen Phänomene bei Erzeugung des Tones (Lautes) in's Bereich seiner Betrachtungen ziehend, eine neue Grundlage für die Entstehung und Entwickelung der Musik zu finden. Nach seinen Deductionen ist der Urgrund der Musik der Lautausdruck, im Verständniß desselben findet er die Relation, welche in weiterer Ausbildung endlich zur Kunst führt. Das geistvoll geschriebene Werk ist streng wissenschaftlich gehalten und nicht allein für Musiker, sondern überhaupt für Alle berechnet, die ein tieferes Verständniß für die Kunst besitzen; es will nicht flüchtig gelesen, sondern sorgfältig studirt werden. Einzelnes, wie z. B. das auf Seite 160 über die sogenannte Programm-Musik Gesagte wird sicherlich von Seiten der dabei Interessirten nicht unangefochten bleiben. eb.

Die Freiheit des musikalischen Vortrages im Einklange mit Riemanns Phrasirungslehre. Von Dr. Carl Fuchs. Danzig, A. W. Kafemann.

Der Verfasser irrt, wenn er die Gesetze, nach welchen der rhythmische Vortrag und die sinngemäße Phrasirung eines Musikstückes erfolgt, als etwas durchaus Neues hinstellt. Es ist richtig, daß unsere Klassiker in der Anwendung rhythmischer Vortragszeichen nicht so ausführlich gewesen sind, als es uns jetzt nothwendig erscheint, aber man darf nicht außer Acht lassen, daß sie in erster Linie für gebildete Musiker schrieben, bei denen sie ein feines Verständniß für derartige Dinge voraussetzen mußten. Das Uebermaß von Vortragszeichen, mit welchem nach Dr. Fuchs' Ansicht jede Composition auszustatten ist, wird den Dilettanten nur verwirren und unsicher machen, der Fachmusiker aber, welcher sich streng daran bindet, geräth in Gefahr, bei der Reproduction sich seiner eigenen Ansichten zu entäußern und in's Schablonenhafte zu verfallen. Die Uniformität, welche aus einem solchen Verfahren entspringt, ist geeignet, jedes eigene Fühlen, jede selbständige, oft im Augenblicke hervortretende Inspiration zu vernichten: Künstler wie Rubinstein, deren geistige Potenz sich gerade in der Originalität der Auffassung am deutlichsten zeigt, müßten nach dieser Theorie schlankweg abgelehnt werden. Am wichtigsten scheint mir Capitel 7, welches über „Das Orchester als Organ der Phrasirung" handelt. Im Orchester muß die subjective Auffassung naturgemäß in den Hintergrund treten. Die Einheit, ohne welche eine gute Wiedergabe nicht denkbar ist, muß, um einen starken Ausdruck zu gebrauchen, zwangsweise vom Dirigenten durchgeführt werden. Strebsame Orchesterdirigenten werden aus Dr. Fuchs' Auseinandersetzungen großen Nutzen ziehen können. Das Werkchen, welches als Fortsetzung und Erweiterung des 1884 von demselben Autor herausgegebenen Buches „Die Zukunft des musikalischen Vortrages" zu betrachen ist, enthält überhaupt viel Anregendes und Interessantes. Eine endgültige Lösung der darin behandelten Fragen ist jedoch vor der Hand nicht denkbar. eb.

Richard Wagners „Parsifal". Verlag von Heinrich Heuschmann in Bayreuth.

Herr Heuschmann unternimmt es, in einer Reihe von Photographien Scenen aus Wagners Oper darzubieten. Die uns vorliegenden ersten Stücke enthalten drei Scenen aus dem ersten Acte des „Parsifal". Das schönste derselben illustrirt die Worte: „Sag', Knabe, erkennst Du Deine große Schuld? Wie konntest Du sie begehen?" Die Gruppirung auf diesem Bilde ist eine wahrhaft künstlerische und veranschaulicht auch Demjenigen, der die Festspiele in Bayreuth nicht mitgemacht hat, den Vorgang in vorzüglicher Weise. Für die Besucher der Festspiele werden diese Photographieen eine werthvolle Rückerinnerung und ein dauerndes Andenken bilden.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Amyntor, Gerhard von, Vom Buchstaben zum Geiste. 2 Bde. Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich.

Aus der Londoner Gesellschaft. Von einem Heimischgewordenen. Autorisirte Ausgabe. I. u. II. Auflage. Leipzig, Franz Duncker.

Béringuier Dr. Richard, Ausführliche Beschreibung der Feier zum 200jährigen Gedächtnisse des Edictes von Potsdam (29. Octbr. 1685), begangen von den französisch-reformirten Gemeinden in Brandenburg-Preussen, gewidmet den kommenden Geschlechtern zur 3. Säcularfeier. Berlin, Ernst Siegfried. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Bigot, Charles, Questions d'enseignement secondaire. Paris, Librairie Hachette & Co. 79 Boulevard Saint-Germain.

Brockhaus Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Heft 183—188. Leipzig, Berlin, und Wien, F. A. Brockhaus.

Deutsche Encyklopädie. Ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens. Lieferung 6 und 7. Leipzig, Fr. Grunow.

Donopp, Dr. Lionel von, Verzeichniss der Gräflich Raczynski'schen Kunstsammlungen in der Königl. National-Galerie. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Engelhorns allgem. Romanbibliothek. Zweiter Jahrgang Bd. 5. Die Socialisten Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Karl Horn. — Band 7. Adolf Wilbrandt, Der Wille zum Leben. Untrennbar. — Bd. 8. Die Illusionen des Dr. Faustino von Salera. — Band 9. Zu fein gesponnen von B. L. Farjeon. 1. Band. — Band 10. Farjeon, B, L. Zu fein gesponnen. II. Bd. — Bd. 11; Gift von Alexander Kielland. — Bd. 13. Georges Ohnet, Lise Fleuron. I. Band. Stuttgart, J. Engelhorn.

Enzberg, E. von, Kadettenlust, Kadettenleid. Humoristisches Tagebuch in Reimen aus Bensberg, Berlin und Lichterfelde, Stuttgart, Robert Lutz.

Euler, Ludwig, Der Commerzienrath. Original-Roman aus der Neuzeit. Würzburg, Druck und Verlag der Stahel'schen Univ.-Buch- u. Kunsthandlung.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. VIII. Unsere Künstler und die Gesellschaft. IX. Die Lectüre des Volks. Wien, Verlag von Carl Graeser.

Harmening, Ernst, Südslavische Volkslieder. Aus der Sammlung von Friedr. S. Kubač. Jena, Friedr. Maukes Verlag (A. Schenk).

Hellwald, Friedr. von, Frankreich in Wort, und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Production. Mit 455 Illustrationen. Heft 28/30. Leipzig, Verlag von Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Heiberg, Hermann, Eine vornehme Frau, Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich.

Hermann, Klaus, Der Naturalismus und die Gesellschaft von heute. Briefe eines Modernen an Jungdeutschland. Hamburg, Verlag von Hermann Grüning.

Hindersin, Friedrich von, Gedichte. Geschrieben in den Jahren 1878—1885. Leipzig, Commissions-Verlag von C. G. Naumann.

— Heinrich der Vierte. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Commissions-Verlag von C. G. Naumann.

Hoffmeister, Hermann, Wilhelm der Einzige. Ein Sang auf Deutschlands ersten deutschen Kaiser. Mit einem Titelbilde: Königin Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen von Paul Thumann. Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns' Verlag.

Jahresbericht des Deutschen Lesevereins an der K. k. Bergakademie in Leoben. Viertes Vereinsjahr 1884/1885. Leoben, im Selbstverlag des Vereins.

Jordan, A., Moderne Dioskuren. Humoreske. Cannstadt, Verlag von G. Ad. Stehn.

Kirchhoff, Alfred, Länderkunde der fünf Erdtheile, herausgegeben unter fachmänn. Mitwirkung. 2. und 3. Lieferung. Leipzig, Verlag von G. Freytag.

Kostomarow, N., Russische Geschichte in Biographien. Nach der 2. Auflage des russischen Originals übersetzt von W. Henckel. Liefg. IV. V. Leipzig, Verlag von Franz Duncker.

Kremer, Aug., Gedichte. Würzburg, Druck und Verlag der Stahel'schen Univ.-Buch- u. Kunsthandlung.

Landsdell, Henry, Russisch Central-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw. Dtsche. Ausgabe bearbeitet durch H. von Wobeser. Mit vielen Illustrationen im Text, vier doppelseitigen Tonbildern, Karte und Photographie des Verfassers, sowie einem einzeln käuflichen wissenschaftlichen Anhang, enthaltend Fauna und Flora von Russisch Turkestan und Bibliographie. Dritter Band. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Lauser, Dr. Wilh., Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen. Herausgegeben von der Section „Wien" des siebenbürg. Karpathenvereines. Wien, Verlag von Carl Graeser. Hermannstadt, F. Filtschs' Buchdruckerei (Kl. Krafft).

Meyers Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Dritter Band. Blattkäfer — Chimbote. Mit 25 Illustrationsbeilagen und 245 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Moser, Ernst. Sprüche, Sentenzen, Aphorismen und Epigramme lebender deutscher Dichter, Brünn, Druck und Verlag von Friedr. Irrgang.

Mustersammlung von Holzschnitten aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern. Lieferung 6. 7. 8. Berlin, Franz. Lipperheide.

Oertel, Prof. Dr. M. J., Ueber Terrain-Curorte zur Behandlung von Kranken mit Kreislaufsstörungen, Kraftabnahme des Herzmuskels, ungenügenden Compensationen bei Herzfehlern, Fettherz und Fettsucht, Veränderungen im Lungenkreislauf etc., insbesondere als Winterstationen in Süd-Tirol (Meran-Mais, Bozen-Gries, Arco). Zur Orientirung für Aerzte und Kranke. Mit 2 Karten von Bozen und Meran. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel.

Oetker, Dr. Friedr., Lebenserinnerungen. Bd. III. Aus dem Nachlasse herausgegeben. Cassel und Berlin, Verlag von Theodor Fischer.

Preuss, Wilh. H., Der vorgeschichtliche Mensch. Vortrag auf der zehnten Jahresversammlung des oldenburgischen Alterthumsvereins. Varel a. d. Jade, Verlag von Bültmann & Gerriets Nachf.

Reina, Calcedonio, Chiaroscuri. Versi. Catania, N. Giannota, Librajo Editor .

Revue internationale. Directeurs: Angelo de Gubernatis, Auguste Fantoni. Troisième Anné, tome neuvième, VI. Livraison 10. mars. 1886, Florence.

Rosengarten, J. G., The German Soldier in the Wars of the United States an Adress read before the Pionier-Verein, at the Hall of the German Society Reprinted from the United Service Magazine. Printed by J. B. Lippincott Company, Philadelphia.

Roskoschny, Dr. Hermann, Europas Colonien, Afrikas Ostküste und das Seengebiet. Nach den neuesten Quellen geschildert. Lieferung 39—49. Leipzig, Gressner & Schramm.
— Afghanistan und seine Nachbarländer. Der Schauplatz des jüngsten russisch-englischen Conflicts in Central-Asien. Nach den neuesten Quellen geschildert. Lieferung 14—21. Leipzig, Gressner & Schramm.

Schlosser's, Friedrich Christoph, Weltgeschichte für das deutsche Volk. Vierte Ausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Lief. 27—38. Berlin. Oswald Seehagen.

Schmidt, Dr. Albert, Grundriss der Geschichte der italienischen Literatur. Leipzig, Verlag von Herm. Hucke.
— Grundriss der Geschichte der niederländ. Literatur. Leipzig, Verl. von Herm. Hucke.

Schneideck, Gust. Heinr., Der Auszug nach Kahla. Eine Studentengeschichte. Jena, Verlag von Herm. Dabis.

Schröder, Dr. Richard, Glaube und Aberglaube in den altfranz. Dichtungen. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des Mittelalters. Erlangen, Verlag von Andreas Deichert.

Schwebel, Oskar, Sagen und Bilder aus Lothringens Vorzeit. Forbach, Verlag von Robert Hupfer.

Schweitzer, Ph., Geschichte der skandinavischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. I. Theil: Geschichte der altskandinav. Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Reformation. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Seibt, Prof. Wilh., Studien zur Kunst- und Culturgeschichte. III. Helldunkel 1. Von den Griechen bis zu Correggio. — 2. Adam Elsheimers Leben und Wirken. Mit Elsheimers Bildniss radirt von J. Eisenhardt. Frankfurt a./M., Verlag von Heinrich Keller.

Spielberg, Otto, Das Menschenideal und seine Erfüllung. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Springer, Rudolf, Kunsthandbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. Nachschlagebuch, enthaltend die Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Alterthumskunde etc. Vierte vermehrte Auflage. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Stackelberg, Natalie Freiin von, Aus Carmen Sylvas Leben. Dritte durchgesehene Auflage. Mit vier Bildern und einem Facsimile. Heidelberg, Carl Winters Univ.-Buchhandlg.

Sutermeister, Prof. O., Schwizer-Dütsch. Aus dem Canton Bern. 3. Heft, Lieferung 37. Zürich, Orell Füssli & Co.,

Toeche, Theodor, Leopold von Ranke an seinem neunzigsten Geburtstage 21. December 1885. Ansprachen und Zuschriften gesammelt. Als Manuscript gedruckt. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Treller, Franz, Gela. Ein Bild aus deutscher Vorzeit. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XII, Nr. 8. 9. 10. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer. Beilage zur Zeitschrift für Erdkunde.

Wendlandt, Wilhelm, Magnus. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Verlag von Funke & Naeter.

Wilhelmi's Nachschlagebuch. Kurzgefasstes Wörterbuch des Wissenswerthesten aus allen Gebieten zum Handgebrauch für Jedermann. 3.—17. Heft. Leipzig, Verlag von Wilhelmi & Kroll.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Professor Dr. W. Koner. 20. Bd., 4. 5. 6. Heft. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer.

Zettel, Karl, Dichtungen. Der „Ersten Klänge" dritte, vermehrte und veränderte Auflage. Mit einem Vorwort zur ersten Auflage von Dr. Herm. Lingg. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Zollern, Hans von, Die Rebellen. Historischer Roman. Zwei Bände. Zweite Aufl. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Die Königliche Akademie der Künste

feiert das Gedächtniß des hundertjährigen Bestehens ihrer Ausstellungen durch die am 15. Mai d. J. in Berlin zu eröffnende

Jubiläums-Kunstausstellung

für die der deutsche Kaiser das Protectorat und der deutsche Kronprinz das Ehrenpräsidium übernommen haben. Von Woche zu Woche gewinnt das im großartigen Stil angelegte Unternehmen deutlichere Umrisse. Der Schauplatz desselben ist das große, mit Park- und Gartenanlagen geschmückte Terrain am Lehrter Bahnhof mit dem darauf errichteten neuen und durch Umbauten erweiterten Landesausstellungs-Palast. Das Gepräge, das diese Kunstausstellung tragen wird, weist besondere Unterscheidungsmerkmale gegenüber den in den verflossenen Jahrzehnten in Deutschland und unter den übrigen Nationen in Scene gesetzten ähnlichen Veranstaltungen auf. Während in diesen nur das Schaffensergebniß der verflossenen Jahre vor Augen geführt wurde, soll hier in dem umfassenden Rahmen des hinter uns liegenden Jahrhunderts ein Gesammtbild deutscher Kunstübung aufgerollt werden: in sofern die verschiedenen, das künstlerische Leben durchziehenden Strömungen durch die Werke der hervorragendsten Meister dem Beschauer zum Bewußtsein gebracht werden, wird ihm ein interessanter Ueberblick über die deutsche Kunstentwickelung von den Tagen Friedrich des Großen an bis auf die Neuzeit geboten und die gleichzeitig zur Geltung gelangenden Schaffensergebnisse der übrigen Nationen auf dem Felde der Malerei und Plastik dürften durch diese Gegenüberstellung zu kunsthistorischen Parallelen in hohem Maße anregen. Daß dieses künstlerische Totalbild ein überaus mannigfaltiges sein wird, dafür leistet die große Zahl der bereits eingegangenen Anmeldungen für Kunstwerke ebenso Gewähr, wie die Zusammensetzung des Ausstellungs-Comités und der Jury-Gruppen aus hervorragenden Künstlern und Kunsthistorikern. Die hiernach für den Sommer in Sicht tretende Anziehungskraft, welche zweifelsohne diese großartige Veranstaltung auf die gesammte kunstliebende Gesellschaft des In- und Auslandes ausüben und der deutschen Reichshauptstadt aus allen Nationen zahlreiche Gäste zuführen dürfte, wird gesteigert durch mannigfache, ein hohes Interesse in Anspruch nehmende Schaustellungen, die zu der Kunstausstellung in Anschluß gebracht sind. Zunächst kommt hier in Betracht eine historische Sonderausstellung, welche in allen Arten der gegenständlichen Ueberlieferung ein interessantes Spiegelbild der friedericianischen Epoche des Preußischen Staats gewähren soll. In weiterer Folge drängen sich verschiedene Sehenswürdigkeiten auf dem Ausstellungsplatz zusammen. Hierher gehört ein den Namen „Kaiser-Panorama“ führender Bau mit Bildern und Scenen aus deutschen Colonien von der Hand hervorragender Berliner Künstler: sodann erheben sich auf dem sogenannten „klassischen Dreieck“ des Platzes die Nachbildung des Pergamon-Altars in Original-Größe und hinter diesem mit der ebenfalls in natürlicher Größe hergestellten Façade des Zeus-Tempels von Olympia das „Pergamon-Panorama“. Beide Bauwerke verdienen ein hohes Interesse der Kunstkreise, einmal insofern, als der Altar eine auf Grund der vorhandenen antiken Torsos ausgeführte Reconstruction des Gigantomachie-Frieses enthalten, der Zeustempel aber die großartige Wirkung der antiken Tempelarchitektur in der polychromen Erscheinung zum Ausdruck bringen soll. Die Erweiterung schattiger Parkanlagen, die Veranstaltung glänzender Costümfeste in hellenischem Charakter und musikalische Vorführungen werden dazu beitragen, der Reichshauptstadt eine bedeutende Anziehungskraft zu verleihen.



Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band.

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110 zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XXXVII. (April bis Juni 1886)

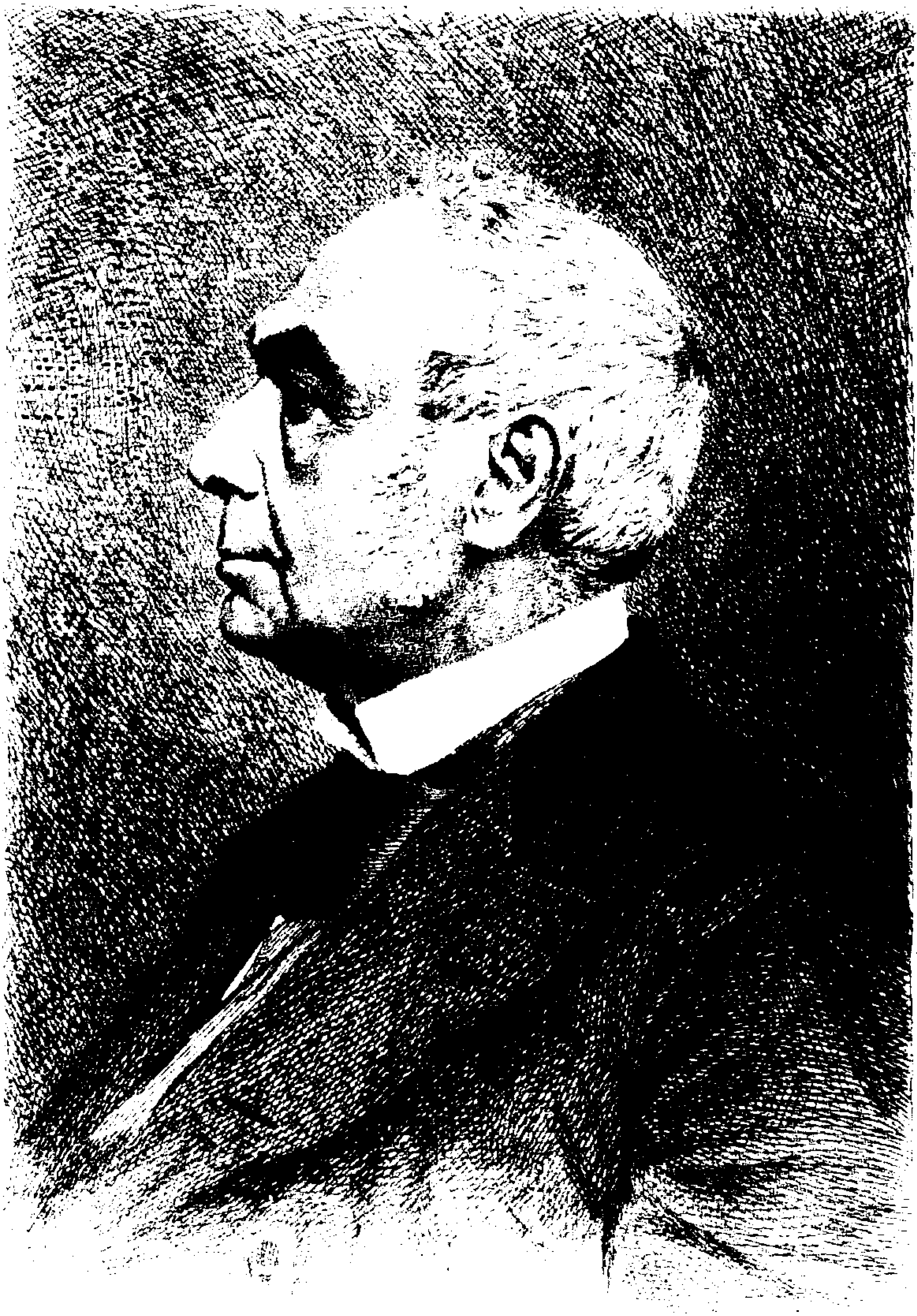
do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI. zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Dr. Eduard Simson,
Präsident des Reichsgerichts.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

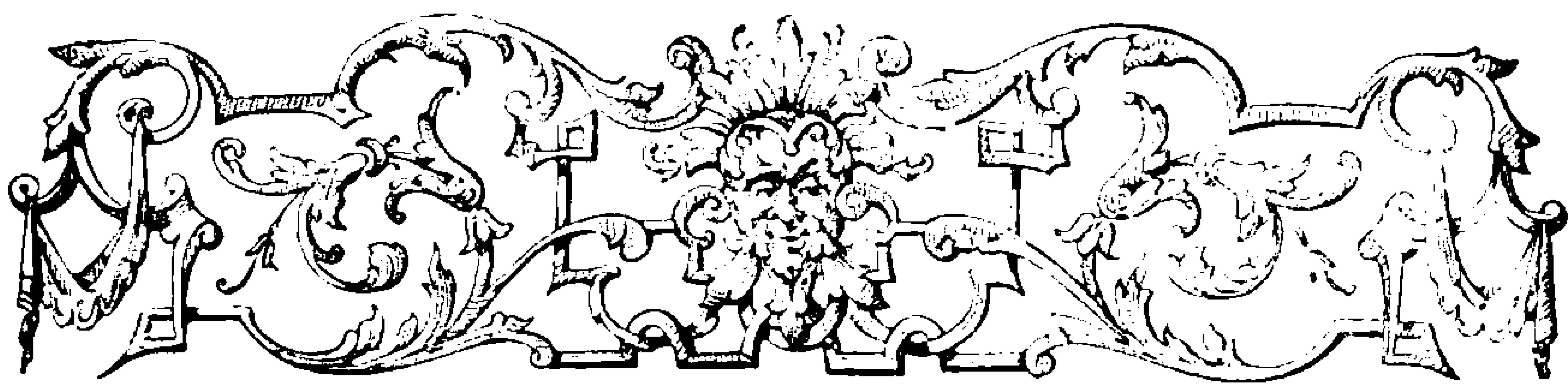
Paul Lindau.

XXXVII. Band. — Juni 1886. — Heft 111.

(Mit einem Portrait in Radirung: Eduard Simson.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Jacopone von Todi.

Novelle

von

Frieda Port.

— München. —

(Schluß).

he sich die Familie wieder an dem großen, nach dem Maße von Antonios Gastfreundschaft verfertigten Tische zusammenfand, ging Serafine noch in ihre Kammer, wo sie ihr Brautgeschenk gelassen hatte, und während dann zerstreute Gespräche geführt wurden, betrachtete sie es und schlug es oftmals auf.

„Laß mich doch das Büchlein sehen, das du nicht aus den Händen giebst," sagte Antonio.

Sie gab es ihm, und er bewunderte die schöne Schrift und die prächtigen Initialen und Miniaturen.

„Ist auch die Canzone darinnen, die Ihr gestern sangt, und ist immer nur von einer so schwärmerischen Liebe die Rede? Das kann euch Frauen gefallen."

„Die Canzone ist nicht darinnen," antwortete der Gefragte, „doch möchte ich heute die dritte und vierte Zeile derselben singen, welche ich gestern verschwieg."

Als Serafine zögerte, fragte Speronella, wie diese Verse lauteten.

„Der Liebe Sehnsuchtswünsche, die so leise
Mir im Gemüth von meiner Herrin singen,"

begann Jacopone und fügte dann im nämlichen Tone, in welchem er gestern den Anfang gesprochen hatte, hinzu:

„Sie sprechen oft mir von so hohen Dingen,
Daß der Verstand darüber wird verstöret."

„Nun, Euer Verstand scheint mir nicht Gefahr zu laufen,“ lachte Antonio. Auch seid Ihr nicht Alighieri, der unerhört blieb.“

„Und doch ist meine Gebieterin noch stolzer als Beatrice,“ sprach Jacopone, mit einer Miene, welche ein Wohlgefallen an ihrem Stolze zur Schau trug, denn Beatrice mußte versagen, Serafine aber erhört, und der Kühnste wagte nicht zu nehmen, was sie giebt.

In der That hätte man Serafine für das Bild des Stolzes und der Unnahbarkeit halten können, während in ihrem Herzen das Gefühl ihrer Liebe zu Jacopone mit der Erinnerung stritt, daß sie zu Benvenuto gesagt hatte, sie wünschte für ihn sterben zu können, und mit der wieder erwachenden Furcht, daß diese beiden Männer nicht neben einander stehen könnten, daß sie sich für den einen oder für den andern entscheiden müsse, so verschieden ihre Liebe zu den beiden war.

Als wüßten sie ihre Gedanken, waren Jacopone und Antonio wohl auf ihrer Hut, von den Eindrücken des heutigen Morgens zu sprechen, von dem Krieg, der bereits seinen Anfang genommen hatte und kaum mehr beizulegen war.

„Wo steht die Stelle,“ sprach Serafine aus dem Kampf ihres Herzens heraus, „in der es heißt, es töne durch den Jubel ein Schrei der Steine: Sterben mußt du, sterben!“

„Das sollst du heute nicht suchen!“ rief Speronella, dann sich an Jacopone wendend:

„Wie wohl Ihr unsere Tochter durchschaut habt, Ihr gabt ihr die edlen Steine als Schmuck eines Buches, mir müßte sie Antonio so überreichen, daß ich sie am Halse tragen könnte. Es ist fast schade um ihren Glanz.

„Serafine fragte wieder, und diesmal ruhig, nach dem bezeichneten Verse, Jacopone reichte ihr mit einem bittenden Blicke seine Rechte, sie gab ihm ihre Hand, und er hielt sie fest, während er mit der Linken mühsam im Buche blätterte und das, was er suchte, weder finden konnte noch wollte.

„Nun hat sie einen bessern Lehrer, als Benvenuto,“ scherzte Antonio.

„Wenn doch nur der Treffliche nicht vergessen wird!“ stimmte Speronella ein.

„Benvenuto vergessen!“ rief Serafine, und in einem Tone, der halb wie leidenschaftliches Flehen, halb wie Befehl klang: „Ihr werdet in Todi bleiben, Jacopone?“

„So lang Ihr wollt,“ erwiderte dieser mit einer Empfindung, als ob er sonst auf sie verzichten müßte.

Auch war er mit dem ehrgeizigen Gedanken nach Todi gekommen, aus dem Stellvertreter des Podestà auf ein Jahr zum dominus perpetuus der Stadt zu werden, wie das ja in Piacenza schon dem einäugigen Hubertus Pallavicini vor nicht langer Zeit gelungen war.

Einen Benvenuto zu finden, war er bei diesen Plänen freilich nicht vorbereitet gewesen, obwohl er vom Ruhme dieses Mannes gehört hatte.

Jacopone fing wieder an zu blättern.

Serafine neigte sich näher zu ihm, er deutete auf die Canzone, in welcher es heißt:

Sag ihr: Madonna, mit so fester Treue
Hing stets mein Herz an Euch,
Daß Euch zu dienen es allein begehrt,
Weil er von je der Eure ohne Reue.
Und glaubt sie dir nicht gleich,
So bitte, daß die Lieb' es ihr erkläret,
Demüthig flehe dann, bis sie gewähret
Verzeihung für dein Thun, das sie gekränket.
Ich will ja thun wie sie befiehlt und lenket,
Und für sie sterbend meine Treu' bekunden.

Während sie noch las, umfaßte er sie plötzlich und küßte sie so heiß, daß Serafine einen Schrei ausstieß vor Wonne und Schmerz.

„Nun hab' ich dich erkauft, nun bist du mein!" rief er und dachte dabei des Versprechens, das sie ihm abgezwungen hatte, daß er in Todi bleiben wolle. Auch ihr Schrei klang ihm noch in den Ohren, und er glaubte zu verstehen, was derselbe bedeutet hatte. Noch spät Abends beim Abschied aus der Empfindung, daß sie ihm nun in jedem Sinne gehöre und doch noch nicht gehöre, umfing und küßte er sie mit einer Leidenschaft, die sie beängstigte, die ihr fast häßlich schien.

Er aber stürmte, mächtig erregt von allem, was er an diesem Tage erlebt hatte, mit beflügeltem Schritt die Gassen Todis hinab, zwischen den hohen Mauern der massigen Häuser und der kriegerischen Familienthürme hin, die klar gezeichnet in den gestirnten Himmel ragten, bis er endlich in's Freie und an den Tiber kam.

Der frühlingsrasche Lauf des Flusses stimmte mit seinem voll hinströmenden Leben trefflich zusammen.

Er gab sich, mit dem Strome in die Wette laufend, eilend, gleichsam einem stolzen Zwiegespräch mit diesem Gleichgesinnten hin.

Seine Wünsche und Pläne wurden dabei zu berauschenden Phantasien, und die Wirklichkeit alles Erträumten war ihm fast schon mit Händen zu greifen, alles was er zu bekämpfen und zu überwinden hatte, stachelte ihn nur an und zerrann dann in nichts.

Wie um ihn noch höher zu entzücken, mündete nun auch die sandige Uferstrecke, durch welche er vorher einen schlechten Weg gehabt hatte, in einen kleinen Olivenhain; aber aus dem Bild köstlichen und siegesruhigen Friedens, das die Natur vor Jacopone ausbreiten wollte, trat im nächsten Augenblick Benvenuto.

Die beiden Männer blieben stehen, als müßten sie sich besinnen, ob

nicht etwa nur ihre Gedanken verkörpert vor ihnen ständen, dann erst begrüßten sie sich.

„Ihr dürft Euch nicht wundern, sagte Benvenuto, mich noch hier im Walde zu finden, da Ihr jetzt erst herabkommt. Doch wenn Ihr noch nicht bei unsern Oliven wart, so hattet Ihr Recht, die erste Stunde, die Euch blieb, wahrzunehmen. Aber wendet Euch um! Seht, wie die Stadt hinanklimmt, das Thal und den Fluß zu Füßen! Diesen nächtlichen Anblick einmal wieder zu haben, blieb ich heut so lange; mein Abendgang führt mich täglich an diese Stelle."

„Ihr suchtet die Einsamkeit; ich räume Euch das Feld," antwortete Jacopone und wollte sich entfernen.

„Bleibt!" entgegnete Benvenuto. „Laßt uns den eigenthümlichen Zufall, der uns hier zusammenführt, so betrachten, als ob er eine Gottesbestimmung wäre. Es ist auch ein Sinn darinnen, daß wir beide hier wachen, während die Stadt dort schläft."

„Laßt mich!" entgegnete Jacopone. „Ihr habt etwas Sanftes und Zwingendes in Eurer Rede, ich dagegen liebe es, rasch und offen dreinzufahren. Ihr möchtet mir das bald übel nehmen."

„Wie könnte ich!" entgegnete der andere," was geziemte besser Eurer Jugend und meinem Alter, was könnte zu besserem Einklang und zu größerem Wohle der Stadt zusammengestimmt werden."

Jacopone streifte den Sprechenden mit einem fragenden und argwöhnischen Blick.

„Ich liebe diese Stadt," begann dieser wieder und faßte seinen Begleiter am Handgelenk, wie um seiner Rede mehr Nachdruck zu geben und den Weg zum Herzen seines Zuhörers zu finden. „Sie ist mir nicht nur was die Vaterstadt jedem Bürger ist, sie ist mir auch was einem andern Manne Weib und Kind und das Haus ist, das er gegründet hat."

Jacopone wollte sich mit einer ungeduldigen Bewegung losmachen, aber Benvenuto ließ ihn nicht frei, sondern zwang ihn, seiner Rede Stand zu halten.

„So lang ich denke, hab ich meine ganze Kraft dieser Stadt gewidmet, und seit mehr als zwei Jahrzehnten ging jede Gefahr einer Spaltung glücklich an ihr vorüber. Und Ihr wißt, wie viel Blut in dieser Zeit durch innere Empörungen, wie durch das gewaltsame Abschütteln schlimmer Herren in allen Städten floß von den Alpen bis an das Meer, das Sicilien umfluthet. Ihr habt auch gesehen, daß wir nur des Tages warten, an welchem das große Reich neu gegründet wird, und daß uns nur die Erfüllung dieser Hoffnung zu unserm Glücke fehlt, nur die gewissere Aussicht, daß wir bald, nicht mehr allein stehend, sondern der Welt einverleibt, an großen und weittragenden Unternehmungen theilnehmen können.

„Nun bitt' ich Euch, Jacopone, dies Eine: Traut meinem Alter und meiner Erfahrung so viel, daß Ihr Eurer Jugend und Eurem Ungestüm die

Zügel nicht schießen laßt, nicht, ehe Ihr prüfen konntet, ob Todi voll Gedeihen ist, oder ob Ihr mit gerechtem Herzen mein Gegner sein könnt!"

„Ich bin nicht gekommen, Ermahnungen von Euch zu hören," sprach Jacopone gehalten, wandte der Stadt den Rücken und ging mit großen Schritten in den Wald hinein; Benvenuto mit ihm.

„Nein," sagte dieser, „aber ich benütze Eure Gegenwart, um Euch zu fragen, was Euer Absehn ist."

„Der Podestà Todis, oder wenn Ihr wollt, der Stellvertreter des Monaldo zu sein, wie ich gerufen ward," rief Jacopone mit dem ausbrechenden Zorn seines Gemüths und mit Spott in den letzten Worten.

Benvenuto ließ eine Pause eintreten, ehe er antwortete. Er sah, wie schwer es bereits für ihn wurde, das Herz seines Begleiters auf einer Bahn zu erhalten, die nicht zum Aeußersten führte.

„War's nicht ich, der die Veranlassung zu Eurer Erwählung gab?" fragte er, wieder einen langsameren Schritt einschlagend, dem Jacopone wider Willen und unwillkürlich nachgab. „Ich kenne die Gesetze unserer Stadt und weiß, daß die beiden obersten Häupter einander die Wage halten sollen, damit keiner seinen Willen zum Gesetz machen kann. Und daß ich in Euch einen Mann von kräftiger Eigenart neben mir haben würde, das sagte mir Euer Ruf."

„Meine Kraft," rief Jacopone, „war Euch willkommen, aber Ihr meintet, ich würde dieselbe in Euren Dienst stellen, und nun entsetzt Ihr Euch, daß Eure Berechnung mißglückt ist. Nun versucht Ihr, mich mit einschmeichelnden Worten nach Eurem Sinn zu lenken, und bietet jede Heuchlerkunst auf, um meine offenen Augen blind zu machen; denn Ihr denkt: sein Herz ist jung und läßt sich leicht umgarnen, es kennt die Welt noch nicht, Ihr aber mit Eurer Erfahrung macht daraus, was Ihr wollt. Aber ich beschwöre Euch, schweigt," rief der junge Mann, die Fäuste ballend, „denn ich habe mein Schwert am Gürtel."

„Auch ich," antwortete Benvenuto mit gleichmüthigem und festem Tone.

Darauf gingen sie lange und ohne zu wissen, daß eine Zeit verrann, stumm neben einander; Jacopone starrte gedankenlos in die Wellen, und Benvenuto sann nach, ob es nicht zum Unheil führen müsse, den Streit in dieser Stunde aufzunehmen.

Er sagte sich, daß Schweigen räthlicher wäre, aber das Verhängniß zwang ihn, wieder zu reden.

„Daß Ihr voll Argwohn seid," fuhr er deshalb fort, „sah ich heute Morgen aus Eurer Antwort auf meine Rede, mit welcher ich Euch als neues Glied unseres Gemeinwesens begrüßte, oder, wenn Ihr von Euch sagen wollt, was ich von mir nicht gern sage, als neues Haupt."

„Gewiß, als neues Haupt!" rief Jacopone. „Ihr saht schon, daß ich ein Mensch bin und nicht ein Heiliger, wie Ihr. Ich habe Macht zu

herrschen und die Begier zu herrschen; aber die feige Lüge ist mir verhaßt. Ihr seid zwanzig Jahre Stadtcapitän, ohne daß Ihr es wolltet, nur weil alle Andern es wollen. Glaubt nicht, daß ich Euch verhöhne, nur auf die Probe stellen will ich Euch. Ich folge Eurem Beispiel und suche die Liebe des Volks zu gewinnen. Als Ihr dasselbe thatet, könnt Ihr nicht weit über mein jetziges Alter gewesen sein. Wenn sich nun Eure Mitbürger gern mir ergeben, dann müßt Ihr, da Ihr ein Heiliger seid, der nicht herrschen will, der um seiner selbst willen nichts erstrebt, mir weichen, auf daß Todi glücklich sein könne. Wollt Ihr mir widersprechen?"

„Widersprechen?" sprach nun Benvenuto mit so starker und verwandelter Stimme, daß Jacopone zusammenzuckte und den Hochaufgerichteten anstarrte, „widersprechen nicht mehr, sondern Euch in den Weg treten — und Euch prophezeihen: So lange ich lebe, soll Euch das nicht gelingen!"

Jacopone schlug ein schallendes Gelächter auf.

„Nicht wahr," rief er höhnend, „geprüft zu werden ist Eure Tugend nicht gewöhnt, Ihr wollt blind bewundert sein wie von Serafine, meiner Braut!" Dabei sah er seinem Feind scharf in die Augen. In diesen blitzte für einen Moment ein Blick leidenschaftlicher Eifersucht auf, an welchem Jacopone sich weidete, als hätte er den Verhaßten in's Herz getroffen, dann sprach Benvenuto:

„Du bist der Knecht deiner Begierden und glaubst so reif zu sein, daß du eine Stadt leiten dürftest? Dein Ohr ist dem Rath verschlossen, deine Kraft deiner Willkür geliehen, du wärest als Tyrann entsetzlicher als nur Einer, der Unglück über die Menschen brachte!"

Sie hatten den Olivenwald längst wieder verlassen und blieben nun an einer engen Stelle des Tiberufers stehen. Niedere und kahle Berge erhoben sich zu beiden Seiten, und das milde Licht des Mondes war über ihnen.

Jacopone rang laut und schwer athmend nach Worten.

„Statt daß du mir alle Sünden vorwirfst, die du unter der Maske eines Gleisners verbirgst, laß uns grimmig um das kämpfen, was jeder von uns allein besitzen will! Wir stehen einander im Wege, und Einer muß weichen!" schrie er endlich und zog das Schwert. Auch Benvenuto hatte das seine gezogen.

„Hast du kein Gewissen," rief er, „oder bist so schlecht, daß deine wüsten Leidenschaften es ganz übertönen? Weißt du nicht, daß man den Ehrgeiz besiegen kann, und daß keiner zum Herrscher geboren ist ohne die Pflicht, sein persönliches Glück für nichts zu achten?"

„Ich soll es lieber dir überlassen, du Heuchler!" schrie Jacopone, sein Schwert zum Stoße erhebend.

Benvenuto wich zur Seite, dann begann der Kampf zwischen den beiden Männern.

Benvenuto, seines Herzens noch mächtig, suchte seinen Gegner hinzu-

strecken, ohne ihn doch tödtlich getroffen zu haben; Jacopone zielte mit rasender Wuth nur auf das Herz seines Feindes.

So drängten sie einander eine gute Strecke den Fluß hinunter, immer aus der Entfernung aufeinander eindringend mit ebenbürtiger Gewandtheit und Kraft.

Plötzlich aber stand die geschmeidige Gestalt Jacopones dicht vor Benvenuto. Zugleich erhob der junge Mann mit beiden Händen das Schwert und stieß es, ehe jener sich zur Wehr setzen konnte, in seine Brust.

Benvenuto stürzte zur Erde.

„Seht das Gottesurtheil!" rief Jacopone, wie um das Grauen zu verleugnen, das ihn ergriff.

Aber dasselbe wurde nur gesteigert, als Benvenuto in der nächsten Minute mit dem Wort des Erlösers: „Vergieb ihm, denn er weiß nicht was er thut!" und mit einem Blick reiner und milder Versöhnung verschied.

„Ich Elender!" stöhnte Jacopone zum Himmel auf.

Dann floh er vor sich selbst und vor der Wahrheit, die ihm immer in's Ohr schrie. „Was hast du gethan! Ich werde dich ewig verfolgen!"

„Feigling!" sagte er sich. „Der Weg der Herrschaft ist offen und du zögerst, ihn zu betreten?"

Aber wie er auch sein Haupt zurückwarf, und mit dem nackten, blutigen Schwert, das er noch in der Hand hielt, das Haupt eines jungen Piniensprosses, der ihm im Wege stand, abhieb, immer hörte er wieder die Worte, mit welchen Benvenuto in den letzten Minuten seines Lebens gehofft hatte, das Gewissen des Rasenden, mit dem er eins werden wollte, wachzurufen.

„Was du gesagt hast," antwortete Jacopone dem Todten, „ist gegen alle menschliche Natur. Wozu wären uns die Waffen gegeben, wenn wir damit nicht diejenigen abwehren sollten, die gegen uns auftreten. Was hast du für einen fremden Geist in mein Herz gebracht, unseliger Todter! Aber ich will ihn wieder abschütteln, und das behaupten, was ich mir im Kampfe mit dir schwer genug erstritten habe."

Als Jacopone begann, an die Bürger Todis zu denken, wandte er sich nach der Stadt zurück. Vielleicht würden sie sein Leben zur Sühne verlangen; er war weit entfernt, in dieser Möglichkeit ein Entsetzen zu sehen. Vielleicht aber würden sie ihm, wenn sie ihn gehört hätten, als einem neuen Herrscher von stolzerem Muthe zujauchzen. Ehe er an die Stelle kam, an welcher er Benvenuto tödtlich getroffen hatte, wollte er das Tiberufer verlassen, doch er bezwang den Schauder, der ihn ergriff, und ging am Flusse hin. Der Todte lag noch an der Erde. Als Jacopone das ernste, schöne Haupt und die mächtige Gestalt des Leichnams sah und betrachtete, wie das Blut den Mantel überströmt hatte, kam ihm zum erstenmal wie aus weiter Ferne der Gedanke an Serafine. Ein jäher Schreck durchfuhr ihn, doch zugleich auch der leidenschaftliche Entschluß, die Geliebte nicht aufzu-

geben, so lange ihm das Leben bleibe, und sich vor ihr zu rechtfertigen, auch wenn er vom Leben lassen müsse.

Im Bewußtsein, daß es fast unmöglich war, ihr wieder nahezukommen, nahm er gleichsam als erste That seiner Sühne den Leichnam auf seine Arme, um ihn in Benvenutos Haus zu tragen. Dieselbe Uferstrecke, denselben Olivenwald, welche beide vor wenigen Stunden neben einander gegangen waren. In den Ohren immer wieder alle Worte, die sie auf ihrem Wege getauscht hatten. Immer göttlicher der Sinn Benvenutos, immer teuflischer die That seines Feindes.

Und nun begann auch die Geliebte zu sprechen, die einst als Kind vier Stunden lang an dem Gartenpförtchen gewartet hatte, um diesen Todten zum Freund zu gewinnen. Wie lang würde sie nun warten müssen?

Der gewaltige Körper wurde den jungen Armen eine immer schwerere Last.

Jacopone trat aus dem Oelwald, und Todi lag vor ihm, ein dunkler Berg von Häusern, denn der Mond war untergegangen.

Sein Herz wurde von einer Qual zusammengeschnürt, deren ein Gott der Rache, wenn er sie sah, sich erbarmen mußte, oder unsere Gedanken haben darüber kein Urtheil. Keuchend schleppte er sich weiter. Da sah er aus der Stadt her Fackeln nahen. Sie bewegten sich langsam vorwärts, sich stets nach rechts und links ausbreitend, so daß es nicht zu verkennen war, daß ihre Träger sorgfältig nach etwas suchten. Es mußten Benvenutos Diener sein, die nach ihrem Herrn ausgegangen waren.

Als Jacopone der Gedanke aufstieg, er würde von diesen Knechten ergriffen und bewältigt werden, ließ er den Leichnam auf die Erde fallen. Dabei verhing sich sein Schwert in den Mantel desselben und in seiner fieberischen Hast wollte es ihm nicht gelingen, sich wieder frei zu machen. Als er aber sah, daß die Fackeln nun schnell und geraden Weges näher kamen, riß er sich gewaltsam los und stürzte zurück in den Oelwald, um zu beobachten, ob es wirklich die Diener Benvenutos wären, und ob sie ihren Herrn finden würden. Er setzte sich auf einen Baumstumpf, obwohl jene sich in der Richtung zu ihm her bewegten und er bereit sein mußte auf's Neue die Flucht zu ergreifen.

Da leuchtete der Aeußere aus der Reihe der Nahenden mit der Fackel ein wenig zur Seite, beugte sich dann zur Erde hinab und rief den Namen des Stiftsherrn. Die andern drängten sich um die Stelle, auf welcher Benvenuto lag und stießen mit den Geberden des Entsetzens und der Verzweiflung laute Klagen um den Todten aus. Von ihren Worten konnte Jacopone keines vernehmen, dennoch lauschte er vorwärts gebeugt den Tönen des Schmerzes und des Zornes, mit welchen diese kraftvollen, von dem ungleichen Licht ihrer Fackeln beleuchteten Gestalten die Nacht erfüllten. Endlich nahmen zwei den Leichnam in ihre Arme, und so zogen sie langsam der Stadt zu.

Die Zeit, welche Jacopone nun noch zögern mußte, um unbemerkt nach

Hause zu gelangen, wenn das überhaupt möglich war, verging ihm wie einem ungeduldig Wartenden.

Früher, als es ihm selbst räthlich dünkte, machte er sich auf, und je näher er der Stadt kam, desto gewisser schien es ihm, daß er alles in Aufruhr finden, und daß man ihn alsbald gefangen nehmen würde. Aber die tiefe Nacht der Gassen war ganz unbelebt, als er eintrat; er hörte nichts als seine hallenden Tritte. Erst aus dem Palazzo dell' Officio kam, eben als er dem Thürhüter klopfen wollte, der Bargello mit den Gerichtsdienern, die um diese Zeit die Runde machen mußten. Der Bargello redete seinen Podestà an, doch dieser gab keine Antwort, was dem Manne aber kaum sonderlich auffallen konnte, da Jacopone gegen seine Untergebenen stets von herrischem Wesen war. Keiner der Diener war wach, so konnte er sein Lager aufsuchen, ohne der Pein einer weitern Begegnung ausgesetzt zu sein. Er warf sich auf dasselbe, und wachte unter wühlenden Gedanken den Tag und die Zeit des Handelns heran.

Auch Serafine konnte den Tag kaum erwarten. Fast eine Stunde, ehe sie die Messe zu hören pflegte, war sie schon zum Ausgehen bereit, aber sie ging, als die langen Minuten endlich alle verronnen waren, nicht durch den Garten, durch welchen man einen näheren Weg nach dem Dom hatte, sondern durch das große Thor des Hauses, und eilte die Straße entlang bis zum Palast Benvenutos. Sie mußte die erste sein, ihm zu sagen, daß sie Jacopones Braut war, so schwer ihr das Geständniß fallen mochte, denn ein Geständniß erschien ihr diese Mittheilung Benvenuto gegenüber. Sie wollte ihm, dem sie von jeher von jeder Regung ihres Herzens Rechenschaft gegeben hatte, sagen, wie alles gekommen war, daß sie aber nie zu Glück und Frieden gelangen könne, wenn die Verbindung mit Jacopone sie ihrem bestem, ihrem höchsten Freunde entfremde. Sie fühle wohl, daß die beiden einander nicht verstünden, und sei unselig darüber, aber sie sei gewiß, daß sie sich endlich vereinigen müßten, da Jacopone wie Benvenuto großherzig sei — Benvenuto solle sich ihrer erbarmen, auch wenn sie es vielleicht nicht verdiene — sie wisse nicht mehr, was gut und böse sei — ein Wirbel habe sie erfaßt und fortgerissen, und sie bedürfe ihres Lehrers jetzt mehr als je, auch Jacopone bedürfe seiner.

Ihr Herz war zerrissen und voller Angst. So gelangte sie an das Thor des Stiftsherrn und pochte heftig. Die Dienerin Monna Tessa öffnete ihr. Sie hatte rothgeweinte Augen. Serafine legte ihr die Hand auf die Schulter; es ergriff sie, daß auch diese litt, und mit einem milden Tone, in den sie ihr Mitleid legen wollte, sagte sie: „Laß mich hinauf gehen und sage deinem Gebieter, ich sei schon so früh gekommen, ich müsse ihn bitten, mir einen Rath zu geben."

Nun brach die Alte in Schluchzen aus und rief: „So wißt Ihr nicht, daß er todt ist?"

„Monna!“ rief Serafine wie beschwörend, dann flog sie die Treppe hinan in das Gemach, in welchem Benvenuto auf einem Bette lag.

An der Thüre blieb sie stehen. Eine Furcht vor dem Tode, der ihr nie so nah getreten war, der jähe Wechsel — dem lebenden Benvenuto hatte sie noch vor einer Minute zu beichten gedacht, hatte vor seinem Tadel gezittert und doch auf seine Milde gehofft — nun lag eine Leiche vor ihr — das alles erfüllte sie mit solchem Grauen, daß noch kein Schmerz in ihr aufkam. Doch blickte sie unablässig auf den ihr so fremd gewordenen Freund.

Sie trat leise näher. Als sie die Hände des Todten ansah und bedachte, daß diese Hände die ihrigen nie mehr drücken würden, übermannte sie das ganze Weh ihres Unglücks, und ihre Seele erwachte aus der ersten Betäubung. O wie verwaist sie war! Und doch war er jetzt noch bei ihr. Sie kam ganz nahe und küßte seine Hand. Als sie die Lippen auf die Todeskälte drückte, wollte sie wieder zurückschrecken, aber sie nahm sich Muth, legte ihre Hand auf die seine und kniete nieder neben seinem Lager. So lange sie sein Antlitz noch sehen konnte, sollte niemand sie von dieser Stelle wegreißen.

„Es kommt die Nacht, die kein Licht mehr hat,“ dachte sie.

Ein Geräusch an der Thür schreckte sie auf, Monna Tessa stand dort und wartete, ob der Liebling ihres Herrn sie nicht befragen würde. Von seiner Wunde konnte das Mädchen nichts ahnen, da man den Todten in sein kostbarstes Ordensgewand gekleidet hatte.

„Wann, wie ist er gestorben?“ fragte Serafine.

„Er wurde ermordet, am Tiber, unweit des Olivenwaldes.“

„Ermordet?“ rief Serafine, und stand auf ihren Füßen — „wer —?“

Die Alte machte eine geheimnißvolle Bewegung, nahm Serafine an der Hand und führte sie in die nächste Kammer. Dort holte sie unter den blutbefleckten Kleidern des Todten eine Almosentasche hervor, bei deren Anblick es Serafine schien, als ob der Boden unter ihr wiche. „Diese Tasche,“ sprach die Alte, „lag neben dem Leichnam und muß dem Mörder gehören. Simone von Siena, der schon da war, meinen Herrn zu beklagen, meint, er habe dieselbe am neuen Podestà, an Messer Jacopone gesehen, aber man müsse mit dem Verdacht gegen einen so Mächtigen vorsichtig sein.“

Es schoß wie ein Blitz der Rache aus Serafinens Augen, aber nur um gleich darauf wieder der Milde und der Trauer Platz zu machen.

„Möge dieser Verbrecher alle Qualen erdulden müssen!“ rief Monna Tessa. Aber Serafine nahm die Almosentasche aus der Hand der Alten, führte dieselbe zurück in das Zimmer, in welchem die Leiche lag, und sagte:

„Wenn du deinen Herrn geehrt hast und noch ehren willst, wenn du glaubst, daß er an mir gethan hat wie an einer leiblichen Tochter, und daß ich ihn wie einen Vater und mehr noch liebe, so schwöre mir, Monna Tessa, bei der heiligen Jungfrau, daß das, was ich jetzt zu dir sage, nie an irgend eines andern Menschen Ohr gelangen werde! Schwöre mir, daß

du schweigen willst, und daß das Heil deiner Seele verloren sein soll, wenn du redest!"

Die Alte schwur, von Neugier und Unterwürfigkeit bewogen, die theuersten Eide, und Serafine wußte, daß sie zugleich von unverbrüchlicher Redlichkeit war.

„Simone von Siena hat Recht," begann sie, „diese Almosentasche gehört meinem Bräutigam. Unterbrich mich nicht, Monna Tessa, ich muß dir in Eile alles sagen, was zu sagen ist. Ja, ich bin Jacopone verlobt. Wenn ich etwas thun kann, den Tod von ihm abzuwenden, so will ich es thun. Es ist ja noch möglich, daß er und Benvenuto durch einen Dritten an derselben Stelle angegriffen wurden, und daß Jacopone noch fliehen konnte und wollte — du würdest es heut erfahren, wenn es sich so verhielte — ich glaube es nicht. Ob mich mein Vater zwingen würde, mich auch jetzt noch durch mein gegebenes Wort für gebunden zu halten, weiß ich nicht und kann es auf die Probe nicht ankommen lassen. Was sage ich! Der Andere wird mich und meinen Vater zwingen. Ich muß also fliehen. Es hat mich niemand gesehen, sage nicht, daß ich im Hause war, so wird niemand auf den Verdacht kommen, daß diese Tasche durch mich weggenommen worden sei. Du verräthst es nicht. Auf dich kann kein Verdacht fallen, da du Jacopone nicht kanntest und seine Feindin sein müßtest. Nun verschaff' mir eilig Mägdekleider, daß ich unbemerkt aus der Stadt komme."

Monna Tessa ging, den Befehl auszuführen.

„Sieh, daß die Kleider rein und möglichst neu sind!" bat Serafine noch.

„Wollt Ihr nicht Männerkleider nehmen?" fragte die Alte. „Es wäre sicherer."

„Nein!" antwortete Serafine und trieb sie wieder zur Eile.

Die kurze Zeit, welche ihr bis zur Wiederkehr Monna Tessas blieb, benützte Serafine, um von Benvenuto Abschied zu nehmen.

„So verblendet," sagte sie sich, „war ich durch die unreine Leidenschaft geworden, daß ich glaubte, du und jener, der zum Mord nicht zu gut war — ihr könntet eins werden! Aber nun habe ich mich entschieden, für dich, der du noch im Tode mein Leben bist, und ich bleibe dir treu!"

Die Magd brachte die Kleider und half, soviel die junge Herrin es zuließ, zu ihrer Vermummung, dann gelangte dieselbe, ehe noch jemand gekommen war, Benvenutos Leiche zu sehen, aus dem Haus und ging von Angst gejagt auf der Höhe im Rücken der Stadt eine weite Strecke, ehe sie einen gemäßigten Schritt anzunehmen wagte.

* * *

„O des Unglücks!" rief Frau Speronella, von der Messe heimkehrend, ihrem Manne zu, der nach seiner Gewohnheit des Morgens im Garten lustwandelte. Antonio blickte auf und fragte: „Weshalb schlägst du ein solches Jammergeschrei auf?"

„Du wirst in meine Klagen einstimmen," entgegnete sie tadelnd. „Benvenuto ist todt."

Antonio zeigte bei dieser Nachricht nicht die geringste Erregung, sondern antwortete wie mit dem Gleichmuth eines Philosophen: „Was ist da zu weinen und zu schreien? Müssen wir denn nicht alle sterben?"

„Aber er wurde ermordet!" rief Speronella.

„Todt ist todt, ob nun eine Krankheit oder ein anderer Feind der Mörder war," erwiderte ihr Gatte in unerschütterlicher Ruhe. „Ich kann so viel unnütze Worte nicht hören."

„Aber ich beschwöre dich," schluchzte Speronella, „Jacopone ist es ja der die That an Benvenuto verübt haben soll!"

„Wie, Jacopone?"

„Nicht wahr, nun starrst du mich an, wie ich die Frau anstarrte, die mir zuerst dies Entsetzen in's Ohr flüsterte. Dann aber hörte ich es auf, dem Wege noch zweimal wiederholen."

Margherita trat aus dem Hause. Als sie die Bestürzung der beiden Gatten sah, wußte sie, daß die Unglückskunde, welche die Stadt erfüllte, schon zu ihnen gedrungen war, und sie fragte nur:

„Habt ihr meine junge Herrin nicht gesehen? Ich fand sie nicht in ihrer Kammer."

„Sie wird noch nicht von der Kirche heimgekommen sein," erklärte Antonio.

„Sie war nicht in der Messe!" rief Speronella. „Um aller Heiligen willen, wo ist sie!"

„Soll ich in der Stadt nach ihr suchen?" fragte die Magd.

„Und sende auch alle andern aus," stimmte ihr die Gebieterin bei, „eilt, daß ihr mir mein Kind noch bringen könnt, ehe es sich, von diesem Unglück überwältigt, den Tod giebt, um ihrem Bräutigam voran zu gehen."

„Unsinnige!" schalt Antonio. „Zündet die Welt an den vier Enden an, damit sie nicht hinaus kann! Wo wird sie sein? In irgend einer andern Kirche als der, aus welcher du kamst, oder im schlimmsten Fall erfuhr sie von Benvenutos Tod und enthielt sich im ersten Schrecken nicht, in sein Haus zu gehen und seinen Leichnam zu sehen."

„Und erfuhr sie dann nicht auch, wen man für den Mörder ihres Freundes hielt?" rief Speronella wieder. „Weh uns allen! das Herz einer Mutter ahnt mehr vom Schicksal ihres Kindes, als ihr mit eurem klugen Verstande ausrechnen könnt!"

„Denk lieber daran, wie wir Jacopone retten," mahnte Antonio, doch weniger zuversichtlich, als er vorher gesprochen hatte.

Frau Speronella aber rannte wie verzweifelnd in's Haus und wieder in den Garten und zurück in's Haus, — niemand durfte bei seiner Beschäftigung bleiben, jeder sollte nach einer andern Richtung die Stadt durch-

forschen, sie allein wollte harren auf die gefürchtete Nachricht, die einer oder der andere bringen würde.

Aber auch ihren Gatten ließ all dies, besonders aber die Sorge um seine Tochter nicht länger ruhen; er nahm seinen Mantel, um Jacopone in seiner Wohnung aufzusuchen. Vielleicht, daß doch der schlimmste Theil der unheilvollen Botschaft nur ein falsches Gerücht war.

Vor dem Palast Benvenutos drängte sich eine große Menschenmenge; die Thür stand offen und Männer und Weiber strömten aus und ein. Die Armen blickten zu den Fenstern hinauf und erhoben ein lautes Schreien und Klagen:

„Was hat er nicht für uns gethan!"

„Er hat für uns gesorgt wie ein Vater aller!"

„Es ist keiner von uns, der nicht eine Gabe von ihm an sich trüge!"

„Er hat uns aus seinen eigenen Mitteln den Arzt besoldet, wer nimmt sich jetzt unserer Kranken an? So wie er es that, keiner!"

„Er gab immer den Armen Recht und war den ungerechten Reichen ein Schrecken!"

„Hat er je eine Sünde begangen, so kann ihm doch keine angerechnet werden, denn seine Wohlthaten löschen sie aus, wie Wasser das Feuer!"

Einer, der eben die Stufen aus dem Hause herabschritt, rief: „Laßt uns zusammenstehen, Freunde, und nicht eher ruhen, als bis wir den Mörder entdeckt haben, der uns die herrlichste Zierde unserer Stadt geraubt hat! Kommt mit, alle, die ihr den ehrwürdigen Todten gesehen habt, und die ihr um seine Größe und um seine Güte trauert! Laßt uns den Podestà aufrufen, es sei seine erste That unter uns, daß er uns den größten Feind ausliefert, der uns je schädigte! Gelingt es ihm, so wollen wir seinen Helm und seinen Panzer wie Reliquien aufbewahren, wenn er einst von uns scheidet!"

Antonio war stehen geblieben, und er sah, daß während dieser Rede einige sich noch mehr an einander drängten und leise zu einander sprachen, als ob sie beriethen, ob sie ein Geheimniß verrathen sollten oder nicht. Andere, so schien es ihm, sahen mit herausfordernden, andere mit geringschätzenden Blicken auf ihn, als wollten sie sagen: Wir kennen dich, du bist ein Freund des Verräthers!"

Antonio drängte sich durch eine der entlegensten Gassen und fand dann auf dem Domplatz ein Getümmel, wie es sonst zu entstehen pflegte, ehe ein Krieg unternommen wurde, oder ein Bürgerkampf begann.

„Wir wollen ein Loch in die Erde graben," schrie Einer, an welchem Antonio eben vorbeischritt, „und ihn mit dem Kopf nach unten begraben, wie es den Meuchelmördern gebührt!" Von allen Seiten hörte man den Ruf: „Zum Podestà! zum Podestà!"

Scheu um sich blickend und voll Furcht, daß die ganze Schaar hinter ihm her eindringen könne, gelangte Antonio an den Palazzo dell' Officio

und über die Schwelle. Wo immer eine Gruppe von Welfen stand, zu der gesellte sich Simone von Siena. Er schlug seine blauen Augen, die sonst immer voll Unterwürfigkeit waren, heute auf, so daß man viel Falschheit und Bosheit darin lesen konnte. Er munterte die Anhänger seiner Partei auf, die Kunde zu verbreiten, daß Jacopone der Mörder Benvenutos gewesen sei.

„Wenn die beiden Häupter so plötzlich und im Kampf gegen einander fallen," sagte er, „so entsteht Streit unter den Ghibellinen, und stehen wir dann zusammen, so siegen wir. Und auf den Thoren Todis werden wieder wie vor Zeiten die welfischen Fahnen aufgerichtet!"

Simone betrieb seine Sache um so leidenschaftlicher, als er hoffte, daß man ihn zum Anführer nehmen würde, da ihm der Zufall die ersten Waffen gegen den Feind in die Hand gegeben hatte. Auch schien sein Anschlag gegen Jacopone zu gelingen. Es riefen schon Einige laut: „Der Podestà soll uns Rede stehen!" und mit einem drohenden Gemurmel stiegen sie endlich die Stufen zum Palazzo dell' Officio hinan und füllten den großen Saal.

Antonio hatte unterdessen, als Jacopone ihm auf seine Worte: „Ihr habt ihn getödtet?" keine verneinende Antwort gegeben hatte, mit schmerzverstörtem Gesichte gesagt, daß Serafine nicht im Hause sei, und daß er, obwohl er zuerst seine Frau wegen ihrer Angst gescholten habe, nun selber fürchte, sie sei entflohen.

„Ich fordere mein Kind von Dir!" rief er in Thränen ausbrechend, als eben der verhängnißvolle Lärm der eindringenden Menge das Haus erfüllte.

„Komm mit mir," sprach Jacopone sich erhebend, „und stelle deine Forderung noch einmal vor denen, die mein Leben in ihrer Hand haben. Ist Serafine dann bis zum Abend nicht zurückgekehrt, und lassen sie mich so lange frei, so suche ich nach ihr, bis ich sie finde."

Damit schritten die beiden Männer dem Gerichtssaale zu. Als sie eintraten, herrschte tiefe Stille, bis Jacopone an seinen Platz gelangte. Antonio stand, nicht ohne für das eigene Leben zu zittern, neben ihm. Der Podestà begann zu sprechen: „Ihr seid gekommen, um wegen der Ermordung Benvenutos Klage zu führen; ich bin gekommen, um euch zu sagen, wer ihn getödtet hat."

„Wer?" riefen viele.

„Vernehmt zuerst, daß er im Zweikampf fiel, und dann laßt mich alles der Ordnung nach vorbringen. Benvenuto war mein Gegner, aber nur um so mehr weiß ich zu ermessen, wie groß unser Verlust ist, und niemand wird strenger als ich auf die Bestrafung seines Mörders dringen. Könntet ihr die That ungeahndet lassen, wer sollte euch dann noch achten! Obwohl ich jung und sein Feind war, würdigte er mich doch, mir zu sagen, wie sehr er diese eure Stadt liebte. Er lebte nicht für sich, wie jeder von uns thut, sondern allein für euch. Als er dies zu mir sagte, hielt ich ihn für

einen Lügner, ja so erbittert war ich über seine Worte, daß ich das Schwert gegen ihn zog und ihn zum Zweikampf zwang.

„Bleibt ruhig! Laßt mich zu Ende reden! Er hatte gehofft, mich in klarer und edler Ueberredung aus einem Gegner zu einem Freunde zu machen, und wären wir eins geworden, wie kräftig hätten wir dann hier an dieser Stelle, die wir nun nie miteinander betreten, euer Wohl fördern können! Aber jedes seiner Worte steigerte nur meinen Haß. Ihr wißt, tapfere Männer, wie sich das Herz eines Mannes empören kann, wenn ein anderer ihn meistern will. Noch als er todt vor mir lag, dachte ich vor euch hinzutreten und euch zu sagen: Ich habe mir die Herrschaft über euch blutig erstritten, laßt sie mir, und ich werde euch zu großem Ruhme führen, bis eure Stadt am hellsten in ganz Italien glänzt. Von alten Zeiten her sind unzählige über die Leichen ihrer Gegner zur Herrschaft gelangt, und in unseren Tagen wird dies alte Recht mehr als jemals geübt. Aber die Gestalt des Todten wuchs mächtig und mächtiger vor meinen Augen, bis ich mich vor ihm beugen mußte, und ich bekenne, daß ich zu niedrig war, ihn auch nur zu verstehen, ehe sein Blut zum Himmel schrie.

„Jetzt weiß ich keine andere Sühne, als daß ihr mich tödtet, wie ich ihn getödtet habe. Ich gebe mich in eure Hand. Ihr seid alle seine Blutsverwandten, denn er war euer aller Vater, und an der Unerbittlichkeit, mit welcher ihr das Urtheil an mir vollzieht, will ich die Größe eurer Liebe zu Benvenuto messen. Laßt sein Vorbild vor euch hergehen und folgt seinem Geiste in allem. Mir aber gewährt eine Bitte. Ehe ihr euch rächt, gestattet mir noch, eine Pflicht zu erfüllen. Hier steht Antonio. Seine Tochter ist mir seit gestern verlobt. Sie ist aus der Stadt verschwunden. Es ist kein Zweifel, daß sie vor mir entfloh. Laßt mich leben, bis ich alles versucht habe, sie dem Vater, der sie mit Recht von mir fordert, zurückzugeben."

Es vergingen Minuten in lautloser Stille. Keiner wagte das Wort zu ergreifen, alle waren von dem, was Jacopone gesagt hatte, erschüttert. Er hatte seine Gegner waffenlos gemacht durch die Macht seiner Persönlichkeit und durch die Unerschrockenheit der Anklage und des Todesurtheils, die er über sich selbst ausgesprochen.

Endlich erhob sich der Aelteste aus der Credenza und sagte: „Laßt uns vorsichtig sein, und alles erwägen, ehe wir handeln! Werden wir auch nicht unser Unheil vergrößern, wenn wir unsere Stadt eines zweiten so begabten Sohnes berauben, indem wir den Tod Benvenutos an Jacopone rächen? Wir sahen vor wenigen Tagen ein großes Glück darin, daß er in seine Heimat zurückkehren und dieselbe mit seinem Ruhme erfüllen sollte, freilich ohne zu ahnen, wie theuer wir seinen Eintritt zu bezahlen hätten. Wenn aber, wie er selbst sagt, aus der schrecklichen That, über die wir ihn richten, eine Erleuchtung über ihn kam, ist es dann nicht für ihn und uns besser, daß er uns in den Angelegenheiten des öffentlichen Wohles

berathe, als daß ihn und all seine Fähigkeiten, ob er es wohl verdiente, das Grab aufnehme, an dessen Rande er steht?"

Als kein Laut des Mißfallens ihn unterbrach, fuhr der Redende mit freudigerem und zuversichtlichem Tone fort: „Fragt euch selbst, was Benvenuto beschließen würde, wenn wir ihn noch fragen könnten, und keiner wird bezweifeln, daß nichts mehr gegen seinen Sinn wäre, als wenn wir um seinetwillen Blut vergössen. War es nicht einer seiner ersten Grundsätze, daß wir unseren Feinden vergeben sollen, wenn nicht aus unserer Vergebung ein Unheil entsteht, das größer ist als das Verderben dessen, der uns geschädigt? Wahrlich, aus unserer Vergebung kann nur Gutes hervorgehen, wenn wir dem Manne verzeihen, welchen Benvenuto sterbend aus seinem Feinde zu seinem Nachfolger gemacht hat!"

Als auch jetzt keine Stimme laut wurde, den Tod Jacopones zu fordern, erhob sich ein Redner des großen Rathes und sagte: „So nimm unser aller Verzeihung, und belohne sie uns mit der That!"

Todtenbleich und zitternd antwortete Jacopone: „Mein Sinn kann eure Erwiderung noch nicht fassen, auch glaube ich, daß ihr eure Gnade wieder zurücknehmen werdet. Wenn ich aber am Leben bleibe, so soll mir jeder Athemzug in eurem Dienste stehen, so will ich euch in diesen Körper, der dem Tod anheimgefallen war, den Geist Benvenutos pflanzen, und sein Wille soll nie in meiner eigenen Meinung untergehen."

Dann bat Jacopone noch, man möge ihn allein und still sich entfernen lassen. Er begab sich wie bewußtlos in seine Kammer und weinte heiße Thränen.

* * *

Wo die Giana mündet, hatte Serafine das Tiberthal verlassen. Anfangs machte sie weite Umwege, so oft sie von fern eine Heerde erblickte, aus Furcht, die Hirten möchten ihre Spur verrathen. Auch wagte sie, als sie über den Berg wollte, nicht nach dem Weg zu fragen, sondern sie nahm den ersten Pfad, der aufwärts führte. Sie glaubte lang, das Glück sei ihr dabei günstig gewesen, bis sie in ein dichtes Gestrüpp von Brombeerhecken und Farrn gerieth, das sie zur Rückkehr zwang. Weil sie aber doch immer hoffte, noch einen Weg in's jenseitige Thal zu finden, verirrte sie sich so sehr, daß sie zu ihrer Entmuthigung Todi wieder ganz nahe vor sich liegen sah, sobald sie in's Freie gelangte. Zudem war es Abend geworden. Auf ihrem Wege, den sie nun im Thal der Giana fortsetzte, lagen in beträchtlicher Entfernung von einander einsame Bauernhäuser. So oft sie eines derselben hinter sich hatte, faßte sie den Entschluß, im nächsten ihre Zuflucht für die Nacht zu nehmen, aber jedesmal wieder bezwang sie ihre Furcht vor den Räubern der Gegend durch die größere Angst, sie möchte entdeckt werden. Eine Kirche in den Feldern mit einem Häuschen, das dem Priester gehören mußte, und in welchem noch Licht brannte, bot ihr endlich, als es schon

Nacht war, eine Ruhestätte. Doch pochte sie nicht an der Thüre, sondern sie setzte sich auf die Schwelle der Kirche; so war ihr doch, sobald eine Gefahr nahen mochte, gleich auch die Hülfe nah.

Als sie am Morgen ihren Weg fortsetzte, rief ihr ein Bauer seinen Gruß zu, sagte ihr, daß sie fröhlich aussehen solle, weil sie jung und reizend sei, und fragte sie, ob sie wohl ein Mägdlein der Astancolli sei und auf deren Burg zurückkehre?

„Ja," antwortete Serafine, sich verstellend, „aber sagt mir doch, wo der Weg über den Berg geht?"

„Es ist wohl näher über den Berg, aber viel beschwerlicher," antwortete der Bauer und schickte sich an, ihr die Straße zu zeigen. Ein großer Hund lief bellend vor ihm her, er pfiff ihm und gab ihm von einem Brote, das er in der Hand hatte.

„Gebt mir auch davon," bat Serafine, „denn ich habe noch nichts gegessen."

Er gab ihr das ganze Brot und blieb an ihrer Seite, bis sie ihn drängte, an seine Arbeit zurückzukehren.

Gegen Mittag erreichte sie die Höhe. Hier konnte sie Todi noch einmal sehen, und sie dachte dabei mit großer Beunruhigung ihrer Eltern, die sie in bitteren Sorgen zurückgelassen hatte. Und wie lang würden sie auf Nachricht warten müssen? Serafine wußte noch nicht, in welche Lage sie sich begeben sollte, denn es mußte eine solche sein, aus der man sie nicht alsbald wieder reißen konnte. Und das allein stand ihr fest: daß sie jeden Lebenskampf dem Tod hinter Klostermauern vorziehen würde.

Wenn sie nun doch Männerkleider genommen hätte, und wäre nach Bologna gegangen, eine Wissenschaft zu erlernen, dann bliebe Serafine verschollen, während sie befreit ein neues Leben begänne. Aber, arm, wie sie nun war, wer hätte sich ihrer in Bologna angenommen?

Es blieb ihr endlich nichts übrig, als eine Magd zu werden, obwohl der Gedanke der Knechtschaft wie eine unbekannte Welt voller Schrecken vor ihr stand.

Als Serafine sich auf so zaghaften Gedanken ertappte, raffte sie sich auf und kam durch die Kastanien, zwischen welchen ein duftiger Himmel herüberleuchtete, bis an eine Stelle, wo sich ihr zum ersten Mal ein Blick auf den Bolsener See aufthat. Als eine so schöne Welt zu ihren Füßen lag, wurde sie fast muthig, und sie eilte den Abhang hinunter. Da sie aber leicht ermüdete und in ihrem Leben nie so viele Mühsale durchgemacht hatte, wie in diesen zwei Tagen, streckte sie sich, noch ehe sie an die Weinberge und in's Thal gelangt war, auf dem Boden des Waldes hin, den hier ein weiches Gras bedeckte. Unten floß die Paglia vorüber.

Serafinen überkam eine süße Zufriedenheit mit sich selbst, daß sie nun doch etwas von ihrer Liebesbetheuerung für Benvenuto erfüllt hatte, und da der Schlaf ihre Augenlider schloß, sobald sie ihre Glieder der Ruhe

hingab, so war ihr noch zwischen Schlaf und Wachen, als lebte der Stiftsherr wie vor zwei Tagen und nennte sie liebste Serafine. Dann aber nahm sie im Traume an einem wüsten Feste theil, bei welchem die feindlichen Parteien ihrer Vaterstadt in offenen Streit geriethen; sie selbst aber weinte bitterlich, weil es ihr schien, als sei es von nun an unmöglich, daß Frieden und Liebe auf Erden siegen könnten. Da war auf einmal Benvenuto an ihrer Seite und küßte sie auf die Stirn. Von diesem Augenblick an hatte sie nur noch die Empfindung der Ruhe und des Glückes.

Nach einem langen und erquickenden Schlummer schlug Serafine die Augen auf, und der Anblick, der ihr dabei wurde, gab ihr gleich die ganze wache Besinnung zurück. Nah vor ihr, wo aus einem Felsblock ein Feigenbaum hervorwuchs, standen drei bewaffnete Männer neben ihren Pferden, so, daß sie Serafine im Auge haben konnten, und unterhielten sich in gedämpftem Ton mit einander. Serafinens erste Regung war, aufzuspringen, dann aber kam ihr gleich der Gedanke, daß es räthlicher für sie sei, sich noch eine Weile schlafend zu stellen und zu lauschen.

Die Männer waren aus Todi, Simone von Siena befand sich unter ihnen und schien ihr Befehlshaber zu sein. Er sagte in diesem Augenblick: „Auch den Antonio bringen wir zu Allem, wenn wir seine Tochter in der Hand haben. Wenn diese Beiden nicht gegen uns auftreten können, ist das Beste gewonnen. Denn Jacopone wiegt allein die ganze übrige Credenza auf. Er soll aber sogar für uns sprechen müssen!

„Ueberdies erwächst uns aus der Lage, in welche wir ihn bringen, der Vortheil, daß wir zu den Todinern sagen können: ‚Seht, so sorgt man für euer Wohl! Der jetzt über Euch gebietet, tödtet zuerst euren einzigen wahren Freund, Benvenuto, und nun neigt er sich denen zu, welche er vorher für Feinde des Gemeinwesens ansah, nur um ihnen in den Arm zu fallen, wenn sie seiner Braut etwas anhaben wollen.‘“

„Aber,“ warf einer der Begleiter ein, „wenn sie uns gleich mit den Waffen angreifen, so sind wir ihnen nicht gewachsen und werden gänzlich vernichtet.“

„Dummkopf!“ rief Simone und schlug ihm mit seiner breiten Hand auf die Schulter, „als ob wir nicht gleich sagen müßten: Beim ersten Streich, den ihr gegen uns führt, ist Serafine des Todes.“

Die drei fingen nun laut und eifrig zu reden an, und Serafine — wenn sie mit zwanzig Schritten den Pfad erreichen konnte, auf welchem sie gekommen war, so war sie wenigstens für's erste aus den Augen ihrer Feinde.

Sie erhob sich mit großer Vorsicht und schlich, den Athem anhaltend, von Baum zu Baum, ohne nach ihren Verfolgern hinüber zu schauen. Aber sie kam nicht weit. Einer derselben war alsbald hinter ihr her, und als sie nun, nur aus Angst und ohne Hoffnung, zu laufen anfing, lief er ihr nach, faßte sie, hob sie auf den Arm und trug sie, wie man ein Kind trägt,

lachend zu seinen Gefährten. Serafine lauschte, denn es war ihr, als hörte sie vom Berge her ein Pferd nahen. Sie rief so laut sie konnte: „Kann Niemand mir helfen!" Doch erhob sie dabei Hände und Blicke zum Himmel, um ihre Feinde nicht aufmerksam zu machen.

„Nein!" lachten die drei, sie in die Mitte nehmend, „dir hilft Niemand mehr, schöne Serafine; aber es wird dir ja gut bei uns gehen. Es sollte mich übrigens wundern, wenn du nicht wüßtest, wie kostbar du uns bist; denn ich wette, du hast unseren Gesprächen zugehört, weil du so eilig die Flucht ergreifen wolltest."

„Ja, ich habe alles vernommen," erwiderte Serafine, „aber ihr habt an zwei Dinge nicht gedacht: weder daran, daß mein Vater weiß, wie gerne ich für unsere Stadt sterben würde, noch daran, daß ich mich auch selber tödten kann, um eure Gegner desto mehr zur Rache gegen euch anzufeuern."

Der Reiter, welchen Serafine vorher schon vernommen hatte, war nun ganz nahe, auch die drei Welfen hörten ihn, doch blieben sie, da es nun zu spät war, um auszuweichen, ohne sich den Anschein der Feigheit zu geben.

Serafine dankte Gott in ihrem Herzen für den Hoffnungsstrahl, den er ihr ließ, aber mit beiden Händen ergriff sie den Arm Simones, als der Reiter sichtbar wurde, denn es war Jacopone. Glück und Liebe flammte in dem Herzen des jungen Mannes auf, als er seine Geliebte wiedersah und sie noch aus der Hand ihrer Feinde erretten konnte. Er hatte aus den Antworten, die er unterwegs auf seine Erkundigungen erhielt, ersehen, daß sie ihr auf den Fersen sein mußten, obwohl sie, um ihre Pferde zu schonen, den weiteren Weg durch die Thäler eingeschlagen hatten. Um ihnen zuvorzukommen, war er dann über den Berg geritten. Seine Leidenschaft bemeisternd, grüßte er Serafine nur mit dem Blick und mit einem ehrerbietigen Neigen des Kopfes, wandte sich an Simone und sagte: „Gebt mir Eure Gefangene heraus, daß ich sie ihrem Vater zurückführe."

„Seht Ihr nicht," erwiderte Simone, „daß sie vor Euch zurückschreckt? Sie mag das Blut an Euren Händen scheuen."

Serafine trat näher zu Jacopone und sagte mit fester Stimme:

„Aber, obwohl ich es scheue, bin ich doch eine Ghibellinin und vergesse für diesen Augenblick alles andere."

Jacopone antwortete nicht, kaum, daß am Ausdruck seines Gesichtes zu sehen war, welchen Eindruck diese Worte auf ihn hervorbrachten, aber in seinem Herzen wogte es heftig.

„So müssen wir um die Beute kämpfen!" rief Simone. „Du, Noddo," wandte er sich an einen seiner Begleiter, „behüte unterdessen den schönen Siegespreis, denn es käme ihr gewiß am gelegensten, uns allen zu entfliehen. Wie das Wort einer sehnsüchtigen Braut hat ihre Kriegserklärung eben nicht geklungen."

Jacopone ließ seinem Feinde nicht lange Zeit zu so unnützen Reden; er

war vom Pferd gesprungen, hatte den Mantel abgeworfen und drang auf ihn ein. Der zweite von Simones Gefährten, als er dachte, der furchtbare Jacopone werde sich auf ihn stürzen, sobald sein Herr ihm erlegen sei, schwang sich, beim ersten Schwanken des Kampfes zum Nachtheil des Welfen auf sein Pferd und ließ seine Genossen im Stich. Roddo schrie ihm einen Fluch nach. Simone verwandte seinen Blick nicht von seinem Gegner, um seine Streiche geschickt zu pariren, und auch Jacopone ließ den anderen nicht aus dem Auge, kein Schritt, keine Bewegung des Einen, welchen der Andere nicht mit der seinigen geantwortet hätte.

Serafine stand, die gefalteten Hände vor die Brust gepreßt und folgte dem allen fast athemlos, hoffend, wenn Simone sich eine Blöße gab, zitternd, wenn sie Jacopone in Gefahr sah. Dieser kämpfte im leichten Wamms während der andere durch einen guten Panzer geschützt war. An List war der Sienese überlegen, an Schnelligkeit Jacopone. Roddo hielt Serafine an der Schulter zurück, was sie nur dann empfand, wenn sie, von einer Wendung der Streiter zur Furcht hingerissen, denselben nahen wollte, und dann pflegte sie jedesmal mit einem Ausdruck trauriger Resignation dem Hemmniß nachzugeben.

Jetzt sah sie, wie Jacopone, bemüht, seines Gegners Haupt zu treffen, da derselbe den Helm abgelegt hatte, die Brust ungedeckt ließ, und der Angstruf: „Heilige Jungfrau!“ rang sich von ihren Lippen.

Bei diesem Tone wandte Jacopone, wie von einer dämonischen Macht gezwungen, das Haupt. Im nächsten Augenblick quoll ihm das Blut aus einer Brustwunde.

Serafine stöhnte. Aber ehe Simone und sie an einen solchen Wechsel des Glückes denken konnten, fiel das Schwert des Getroffenen auf die Schläfe seines Gegners. Simone stieß einen dumpfen Schmerzenston aus und stürzte zu Boden.

Aber in der Entscheidung selbst erkaltete das Mitgefühl Serafinens für den Sieger. Von dem Streiche der nämlichen Hand war Benvenuto gefallen. Dennoch, als er sich nun zu ihr wandte und sie das Blut an seiner Brust sah, reichte sie ihm ihr Taschentuch hin. Er preßte es vor die Wunde. Roddo stand noch bei seiner Gefangenen.

„Geh,“ sprach Jacopone zu ihm, „begrabe deinen Herrn und kehre heil und gesund zu deinen Freunden zurück.“

„Ich fürchte mich nicht, mit Euch zu kämpfen,“ entgegnete Roddo.

„Willst du noch ein Recht auf eure Gefangene geltend machen?“ fragte Jacopone verwundert.

„Um Donna Serafine kämpfe ich nicht,“ erwiderte der Welfe, „mag die Braut, wie Gott es bestimmt hat, des Bräutigams sein, aber ich will mein Leben nicht als ein Geschenk Eurer Feindeshand haben.“

„Wenn du so tapfer bist,“ antwortete Jacopone, „wie deine Worte bezeugen, so könnte sich's ja auch fügen, daß du meine Tage beendetest.

Wir schließen also einen Frieden mit einander, dessen du dich wahrlich nicht zu schämen hast. Kehre heim und mög' es dir wohl ergehen!"

„Gehabt Euch wohl," antwortete Roddo in seinem rauhen Tone, schwang sich auf sein Pferd und trabte langsam von dannen nach der nächsten Kirche, um den Priester, und nach dem nächsten Bauernhause, um einen Wagen zu holen, in welchem er den Leichnam zum Gottesacker fahren könnte.

„Nehmt nun mein Pferd," bat Jacopone, als er mit seiner Braut allein war, mit unsicherer Stimme. „Es ist das folgsamste und zuverlässigste Thier, und mir hat Simone das seinige überlassen müssen. Fürchtet Euch auch nicht vor mir, denn meine einzige Absicht ist, Euch Eurem Vater zurückzuführen, der in großer Angst um Euch ist."

Serafine nahm das Pferd an, entgegnete aber, während Beide sich auf den Weg machten:

„Ich kehre nicht nach Todi zurück; wenn Ihr aber meinem Vater sagen wollt, daß es mir wohl geht, und daß er nicht zweifeln soll, er werde in kurzer Frist gute Botschaft von mir erhalten, so muß ich Euch dafür dankbar sein. Und nun verlaßt mich!"

„Gestattet Ihr mir nicht, daß ich Euch auf die Burg der Astancolli, die meine Freunde sind, bringe?" bat Jacopone, „wir haben kaum eine Viertelstunde dahin zu reiten."

„Die Burg war mein Ziel, als ich in dies Thal herüberging," antwortete sie; „aber bedenkt, daß ich die Gefangenschaft in den Händen der Welfen der Befreiung durch Euch vorgezogen hätte, wäre es nicht um Todi gewesen."

Während sie so sprach, stieg die Empfindung in ihr auf, daß eine solche Kluft zwischen ihr und Jacopone bestehe, daß sie in der That nichts von ihm zu fürchten habe. Den Gefährdeten an die Pflege seiner Wunde zu erinnern, oder dieselbe selbst zu verbinden, was sie wohl verstand, schien ihr indeß eine Pflicht der Menschlichkeit. Aber so sehr sie sich das vorhielt, konnte sie doch kein Wort davon über die Lippen bringen.

Jacopone kämpfte mit sich, ob er sich nun vor Serafine rechtfertigen, ob er ihr sagen sollte, wie alles gekommen war, wie alles jetzt stand — und so ritten sie schnell und schweigsam neben einander das Thal entlang.

Die Vorhügel rückten immer näher an das Ufer der Paglia, und der Weg fing an beschwerlich zu werden. Doch wurde schon das Castell auf einem vom Wasser steilaufragenden Felsen sichtbar.

„Begleitet mich nicht weiter!" sprach Serafine, ihr Pferd anhaltend.

„Mir ist bange," entgegnete Jacopone, „sie möchten dort oben die Fremde nicht aufnehmen, wie es Euch geziemt."

„Keine noch so erniedrigende Aufnahme brächte mir so viel Schande, als wenn Benvenutos Mörder für mich sorgt," antwortete Serafine, die Worte mühsam hervorpressend.

Er glaubte zu sehen, daß seine That ihr weiches, kindliches Herz ver-

steinert hätte, und das Bewußtsein seiner Schuld wurde noch tiefer in ihm; wie aber der Schmerz das Gegengift gegen den Schmerz ist, empfand er eine Wohlthat darinnen.

„Darf ich Eurem Vater nicht sagen, wo Ihr weilt?" begann er wieder, „wollt Ihr nicht zu ihm zurückkehren? Soll er, der Euch so sehr liebt, Euch entbehren müssen?"

Die Innigkeit, mit welcher Jacopone sprach, machte ihn beredt. „Warum," fuhr er fort, „wollt Ihr Euren Vater entgelten lassen was er nicht verschuldet hat? Ihr wißt, wie verödet Euren Eltern das Haus sein muß, dessen einziges Kleinod Ihr wart! Ihr seid vor mir entflohen, aber Ihr seht, daß Euer Wille mir heilig ist, jetzt, da Ihr in meiner Gewalt seid," — Serafine blickte bei diesem kecken Wort entsetzt auf ihn — „was könntet Ihr in Todi von mir fürchten?"

Er wiederholte seine Frage in bittendem Tone: „Darf ich Eurem Vater sagen, daß Ihr wiederkehrt?"

Was Jacopone sagte, war die Wahrheit. An ihren Eltern verübte sie bitteres Unrecht. Daß er sie nicht zwingen würde, seine Gattin zu werden, dafür war sein Benehmen in dieser Stunde eine feste Bürgschaft. Die Macht über ihr Herz und ihren eigenen Willen hatte er verloren. Dennoch kostete es dem Mädchen einen harten Kampf, ihre Flucht aufzugeben.

„Ich sage Euren Eltern, Ihr kommt," unterbrach ihr Begleiter das Schweigen.

„Ja, thut es," antwortete sie und warf einen Blick des Hasses auf Jacopone.

Er schloß seine Augen, als blendete ihn ihr Blick, wie die Sonne. So trennten sie sich.

Als Serafine noch eine Strecke weiter geritten war, kam er ihr noch einmal nach und sobald er nahe genug war, daß sie ihn vernehmen konnte, sagte er: „Ihr müßt ganz um den Felsen herumreiten, denn auf der entgegengesetzten Seite erst führt ein bequemer Pfad an die Zugbrücke."

„Serafine wandte sich nicht um, ihm zu danken; all ihre Gedanken waren einzig auf das Versprechen gerichtet, das sie ihrem kindlichen Sinn hatte abzwingen lassen. Endlich an der Zugbrücke angekommen, zögerte sie, stieg vom Pferd, band dasselbe an, denn sie wollte zu Fuß und bescheiden eintreten. Konnte sie nicht doch noch entfliehen? oder wenigstens unverzüglich, ohne sich vor Fremden zu demüthigen, in's Vaterhaus zurückkehren? Aber sie fühlte, seit sie ausgeruht hatte, daß sie so übermüdet war, daß sie ihre Glieder kaum mehr nach Willkür bewegen konnte. Die Wiederholung der überstandenen Mühen war unmöglich für sie.

Mitten in diesen traurigen Betrachtungen hörte sie plötzlich die Stimme Jacopones dicht neben sich flüstern: „Verstoße mich nicht!"

Sie fuhr in die Höhe und streckte beide Arme abwehrend gegen ihn aus; doch war er im nächsten Augenblick wieder auf dem Rückweg zu seinem

Pferde. Sie wollte ihm, ehe sie ihn davonsprengen hörte, noch zurufen: „Pflege deine Wunde!" Aber die Stimme versagte ihr.

Von der Zugbrücke gelangte man durch ein großes Thor in einen breiten Hofraum, der eine zweite Mauer umschloß. Außerhalb derselben stand ein starker viereckiger Thurm, der mit Zinnen gekrönt war. Serafine ging die Mauer entlang, um den Eingang in das Castell zu suchen, und sie sah zu den Bäumen hinauf, welche über die Mauer ragten und ihr verriethen, daß sich hier an das Gebäude ein Garten schloß. Bald stand sie auch vor einem hölzernen Pförtchen von gothischer Form, das seiner ganzen Höhe nach mit dem Wappen der Astancolli bedeckt war. Es war nur angelehnt und Serafine trat ein. Sie sah auf einer Bank unter den Bäumen einen Herrn und eine Dame sitzen, während ein junger Mensch von etwa sechszehn Jahren ihnen eifrig eine Geschichte erzählte, welche offenbar die Aufregung des Erzählers den Zuhörern mittheilte.

Der Knabe wandte sich um, wie um den Ort zu bezeichnen, von welchem er sprach; da fielen seine Augen auf Serafine, welche sich ihm und seinen Eltern näherte. Ohne ihr einen Schritt entgegen zu gehen, maß er sie vom Kopf bis zu den Füßen, und durch diese Unterbrechung wurden auch die Eltern aufmerksam auf das Mädchen. Der Vater ging auf sie zu und fragte, was sie suche.

„Ich habe mich verirrt," antwortete sie, „und muß meine Zuflucht zu Euch nehmen. Edle Frau," wandte sie sich an die Herrin des Schlosses, „ich bitte Euch, daß Ihr mich nur wenigstens für diesen Abend und über die Nacht aufnehmt; ich habe meinem Vater Botschaft gesandt, und er wird mich bald holen lassen. Keinenfalls aber will ich Eure Gastfreiheit länger als einen Tag in Anspruch nehmen."

Der junge Mensch beobachtete sie von der Seite mit mißtrauischen Augen.

„Ihr seid müde," sagte der Vater mitleidig und herablassend, und seine Gattin fragte Serafine, wer sie sei und woher sie komme.

„Könnt Ihr mich nicht aufnehmen," flehte diese, „ohne daß ich Euch dies offenbare? Ich litt großes Unglück, und es geht über meine Kraft, dasselbe im Erzählen noch einmal zu durchleben."

Die beiden Gatten wechselten einen Blick des Einverständnisses, dann sagte die Frau: „Ich will dich in eine Kammer führen, wo du ein wenig ruhen magst, bis wir dich zu Tisch rufen, denn du wirst auch der Stärkung bedürfen."

Daraufhin verließen alle den Garten durch ein Pförtchen neben dem Thor des Castells. Dies öffnete sich, und sie schritten über den viereckigen Hofraum an eine Freitreppe. An den Stufen angelangt, wollte Serafine ihre Wirthe bitten, ihr Pferd hereinführen zu lassen, als sie aber zugleich erwog, in welcher Lage sie sich befände, wandte sie sich und sagte: „Er-

laubt, daß ich nach meinem Pferde sehe, denn ich bin hergeritten; es steht draußen an der Brücke."

Die Astancolli sahen die dürftige Kleidung Serafinens an, die sie schon nicht mit dem städtischen und edlen Benehmen des Mädchens hatten zusammenreimen können, und blieben einen Augenblick betreten stehen.

Erst als sie sich einige Schritte entfernt hatte, rief der Burgherr seinem Sohne zu: „Sorge für das Pferd, Donnellino!"

Der Knabe gehorchte murrend, und die Andern traten in's Haus.

War Serafine eine unschuldig Verstoßene, oder hatte sie wegen einer bösen That fliehen müssen?

Herr Astolfo degli Astancolli gab den beiden Frauen bis an den großen Saal, in welchem sich die Familie aufzuhalten pflegte, das Geleit, und Frau Vittoria führte die Fremde durch die langen Gänge des Schlosses in eine kleine säulengeschmückte Halle, aus welcher man in die Schloßcapelle hinabschauen konnte, und von da über eine Stiege in's zweite Stockwerk, wo sie ihr aus einer langen Flucht von Gemächern die letzte Kammer anwies, in welcher ein schönes Bett stand.

„Sagt mir nun, wie wir Euch nennen sollen," fragte die Dame zuletzt, „und kommt wieder zu uns, wenn Ihr ausgeruht habt!"

Serafine nannte ihren Namen, und Vittoria ließ sie allein. Vor dem Geiste der Einsamgelassenen tauchten nun alle Erlebnisse, die ihr vorher so stilles Leben mit einem Male bedrängt hatten, auf, bis sie an der Frage haften blieb, welche Stellung Jacopone nun in Todi einnehmen könne. Sie hatte es nicht überhört, daß die Welfen, indem sie sie gefangen nahmen, auch ihn in ihre Hände bekommen wollten. Wie konnte er in solchem Ansehen stehen? Hatte er über Nacht das Andenken an Benvenuto ausgerottet und sich an seine Stelle gesetzt? War er ohne Strafe geblieben? hatte nicht fliehen müssen? Entflohen, sagte sie sich, wäre er nie. Auch als Mörder nicht? Wenn er nun an seiner Wunde stürbe, so hätte Gott ihn gestraft, weil die Menschen es nicht wagten. Hätte er die Wunde nur nicht um ihretwillen empfangen!

Gott! laß nicht auch diesen noch sterben! stieg es plötzlich wie ein heißes Gebet aus ihrem Herzen auf, und die Brust schmerzte sie an der Stelle, an welcher Jacopone verwundet war.

Und Todi? War alles umgestürzt, was Benvenuto aufgebaut hatte? seine ganze große Lebensarbeit an dem ersten Tag, an welchem er nicht mehr athmete, zertrümmert? Jauchzte man vielleicht in den Gassen ihrer Vaterstadt dem Frevelmuthe seines Feindes zu?

Die Liebe zur Heimat und die Liebe zu Benvenuto wurden ihr ein und dieselbe Empfindung, und was sie in der vorigen Stunde gezwungen zugesagt hatte, wurde ihr nun zum freien und stolzen Entschluß: nach Todi zurückzukehren. Es schien ihr gewiß, daß Jacopone, so lange sie in der Nähe sei, nicht wagen könne, dem Geist Benvenutos zuwider zu handeln.

Serafine erhob sich von dem Bette, auf welchem sie unter all diesen Selbstgesprächen gesessen hatte, und sah auf den Fluß und auf das Thal hinunter. Ihre Gedanken begannen dabei sich auf die Herrin des Schlosses zu richten. Frau Vittoria war nicht mehr jung, doch war ihr Gesicht, ohne schön zu sein, von feinen Zügen und von so ernstem Ausdruck, wie Serafine das an einer Frau noch nicht gesehen hatte. Ist es möglich, dachte sie sich, während sie schon auf dem Wege war, ihre Gastfreunde wieder aufzusuchen, daß ich, so von Leid erfüllt, noch etwas neues erleben und seinen Einfluß empfinden kann?

Sie fand die Familie im Saal mitten in lebhaften Gesprächen und bemerkte bald, daß die Neuigkeit, welche Donnellino seinen Eltern bei ihrer Ankunft mitgetheilt hatte, nichts anderes gewesen war, als die Nachricht vom Kampf zwischen Jacopone und Benvenuto.

Sie vernahm, daß der letztere nicht durch einen Mord, sondern im Zweikampf gefallen war, daß Jacopone sich selbst angeklagt und seine Mitbürger aufgefordert hatte, ihren Todten zu rächen, daß er sie aufgestachelt und ihnen die Rache zur Ehrenpflicht gemacht hatte.

Donnellino hatte sich mit der Menge in den Gerichtssaal eingedrängt, und Jacopone, der ein Freund seiner Eltern und ihm von jeher ein Vorbild aller ritterlichen Vollkommenheit war, hatte ihn durch seine Worte und vielleicht mehr noch durch den Einfluß, den er in jener ernsten Stunde auf eine zahllose Menge ausgeübt, zur höchsten Begeisterung entflammt.

Der Knabe konnte kaum Worte finden, um seinen Helden genug zu erheben, bis Frau Vittoria, um ihn zu hemmen, ihre Hand auf die seinige legte und ihn fragte, ob er etwa den Tod des edlen Benvenuto nur für eine Stufe zur Größe Jacopones halte?

„Wo Ehrgeiz an Ehrgeiz geräth, muß das Schwert entscheiden," fiel Herr Astolfo ein und erzählte, während seine Blicke wie mit Kampflust über die Wappen, welche die Wände des Saales zierten, hinschweiften, von manchem Mord, den er hatte verüben sehen, wo es die Herrschaft galt. Die Ausdrucksweise des Burgherrn war roh und ungeschlacht wie sein Benehmen.

Das blutige Ereigniß, das sich in Todi zugetragen hatte, und seine weittragenden Folgen wurden immer und immer wieder durchgesprochen, so daß Serafine es endlich kaum mehr ertragen konnte, denn es schien ihr immer mehr und mehr, als ob ihr Schweigen sie verrathen müßte, und als ob sie zuletzt noch gezwungen sein würde, zu gestehen, wie nah all dies Unglück sie berührte.

Sie war ganz blaß geworden, ihr Gesicht vergeistigte sich immer mehr und die feinen Adern wurden darin sichtbar; auch ihre Hände, die sie leicht gefaltet auf den Tischrand legte, schienen durchsichtig geworden.

Frau Vittoria beobachtete sie mit mitleidigen Augen und sagte bald nachdem das Mahl, welches man unterdeß eingenommen hatte, beendet war: „Ich glaube, liebe Serafine, daß Ihr nicht ausgeruht habt, als ich Euch in

der Kammer allein ließ; es wird daher nothwendig sein, daß Ihr Euch zeitig schlafen legt."

Serafine reichte ihr mit einem dankbaren Blicke die Hand, ein wenig zaghaft, ob eine solche Vertraulichkeit nicht zurückgewiesen werden könnte, aber Vittoria erhob sich, küßte sie auf die Stirne und sagte zu den Männern: „Ich will unsern lieben Gast gleich jetzt entführen, ich hoffe ja, daß wir ihn länger in unserer Mitte halten werden."

Sie hatte eine weiche Stimme, aber eine langsame und überlegte Art zu sprechen, wie Menschen, welche vom Leben vielfach geprüft worden sind. Nachdem sie nun allen eine glückliche Nacht gewünscht hatte, zündete Frau Vittoria ein Oellämpchen an, da es in den Gängen schon dunkel war, schlang den Arm um das Mädchen und verließ mit ihr den Saal.

In einer der Kammern des oberen Stockwerkes blieb Frau Vittoria stehen und fragte: „Wollt Ihr noch einen Augenblick mit mir plaudern?"

Serafine antwortete, daß sich sich sehne, ihrer Beschützerin zu sagen, wie dankbar sie ihr für all ihre Güte sei.

Vittoria stellte das Lämpchen auf eine der Truhen, zu deren Aufbewahrung die Kammer diente, dann trat sie zu einer anderen und sperrte dieselbe auf.

„Ihr seid diese geringen Kleider nicht gewöhnt," sagte sie, „laßt mich Euch bessere schenken, und bewahrt sie zum Andenken an mich!"

Trotz der abenteuerlichen Art, mit welcher Serafine in das Haus getreten war, erging es der Wirthin wie ihrem Gaste: sie erinnerte sich nicht, daß ihr je ein anderes Mädchen so wohl gefallen hätte.

„Ich werde Euch gewiß nicht vergessen können," antwortete Serafine „und es kränkt mich wenig, daß ich wie eine Magd erscheine."

„Mich aber kränkt es, liebes Kind," entgegnete Frau Vittoria, und ich gebe dir ein Kleid, das ich in meiner Jugend in frohen Tagen getragen habe, als ich noch schön war, wie du, und das dir so oft wie einst mir ein Zeuge des Glückes werden soll."

Es war ein blaues Kleid und ein weißer Mantel mit goldgewirkten Blumen und Rändern.

Als Serafine zögerte, das kostbare Geschenk anzunehmen, sagte Vittoria: „Sei nicht zu stolz im Unglück! Du kannst mir ja, wenn es dir wieder gut geht, oder wenn ich einmal dein Gast sein werde, Gleiches mit Gleichem vergelten."

„Morgen," sagte Serafine mit ausbrechenden Thränen, „will ich Euch alles erzählen, was mich auf die Flucht und in's Unglück trieb."

„Liebes Kind," beruhigte sie die Schloßherrin, „laß das jetzt! Es erregt dich zu sehr und du bedarfst des Schlafes."

Dann zündete die würdige Frau noch voll mütterlicher Sorgfalt die Ampel über dem Bett Serafinens an und sagte ihr ein heiteres: „Auf Wiedersehen!"

* * *

Nachdem er sie noch einmal gesehen und sich noch einmal von ihr losgerissen hatte, hielt sich Jacopone, so lang es gehen mochte, an dem Gedanken, daß es ihm gelungen war, seine Braut zur Rückkehr in's Vaterhaus zu bewegen. Aber die Kälte und Ruhe, welche er an ihr gesehen, ihre Abgeschlossenheit gegen ihn wurden ihm nun erst klar bewußt, so daß sein Muth und seine Hoffnung sanken und schwanden. Es konnte keine Wiedervereinigung geben, das was sie trennte, war zu ungeheuer. Er faßte den Entschluß, freiwillig auf sie zu verzichten, ihrem Vater das Schloß der Astancolli als ihren Aufenthalt zu bezeichnen und sich, wenn sie wieder in Todi sein würde, so viel als möglich vor ihr zu verbergen.

Während es nichts geben konnte, was seinem ganzen Wesen so fremd gewesen wäre, als Resignation, wurde ihm dieselbe ihr gegenüber zu einem Gebot der Natur; ihre Ruhe war ihm theurer als sein Glück, so sehr liebte er sie.

Er verband seine Wunde, so gut er es in der Hast vermochte, und jagte auf dem guten Roß Simones durch das Thal. Aber ehe er an sein Ziel gelangte, verließen ihn plötzlich seine Kräfte und er sank in der Nähe eines Bauernhauses ohnmächtig vom Pferde. Die Bauern, welche auf dem Felde arbeiteten, sahen es, kamen herbei und trugen ihn in die schlechte, verwahrloste Hütte; dort legten sie ihn auf das ärmliche Lager, das ihr einziger Reichthum war. Die Frau, welche mit ihren Kindern auf der Schwelle gesessen hatte, war alsbald geschäftig, ein Stück Wäsche herbeizusuchen und den Verband gut zu machen; dann blieb sie am Lager des Schlafenden, während die Männer an ihre Arbeit zurückkehrten.

Als Jacopone erwachte, hörte er das Weib mit häßlicher und scharfer Stimme am Fuß des Bettes für ihn beten, und auch die Kinder stimmten in die unheimliche Litanei ein, welche die Mutter immer von Neuem begann. Er sprang aus dem Bette, und da ihn sogleich Bekümmerniß um die versäumte Zeit erfaßte, fragte er barsch nach seinem Pferde. Die Frau, von der Undankbarkeit ihres vornehmen Pfleglings wenig befremdet, bediente ihn so viel er deß bedurfte, und als er ihr eine Spange seines Mantels hinwarf, küßte sie den Saum desselben und rief ihm laute Segenswünsche nach.

Jacopone setzte seinen Ritt unverzüglich fort und kam spät in der Nacht in Todi an.

Als Antonio und Speronella Kunde von Serafine hörten, konnten sie vor überströmender Freude nicht genug Worte des Dankes für Jacopone finden. Alles, was sonst geschehen, war ihnen untergegangen in der namenlosen Angst um ihr geliebtes Kind, und dessen Erretter, der Anfangs nur in knappen Worten gesagt hatte, daß Serafine bei seinen Freunden weile, und daß sie in ihr Vaterhaus zurückkehren wolle, mußte ihnen bald jeden Umstand seines weiten und gefahrvollen Rittes erzählen.

Der böse Plan der Welfen setzte seine begierigen Zuhörer in die höchste

Erregung, und Antonio sagte, mit großen Schritten im Zimmer auf- und abschreitend, man müsse nun mit aller Macht dem verderblichen Simone entgegentreten. Er wollte von Plänen, wie das zu beginnen sei, reden. doch fiel Jacopone dem Eifernden in's Wort, um ihm zu sagen, daß er diesen Feind im Kampf um Serafine getödtet habe.

Da priesen ihn die beiden Gatten wie einen Helden, und ihm selber erwachte dadurch wieder ein Funke von Lebensmuth und mit demselben eine neue Hoffnung auf Serafine. Die Räume des Hauses, in welchem er sie gesehen und sein genannt hatte, hatten schon die Sehnsucht nach ihrer Gegenwart übermächtig in ihm erregt. Dennoch wollte er seinem Vorsatz treu bleiben und bat Antonio, daß er seine Tochter ohne Zögern aus ihrer jetzigen Lage, die sie vielleicht mancher Demüthigung aussetzte, befreie.

Antonio dagegen, dem für den Erretter seines Kindes und für den Ueberwinder Simones kein Lohn zu groß schien, forderte ihn auf, selbst nach der Burg zurückzureiten und Serafine zu holen.

„Es ist nach Allem, was Ihr für sie gethan habt, nicht anders möglich als daß sie Euch verzeiht!“ rief er aus. „Ja, ich will, daß sie die Eurige werde!“

Was auch Jacopone bei diesen Worten denken mochte, er sprach keinen seiner Zweifel aus; er wäre noch in der Nacht wieder aufgebrochen, wenn ihn seine Freunde nicht gezwungen hätten, eine kurze Rast zu pflegen. Es war ihm kaum möglich, ruhig liegen zu bleiben; nur der Gedanke, daß er vielleicht sonst zur Unzeit am Ende seiner Kräfte anlangen könnte, bewog ihn, seinen Wirthen zu willfahren.

Am folgenden Morgen trat er seine Reise auf's Neue an, doch nicht in energischer Eile, wie neulich, sondern bald zagend, bald hastig verfolgte er seinen Weg.

* * *

Serafine aber erwachte an ihrem Zufluchtsorte erst, als die Sonne schon hoch stand.

Nachdem ihre Beschützerin von ihr gegangen war, hatte sie begonnen, sich selbst in ausführlichen Worten die Geschichte ihrer schönen an Benvenutos Hand verbrachten Jugend, dann den Sturm der letzten Tage zu wiederholen, so wie sie es Frau Vittoria offenbaren wollte. Darüber war ein großer Theil der Nacht hingegangen. Nun schlug sie die Augen auf, und ihre neue Freundin stand vor ihr. Jemehr vor Serafine die Wahrheit alles dessen, was ihr Anfangs mit den Träumen verwoben schien, deutlich wurde, desto trauriger blickten ihre Augen und sie rang die Hände.

„Du bist sehr unglücklich, armes Kind!“ sagte die Freundin.

„Ich will es Euch alles sagen,“ antwortete das Mädchen und begann zu erzählen.

Ihr Schicksal sowohl, als auch die Reinheit ihres Gemüthes ergriffen

die Zuhörerin sehr, doppelt, da Jacopone, welcher mit so rauher Hand in dies junge Leben hineingegriffen hatte, seit langen Jahren derjenige unter Astolfos Freunden war, den Vittoria weit über alle Anderen stellte, dessen Laufbahn sie unablässig im Auge behielt, für den sie in ihren Gedanken sorgen, sich kümmern und glücklich sein konnte. Mit ihm stand nun dieses ihr so liebenswürdige Mädchen in der verhängnißvollsten Beziehung.

Aus der Erzählung Serafinens hatte Vittoria ebensoviel Stärke des Charakters, als Weichheit der Empfindung zu lesen geglaubt; welcher von diesen beiden Zügen würde über Jacopones Schicksal entscheiden?

„Wenn Ihr Jacopone noch lieben könntet,„ sagte sie, „so könntet Ihr sein guter Engel werden und seine einzige Rettung!

„O niemals!“ rief Serafine wie außer sich.

„Gewiß,“ entgegnete die ruhige Frau, „kann Niemand ermessen, ob eine solche Größe menschenmöglich ist, außer wer es an seinem eigenen Herzen erfahren hat.“

In diesem Augenblick trat eine Dienerin ein, die Herrin abzurufen da ein Gast angeritten sei.

Serafine zog die Kleider an, welche sie von Vittoria erhalten hatte, doch ohne daran zu denken, denn die letzten Worte der Frau, die sie verehren mußte, schienen ihr unerhört.

Als sie kaum fertig war, trat ihre Freundin wieder in die Kammer.

„Jacopone ist da, Euch zu holen,“ sagte sie erregt.

Serafine erschrak.

„Soll mein Sohn Euch begleiten?“

„Nein, ich fürchte mich nicht, mit Jacopone allein zu sein,“ antwortete das Mädchen und richtete sich stolz auf.

Vittoria umfing und küßte sie. „Serafine,“ sagte sie, „Jacopone ist ein Mensch, wie es nur wenige giebt; er kann tief sinken, aber sich dann um so höher emporschwingen; dieselbe Leidenschaft, die ihn zu einer verderblichen Handlung hinriß, begeistert ihn zu großen Thaten. Und eine gute Menschenseele ist wie das Wasser, das über Kiesel fließt und immer wieder quellenrein wird, mag es noch so sehr getrübt worden sein.“

„Frau Vittoria,“ erwiderte Serafine, „Eure Worte sind bitter. Wie könnt Ihr, die Ihr nun mein ganzes Leben kennt, von mir verlangen, daß ich dem verzeihe, der Benvenuto getödtet hat!“

„Lebewohl,“ sagte Vittoria mit ernster Innigkeit, doch Serafine vergaß völlig ihrer Wirthin zu danken, denn sie mußte ihre ganze Kraft zusammennehmen, um in voller Ruhe und Kälte zu scheinen, als sei sie nur befrembet, daß ihr Vater keinen anderen Boten nach ihr ausgesandt hatte.

Die edle Frau schwankte einen Augenblick, ob sie ihr folgen sollte, und blieb dann in der Kammer zurück.

Jacopone wartete unterdessen im äußeren Hofe und ließ sich durch alle Bitten Astolfos nicht bewegen, in die Burg einzutreten. Er holte selbst

das Pferd aus dem Stall und machte mit großer Sorgfalt Alles für Serafine bereit, damit sie ohne Verzug aufbrechen könnten. Ihre Eltern, sagte er, seien ohne Ruhe, bis sie die Tochter wiedersähen, und er habe versprochen, keine Secunde zu verlieren."

So ging denn Astolfo, über seinen Freund das Haupt schüttelnd, in's Haus, Serafine herabzugeleiten.

Er begegnete ihr auf halbem Wege und der gespannte Ausdruck ihres Gesichtes fiel ihm nicht minder auf, als das Benehmen Jacopones.

„Was verbindet oder trennt diese Beiden?" fragte er sich und zweifelte, ob er ihr nicht seine Begleitung anbieten sollte.

Er kam nach einigen mühsam gewechselten Worten mit ihr in den Hof, als Jacopone eben mit liebkosender Hand die Mähne ihres Pferdes strich. Als er die Beiden aus dem Thor treten sah, erblaßte er, doch Serafine schritt vollkommen gefaßt auf ihn zu und fragte ihn: „Wie geht es meinen Eltern, Messer Jacopone?"

„Sehr gut," antwortete dieser in der größten Verwirrung, „nur daß ihre Sehnsucht nach Euch unendlich ist."

„So laßt uns eilen!" antwortete das Mädchen, und Beide ließen dem Schloßherrn kaum Zeit zu seiner Aufforderung, daß Jacopone ihn bald und auf lange besuchen sollte.

* * *

Auf dem schmalen Wege, welcher hinter der Burg hervor und an dem Hang der Berge hinführte, konnten die Beiden nicht nebeneinander reiten, sondern Jacopone ritt vor seiner Schutzbefohlenen her.

Wenn ein Baum seine Aeste in den Weg hereinstreckte, war er froh, seiner Empfindung gegen Serafine einen Ausdruck geben zu können; er drängte sich mit seinem Pferde hart an den Stamm und hielt die Zweige zurück, bis sie vorüber war. Zweimal ließ sie das, wiewohl gegen ihren Willen, geschehen, um nicht reden zu müssen; das dritte Mal sagte sie: „Bemüht Euch nicht; ich bin nun an rauhe Berührung gewöhnt, aber Eure Fürsorge kann ich nicht ertragen."

„Dürft Ihr mir die Reue verbieten?" fragte er.

„Dürft Ihr mich noch mehr peinigen, als Ihr schon gethan habt!" rief sie aus. Doch hätte sie dies Wort am liebsten gleich wieder zurückgenommen, denn nun hatte sie ihn herausgefordert, sich zu vertheidigen und mußte Alles anhören, und wenn er darauf bestand, ihr Urtheil zu vernehmen, so mußte sie unbarmherzige Worte aussprechen. Aber Jacopone schwieg. Sie waren schon im Thale und ritten neben einander. Um zu erfahren, ob nicht ihr heftiger Ausruf ihn zu schwer getroffen hätte, blieb Serafine ein wenig zurück, so, daß er an ihr vorüberkam; dabei sah sie, daß seine Augen mit einem Ausdruck innigster Liebe auf ihr ruhten. Sie erröthete bis in die Stirne. Wagte er nicht, sich vor ihr anzuklagen oder zu vertheidigen, er, der sich

doch so großer Macht über die Herzen der Menschen bewußt sein mußte, der vor alle Todiner furchtlos hingetreten war? Wagte er nicht, ihr zu antworten, ihr, einem jungen Weibe, das ihm nichts zu geben oder zu nehmen hatte, als Liebe?

Da Serafine von Herzen demüthig war, erschütterte es sie, zu denken, daß Jacopone sich vor ihr beugte, sie war nahe daran, ihm Alles zu vergeben, nur um ihn sein Haupt wieder frei erheben zu sehen; doch im nächsten Augenblick schaute sie mit Entsetzen auf seine Hand, welche Benvenuto getödtet hatte. Ein herber Jammer erfüllte sie. Wie, wenn sie ihm gerade jetzt um so mehr die Hand reichte? Gebot sie darin, daß sie das konnte, nicht über einen göttlichen Reichthum, war sie nicht, wie ihre Freundin gesagt hatte, seine einzige Retterin? Serafine dachte zurück an die Stunde, in welcher ihr diese Worte Vittorias unerhört erschienen waren — nun schien ihr vielmehr die Umwandlung unerhört, welche in so kurzer Zeit mit ihr vorgegangen war. Hatte Jacopones Nähe eine solche Gewalt über sie?

„Daß ich neben Euch herreite," sprach dieser, „und dabei denke, daß Ihr schon mein wart und es nun in Ewigkeit nicht mehr werdet, wäre allein Strafe genug für mein Vergehen."

„Wie starb Benvenuto?" fragte das Mädchen.

Jacopone erzählte in abgerissenen Sätzen, wie es zum Zweikampf zwischen ihm und dem Stiftsherrn gekommen war. Er klagte denselben an, daß er sich überhoben und ihn gereizt hätte, doch verschwieg er nicht, daß Benvenuto mit den Worten: „Vergieb ihm, denn er weiß nicht, was er thut!" gestorben war.

„O! wie er mir lebt in diesen Worten!" rief Serafine, die es nicht gewagt hatte, ihren Begleiter durch Fragen zu unterbrechen, obwohl sie es schmerzlich empfand, daß Jacopones Bericht mehr von ihm selbst als von dem Todten sprach. Sie begriff, wie schwer schon dieses ihm fallen mußte.

„Daß du ihn getödtet hast, Jacopone," fuhr sie im Tone innigen Mitleids fort, „und kanntest ihn nicht, wie mild er gegen jeden Fehler und Irrthum war, wie groß und einfach in allem, was er that und sprach und dachte! Hätte dich nicht ein Dämon getrieben, du konntest nicht mit ihm in Streit gerathen! Du konntest, wenn dein Sinn dem seinigen noch so fremd war, darauf rechnen, daß er dich verstand, und wenn du seine Entgegnungen gehört hättest, wärest du zu seiner Ueberzeugung gekommen!"

Ueber Jacopone kam ein Gefühl der Glückseligkeit, als er Serafine ihm du sagen und trotz des Inhalts ihrer Worte in einer Weise mit ihm reden hörte, als sei sie ihm jetzt näher als am Verlobungstage. Aber eine bittere Eifersucht auf den Todten, den sie mit so begeisterter Miene erhob, machte es ihm unmöglich, das zu sagen, was ihn in ihren Augen am meisten von aller Schuld reingewaschen hätte: daß er die Größe Benvenutos erkannte.

„Ja, mit so übermenschlich versöhnlichen Worten starb er," wiederholte

Jacopone, um das nicht sagen zu müssen, was das Nächstliegende war, „aber er richtete dieselben nicht an mich, sondern an Gott."

„Dann geht seine Ermahnung auch an mich," antwortete das Mädchen, „denn was Gott kann, dazu soll der Mensch sich erheben."

„Wer wird an Benvenutos Stelle treten?" fragte sie nach einer Weile.

„Ich," antwortete Jacopone.

Wäre bei einer Wendung des Weges plötzlich die Leiche Benvenutos vor ihren Augen gelegen, es hätte Serafine nicht mehr um alle Fassung bringen können, als dieses Wort aus dem Munde des Mannes, dem sie einen Augenblick früher schon fast wieder ihre Hand gereicht hätte, damit er sich nicht noch mehr vor ihr erniedrigte. Wenn sie Jacopones Einfluß gefürchtet hatte, so wäre es ihr doch völlig unmöglich erschienen, daß er, als ein so junger Mann, der Nachfolger des Stadtcapitäns werden könnte, nachdem er schon das Amt des Podestà in Händen hatte.

„Nein, das sollt Ihr nicht!" rief sie aus. „O, daß ich kein Mann bin, nicht das Erbe Benvenutos antreten kann, mich Euch in den Weg zu stellen."

Ein leiser Schmerzenston hemmte den Strom ihrer Rede, und alle Entrüstung, der sie noch eben Ausdruck gegeben hatte, wich einem neuen Erschrecken, als sie auf ihren Begleiter blickte und denselben auf's Aeußerste verändert sah. Sein Gesicht war fahl, seine Lippen weiß, und es war augenscheinlich, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte.

„Um aller Heiligen willen, was ist Euch?" rief Serafine.

„Vielleicht erlöst Gott dich und Todi noch in dieser Stunde von mir," antwortete er mit einem matten Lächeln.

Serafine half ihm vom Pferde, an das er sich dann halb ohnmächtig lehnte.

„Eure Wunde!" schrie Serafine.

Es war zum ersten Mal seit dem Wiedersehen, daß sie daran dachte.

„Meine Wunde," begann er wieder, und schüttelte das Haupt, „wollte Gott, sie wäre tiefer gegangen! Was mich verzehrt, ist ein inneres Feuer."

Serafine dachte an nichts mehr, als wie sie helfen könne.

„Wenn ich Euch hier so gut als möglich ein Lager bereite," sagte sie, „glaubt Ihr, ich dürfe Euch dann so lang verlassen, bis ich auf die Burg und hierher zurückkomme?"

„O ja, verlaß mich," rief Jacopone, „ich beschwöre dich! Du bist besser allein, als in meinem Schutz. Denn ich sage dir, auch der Tod siegt nicht über mich, sondern meine Qual über uns beide; über uns alle. Ich bin so elend geworden, daß ich nur vor dir auf den Knieen liegen kann und dein Mitleid erflehen. Es ist nichts mehr an mir von männlicher Kraft und Würde, ich kann nur noch weinen und klagen, bis ich sterbe!"

Serafine nahm leise den Mantel von der Schulter des Kranken und breitete ihn auf die Erde, dann rollte sie ihren eigenen, den sie von Frau Vittoria erhalten hatte, zusammen und machte ein Polster daraus. „Ich

bitt' Euch," sagte sie, als sie damit fertig war, „legt Euch hier nieder! Ich will bei Euch wachen."

Er hörte sie nicht. Sie sah an seinen Augen und Wangen, daß er im Fieber war, ging näher zu ihm hin und wiederholte ihre Bitte. Er aber redete immer erregter und ängstigte sie immer mehr, bis sie endlich sagte: „Wenn du mich lieb hast, werde ruhig!" Sie hoffte, daß diese Worte die Kraft eines Zaubers üben sollten. Auch ließ er sich daraufhin wie ein Kind von ihr führen und streckte sich auf das Lager, das sie ihm bereitet hatte. Bald jedoch richtete er sich wieder auf, indem er sich auf seine rechte Hand stützte, und sagte: „Ich muß dir ein Geheimniß offenbaren. Ich habe Benvenuto erkannt, als ich ihn erschlug, schon ehe ich das Schwert erhob, wußte ich, daß ich ein Teufel war und deshalb diesen Geist des Lichts in meinem Wege nicht dulden konnte; einen unvergeßlichen Augenblick zuckte mir dies Bewußtsein durch das Herz, aber ich wollte es nicht zu Wort kommen lassen und ermordete ihn um so schneller. Was nützt es, daß ich nun versprach, meine ganze Lebenskraft einzusetzen, um das, was er wollte, zu vollbringen."

„Verspracht Ihr das!" rief Serafine, als ob sie beide in diesen Worten einen Triumph zu feiern hätten; aber Jacopone entgegnete verzweifelnd: „Meine That ist nicht mehr zu sühnen."

Serafinens Gesicht war von Angst so verzerrt wie das des Kranken, als sie sagte: „O ja, du kannst es sühnen! Und ich will dir helfen. Ja! wehre mich nicht ab, ich habe einen heiligen Beruf, dir zu helfen. Hand in Hand wollen wir alles wieder gut machen, wenn du nur willst. Sieh, daß du mir das Geheimniß deiner innersten Seele anvertraut hast, das Geheimniß deines Gewissens, das fast nie ein Mensch ausspricht, ja, das die meisten vor sich selbst verbergen, das verbindet mich nun mit dir so stark, daß ich dich nie mehr verlassen kann!"

„Du Engel, mich Verworfenen!" rief Jacopone, ihre Hand an seine Augen drückend.

„Was du auch gefehlt hast," tröstete das Mädchen, „du bist nicht verworfen, denn es ist eine große That, daß du ein ganz neues Dasein beginnst und dich nicht davor fürchtest, deinen großen Irrthum zu bekennen und mitten auf dem Lebenswege umzukehren. Weißt du nicht, daß im Himmel jetzt mehr Freude über dich ist, als über tausend Gerechte?"

Als Serafine ihrem Verlobten in die Augen sah, bemerkte sie, daß er ihren Blick nicht empfand, und rief ihn beim Namen.

Er öffnete die Augen weit, faßte sie gewaltsam an der Hand und sagte:

„Ewiger, verhülle diesen Glanz vor mir! Serafine stand am Thor des Himmels, sie hat mein Schwert geküßt und meine Stirn, seitdem sind beide so rein und leuchtend geworden. Ich bin ein elender Mörder, aber ich kann es dir nicht mehr beweisen, sie hat alle Zeichen vernichtet!"

Die Geliebte kniete zitternd neben ihm, während er in solche Fieber-

phantasien ausbrach, sie legte ihren Arm unter seinen Kopf und suchte ihn zum Bewußtsein zurückzuführen, indem sie seinen Namen rief; dann harrte sie mit laut klopfendem Herzen, ob er nicht etwas sagen würde, das ihr bewies, er könne die Dinge, welche ihn umgaben, wieder wahrnehmen.

Er schien einzuschlafen, doch öffnete er bald wieder die Augen, sah sie an und fragte: „Bist du da?" Dann lächelte er ganz glücklich, als ob er sich so vor allem geborgen wüßte. Er hatte ihre Hand genommen und in der seinen behalten. Als er fest schlief, machte Serafine sich los und ritt eilig nach der Burg zurück.

Schon unterwegs begegnete sie dem jungen Herrn derselben. Sie theilte ihm ihre Noth mit, und Donnellino veränderte mit einem Male sein ganzes Benehmen gegen sie, bat sie um die genaue Beschreibung der Stelle, an welcher sie sich mit Jacopone niedergelassen, und versprach für alles zu sorgen, was den beiden nur dienen könne, und den Kranken unverzüglich in einer Sänfte auf das Schloß tragen zu lassen.

So konnte Serafine früher, als sie gehofft hatte, zu Jacopone zurückkehren; aber mit der verminderten Gefahr stieg wieder die Erinnerung an die Vergangenheit in ihr auf, doch kein Zweifel, ob sie recht handle, beschlich sie dabei, sie war noch nie so sicher gewesen, hatte nie das Glück einer so heiligen Pflicht in sich empfunden, und mit einer schwärmerischen Begeisterung lächelte sie Benvenuto, den sie im Geiste vor sich zu sehen glaubte, zu, als ob sie wüßte, daß er nun stolz auf sie wäre.

Sie fand den Kranken wach und bei Bewußtsein, als sie zurückkam. Er fragte sie unzählige Male, ob es kein Traum sei, daß sie ihn liebe, ob sie ihm wirklich vergeben habe; und er beruhigte sich nicht, bis sie ihn küßte und die beiden, immer wie vom Schatten des Vergangenen bedroht, einander die süßesten Gefühle erweckten durch die Worte, welche sie tauschten, während die Diener der Astancolli mit Donnellino unterwegs waren, ihnen eilig Hülfe zu bringen.

* * *

Jacopone fiel auf dem Castell in eine schwere Krankheit. Anfangs pflegte ihn Serafine allein, dann, als ihre Kraft dazu nicht mehr ausreichte, wachte sie mit Frau Vittoria abwechselnd an seinem Lager. Dabei mußten die beiden Pflegerinnen bald die Beobachtung machen, daß der Kranke immer in heftige Aufregung gerieth, wenn seine Geliebte neben ihm saß, daß diese Aufregung zunahm, wenn sie ihn verließ, daß er aber, sobald er sich an Frau Vittorias Anwesenheit gewöhnt hatte, leichter eine Stunde des Schlafes und der Erquickung fand. Aber erst, nachdem eines Tages in Folge der stets erneuten Aufregungen eine höchst gefährliche Verschlimmerung seiner Krankheit eingetreten war, entschloß sich Serafine, die Pflege ganz in Vittorias Händen zu lassen. Doch blieb sie auf dem Schlosse, bis es mit Jacopone besser wurde. Als er indeß zum ersten Mal wieder nach ihr

verlangte, sagte ihm Vittoria, Serafine sei um seiner Gesundheit willen nach Todi zurückgekehrt, und sie that es auch alsbald, denn sie glaubte eher dies augenblickliche Opfer ihrer Liebe bringen, als auf die Dauer seinen Bitten gegenüber standhaft bleiben zu können.

Jacopones Verehrung für Frau Vittoria wuchs während seiner Krankheit so sehr, daß er ihr noch gehorchte, als er schon glaubte, ihre Sorge halte ihn zu lange gefangen. Herrn Astolfo suchte er, wo er ihn nur in Haus und Garten zu finden wußte; der Burgherr dagegen wich ihm geflissentlich aus, denn so gerne er mit dem verwegenen Freunde in gesunden Tagen verkehrte, so unerfreulich war ihm der Umgang mit einem Genesenden, den er in allen Dingen schonen und von Thaten zurückhalten sollte. Desto eifriger war Donnellino um den Gast des Hauses und kürzte demselben manche traurige Stunde.

Eines Morgens aber kam ein Bote aus Todi angeritten und begehrte, den Herrn Jacopone selbst zu sehen. Astolfo führte ihn in das Krankenzimmer, in welchem der Genesende am Fenster saß und weichen Empfindungen der Liebe und Sehnsucht hingegeben war.

Er kannte den Boten nicht, doch fragte er ihn mit begieriger Hast nach seinem Begehren und von wem er gesandt sei.

„Serafine, Herrn Antonios Tochter, sendet mich," antwortete der Mann und übergab ihm den Brief. „Ich bitte Euch, les't und gebt mir Eure Antwort mit, wenn ich wieder heimreite. Ich werde in der Gesindekammer warten, so lang es Euch beliebt."

Jacopone hörte den Todiner nicht zu Ende und bemerkte auch nicht, daß derselbe die Kammer wieder verließ; der Inhalt des Briefes, welchen er erhalten hatte, ergoß sich ihm wie ein Frühlingssturm durch Leib und Seele. Auf dem Pergament, das er in der Hand hielt, stand von Serafine geschrieben:

„Wenn du nicht todtkrank bist, so komme. Alle sagen, du wärest der Mann, dessen man jetzt bedürfe, aber man könne dich nicht rufen, da du krank seiest und dein Leben auf's Spiel setzen würdest. Auch glauben sie wohl, sie könnten ohne dich fertig werden und schämen sich zu gestehen, daß du sie so sehr übertriffst. Es ist seit einem Monat ein neuer Bischof in Todi, der die Welfen um sich versammelt, und dessen Anhang täglich größer wird. Wenn es nicht bald zum Kampf mit ihm kommt, so wird seine Partei stärker als die unsrige, und ehe ein Jahr vergeht, ist Todi wieder eine welfische Stadt. Ich gedenke deines Gelöbnisses, daß du unserer Vaterstadt ein neuer Benvenuto sein willst, und muß dir deshalb schreiben, in wie großen Gefahren sie schwebt."

Nachdem Jacopone genugsam gelesen hatte und der Freude über seine eigene Auferstehung Herr geworden war, suchte er Frau Vittoria, bat sie um Tinte, Feder und Pergament, denn in seiner Kammer fand sich nichts dergleichen, und schrieb an Serafine nur diese Zeile:

„Ich bin gesund und komme. Ich sehe dich nicht, ehe unsere Feinde besiegt sind."

Am nächsten Mittag war er in Todi. Er ließ durch einen öffentlichen Ausrufer den Rath in den Palazzo dell' officio entbieten und zugleich verkünden, daß alle Ghibellinen sich waffnen und auf dem Domplatz versammeln sollten.

Schon bei seinem Eintritt in die Stadt hatte er gesehen, daß die Welfen durch die Gassen liefen und ritten mit dem Rufe:

„Es lebe die heilige Kirche, Tod dem Herrn Jacopone!" Doch enthielten sie sich jeder Schadenstiftung.

Jacopone begrüßte indeß im großen Saale die ganze Rathsversammlung. Er knüpfte mit kurzen Worten das Vergangene und das Gegenwärtige an einander und pries sich, trotz des bösen Anlasses, der ihm dazu wurde, glücklich, seinen Mitbürgern gleich mit der That beweisen zu können, wie ernst es ihm, als er zuletzt vor ihnen stand, und als sie ihm das Leben, das er verwirkt hatte, zurückgaben, wie ernst es ihm damals mit seinem Versprechen, stets mit seiner Person für das Glück Todis einzustehen gewesen sei.

Er forderte die Welfen, welche sich im Rathe befanden, auf, ihre Parteigenossen zurückzuhalten, wenn ihnen der Friede und ihre eigene Wohlfahrt lieb sei, dann fügte er hinzu:

„Wenn es zum Kampfe kommt, so werdet ihr unterliegen und drückendere Verträge zu unterzeichnen haben, als die waren, nach welchen ihr jetzt unter uns lebt."

Die Welfen verlangten eine Erweiterung ihrer Rechte, und als sie sahen, daß Jacopone auf ihre Forderungen nicht einging, verließen sie den Saal.

Hierauf faßten die Ghibellinen den Entschluß, ohne Verzug zum Kampfe zu schreiten, sie gesellten sich zu der bewaffneten Schaar, welche sich auf dem Domplatz versammelt hatte, und Jacopone feuerte sie mit thatlustigen Worten an, ihre Fahne zu vertheidigen.

Mächtig und von allen Seiten ertönte nun der Ruf: „Tod den Welfen! Es lebe Messer Jacopone!"

Die Welfen, welche Widerstand leisteten, wurden mit geringem Verlust auf ghibellinischer Seite niedergemacht, und ihre Anzahl wurde immer kleiner, denn die meisten gaben ihre Sache bald auf und flüchteten sich in ihre Häuser, hoffend, daß man sie nicht bemerkt habe, und daß sie für den Fall, daß die Ghibellinen mit Gütereinziehungen und Verbannungen strafen würden, einer solchen Rache entgingen. Dennoch dauerte der Kampf bis zur untergehenden Sonne.

Serafine sah von ihrer Kammer auf die Stadt herab, doch konnte sie nicht in die Gassen, sondern nur über die Dächer blicken; aber das Kampfgetos scholl mit dem Läuten aller Glocken vermengt zu ihr herauf.

Antonio war vor Aufregung krank geworden und lag auf seinem Bett, an welchem Speronella getreulich saß und ihm zuhörte, wie er darüber klagte, daß er heut sein tapferes Schwert nicht führen könne, und immer drohte, er werde dennoch sein Lager verlassen, wenn ihm eine solche Kühnheit auch den Tod bringen würde.

Mit einbrechender Nacht kam Jacopone in Antonios Haus und brachte die Botschaft des Sieges. Er schien, seit Antonio ihn nicht gesehen hatte, um Jahre älter geworden, sein Gesicht länglicher als früher und bleich, jeder Zug und besonders seine Augen viel ausdrucksvoller. Serafine kam ihm entgegen und reichte ihm beide Hände.

Er dankte ihr, daß sie ihm geschrieben hatte, als es äußerste Noth war, sie dankte ihm, daß er ihr geglaubt und gesiegt hatte. Doch wechselten sie nicht viele Worte, sei es, daß die Gegenwart der Eltern sie beengte, oder daß ihre Herzen überhaupt zu voll waren, um Worte zu finden. Indeß nahm Jacopone an diesem Abend das Versprechen mit fort, daß er Serafine schon in wenigen Wochen als Gattin heimführen sollte.

Als sich die Nachricht von seiner nahen Vermählung verbreitete, sah die ganze Stadt dieser Hochzeit wie einem öffentlichen Feste entgegen, und dadurch wurde auch ihm größere Freiheit, Vorbereitungen für dieselbe, sowie für das ganze künftige Leben zu treffen. Für seine Braut ersann er immer neue Ueberraschungen, die er zuletzt damit krönte, daß er Benvenutos Palast kaufte, um denselben mit ihr zu bewohnen.

Als er ihr dies sagte mit der strahlenden Miene desjenigen, der wohl weiß, daß es seiner Liebe gelungen ist, das Beste auszusinnen, rührte er ihr Herz so sehr, daß sie ihm betheuerte, es solle nichts in der Welt geben was sie nicht für ihn thun würde.

Am Hochzeitstage war lauter Jubel in Todi, und nur der Ernst des Brautpaars erinnerte daran, daß erst wenige Monate vergangen waren, seit der Stiftsherr durch die Feindschaft seines nun so gefeierten Nachfolgers gefallen war.

Auch als die jungen Eheleute dann für immer verbunden und allein in ihrem eigenen Hause das Leben mit einander theilten, war ihre Wonne wie ein niedergehaltenes Feuer, das nur zuweilen in hohen Flammen aufloderte, denn so groß auch das Glück war, das in ihnen und vor ihnen zu liegen schien, so lastete doch die ereignißreiche Vergangenheit zu schwer auf ihren Gemüthern.

Jacopone wurde nicht müde, seiner lieblichen Gattin zu sagen, daß er es nicht werth sei, eine solche Seligkeit zu genießen, daß das einzige, was er zu seinen Gunsten in die Wagschale zu werfen habe, die Gewißheit sei, daß er nicht mehr wie ehedem aus dem Glück, das ihm geschenkt werde, Uebermuth trinke, daß jedes Liebeswort, jeder Kuß von ihr ihn mehr aneifere, das Gelübde, welches er Todi und ihr gegeben habe, zu halten und

ganz so selbstlos wie Benvenuto über das Wohl der Stadt zu wachen, für Todi zu leben und zu sterben.

Die Leidenschaftlichkeit selbst, womit er diese Betheuerungen aussprach, zeigte Serafine, wie fern ihr Gatte von dem Geiste des Todten war, aber ihre Liebe half ihr leicht zu dem Schluß, daß er das vorgesteckte Ziel auch so erreichen könne.

Die nächsten Monate vergingen darüber, daß die Ghibellinen und Jacopone an ihrer Spitze den Welfen die Bedingungen, unter welchen sie fortan in der Stadt leben sollten, vorlegten. Der Ruhm von Jacopones Weisheit und Gerechtigkeit wurde alle Tage laut und man pries die Wohlfahrt, welche er in Todi vorbereitete, bald höher als diejenige, welche Benvenuto zurückgelassen hatte.

Nur die Armen waren mit dem neuen Herrn nicht zufrieden. Er vergaß ihrer nicht nur, sondern er fand es gerecht, daß diejenigen, welche sich nichts erwerben konnten, darben sollten; auch meinte er, die Zufriedenen unter ihnen trügen nicht schwer an den gewohnten Entbehrungen, die Unzufriedenen dagegen verdienten ihre Strafe. Diese hochfahrenden Züge im Wesen ihres Gatten empörten oft Serafinens weiches Herz, aber schon dadurch, daß er sie ganz frei gewähren ließ, wenn sie die großmüthigsten Wohlthaten nach allen Seiten hin übte, nahm er ihr den Muth, ihm einen lauten Vorwurf wegen seiner Härte auszusprechen, und es war, als raubte ihr seine Nähe etwas von der Kraft, ihm in bösen Dingen Widerstand zu leisten. Die Macht, welche seine Gegenwart immer über sie geübt hatte, wurde durch die Gewohnheit des Zusammenlebens nicht schwächer, sondern sie steigerte sich noch, und zuweilen kam ein Zagen über sie, wenn es ihr schien, als ob Alles an ihm darauf hindeutete, daß er zum Herrscher geboren sei.

Der Vertrag mit den Welfen war kaum geschlossen, als die Nachricht von Kaiser Rudolfs Tod eine neue und mächtigere Aufregung hervorrief. In ganz Italien erhoben sich die Ghibellinen zu stolzen Hoffnungen. Wenn der Nachfolger Rudolfs dieselben rechtfertigte und sein Ohr der Stimme neigte, die laut über die Alpen klang und ihn herbeirief, wenn er es nicht verschmähte, ein großer Herrscher zu werden, dann war Todi an dem Ziel angelangt, das ihm Benvenuto fast wie einen Zustand der Glückseligkeit vor Augen gestellt hatte. Hätte er gelebt, gewiß er hätte das Wort aller derer gesprochen, die eine große Sehnsucht, die sie durch ihr ganzes Leben getragen haben, erfüllt sehen, das Wort Simeons: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“

Auch wurde in diesen Tagen viel Benvenutos gedacht und der reine Geist wieder gepriesen, mit welchem er Todi in der schweren Zeit der Tyrannien vor jedem Tyrannen bewahrt hatte. Aber es galt vielmehr, in seinem Sinn zu handeln. Vor allem mußte das Verhältniß festgestellt werden, in welchem man zum Kaiser stehen wollte, welche Freiheiten gewahrt, welche wechsel-

seitigen Verpflichtungen eingegangen werden sollten. Die Berathungen darüber waren so wichtig als dringend, denn sobald der Kaiser erwählt sein würde, mußte ein Gesandter an ihn geschickt werden, womöglich als der erste, der aus Italien zu ihm kam.

Daß dieser Gesandte nur Jacopone sein konnte, unterlag keinem Zweifel.

„Nun soll es mir gelingen," sagte derselbe eines Tages in der Rathsversammlung, „daß wirklich, wie ich einst hoffte, Todi unter meiner Führung vor allen italienischen Städten hervorleuchtet!"

Er schien plötzlich wieder derselbe zu sein, als welcher er vor etwa einem Jahr in die Stadt gekommen war. Fast übermüthig war die Haltung, in welcher man ihn jeden Tag dem Palazzo dell' Officio zuschreiten und denselben wieder verlassen sah. Nun konnte er alles gut machen, was auf ihm lastete, ja im freudigen Erfassen seiner weittragenden Pflicht fühlte er kaum, daß noch die Last einer Schuld auf ihm liege.

Auch Serafine begann mit einer Freudigkeit zu leben und zu lieben, als ob nun keine Trauer mehr an sie heranreichte.

Da kam am Tage, als man die Himmelfahrt Christi feierte, Monaldo mit zwei anderen Florentinern in Todi an, und sie ritten, ohne vorher in einer Herberge Halt zu machen, an den Palast Jacopones. Nachdem sie von diesem und seiner Gattin mit Ehrenbezeigungen empfangen worden waren, verlangten sie den Hausherrn allein zu sprechen, und er begab sich mit ihnen in ein anderes Zimmer.

Serafine hätte ihn zurückhalten mögen, es stieg ihr beinahe die Furcht auf, sein Leben könnte gefährdet sein, und während der ganzen Unterredung, welche die Männer dann miteinander pflogen, lauschte sie voll Angst und Unruhe, ob ihr Gatte nicht endlich wieder käme, und ihre Phantasie spiegelte ihr die unseligsten Möglichkeiten vor.

Die Fremden aber waren im Namen aller florentinischen Ghibellinen gekommen und forderten Jacopone auf, sich an die Spitze ihrer Partei zu stellen, denn sobald sie ihn zum Haupte hätten und sich so mit dem Kaiser verbündeten, müßten die Welfen in Florenz gestürzt werden.

Jacopone wies sie zurück. „Todi ist nicht nur meine Vaterstadt," sprach er mit festem Tone, „der ich schon von Natur mit meiner Kraft vor allem verpflichtet bin, sondern ich habe obendrein öffentlich und ausdrücklich gelobt, einzig für sie zu leben und zu sterben."

Darauf erwiderten die Fremden, große Ereignisse lösten solche Gelübde, an die Stätte der Gefahr rufe das Vaterland seine besten Männer, das ghibellinische Todi sei nun auf alle Fälle geborgen, Jacopones Einfluß werde sich auch bis hierher erstrecken; die glückliche Umwälzung in Florenz könne für ganz Italien maßgebend werden, Todi dagegen werde immer allein stehen bleiben; er könne nicht so blind sein, das zu übersehen, nicht so engherzig, daß er, wenn er es einsehe, dennoch seine Kraft hier brach liegen lasse; nur wenigstens auf ein Jahr solle er sich entschließen, ihrem Rufe zu folgen."

Sie drangen mit all ihren triftigen Gründen so lange in Jacopone, bis dieser dem Ruhm und dem Reiz, welchen Florenz auf ihn übte, nicht mehr widerstand, sondern zusagte. Er überredete sich, daß es wirklich seine Pflicht sei. Doch verlangte er von den Fremden, die Sache vorerst noch ganz geheim zu halten, und dieselbe sogar vor seiner Frau nicht früher zu berühren, als bis er ihr hätte erklären können, weshalb er so handeln würde.

Darauf kehrten sie alle zu Serafine zurück. Obwohl Jacopone bemerken mußte, daß seine Gattin in großer Unruhe war und immer eine Gelegenheit suchte, mit ihm allein zu sein, wich er keine Minute von seinen Gästen.

Endlich wurde es Nacht, und die von der Reise Ermüdeten begehrten ihr Lager aufzusuchen. Jacopone begleitete sie in das Gemach, welches für sie bereit gemacht war. Es dauerte lange, bis er zurückkam.

Er hatte aber die Thüre kaum geöffnet, als Serafine ihm zurief: „Was wollen die Florentiner?"

„Wir müssen nach Florenz," antwortete Jacopone kurz und wie im Ton eines Befehls. „Nur für ein Jahr. Die Ghibellinen dort bedürfen meiner."

„Wann?" fragte Serafine, und sah ihren Gatten starr an.

„Noch vor Pfingsten," antwortete er.

„Und Benvenuto? und Todi?" rief sie in heller Entrüstung.

„Glaubst du, daß ich meine Pflicht verletze?" antwortete er rauh.

„Ob ich es g l a u b e?" entgegnete sie, ihrer selbst ganz so wenig mächtig wie er. „Ob ich es glaube, wenn du mir ohne Zweifel sagst, daß du es thun willst?"

„So kannst du mich foltern!" rief Jacopone in Zorn ausbrechend, „und weißt nicht, daß es deine Pflicht wäre, in einer Stunde, die schwer genug für mich ist, meine Hilfe zu sein? Verurtheilst mich, ohne dich nur einen Augenblick zu besinnen, ob ich nicht vielleicht selbst genug mit mir kämpfte, bis ein solcher Entschluß in mir reifen konnte, weißt nicht, daß es Entscheidungen giebt, in denen eine kühne Wahl besser und eines Mannes würdiger ist, als die peinlichste Pflichterfüllung?"

Dann begann er, Serafine mit leidenschaftlichen Vorwürfen zu überhäufen, während sie keinen Finger breit von ihrer Behauptung, daß er unrecht thue, abstand, bis er im äußersten Zorne das Gemach verließ. In der nächsten Minute hörte Serafine das Thor des Palastes zufallen und wußte, daß ihr Gatte in die Nacht hinausgestürmt war. Er hielt sich auf seinem nächtlichen Gange noch einmal alle Gründe, welche gegen seine Entfernung stimmten, vor, aber dieselben wurden vor seinen Augen, vor seinem Willen, immer haltloser und kleinlicher, er kam immer wieder zu dem Schluß, daß er richtig gehandelt habe. Alles, was ihm dabei in den Sinn kam, glaubte er an Serafine zu richten, und wäre sie zugegen gewesen, sie hätte noch lange die bittersten Worte zu hören bekommen.

Auf einmal aber schlug Jacopones Stimmung um. Weshalb zürnte er seiner Gemahlin so sehr? Weil sie ganz dasselbe gesagt, ganz dasselbe empfunden, was auch ihn anfangs zurückgeschreckt hatte, den Vorschlag der

Florentiner nicht anzunehmen? Und dies hatte ihn gleich eine so ganz andere Sprache, als sie von ihm gewohnt sein konnte, ihr gegenüber gelehrt? Deshalb war er wie ein Rasender fortgestürzt und hatte sie zurückgelassen in Angst um ihn? Vielleicht weinte sie bittere Thränen, die er verschuldete, sie, die er so sehr liebte, daß er ihren Schmerz in seinem eigenen Herzen empfand! Es war ihm, als beleuchte ein greller Blitz alles, was sich zwischen dem Tag seiner Verlobung und seiner Hochzeit ereignet hatte, und er eilte heim, so rasch seine Füße ihn trugen.

Unterdessen hatte auch Serafine Zeit gehabt, ihrem Zorn Herr zu werden. Sie erwog dann die ganze Sachlage noch einmal, und je ruhiger sie es that, desto mehr wußte sie zu Gunsten ihres Mannes zu sagen. So sehr ihr Herz an Todi hing, gab sie sich doch auch der Betrachtung hin, wie viel mehr Jacopone in Florenz an seinem Platze sei, wie sich all seine großen Anlagen dort würden entfalten können, anders als in der kleineren Stadt und unter den günstigeren Verhältnissen, wo ein Geringerer vielleicht ebensoviel zu leisten im Stande wäre.

„Bin ich weibischen Sinnes," fragte sie sich, „daß ich einer großen Aufgabe das schwere Opfer, das dieselbe fordert, nicht zu bringen weiß? Was für ein Recht habe ich, zu zweifeln, daß Jacopone sein Wort halten, zu fürchten, daß er länger als billig von Todi fern bleiben wird? Und gehe ich nicht mit ihm, kann ich ihm nicht tagtäglich die Erinnerung an Todi wachrufen?"

Als Jacopone das Thor seines Palastes wieder öffnete, hatte er die Absicht, die ganze Angelegenheit noch einmal ausführlich mit Serafine zu besprechen, all ihre Einwendungen ernstlich in Erwägung zu ziehen, ja ihr sogar nachzugeben, wofern er finden sollte, daß ihre Gründe besser wären, als die seinigen.

Serafine dagegen erwartete ihn mit der Ueberzeugung, daß er nur Gutes wollen könne, und machte ihn, als er nun kam, durch ihre Zustimmung so glücklich, daß sie sich in innigster Wonne bewußt wurde, zu welchem wunderbaren Einklang ihr Wesen und das seinige sich verband.

Am anderen Morgen bat Jacopone seine Mitbürger, daß sie ihn auf ein Jahr entlassen möchten, weil er dem Vaterland und so auch ihnen in Florenz kräftiger dienen könne, als in der Heimat, in welche er, sobald es immer möglich sei, aber spätestens nach Verlauf eines Jahres, zurückkehren werde. Sein Blick solle auch aus der Ferne immer auf Todi gerichtet sein, und wenn die Zukunft sich anders gestalten würde, als Alle hofften oder fürchteten, wenn die Welfen in Italien mächtig werden sollten, so werde er schneller als das Unheil in ihre Mauern eilen.

Die Ueberraschung über Jacopones Antrag war groß und allgemein. Man entgegnete ihm in kräftigen Worten, daß es durchaus nicht zu entscheiden sei, ob Florenz seiner mehr bedürfe als Todi, und daß seine Mitbürger, wie dem auch wäre, sein Versprechen hätten.

Er antwortete, daß er sein Versprechen halte, daß seine Entfernung von Todi nur eine kurze Zeit währen würde, daß er leicht einmal auf ebensolange durch einen Rechtsstreit in eine andere Stadt gerufen werden könne, wie es ja schon geschehen sei, nur habe er, wie sie wüßten, nicht Folge geleistet.

Die Zeit, entgegneten die Todiner, in welcher Florenz Jacopones Hilfe bedürfe, sei ohne Zweifel genau dieselbe, in welcher er auch in Todi am nothwendigsten wäre, denn es handle sich dabei um die ganz bestimmte Zeit der Kaiserwahl. Es liege ihnen vor allem daran, daß Jacopone als der Gesandte Todis nach Deutschland komme, und nicht etwa zugleich als der zweier Städte, von denen Florenz nothwendig zuerst in's Auge fallen müßte. Selbst wenn er ihnen verspräche, die Gesandtschaft der Florentiner nicht zu übernehmen, so wollten sie doch der Kraft eines Menschen nicht so blindlings trauen, und nicht zugeben, daß Jacopone sich zu ihrem Schaden einer solchen Versuchung aussetzte. Er gerieth in eine schwierige Lage. ‚Bis zu dieser Stunde war es ihm nicht eingefallen, wie leichtsinnig er gehandelt hatte, indem er den Florentinern sein Wort gab, ohne nur zu bezweifeln, daß seine Mitbürger sich von ihm überreden lassen würden. Zugleich wurde alles, was er in Todi und für diese Stadt thun konnte, vor seinen Augen immer geringfügiger neben dem weiten Felde, das sich seinen wieder erwachenden ehrgeizigen Plänen in Florenz aufthat. Seine heimlichen Feinde unterstützten zwar seinen Wunsch, doch war die Zahl derjenigen gering, welche seinen Einfluß, der schon der Alleinherrschaft glich und von dem Benvenutos wesentlich verschieden war, mißbilligten und es nicht gerne sahen, daß er durch die Gesandtschaft an den Kaiser seine Macht und sein Ansehen noch vermehrte.

Da erschienen die Florentiner im Saal. Jacopone begann noch einmal zu sprechen und betonte mit größerer Wärme und Ausführlichkeit als vorher, wie treu er Tag für Tag in der Ferne und bald wieder in der Mitte seiner Mitbürger für seine Stadt sorgen wolle, wie Florenz immer sein zweiter Gedanke sein werde, und wie sie jede Stunde das Recht haben sollten, ihn zu sich zurückzurufen, wenn sie mit Recht behaupten könnten, daß er sie auch nur im Kleinsten vernachlässigt hätte. Als die Todiner noch immer nicht einwilligen wollten, ergriff Monaldo das Wort und versprach, in Todi zu bleiben, so lange Jacopone in Florenz weile. Dies Anerbieten des mächtigen Monaldo zurückzuweisen, hätte den Beginn einer Fehde mit Florenz bedeutet.

So mußten die Todiner endlich ihren Berather, den sie so theuer erkauft hatten, ziehen lassen, obwohl viele an der Erfüllung seiner Versprechungen zweifelten. Jacopone widmete sich in der Woche, welche er noch blieb, mit bewunderungswürdigem Eifer seinen Amtsgeschäften, sodaß die Huldigung, die Anerbietungen und die Bedingungen, welche dem Kaiser überreicht werden sollten, unter seiner Leitung vollständig aufgesetzt wurden. Am

letzten Tag vor seiner Abreise hielt er noch eine Rede, durch welche er die Liebe, welche er genossen hatte, in allen Herzen neu befestigte.

Serafinen wurde der Abschied von Vaterhaus und Heimat nicht allzu schwer, denn sie war überzeugt, daß sie mit ihrem Gatten bald zurückkehren würde. Dennoch lag an diesem letzten Tage eine düstere Schwermuth über ihr. Als es Abend wurde, die Zeit, um welche man im Dome des Te lucis ante terminum zu singen pflegte, ging sie noch einmal in die Kirche. Hinter dem Hochaltar befand sich an der Wand, in der Mitte des Chors, eine steinerne Tafel zum Gedächtniß Benvenutos, in welche ein lateinischer Vers, eine Lobpreisung seiner Verdienste gegraben war. Hier kniete Serafine nieder und lauschte dem frommen, ihr von Kindheit auf bekannten Lied:

Eh sich das Licht des Tages neigt,
Sucht seinen Schöpfer jedes Herz,
Daß Er uns seine Gnade zeigt
Und uns behütet allerwärts.

Die bösen Träume seien fern
Und jedes Truggebild der Nacht,
Vor Gott, dem allerhöchsten Herrn,
Verschwindet unseres Feindes Macht.

Sei, frömmster Vater, unser Hort,
Sohn, der allein dem Vater gleich,
Und Geist, der eins ist mit dem Wort
In deiner Ewigkeiten Reich.

Unter diesen heiligen Klängen ergriff sie eine tiefe Sehnsucht nach jener Reinheit des Herzens, die sie verloren zu haben glaubte, seit Benvenuto todt war, eine Sehnsucht, statt seiner unter diesem Stein zu liegen. All ihr Glück hätte sie dafür hingeben können. Gleich darauf stieg ihr wie eine Offenbarung der Gedanke auf, daß sie, wenn sie gewiß sein wollte, daß ihr Gatte sein Wort halten würde, in Todi bleiben und ihn allein nach Florenz müsse ziehen lassen. Welche Angst lag in diesem Gedanken, und kein Mittel, ihm auszuweichen!

Sie preßte die flachen Hände gegen den Stein, als ob derselbe sich erbarmen sollte. „Vergieb," flehte sie endlich, „wenn ich Unrecht thue! Ich kann ihn nicht verlassen!"

* * *

In Florenz wurde Jacopone mit stürmischer Freude empfangen. Schöne und wohlgesetzte Reden wurden zu seiner Bewillkommnung gehalten. Monaldo besaß zwei Paläste, deren einen seine Familie bewohnte, während der andere Jacopone und seine Gattin aufnahm, da indessen Monaldo zu Todi sich in dem Palaste Benvenutos einrichtete.

Monate vergingen, daß Jacopone fast jeden Tag in einem anderen

Hause zum Mittagmahl geladen war, wo sich immer eine größere Anzahl von Freunden zusammenfand; die Reichen hielten glänzende Feste, bei welchen alle angesehenen Ghibellinen versammelt waren und denen auch die Frauen beiwohnten; Serafine jedoch fehlte immer. Die Zusammenkünfte der Männer waren nicht dem Vergnügen allein gewidmet, sondern es wurde bei denselben Stunden lang und so eifrig, wie es nur je in Rathsversammlungen geschah, von allen Mitteln zur Erhebung der Partei gesprochen. Der Moment jedoch, in welchem ihre Pläne hätten zur That werden können, ließ lange auf sich warten, denn der wankende Thron Adolfs von Nassau bot noch keine Stütze und entbehrte jeglichen Ansehens. Rudolfs Sohn Albrecht hielt aus Zorn über die eigenen unerfüllten Hoffnungen die Reichskleinodien mit übermüthigem Hohne gegen den mittellosen Kaiser auf seinem Schlosse Trifels zurück, und die Feinde Adolfs konnten ihren Spott an ihm üben. Für die Ghibellinen aber gab es nur eine Weisheit: zu warten. Und bald wurde diese Zeit des Wartens Jacopone sogar willkommen. Er war als Rechtsbeistand von allen Seiten begehrt, und besonders widmete er den Eifer seiner Thätigkeit der Entscheidung eines Streites, in welchem die Agolanti seit langer Zeit mit einer welfischen Familie lagen. Kaum blieb ihm noch die Muße, so oft er wollte, in die Werkstätten der Künstler zu gehen, so sehr das Aufblühen der Malerei seinen Geist beschäftigte, und so gern er den Umgang mit den Architekten und Bildhauern suchte. Nur von den Dichtern hielt er sich fern; denn er glaubte sie übertreffen zu können, sobald er ihre Kunst üben wollte. Alighieri, den er bewunderte, war in diesem Jahre nicht in Florenz.

So kam es, daß Serafine sehr viel allein war. Die müßige Arbeit des Frauenlebens ließ ihr Zeit genug zu der Betrachtung, daß ihr Mann von alldem, was der ernste Grund seiner Uebersiedelung gewesen war, nichts thun könne, und daß er, von einem Feste zum anderen eilend, die Vergangenheit vergesse, vergesse, daß er etwas zu sühnen habe. Der ungerechte Kampf, in welchem Benvenuto gefallen war, beschäftigte sie nunmehr unablässig, und die bösen Geister der Vergeltung, welchen Jacopone nie Gehör schenkte, waren die steten Begleiter seiner jungen, einsamen Gattin. Worüber sie früher nie nachgedacht hatte, die ewige Verdammniß schien ihr nun das nothwendige Ende dessen, der seine Schuld im Leben nicht büßt oder sühnt, und sie ging oft händeringend in den Gemächern, die ihr nicht heimisch werden konnten, umher.

Sie zürnte ihrem Gatten mit einem heiligen und gerechten Zorn, doch zugleich verhehlte sie sich nicht, daß es nicht ihre Sanftmuth, sondern ihre Feigheit sei, wenn sie ihm verberge, was ihr Herz gegen ihn aufbrachte. Wenn er aber nach Hause kam und sie mit leuchtenden Augen begrüßte, als hätte er sich längst nach diesem Augenblick gesehnt, zerschmolz alles, was sie von Energie besaß. Sie glaubte dann, es könnte kein Mensch so unbarmherzig sein, ihn aus seinem kindlichen Frohsinn zu reißen. Und sie

vergaß selbst alle Pein, war selbst leichtsinnig wie ein Kind, so lange er bei ihr blieb.

Alles was Jacopone von den Herzenskämpfen seiner Frau bemerkte, war, daß er sie noch jetzt für stolz und oft unnahbar hielt. Sie wurde nie ein für allemal von ihm besiegt, sondern er mußte jeden Tag auf's Neue um sie werben. Zuweilen fürchtete er auch, daß sie Heimweh habe, und er blieb dann länger um sie, was sie stets heiter machte. All diese Unsicherheit ihr gegenüber gab seinem Wesen eine Milde, die ihn beglückte und schmückte.

Offen und mittheilsam, wie er war, sprach er mit seinen Freunden viel von seinem Glück und pries seine Gattin vor allen Frauen des Landes und der Welt, so daß man sich bald erzählte, er liebe sie so namenlos, daß er alles thue, was sie von ihm verlange, sie aber habe durch ein Gelübde für sich und ihren Gatten auf immer jeder Lebensfreude entsagt.

Fast ein Jahr war so hingegangen, und der Todestag Benvenutos vor der Thür.

Zu dieser Zeit gewann jedoch Jacopone den Proceß seines Clienten. Die welfische Familie kam dadurch um den größten Theil ihres Vermögens, die Agolanti dagegen sahen sich im Besitz eines unermeßlichen Reichthums. In der freudigen Erregung über den guten Ausgang der wichtigen Sache und im Stolz auf seinen Sieg vergaß Jacopone vollständig, in welcher erinnerungsreichen Zeit des Jahres er lebte.

Astolfo und Donnellino degli Astancolli waren in diesen Tagen seine Gäste, und was er bisher nie gethan hatte, er lud ihnen zu Ehren ein Dutzend Freunde in sein Haus zum Frühstück.

Als Serafine das ausgelassene Schreien und Lachen ihres Mannes und der Gäste in ihre Gedanken an den folgenden Tag, welches der Todestag Benvenutos war, hineinklingen hörte, stieg ihre Qual höher als je, und um dieselbe endlich einmal auszusprechen, kam sie auf den Wunsch, an Frau Vittoria zu schreiben und den Brief den beiden Fremden mitzugeben.

„Ihr habt mir gerathen, liebe Frau Vittoria," so schrieb sie, „daß ich Jacopones Werbung erhören soll, und Ihr glaubtet, daß ich sein guter Engel werden würde. Es ist anders gekommen: er ist mein böser Dämon geworden und ich habe keine Macht über ihn. Wir sind so verbunden, wie zwei Flüsse, die zusammengeflossen sind, die aber noch immer mit ihren verschiedenen Farben neben einander hinziehen und nie eins werden können. Während seine gewaltsame That und seine unerfüllten Versprechungen vor meinen Augen stehen und ich dafür büße, so viel ich kann, jubelt er und lacht, und ich sehe schon die Stunde kommen, in welcher er mir sagt, daß er nach Verlauf des Jahres nicht nach Todi zurückkehren werde, und meine bitterste Furcht ist, daß er auch mich verlassen wird, sobald ich mich seinem Sinn widersetze. Ich bin ein elendes, unglückseliges Weib . . ."

Als sie so weit gekommen war, glaubte sie die Schritte ihres Mannes zu vernehmen und schrak zusammen.

Es kam Niemand, Serafine aber erwachte aus dem wüthenden Schmerze, mit welchem sie eben geschrieben hatte. Sie sah das Pergament vor sich mit den bösen Worten bedeckt, mit welchem sie im Begriff stand, ihren Gatten, der keine Ahnung von alledem haben konnte, einer Fremden gegenüber anzuklagen, und das Häßliche dieser Handlungsweise trat ihr klar vor die Seele. Sie verbrannte das Blatt und versank in eine dumpfe Schwermuth.

Astolfo und Donnellino nahmen Abschied. Jacopone begleitete sie.

Unterdessen faßte Serafine den Entschluß, wenn er zurückkehren würde, ihm kühn und offen alles zu sagen, was ihr unrecht erschien, was sie peinigte, was ihn um ihre Liebe zu bringen drohte.

Von diesem Vorsatz beruhigt setzte sie sich an eine Arbeit, die für ihn bestimmt war und stickte in das Brustschildlein eines Festgewandes sein Wappen mit Goldfäden und Seide.

Es war schon Abend geworden und Jacopone trat in das Gemach seiner Gattin. Unter freudigen Worten der Begrüßung warf er rasch seinen Mantel über einen der großen thronartigen Stühle; sie sah von ihrer Arbeit auf und erwiderte seine liebevollen Worte.

Er hatte unterdessen einen kleinen, teppichbedeckten Sitz dicht neben sie hingezogen, setzte sich, nahm ihre beiden Hände, welche die Nadel führten, und sagte: „Die gehören nun mir.“

Sie athmete tief auf. Er strich mit seinen schönen, markigen und gebräunten Händen über die ihren und fügte halblaut hinzu: „Ich glaubte, es sei eine Lilie.“

„Für dich was du willst,“ antwortete sie.

„Was ist dir?“ fragte er zärtlich, „du scheinst mir so bang.“

„Herz meiner Seele,“ begann Serafine —

Er mochte aus ihren Blicken lesen, was sie sagen wollte, denn er erhob sich und sprach mit verändertem Ausdruck: „Mach mir nicht den Vorwurf, daß ich an unsere Rückkehr nach Todi noch nicht denke; ich kann mich nicht von Florenz trennen, und habe ich nicht immer die Kraft gehabt, wenn es schien, als sei ich den Menschen etwas schuldig geworden, es ihnen zuletzt dreifach zu vergüten?

„Ich vergesse nichts,“ sagte er, wieder auf sie zutretend, „aber erinnere mich auch nicht!“

Serafine suchte auf seinem Gesicht zu lesen, ob sie aus diesen Worten erkennen sollte, daß er an Benvenuto dächte. Er saß wieder an ihrer Seite und fragte in dem Ton, in welchem er anfangs gesprochen hatte: „Ich habe heute eine Bitte an dich, wirst du sie gewähren?“

„Jede,“ antwortete Serafine ohne zu zögern.

„Morgen," fuhr ihr Gatte fort, „giebt Tebaldo degli Agolonti ein Fest, weil ich seinen Proceß gewann, — du sollst demselben beiwohnen."

„Morgen?" rief Serafine erblassend, „unmöglich!"

„Was erschrickst du?" fragte er verwundert.

Sie suchte sich zu fassen und bat: „Laß mich nicht von meiner alten Gewohnheit weichen!"

„Wie du willst," erwiderte er. „Aber hast du nicht Unrecht, so sehr auf dieser vollkommenen Zurückgezogenheit zu beharren? Welchen Grund soll ich Tebaldo sagen, wenn er so herzlich in mich dringt? Welchen Grund hast du, in einem so geringfügigen Fall mit so unumstößlichem Ernste zu handeln? Sage mir, was du darüber denkst, damit ich dich widerlegen kann! Weshalb kannst du nicht morgen mit mir in den Festsaal treten?"

„Du weißt, daß ich solche Freuden nie liebte," antwortete sie, ihrer Verwirrung nicht Herr.

Aber er entgegnete eifrig: „Du liebtest sie nicht, als du ein Kind warst, und als noch das Leben mit all seinen Aufgaben und Geheimnissen deinen jungen Geist so bestürmte, daß du nicht zu der Einsicht kommen konntest, wie man in einer froh verlebten Stunde Athem holt für eine Woche ernsten Lebens, wahrlich ohne darüber an seiner Tugend etwas einzubüßen. Du liebtest sie nicht, weil du andere darin aufgehen und in der Freude ihren Lebenszweck finden sahest; auch ich war unter diesen. Aber ich bin ein anderer geworden, seit ich dich liebe.

„Sahst du nicht, wie verschieden ich von Astolfo geworden bin, dem ich sonst in allem ähnlich war? Es scheint mir kaum eines Menschen würdig, so zu leben, wie er lebt, nur an seinen Vortheil denkend, an sein Wohlleben und an die Kraft, mit welcher er sich als Sieger über andere behauptet: Und doch waren wir einst gleicher Gesinnung, bis ich dich erringen wollte und sah, daß man dich nicht anders erringen noch sein eigen nennen kann, als indem man die sanften christlichen Tugenden übt! Aber das giebt mir das Recht, dich zu bitten, daß auch du prüfst, ob du nicht in deiner Askese zu weit gehst. Sage mir, warum willst du dich für immer von jedem Feste ausschließen, selbst von einer Feier, die mir zu Ehren veranstaltet wird?"

„Laß uns hingehen!" rief Serafine in einem angstvollen Ton, der ihn befremdete.

Er schlang seinen Arm um ihren Nacken und fragte zärtlich: „Wird es dir schwer?"

„Nein," entgegnete sie, „aber laß mich eine Stunde allein."

Er dankte ihr unter vielen Küssen und eilte dann, die frohe Botschaft Tebaldo mitzutheilen, während Serafine sich verzweifelnd fragte, warum es ihr nicht möglich gewesen war, ihm zu sagen: Morgen ist es zwei Jahre, daß Benvenuto starb; warum sie, um ihm das zu verbergen sich gezwungen

hatte, selbst Verrath zu üben an dem Freund ihrer Jugend, an ihm, der wie ein leuchtendes Vorbild an jedem Tag vor ihren Augen stand!

Auch am nächsten Morgen noch konnte sie den Gedanken nicht fassen, daß sie wirklich zu dem Fest gehen würde, und sie flehte zu allen Heiligen, daß sie ihr noch eine Rettung zu Theil werden ließen. Plötzlich kam ihr etwas in den Sinn, das ihre Thränen im Augenblicke trocknete und sie erlöst aufathmen ließ. Ja, so konnte sie ihn begleiten. Und daß es ihr eine so große Qual war, an einem Fest theilzunehmen, daß sie mit zerrissenem Herzen lachen und tanzen würde, konnte nicht auch das vor Gott die Vergebung seiner und ihrer Schuld verdienen?

* * *

Der Palast der Agolanti umschloß einen Hofraum, in dessen Mitte ein Brunnen stand. Als Jacopone und Serafine am zweiten Tage von der Hitze der Straße in diesen Hofraum traten, bot ihnen das Rauschen des Wassers eine liebliche Erquickung.

Es kam Niemand mit ihnen zugleich, und Jacopone sagte: „Laß uns hier ein wenig weilen, es will mich fast gereuen, daß ich aufhören soll mit dir allein zu sein. Du liebst mich nicht so unsäglich, wie ich dich liebe, es ist ganz unmöglich!“ rief er aus.

„Das glaube ich nicht,“ antwortete sie, „und doch kann ich dir keinen Beweis geben.“ Dann küßte sie ihn mit ihren weichen Lippen so innig, mit so vollbewußter Zärtlichkeit, daß er in Wonne versank wie ein Mann, den zum ersten Mal in seinem Leben ein heißgeliebtes Weib freiwillig und ehe er es hoffte, geküßt hat.

Aber sie hörten Stimmen und Schritte von der Seite des Portales her und mußten sich losreißen, die steinerne Treppe hinanzugehen, die zu den Galerien, welche auf den Hof herabsahen, führte.

Sie traten beide, wie vom Glücke verklärt, in den Saal.

Alles drängte sich um sie, um Jacopone wegen seiner Verdienste, um Serafine, weil man sie endlich sehen und kennen lernen konnte. Die gefeierten Gatten wurden immer wieder von einander getrennt und suchten sich immer wieder zu begegnen, keines verlor das andere aus dem Auge, und keines übersah die Ehren, die dem andern erwiesen wurden, jedes war stolz auf die Huldigungen, welche das andere erfuhr.

Während man später an der Tafel saß und Trinksprüche und Gesänge wechselten, wurde Serafine, welche ihren Platz an der Seite Tebaldos hatte, immer lebhafter und fröhlicher, so daß Jacopone eine Angst anwandelte, sie so verändert zu sehen.

Es gab einen Tanz in wechselnden Rhythmen, welchen die Frauen bei Festen aufzuführen pflegten, und welcher den Schönen eine vorzügliche Gelegenheit bot, sowohl ihre Anmuth als die Majestät, welche sie ihren

Bewegungen zu geben vermochten, zu zeigen. Zwei junge Frauen, welche für besonders liebenswürdig und einschmeichelnd galten, baten Serafine im Namen der anderen, diesen Tanz anzuführen.

Serafine wechselte einen Blick mit ihrem Gatten, dann erhob sie sich ohne Zögern, den Frauen zu willfahren, und alles folgte ihnen in den Ballsaal.

Um den Platz in der Mitte, welcher für die Tanzenden bestimmt war, schloß sich der bunte Kreis, Jacopone lehnte an einer Säule am Ausgang.

Serafine trug ein weißes loses Gewand und einen Kranz weißer Blüthen im Haar. Die Blüthen hatte sie damals nicht getragen, aber das weiße Kleid war dasselbe, in welchem er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Er versenkte sich tiefer und tiefer in die Erinnerung, da erwachte ihm plötzlich der Gedanke, daß heute Benvenutos Todestag war.

Deshalb hatte sie so verstört gesagt: „Morgen! Unmöglich!“

Aber weshalb schenkte sie ihm so wenig Vertrauen, weshalb spottete sie so aller Natur, daß sie dort den anmuthigen Kopf vorneigte und lächelnd auf die Musik lauschte, während sie Trauer um Benvenuto und Vorwürfe gegen ihn selbst in ihrem Herzen barg? Weshalb hatte sie sich und ihn einer solchen Stunde ausgesetzt! Konnte sie nicht denken, daß ihm die Erinnerung noch erwachen würde, und daß er ihr dann ihre versteckte Handlungsweise nicht verzeihen könnte! Warum glaubte sie, für das büßen zu sollen, was er gethan hatte, sich für ihn opfern zu müssen!

Mitten in seinen Gedanken schrak er auf, sowie alle anderen, und alle sahen einander entsetzt an und betrachteten die Wände, die Decke, den Boden, denn man hörte ein eigenthümliches Krachen eine Minute später stürzte mit mächtigem Gedröhn die prächtige Saaldecke ein.

Ein Jammerschrei brach aus, die tanzenden Frauen rannten dem Ausgang zu, denn in der Mitte stürzten die Trümmer herab, die Männer ihnen entgegen, ihre Gattinnen zu retten, Jacopone stieß alle, die doch die gleiche Angst trieb, aus seinem Wege, auf die Stelle zueilend, an welcher Serafine den Reigen angeführt hatte. Er hatte, wie von Betäubung übermannt, noch gesehen, wie sie von einem Stein an die Schläfe getroffen zu Boden gestürzt war.

Endlich war er durch's Gedränge gekommen, noch ein paar Schritte von der Stelle, wo sie schon einsam lag. Denn so groß die Bestürzung und Verwirrung war, welche das Ereigniß hervorrief, dauerte der Lärm und die Gefahr doch nur Minuten.

Die Menge war nicht so groß, daß es den Gästen nicht gelungen wäre, eine sichere Stelle und den Ausgang zu gewinnen.

Nur Serafine lag ausgestreckt in der Mitte des Saales auf dem Rücken, und ein Mauerstück bedeckte ihre Brust.

Jacopone dachte nicht daran, sie hinwegzutragen, sondern er lauschte neben ihr knieend, ob sie athmete, und konnte es vor Angst nicht erkennen.

Sie blutete an der rechten Schläfe; er begann zitternd die Trümmer von ihrem Körper zu entfernen, als Tebaldo ihm zu Hülfe kam. Alle anderen waren gerettet und hatten nur geringe Verletzungen erfahren, Serafine allein war so gefährlich getroffen worden. Mit Tebaldo kam ein Arzt.

„Lebt sie?“ fragte Jacopone.

„Seht Ihr nicht, daß sie athmet?“ antwortete der Arzt, den Unglücklichen mitleidig betrachtend.

„Kann ich sie nach Hause tragen lassen?“

„Ihr könnt.“

Tebaldo ließ eine Sänfte bringen.

Als sie auf der Sänfte lag und die drei Männer sich anschickten, derselben zu folgen, hielt Jacopone sein Ohr an das Herz der Geliebten und vernahm nun, daß es noch schlug. Fast hörte das seinige darüber auf zu schlagen, so fürchtete er, dieser Hoffnungsfunke könnte erlöschen.

Im Palaste Monaldos angelangt, legte man die theure Last auf ein Bett und reinigte sie vom Blut, um die Wunden zu untersuchen. Als man sie aber entkleidete, sah man, daß sie unter ihrem Festgewande ein Büßerhemd getragen hatte.

Bei diesem Anblick drohte der Schmerz Jacopone zu ersticken; er rief sie mit einem herzzerreißenden Schrei beim Namen und Serafine schlug die Augen auf. Erst wie erschreckt — als sie aber ihren Gatten über sich gebeugt sah, kam ein seliges Lächeln auf ihre Lippen — dann brachen ihre Augen.

Er lauschte bewegungslos, ob sie nicht wieder aufwache, dann überlief ihn plötzlich ein Schauder und er eilte aus dem Gemach, aus dem Haus, aus Florenz hinweg.

Als er am Abend nicht wieder kam, suchten seine Freunde nach ihm und sandten auf alle Straßen, die von Florenz ausgingen, ihre und seine Leute, doch blieben alle Nachforschungen erfolglos. Die Vermuthung, daß er sich in den Fluß gestürzt habe, gewann immer mehr Raum. Nach einer Woche verbreitete sich zwar das Gerücht, er liege bei einem Priester, der den heiligen Dienst in einer entfernten einsamen Kirche am Arno übte, in Wahnsinn und spreche unablässig von den Qualen der Hölle, die er erdulde, oder von der Seligkeit, die er verscherzt habe. Auch sei er zuweilen vom Teufel besessen und zerstöre dann alles, was ihm unter die Hände komme, ja er bedrohe sogar das Leben der Menschen. Diesem Gerücht schenkte man so wenig Glauben, daß Vanna, die Gattin Monaldos, die Schlüssel ihres Palastes an sich nahm und darauf drang, das Gesinde Jacopones müsse theils entlassen, theils unter die Freunde vertheilt werden, um so noch eine Zeitlang auf die unwahrscheinliche Rückkehr des Herrn zu warten.

Etwa vierzehn Tage jedoch nach den erzählten Ereignissen kam Jacopone nach Florenz zurück. Die ihn erkannten, folgten ihm gleich in einiger Entfernung, um ihn zu beobachten, aber es schien, daß das Gerücht dennoch

gelogen hätte, denn er benahm sich nicht wie ein Mann, der der Vernunft beraubt ist, obwohl er ein völlig anderer geworden schien.

Zwei oder drei Mal nämlich, ehe er an seinen Palast kam, redete er, wenn mehrere in seiner Nähe gingen, in Versen mit ihnen, wie die giullari di Dio, deren erster der heilige Franziskus gewesen war, und die in volksthümlichen Reimen von der Herrlichkeit Gottes predigten, von ihren Zuhörern keinen anderen Lohn verlangend, als daß dieselben Buße thäten.

Als er am Palaste des Monaldo ankam und denselben versperrt fand zeigte sich alsbald einer von denen, die ihm gefolgt waren, bereit, die Freunde Jacopones oder die Schlüssel herbei zu holen.

Bis dies geschehen sein konnte, fuhr der seltsam veränderte Nobile fort, den Umstehenden auf seine Weise zu predigen, jetzt wie im Ton eines trüben Selbstgespräches.

Tedaldo degli Agolanti brachte die Schlüssel, verwunderte sich des Auflaufs, begrüßte aber seinen vermißten Freund nichts desto weniger mit großer Herzlichkeit und Freude.

Die Leute, welche ein Gemisch von Scheu vor dem stolzen Edelmann, von Verwunderung über seine Herablassung und von Einverständniß damit, daß er auch nichts besseres sei als sie, erfüllte, verliefen sich ungern, als die Thüre sich hinter den beiden Männern geschlossen hatte.

Jacopone, obwohl ihm die ganze Erinnerung dessen, was hinter ihm lag, auch der Zeit, welche er wirklich in einer Art Wahnsinn verlebt hatte, geblieben war, fragte fast ohne die Bewillkommnung Tedaldos zu erwidern, noch auf der Treppe, wo Serafine liege; er sei gekommen, um sie zu begraben. Er betrat das Zimmer, in welchem sie gestorben war, und Tedaldo gestand ihm nach einigem Zögern, sie hätten die liebliche und allverehrte Frau mit großem Prunke begraben, als er am vierten Tage nicht zurückgekehrt sei. Dann suchte er den Verlassenen mit freundlichen Worten zu trösten.

Jacopone aber antwortete ihm, er brauche keinen Trost und wolle allein sein, worauf der andere sich zürnend entfernte.

Es war kein Diener im Hause, so ging Jacopone selbst, Holz zu holen, und machte ein Feuer im Kamin. Dann trug er alle Bücher herbei, welche er besaß, stellte sich einen Stuhl an den Kamin, warf eins derselben in's Feuer und sah zu, bis es verbrannt war, dann folgte das zweite, und alle einzeln nach einander.

Als dies gethan war, sann er nach, ja er fiel in ein so langes Grübeln, daß die Flamme darüber ganz erlosch. Er faßte einen Entschluß und verwarf ihn wieder und faßte ihn auf's neue.

Endlich erhob er sich und holte noch mehr Holz als vorher, zündete wieder an, warf ein Scheit in die Späne und als dies brannte, mehrere und viele. Dann seufzte er tief auf und ging noch blässer als er zuerst schon gewesen war, auf einen Schrank zu, auf welchem ein kleines schön

gearbeitetes Kästchen stand. Das öffnete er rasch und nahm die Vita nuova des Alighieri heraus, dasselbe Büchlein, das er einst seiner Gattin als Brautgeschenk gegeben hatte. Hastig näherte er sich dem Kamin und warf es hinein. Mit gleicher Hast nahm er dann aus dem Schrein, in welchem er all seinen Reichthum verwahrte, soviel Geld, als er in seiner Almosentasche und in seinen Händen tragen konnte, und verließ das Haus.

Auf der Straße beschenkte er alle Armen oder die sich für arm ausgaben, mit Gold und Silber, und ein immer größerer Schwarm folgte ihm und rief ihm zu, doch sagte er jedem, dem er etwas gab, er werde gut daran thun, das Geld für nichts zu achten, wie er, ihm zum Beispiel, thue. Dies sagte er nicht immer mit den nämlichen Worten, doch immer in Reimen und er verband jedes Mal einen anderen Gedanken damit.

Auch in den folgenden Tagen wandelte er viel und in derselben Weise auf den Straßen umher, sodaß seine Freunde sich schämten, zu ihm zu kommen, da alle Welt mit Ausnahme der beschenkten Armen über ihn spottete und er mit einem Male aus einer Zierde seiner Partei eine Zielscheibe des Witzes zu werden schien.

Endlich begann er auch Dinge aus dem Eigenthum Monaldos zu verschenken.

Die Leute liefen zur Vanna und erzählten ihr was geschah.

Diese ließ in großer Bestürzung ihre beiden Brüder holen und sandte mit denselben ihren Sohn zu Jacopone, daß sie ihn zurückhalten und bitten sollten, ihres Besitzes zu schonen.

Die Männer gingen und fanden ihn an einem Tische sitzend, das Haupt in die Hände gestützt und zornig aufsehend, als sie, ihn zu stören, hereinkamen.

Sie trugen ihr Anliegen vor und sagten, daß sie die Beschützer einer unberathenen Frau seien.

Zuerst glitt es wie Hohn um den Mund und über die eingefallenen Wangen Jacopones, und seine großen schwarzen Augen flößten ihnen beinahe Furcht ein.

Er erhob sich und schritt mit weiten Schritten durch das Gemach, als könnte er zuerst vor Wuth nicht Worte finden, bis er endlich rief: „Sagt eurer Schwester, sie soll schweigen, oder ich komme zu ihr und schleppe sie an das Grab meines Weibes, die soll ihr dann sagen, was für Tische und Stühle und Teppiche und Prachtgefäße man dort unten braucht. Was habt ihr mir zu befehlen und noch von mir Rechenschaft zu fordern? Ist's nicht genug, daß ihr wagt, mir unter die Augen zu treten? Wer hat euch gesagt, daß ihr mein Weib begraben sollt, ehe ich käme! Aber ich habe euch in meiner Hand und ich werde euch an die Welfen verrathen. Dann werde ich noch euer Wohlthäter sein, obwohl ihr darüber heulen werdet. Ihr werdet aber endlich lernen, euren Sinn nicht auf diesen unnützen Plunder zu richten.

„Und wie wollt ihr mich zwingen," rief er lachend, „euren Plunder

für etwas zu halten, was man nicht auf die Gasse werfen kann? Ihr könnt mir nichts nehmen, denn ich will nichts behalten als eine grobe Kutte und eine Kapuze, und von eurer Achtung will ich nichts, als daß ihr mich lächerlich findet."

Als die drei ihn die Worte vom Verrath an seiner Partei aussprechen hörten, fürchteten sie, daß er dieselben wahr machen könnte, und Messer Valore, der ältere Bruder der Vanna, trat ihm kühn entgegen und sagte: „Wenn du die Geheimnisse der Ghibellinen preiszugeben drohst, so bist du unser Gefangener."

Jacopone lachte.

„Führt mich in euer Gefängniß," sagte er.

„Wir werden jeden unfreundlichen Schein vermeiden," erwiderte Messer Valore, und du sollst wie ein Gast unseres Hauses ehrenvoll gehalten werden, nur müssen wir uns sichern vor dem Schaden, den deine Wuth stiften könnte."

„So gehn wir denn wie gute Freunde mit einander," stimmte Jacopone bei.

„Laßt mich nur noch meine Kutte anziehen," sagte er, und während wir miteinander gehen, diese werthvollen Kleider verschenken. Er zog dieselben aus und hüllte sich vor ihnen in die Kutte.

Sie wagten nicht zu lächeln.

Er nahm noch die Almosentasche, in welcher sein letztes Geld war, legte den Mantel und den ganzen Anzug über seinen Arm und ging mit ihnen. Kaum waren sie auf der Straße, als eine Schaar von Neugierigen ihnen folgte. Jacopone war schweigsam und schien den großen Zug, der sich bildete, kaum zu bemerken. Auf einmal aber wendete er sich um, die Leute blieben stehen und umringten dann ihn und seine Begleiter. Er aber suchte mit seinen Blicken die Aermsten aus der Schaar und gab jedem ein Stück seines Herrengewandes.

Viele lachten laut über ihn, andere schalten die Spötter, andere baten: „Sagt uns wieder Eure Reime, Herr Jacopone!"

Messer Valore gebot, daß sie Raum geben und ihnen nicht den Weg versperren sollten und zu Jacopone sprach er:

„Ihr seid ein Narr, und macht Euren Angehörigen und Freunden Schande!"

Jacopone erwiderte ihm: „Eure Schande ist mein Ruhm, und nicht ihr, sondern diese hier (er deutete auf die Menge) sind meine Freunde. Aber auch ihr seid mir noch zu reich, ich will zu den Bauern gehen, die gar nichts haben. Nur Euren Wunsch will ich euch noch erfüllen, denn Reime kann ich euch immer sagen, mein Herz quillt davon über. Und mit diesen nehme ich Abschied von euch, denn eine Narrheit kommt mir in den Sinn, weil in der Irre ich gegangen bin, acht' ich den Tod von nun an für gering, um einen Weg, der kürzer ist, zu finden."

Nur ein Betrug ist diese ganze Welt,
Wo jeder seinen Nächsten überfällt;
Wer in dem Streit die Oberhand behält,
Der ist fürwahr ein Mann von großer Stärke.

Der Welt Gewinn ist unser Schaden nur;
Du bist den Engeln ähnlich von Natur,
Deshalb erneuere dich, Creatur,
Du mußt sonst in der Finsterniß verschmachten.

Ich habe schon gekämpft so manches Jahr,
Wie diesem Truge zu entrinnen war,
Doch find' ich täglich größer die Gefahr,
Daß auf den Weg zur Hölle ich gerathe.

Jetzt, ob ich gleich ein Mensch bin, will ich's wagen,
Den sterblichen Genüssen zu entsagen,
Das Kreuz des Gottessohnes stets zu tragen —
Seht, diese große Narrheit will ich üben.

Und also ist mein Narrenwahn beschaffen:
Ich führe meinen Streit und meine Waffen
Zum Heile der Unmündigen, der Laffen,
Die ich in heil'ger Dummheit leben sehe.

Christus, du schautest meinen neuen Plan,
Wie ich die Welt von diesem Tage an
Verachte und des Wissens stolzen Wahn,
Um das ich großen Ruhm genossen habe.

Ein hohes Ding ist zwar die Wissenschaft,
Es wird dem Gold drin Läuterung verschafft,
Doch andre hat in ew'gen Tod entrafft
Das spitze, feine theolog'sche Wissen.

So höret denn, was ich mir aussersann,
Ob ich durch Narrheit ein berühmter Mann,
Unwissenheit und Thorheit werden kann,
Da ich so lächerlich vor euch erscheine.

Den Vater und die Mutter will ich hassen
Und auch von Stund an jeden Freund verlassen,
Sie wollen mich zu meinem Unheil fassen,
Und mich mit ihren spitzen Pfeilen treffen.

Ich lasse die Fortuna lustig blühen
Und ernsthaft sich um ihren Tand bemühen!
Wenn ihre Schlangenfarben prächtig glühen,
Streift sie die Haut herunter.

Ich laß' die Welt in ihrem Streit, verwirrt,
In ihrem Recht, das unablässig irrt,
In ihrem Wahn, der nie zur Wahrheit wird,
Und uns so trefflich ferne hält vom Ziele.

Ich bin es müde, mich vor euch zu schmähen.
So wie ich sagte, wird von mir geschehen.
Laßt ihr mich einen bessern Wandel sehen,
Statt eures schlechten und verkehrten Lebens.

Redet, o schwatzet was euch nur gefällt,
Wenn sich der Weise lieber schweigsam hält.
Leb wohl, o Welt, leb wohl, du falsche Welt,
Denn deiner Mutterbrust bin ich entwachsen!

Die Brüder der Vanna entfernten sich, während er sprach, denn sie sahen ein, daß, wenn er ihr Gefangener nicht freiwillig bliebe, das Volk ihn aus ihren Händen retten würde. Er selbst bemerkte erst, als er zu Ende war, daß sie nicht mehr an seiner Seite standen. So ging er frei dem nächsten Thore zu, um Florenz zu verlassen; eine große Anzahl der Armen folgte ihm.

Er begab sich nun, wie er gesagt hatte, zu den Landleuten, die in der That in der drückendsten Knechtschaft und in jedem Elend der Dürftigkeit lebten. Als es daher unter diesen Unglücklichen ruchbar wurde, daß ein Giullare gekommen sei, der Geld vertheile, kamen sie aus dem weitesten Umkreise herbei und er gab ihnen Alles, was er für sie aufbewahrt hatte, doch ermahnte er auch sie, daß sie den Reichthum nicht hoch halten sollten. Er bewies ihnen, daß sie gar nicht arm wären, wie sie wohl meinten, daß sie das Einzige, was einen wirklichen Werth habe, viel sicherer besäßen als die Reichen und die Städter, und er improvisirte auch vor ihnen mit der Beredtsamkeit der Leidenschaft seine Verse und sie hörten ihm begierig allabendlich zu.

Er schilderte ihnen das Christkind so, daß die Mütter dabei an ihre Säuglinge, die Mutter Gottes so, daß die jungen Männer an ihre Weiber und die alten an ihr Jugendglück dachten, und daß ihnen so die heiligsten Dinge nah und begreiflich und die gewöhnlichsten gewissermaßen geheiligt wurden. Da er dabei nie schöne und außerordentliche Worte suchte, sondern all seine Bildung wegwerfen und das Herz eines ganz armen Mannes haben wollte, glaubten sie bald, er spreche mit seinen Versen nur ihre eigenen Gedanken aus.

So lebte er lange Zeit unter den Bauern, obwohl er ihnen nicht immer predigen konnte, denn ganze Wochen hindurch lag er im Wahnsinn, und dann pflegten ihn seine neuen Freunde und ihre Weiber und Kinder. Sobald er aber wieder genas, vergalt er ihnen die Wohlthat, indem er ihnen eine himmlische Welt vorzauberte, über welcher sie ihre irdische Drangsal vergaßen. Denn jemehr wir von wirklichen Gütern entblößt sind, desto höher können unsere Träume von überschwänglichen Genüssen werden.

Es war Jacopones fester Wille, sich mehr und mehr von allen natürlichen Wünschen zu entfernen, und das gelang ihm immer besser unter diesen Armen, dennoch konnte er eines Tages das Leben unter ihnen nicht länger ertragen. Deshalb dachte er, er würde seinen Bund mit der Armuth noch

fester schließen, wenn er als niederer Frate in den Orden des heiligen Franziscus träte. Dort hoffte er auch die brennende Sehnsucht nach dem Weibe, das sich für ihn geopfert hatte, aus seinem Herzen zu löschen.

So entfloh er einst in der Nacht, weil er fürchtete, die Bauern würden ihn nicht ziehen lassen, und machte sich auf den Weg nach Assisi. An der Pforte des Klosters jedoch, als der Pförtner ihm geöffnet hatte und ihn nach seinem Begehren fragte, verwirrte sich sein Sinn, und erst, als der Mann die Thüre schon wieder schließen wollte, antwortete er mit dem Verse:

Nehmt mich auf, ihr frommen Klöster,
Alles andere ist nur Spott,
Uns frommt nichts als nur ein Tröster,
Und ein Tröster ist nur Gott.

Der Pförtner ging, dem Prior von dem Fremden zu berichten, der eine Art Giullare zu sein scheine.

Jacopone erhielt die Erlaubniß einzutreten und in's Refectorium zu kommen. Als man erfahren hatte, wer er sei, schien es eine schwere Entscheidung, ob man ihn abweisen oder aufnehmen sollte. Es war ein ziemlich verbreitetes Gerücht, daß Jacopone wahnsinnig geworden sei, und der Anblick, welchen er bot, sowie seine abgerissenen Antworten, welchen immer noch ein unverständliches Gemurmel folgte, schienen das Gerücht zu bestätigen. Dennoch war auch die Kunde, wie sehr das niedere Volk an ihm hing, überall hin gedrungen, und es war anzunehmen, daß sein Geist nicht ganz verdunkelt war, und daß er, wenn seine frühere Kraft wieder erwachte, dem Kloster noch zum Ruhm gereichen könnte. Sie stellten ihm endlich die Bedingung, daß er ein Lob der heiligen Jungfrau sagen sollte, um die Herrschaft über seinen Verstand zu beweisen.

Das Bewußtsein, wie viel daran läge, daß er jetzt seinen Geist bezwänge, gab ihm einen Theil seiner Klarheit zurück, und er bat, daß man ihn in der Kirche das Bild des heiligen Franciscus, der sich mit der Armuth vermählt, sehen lasse, und daß man ihm gestatte, dort zu beten. Sie führten ihn in die Kirche, und als er an einen Altar kam, an welchem die Mutter Gottes in verzweifelter Geberde das Kreuz umfaßt hielt, übermannte ihn die Erinnerung an Serafine so gewaltig, daß er auf die Knie niederfiel und laut zu schluchzen begann. Zugleich wurde seine Sehnsucht, an diesem Orte zu bleiben, noch stärker, und er begann vor dem Prior und den Vätern Reim an Reim zu reihen, wie er gewohnt war, und er konnte nicht Worte genug finden, die Madonna zu preisen.

Seht, die Mutter steht voll Schmerzen
Vor dem Kreuz, das Schwert im Herzen,
Und am Kreuze hängt ihr Sohn!
Ihre Seele bangt und zaget,
Und sie trauert und sie klaget,
Und ihr Geist ist fast entflohn.

O wie leidet die Betrübte,
Die gesegnete, geliebte
  Mutter des Erlösers dort,
Wie viel Leiden ihm geschehen,
Muß die fromme Mutter sehen,
  Ihrem Sohn und unserm Hort.

O wer müßte da nicht weinen,
Wenn sie sterben sieht den reinen
  Eingebornen ohne Schuld!
Wer kann da sein Herz verschließen,
Wessen Thräne muß nicht fließen
  Ihrer göttlichen Geduld!

Für die sünd'gen Menschenseelen
Sieht sie ihren Jesus quälen,
  Sieht von Geißeln ihn zerfleischt,
Sieht ihn in Verzweiflung sterben,
Weil das menschliche Verderben
  Seinen bittern Tod erheischt.

Laß von deinen Liebesquellen
Mir das Herz, o Heil'ge, schwellen,
  Daß ich trauern mög' mit dir!
Laß mich deine Liebe kennen,
Laß mein Herz wie deines brennen,
  Bis er selbst sich neigt zu mir!

Hör mich um die Wunden bitten,
Die am Kreuze er gelitten,
  Bohr sie alle mir in's Herz!
Heil'ge Mutter, seiner Wunden
Hat er würdig mich befunden,
  Laß mir Theil an seinem Schmerz!

Mit dir will ich mich vereinen,
Laß mich wirklich mit dir weinen,
  Weinen all mein Lebenlang,
An dem Kreuze mit dir stehen,
Immer willig mit dir gehen
  In der Klage Sehnsuchtsdrang.

Königin der Jungfrau'n, wende
Dich nicht streng von mir, o sende
  Mir den heil'gen, tiefen Gram,
Laß mit Christi Tod mich schlagen,
Laß mich alles mit dir tragen,
  Was er alles auf sich nahm!

Laß die Wunden mich entzücken,
Mich durch's Kreuz der Welt entrücken
  Und durch deines Sohn's Passion!
So entzündet und in Flammen
Tret ich einst mit dir zusammen
  Vor des Weltenrichters Thron.

Gieb, daß mich das Kreuz bewache,
Deines Sohnes Sterben mache,
Heil'ge Mutter, mir zum Heil!
Betten sie den Leib zur Erde,
Gieb, daß meiner Seele werde
Paradieses Glück zu Theil.

Nach diesen letzten Worten warf er sich auf's neue auf die Knie und preßte dann sein Gesicht, von den Händen bedeckt, gegen den Stein der Altarstufen, um Serafine laut weinend und stöhnend. In dieser Stunde wich der Wahnsinn auf immer von ihm. Der Prior und die Patres waren ergriffen und gewährten ihm die Aufnahme.





Eduard Simson.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Leipzig. —

I.

Wenn Schiller singt, daß nur den Olympischen das Leben „ewigklar und spiegelrein und eben“ dahinfließe, so scheut man sich, diesen Ausspruch auf einen Irdischen anzuwenden; denn man fürchtet dadurch den Neid der Götter herauszufordern. Wenn wir aber in Deutschland eine Umschau über unsere hervorragendsten „Men of the time“ halten, so wüßte ich unter denselben Keinen, auf welchen man eher die Bezeichnung des Dichters anwenden könnte, als auf Eduard Simson, obgleich sein Leben einen integrirenden Bestandtheil der vielbewegten letzten vierzig Jahre unserer Nationalgeschichte bildet.

Nur wenige der Männer, welche während dieser Zeit eben so ununterbrochen an den Geschicken des Vaterlandes theilgenommen haben, sind schweren und schmerzlichen Krisen ihres äußeren und inneren Lebens entgangen. Viele haben Schiffbruch gelitten, bevor sie das Ziel erreichten, dem sie zustrebten. Andere haben Verfolgungen erfahren und Jahre lang das bittere Brot der Verbannung essen müssen; und es gab im Reichstag eine Zeit, wo wir im Schooße dieser Versammlung nicht weniger als vier oder gar fünf Mitglieder zählten, welche von deutschen Gerichten zum Tode verurtheilt worden waren, weil sie, allerdings mit etwas lebhaftem Temperament, dem Ziel der deutschen Einheit früher zugestrebt hatten, als die preußische Regierung.

Zu jenen Wenigen gehört Simson. Man hat das Leben der Menschen mit dem Laufe der Ströme verglichen. Die Mehrzahl der Flüsse hat während ihres Laufes mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Bald haben sie sich mit Gletschern und Landseen auseinander zu setzen und sich von allerlei Makeln zu reinigen, welche ihnen aus den Zeiten des urweltlichen Chaos noch anzukleben scheinen. Bald verleitet oder zwingt sie ihre Umgebung zu allerlei Unregelmäßigkeiten. Sie müssten ihre Gewässer in Arme zertheilen, bald sich sehr schmal machen und dann wieder übermäßig breit und seicht ausdehnen, sich Sandbänke und Untiefen, Stromschnellen und Katarakte, zerrissene oder zuweilen einstürzende Ufer und dergleichen gefallen lassen. Das Leben Simsons hat den entgegengesetzten Charakter. Ganz frei von vorübergehenden Täuschungen und Störungen freilich ist es auch nicht; denn diese können keinem Sterblichen ganz erspart werden. Aber im Großen und Ganzen gleicht dies Leben einem ruhigen, stetigen, immer mächtiger werdenden Strome, der durch ein fruchtbares und von ihm befruchtetes Land fließt, — zwischen „reich gesegneten Gebreiten, Hügeln, die den Strom begleiten“.

Ich werde im Nachstehenden versuchen, eine Skizze dieses Lebens zu geben, soweit es der Oeffentlichkeit angehört. Ich habe oft von Denkwürdigkeiten sprechen hören, oder von memoirenartigen Aufzeichnungen und Sammlungen, welche man Simson zuschreibt. Mir ist von solchen Aufzeichnungen nichts bekannt, geschweige denn, daß ich Gelegenheit gehabt hätte, solche einzusehen oder zu benutzen. Ich erzähle, was ich selbst gesehen und gehört habe; denn auch ich bewege mich seit Achtundvierzig auf dem politischen Schauplatz, und obgleich ich nicht bestrebt war, mir ausnahmsweise besondere Quellen zugänglich zu machen, so glaube ich doch einiges Neue und Interessante mittheilen zu können, wofür ich die Garantie und Verantwortlichkeit übernehme.

II.

Simson wurde am 10. November 1810 in Königsberg in Preußen geboren, auf jenem klassischen Boden, wo Kants Lehrstuhl stand und von wo aus Kraus jene volkswirthschaftliche Weisheit verbreitete, welche den vormaligen Beamtenstand Preußens zum einsichtsvollsten der Welt machte und die Grundlage bildete zu dem preußischen Zolltarife von 1818, dem damals liberalsten in ganz Europa (England nicht ausgenommen), und zu dem deutschen Zollverein, dem Vorläufer des jetzigen Deutschen Reiches.

Kurz nach Simsons Geburt wurde von Königsberg aus (durch Schön und York) das Signal gegeben zur Abschüttelung des Joches der französischen Fremdherrschaft; und dann gelang es wieder der Reaction, Königsberg und das alte Preußen auszuschließen aus dem officiellen Deutschland, d. i. aus dem Gebiet, das damals durch den Stern des Bundestages mehr verdunkelt als erhellt ward.

Simson wuchs auf unter wohlgeregelten und wohlhabenden bürgerlichen Verhältnissen. Sein Besitz, sein Charakter und sein Geist haben ihn stets ferne von jenem Abgrunde des Streberthums gehalten, in welchem so viele talentvolle Männer ihr Ende finden, weil es bei uns weniger Gentlemen giebt, als z. B. in England.

Nach absolvirtem Gymnasium studirte der junge Simson von 1826 ab auf der Universität Berlin; 1828 bezog er die Universität Bonn, um dort seine juristischen, historischen und philosophischen Studien fortzusetzen. Damals war der große Historiker Barthold Georg Niebuhr die Hauptzierde der rheinischen Universität. Derselbe las im Sommer „römische Geschichte", welche Vorlesung später Leonhard Schmitz in englischer Sprache publicirt hat („History of Rome from the first Punic war to the death of Constantine, London 1844, deutsch von Zeiß, Jena 1846). Im Winter las er „Alte Geschichte mit Ausschluß der Römischen". Das letztgedachte Collegium hörte Simson im Winter-Semester 1829/30. Sein mit Sorgfalt ausgearbeitetes Heft hat ihm später Marcus Niebuhr, der unglückliche Cabinetsrath Friedrich-Wilhelms IV. — der kleine Sohn eines großen Vaters — abgeborgt und nicht wiedergegeben. Die persönlichen Beziehungen zwischen Barthold Georg Niebuhr und Eduard Simson, die schon bestanden, sollten durch ein unglückliches Ereigniß noch enger werden. Es war in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar 1830, wo in Niebuhrs Haus Feuer ausbrach, ohne daß die Bewohner selbst es gleich anfangs bemerkten. Die Flammen loderten schon von dem Dach auf, während die Insassen des Hauses noch schliefen und das Haus selbst noch verschlossen war. Es herrschte eine sibirische Kälte und das zum Löschen nöthige Wasser war zugefroren. Man mußte es erst aufschlagen. Durch die Stille der Nacht tönten die Rufe: „Feuer" und „Hülfe" und jenes eigenthümliche Geräusch, welches mit Volksaufläufen verbunden zu sein pflegt. Simson saß noch bei seiner nächtlichen Lampe, vertieft in das Studium eines alten klassischen Juristen. Er hörte das Geräusch auf der Straße und meinte den Ruf „Burschen heraus" zu erkennen, mit welchem in den „alten glorreichen Zeiten akademischer Freiheit" bedrängte Studenten ihre gesammten Commilitonen zu Hülfe zu rufen pflegten im Kampfe wieder „Philister", „Schnurren" und sonstige derartige wilde Völkerschaften. Der junge Simson glaubte diesem Rufe Folge leisten zu müssen. Er eilt auf die Straße, — so wie er ist, — bekleidet mit einem jener alten bequemen dicken Röcke, welche Behaglichkeit und Wärme gewährten, aber auf Eleganz keine Ansprüche machten. Man nannte sie damals „Flaus" oder „Gottfried". Heut zu Tage kennt man diese segensreiche Institution nicht mehr; ich will aber doch en passant daran erinnern, daß selbst der große Béranger seinen alten „Flaus" besungen hat in jenem prachtvollen Chanson, dessen Strophen enden mit dem Refrain.

„Mon vieil amis, ne nous séparons pas!"

und das war just um dieselbe Zeit, wo Eduard Simson durch seinen alten „Gottfried", den er schon in Königsberg und in Berlin getragen hatte, in engere Berührung kam mit Barthold Georg Niebuhr.

Als nämlich Simson auf die Straße kam, nahm er wahr, daß nicht ein „Burschen heraus" den Anlaß zu dem Auflauf und Tumult auf der Straße gegeben, sondern der Brand des Niebuhr'schen Hauses. Mit Mühe gelang es, die Bewohner des Hauses zu alarmiren. Die Hausthüre öffnete sich endlich und heraus stürzte Niebuhr, trotz der furchtbaren Kälte nur nothdürftig bekleidet. Er nahm seinen Weg nach dem Hause des Herrn von Bethmann-Hollweg, des späteren preußischen Ministers, der damals noch Professor in Bonn war. Simson fürchtete für seinen geliebten Lehrer. Schnell entschlossen zog er seinen „Gottfried" aus und bot ihn Niebuhr an als schützende und wärmende Bekleidung. Niebuhr aber wies Anfangs die Wohlthat zurück. Er war ganz in Verzweiflung. Denn er glaubte, seine Bibliothek und seine literarischen Schätze seien verloren. Unter den letzteren befanden sich aber nicht nur seine eigenen Arbeiten, sondern auch ihm nicht gehörige unersetzbare Unica, alte Manuscripte und Codices, welche ihm die Heidelberger Universitätsbibliothek leihweise anvertraut hatte, und die, wie er glaubte, ein Raub der Flammen geworden seien, oder unfehlbar werden müßten. „Lassen Sie mich," rief er, „ich bin ohnedies verloren; was liegt da noch an der Kälte?" Aber der junge Simson, ein stattlicher und kräftiger junger Mann, that dem alten, kleinen, schwächlichen Niebuhr ein wenig „sanfte Gewalt" an, indem er ihm den „Gottfried" anzog, der vollkommen ausreichte, um ihn, den von Statur kleinen, alten Herrn, gegen die winterliche Kälte zu schützen. Bekleidet mit Simsons „Gottfried" eilte nun Niebuhr hinüber zu Bethmann-Hollweg. Simson betheiligte sich am Retten und Löschen, wobei es Anfangs etwas planlos zuging. Hat ja doch Professor Walter, der berühmte katholische Kirchenrechtslehrer, aus dem oberen Stockwerk des Niebuhr'schen Hauses eine werthvolle Marmorstatue hinausgeworfen — in der Absicht, sie zu retten, aber mit dem Erfolg, daß das Kunstwerk auf dem Straßenpflaster zerschellte — ein Erfolg, den der „Retter" wohl hätte voraussehen können, wenn nicht bekanntlich das Feuer auf die Menschen einen sinnbethörenden Einfluß ausübte, auf Gelehrte so gut, wie auf Laien.

Indessen gelang es doch, Herr über das Feuer zu werden. Die Bibliothek, die Manuscripte Niebuhrs, die Codices der Heidelberger Bibliothek wurden gerettet. Niebuhr begann wieder aufzuleben. Er starb aber doch schon zehn Monate nach dem Brand, ohne ein hohes Alter erreicht zu haben. Seine Freunde fanden die Ursache seines frühen Todes theils in der Erschütterung, die er durch den Brand erlitten, theils in seiner Verstimmung durch die neuesten politischen Ereignisse; denn er erblickte in der französischen Juli-Revolution eine neue Entfesselung der keltischen Hydra und das Hereinbrechen der allgemeinen Barbarei über ganz Europa und dessen Cultur.

Doch kommen wir zu dem Brande zurück.

Der Studiosus juris Eduard Simson kehrte spät in der Nacht in seine Studentenwohnung zurück, um seinen alten behäbigen Gottfried ärmer, aber reicher um das Bewußtsein einer guten That, deren er jedoch in seiner vornehmen Bescheidenheit bei Niemand gedachte. Darüber vergingen einige Wochen. Inzwischen sann der große Gelehrte darüber nach, wer es wohl gewesen sein möge, der ihm in der Schreckensnacht Beistand geleistet. Allein seine Verwirrung war so groß gewesen, daß er seinen Wohlthäter entweder nicht erkannt oder nicht im Gedächtniß behalten hatte. Darauf examinirte er das Corpus delicti, nämlich den „Gottfried" des Unbekannten, das Kleidungsstück, das ihn wieder erwärmt und das ihm in jener entsetzlichen Nacht so gute Dienste geleistet hatte, nicht obgleich, sondern gerade weil es ihm viel zu groß und zu weit war.

Allein auch der „Gottfried" verweigerte jede Auskunft über die an ihn gestellten Fragen. Niebuhr fand in seinen Taschen erstens ein rothseidenes Foulard, wie man solche damals als Taschentücher führte, und eine Düte mit gemahlenem Kaffee. Weitere besondere Kennzeichen hatte der Rock nicht und solche Röcke waren damals so gebräuchlich bei den Studenten, wie heutzutage die parallelen Schmisse auf den Wangen, welche, wenn sie sich zu einer gewissen Zahl steigern, an Notenblätter erinnern.

In Ermangelung jeder andern Spur des Thäters erließ Niebuhr eine Aufforderung in dem damaligen Bonner Localblatt: In jener Nacht, da es in seinem Hause gebrannt, habe ihm ein Student in der und der Weise beigestanden, er bitte denselben, da es nicht gelungen, ihn auf andere Weise zu ermitteln, hiermit öffentlich, sich bei ihm zu melden, um neben seinem, Niebuhrs, Dank auch den Rock in Empfang zu nehmen, als dessen Eigenthümer derselbe sich dadurch legitimiren könne, daß er angebe, was sich in dessen Taschen befinde.

Studiosus Simson erhielt keine Kenntniß von dieser Aufforderung. Wahrscheinlich hatte er auch damals schon die löbliche Gewohnheit, Localblätter nicht zu lesen. Es war ein Zufall, welcher die Lösung des Räthsels herbeiführte, und zwar durch den jungen Philologen Johannes Classen, der später in seiner Vaterstadt Hamburg als Director des Johanneums in großen Ehren fungirt hat, auch bekannt ist durch gelehrte Schriften über Homeros und Herodotos, durch Herausgabe des dritten (unvollendeten) Bandes der „Römischen Geschichte" aus Niebuhrs Nachlaß und eine sehr lesenswerthe „Gedächtnißschrift zum hundertjährigen Geburtstag Niebuhrs" (1876). Damals, 1830, war Classen Erzieher des jungen Marcus Niebuhr, dessen ich oben schon gedacht habe. Er war persönlich bekannt mit dem jungen Simson. Eines Tages trank Classen bei Simson den Kaffee, den Letzterer mit kundiger Hand selber bereitet hatte. Classen sah in der Hand Simsons ein rothseidenes Taschentuch. Er betrachtete dasselbe mit Aufmerksamkeit. Dann nicht minder aufmerksam auch die Kaffeemaschine und den gemahlenen Kaffee.

„Halt!“ rief Classen plötzlich, „da geht mir ein Licht auf. Dieses Taschentuch, dieser gemahlene Kaffee! Diese Dinge, die sich in dem alten „Gottfried“ befanden! Sie können es nun nicht mehr leugnen, Sie sind der unbekannte Wohlthäter Niebuhrs in der Brandnacht. Sie müssen sich als solcher melden!“ Da war kein Ausweichen möglich. Simson ging zu Niebuhr.

III.

So war denn Simson wieder in den Besitz seines „Gottfried“ und zugleich in den der lebhaften Zuneigung und Dankbarkeit Niebuhrs gekommen. Als Simson nach Ablauf des Semesters Bonn verließ, wo er vorzugsweise die Collegia des großen Romanisten von Savigny gehört hatte, und sich nach Paris begab, um dort u. A. auch die „école de droit“ zu besuchen, gab ihm Niebuhr, der in Frankreich eben so geschätzt wurde wie in Deutschland, die besten Empfehlungen mit an die ersten Gelehrten und sonstige hervorragende Männer Frankreichs. Durch diese seltene Gunst des Geschickes in Verbindung mit seiner ausgezeichneten und liebenswürdigen Persönlichkeit erhielt Simson schon als junger Mann die Gelegenheit, sich jene höheren Gesichtspunkte und jene weltmännische Gewandtheit anzueignen, welche Anderen, wenn überhaupt, erst nach einer längeren Schulung und in höheren Jahren zu Theil wird. Insofern hatte die Begegnung mit Niebuhr in jener Februar-Nacht eine Bedeutung, welche meine etwas ausführliche Erzählung vielleicht zu rechtfertigen im Stande ist. Schon jetzt möchte ich darauf hinweisen, wie Simson sich nie auf das bloße Brotstudium beschränkt und stets von der Ueberzeugung ausgegangen ist, daß man selber erst etwas sein muß, um der Welt und seinem Vaterland etwas zu leisten. Im folgenden Jahre (1831) sehen wir Simson schon als Docenten des römischen Rechts an der Hochschule seiner Vaterstadt Königsberg. Statt sich mit der Fingerfertigkeit, welche vielen strebsamen jungen Docenten eigen zu sein pflegt und an die etwas grobe, wenngleich aber doch als klassisch anerkannte Redensart von dem „kurzen Gedärm“ erinnert, auf das Bücherschreiben zu verlegen, warf sich Simson vor Allem auf das Studium und auf die Lehrthätigkeit, welche letztere doch bei dem Hochschul-Lehrer die Hauptsache ist, heut zu Tage aber leider immer mehr in den Hintergrund tritt, um agitatorischen Bestrebungen Platz zu machen, die der Jugend weniger Belehrung als Aufregung zuführen, und zwar eine Aufregung, welche nicht sehr dienlich ist für ihre harmonische und organische intellectuelle und sittliche Entwickelung.

Simson war ein klassischer Universitätslehrer und vermag sich als solcher neben Vangerow und Thibaut zu stellen. Im Gegensatz zu Vangerow, der die große Gabe besaß, auch Minder-Befähigten schwierige Rechtsmaterien begreiflich zu machen und seine Hauptkraft auf diese, ich möchte sagen: „paränetisch-protreptische Aufgabe“ zu verwenden, zeichnete sich Simson als akademischer Lehrer — darüber sind alle seine zahlreichen Zuhörer einig —

vor Allem aus durch klassische Ruhe und Klarheit, durch Präcision der Gedanken und durch eine knappe und feine Eleganz seines Ausdrucks. „Es war das erste Mal," sagte einer seiner ältesten Zuhörer, „daß ich einen Professor hörte, der nicht weitläufig war, oder langweilig, oder unverständlich, oder wenigstens in formeller Beziehung etwas geschmacklos; denn früher galt ja bekanntlich in Deutschland eine schöne Diction, eine klassische und klare Sprache für das Gegentheil der „Gelahrtheit".

In der That hatte man auch in den großen und kleinen Parlamenten Deutschlands eine wahre Angst vor dem „Kathederton" und dem „Professor"; und gerade der Professor eloquentiae pflegte am allerwenigsten Eloquenz, d. h. wahre Beredtsamkeit zu besitzen. Wir mußten uns damit trösten, daß es nicht ein Soldat war, der das Pulver erfunden, nicht ein Astronom, der das Teleskop, nicht ein Schriftsteller, der die Buchdruckerkunst, nicht ein Physiologe, der das Mikroskop erfunden; und daß es daher wohl auch auf einem unabänderlichen Gesetz dieser besten aller möglichen Welten beruhe, daß der Professor nicht beredt sei.

Simsons Verdienst ist es, dies Gesetz umgestoßen und der Welt gezeigt zu haben, daß die Schönheit der Form nicht den hohen Flug der Gedanken hemmt, daß auch ein Professor sich, ohne seinen Beruf zu schädigen, einer vollendeten Sprache befleißigen, und daß man direct von dem Katheder auf die Rednerbühne steigen kann, um auf der letzteren den nämlichen hohen Rang zu behaupten, den man auf dem ersteren sich errungen. Doch davon später.

Simsons ausgezeichnete Leistungen als akademischer Lehrer wurden gebührend gewürdigt. Sein Pandekten-Collegium war das besuchteste auf der Hochschule; 1833 wurde er außerordentlicher Professor; 1836 ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft und Mitglied der juristischen Facultät; 1834 Mitglied und 1846 Rath an dem damaligen Tribunal für das Königreich Preußen (Ost- und Westpreußen), ein Gerichtshof, dessen höchst interessante Geschichte Simson in klassischer Weise geschrieben. Von 1845 ab fungirte er auch als Schriftführer der Commission zur Revision des ostpreußischen Provinzialrechts. Im Jahre 1847 nahm Simson Urlaub und ging nach England, um dort die Staats- und die Gerichtsverfassung, sowie das Verfahren in Straf- und Civilsachen zu studiren.

IV.

Damit waren die Lehr- und Wanderjahre abgeschlossen. Nun folgte die Zeit, wo der Meister berufen war, sich als solcher zu zeigen, — das Jahr Achtundvierzig, das den ersten Anlauf zur deutschen Einheit genommen. Dieser Anlauf ist mißlungen. Man darf sich darüber nicht wundern. Große Dinge pflegen überhaupt erst bei wiederholtem, klarem, bewußtem und thatkräftigem Zurückkommen auf den ersten Gedanken — bei dem schon aus Macchiavelli bekannten Ritorno al segno — zu gelingen. Außerdem fehlte

damals dem größten Theile des deutschen Volkes die nöthige Klarheit über Ziele und Mittel. Diese Klarheit konnte nur in einer längeren politischen Schulung gewonnen werden; und diese Schulung hatte das unheilvolle System des Fürsten Metternich dem deutschen Volke geflissentlich vorenthalten. Endlich fehlte es der preußischen Regierung an Thatkraft. Sie war gewohnt, sich Oesterreich unterzuordnen. Metternich hatte es verstanden, ihr einen heilsamen Schrecken einzuflößen vor jeder nationalen Bewegung, obgleich Preußen bei einer solchen nur gewinnen konnte. Statt dessen zog Preußen es vor, wie der grimmige Arnold Ruge einst sagte, als „Unteroffizier bei Oesterreich auf Civilversorgung zu dienen."

Seine Vaterstadt Königsberg schickte 1848 Dr. Simson in die Paulskirche zu Frankfurt a. M. Er war damals siebenunddreißig Jahre alt und zählte zu den jüngeren Mitgliedern. Bei seinem Eintritt wurde er Schriftführer. Später ward er, nachdem der bisherige Präsident Heinrich von Gagern an die Spitze des Reichsministeriums getreten, erster Präsident der Versammlung (ein Tausch, bei dem die Versammlung und deren Geschäfte gewannen); von vier zu vier Wochen immer wieder auf's Neue gewählt, zuletzt so gut wie einstimmig, mußte er im Mai 1849, gezwungen durch eine heftige Erkrankung, die ihm auf's Neue übertragene Würde ablehnen.

Wir sehen ihn während seines Wirkens in Frankfurt stets an der Spitze jener Männer, die damals schon den Gedanken der Einheit in der Form des preußischen Erbkaiserthums zu verwirklichen bestrebt waren. Er gehörte zusammen mit Dahlmann, Beseler, Gagern, Bassermann, Mathy, Soiron u. s. w. der Casino-Partei an. Freilich finden wir unter derselben Partei auch z. B. Welcker, der eine starke großdeutsche Ader hatte, und den Ritter von Schmerling, welcher, wie er später öffentlich bekannte, auch in Frankfurt immer nur der entschiedenste Oesterreicher war und daher, weit entfernt, für die preußische Spitze zu schwärmen, unter Aufwand aller großen Geistes- und Willenskraft, die ihm zur Verfügung stand, ihr entgegengewirkt habe. Daß er dabei Mitglied dieser Partei war, ist eben so seltsam, wie daß Heinrich von Gagern in der Absicht, definitiv den König von Preußen an die Spitze des deutschen Gemeinwesens zu berufen, diese Stelle provisorisch mit dem Erzherzog Johann von Oesterreich besetzte, von welchem mir damals ein befreundeter Kroate, den ich nach dem Charakter und den Gesinnungen dieses Prinzen ausforschte, sagte: „Schaun's, es ist ein Erzherzog, wie sie Alli sein, aber sehr ein gescheidter!"

Unter diesen Umständen wollten die Dinge nicht von dem Flecke; und die verschiedenen Potenzen, die man, um den Zweck zu erreichen, unter einen Hut bringen mußte, klafften immer mehr auseinander. In Frankfurt vertrödelte man die kostbare Zeit, indem man das Danaidenfaß der Grundrechte mit dem Wasser, sei es akademischer, sei es populärer Beredtsamkeit zu füllen versuchte. In Berlin brach unter dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel, welches seit dem 8. November 1849 in Function war, der offene Conflict

aus. Simson und der damalige nassauische Minister Hergenhahn gingen als „Reichscommissare" nach Berlin, um den Conflict beizulegen. Simson setzte das äußerste Maß der Kräfte ein, um eine Ausgleichung herbeizuführen. Er fühlte nur zu gut den untrennbaren Zusammenhang zwischen dieser Angelegenheit und der Frage der Kaiserkrone. Allein die Aussichten trübten sich immer mehr. König Friedrich Wilhelm IV. konnte, ungeachtet seiner gut deutschen Gesinnung, sich nicht zu einem entscheidenden Entschlusse aufraffen. Oesterreich und Rußland gewannen in Berlin immer mehr Oberwasser; die deutsche Nationalversammlung verlor täglich mehr an ihrem Ansehen. Im Frühjahr allmächtig, ohne mit ihrer Allmacht etwas anzufangen zu wissen, war sie im Späthherbst hinfällig gleich dem welken Laube geworden, wenngleich sie an Einsicht gewonnen hatte.

Ein Zeichen dieser Einsicht war es, daß die Mehrheit des Reichstages den Ritter von Schmerling verdrängte und daß an seiner Stelle Heinrich von Gagern als Reichsministerpräsident eintrat. Dies geschah Mitte December 1848. Simson kehrte nach Frankfurt a. M. zurück und wurde wie bereits erwähnt, an Gagerns Stelle erster Präsident der Nationalversammlung.

Allein durch den Ministerwechsel wurde wenig gewonnen. Die Centralgewalt war nur noch ein Schatten. Schmerling hatte die Zeit genutzt, um den preußischen Bestrebungen im Stillen, aber mit großem Erfolge, entgegen zu arbeiten. Als Gagern eintrat, war es zu spät. Außerdem war ihm Schmerling an Geist und Geschäftskenntniß weit überlegen.

Am 3. April 1849 traf in Berlin die Deputation des Reichstages ein, welche dem König die officielle Nachricht von seiner in Frankfurt a. M. soeben vollzogenen Erwählung zum Deutschen Kaiser überbrachte. Auch Heinrich von Gagern war in Berlin. Er sowohl als Simson hatten wiederholte Audienzen bei dem König. Man schwankte einige Zeit zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich erfolgte die definitive Ablehnung, deren Bitterkeit auch einige Vertröstungen und Vorbehalte nicht zu mildern vermochten. Ich will hier einige charakteristische Züge wiedergeben, die mir ein kürzlich verstorbenes Mitglied der Kaiserdeputation mitgetheilt hat.

Friedrich Wilhelm IV. erwies sich Simson gegenüber stets liebenswürdig und gnädig. Er fand ein aufrichtiges Vergnügen am Umgang mit geistreichen Leuten, und auch Simson ließ es nie an den Rücksichten fehlen, welche er der Königlichen Würde und der Person des Königs zu schulden glaubte. Der König sprach sich Simson gegenüber in rückhaltloser und witziger Art aus, u. a. auch über Heinrich von Gagern, der dem König antipathisch war, u. a. wegen seiner pathetischen Reden und Gesten und seiner mächtigen Stimme, die auch bei Hofe, — etwas etikettenwidrig — zu erschallen pflegte.

„Dieser Herr von Gagern," sagte der König, „ist ein ganz deliciöser Mann. Aber ich habe Zweierlei an ihm auszusetzen. Erstens pflegt er gar nicht zu hören, was man ihm sagt. Zweitens aber, was er sagt, macht

auf mich keinen Eindruck. Denn er ist immer in Extase, und das bin ich ja ohnedies selbst schon. Dazu habe ich ihn gar nicht nöthig."

Einst war Gagern beim König und machte einen letzten verzweifelten Versuch, ihn zur Annahme der Frankfurter Krone zu bewegen.

„Ach, mein lieber Herr von Gagern," sagte Friedrich Wilhelm IV., „gönnen Sie mir Zeit, mir die Sache zu überlegen. Ich empfehle Ihnen vor Allem Geduld. Geduld und Sauerkraut überwinden Alles."

„Ich aber sage," rief Gagern mit mächtiger Stimme und mit lebhaftem Spiel seiner imposanten Augenbrauen (wegen denen ihn der neulateinische Dichter Gustav Schwetschke, der auch in der Paulskirche saß, in seinen neuen „epistolis virorum obscurorum" den Henricus superciliosus nannte), „ich sage: Und Fluch vor Allem der Geduld!"

Der König lächelte.

„Ei ei," meinte er, „das sagen doch nur solche Leute, die sich dem Teufel verschreiben. Das werden Sie aber niemals unternehmen, mein lieber Herr von Gagern. Dessen bin ich ganz sicher."

Die letzte Audienz, die Simson bei dem König hatte, verlief ganz anders, und als Simson zum Schlusse doch wieder der sicheren Hoffnung, die Hohenzollern an der Spitze Deutschlands zu sehen, Ausdruck verlieh, entließ ihn der König mit den Worten: „Ich weiß, daß Sie es gut mit Uns meinen."

V.

Auf Frankfurt folgte Erfurt. Am 20. März 1850 trat in Erfurt das Volkshaus zusammen, das die Aufgabe hatte, die geplante „Deutsche Union" zu Stande zu bringen. Simson wurde der Präsident dieses „Volkshauses", das sich keiner großen „Sympathien des Volkes" erfreute. In Frankfurt hatte man die Verfassung von Volkswegen — ohne die Regierungen — aufrichten wollen. In Erfurt wollte man es von Regierungswegen — ohne das Volk. Beides ist gescheitert. Erst als die deutschen Regierungen und das Volk, vertreten durch das Parlament und das Heer 1870 zusammenwirkten, ist der erste entscheidende Schritt zur deutschen Einheit zu Stande gekommen. Simson hat mit einer seltenen Ausdauer und Beharrlichkeit als getreuer Kämpe die Einheitsbestrebungen durch alle diese Stadien hindurch verfolgt. Auch in Erfurt harrte er aus, obgleich sich die Aussichten alsbald zu trüben begannen. Es zeigte sich eine seltsame Erscheinung. Die preußische Regierung hatte die Verfassung vorgelegt. Das Volkshaus wollte sie sofort en bloc annehmen. Da sagt die Regierung: Nur nicht; nur keine Ueberstürzung: nur hübsch langsam; prüfen wir Alles mit Muße." Es war die Unsicherheit der Verbündeten und der Druck Oesterreichs, welcher zur dilatorischen Behandlung veranlaßte und in dieser Sachlage ist dann das Verfassungswerk versumpft, verdorben und gestorben.

Der König aber hatte alle seine Bedenken und Sorgen auf den General von Radowitz abgeladen. Der romantische König glaubte in Radowitz nicht nur einen Gesinnungsgenossen, sondern auch die glücklichste Ergänzung seiner eigenen Natur und Persönlichkeit gefunden zu haben; denn er hielt ihn für einen scharfen logischen Kopf, für ein exactes mathematisches Genie, namentlich aber für einen sehr geriebenen Diplomaten und einen eminent praktischen Geschäftsmann, obgleich er noch im Januar 1848 von Paris nach Berlin berichtet hatte: „Das Juli-Königthum steht in Frankreich fester als jemals."

Bekannt, aber auch vollkommen authentisch, ist die Unterhaltung des Königs mit Radowitz über Gespenster.

„Ich glaube nicht an Gespenster, aber ich fürchte mich vor ihnen," sagte der König.

Radowitz aber antwortete: „Ich glaube an Geister, aber ich fürchte mich nicht vor ihnen."

Diesen „starken, klugen" Radowitz hatte sich der König zu seinem Vertrauensmann auserlesen. Er sollte die Union zu Stande bringen. „Denn nur er war dem österreichischen Reichskanzler Fürst Felix Schwarzenberg überlegen."

Der König hielt Radowitz für ein Genie, die Anderen hielten ihn für einen Betrüger.

In Wahrheit war er weder das Eine noch das Andere. Simson hatte den genauesten Verkehr mit ihm in Erfurt und die beste Gelegenheit, seine Beobachtungen zu machen.

Bei einem normal gebildeten Menschen bauen sich folgende Thätigkeiten über einander auf: Zuerst das Calculiren — dann das Denken — endlich das Dichten. Eins dieser Stockwerke ruht auf dem anderen. Bei Radowitz fehlte das mittlere Stockwerk. Bei Simson war aber gerade die Gabe des Denkens auf das Höchste und Schönste entwickelt. Im Anfang wurde Radowitz von Simson und seinem Eifer für das Einigungswerk auf das Lebhafteste angezogen. Aber bald trat die Differenz ihrer beiderseitigen Naturen auf das Klarste zu Tage. In Radowitz lagen der Phantast und der Mathematiker gleichsam im Gemenge; oder um zu jenem Bild zurückzukehren: er sprang stets aus dem untersten in das oberste Stockwerk. Seine Auseinandersetzung war bis zu einem gewissen Punkt rein mathematisch, dann aber fiel er in das romantische Phantasiren.

„Excellenz," sagte ihm Simson, „bis zu diesem Punkte habe ich Ihrer Auseinandersetzung folgen können; und bin ganz mit derselben einverstanden; was aber dann folgt, das ist meinen Augen nicht etwa ein gewagter oder unrichtiger Schluß aus dem Vorausgegangenen; vielmehr ist von da an für mich überhaupt ein begrifflicher Zusammenhang oder ein Gedanke nicht mehr erkennbar."

Dann wurde der General Radowitz verstimmt und verstummte. Er schüttelte den Kopf, als wenn er sagen wollte:

„Wie traurig, daß ein so klarer Kopf das nicht einsieht! Daß gerade nach dieser Seite hin seine Fähigkeiten beschränkt sind.“

Leider lagen die Dinge umgekehrt: Radowitz war beschränkt genug zu glauben, er habe das Spiel gewonnen, wenn er dem Fürsten Felix Schwarzenberg den Beweis geliefert habe, er sei ihm überlegen in Calculation und Dialektik bei irgend einer Verhandlung, z. B. über den vielbelobten § 11.

Man denke sich Schwarzenberg und Radowitz als politische Schachspieler. Radowitz ist dem Schwarzenberg im Spiel überlegen. Er spielt sehr geschickt und ist im Begriff zu gewinnen. Da wirft Schwarzenberg die Figuren durch einander und erklärt: Das Alles ist ja blos Spaß gewesen und hat gar keine Bedeutung. Er hatte sich auf das Schachspiel nur dilatorisch eingelassen, um Zeit zu gewinnen, bis der Augenblick gekommen, wo er dem Gegner sagen konnte: „Jetzt ist keine Zeit mehr zum Spielen; jetzt ist der Tag des Ernstes gekommen, an welchem ich Dir verbiete, Deine Politik fortzusetzen; denn ich bin der Stärkere und deshalb habe ich das Recht zu befehlen und zu verbieten.“

Damit hatte die Sache ein Ende. Radowitz und seine Union wurden im Stiche gelassen. Aber Radowitz sagte sich mit Genugthuung: „Ich war doch der bessere Spieler; dialektisch war ich ihm über!“

Ja, er hätte Recht, wenn es blos ein Schachspiel gewesen wäre. Dann würden die sachverständigen Zuschauer gesagt haben:

In der That, Radowitz hatte so gut wie gewonnen; denn Schwarzenberg hat dies ja selbst anerkannt, indem er das Spiel umwarf; das hätte er ja nicht nöthig gehabt, wenn er gut stand.

Aber es war ja kein Spiel, sondern ein politischer Act, bei welchem die wichtigsten Fragen auf dem Spiele standen; und die Politiker sagten nicht: Radowitz hat gewonnen, sondern Radowitz hat verloren; er mußte auf einen solchen Zwischenfall vorbereitet sein und gerüstet; er wollte den Gegner überlisten und ließ sich von ihm brutalisiren, weil er nicht kommen sah, was alle Andern sahen.

Simson hat unter dieser unklugen Politik des Radowitz unsäglich gelitten.

Er hatte das neue Schiff, das uns an das ersehnte Ufer der Einheit bringen sollte, mit Entschlossenheit bestiegen. Er mußte sehen, wie mit jedem Tag die Aussicht, das Ziel zu erreichen, abnahm, ja, wie endlich der in seinen Calculationen und Phantastereien befangene Steuermann (Radowitz) direct auf die Klippen zufuhr, an welchen das Schiff seinen Untergang finden mußte. Das ist schmerzlich, wissend, sehend und ohne helfen zu können, dem Untergang entgegen zu eilen. Und Simson ließ es an Worten des Unmuths gegen Radowitz nicht fehlen.

Als Simson nach den traurigen Tagen von Erfurt zu seiner akademischen und richterlichen Thätigkeit nach Königsberg zurückgekehrt war, erschien dort eines Tages Radowitz zu Besuch. Die Zeitungen bemächtigten sich des Stoffes und stellten die Conjectur auf, Radowitz habe die Absicht, bei dem vor Kurzem geborenen Töchterchen Simsons Gevatter zu stehen. Die Nachricht wurde dementirt und Ernst Dohm, unser großer und unvergeßlicher Humorist, begleitete das Dementi mit der Bemerkung, dies sei sehr erfreulich; denn die Kinder, bei welchen bis jetzt Radowitz Gevatter gestanden, seien alle, die Erfurter Union mit inbegriffen, frühe gestorben, und da nun die Zeitungsnachricht nicht wahr sei, so sei man per argumentum e contrario berechtigt, dem Kinde ein langes Leben und eine glückliche Zukunft zu prophezeihen. Dies Horoskop ist in Erfüllung gegangen. Diese Tochter Simsons lebt heute noch als verehrte Gattin eines trefflichen preußischen Richters.

VI.

Vor und nach Erfurt war Simson auch Mitglied der damaligen „Zweiten Kammer" in Berlin. In der Zeit von 1849 bis 1850 widersetzte er sich lebhaft und zum Theil mit Erfolg den auf Revision der Verfassung gerichteten Ueberstürzungen der Reaction, und nach Erfurt bekämpfte er auch in der Kammer unbarmherzig die schwachmüthige und undeutsche Politik des Ministeriums Manteuffel.

Ich kann hier eine Bemerkung nicht unterdrücken, die hervorgerufen ist durch Urtheile, welche sich heute hin und wieder über die preußischen Altliberalen von damals verlautbaren lassen, und welche entschieden falsch sind. Nein, diese Altliberalen waren nichts weniger als Kautschuk-Männer oder Wetterfahnen, welche ihre Politik von dem wechselnden Winde oder von der Meinung eines Dritten abhängig machten. Sie hielten stets mit großer Entschiedenheit fest an dem Einheits-Gedanken, an der Verwirklichung des verfassungsmäßigen Rechtsstaates und an dem System wirthschaftlicher Freiheit, wie solches in dem deutschen Zollverein seine Verwirklichung gefunden. Allerdings waren sie in ihrer Politik geduldig und maßvoll, aber sie konnten mit Franz Deák, den das dankbare Ungarn heute noch „den Weisen der Nation" nennt, sagen: „Manchmal vielleicht nur langsam vorwärts, — aber zurück niemals!"

Als nun die Zeit der blöden platten und gedankenarmen Reaction kam, welche nur an Polizei- und Steuergesetzen sich fruchtbar erwies und ihre Schergendienste sogar wider den Thronfolger zu richten wagte, lehnte Simson 1852 eine auf ihn gefallene Wahl zum Abgeordnetenhause ab. Kaum aber hatte der jetzige deutsche Kaiser als Prinz-Regent die Regierung angetreten und das liberale Ministerium Schwerin-Auerswald eingesetzt, so erschien Simson wieder in der Reihe der liberalen Abgeordneten, 1858/60 für Königsberg, 1861 für Wetzlar, 1862 für Montjoie-Malmedy. Von

1860 bis 1861 war er Präsident des Hauses. Als solcher hat er am 18. October 1861 an der Krönung in Königsberg Theil genommen. Zu erwähnen ist noch, daß er 1860 die akademische Laufbahn aufgab, um sich ausschließlich der richterlichen zu widmen. Er wurde 1860 Vicepräsident und später Präsident des Appellations-Gerichtes in Frankfurt a. d. Oder.

Wir kommen nun zu dem Umschwung von Sechsundsechzig, mit welchem eine neue Aera anhebt, die des geeinigten Deutschland.

Man kann das Leben Simsons nicht erzählen, ohne gleichzeitig die deutsche Geschichte des letzten halben Jahrhunderts zu schreiben, oder wenigstens zu berühren. Da die heutige Generation über die Kämpfe und Leiden in 1848 und den folgenden Jahren, wie mir scheint, etwas mangelhaft unterrichtet ist, so habe ich versucht, aus eigener Erinnerung das Bild dieser halbvergessenen Zeit wieder etwas aufzufrischen.

Für die Zeit seit 1867 vermag ich mich kürzer zu fassen. Sie ist in aller Erinnerung, und untrennbar verbunden mit dem Gedächtnisse an die schönen — sit venia verbo — „Flitterjahre" der deutschen Einheit und Freiheit ist die dankbare Erinnerung an die großen Dienste, welche Eduard Simson als Präsident des constituirenden Reichstags von 1867, der ordentlichen Reichstage des norddeutschen Bundes von 1867 bis 1870, des Zollparlaments und des Reichstages von 1870—1874 dem deutschen Vaterlande geleistet.

Es wird wohl Niemandem einfallen zu bestreiten, daß wir uns heute im Deutschen Reich nicht mehr so behaglich fühlen, wie damals. Es ist hier nicht der Ort die Gründe dieser traurigen Erscheinung festzustellen. Eine Partei schiebt der andern die Schuld zu. Hier enthalte ich mich eines jeden Urtheils darüber, wer dabei Recht hat und wer Unrecht. Wir leben nicht mehr in der Zeit der Ideale. Die Einheitsbewegung, die Ausbildung der Verfassung, die eigentliche unitarische Gesetzgebung (z. B. auch die Vollendung des einheitlichen Civilgesetzbuchs für ganz Deutschland) sind in das Stocken gerathen. Es sind nicht mehr die großen nationalen und politischen Gedanken, welche die öffentliche Meinung erfüllen und beherrschen. Confessionelle und kirchliche Streitigkeiten, welche an das siebzehnte Jahrhundert erinnern, sind an deren Stelle getreten. Die materiellen Interessen beherrschen die Debatten, und zwar nicht die Interessen der Gesammtheit, sondern Einzelinteressen, welche unter Anrufung eines verhängnißvollen Staatssocialismus auf Kosten aller übrigen Bevorzugung durch die Gesetzgebung verlangen und finden.

Wir alten Parlamentarier, die dem Reichstage seit 1867 ohne Unterbrechung angehören, schauen aus dieser wenig ansprechenden Gegenwart mit einer gewissen Andacht zurück auf jene Zeit, in der die mühevollen und aufreibenden Geschäfte des ersten Präsidenten des Reichstages in die treuen, klugen und festen Hände Simsons gelegt waren, da er dieselben führte mit jener Gerechtigkeit, Liebenswürdigkeit, ja fast möchte ich sagen: Eleganz welche der ganzen Versammlung ohne Unterschied der Parteien, das Gefühl

der Behaglichkeit und Sicherheit gaben, mit jener gleichmäßigen und continuirlichen Stetigkeit, welche den Fortgang der Geschäfte und eine ununterbrochene Entwickelung garantirte, wo man noch nicht jene Ueberraschungen und Explosionen kannte, welche heut zu Tage eher die Regel bilden, als die Ausnahme.

VII.

Der Raum verbietet mir, auf die Einzelheiten einzugehen. Ich will daher nur die zwei großen Tage erwähnen, an welchen Simson die Verwirklichung dessen erlebte, was er am 3. April 1849 vergeblich erstrebte.

Es waren der 3. October 1867 und der 18. December 1870.

Am 24. September 1867 hatte unter dem Vorsitze und der Mitwirkung Simsons „der erste Reichstag des nunmehr verfassungsmäßig constituirten, norddeutschen Bundes" eine Adresse an den König Wilhelm, den Schirmherrn des norddeutschen Bundes, beschlossen.

Der Reichstag spricht darin dem König den Dank und die Befriedigung der Nation aus über die bisher errungenen Erfolge einer wahrhaft nationalen Politik. Er drückt die Ueberzeugung aus, das große Werk sei erst dann für vollendet zu erachten, wenn der Eintritt der süddeutschen Staaten auf Grund des Art. 79 der Verfassung erfolgt sein werde; das so gegründete Gemeinwesen werde durch sorgfältige Pflege der geistigen und sittlichen Güter des Volkes, durch weise Sparsamkeit in den Ausgaben, durch gerechte Vertheilung der Lasten, durch gleiches Recht für Alle und gleiche Pflicht eines Jeden unter der glorreichen Führung des Hauses Hohenzollern unerschütterlich sein.

Der Präsident Simson, als er am 3. October 1867 dem König Wilhelm diese den nationalen Willen so unumwunden aussprechende Adresse des Reichstages auf der soeben wieder hergestellten Burg Hohenzollern, wo der König sich aufhielt, überreichte, fügte noch hinzu, „das deutsche Volk habe das Bewußtsein wieder erlangt, das Maß und Gesetz seiner Bewegung, Fortbildung und Erweiterung in sich selber zu tragen".

König Wilhelm erwiderte, die soeben ausgesprochenen Gesinnungen und Hoffnungen seien die Seinigen, sie würden einst ihrer Erfüllung entgegen reifen können.

Der König unterhielt sich danach noch einige Zeit huldreich mit dem Reichstagspräsidenten. Der Letztere bekannte als seine feste politische Ueberzeugung, der König sei berufen, in nicht allzuferner Zeit die deutsche Kaiserkrone zu tragen. Der König aber lehnte dies in seiner zugleich so hohen und doch so bescheidenen Weise ab.

„Ueberlassen wir Etwas," sagte er, „auch den jüngeren Schultern. Ich denke dabei an meinen Sohn, den seine sorgfältige Erziehung und seine gründlichen Studien befähigen, einer so großen Aufgabe zu genügen."

Der König nahm auf der Rückreise von der Burg Hohenzollern nach Berlin seinen Weg durch Baiern, dessen König ihn in Augsburg empfing

und begrüßte. Von Augsburg ging König Wilhelm nach Nürnberg, auf dessen alter Burg während seiner Anwesenheit die hohenzollernsche Fahne neben der baierischen wehte.

Es dauerte kaum mehr als drei Jahre, da sollte sich verwirklichen, was Simson am 3. October 1867 auf der Burg Hohenzollern ausgesprochen hatte. Frankreich, das uns ohne jede Veranlassung mit Krieg überzogen hatte, war niedergeworfen, Paris umzingelt, das Feldlager und Hauptquartier des Königs Wilhelm in Versailles. Die süddeutschen Staaten beeilten sich durch Beitritt zu dem neuen deutschen Gemeinwesen die Adresse vom 24. September 1867 zur Wahrheit zu machen. Der König von Baiern beantragte die Kaiserwürde für König Wilhelm. Der Reichstag erklärte seine Zustimmung mit Enthusiasmus. Der Reichskanzler hatte die Absicht, den ganzen Reichstag einzupacken und nach Versailles zu fahren, damit er in dem stolzen Schloß der französischen Könige der Verfassung für Gesammtdeutschland und der Wiederherstellung der Kaiserwürde sein Siegel aufdrücke. Dieser große Gedanke scheiterte an angeblich unüberwindlichen Schwierigkeiten. Inzwischen hatte der Reichstag am 9. und 10. December 1870 beinahe einstimmig (nur wenige Socialisten stimmten dagegen) den Beitritt der süddeutschen Staaten und die Wiederherstellung von „Kaiser und Reich" genehmigt und eine Adresse an den König Wilhelm beschlossen, worin derselbe gebeten wurde, „durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen". Die deutsche Krone auf dem Haupte Eurer Majestät, hieß es in der Adresse, wird dem wieder aufgerichteten Reich deutscher Nation Tage der Macht und des Friedens, der Wohlfahrt und der im Schutze der Gesetze gesicherten Freiheit eröffnen. Zugleich beschloß der Reichstag eine Deputation, den Präsidenten Simson an der Spitze, mit der Adresse an den König nach Versailles zu entsenden.

Am 18. December 1870 empfing der oberste Schirm- und Kriegsherr der Deutschen den Präsidenten und die dreißig Mitglieder des Reichstages in feierlicher Audienz in dem glänzendsten Saale des französischen Königschlosses.

Wie mochte es dem Präsidenten zu Muth sein, wenn er am 18. December 1870 zu Versailles zurückdachte an den 3. April 1849 in Berlin?

Beide Male stand der Präsident des Reichstags vor dem König von Preußen, um ihm die deutsche Kaiserkrone anzubieten; 1870 vor einem König, der als Sieger aus einem der größten und schwersten Kriege, den die Geschichte aufweist, hervorgegangen, ohne eines nichtdeutschen Bundesgenossen zu bedürfen; 1849 vor einem König, der es für seine Pflicht hielt, jeden Anschein einer kriegerischen Verwickelung zu meiden und auf den etwas aufdringlichen Rath von solchen Verbündeten, wie damals Oesterreich und Rußland waren, zu hören.

Im Jahre 1870 wurde dem König die Kaiserkrone einmüthig von allen Regierungen und der ganzen Nation angetragen, und Simson sprach

im Namen eines einmüthigen Reichstags. Im Jahre 1849 dagegen hatte der Reichstag nur mit einer knappen Majorität das preußische Erbkaiserthum beschlossen und die Krone hätte damals vertheidigt werden müssen gegen ein malcontentes Volk und widerstrebende Fürsten, auch abgesehen von der nicht allzuwohlwollenden Gesinnung des benachbarten Auslandes. Im Jahre 1870 dagegen wagte Niemand zu widersprechen. Das deutsche Heer hatte seine Leistungsfähigkeit bewiesen. Das deutsche Volk war entschlossen und einig.

Präsident Simson wies in der Rede, womit er die Adresse überreichte, auf Versailles hin, auf „die Stadt, in welcher mehr als ein verderblicher Heerzug gegen unser Vaterland ersonnen und in das Werk gesetzt wurde", auf das benachbarte Paris, „wo unter dem Drucke fremder Gewalt die Verträge" (nämlich die Rheinbunds-Verträge der deutschen Fürsten) geschlossen wurden, in deren unmittelbaren Folge damals (1806) das Reich zusammenbrach.

In scharfer Antithese fuhr der große Redner fort:

„Und heute darf die Nation von eben dieser Stätte her sich der Zusicherung getrösten, daß Kaiser und Reich im Geiste einer neuen lebensvollen Gegenwart wieder aufgerichtet und ihr, wenn Gott ferner hilft und Segen giebt, in Beiden die Gewißheit von Einheit und Macht, von Recht und Gesetz, von Freiheit und Frieden zu Theil werde."

Der Kaiser sprach dem Reichstag für dessen opferwillige und patriotische Unterstützung den Dank aus, wie er hinzufügte „in meinem Namen, im Namen des Heeres, im Namen des Vaterlandes". Er nahm die Kaiserkrone an, die ihm „die einmüthige Stimme der Fürsten und der freien Städte, und der damit übereinstimmende Wille der deutschen Nation und ihrer Vertreter" übertragen.

Die feierliche Proclamation erfolgte am 18. Januar 1871. Vor hunderteinundsiebzig Jahren hatte sich Wilhelms Vorfahr Friedrich I. am 18. Januar die Königskrone auf das Haupt gesetzt, — für die Dynastie der Hohenzollern ein Gedenktag.

Für Simson waren die Gedenktage: der 3. April (1849), der 3. October (1867) und der 18. December (1870). Die Idee von Kaiser und Reich, gründlich niedergetreten von der Fremdherrschaft und ihren deutschen Helfershelfern, von Oesterreich, das mehr zu Deutschland hinaus- als hineinwuchs und durch Metternichts leichtfertige Politik irregeleitet wurde, im Stiche gelassen, übertrug sich auf Preußen, und erst nach wiederholtem Anlauf gelang es ihr, nach dem Gesetze des Ritorno al segno, dort dauernd Wurzel zu schlagen.

VIII.

Simson war Mitglied des deutschen Reichstags bis zum 22. December 1876. Er war am 12. Februar 1867, am 31. August 1867, am 13. März 1871, am 10. Januar 1874 siegreich aus der Urne des allgemeinen,

gleichen und geheimen Stimmrechts hervorgegangen. Bei der am 10. Januar 1877 vollzogenen Wahl zur III. ordentlichen Legislaturperiode lehnte er die ihm angetragene Candidatur ab; 1878 erfolgte die Auflösung des Reichstags; seitdem hat der Reichskanzler seine Politik gewechselt und im Reichstag nicht wieder eine solche Majorität gefunden, wie er sie unter Simsons Präsidium gehabt hat.

Schon im Jahre 1874 hatte Simson die Wiederwahl zum ersten Präsidenten des Reichstages abgelehnt, obgleich die überwiegende Mehrheit des Reichstages den größten Werth darauf legte, ihn in dieser Stellung zu erhalten und ihm eine Deputation nach Frankfurt a. d. O. geschickt hatte, welche sich die größte Mühe gab, ihn zur Wiedernahme der höchsten parlamentarischen Würde zu bewegen. Bei ihm kamen wohl in erster Linie Gesundheitsrücksichten in Betracht; er litt schwer am Podagra, das ihn seitdem nur einmal wieder heimgesucht. Kein Präsident eines Parlamentes hat jemals mehr Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in Wahrung seines hohen Amtes und der Würde der von ihm repräsentirten Körperschaft an den Tag gelegt. Keiner hat seinen Stellvertretern weniger zugemuthet. Eine solche Aufgabe ist mit dem Podagra und dessen heftigen und schmerzhaften Anfällen unvereinbar.

Man sprach damals freilich auch von Reibungen und unangenehmen Zwischenfällen, von welchen bekanntlich kein deutscher Parlamentspräsident ganz verschont bleibt, so daß dieselben, umgekehrt wie in anderen verfassungsmäßigen Staaten, in der Regel weniger lange im Amte zu verbleiben pflegen, als die Minister und Ministerpräsidenten. Indessen da jene Frictionen äußerlich nicht zu Tage getreten, fehlt mir zur Erörterung derselben jede Befugniß.

Simson hatte um Ostern 1829 in Bonn promovirt. Er feierte also im Frühling 1879 sein fünfzigjähriges Doctor-Jubiläum, das ihm Huldigungen und Ehrenbezeugungen in Hülle und Fülle eintrachte. Unter den Letzteren schätzte er namentlich ein Bildniß des deutschen Kronprinzen, das ihm dieser mit der eigenhändigen Widmung: „Doctor Doctori Salutem“ dedicirte. Denn auch der Kronprinz ist Bonner „Doctor juris utriusque“.

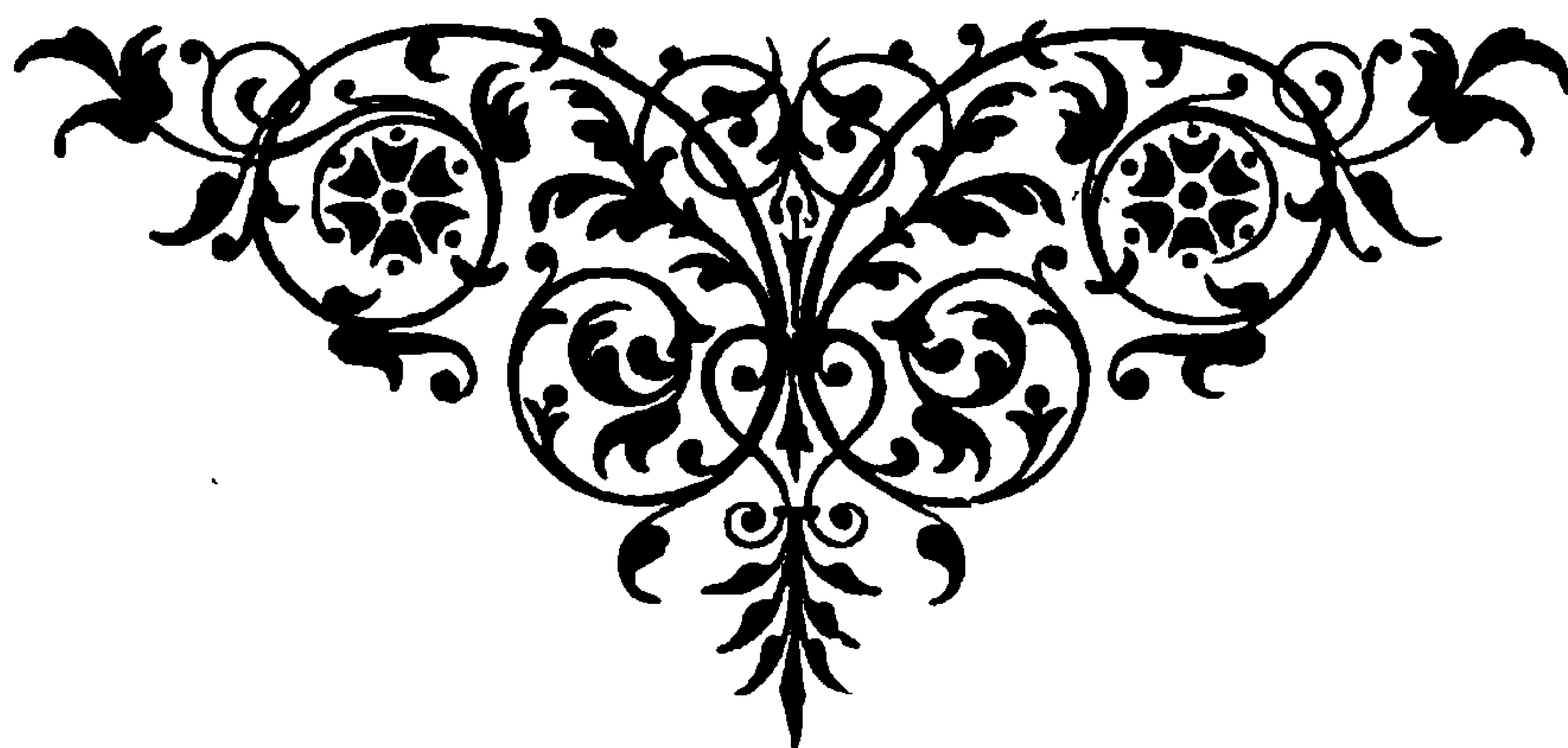
Als im Herbst 1879 die deutsche Justizgesetzgebung in Kraft trat, das preußische Obertribunal, das in der Geschichte der deutschen Rechtsprechung und Rechtsentwickelung, wie man trotz alledem und alledem behaupten darf, eine rühmliche Rolle gespielt hat, aufgelöst und das deutsche Reichsgericht eingerichtet wurde, hat der Kaiser zum obersten Präsidenten des letzteren Simson berufen; und die Berufung eines Mannes, der seit mehr als einem Menschenalter so enge mit den Geschicken des deutschen Vaterlandes verflochten und als Mensch, als Gelehrter, als Richter, als Hochschul-Lehrer, als Politiker und Parlamentarier so große Erfolge aufzuweisen hatte, zu einem so eminenten Ehren- und Vertrauens-Posten wurde von der ganzen Nation mit Beifall aufgenommen. Unter seiner umsichtigen und erfolgreichen Führung hat das Reichsgericht die großen Schwierigkeiten, welche es auf seiner Bahn fand,

glücklich überwunden. Es geht mit sicheren Schritten dem großen Augenblicke entgegen, wo das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch in Kraft tritt und damit erst in der That und in Wahrheit das Reichsgericht, was es jetzt noch nicht ist, der oberste Gerichtshof der ganzen deutschen Nation wird.

Möge Präsident Simson, der in voller Frische und Geisteskraft seinem hohen Beruf obliegt, diesen entscheidenden Zeitpunkt noch erleben. Wir dürfen dies hoffen. Denn die Götter meinen es gut mit uns; und während es die alten Hellenen für ein Glück erklärten früh zu sterben, verleihen sie nun den großen Männern Deutschlands ein um so höheres, heitereres und thatkräftiges Alter, je mehr sie während eines wohl angewandten Lebens in treuer Pflichterfüllung geleistet haben.

Auf Simson aber fand und findet vor Allem jener schöne Spruch Anwendung, den sein Lieblingsdichter Goethe am 7. November 1825, sechsundsiebenzig Jahre alt, in sein Tagebuch einschrieb:

„Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du Heute kräftig, frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei."





Allgemeine Bildung in der römischen Kaiserzeit.

Von

Georg Kaibel.

— Greifswald. —

Daß bei den Gebildeten unserer Zeit das Interesse für das klassische Alterthum sich vorzugsweise an die bis heute unerreichte Blüthe der griechischen und vor Allem der attischen Kunst und Literatur knüpft, ist begreiflich, und man dürfte sich wundern, wenn es anders wäre. Das Absterben der Blüthe constatirt man als einen naturnothwendigen Vorgang; auf den Sommer muß der Winter folgen. Die einzelnen Phasen dieses Vorgangs zu zergliedern, die mitwirkenden Factoren zu erwägen, das unterläßt man gern oder überläßt es der wissenschaftlichen Forschung. Aber nichts von Allem, was Kraft und Leben gehabt hat, ergiebt sich dem Tode ohne Kampf; wie das Feuer, wenn es ihm an Nahrung gebricht, vor dem Verglimmen noch einmal aufflackert, so pflegt auch das geistige Leben, wenn ihm von einer neuen Macht ein gewaltsames Ende droht, halb unbewußt einen letzten Anlauf zu nehmen, eine Nachblüthe hervorzubringen, in der es sich gefällt und meint der einstigen Blüthe gleich zu kommen. Dieser letzte Kampf hat etwas Tragisches: das Streben ist mit der Unfähigkeit im Conflict, der Wahn des Erreichens mit dem positiven Nichterreichen. Die Griechen der römischen Kaiserzeit glaubten durch das Studium und die Nachahmung der Antike diese erreicht, der eine oder der andere sogar sie übertroffen zu haben; sie meinten zu glänzen und zu glühen und sahen nicht, daß das alte Feuer des hellenischen Geistes ausgebrannt, daß seine Nahrung aufgezehrt war und daß ihr eigenes Treiben nichts war als ein künstlich geschürtes Aufflackern, das weder erleuchten noch erwärmen konnte. Dieser tragische Kampf, der nicht nur ein rein wissenschaftliches Interesse hat, soll in seinen wesentlichen Zügen auf den folgenden Blättern beschrieben werden. Es kommt dabei nicht auf eine epische Schilderung des Kampf-

platzes oder der Kämpfer an, wohl aber muß, damit man die Ursachen des Kampfes begreife, etwas weiter ausgeholt werden.

An der Schwelle des dritten vorchristlichen Jahrhunderts hatten die Ptolemäer ihren prächtigen Königshof von Alexandreia zum Mittelpunkt alles geistigen Lebens, aller wissenschaftlichen Forschung, aller künstlerischen Interessen gestaltet; die alexandrinischen Philologen und Dichter haben mit unvergleichlichem Erfolge für viele Jahrhunderte die Methode des Lernens, die Richtung des Geschmacks bestimmt, und schon diese Thatsache sollte abschrecken, ein geringschätziges Urtheil über die gelehrten Dichter von Alexandreia zu fällen. Sie waren nicht Dichter geworden, weil sie als königliche Bibliothekare in dem Studium der altgriechischen Dichter schwelgten, sondern weil sie Männer von erlesener Bildung und von feinstem Geschmack, weil sie Dichter waren, darum waren sie berufen worden als kritische Wächter der unendlichen Schätze, die die alexandrinischen Fürsten gesammelt hatten. Wer es verurtheilen will, daß sie den alten attischen oder ionischen Dichtern unähnlich waren, daß sie ihre Stoffe aus entlegenen Quellen schöpften, daß ihre Form die strengsten technischen Anforderungen stellte, der möge bedenken, wie viele der größten Dichter von diesem pedantischen Urtheil mitgetroffen werden. Die Elegien des Properz, die einst Goethe begeisterte, ja mittelbar selbst Goethes römische Elegien wären undenkbar ohne den Vorgang der alexandrinischen Poesie. Aber das Interesse dieser bewundernswerthen Männer war fast ausschließlich der Dichtung zugewendet, der fremden sowohl, die sie ihrer Zeit verständlich machten, wie der eigenen, deren Vorbild die ganze antike Welt nach ihnen beherrschen sollte; für die Prosa fehlte es ihnen an Verständniß wie an Begabung; weder kam es ihnen bei, die Denkmäler der attischen Prosa als Kunstwerke zu betrachten oder diesen Schatz historischer, politischer, juristischer Beredtsamkeit flüssig zu machen, noch hegten sie selbst den Ehrgeiz, eine nur erträgliche, geschweige denn eine mustergültige Prosa zu schaffen. Diese Vernachlässigung der Prosa rächte sich alsbald, und hierin liegt nicht der schwächste Beweis für die Allmacht des alexandrinischen Einflusses auf die Literatur der Zeit. Nicht daß die Kunst der griechischen Prosa ausgestorben wäre; war auch durch die politische Umgestaltung der Verhältnisse einer ernsten und machtvollen Staatsberedtsamkeit, wie das freie Athen sie gesehen hatte, der Boden entzogen, so blieb doch das unvertilgbare Bedürfniß der Gerichtsrede, es blieb die Geschichtschreibung und die philosophische Literatur. Aber diese letztere war um eine kunstgemäße, formvollendete Prosa wenig besorgt; es kam den Philosophen auf die Entwickelung der Begriffe oder der ererbten und erweiterten Schulschlagwörter an; die Form den Laien anziehend oder auch nur verständlich zu machen, daran dachte so leicht Niemand. Die Beredtsamkeit hingegen und die Geschichtschreibung, die, wie ein großer Theil der geistigen Cultur ihren Schwerpunkt nach dem kleinasiatischen Griechenland verlegt hatte, nahm von dem neuen Boden neuen Geist an. Sie zog ein üppiges Prunkgewand an und belud sich mit dem ganzen flimmernden

Hetärenschmuck, an dem der Asiat Gefallen fand; das Wissen wurde durch das natürliche Können verdrängt, in geistreich pointirten, stillosen, aber rhythmisch sich einschmeichelnden Satzbrocken gefiel sie sich, vor dem Häßlichsten nicht zurückschreckend, wenn es wirkungsvoll für ein raffinirtes Publikum dargestellt werden konnte.

Die Reaction gegen diese zügellos wachsende Corruption der asianischen Prosa kam aus Asien selbst, von einem Bildungscentrum, das in Nachahmung zugleich und im Gegensatz zur alexandrinischen Gelehrtenrepublik von den Attaliden in Pergamum gestiftet war. Die pergamenischen Philologen richteten ihr Hauptstreben auf eine ästhetisch kritische Durchforschung und Ausnützung der überlieferten Literatur, und vorzugsweise der Prosaliteratur. Gestützt auf gründliche Verarbeitung der historischen Quellen interpretirten und kritisirten sie die attischen Geschichtschreiber und Redner, suchten sie die einzelnen als Individuen zu erkennen und zu charakterisiren, erörterten sie wissenschaftlich die Quellen der attischen Schlichtheit, Klarheit, Anmuth, Ueberzeugungskraft, und empfahlen sie als Muster zur Nachahmung, in bewußtem Gegensatz und in schonungsloser Fehde gegen die asianischen Stilverderber. Diese Atticisten gewannen in der Folgezeit einen mächtigen Schutzpatron in dem Stifter des römischen Weltreichs, in Julius Cäsar. Sowohl die alten freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rom und Pergamum, wie auch seine persönliche Geschmacksrichtung bestimmten Cäsar, seinem Großneffen, dem späteren Kaiser Augustus, einen pergamenischen Gelehrten, den Apollodoros, zum Lehrer zu geben. Wir wissen, daß Augustus nicht nur der atticistischen Richtung gewonnen wurde und ihr treu blieb, sondern auch, daß sein kaiserliches Beispiel besser als irgend ein Appell an die Vernunft und an den Geschmack in der Lage war, für die neue Lehre Propaganda zu machen, also daß die einstige Bewunderung für den barocken Asianismus in allen maßgebenden Kreisen ein ziemlich jähes Ende fand.

Aber der Kampf zwischen Asianern und Atticisten war nicht blos ein Kampf um den Stil, es handelte sich auch um den inneren Gehalt.

Dionys von Halikarnaß, für uns der Hauptvertreter der siegreichen Partei in der Augusteischen Zeit, nennt die Rhetorik, die er lehren will, eine philosophische. Er verlangt, wiederum im Gegensatz zu der asianischen Unbildung, vom Redner wie vom Geschichtschreiber eine ausgedehnte, wohlbegründete Bildung.

Er versteht darunter keineswegs blos eine bessere theoretische Vorbildung zur Rhetorik, die doch im Grunde nur der formalen Seite zu Gute gekommen wäre, sondern vor Allem eine vollkommene, historisch-kritisch erworbene Bekanntschaft mit den attischen Mustern der Prosa, und zwar nicht nur zu dem Zwecke, an ihnen den eigenen Stil zu bilden, sondern auch um an dem reichen Inhalt der Alten das eigene Wissen zu mehren: der Gedankenreichthum der attischen Prosaiker, die socialen, politischen, rechtlichen Verhältnisse der alten Zeit sollen den Modernen geläufig werden, ihre

Philosophie soll studirt werden, besonders insofern sie in praktische Lebensweisheit ausmündet. Das Alles zunächst um dem Redner eine sichere Grundlage für die eigene Beredtsamkeit zu liefern, sodann aber weil nach der Ueberzeugung des Dionys und seiner Partei die Rhetorik überhaupt die Trägerin alles lernbaren Wissens werden soll. Und dies Ziel ist in der Kaiserzeit vollkommen erreicht worden: auch für diejenigen, welche nicht selbst Rhetorik treiben und lehren wollten, begannen und endeten die ernsteren Studien in der Rhetorenschule; von hier führte der Weg direct in das Berufsleben, welcher Art dasselbe immer sein mochte. Wie in den Grammatikerschulen, und nur in diesen, der Anfänger mittelbar die Poesie kennen lernt, so umfaßt die Rhetorenschule für die Vorgeschrittenen alles übrige Wissen, Politik, Philosophie, Kunstgeschichte, sie soll eben Alles lehren und der Rhetor soll Alles wissen. Die Gefahr dieser Forderungen liegt auf der Hand: wenn sie selbst von Dionys in ihrem ganzen Ernst erwogen waren — wie wenig ernst er es freilich mit der Philosophie nahm, zeigt der Umstand, daß er einerseits Plato zu würdigen unfähig war und andererseits in einem so seichten Moralisten und so unpraktischen Politiker, wie Isokrates, sein höchstes Vorbild erkannte — aber selbst wenn Dionys seine Forderungen ernst meinte, so brauchten dieselben doch nur durch zwei oder drei Generationen hindurchgegangen zu sein, um das zu ernten, was sie wirklich geerntet haben, eine oberflächliche allgemeine Bildung, die, jeder selbstthätigen Forschung entfrembet, über alles zu reden wußte, über alles zu urtheilen wagte und den Wissensschein an die Stelle des Wissens setzte. Zu den ehrlichen Anhängern gesellten sich die eitlen, denen es begehrenswerth erschien, mit verhältnißmäßig geringer Anstrengung unter der geistigen Aristokratie einen Platz zu erobern, unter die berufenen Lehrer mischten sich die Charlatans, die Handbücher an Stelle der Quellen, Recepte an Stelle wissenschaftlicher Methode, mechanische Gebrauchsanweisungen an Stelle geistiger Schulung verbreiteten und auch selbst mit gleißenden, nach klassischen Mustern verfertigten Prunkstücken das Publikum blendeten. Hatten die Asianer Alles durch ungeschulte Begabung erreichen wollen, so glaubten die Atticisten allein an die Zucht der Schule und an die Nachahmung der Klassiker. Beide Extreme waren gleich gefährlich.

Diese Bildungslehrer nannten sich, insofern sie die Kunst der Beredtsamkeit lehrten, mit dem herkömmlichen Namen Rhetoren; insofern sie aber zugleich Lehrer aller Weisheit sein wollten, führten sie einen viel anspruchsvolleren Namen, den der Sophisten. Bevor das Wort Philosophie einst in Sokratischen Kreisen gefunden wurde, war Sophist die stehende Bezeichnung für den Weltweisen; anrüchig wurde der Name durch die Schaar von Leuten, die von der Weisheit Profession machten und sich erboten, gegen anständiges Honorar jeden, der da wollte, durch das Zaubermittel der Beredtsamkeit in die Geheimnisse eines ebenso vielseitigen wie oberflächlichen und schlecht begründeten Wissens einzuweihen. Es ist selbst-

verständlich, daß diese Gattung von Weisheitslehrern, da es ihnen an begierigen Schülern nie gefehlt haben kann, niemals ganz ausgestorben war. Unter dem Einfluß asianischer Beredtsamkeit hatten Sophisten in Kleinasien geredet und gelehrt und hatten in ihren Rhetorenschulen die Knaben zu Rhetoren erzogen. Die Atticisten aber belebten das vorhandene Schema durch die doppelte Zuthat der attischen Sprache und des solideren Wissens; dadurch gewann die Sophistik neue Kraft und neue Gunst und durfte auf ein längeres Leben rechnen als es den Asianern beschieden war. Die alten Sophisten des fünften Jahrhunderts wurden die wahren Vorbilder der neuen klassicistischen Rhetoren, und wie einst der alten Sophistik in Plato ein ebenso natürlicher wie unerbittlicher Gegner erwachsen war, so fehlte es auch den neuen Erben ihres Namens nicht an Befehdung, die wiederum von der Philosophie ausging: nur war der neue Kampf einerseits unwirksamer, weil aus allen Philosophen der Kaiserzeit zusammengenommen sich noch kein halber Plato herstellen ließ, andererseits unberechtigter, weil jene Philosophen sich gar nicht übermäßig von den verhaßten Sophisten unterschieden, weil der Grenzrain zwischen beiden äußerst schmal war und in der That öfters von beiden Seiten überschritten worden ist. Wie die Rhetoren über die Nutzlosigkeit der Philosophie, so klagten die Philosophen über die Inhaltslosigkeit der Rhetorik. Die großen philosophischen Systeme waren gescheitert, der Eklekticismus war an der Tagesordnung, der Zug der Zeit wehte aus einer praktischeren Richtung. Ein mäßiges Philosophiren galt für anständig, war für Manche auch ein Herzensbedürfniß; nur wollte man mit doctrinärer Systematik verschont sein; man wollte die Früchte der Lebensweisheit genießen und fragte nicht, in welchem Schulgarten sie gewachsen waren, nur daß etwa die ernsteren Geister durch den idealistischen Zug der Platonischen Lehre sich besonders angezogen, durch den Materialismus der Epikureischen Schule sich besonders abgestoßen fühlten. Dadurch war die Förderung wissenschaftlicher Philosophie, bis auf wenige und keineswegs bedeutende Ausnahmen, abgeschnitten, und Philosophie und Rhetorik begegneten sich auf dem Felde allgemeiner Bildung.

Wir kennen aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert zwei Männer, die, mit dem Maße ihrer Zeit gemessen, unsere ganze Bewunderung und Zuneigung verdienen, Plutarch von Chäronea und Dio von Prusa, beide ernsten Strebens voll, feinsinnig, liebenswürdig, dabei im Besitze einer reichen zeitgemäßen Bildung. Plutarch war Philosoph und im wesentlichen der Richtung Platos, den er über alles verehrt, zugethan. Die Mannigfaltigkeit seiner zahlreichen Schriften ist erstaunlich, aber die literarhistorischen, antiquarischen, politischen, naturwissenschaftlichen, theologischen Abhandlungen werden in Schatten gestellt durch die an Menge wie an Güte hervorragenden Schriften aus dem Gebiete der praktischen Moralphilosophie. Hier spricht er als ein Mann, der mitten im Leben steht, der Schmerz und Freude vom Leben gelernt hat, der aus seiner innersten Erfahrung belehren kann und will.

Zum Theil sind es Zuschriften an griechische oder römische Freunde, eine große Zahl aber sind Vorträge, die er in Rom oder in Griechenland vor einem gebildeten Publikum gehalten hat. Wie sehr ihm diese Vorträge am Herzen lagen, zeigt seine Schrift „Ueber die richtige Art des Hörens“. Er setzt hier sich und seine (natürlich ganz private) Lehrthätigkeit in scharfen Gegensatz zu den Sophisten. Er lehrt nicht des Beifalls wegen, wie jene, obwohl er für beistimmende Aeußerungen keineswegs unempfänglich ist; er will aber nicht aus dem Publikum exaltirte Zurufe wie „göttlich“, „unvergleichlich“ hören, sondern läßt sich am „gut“, „wahr“, „treffend“ genügen. Er will durch den nützlichen Inhalt seiner Vorträge wirken, nicht aber durch die Kunst, über ein triviales Thema, wie die Sophisten, kunstfertig zu reden, imponiren. Er verschmäht die rein attische Rede — als ob dem Dürstenden der Trank minder mundete, wenn er ihn nicht aus einem attischen Becher schöpfte — aber seine Sprache ist klar und sorgfältig, nicht unmittelbare Improvisation, sondern zu kunstvoller Form verarbeitet. Plutarch ist kein Sophist geworden, obwohl die Freude am Vielwissen und Viellehren und der Mangel an eigener Speculation und fruchtbarer Forschung ihn leicht auf diesen Weg hätte führen können. Ihn rettete die ernste und innerliche Erziehung, die er genossen, das warme Familienleben, in dem er glücklich war, endlich die Zeit, die noch nicht vom Glanze der Sophistik vollends geblendet war.

Plutarchs Zeitgenosse, der Asiat Dio, war in Rhetorenschulen erzogen worden, hatte sich als Sophist den Namen „Goldmund“ erworben und wandte sich plötzlich, während er, von Domitian verbannt, im Osten des Reichs auf der Wanderschaft war, der Philosophie zu. Damit war der Stoff seiner Beredtsamkeit ein anderer geworden, die Beredtsamkeit war die gleiche geblieben. Hatte er früher Prunkreden gehalten zu Ehren eines Papageis oder zum Lobe des schönen Tempethales, oder über die Unwahrscheinlichkeiten der Homerischen Mythen, so sprach er jetzt von Tugend und Weisheit, von Freiheit und Knechtschaft, von Ruhm und Glück, von Schmerz und Freude. Hatte er früher unter dem Gejauchze des Marktes Hymnen gesungen auf die Städte, in denen er gerade auftrat, so schalt er jetzt voll sittlichen Ernstes die leichtsinnigen Alexandriner und die geizigen Rhodier; hatte er früher im sophistischen Uebermuth die Phantasien der Dichter verhöhnt, jetzt pries er Homer und Sokrates als Lehrer wahrer Tugend. Aber so ernst das alles klingt, man spürt die Absicht, man hört das Publikum klatschen, man sieht die Gesten des Redners, man fühlt sein Pathos. Der philosophische Firniß deckt nicht und die sophistische Grundfarbe schimmert durch, auch da, wo er am strengsten mit den Sophisten ins Gericht geht, wo er am lautesten sich als Philosophen verkündet.

Die Zeit hat eine Reihe solcher Zwitter geboren, unter denen Dio bei weitem der ehrlichste, begabteste, bedeutendste ist. Aber die ganze Widerwärtigkeit des Zwitterthums offenbart sich in einem gleichzeitigen Franzosen, Favorinus

von Arles. Er war aus einem Philosophen zum Sophisten geworden; doch wie er als Philosoph sich der Sophistik nicht erwehren konnte, so konnte er als Sophist das Philosophiren nicht lassen. Als Anhänger der skeptischen Schule mußte er sich über das Wesen der Dinge jegliches Urtheils enthalten, als Sophist mußte er alles wissen, alles behaupten, alles beweisen können. Was Wunder, daß er es fertig brachte, hintereinander eine Tadel- und eine Lobrede auf das Wechselfieber zu improvisiren, wo er unter anderem sich mit der Pointe brüstete, wenn das Sprüchwort Recht habe, daß im Leben ein Tag Regen, der andere Sonnenschein bringe, so sei das Fieber ein sehr erträglicher Zustand, da es nur einen Tage andauere und zwei Tage hindurch ausbleibe.

Uns Modernen wird das Treiben der Sophisten, ihre öffentlichen Vorträge als Lebensberuf, ihr Ehrgeiz, ihr Ansehen auffallend erscheinen, weil uns die Bedingungen fremd sind, welche diesen Verhältnissen zu Grunde liegen. Die Sophisten der Kaiserzeit sind Griechen, die Sophistik ist ein rein griechisches Product. Die Römer haben den Hellenen gegenüber nie dieselben Erobererrechte in Anwendung gebracht, wie bei anderen Völkern; sie haben sie schwach und klein gemacht, aber nie haben sie ihre Eigenart zu romanisiren versucht, haben im Gegentheil ihre Sprache, ihre überlegene Bildung sich angeeignet. Griechen und Römer bildeten ein Reich mit zwei Sprachen und einer einheitlichen Nationalität. Die Griechen waren in mancher Beziehung das bessere Element dieser Doppelnation: der ideale Zug, die Begeisterung für ihre große Vergangenheit, ihr Schönheitssinn, ihre Kunst des Genießens stellte sich dem praktischen Materialismus, dem raffinirten, aber geistlosen Luxus der römischen Welt entgegen, beeinflußte das Römerthum und zwang ihm Anerkennung ab. Ihre Kunst, ihre Literatur, ihre reiche und wohlklingende Sprache übten unausgesetzt den alten Zauber. Freilich hatte der verwilderte Asianismus den Geschmack in falsche Bahnen gelenkt; aber als die veredelnden Anregungen von Pergamum aus fruchtbar wurden, da lernte man die Heroen der klassischen Zeit gleichsam von Neuem kennen und verstehen. Man las und bewunderte mit neugeschultem Blick die attischen Redner, man versetzte sich in ihre Zeit und begeisterte sich von Neuem an den Erfolgen, die Jene vor der beifallspendenden Menge errungen hatten. Und der Begeisterung folgte die Nachahmung auf dem Fuße.

Das Publikum ergab sich bei den an öffentliche Rede wie an öffentliche Schaustellung gewöhnten Griechen ganz von selbst. Auf dem Markte, umgeben von den Bauten und Bildwerken einer glänzenden Zeit, ließen sie sich gern hinreißen durch die Redner, die in attischer Sprache überraschende Gedanken mit rhetorischen Effecten mischten und bald ein Thema des Tages behandelten, häufiger aber in die gefahrlosere Vergangenheit zurückgriffen, die Helden attischer Geschichte citirten, den Themistokles, Perikles, Leonidas zu ihren Bürgern oder ihren Kriegern reden ließen, Processe im Namen längst verstorbener Berühmtheiten führten, den Gesandtschaften kriegführender

lebten und auftraten, mit fürstlicher Freigebigkeit öffentliche Bauten, Tempel, Gymnasien, Wasserleitungen stifteten und dafür vom Volke bewundert und angebetet wurden. Es ist begreiflich, daß diese Lieblinge des Jahrhunderts sich selbst nicht geringer schätzten, daß sie voll Hoffart und Eitelkeit sich den Mächtigsten der Erde gleich oder überlegen dünkten, daß sie ihre Kunst für eine übermenschliche hielten und gelegentlich sich selbst und anderen göttliche Inspiration vorredeten.

Wissen ist Macht: der Sophist weiß alles, er lehrt alles, das Wissen ist sein Adel, sein Scepter die Rede. Damit herrscht er nicht nur über die lauschende Menge, sondern auch über die lesende Mit- und Nachwelt. Die schöne Literatur, die dichtend erzählende Prosa, die philologische, philosophische, historische Literatur wird von der Sophistik beherrscht und beeinflußt. Die Ansprüche, die man in jener Zeit an die wissenschaftliche Arbeit stellte, konnten die Sophisten durchaus erfüllen: die Freude des Forschens, des Zweifelns, des Lernens war unbekannt geworden, man wollte belehren und wurde belehrt, man wollte wissen und wußte.

Die Geschichtschreibung hatte seit lange schon im Dienst der Rhetorik gestanden; ihre Grenzen, ihre Technik, so zu sagen, war mithin bestimmt, vermuthlich in nicht viel anderer Weise, als der Atticistenführer Dionys es gethan hat. Der Stoff des Geschichtswerkes soll ein gefälliger und belehrender, ein künstlerisch nach oben und unten abgerundeter sein; es soll das Wichtige vom Unwichtigen gesondert werden, die Disposition soll durchsichtig sein und nicht etwa pedantisch chronologischen Rücksichten geopfert werden. Vom Stil wird sprachliche Reinheit, Anschaulichkeit und Kürze, Kraft und Anmuth, Erhabenheit und Lieblichkeit je nach dem Gegenstand verlangt. Die Wahrheit der Darstellung ist zwar die nothwendige Grundlage, wie sie aber gewonnen werden kann, darüber können uns jene Leute nicht belehren, welche ältere Quellen, wie sie gerade am reichlichsten fließen, ausschreiben; von Quellenforschung, von Quellenkritik ist kaum die Rede, und die Wahrheit ist mithin eine rein subjective. Nach seinem eigenen Recept hat Dionys selbst römische Geschichte geschrieben, unkritisch und langweilig, aber in glatter und rein attischer Sprache, mit zahlreichen breiten Reden eigenster Erfindung durchsetzt. Dionys ist für manche der Späteren Muster und Vorbild geworden, seine Vorbetrachtung, deren geschichtsphilosophische Gedanken zum Theil selbst erborgt sind, wird gleichsam als Typus nachgeahmt oder ausgeschrieben. Anderthalb Jahrhunderte nach Dionys lebte Appian. Appians römische Geschichte ist von Anfang bis zu Ende Sophistenwerk, werthvoll durch die von ihm benützten, für uns zum Theil verlorenen Quellen, aber abstoßend durch geistlose Eintönigkeit der Erzählung, durch häufige Sprachfehler, durch Unwissenheit und Flüchtigkeit. Lange Reden, mit denen er in gewissen Abschnitten seine Helden glänzen läßt, oder dialogartige, sentenziöse Redefragmente, welche die Oede der Darstellung dramatisch beleben sollen, drastische Ausfälle gegen die Philosophen alter und neuer Zeit kennzeichnen

kenntniß, man staunt über die Dreistigkeit des Urtheils um so mehr, als Aristides selbst in lächerlicher Weise mit einem armseligen Epigramm, das ihm einst gelungen war, groß thut, aber man begreift, wenn man zu lesen fortfährt. Die Prosa, sagt Aristides, ist eine viel edlere Form der menschlichen Sprache, sie kunstreich zu behandeln ist viel schwerer als Verse zu machen, man kann auch in Prosa dichten. Damit spricht der Sophist offenbar das Urtheil seiner ganzen Zeit aus; in der That, alles was früher nur in dichterischer Form denkbar schien, dessen hatte sich die Prosa bemächtigt. Aus der Liebeselegie war der Liebesroman geworden, die Hymnen auf die Götter wurden zu Prosadeclamationen, in denen sogar die typischen Formen des alten Götterhymnus bewahrt wurden; ja selbst das Drama wurde bis zu einem gewissen Grade durch geschickte Recitation, durch Gesten, durch Stimmwechsel, durch Charaktersprache auf der Rednerbühne ersetzt. Den Griechen war nicht die Phantasie, nicht das Formentalent abhanden gekommen, aber man hatte genug der Verse gemacht, man dichtete in Prosa. So war auch die Poesie, die einst so erhaben auf die Prosa herabgesehen hatte, von der Sophistik vergewaltigt und in ihr Weisheitsarsenal hineingeschmuggelt. Auch in der Literaturgeschichte giebt es eine Vergeltung.

Nur mit der Philosophie, dieser ältesten Feindin der Sophistik, bedurfte es noch einer Auseinandersetzung. Freilich, mit der großen Schaar von Afterphilosophen, die ohne Wissen und ohne Ernst der großen Masse mit scheinheiligen Phrasen imponirten und insgeheim ein lasterhaftes Leben führten, Leute, die man mit den Bettelmönchen passend verglichen hat, mit diesen Käuzen, auf die sich der Spott aller Parteien ergoß, war der Kampf leicht und kurz: man verachtete sie. Der Sophist aber mußte mit dem Begriff, mit der Idee der Philosophie rechnen, besonders mit dem göttlichsten ihrer Söhne, mit Plato, dem sie schon stilistisch Dank schuldeten und dessen ernste Fehde gegen die alte Sophistik sie nicht wegleugnen konnten. Aristides hat auch hier, wie er meinte, den richtigen Weg gefunden, indem er die wahre Philosophie mit der wahren Sophistik einfach identificirte und damit Plato des Unverstands überführte. Die Philosophie sei ein Streben zum Schönen und die Fertigkeit, über das Schöne selbst zu reden, und da nun das geistig Schöne mannigfach sei, so bedeute Philosophie nichts weiter, als eine allgemeine geistige Bildung und eben dies, nichts mehr und nichts weniger, wolle ja auch die Sophistik sein. Damit ist der lange Kampf beendet und der Friede wieder hergestellt: die Philosophen sind eben Sophisten.

Man hat die Sophistik eine Renaissance des klassisch-hellenischen Geistes genannt, mit großem Unrecht. Den Geist des Alterthums haben die Sophisten so wenig verstanden, wie etwa Bernini den Geist des Phidias oder Racine den Geist des Euripides. Sie haben die Schale, die Form der Alten mit mehr oder minder Geschick imitirt: den Kern von neuem fruchtbar zu machen, die gegebenen Anregungen auszunützen, daran hinderte sie eben das, worin sie ihren hauptsächlichsten Ruhm suchten. Sie wollten



Erinnerung an J. Victor von Scheffel.

Von

Julius Ernst von Günthert.

— Stuttgart. —

Der Todtenkränze hab' ich viel gewunden,
Ein wechselnd Leben fordert solche Pflicht,
Und alle Blumen wurden eingebunden,
Die treue Liebe zum Gedächtniß bricht.
Nun soll ich auch für Dich den Kranz erlesen
Dem Todten statt dem Lebenden ihn weihn —
„Behüet Dich Gott, es wär' zu schön gewesen,
Behüet Dich Gott, es hat nicht sollen sein!"

Als wir im Kahn den lichten See durchschnitten,
Der unter uns, ein zweiter Himmel, lag,
Da sprachst Du viel von dem, was Du gelitten,
Und zogst den Schleier um den goldnen Tag.
Doch meintest Du: Ich bin davon genesen,
In sanfte Wehmuth löste sich die Pein —
„Behüet Dich Gott, es wär' zu schön gewesen,
Behüet Dich Gott, es hat nicht sollen sein!"

Vom Bruder sprachst Du, seinem herben Leiden,
Von Liebestrug statt Liebesseligkeit,
Daß Keiner hat den Dichter zu beneiden,
Der seiner holden Lieder sich erfreut.
Doch in den Augen hab' ich Dir gelesen
Die Hoffnung auf des Abends Sonnenschein —
„Behüet Dich Gott, es wär' zu schön gewesen,
Behüet Dich Gott, es hat nicht sollen sein!"

mit schwerem Dunst, so daß jede Fernsicht auf das Gebirge genommen war. Ein scharfer Wind, der den Staub aufwirbelte, mußte gleichfalls einen ruhigen Aufenthalt auf der felsigen Höhe verhindern, weshalb ich mich wieder in meinem Coupé niederließ und bald das mauerumgürtete Radolfzell erreichte.

Die Villa „Seehalde“ bewohnte eine mit Scheffel nahe befreundete Familie. Der Dichter hielt sich auf der Mettnau auf, einen starken Kilometer davon entfernt. Victor, Scheffels Sohn, führte mich von der Villa dahin, ein schlanker, artiger Mensch, dem Jünglingsalter in Frische und Frohsinn entgegenblühend. Er ließ es sich nicht nehmen, mein Handgepäck selbst zu tragen, und so schritten wir eilig den schmalen Weg an dem, vom Wind zerpflückten, in Milliarden Sternen funkelnden Wasserspiegel hin, im munteren Gespräche und gegenseitigen Behagen über die neue Bekanntschaft. Das schien mir von guter Vorbedeutung für das Loos des Tages zu sein und fast ungern sah ich mich am Ziele des Wanderns, in der Mettnau angekommen. Eine Aeolsharfe tönte vor der Thür des Hauses von schwanker Stange herab mir das Willkommen entgegen; der junge Victor war mit einem Sprung im Gange und rief den Vater herbei, der „im Stüble“, dem untern bequemen Tischraume, bei einem Gaste saß, dem Geheimen Hofrath B. in Heidelberg.

Der Empfang durch Scheffel rechtfertigte jede Erwartung; wer ihm angewohnt hätte, der mußte uns für alte Bekannte gehalten haben, welche sich nach jahrelangem Getrenntsein um so freudiger wieder begegnen. Scheffel zeigte mir das für mich bestimmte Zimmerchen; auf soldatische Weise quartierte ich rasch mich ein und stand bald, von Gepäck und Staub frei, wieder vor meinem Gastfreund, der mit mir sogleich in die sonnige Gottesnatur hinauswanderte.

Wir schritten durch grüne Weinberge, dann durch dichtes Röhricht. Der See strahlte von drei Seiten uns entgegen; hinter uns, einem Bollwerk gleich, lag das Haus — wir waren vollständig geschieden von dem Lärm der Welt, aber mitten in ihrem Frieden, umgeben von den reizendsten Landschaftsbildern. Der Wind hatte nachgelassen, eine ungebrochene Spiegelfläche war der See, über welche nur die Schatten der Wolken huschten. Wir freuten uns wie die Kinder an dieser Schönheit der Natur, an ihrer Stille und Ruhe.

Der Eindruck, für mich so neu, war deshalb um so stärker; Scheffel labte sich daran und wir sprachen von nichts als von diesem Paradiese, welches der Glückliche sein eigen nannte. Scheffel erzählte mir, daß unter Otto II. der Bischof Wolfgang von Regensburg, mit dem sich seine Studien mit Vorliebe beschäftigten, auf der Mettnau geboren worden sei.

Die Entdeckung hatte er in alten Pergamenten gemacht und sie hatte ihn zur Gründung seines Hauswesens daselbst umsomehr veranlaßt, als für ihn kein Zweifel bestand, das Haus sei die Geburtsstätte des verehrten Kirchenfürsten gewesen.

Scheffel brachte mir in diesem Augenblick sein „Hausbuch“, in welches sich jeder Gast mit Mehr oder Wenig, in Ernst und Scherz, in Vers und Prosa einzutragen hatte.

Er wies mich auf die Zeilen Berthold Auerbachs hin, der, kurz vorher aus der Schweiz zurückkehrend, im bequemen Lehnstuhl am Fenster wie ich jetzt saß und den Untergang der Sonne bewunderte.

Sein Eintrag im Hausbuch schilderte den vollen Eindruck, welchen er von dem wunderbaren Phänomen empfing, und es geht ergreifend daraus hervor, daß er hier zum ersten Mal von der Ahnung seines nahen Todes ergriffen wurde. In der That; von Radolfzell reiste er nach Schwaben, dann weiter in den Süden, um in Cannes zu sterben.

Unsere Unterhaltung berührte meist die Ueberschwemmung Scheffels mit Einsendungen aller Art, namentlich mit poetischen oder poetisch sein sollenden, welche unerfüllbare Zumuthungen an seine Laune, Zeit und Augen stellten. Ich greife aus der Legion von Beispielen, die er anführte, nur drei heraus. Eine Dame wünschte sein Autograph zu bekommen und zwar, da sie den Widerwillen des Dichters kennt, durch List. Sie fragt in einem Briefchen an, ob der Ekkehard vor dem Säckinger Trompeter oder umgekehrt, der Trompeter von Säckingen vor Ekkehard gedichtet worden sei? Scheffel beantwortet die Fragen durch die mit Bleistift im selben Brief angebrachten Zahlen 1 und 2. Die Adresse war selbstverständlich gleichfalls nicht von seiner Hand. — Ferner, ein Schullehrer aus Cairo, der bei dem Bombardement Alexandriens, wo er sich früher aufgehalten, seine Bücher verloren hatte, schreibt an Scheffel, er möchte ihm eine Bibliothek sammeln und gefälligst zusenden. Ob der Bücherfreund eine Antwort auf diesen bescheidenen Wunsch erhielt, muß ich bezweifeln.

Dann liegen einige Zeilen von einem Gymnasiasten vor. Sein „lieber Bruder“ sei Student und dessen Geburtstag bevorstehend. Schreiber möchte denselben mit einem recht schönen Geschenk erfreuen, und da er weiß, daß dem Bruder nichts lieber sei denn Scheffels Gedichte, so bittet er herzlich den Dichter um eine poetische Gabe zum Wiegenfeste.

Ich unterstützte lebhaft die rührende Bitte — und Scheffel sagte: „Ja!“ —

Der Abend verfloß bei der mit Scheffel innig befreundeten Familie v. Fr., welche zur Zeit auf der Villa „Seehalde“ Sommerfrische hielt, nur zu schnell. Die Liebenswürdigkeit der Form wetteiferte hier mit der geistigen Beseelung der Gespräche; nicht satt sehen, nicht satt hören vermocht' ich mich an diesem farbigen Bilde, diesen zarten Ergüssen einer glücklichen Ehe. Der Vater, ein Edelmann durch und durch; die Mutter, das Muster einer Hausfrau und feiner Bildung, in deren Umgang die Form zum Inhalt geworden; die beiden Söhne, des jungen Victors jugendliche Gespielen, geliebt und liebend, weich aber nicht verweichlicht, für die Anforderungen des Lebens erzogen.

Wahrlich, es bedurfte nicht der Aufmerksamkeit gegen mich, daß nämlich der Wunsch geäußert wurde: ich möchte eine Episode aus meiner Rhapsodie

er befinde sich auf einem Ball unter unbekannten Menschen. Die Theilnahme daran wird ihm lästig, er entfernt sich in ein anstoßendes Zimmer und in demselben Augenblick tritt Heinrich ein, im schwarzen Frack, todesbleich. Scheffel will sich ihm nähern, aber der Freund geht mit den Worten: „Leb wohl, ich habe Eile!" vorüber und zur Thüre schnell hinaus. Scheffel blickt ihm verwundert nach und erwacht. Tags darauf erhält er die Nachricht, daß Heinrich auf einen Ball plötzlich an einem Blutsturz — etwa zur selben Nachtstunde — verschieden sei.

Von den Geistern kamen wir auf die Gespenster, von dem bleichen Heinrich auf die ungeschlachten Fischer jenseits des Sees zu reden. Der Streit mit ihnen war verwickelter, erbitterter geworden.

Bei einem Zusammentreffen auf offenem See versuchte einer der rauflustigen Gegner das Boot, in welchem Scheffel fuhr, förmlich zu entern, und nur ein mächtiger Stoß, den ihm Scheffel mit der Faust auf die Brust versetzte — so kräftig, daß der mit einem Messer bewaffnete Mensch der Länge nach rückwärts in sein schwankes Boot zurückstürzte, befreite Scheffel aus einer Gefahr, die er mit lebhaften Farben schilderte. Nun war ein ärgerlicher Proceß anhängig und der Dichter klagte mit großer Aufregung wiederum über den gestörten Frieden seines so überaus lieblichen Sommeraufenthalts.

Ein schöner Morgen begünstigte unseren Ausflug zum Wald im See. Auf einer Lichtfläche schwammen wir dahin — so rein war das Wasser, aus welchem zahllose weißblühende Pflanzen emporstiegen, um ihre Kelche der Sonne zu öffnen. Aus dem Röhricht, an dem wir landeten, knallte lustig es uns entgegen. Victor befand sich dort auf der Pirsch mit dem Jäger, der verteufelt wild dreinsah und wie mit Freikugeln sicher schoß. Sie brachten reiche Beute mit und Scheffel konnte nicht umhin, über meine Zufriedenheit zu lachen, mit der ich bemerkte, daß das erlegte Wild nicht nur für mich, sondern noch für mehrere Gäste auf etliche Tage hinreiche, der Aufwand für uns also hierdurch wesentlich vermindert werde. Auch der Jäger nahm wohlgefällig mein Lob auf. Er schmunzelte und wurde hierdurch nicht schöner: ich begriff den Schrecken der Gegend, in welcher von Zeit zu Zeit der Teufel sich zeigen soll.

Mancherlei Trübungen folgten Nachmittags: widerwärtige Correspondenzen aus Wien und Brünn, wo, namentlich in Mähren, die rein poetische Theilnahme Scheffels an dortigen Festen auf Politisches bezogen und durch den Parteihader mißdeutet und verquickt worden war.

Von all' dem Quark befreiten wir uns in der „Hölle", einer Brauerei in Radolfzell, bei gutem Stoff, beides in Bezug auf Gespräch und Getränke.

Scheffel erwärmte sich zu Anekdoten, es wurde viel gelacht und gescherzt — nur der Hebe, welche uns bediente, ihr allein, einem bildschönen Wesen, vermochten wir kein Lächeln abzugewinnen — sie erinnerte daran, daß wir im Fegfeuer waren. —

„Sein Gruß gilt Ihnen!“ machte ich den Dichter aufmerksam. Wir kamen näher und näher. Der blaue Himmel schien in dem leeren Gemäuer oben auszuruhen, der felsige Berg stieg senkrecht empor. „Wo ist denn der Ekkehard herabgerutscht?“ fragte ich Scheffel. „Darum hat mich auch der Verwalter droben gefragt, von dem es alle wissen wollen, die den Ekkehard gelesen haben und den Berg besuchen. Um die Neugier zu befriedigen, gab er ihnen stets eine erwünschte Auskunft.“ „Und der Dichter?“ fragte ich verständnißvoll. „Weiß es selbst nicht!“ murmelte Scheffel, der Verräther.

Beim Wirthshaus angekommen, machten wir einen kurzen Halt. Auf dem freien Platz unter den Bäumen saß fröhliches Volk, dabei eine Gesellschaft aus Schaffhausen, Mädchen und Bursche. Wir zogen uns unter die Schatten an der Seite des Hauses zurück. Kaum saßen wir fest und erquickten uns an der freundlichen Aussicht, als sich einige Schaffhauserinnen einstellten, die uns verstohlen betrachteten. Wir schenkten ihnen keine Beachtung; Victor und Eugen liefen fort, Scheffel und ich schauten nach Singen hinab und sprachen von den vergangenen Zeiten des hohen Twiel.

Als wir uns umwandten — ein Gekicher verrieth, daß wir nicht mehr allein seien — da war die ganze Schaffhauser Gesellschaft um uns versammelt. Wir retirirten hinter einen entlegenen Tisch, um wenigstens rückenfrei zu sein; und als der Andrang stärker wurde, so kehrte Scheffel sich gegen die Wand, zog im Scherz den Schlapphut tief in das Gesicht herein und schlug noch den Rockkragen auf, um die Unsichtbarkeit, ähnlich dem Vogel Strauß, zu verstärken. Nun allgemeines Kichern und Schwatzen, hernach frischer, froher Gesang.

Die Jugend von Schaffhausen huldigte dem Dichter auf solche Weise, und obgleich sie sich nicht vertreiben ließ aus der uns beengenden Nähe, geschah doch ihr Andringen und Ausharren mit einer Herzlichkeit, die jede Belästigung ausschloß. Es war eben das reine Gegenbild einer höfischen ceremoniösen Aufmerksamkeit, indem die volle Freiheit des Einzelnen an die Stelle der Form trat, in deren automatischer Steifheit sich stets der leere Schein versteckt. Da wir Miene machten aufzubrechen nach Anhörung ihres Gesanges, so räumten sie, ohne Gruß, aber öfters freundlich zurückblickend, den Platz. Sie stiegen zur Ruine hinauf und wir kamen langsam auf dem immer steiler werdenden Wege ihnen nach. In dem bedeckten Gang vor dem unmittelbar zu den Ruinen führenden Thor holten wir sie wieder ein.

Dort standen sie gruppirt um eine jüngere und freundliche Verkäuferin von „Andenken an Hohentwiel“. Sie kannte wohl den Dichter, den sie mit großer Höflichkeit begrüßte. Fast ein jedes der Mädchen hielt ein Bildniß in der Hand, den leibhaftigen Scheffel.

„Ausverkauft!“ lächelte die zufriedene Handelsfrau dem Dichter zu und lenkte seinen Blick mit ihren klugen Augen auf die Mädchen, welche die Freude über ihren Besitz sich gegenseitig mittheilten. „Er ist's ja nicht!“ scherzte ich mit den artigen Käuferinnen. „Ja, freili ist er's!“ lautete die Entgegnung.

— nach Singen zurück und kehrten zunächst bei dem, Scheffel angenehmen, Kronenwirth gemüthlich ein.

Noch die letzte Minute beuteten wir nach Möglichkeit aus, bis uns rasche Pferde, diesmal zum eiligsten Lauf angetrieben, weil es so die Nothwendigkeit erheischte, auf den Bahnhof brachten. Und nicht wie sonst schieden wir, heiter und unbefangen; der Scheidegruß „Auf Wiedersehen!“ klang wie eine Verneinung des liebsten Wunsches. Scheffel war hoch erregt und lange noch, als ich in der Nacht im stillen Coupé dahinfuhr, beschäftigt mit der Nachempfindung des Tages, suchte ich die Ursache des gegenseitig bangen Vorgefühls zu ergründen, wiewohl vergebens.

Im vorigen Jahr kam mir von Scheffel folgender Brief zu:

„Mein verehrter Freund!

1884 und 85 sind böse Jahre.

Seit Juni liege ich krank und reconvalescent und wieder krank, Gesichtsrose, Augenentzündung, dann Halsentzündung, und bin erbärmlich schwach, kann Niemanden sprechen oder gar gastlich aufnehmen und hätte nicht geglaubt, daß man nicht nur alt, sondern auch trübselig wird. Was wird nun weiter kommen, denn es steht mir noch ein ergreifender Abschied bevor, da Victor im September für immer fortgeht, nach Berlin zu den Ulanen.

Gott mit ihm!

Ich hoffe 1886 ist's vorbei oder besser. Einstweilen steht mein Nekrolog in der freien Presse von Texas. Das bedeutet aber langes Leben, deshalb: auf Wiedersehen!

Ihr ergebener

Radolfzell, Juli 29. J. Vict. v. Scheffel.“

1886, ja, da war's vorbei! —

„Behüet dich Gott, es wär zu schön gewesen,
Behüet dich Gott, es hat nicht sollen sein!“ —



ist, leicht zu verschmerzen. Es ist aber natürlich, daß bei Denen, die in dem Dichter dieser Werke das größte komische Genie aller Länder und aller Zeiten verehren, das Verlangen rege geworden ist, nun auch den Menschen näher kennen zu lernen. Darüber haben wir freilich nicht viel Einzelheiten erfahren können, aber von der Hauptsache haben wir wiederum Kenntniß erhalten durch gelegentliche Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, durch die beredten Zeugnisse seiner Freunde und seiner Gegner, vor Allem aber durch seine unsterblichen Werke, die ein sehr starkes subjectives Gepräge tragen. Der Dichter dieser Lustspiele muß ein herrlicher Mensch gewesen sein, großartig in seinen Auffassungen, mit einem warmen liebenden Herzen, mit glühendem Haß gegen das Niedrige und Gemeine, dabei doch voll Nachsicht und Menschenfreundlichkeit, hülfreich, edel und gut — ein reiner und großer Mensch. Trotz der lebhaften Theilnahme, die die immer im Vordergrunde der Oeffentlichkeit stehende Persönlichkeit des Dichters unter den Zeitgenossen und den Lebenden der nächsten Geschlechter hervorgerufen haben muß, sind die ersten biographischen Aufzeichnungen doch überaus dürftige und unvollkommene gewesen.

Die erste vollständige Lebensbeschreibung von Grimarest, die zweiunddreißig Jahre nach dem Tode Molières erschien, wimmelt von Ungenauigkeiten, Mißverständnissen und Entstellungen. Es ist das Werk eines kritiklosen, oberflächlichen Schriftstellers, der von der Bedeutung seiner Aufgabe keine Ahnung gehabt hat. Denn zu jener Zeit, da Grimarest seine Schilderung niederschrieb, war die Ueberlieferung noch eine viel lebendigere und stärkere, und es würde verhältnißmäßig viel müheloser gewesen sein, als es jetzt ist, die Wahrheit über Molière zu erfahren und festzustellen. Damals lebten noch Hunderte und Tausende, die in ihren besten Jahren Molière auf der Bühne gesehen hatten; damals standen die Kinder des mit Molière lebenden Geschlechts in der Vollreife des Lebens. Die späteren Lebensbeschreibungen sind in Bezug auf den sachlichen Inhalt auch nicht viel mehr werth, die von Voltaire nicht ausgeschlossen.

Bis zu Beginn unseres Jahrhunderts hatte man ziemlich sorglos das aufgenommen, was in dieser gewissenlosen Weise über Molière verzeichnet worden war. Erst da wurde durch Beffara, dem es gelang, aus gerichtlichen Actensammlungen und Kirchenbüchern einige sehr bedeutende auf Molière bezügliche Urkunden aufzufinden, eine neue Aera der Molière-Biographie eingeleitet. Durch diese Funde regte und verallgemeinerte sich das Verlangen, aus dem Leben Molières die Hinzudichtungen des Klatsches von der Wahrheit loszulösen und auf Grund urkundlicher Unterlagen eine neue Lebensgeschichte Molières aufzubauen. Irrthümer, die bis dahin auf Treu und Glauben immer wiederholt worden waren, wurden beseitigt. Das Beginnen war gewiß höchst verdienstvoll, aber es hat auch einige arge Mißstände zur Folge gehabt: unsere heutige Molière-Literatur hat sich von der Aufgabe, ein lebenswahres Bild des großen Dichters darzustellen, völlig

richtiger geworden ist. Ein jedes noch so unerheblich erscheinende, durch den Zufall ermittelte Datum ist sorgsam eingefügt worden, und es sind scharfsinnige und geistvolle Combinationen aufgestellt, um jedes actenmäßig festgestellte Einzeldatum mit bekannteren Ereignissen in Zusammenhang zu bringen. Dadurch ist das Bild des Dichters mit einer Ueberfülle von kleinen, an sich richtigen Zügen ausgestattet worden, die gerade wie es eben der Zufall gewollt hat, hier die sorgsamste und minutiöseste Ausführung von einzelnen Partien herbeigeführt haben, dagegen da, wo der Zufall weniger günstig gewaltet hat, breite Lücken lassen und auf diese Weise die Plastik des Gesammtbildes entstellen und aus der Biographie des Dichters eben nur eine in Einzelheiten richtige archivarische Forschung gemacht haben. Wer die neueren Werke über Molière liest, dem schwirrt's vor den Augen, dem dröhnt der Kopf. Bei jeder Einzelheit stolpert man über den schwerfälligen, holprigen, alle Stimmung zerstörenden Kanzleistil des siebzehnten Jahrhunderts, über eine ganz gleichgültige Urkunde mit fremden Namen, die für Molière gewöhnlich nur eine ganz geringe, bisweilen gar keine Bedeutung haben, und die sich auf Dinge bezieht von völlig untergeordneter Bedeutung.

Von allen diesen actenmäßigen Ermittelungen soll hier gänzlich Abstand genommen werden, wir wollen uns lediglich bekümmern um das Verhältniß der beiden Béjarts, das neuerdings wiederum Gegenstand einer heftigen Polemik geworden ist.*)

Es ist unumgänglich, hier in einigen wenigen großen Zügen das Leben des Dichters zu skizziren. Wir beschränken uns jedoch nur auf die Angabe derjenigen Data, die für die Untersuchung der Frage, mit der wir uns zu beschäftigen haben, von Belang sind.

Hans Poquelin, geboren am 15. Januar 1622, war ein echtes Pariser Kind, der im Herzen der großen Stadt das Licht der Welt erblickte. Er stammte aus einer ehrsamen Bürgerfamilie. Er erhielt eine vorzügliche wissenschaftliche Vorbildung und machte seine juristischen Examina. Zum tiefen Leidwesen seines Vaters hing er die Juristerei an den Nagel und wurde, als er im einundzwanzigsten Lebensjahre stand, Schauspieler.

Man hat alle möglichen Erklärungen für die Beweggründe gesucht, die den jungen Juristen bestimmt haben können, seine ruhige, geachtete Stellung, als Sohn einer angesehenen Pariser Bürgerfamilie im Staatsdienste zu wirken, mit dem damals noch sehr geringgeschätzten, gesellschaftlich mehr als zweifelhaften und unsicheren Loose eines Komödianten zu vertauschen. Man

*) Jules Loiseleur. Molière. Nouvelles controverses sur sa vie et sa famille. Paris, Charavay frères. Orléans, H. Herluison. — Larroumet. Une comédienne au XVIIme siècle. Madeleine Béjart. (Revue des deux mondes, Heft vom 1. Mai 1885.) — La femme de Molière (Revue des deux mondes, Heft vom 15. Juni 1885.)

hat darauf hingewiesen, daß Hans Poquelin seine Kinder- und Jugendjahre gerade in jenem Stadtviertel von Paris verbracht hat, in dem sich das lustige Treiben des Kleinhandels und die Lustbarkeiten für das Volk am lebhaftesten und buntesten dem Blicke darboten. Unweit der elterlichen Wohnung waren in der That Wochenmärkte unter freiem Himmel und die Plätze, auf denen die Schaubuden der Gaukler und Komödianten aufgeschlagen waren; da erblickte der junge Hans wohl täglich auf dem vorgebauten Brettergerüst die lächerlich geschminkten Possenreißer und auch die schönen Schauspielerinnen, in fürstlicher Tracht, die es damals nicht verschmähten, mit Pauken und Trompeten selbst das Publikum anzulocken, gerade wie es noch heutigen Tages auf Jahrmärkten geschieht. Aber das belustigende und anregende Schauspiel haben auch andere Kinder und Jünglinge zu Molières Zeiten gesehen und sind deswegen doch keine großen Schauspieler und Dichter geworden.

Was braucht man viel nach einer äußerlichen Ursache zu fragen? Molière fühlte eben in sich den Beruf und den leidenschaftlichen Drang, demselben nachzuhängen. Das Genie hat zu allen Zeiten ausgereicht, um es erklärlich zu machen, daß die Dämme, die die Erziehung, die Lebensgewohnheiten und Vorurtheile der Fortströmung entgegengestellt haben, von ihm durchwühlt und durchbrochen wurden und daß es seinen selbstgewählten eigenen Lauf genommen hat. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die künstlerischen Neigungen des jungen Juristen durch die Neigungen seines Herzens noch verstärkt worden sind, und wir möchten dem Zeugniß eines allerdings nicht immer ganz zuverlässigen Zeitgenossen Glauben beimessen, daß sich Molière in eine schöne, begabte, kluge und schon bekannte Schauspielerin verliebt hat: in Madeleine Béjart, mit der wir ihn in der That nun bald geschäftlich und zum Mindesten sehr freundschaftlich, aber wahrscheinlich noch etwas mehr, vereinigt finden.

Madeleine Béjart war vier Jahre älter als Molière, geboren im Januar 1618. Sie war die Tochter eines gerichtlichen Subalternbeamten, den seine Frau Marie Hervé mit reichem Kindersegen beschenkt hatte. Zehn Kinder sind beglaubigt, ein elftes ist zweifelhaft, und wahrscheinlich sind noch mehrere vorhanden gewesen, von denen die Zeit die Spuren verwischt hat. Von diesen widmeten sich vier, beziehentlich fünf der Theaterlaufbahn, zwei Söhne und zwei resp. drei Töchter. Madeleine war die älteste dieser Töchter. Die jungen Béjarts durchstreiften die französischen Provinzen und versuchten mit ihren wandernden Gesellschaften immer wieder von Zeit zu Zeit ihr Heil in Paris. Während eines solchen Aufenthaltes in Paris knüpfte die damals noch blutjunge achtzehnjährige Madeleine ein Verhältniß mit einem vornehmen, reichen, abenteuernden Lebemann, dem Grafen von Modène, an, der irgendwo in der Provinz auf einem Schlosse seine legitime Frau geborgen hatte, sich aber in Paris von den Reizen der viel jüngeren und gewiß auch viel bestrickenderen Schauspielerin fesseln ließ. Madeleine wird als sehr schön geschildert, mit vor-

nehmem, streng geschnittenem Gesicht, rothblondem Haar, stattlicher Figur in edlen Verhältnissen; und sie war offenbar sehr klug und außerordentlich künstlerisch begabt. Das Verhältniß zwischen den Beiden war in einem gewissen Sinne ein dauerhaftes. Im Juli 1638 wurde ein Kind Madeleinens getauft und vom Vater, dem Grafen von Modène, anerkannt, der seinen eigenen minderjährigen Sohn als Pathen durch einen gemeinsamen Freund bei diesem neugeborenen Mädchen, Franziska, bezeichnete, während die Mutter, Madeleine Béjart, ihre eigene Mutter zur Taufzeugin ausersehen hatte. Man ersieht aus der eigenthümlichen Wahl dieser Zeugen, zweier Blutsverwandten der Eltern, daß es deren Absicht war, dem außer der Ehe geborenen Kinde gewissermaßen eine moralische Legitimität zu geben. Modène betheiligte sich, wie alle Edelleute der Zeit, an den politischen Wirren und Putschen, und er hatte das Unglück, sich zur Partei Derer zu gesellen, die besiegt wurden. Das Todesurtheil wurde über ihn verhängt, und er mußte flüchten. Die Beziehungen mit Madeleine wurden dadurch natürlich gewaltsam unterbrochen, aber sie hörten darum doch nicht ganz auf, und es gilt als durchaus wahrscheinlich, daß Madeleine den ehrgeizigen Gedanken gehegt und gepflegt hat, dereinst die Gattin des Vaters ihres Kindes zu werden. Weder das Todesurtheil, das über ihn verhängt war, noch die unbequeme Thatsache seiner Ehe vermochten sie in ihrer Zuversicht zu erschüttern. Der zum Tode Verurtheilte konnte begnadigt werden, die Lebende konnte sterben. Und in der That wurde Modène später begnadigt, seine Gemahlin starb, und er verheirathete sich wieder, allerdings nicht mit Madeleinen. Die erzwungene Trennung von Modène veränderte in dem Leben der schönen, klugen und ehrgeizigen Schauspielerin nichts Wesentliches. Sie blieb bei einer wandernden Gesellschaft, die Frankreich durchstreifte, und kehrte nach einigen Jahren nach Paris zurück.

In diese Zeit fällt die Geburt eines Mädchens, das den Namen Armande (Clara Elisabeth Grezide) Béjart erhielt. Der Geburts- und Taufschein des Kindes ist nicht aufgefunden worden trotz der sorgfältigsten Nachforschungen, und es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß sich in den Pariser Amtsstuben derselbe nicht befindet. Es ist also wahrscheinlich, daß das Kind in der Provinz geboren ist, und bei der Nachlässigkeit und Sorglosigkeit, mit der damals die amtliche Buchführung gehandhabt wurde, namentlich in der Provinz und besonders, wenn ein Kind in der Gesellschaft wandernder Komödianten das Licht der Welt erblickte, ist es fraglich, ob diese Urkunden jemals ausgegraben werden dürften. Es ist sogar fraglich, ob sie überhaupt jemals vorhanden gewesen sind.

Die ersten Spuren dieses kleinen Wesens finden wir in einem Actenstücke aus dem Anfang des Jahres 1643. Der alte Béjart war gestorben und hatte erhebliche Schulden hinterlassen. Die Wittwe Marie Hervé verzichtete in ihrem und ihrer Kinder Namen auf die Erbschaft. Bei der Aufzählung ihrer Kinder wird auch eines genannt „ein noch nicht getauftes

eine dritte? Die Wittwe Béjart, die wissentlich Unrichtigkeiten buchen läßt, wenn sie von ihren beiden ältesten Kindern spricht, ist wohl fähig, auch eine falsche Angabe zu machen, wenn es sich um ein anderes Familienmitglied handelte, um das jüngste, dessen Geburt vielleicht verschleiert werden sollte.

Es fragt sich nun, ob in diesem Falle ein Grund zur Fälschung vorlag, ob die Familie Béjart ein Interesse daran hatte, das in der Familie neugeborene, damals noch nicht getaufte Kind, das später den Namen Armande erhielt, als ein Kind der alten Mutter Béjart auszugeben? Und diese Frage ist entschieden zu bejahen.

Nehmen wir an, daß die kleine Armande nicht die Tochter, sondern, wie es unglaublich wahrscheinlicher ist, und wie wir es später noch nachzuweisen gedenken, die Enkelin der Marie Hervé verwittweten Frau Béjart, und die Tochter der unverehelichten Madeleine Béjart gewesen sei, so lagen allerdings vollgewichtige Gründe vor, um diese abermalige außereheliche Mutterschaft Madeleinens zu verbergen.

Madeleinens Beziehungen zu dem im Auslande weilenden Vater ihrer ersten Tochter Franziska, dem Grafen von Modène, waren zwar durch die gewaltsame örtliche Trennung unterbrochen, aber keineswegs gelöst. Wir sehen in der That, daß die Beiden sich nach kurzer Zeit in Paris wieder vereinigen und unzweifelhaft ihre früheren Beziehungen wieder aufnehmen. Madeleine hatte auf den Vater ihrer Tochter Franziska, der sie als freigebiger, reicher und vornehmer Mann sicherlich unterstützte, erhebliche Rücksichten zu nehmen; sie hegte noch immer die Hoffnung, daß später, wenn die Verhältnisse sich geklärt haben und eine eheliche Vereinigung zwischen beiden ermöglichen würden, die geträumte Heirath zwischen ihr und dem Grafen von Modène zur lachenden Wirklichkeit werden würde. Sie betrachtete sich gewissermaßen als die Braut des verbannten Edelmannes.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß man in unseren Tagen der Mohrenwäscherei den Versuch gemacht hat, die fahrende Komödiantin zu einem Tugendspiegel zu machen und jeden Flecken von ihr zu entfernen. Das aber ist eitel Sophisterei und schlägt allen Wahrscheinlichkeiten entgegen. Eine junge lebenslustige Komödiantin, die auf der Landstraße liegt, die in Paris notorisch wenigstens ein Verhältniß gehabt hat, dessen intimster Charakter durch die Geburt eines Kindes der Gegenstand eines Zweifels nicht sein kann, — eine solche leichtlebige, schöne, allen Künsten der Verführung ausgesetzte Person ohne sittlichen Schutz — denn die gute Frau Béjart, die als Pathin bei dem unehelichen Kinde ihrer Tochter auftritt, scheint doch die richtige Theatermutter gewesen zu sein — dürfte schwerlich als eine unüberwindliche, sturmfeste Tugend hingestellt werden können. Wenn wir auch dem zeitgenössischen boshaften Klatsch, der ihr nachsagt, daß sie in der Provinz „eine große Anzahl von jungen Leuten von Stande“ beglückt habe, nicht besonderen Werth beimessen wollen, so erscheint es uns doch sehr natürlich, daß sie dem verbannten Geliebten nicht unverbrüchliche Treue bewahrt hat. Der Vater ihres

Das sind, wie mir scheint, recht triftige Gründe, die Madeleine veranlaßt haben dürften, die Geburt eines Kindes während Modènes Abwesenheit zu verheimlichen. Und die Möglichkeit dieser Verheimlichung wurde ihr gewährt durch die Gefälligkeit der alten Marie Hervé, die ihrer schönen, klugen, ehrgeizigen und begabten Tochter nichts abzuschlagen hatte.

Nun sprechen aber noch andere Umstände dafür, daß Armande in der That die Tochter Madeleinens gewesen ist, nicht deren Schwester. Zunächst die Altersverhältnisse. Die Wittwe Béjart Marie Hervé, deren Todtenschein vom Jahre 1670 sie als Achtzigjährige bezeichnet, war geboren 1590. Armande ist 1642 geboren. Als Madeleinens Schwester wäre sie geboren worden von einer zweiundfünfzigjährigen Mutter, und sie wäre beinahe sechsundzwanzig Jahre jünger als ihr ältester Bruder. Das ist allerdings nichts Unmögliches, aber es ist doch etwas sehr Ungewöhnliches, und jedenfalls würde es natürlicher erscheinen, wenn sie die Tochter der vierundzwanzigjährigen Madeleine wäre.

Nun aber spielen noch andere Umstände mit, welche für die Wahrscheinlichkeit der Mutterschaft Madeleinens sprechen und die unbedingt es sehr wünschenswerth gemacht haben würden, das schwesterliche Verhältniß, wenn ein solches vorhanden gewesen wäre, vor aller Welt in feierlicher Weise klarzulegen. Jetzt treten wir in den Zeitpunkt ein, in dem sich das Geschick Molières mit dem der Familie Béjart verbindet.

Armande war geboren (1642), der alte Béjart war gestorben (1643), Modène lebte im Auslande, Madeleine war mit ihrer herumziehenden Gesellschaft nach Paris zurückgekehrt, das jüngst geborene Kind war wahrscheinlich irgendwo bei einer Amme auf dem Lande oder sonstwo untergebracht — man findet in der That während der nächsten zehn Jahre keine Spur des kleinen Mädchens, das vermuthlich erst, als es aus dem zartesten Kindesalter heraus war, in die unstet herumwandernde Schauspielerfamilie aufgenommen worden ist — da lernte Hans Poquelin, der junge Jurist, die Schauspielerfamilie kennen. Das mag zu Anfang 1643 gewesen sein*). Daß sich der leidenschaftliche einundzwanzigjährige Jüngling in die Reize der vier Jahre älteren, röthlich gelockten, schönen und bedeutenden Schauspielerin verliebt hat — es ist sehr wahrscheinlich. Im Juni desselben Jahres, 1643, schloß er mit den Schauspielern einen Contract ab und unterzeichnete diesen zum ersten Male mit dem von ihm gewählten Namen, der unsterblich geworden ist: Molière.

Wie weit das Verhältniß zwischen Molière und Madeleine Béjart zu jener Zeit gediehen ist, darüber liegen nur Muthmaßungen vor. Modène war nun aus der Verbannung zurückgekehrt, und es erscheint glaubhaft, daß unter diesen Umständen Madeleine den jugendlichen Kunstgenossen vielleicht nicht gleich erhört

*) Vielleicht ist er mit den Béjarts auch schon früher flüchtig zusammengetroffen, als er mit seinem Vater dem Hofe in die Provinz folgte.

Jahren versuchen nun einige überängstliche Molière-Freunde den Nachweis anzutreten, daß an diesem Gerede kein wahres Wort sei. Der Beweis ist ein bischen dürftig, sie sagen einfach: Wo steht geschrieben, daß Madeleine und Molière im allervertrautesten Verhältnisse zu einander gestanden haben? Das steht freilich nirgends geschrieben, denn solche Sachen werden gewöhnlich nicht actenmäßig gebucht; aber Alles spricht dafür, daß Madeleinens Reize, die für so Viele bestrickend waren, nicht unwesentlich dazu beigetragen haben mögen, Molière dazu zu bestimmen, die Robe des Advokaten abzulegen und den buntscheckigen Mantel des Spaßmachers umzuhängen. Das ist gewiß nichts Unwahrscheinliches. Madeleine war damals blühend, jung, sie war talentvoll und nicht unnahbar. Nun sagt man: es wäre doch kein schöner Zug, wenn Molière, der Modène sehr wohl kannte und mit dem er auch später in freundlichen Beziehungen verbunden blieb, in unehrerbietiger Absicht sich Madeleinen genähert haben würde. Derartige zarte Rücksichten mögen ja in der That die Bewerbungen zur Zeit des Pariser Aufenthalts, als Madeleine und Modène zusammen waren, gemildert haben; aber als sie nun wieder durch's Land zogen, in der vertraulichsten Annäherung, die ihnen durch ihren gemeinsamen Beruf auferlegt wurde, er ein dreiundzwanzigjähriger junger leidenschaftlicher Mensch, sie eine siebenundzwanzigjährige Schönheit, beide in völliger Freiheit, losgelöst von der Sittenstrenge der Gesellschaft — als sie so zusammen hausten, wird da ein Schatten aus der Ferne und der Vergangenheit die Sonne ihres Glückes dauernd getrübt haben? Wer wird auf den jungen Schauspieler, der berufsmäßig und geschäftlich mit einem schönen Weibe in innigster Vertraulichkeit verkehren mußte, den ersten Stein werfen wollen, wenn diese geschäftliche Vertraulichkeit sich auch nach einer andern Richtung hin entwickelt hat? Alle Zeitgenossen ohne Ausnahme haben es behauptet, Niemand hat widersprochen, und ein Widerspruch wäre unter den Umständen, die bald eintreten sollten, doch recht wichtig gewesen.

Wie lange das Verhältniß bestanden hat, ist schwer zu sagen. Es scheint, daß Molière der Weiberschönheit die volle Empfänglichkeit einer jungen Dichternatur entgegenbrachte. Und in die Gesellschaft waren inzwischen noch andere schöne Schauspielerinnen eingetreten: die blendend üppige du Parc und die anmuthige sanfte Debrie, und auch mit diesen beiden verführerischen jungen Künstlerinnen bringt die Ueberlieferung Molière nahe zusammen. Ein Freund Molières hänselt ihn in einem uns erhaltenen Briefe und vergleicht ihn mit Paris inmitten der drei Göttinnen.

In der Provinz hatte die Molière-Béjart'sche Truppe mit der Zeit Ansehen, ja Berühmtheit erlangt, und Molières erste Versuche in der höheren komischen Dichtung — von den burlesken Schwänken, die mehr den Charakter von Improvisationen hatten, abgesehen — fallen in die letzte Zeit seiner schauspielerischen Irrfahrten. So durfte es das gut eingespielte, mit einem stattlichen Repertoire ausgestattete Künstlerpersonal nun wagen, wieder nach

Paris zurückzukehren und diesmal mit berechtigten Aussichten auf einen Erfolg. Und der Erfolg übertraf alle Erwartungen.

Im October 1658 spielte Molière zum ersten Male vor dem Pariser Hofe, und dieser Abend entschied für sein ferneres Wirken. Das erste Stück, das er in Paris verfaßte, eine außerordentlich treffende und witzige Geißelung der Manierirtheit, die damals im Tone der guten französischen Gesellschaft Mode war: „Les précieuses ridicules", errang einen durchschlagenden Erfolg. Während die Einnahmen vorher sich an Wochentagen auf 100 bis 150 Livres und an Sonntagen etwa auf 300 Livres stellen — die höchste Einnahme beläuft sich auf 393 Livres —, kommt nun ein völliger Umschwung. Schon die erste Aufführung der „Précieuses" erzielt eine Einnahme von 533 Livres, und die Einnahme erhebt sich an besonders günstigen Tagen bis auf 1200, ja 1400 Livres. Das Glück der Molière'schen Schauspielergesellschaft ist nun fest begründet und behauptet sich aller Anfechtungen ungeachtet fest und dauernd.

Armande war unzweifelhaft schon seit einer Reihe von Jahren wieder mit den Ihrigen vereinigt. Sie war ein unendlich reizvolles, nicht gerade schönes, aber mehr als schönes, ein über alle Begriffe anmuthiges junges Geschöpf, von seltener Klugheit, mit einem entzückenden Organ. Als die Gesellschaft nach Paris kam, zählte Armande etwa sechszehn Jahre. Molière hatte das reizende Kind heranwachsen sehen. Jetzt, da sie zur Jungfrau aufgeblüht war, empfand er, daß seine väterliche Zuneigung zu dem lieben und verlockenden Kinde verhängnißvoll einem andern, gefährlicheren Gefühl: der wirklichen Liebe, Platz machte. Er kämpfte mit sich. Alle Stücke, die in jene Zeit fallen, zeigen dieses Ringen des reifen, viel älteren Mannes gegen die Liebe zu dem jungen leichtfertigen Wesen. Er verhöhnte sich selbst und seine Leidenschaft. Er spielte die Rollen der alten verliebten Narren, die von den jungen, leichtsinnigen Dingern an der Nase herumgeführt werden. Aber Alles das half nichts; mit offenen Augen ging er in's Verderben. Am 14. Februar 1662 vermählte er sich mit Armande Béjart. Er zählte vierzig Jahre, sie war noch nicht zwanzig Jahre alt. Die Ehe wurde eine unglückliche. Molière war eifersüchtig und nicht ohne Grund. Es kam zu heftigen Scenen, zu ernsthaften Entzweiungen, zu zweifelhaften Versöhnungen, und so ging es bis an's Ende. Der große Dichter, der sich der besondern Gönnerschaft, ja man kann sagen der Freundschaft des allmächtigen Monarchen zu erfreuen hatte, der einen Triumph um den andern errang, in intim freundschaftlichen Verkehr zu den größten Geistern seiner Zeit trat und mit seiner Kunst auch Schätze sammelte, — der große, anerkannte, erfolgreiche, berühmte und auch reiche Molière war unglücklich und elend in seiner Häuslichkeit.

Daß der gefürchtete, mächtige und eindrucksvolle Satiriker, der Zustände und Persönlichkeiten seiner Zeit rücksichtslos der Lächerlichkeit preisgab, erbitterte Feinde und Neider zählte, und daß diese eine besondere Schadenfreude über sein häusliches Unglück empfanden, daß diese endlich zu den

niedrigsten und elendesten Waffen griffen, um den mächtigen Feind zu verwunden, war unausbleiblich. Unerschütterlich in der Gunst des Hofes und des Publikums, sollte Molière in seinen persönlichen Verhältnissen tödtlich getroffen werden. Und so brachte einer der von Molière tief Gekränkten die schändliche Verleumdung auf, daß der Dichter seine eigene Tochter geheirathet habe! Ja, er reichte sogar gegen Molière wegen dieses Verbrechens eine Denunciation ein. Sie wurde selbstverständlich zurückgewiesen, und der König war hochherzig genug, der schändlichen Verleumdung durch die wichtige Thatsache entgegenzutreten, daß er selbst Pathe bei dem ersten Kinde Molières und der Armande stand.

Daß es sich um eine nichtswürdige Verleumdung handelt, steht außer aller Frage. Armande ist höchstwahrscheinlich in der Provinz im Jahre 1642 geboren. Die nähere Bekanntschaft Molières mit Madeleinen fällt aber erst in die Zeit ihres erneuten Pariser Aufenthaltes, 1643. Aber diese Zahlen genügen den fanatischen Vertheidigern Molières noch nicht, um ihn von der Schmach, die ihm die Verleumdung anthut, weißzuwaschen. Sie sagen einfach: Armande ist die Schwester Madeleinens, ist die Tochter der alten Béjart geborenen Hervé, so steht in den Urkunden geschrieben, und Molière hat mit Madeleinen niemals in intimen Beziehungen gestanden.

Wir haben oben ausgeführt, was von der Wahrscheinlichkeit dieser Angabe zu halten ist. Aber wir gehen einen Schritt weiter, wir sagen: Die Thatsache der Verleumdung beweist unumstößlich, daß Madeleine die Mutter Armandens gewesen sein muß. Nur dann war es möglich, daß ein so verleumderisches Gerücht überhaupt entstehen konnte, daß es sich geraume Zeit behauptete, daß sogar Molière nahestehende Persönlichkeiten von demselben ohne Abscheu Notiz nahmen. Molière wird beschuldigt, der Vater seiner Frau zu sein. Wenn nun Armande die Tochter der alten Frau Béjart geborenen Hervé gewesen wäre, so hätte man annehmen müssen, daß zwischen dieser und Molière innige Beziehungen bestanden hätten, also zwischen dem damals einundzwanzigjährigen jungen Schauspieler und der zweiundfünfzigjährigen Theatermutter. Das ist einfach lächerlich und niemals von irgend einem Menschen behauptet worden. Wohl aber hat man allgemein gesagt, daß Molière mit Madeleine auf dem vertrautesten Fuße, in völliger Gemeinschaft gelebt habe; und da die Beiden, Madeleine und Molière, etwa ein Jahr nach der Geburt der Armande zusammentrafen, so hat es nichts Unbegreifliches, daß dieser geringe Zeitunterschied in den zwanzig Jahren sich verwischt hat und zu der schmachvollen Verleumdung veranlassen konnte, daß Molière, von dem man wußte, daß er mit Madeleinen vor zwanzig Jahren zusammengelebt, auch der Vater jenes Kindes sei, das Madeleine etwa um dieselbe Zeit, allerdings etwas früher, zur Welt gebracht hatte. Nur in diesem Falle ist die Verleumdung überhaupt denkbar, nur wenn Armande Madeleinens Tochter ist. War sie deren Schwester, so war dies ganze Gerede einfach dumm und lächerlich!

Wenn die unerhörte Beschuldigung gegen Molière überhaupt erhoben werden konnte, wenn sie später wiederkehrte bei anderen Feinden und sogar noch nach dem Tode Molières, so war dies wie gesagt nur denkbar in dem Falle, daß Armande Madeleinens Tochter war. Wäre sie die Schwester gewesen, so wäre der Verleumdung mit einem Schlage der Garaus gemacht worden. Aber weder der beschuldigte Molière, noch die mitbeschuldigte Armande sind gegen die boshaften Verleumder jemals klägerisch aufgetreten, sie haben sich auch nicht auf die Urkunde berufen, weil sie eben wußten, daß es mißlich war, an der Angabe über Armandens Geburt überhaupt zu rütteln, weil es eben um diesen Punkt nicht richtig bestellt war.

So muß es dem unbefangen Urtheilenden als zweifellos erscheinen, daß Armande, ungeachtet der urkundlichen Angaben, die zu damaligen Zeiten sehr leicht gefälscht werden konnten und für deren Fälschung in diesem Falle ein dringliches Interesse vorlag, in der That die Tochter der vierundzwanzig Jahre älteren Madeleine gewesen ist. Und diese Annahme wird noch sehr wesentlich verstärkt durch die Beziehungen, die zwischen Madeleine und Armande bestehen. Sie verkehren mit einander nicht wie die ältere Schwester mit einer jüngeren, sondern wie Mutter mit Tochter.

Bei Armandens Verheirathung mit Molière wird ihr eine Mitgift von zehntausend Livres zugesichert. Angeblich wird diese Zahlung von der immer gefälligen allzeit bereiten Theatermutter, der verwittweten Béjart geborenen Hervé, geleistet. Aber wir wissen aus untrüglichen Zeugnissen, daß die Mutter nicht einen rothen Heller besaß. Wer hat Armande ausgesteuert? Madeleine, die sich ein hübsches Vermögen erworben hatte, ja beinahe reich zu nennen war!

Wenn man in diesem Falle allerdings auch nur von einer freilich überaus berechtigten Vermuthung sprechen darf, so stehen wir in dem Folgenden einer unantastbaren Gewißheit gegenüber. Madeleine stirbt. Die geschäftskluge, klare, geistig starke, wenn auch körperlich gebrochene alte Schauspielerin dictirt ihr Testament. Und wie ist es abgefaßt? Ihren Geschwistern vermacht sie eine Jahresrente von vierhundert Livres, Armande, ihre Tochter, aber setzt sie zur Universalerbin ein. Das gesammte Vermögen im Betrage von etwa 130000 Francs geht, bis auf die für die überlebenden Geschwister abgezweigte kleine Summe für Lebensrenten, zur ausschließlichen Verfügung an Armande Molière geborene Béjart, über. So testirt keine Schwester, so testirt eine Mutter! Dies Testament wäre eine unbegreifliche Härte und Ungerechtigkeit gegen die übrigen Geschwister; es ist ein durchaus gerechtfertigtes Vermächtniß, wenn es von der Mutter der Tochter gemacht wird. Und so lüftet Madeleine im Hinblick auf das nahende Ende unwillkürlich jenen Schleier, der über das Geheimniß der Geburt Armandens während der langen Lebenszeit der Mutter, Madeleine, gebreitet war.

Allen diesen erdrückenden Wahrscheinlichkeitsgründen gegenüber erscheint es uns unfaßlich, daß man aus mißverstandener Pietät für den großen,

reinen und edlen Dichter fort und fort bestrebt ist, über die verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Béjarts, die zu Molière in innigster Beziehung gestanden haben, irrige Angaben zu verbreiten und diese Irrthümer mit leidenschaftlichem Eifer aufrecht zu erhalten.

Wir fassen das Gesagte noch einmal kurz zusammen.

Für die Behauptung, daß Armande die Schwester der vierundzwanzig Jahre älteren Madeleine Béjart gewesen sei, spricht nur das erste Actenstück aus dem Jahre 1643: Verzicht der Béjarts auf die Erbschaft. Das Actenstück ist an und für sich nichts werth, es enthält auch andere falsche Angaben. Und im Allgemeinen war eine Fälschung in den Urkunden jener Zeit, wenn sie, wie in diesem Falle, erwünscht war, leicht anzubringen.

Dagegen sprechen für die Annahme, daß Armande die Tochter der Madeleine gewesen sei, die gewichtigsten Gründe. Zunächst das Alter der in Betracht kommenden Persönlichkeiten. Sodann die niederträchtige verleumderische Behauptung, daß Molière sein eigenes Kind geheirathet hätte, die nur dann möglich war, wenn Armande eben die Tochter der früheren Geliebten Molières, Madeleinens, war. Ferner die Ausstattung Armandens zur Vermählung durch Madeleine, der Umstand, daß Madeleine Armanden zu ihrer Universalerbin eingesetzt hat. Und endlich — und das ist sicher nicht das leichtest wiegende der Argumente — eine zweihundertjährige dauernde Ueberlieferung. Alle Zeitgenossen haben ohne Ausnahme ungeachtet der amtlichen Buchung Armande als die Tochter Madeleinens betrachtet, und als solche wird sie sowohl in den boshaften zeitgenössischen Pamphlets, wie in den Lebensbeschreibungen, die mit Molières Zeit noch einige Fühlung bewahrt haben, bezeichnet.

Es ist blinder Eifer und übertriebene Fürsorge für die Reinheit des Molière'schen Namens, wenn man diese beredten Thatsachen hinwegdeuteln will. Wir wissen von Molières Leben freilich nicht soviel, wie wir wissen möchten, aber was wir aus Zeugnissen der Zeitgenossen und der nächsten Geschlechter über ihn vernommen haben, läßt uns den Menschen als einen der ehrenhaftesten, reinsten, vornehmsten, liebenswürdigsten und achtungswerthesten erscheinen, die jemals an die Oeffentlichkeit getreten sind. Es kann unsere tiefen Gefühle der Sympathie, der Hochachtung und Verehrung keineswegs vermindern, wenn wir von ihm wissen, daß er als junger Mensch eine Liebschaft mit einer schönen Schauspielerin gehabt hat, und es verschlägt nichts, es erweckt nur unser wehmüthiges Mitgefühl, daß er in den Jahren der Reife und auf der Höhe seines künstlerischen Könnens die Thorheit begangen hat, ein leichtfertiges, junges Mädchen zur Frau zu nehmen, selbst wenn diese die Tochter jener goldgelockten schönen Madeleine gewesen ist, die zwanzig Jahre vorher sein jugendliches Herz bestrickt hatte.



ein bißl ein Rother oder Weißer von ein' guten Weinland ... versteht sich, nur ein bißl ... aber so ein G'schlämp, so ein G'schwapp, so ein Fluder, so eine Mixtur, so ein braungelber Ententeich, wie das Bier ist ... und daß es nur recht viel ist ... o das Bier!"

Wenn die hagere Frau in's Sprechen kam, merkte man ihrem besonders schlanken und fettmeidenden Halse den Kehlkopf genau auf- und abwandeln, er bewegte sich zwischen den stark hervortretenden Sehnen wie ein kleiner Lastwaggon zwischen zwei Schienen.

Mit ihrer Rede hatte sie gerade die Zeit verbraucht, welche der herankommende Gemeindeschreiber Sebald Rumpler bedurfte, um an und in die Hausthüre, ja von dieser sofort in die offene Stubenthüre zu gelangen.

Der angeredete Gatte saß noch immer wie regungslos, jedenfalls unbewegt an seiner Stelle. Es konnte sogar scheinen, als ob er den Eintretenden erwartet hätte. Er war nicht im Geringsten von dem „Grüß' Gott!" und „Schön' guten Abend!" überrascht, welchen der Eintretende, so höflich und freundlich wie möglich, dazu schmunzelnd, hervorbrachte.

Hopfenstangrösel war keine furchtsame Person, die etwa einen Anblick vermieden, oder sich davor verborgen hätte. Stramm und gerade und bissig genug sah sie dem Ankommenden entgegen. Es ist eher anzunehmen, daß sie nichts geantwortet, als daß sie entgegen gegrüßt, und Sebaldus ergriff sogar augenblicklich das Wort, ohne auf irgend etwas zu warten, da er den letzten Ausruf wegen des Bieres noch in der Thür gehört hatte.

„Bäuerin," sagte er, „verschimpfir' das Bier nit. Die alten Deutschen wären nit so alt geworden. Mein' ich: sie wären nit die alten Deutschen gewesen ... wenn sie die Gemeinschaftlichkeit durch das Bier nit so stark herausgebracht hätten. Denn das Bier vereinigt die Menschen, und wenn Du die ganze Welt durchgehst, so findest Du das Bier als Versammlungspunkt! Und wo zwei Deutsche in Amerika oder Zanzibar, oder am Congo, oder sonstwo beisammen sind, findest Du das Bier als zusammenhaltig. Wein kannst Du überall trinken, aus dem Keller daheim, in den Kinderstuben sogar; aber siehst Du, das Bier wird nur schlechter durch's Hin- und Hertragen; da giebt's nix Besseres, nix Einfacheres, nix Gesünderes, nix Natürlicheres, als daß man in's Wirthshaus geht. Und das Wirths ..."

„Und das Wirthshaus," unterbrach die Erregte den mit einer Halbgelehrsamkeit immer etwas umschweifig, zeitungstilistisch Redenden, „ist ein Verderben, ein Unschick, eine Sünd und ein Laster, ein Ung'sund ..."

„Na! na! na!" platzte endlich Bistl in seiner stämmigen Ruhigkeit heraus. „Ist nit so arg! Schau mich an und schau Dich an. Wär' Dir nit g'rad ung'sund und übelthäti, wenn Du mannigsmal ..."

„Mit Dir im Wirthshaus ... Bier ... jetzt gehst aber!" rief die Erzürnte, mit diesen Worten eine ihr unwillkommene und unbeabsichtigte Gelegenheit gebend.

„Ja, jetzt geh ich!“ rief auch sogleich einfallend der wohlbeleibte Gatte, wahrnehmungstüchtig. „Sewi . . . Baldl . . . setz' Dein' Hut wieder auf, wir sind gleich wieder dahin!“

Mit dem zweifach gespaltenen Namen, mit der zu zwei Koserufen ausgebildeten Ansprache, war der Freund angeredet. Und der etwas schiefschulterige, rothnasige Gemeindeschreiber mit dünnen Beinen und kurzen Hosen, aber einem übermäßig breitrandigen Schlapphute, stülpte diesen schnell über die unnütz längeren, aschfarbigen Haare und wendete sich zum besseren Wege.

Eine große Fracht von Worten schob der Redekarren am Halse der Bäuerin wieder geläufig vor, kehrte zurück und stieß abermals expreßzügig nach dem Bahnhofe, als der Ausladehalle hin, welche der Mund der stetig mehr aufgeregten Bäuerin war.

„Das sag' ich Dir aber,“ rief sie dem ruhig zum Gehen sich anschickenden Ehemann zu, „das sag' ich Dir aber für sicher und g'wiß; wenn Du wieder so spät heimkommst und mich wieder vom Schlaf aufweckst, und wenn Du nit wie ein andrer ehrlicher Christenmensch schon heim bist, eh' der Nachtwächter Zehni ausruft, so kommst mir gar nit herein! Gar nit herein! Bleib draus! Kannst auf der Bank im Wirthshaus die ganze Nacht schlafen. Oder in der Dachkammer bei Dein' Freund! Hörst, bleib daheim oder bleib draus! Das sag' ich Dir für ganz gewiß . . .“

Die Beiden hörten noch in der Straße zweifelhafte Worte durch das Fenster, wie etwa „Bleib draus!“ Aber das war gewiß, daß Vistl mit seinem guten Freund Baldl ruhig und unerschüttert durch die Straße ging. Er hatte ihn fix und fertig zum gemeinsamen Gange erwartet; er stopfte jetzt nur seine Pfeife neu, mit einer Ruhe, als gäbe es keine Thür, kein Schloß, keine erzürnte Bäuerin und keine andere Gefahr zwischen Kleinmugeldorf und Zanzibar, oder zwischen dem alten Deutschthum und der neuzeitigen Welt, als daß das Bier mittlerweile warm werden könnte, oder man nicht rechtzeitig zum frischen Anzapfen käme.

Die beiden Freunde ließen sich's wohl geschehen. Der heutige Tropfen war gut. Dem Vistl schmeckte es wie dem Baldl und diesem Baldl wie jenem Vistl. Zudem wußte Ersterer so viele Neuigkeiten, so viele Merkwürdigkeiten aus frischen Zeitungen und alten Scharteken, daß es sich dabei gut sitzen ließ.

Der Gemein'schreiber, schon lange im Orte und in der Gegend, war mit der Mannschaft derselben schier auf- und eingewachsen. Dazu hatte er eine besondere Merkwürdigkeit für Vistl. Er besaß eine rothe, stark gewordene Nase; und wenn er in's eifrige Sprechen gelangte, zwinkerte er mit einem Auge, drückte dabei mit einem Zeigefinger immer an einen Nasenflügel, dadurch entstand ein weißer Fleck. Und wie dieser weiße Fleck kam und ging, wie das Blut sich drängte, wieder in sein voriges Recht zurückzukehren, wie aus dem Weiß wieder das Roth wurde, das interessirte den sehr ruhig hinstarrenden Freund und Vistl in andauernder Weise.

So saßen sie traulich miteinander, so hatte der Nachtwächter ruhig seine Stunden gerufen, und die Freunde thaten inmitten manch anderer Dorfgenossen gar nicht, als hätte sein zierlicher Ruf „Alle meine Herren und laßt Euch sagen, die Glocke hat . . . geschlagen!“ irgend welche mahnende Bedeutung.

Und sollte sich der Bauer vor seinem Freunde heute wirklich in seiner Würde heruntersetzen und sollte er vor der Mahnung „Zehni geschlagen!“ laufen wie das Gespenst nach Mitternacht, wenn die Geisterstunde mit dem letzten Schlag aus ist?

Sie redeten kein Wort mehr über die Drohung. Aber dem Bistl war es zuweilen, als zwinkerte sein Freund heute besonders, drücke zuweilen stärker als sonst ein Auge zu und den Zeigefinger an die Nase; die weiße Fleck-Abwechslung kam auch heute gerade um die Zeit stärker, wenn der Nachtwächter draußen seine Angelegenheiten ausrief.

Bistl trank, trank. Und gerade um dreiviertel vor der zehnten Stunde ließ sich der Freund einschänken, ehe noch das „letzte Oberš“ herunter war.

Und Zehn schlug's!

Der Nachtwächter rief's. Die Nase zeigte es wie die Uhr mit einem weißen Zifferblatt.

Und Bistl nahm sich wie „inwendig“ „einen Rand“; — tapfer klopfte er mit dem Zinndeckel, und frisch einschenken hieß dies in aller Welt deutlich und gebräuchlich, hier jetzt auch, gerade um 10 Uhr!

Freund Sewi fuhr sich mit ausgespreizten Fingern durch die aschfarbenen Haare, dann wieder mit dem einen Zeigefinger an die Nase, zwinkerte dabei, und flugs hatte er sein Glas zum Anstoßen gegen Bistl's gehoben, als dieser weißschäumigen frischen Vorrath erhalten.

„Bleib draus?“ sagte der Bösewicht. „Nix bleibt draus, eini damit!“

Und im Nu hatte er, wie zu einer besonderen festlichen Gelegenheit, das Glas zu anhaltendem Zuge am Munde. Er trank es bis zur letzten Neige leer.

Der Freund Baptist verstand diesen herzlichen Wink, diese innige Theilnahme, er folgte der edlen Aufforderung, er bemühte sich soweit nachzukommen als thunlich. Und jetzt erst recht, denn zehn Uhr war vorbei, und Muthlosigkeit durfte man nicht merken lassen! Umsoweniger dies, da Baldl auch ein spießiger, spitziger Gesell sein konnte, und thäte er etwa den Andern etwas von der Angelegenheit erzählen, so wäre ein unvertilgbares Gespött die Folge.

„Hm!“ sagte Sebaldus nur so vor sich hin, wie im Selbstgespräche: „Bleib draus! . . . hm! hm!“

Für Bistl war das genug. Er nahm das Wort nicht als Anlaß zum Weiterreden, es schien ihm schon an und für sich wie ein mahnender Schimpf, ja wie ein wohl abgerundeter, für sich allein gut bestehender Spitzname.

Und sie sprachen von Allem und noch Einigem mehr, nur nicht vom Heimgehen, oder von der erzürnten Bäuerin. Und friedlich und gemüthlich und dursteifrig saßen sie bis eilf Uhr!

Deutlich und wohl vernehmbar rief der Nachtwächter diese bedenkliche, gefährliche Zeit allen seinen Herren und Frauen aus, die sich von ihm etwas sagen lassen, weil er erstens eigentlich im Schlaf gar nicht gehört werden soll und dann zweitens sogleich „macht daß er weiter kommt!"

Nur mehr leise verhallte die markige Stimme jenes das Dorf abschreitenden Wächters, in der Ferne. Da rückte sich der Zwinkernde zurecht, da setzte er seinen großrandigen Schlapphut wieder auf das Hirngehäuse und machte Anstalt zum Heimgehen.

Der tapfere Bistl sah darin eine Aufforderung. Nicht er war es, welcher Zeit zum Heimgange angab, sondern ein Anderer. Muthig und selbstbewußt schickte er sich an zum bedeutungsvollen Marsche.

Fest stapfte er auf. Die Dorfstraße entlang. Und sein Freund war neben ihm. Das hatte auch die Freundschaft jahrelange so besonders gefestigt, daß sie einen und denselben Weg zum Heimgange hatten, der langbeinige Schreiber längeren als der kurze Bauer.

Der Mond lachte durch die Wolken. Er zwinkerte heute auch wie mit einem Auge. Und die Nase hatte er auch, und dieselbe schon weiß, bevor sich ein Finger daran legte.

Der gute Kamerad, der längere Rumpler, hob seinen Arm, schlang ihn um des Freundes Nacken und Schulter und fing sogar sehr muthig zu singen an. Er begann in einem etwas höhern, nicht ganz reinlich gebürsteten Tenor, und der dickere Freund fand sogleich die tiefere Begleitung. Ja, wenn ein „G'setzl" oder „G'sangl" zu Ende gegangen, war er es, welcher den Jodler schneidig und freudig aufgenommen. So wohl war ihm, war Beiden geworden.

„Mei Herz und die Nachtigall
Sein nahet befreund't.
Sie fangen zum Schlagen an,
Wenn d' Sunn nimmer scheint!

A kloan verzagts Leut
Kann nix nit erleben,
Nur a Wasserl, das staubt,
Thut an Regenbogn gebn!

Und wär' wie a Maaßkrug
Der Kirchthurm voll Bier,
I trinket die Maß nur,
Nit drei oder vier!"

Redlich hatte Bistl nach jedem Absatz gejodelt. Und so hell und so schön, wie er es lange nicht gethan. Er hatte es schier verlernt. Er war mit sich besonders zufrieden. Und manche halb schlafende Dirne mag schließlich das Ganze für ein Ständchen genommen haben, denn sie

fingen sogar von Sternen und Dirnl schwärmerisch zu singen an, sie wollten: „vom ganzen Himmel die Stern' sollten jeder ein schön's Dirnl sein und nachher fallet er gleich ein", und was derlei kleine fromme Wünsche mehr waren.

So lustig war's den beiden Freunden schon lange nicht aus dem Innern gestiegen. Und gerade heute kam's über sie, als müßten sie in holdseliger Uebereinstimmung einen Festtag feiern.

Ein kurzes Weilchen konnten sie sogar überselig an das Ende aller Dinge vergessen, aber nicht ganz auf die Dorfgasse, trotzdem die Häuser weitschichtig auseinander standen. Endlich kamen die letzten nachbarlichen heran, und endlich war Vistl bei seinem eigenen Besitz und Um-und-Auf!

Die freundliche Armverschlingung wurde aufgelöst. Zu rechter Zeit stockte noch ein keckes vierzeiliges „Schnaderhüpfl" im Munde unter dem sehr breitrandigen Hute, und es verschlug ihm die Rede wie den Ton; denn sie standen gerade schon vor Vistl's Hausmauer, vor der Höhle, welche den Drachen, oder vor dem Zauberschlosse, das Dornröschen, zum lieblichen Auferwecken, enthielt.

„Bhüt Dih Gott!" tönte es herüber, hinüber, mit einem gewissen unwiederbringlichen Ton.

Vistl schritt kühn an sein Haus vollends heran.

Sebald Rumpler schritt nicht weiter, sondern blieb heute, gegen die sonstige Gewohnheit, der Ecke gegenüber stehen und harrte.

Ersterer fühlte sich angeregt, desto kühner seinem vorgeschobenen Fenster sich zu nähern, steckte die Hand durch das Gitter und klopfte mit dermal besonderer Entschiedenheit an die Scheibe.

„Bleib draus!" tönte es mit eben so großer Entschiedenheit aus der ehelichen Stube entgegen.

Und was innen noch gesagt wurde, ließ sich nicht gerade sehr bestimmt hier außen vernehmen. Aber zweifellos rührte sich nicht das Geringste an der Hausthür, und zwischen vielen Worten, noch mehr am Schlusse einer Rede, bei einem kurzen Einhalte, vernahmen beide Anwesenden im Straßenraume die Worte deutlich: „Bleib draus!"

Stille, recht nächtliches Schweigen und Geruhen trat ein nach dem verhängnißvollen Rufe und Schlagworte, welches deutlich auf der Straße den beiden Harrenden vernehmbar geworden.

Sollte der Ehemann ein rechtes Spectakel vollführen, dadurch Nachbarn wachrufen und ein eben so beklagenswerthes wie erheiterndes Gespräch für nächste Zeit im Dorf veranlassen?

Schweigen war besser gethan. Auch der Freund Sebaldus verhielt sich schweigend. Er erkannte sehr rasch die Bedenklichkeit der Umstände. Er rückte nur etwas näher mit dem leise gesprochenen Rathe: „Geh, gieb Deiner Alten gute Wort'!"

Theilnahmsvoll sagte er dies, denn er hatte rasch Herz und Nieren in sich geprüft und bemerkt, daß er eigentlich der Verführer und Schuldtragende sei. Einen guten Freund nicht im Stiche zu lassen galt's auch.

Bistl hätte sich schwerer aus eigenem Antriebe bewogen, so rasch gutmüthig zu werden; jedoch der geistig Starke, das kühne Oberhaupt hatte geredet und er folgte ihm willig.

Schon regte sich auch im Herzen der ingrimmig aus den Federn Lugenden, Wachgerufenen, die weichere, einsichtsvollere Stimmung. Schon schlang sie ihr umhüllendes Tuch um sich. Aber da warf sie einen Blick zum Fenster hinaus, und der boshaftige Mond beleuchtete ihr gerade den Bösewicht, den Gemeindeschreiber!

Gegen diesen Gottseibeiuns, Verführer und Verlästerer schwach, wankelmüthig, reuig und meineidig werden?

Gerade nicht! Justament, weil er dabei war — jetzt mußte sie Wort halten! Es bleibe bei der Stetigkeit einer schwer beleidigten und ihre Würde wahrenden Hausfrau . . . es tönte scharf und schneidig, deutlich vernehmbar am Schlusse einer Rede, die sie hielt: „Bleib draus!“

Starr und entsetzt standen sie, die beiden Horchenden, nach diesem letzten Bescheide. Sie hatten besseren Erfolg, ja diesen mit Sicherheit nach den zärtlichen Rufen des Ehegesponsen erwartet. Die Worte klangen wie ein Schlußstück aus der Trompete, wenn diese beim letzten Tanz endet und abstößt!

Für Bistl war jedes Weitere nur Erniedrigung nebst der Hoffnungslosigkeit. Er begann über allerlei Obdach etwas wirre nachzudenken. Selbst der rothnasige Freund legte seinen ungesehenen Zeigefinger diesmal ungesehen an einen Flügel und drückte einen weißen Fleck, den nur der Herrgott und der hinter Wolken hervorzwinkernde Mond gesehen haben mag. Auch Sebald dachte nach. Und etwas hastiger als Ersterer.

Wie mechanisch hob Bistl noch einmal die Hand gegen Gitter und Scheibe, ließ sie aber wirkungslos und schlapp wieder gegen die Schuhe sinken, in die, wenn nicht das ganze Herz, doch ein Stück davon hineingefallen sein mochte.

Durch die grausige, nahezu mitternächtliche Stille miaute jetzt ein Kater. Grausamer Hohn und entsetzliche Täuschung; denn bei dem ersten Lautansatz hatte Bistl schon vermeint, einen guten Rath seines besten Freundes vernehmen zu sollen.

Endlich tönte aus dem Schweigen ein ganz vernehmbares „Bst! bst!“ des Sebaldus gegen den vergebens nächst dem Fenster Harrenden und sehnsüchtig nach dem Hausthore Blickenden.

Dieser ersah auch im Mondstrahl ein ganz deutliches Herbeiwinken und somit Heranrufen des einzig möglichen Trösters und Retters in der Noth

Bistl trat von der erbarmungslosen Stelle hinweg und ging zu seinem im wechselnden Mondlichte bald deutlichen, bald dämonisch verschwindenden Freund.

Dieser schritt mit ihm vorerst stumm aus der Sehrichtung und Hörweite des Fensters. Dann begann er zu flüstern.

Was er flüsterte, mußte sehr auferbaulich gewesen sein. Denn der kurze Baptist wuchs nach einigem Hören immer mehr, aus seiner schlaffen Trostlosigkeit gelangte er zu einer strammen Haltung, und es war allmählich sogar etwas Herausforderndes über beide Nachtwandler gekommen.

Der Nachtwächter rief wieder und nur aus einiger Ferne sogar bereits Mitternacht!

Sie zogen sich scheu vor seinen nahenden Blicken zurück und erst als sein wohlgekannter Schwerenoths-Gesang nur mehr dumpf und matt aus der Ferne vernehmbar tönte, erschienen sie wieder auf dem Werkplatze ihrer nunmehrigen Thätigkeit.

Bistl legte seinen Hut ab, zog seinen „Spenser", „Janker", sein' „Scheikl" oder „Schamper", nämlich seinen Kurzrock aus, und beide diese Gegenstände wurden mit einiger Kunstfertigkeit und kleinen Behelfen von beiden Freunden einem beiläufig mannshohen Pfosten, einer kräftigen Stange, oder eigentlich einem Zaun- und Umfriedungspfahle umgethan.

Er sah stattlich, im Zwielicht und in Dämmerhaftigkeit, einer Gestalt ähnlich und wackelte im Ganzen und mit den Armen bedenklich hin und her.

Wenn Frau Gschwendin aus ihrem Fenster gerade nach dieser Richtung sah — und es war zu vermuthen, daß sie nach ihrer Rede so rasch nicht wieder einschlief — so mußte sie bedenklich eine märchenhafte Gestalt wackeln und wanken sehen, welche Erinnerungen an ihren Bauer und Gatten oder Gesponsen wachzurufen geeignet war.

Wie dies auf dem Lande ist, befand sich auch in der Nähe der Wohnlichkeit und Fensteranordnung, oder deren Sehweite eine Grube mit Brettern zugedeckt, in welcher die landwirthschaftlich sehr werthvollen Abflüsse aus dem Thierstalle sorgfältig gesammelt und zu geeignetem Gebrauch aufbewahrt waren.

Auf diese nützliche, aber nicht in allen Fällen gefahrlose Stelle war das Augenmerk der beiden Freunde und namentlich des Rathgebers mit den langen Beinen und kurzen Beinkleidern gerichtet.

Langsam näherten sie sich der bedenklichen Stelle. Beide trugen sie gemeinsam, aufrecht, die bekleidete Stange, und als sie auf dem hohlen Bretterboden waren, fingen sie an im gemeinsamen Takte den Pfahl zu heben und niederzustampfen, so daß dies einen deutlichen Ton von sich gab und merkwürdig einem tapferen, ungewöhnlich festen Schritt ähnlich anzuhören war. Die dumpfe Höhlung that zugleich ihr Bestes in der etwas schauerlichen Wiedergabe des nächtlichen Riesenschrittes.

Das war das Geschehniß und die rechte That, welche die beiden Freunderl ersehnt und sehnlichst erwartet hatten.

Sie eilten von der Ecke hinter das Haus, um dasselbe herum, erschienen von der andern Seite vor der schier aus Ueberraschung Starren, Bistl rief: „Bhüt Dih Gott! Gute Nacht! Bleib draus!" schlüpfte in die offene Thür des Hauses und schlug diese zu.

Die Bäuerin hörte nur noch die Thüre verrammeln.

Und jetzt stand, saß, lag sie schier zugleich auf dem Rande der übelduftigen Bretter.

Sie hatte in den beiden Heranlaufenden vorerst mildherzige Hülfespender vermuthet, die auch beunruhigenden Lärm gehört haben mochten. Sie war schier starr vor Entsetzen, als sie ihren Mann und seinen lieben Freund leibhaftig erkannte. Was vor ihr war, als vermeintlicher Ehekrüppel und Gespons stak, lag, stand — war ein Popanz, ein „Pamperletsch", ein „elendiges G'frett".

Sie raffte sich, nachdem sie wieder vollends zum Bewußtsein des Ganzen gekommen war, nunmehr auf; den mitternächtlichen Gottseibeiuns, den Schreiber, würdigte sie keines Blickes mehr; sie lief an die Hausthür und wollte zurück, hinein.

Fest verrammelt!

Sie klopfte.

„Bleib draus!" tönte es von innen heraus, und es war die leibhafte Stimme ihres vormals ausgeschlossenen Mannes, welche sich jetzt so abweisend, so hartherzig vernehmen ließ.

„Bistl!" rief sie etwas weicher, sogar gutmüthig und wiederholte den Namen flehentlicher. „Bistl, bist gscheid . . . sei so gut!"

„Bleib draus!" tönte es mannhaft von Innen.

„Du wirst mich doch nicht die Nacht da draußen lungern lassen?"

„Warum denn nit? Hast mir's auch thun wollen und angethan. Bleib draus!"

„Aber ich bin ja nit in Kleidern!"

„Glaubst, wenn der Mensch Kleider über'm Leib, aber den Verstand ganz heraus hat, sobald er spät vom Wirthshaus heim kommt, ist's nit auch bös? Bleib draus!" — Bistl bekam immer mehr Courage, und in seiner Aufregung, nach dem Genossenen und dem Vorgegangenen, fing er muthig drauf los zu schwätzen an.

Fröstelnd stand jetzt die arme Ausgeschlossene an die Thüre gedrückt und sie begann zu überlegen, was in der schlimmen Angelegenheit zu thun sei. Auch ihr kamen jene Gedanken vom Lärmmachen, wie sie dem Gebieter gekommen waren, der aber hübsch mausig geblieben war und stille verharrt hatte.

Der Kater miaute gerade wieder, als hätte er in der Sache abermals seine Meinung abzugeben.

Die Bäuerin stampfte jetzt mit dem Fuße, sie war unwillig, sie ballte beide Fäuste zum Dreinschlagen in die Thüre, aber sie ließ dieselben unwirksam fallen, gerade wie Bistl gethan, als er an das Heibeikommen der Nachbarn und ihre noch ungehörten, aber ihm trotzdem schon lautschallenden Reden gedacht.

Es kam sie sehr bitter wehmüthig an. Und dort sah sie, in wechselnden Mondlichtern und Nachtschatten, nun auch den Bösewicht mit dem großen Rundhute stehen. Er sah ihr still, regungslos zu. Sie verbiß ihren Zorn und ihre Wehmuth, beide hülflos, zugleich.

„Bistl!“ nahm endlich der Bösewicht mit gutmüthiger Stimme in der Nachtstille das Wort. „Mein lieber Freund, da drin! Du wirst doch nit Dein gutes Weiberl draußen stehn lassen über Nacht! Du wirst ihr doch nit ernstlich sagen: Bleib draus! Komm' ich da g'rad z'recht auf mein' Weg aus dem Wirthshaus und seh' die ganze unglückliche Bescheerung! Siehst Du, warum bist Du so frühzeitig allein heimgegangen? Hätt'st g'wart'! Hätt'st noch gute Zeit g'habt und sie hätt' Dir freudig aufgemacht! Nit wahr, Frauerl, nit wahr, Du blühblümiges Röserl, Du machst Dein' Mann immer gern auf . . . sag' Ja!“

Sie hätte laut aufschreien, dem Redenden auf die rothe Nase und in die glurigen Augen springen mögen. Aber sie besann sich wegen des boshaftigen Lärms, der da herauskommen könnte.

Und als er wiederholte: „Du sagst nimmer bleib draus! Nit wahr, nein . . . oder ja?“

„Nein oder ja! Wie Du magst!“ stieß sie aus weichgewordenem Gefühle endlich heraus.

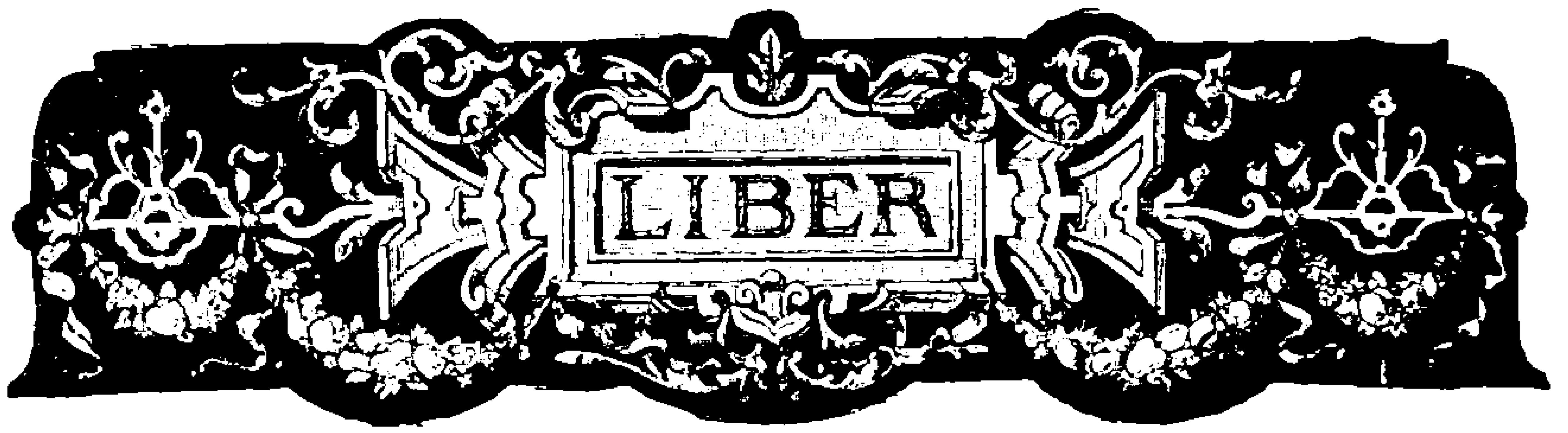
„Und nit wahr, Du lad'st mich heut' noch zu einem schwarzen Kaffee ein zu Dir, Frau Rosl, gute Gschwendin? Deinem Mann ist auch ein bisl Herzstärkung von Nöthen, und wir wollen's genau zusammen bereden, daß von der Geschichte morgen kein Mensch nix weiß, als allein wir! Gieb mir Dein' Arm und wir treten zusammen ein. Wer klopft, dem wird aufgethan!“

Die Thür öffnete sich, und Arm in Arm schritten die Beiden in's Innere des Hauses, der Stube.

Bistl umhalste seine Alte gerührt und sie machte gute Miene zum bösen Spiele.

Sie machte wirklich auch noch einen guten Kaffee und es fand sich ein Rest eines feinen „Angesetzten“ (Liqueurs) im Hause. Sie tranken recht gemüthlich und lachten.

Das Kleeblatt that soviel wie möglich zur gemüthlichen Besserung, und wenn der gute Freund kam, so hieß es nie „Bleib draus“ sondern „Nur herein!“ Bis eines Tages Jener kam, der da unerbittlich sagt: „Bleib draus, im Friedhof!“ Und als die Alte draußen stille lag, erzählte der alte Gschwend weinend mit Lachen seine Geschichte.



Illustrirte Bibliographie.

Allgemeine Naturkunde. Das Leben der Erde und ihrer Geschöpfe. (Fortsetzung zu Brehms Thierleben). Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. Ratzel: Völkerkunde, Bd. 1. Ranke: Der Mensch, Bd. 1.



Der Beifall, den Brehms „Thierleben“ als belehrende und unterhaltende Lectüre gefunden hat, dürfte wohl die Veranlassung dazu gewesen sein, daß eine Reihe hervorragender Gelehrter es unternommen haben, die „Allgemeine Naturkunde“ in analoger Weise zu bearbeiten, wie es Brehm für das Thierreich gethan hat.

Wir sollen der chronologischen Entwickelung folgend in diesem Werke zuerst bekannt gemacht werden mit dem Träger und Erhalter des organischen Lebens, mit unserem Planeten. Es ist dieser Theil auf 2 Bände von je ca. 90 Bogen berechnet und von Prof. M. Neumayr verfaßt. Die zwei folgenden Bände gewähren uns einen Einblick in den Bau der Pflanzen, lehren uns ihre Verbreitung in den verschiedenen Zonen und eine systematische Eintheilung des gesammten Pflanzenreiches. Verfasser ist Prof. von Merilann. Auf das „Pflanzenleben“ müßte eine Darstellung des Thierreiches folgen; diese Arbeit war erspart durch Brehms „Thierleben“, doch schien es nothwendig näher einzugehen auf den Bau und die Entwickelung des höchsten thierischen Organismus — des Menschen. Diese Arbeit hat Prof. Ranke übernommen. In den letzten drei Bänden, „Völkerkunde“, werden uns von Prof. Ratzel das Zusammenleben, die Civilisation, die Sitten und Gebräuche der Völker der fünf Continente geschildert werden. Dies ist ungefähr die Anlage des großen Werkes, soweit sich dieselbe aus den bisherigen Ankündigungen ersehen läßt.

Das Unternehmen des Bibliographischen Instituts, die allgemeine Naturkunde in der angegebenen Form herauszugeben, darf auf allseitigen Beifall Anspruch machen. Die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe, welche die Kräfte des Einzelnen bei weitem übersteigt, ist wohl jedenfalls der Grund dafür, daß man bisher derselben noch nie näher getreten ist. Zwar sind schon oft Versuche gemacht worden, größere naturwissenschaftliche Gebiete in allgemein verständlicher Darstellung zu bearbeiten; aber niemals ist die Anlage in so großartigem Stile gemacht worden, nie die Aufgabe in einer Weise gelöst worden, die jedem das Verständniß derseben ermöglicht; in der Verfolgung dieses Zieles liegt das Hauptverdienst des neuen Werkes. Die besten früheren Unternehmungen ähnlicher Art, wie z. B. Carus Sternes „Entwickelungsgeschichte“.

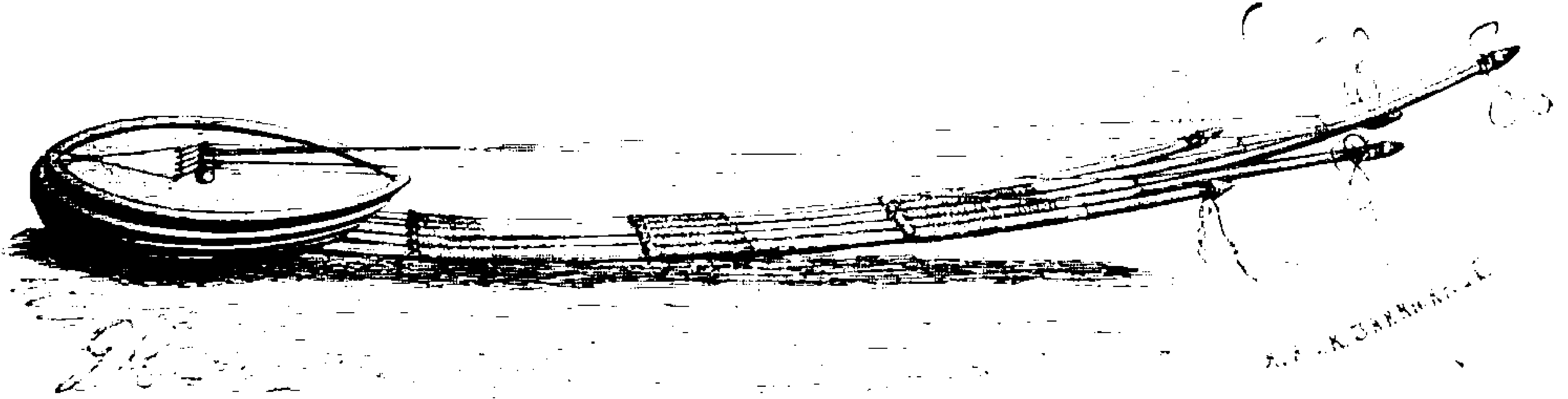
setzen einen Leser voraus, der naturwissenschaftliche und physikalische Kenntnisse, eine gewisse philosophische Vorbildung besitzt.

In den beiden bis jetzt erschienenen Bänden der „Allgemeinen Naturkunde“: Ratzel, Völkerkunde, und Ranke, Der Mensch, sind die Forderungen erfüllt, die man gemäß der



Ein Bergdamare.
Aus: Allgemeine Naturkunde. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

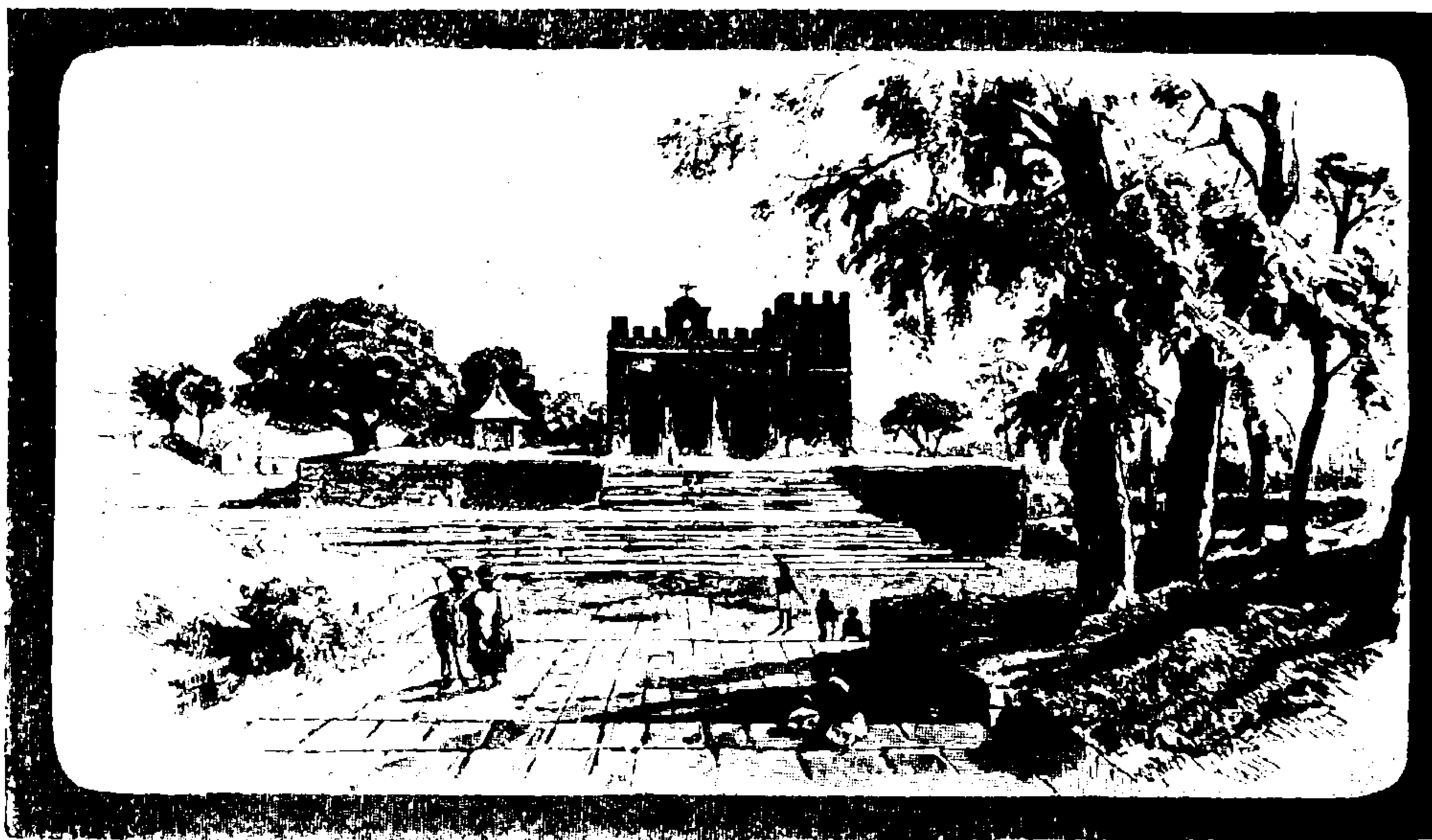
vorhergehenden Ankündigung an diese Bücher zu stellen berechtigt war. Die einschlägigen Probleme sind in geschickter Form in möglichst erschöpfender und allgemeiner Weise behandelt, nirgends werden Voraussetzungen in Bezug auf die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Leser gemacht. Wenn bei diesen Behandlungen der Naturkunde manches



Eine mit Grassaiten bezogene Guitarre aus Westafrika.
Aus: Allgemeine Naturkunde. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

interessante Thema unbesprochen bleiben muß, wie es in den vorliegenden Werken auch in der That der Fall ist, so ist dies für den Leser jedenfalls ein geringerer Nachtheil als wenn er in Gebiete eingeführt wird, die ihm die Lectüre unverständlich machen und verleiden.

Nachdem der Verfasser des ersteren Werkes in einer längeren Einleitung den Begriff und die Aufgabe der Völkerkunde festgestellt und uns über die ersten Anfänge der Sprache, Religion, Ackerbau und Staatsverbände aufgeklärt, geht er zu den Völkern Afrikas über. „Der große afrikanische Continent enthielt ursprünglich eine gleichartige Bevölkerung, die im wesentlichen nur einen einzigen Rassentypus hatte, und dies ist dem bei weitem größten Theile nach auch jetzt noch der Fall,“ sagt R. Lepsius und zu diesem Resultate führen auch die Ausführungen unseres Autors, entgegen der gewöhnlichen Annahme, daß dieser Erdtheil von zwei oder drei wohl verschiedenen Rassen bewohnt werde. Der Kern der Bevölkerung Afrikas ist äthiopischen Charakters. Bei den untersten Naturvölkern, den Buschmännern und Hottentotten beginnend, führt uns Ratzel in langer Reihe die Völker Süd-Central- und Westafrikas vor. Wir werden bekannt gemacht mit den klimatischen und anthropologischen Verhältnissen, mit den Sitten und Gebräuchen, mit der Religion, Moral und Cultur der Bewohner dieses Erdtheils. Es werden die Verwandschaftsverhältnisse der Nachbarvölker besprochen, ihre Beziehungen zu einander, und zu den europäischen Einwanderern, sowie



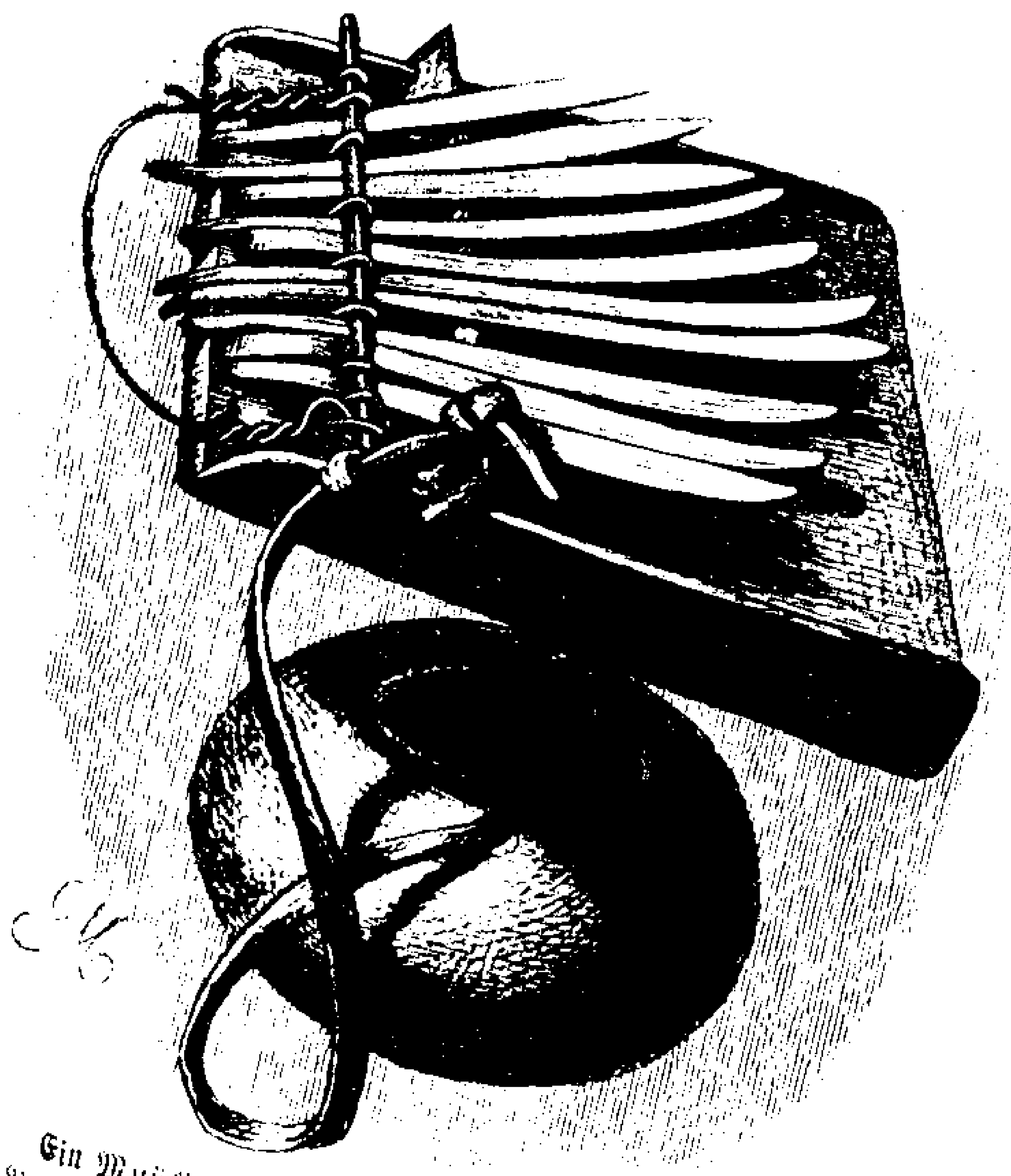
Kirche in Agrum, Abessinien.
Aus: Allgemeine Naturkunde. Leipzig. Verlag des Bibliographischen Instituts.

ihre Fähigkeit sich der Cultur dieser Colonisten anzupassen. Es ist interessant zu erfahren, daß oft eng benachbarte Völker, wie Hottentotten und Buschmänner, sich in ihrer Lebensweise und ihren Charaktereigenschaften gänzlich unterscheiden. Während der Hottentott ein friedlicher Ackerbauer und Viehzüchter ist, der gern in den Dienst der Europäer tritt und sich bestrebt deren Cultur anzunehmen, ist der Buschmann der Typus eines Jägers, ein Feind jedes Fremden, ein Feind jeder Neuerung. Seine Freiheit geht ihm über Alles: er läßt sich lieber von den Europäern aus seinen Wohnsitzen vertreiben und führt mit diesen einen Krieg auf Leben und Tod, der schließlich mit seiner gänzlichen Vernichtung enden muß, ehe er das Geringste seiner Freiheit preisgeben und den Europäer als seinen Herrn anerkennen würde. — Die Reiseberichte der hervorragendsten Afrikaforscher dienen dem Verfasser als Quellen für sein Werk. Durch scharfe kritische Deductionen werden die verschiedenen einander oft widersprechenden Angaben der Reisenden gegen einander abgewogen und aus dem Gesammtresultat ein Urtheil gefällt.

Im ersten Bande der Abtheilung „Der Mensch" bespricht Ranke die successi
Entwickelung einer lebensfähigen menschlichen Frucht aus einer kugeligen Protoplasm
zelle, dem mütterlichen Keim. Der menschliche Organismus wird hierauf in seine
einzelnen Theilen einer näheren Betrachtung unterworfen: der Bau und die Thätigkei
des Herzens, der Lunge, der Nieren, des Magens und des Gehirns werden in klarer
leichtverständlicher Weise besprochen. Der Verfasser hat in dem vorliegenden Werke
nur solche Fragen behandelt, welche die Wissenschaft als gelöst betrachtet. Probleme,
deren endgiltige Lösungen der Erkenntniß der Forscher noch vorbehalten sind, hat er
mit vollem Rechte aus diesem populären Werke ausgeschlossen; denn „die Hypothese
gehört nur in das Laboratorium des Forschers" und ist geeignet in den Köpfen der-
jenigen, die nicht ihre ganze Thätigkeit dem Studium derartiger Aufgaben zuwenden
können, unklare Vorstellungen zu erwecken. (Leider wird nur zu oft in öffentlichen
populären Vorträgen und in der Presse hiergegen gesündigt.)

Ein wesentlicher und nützlicher Theil der Ratzel'schen „Völkerkunde" und des
Ranke'schen „Der Mensch" sind die beigefügten Illustrationen. Ueber 500 Holzschnitte
und bunte Aquarelltafeln sind in jedem der zwei Bände enthalten. Durch die Mit-
wirkung hervorragender Künstler wie: Richard Puchta, C. Schmidt, Cajetan Schweitzer,
Adalbert Svoboda einerseits und Emil Eyrich, Georg Klepzig, Gusttav Mützel, Adrian
Walker andrerseits, war es möglich die Illustrationen so meisterhaft herzustellen, daß
es wohl wenige populär- wissenschaftliche Werke der deutschen Literatur geben dürfte,
die sich mit dem eben erwähnten in der äußeren Ausstattung messen könnten.

M. H.



Ein Musikinstrument (Simba) der Kaffern.
Aus: Allgemeine Naturkunde. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Die Philosophie der Erlösung.

Die „Philosophie der Erlösung" von Mainländer*) erreicht durch das vorliegende Bändchen ihren Abschluß. Wenn sich dieser Essay auch gedanklich auf's engste an die vorangegangenen Bestandtheile des Gesammtwerkes anlehnt, ist er dennoch durchaus in sich abgeschlossen und ermöglicht eine besondere Betrachtung. Nichtsdestoweniger wird es zweckdienlich sein, auf die Tendenz des Gesammtwerkes mit zwei Worten hinzuweisen. Unter „Philosophie der Erlösung" versteht Mainländer bekanntlich nicht etwa eine philosophische Construction der Erlösungslehre im Sinne der christlichen Dogmatik, was man allenfalls aus dem Motto: Matth. 10, 7. 8 schließen könnte, sondern die Lehre von der Erlösung aus dem Elende des Lebens nach den bekannten Grundsätzen Budha-Schopenhauers. Demgemäß ist auch der Standpunkt, von welchem aus in vorliegendem Essay die Kritik der v. Hartmann'schen Philosophie des Unbewußten unternommen wird, der der Schopenhauer'schen Philosophie. Auch Ed. von Hartmann ist ja durch sie hindurchgegangen; es könnte also den Anschein haben, als ob es sich hier um den Kampf eines feindlichen Bruders gegen den anderen handelte. In gewissem Sinne ist das auch der Fall; aber der Verfasser der „Philosophie des Unbewußten" ist über Schopenhauers Philosophie hinausgewachsen, er hat gewußt, sich auf eigene Füße zu stellen, während der Verfasser der „Philosophie der Erlösung" Haussohn geblieben ist. Auch er hat ja sein Eigenes, Charakteristisches, wodurch er sich von Schopenhauer unterscheidet, aber, um nur das Alleraugenfälligste zu berühren, die Form der Darstellung und besonders der Polemik ist ganz die des „Meisters". Die Form der Darstellung ist klar, mit Citaten geschmückt, geistreich, fesselnd, kurz schopenhauerisch bis auf stilistische Manieren (z. B. im grammatischen Bau der Relativsätze); die Polemik ist, wie die Schopenhauers, schneidend, rücksichtslos und trotz der gleich eingangs betonten Unterscheidung von bürgerlicher und philosophischer, Redlichkeit am Gegner, persönlich und verletzend. Doch darüber kann man hinwegsehen, umsomehr, als der vorliegende Essay nicht vom Verfasser selbst veröffentlicht worden ist: Mainländer ist schon seit zehn Jahren todt; was sonst von ihm an's Licht gestellt worden ist, sticht, in dieser Beziehung wenigstens, sehr zum Vortheil davon ab.

Ueber den grundwesentlichen Unterschied zwischen Mainländers Philosophie der Erlösung und Ed. v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten, welcher im vorliegenden Schriftchen seinen scharf pointirten Ausdruck findet, spricht sich Mainländer selbst in einem auch in den Essay aufgenommenen längeren Briefe an seinen Verleger aus. Es ist kurz folgender. Schopenhauer, meint der Verfasser, schwanke unaufhörlich zwischen der mystischen, unerkennbaren, unbegreiflichen Einheit in der Welt und den mit ihr unverträglichen realen Individuen. Hieraus ergebe sich, daß die Schopenhauer'sche Philosophie nach zwei Richtungen weiter gebildet werden könne: einmal nach der Seite der Alleinheit in der Welt, dann nach der Seite der realen Individualität. Die Weiterbildung nach der ersteren Richtung habe Herr von Hartmann unternommen; in der letzteren Richtung bewege sich die Philosophie des Verfassers. Allein seine Philosophie sei darum nicht lediglich Individualitätsphilosophie; dann wäre sie eine Halbheit, wie die v. Hartmann'sche der Alleinheit oder des „Pantheismus". Die ganze Wahrheit könne nur in der Aussöhnung des Individuums mit der Einheit liegen. Diese Aussöhnung aber lasse sich nur dann erreichen, wenn das Gebiet des Immanenten von dem des Transscendenten erst klar und unzweideutig, vor allem aber in zutreffenderer Weise abgegrenzt worden sei, als es bei Schopenhauer geschehe. Bei Schopenhauer falle, wie bei Kant, die gesammte Welt in die erstere Sphäre: die Welt ist meine Vorstellung, ist ideal; jenseits dieser Sphäre steht, nach der Darstellung des Verfassers, gleich dem unbekannten Kant'schen x, der Schopenhauer'sche Wille. Beide Gebiete coexistiren dort, die Brücke von einem zum anderen ist dort die Causalität. Daß hier das πρῶτον ψεῦδος wenigstens der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft liege, ist so oft gesagt, daß es schon mehr zur Trivialität geworden; neu ist, was der

---

*) Die Philosophie der Erlösung. Von Philipp Mainländer. Zweiter Band. Zwölf philosophische Essays. Fünfte Lieferung. Kritik der Hartmann'schen Philosophie des Unbewußten. Frankfurt a. M., Verlag von C. Koenitzer.

nicht im Feenlande, sondern in — Pommern und Mecklenburg an der Ostsee und im geräuschvollen Berlin: es sind keine Königssöhne, sondern lustige junge Gelehrte, die auf Studienreisen begriffen sind und diese Gelegenheit benutzen, um sich schleunigst in wunderschöne Mädchen zu verlieben, oder auch „alte gute Onkel“ und ähnliche Figuren. Die Frauen sind sämmtlich Feen, Märchenerscheinungen, die gleichwohl versprechen gute Hausfrauen zu werden. Ueber der Handlung waltet stets der klare Abglanz eines reinen Gemüths: Es sind fast lauter Liebesgeschichten, aber von seltener Keuschheit; die Leidenschaft schaut nur zuweilen wie ein neckisches Teufelchen durch, das den Dichter selbst zurückscheucht. Am besten charakterisirt die kleinen Novellen ein Bild aus der Natur, das der Verfasser häufig anwendet: sie erwecken den Eindruck, als wenn man aus dunkelem Walde plötzlich auf eine sonnenbestrahlte grüne und blumige Lichtung heraustritt. Die überall eingestreuten Naturbeobachtungen sind Seidels besondere Stärke, sie sind außerordentlich sinnig und fein; dabei kommt noch als Specialität in Betracht die Freude an unserer heimischen Vogelwelt, die er kennt wie der beste Ornithologe und schildert wie — Fritz Reuter. Man lese zum Beweise des Gesagten nur „Odysseus“, wohl die gelungenste Geschichte von allen, ferner „Rothkehlchen“, „eine Sperlingsgeschichte“ u. s. w. Wie die liebevolle Betrachtung von Gottes schöner Welt aber nothwendig eine frohe Stimmung erregt, so ist Seidel im Grunde seiner Seele heiter und humoristisch. Der innige Humor des Herzens, der sich nicht im lauten Witz äußert und gleich weit entfernt ist von der Satire wie von der Plattheit, überwiegt bei ihm; dieser Humor, der zuweilen auch seine Entstehung dem Rheinwein oder dem Punsch verdankt, verläßt seinen Helden nicht, selbst im grausigen Atelier des „Leichenmalers“, oder, wenn er den „Tod“ in eigener Person erst mit Liqueur bewirthet und dann die Treppe herunterwirft. — Doch wozu noch mehr Einzelheiten herausgreifen, die doch kein Bild geben? Mag jeder Leser die Schönheiten des Gebotenen selbst entdecken!

fv.

„Zu spät erkannt.“ Ein Zeitbild 1871 bis 1873. Vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers“. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Eine gewaltige Aufgabe hat sich der Autor des vorliegenden Romans, der preuß. Generallieutenant z. D. J. Hartmann gestellt: die Einflüsse und Wirkungen des sogenannten „Culturkampfes“, wie er zur genannten Zeit in Preußen tobte, will er darstellen. Gewaltig ist die Aufgabe deshalb, weil es sich wesentlich um eine Schilderung des Kampfes der Ideen handelt und weil wir diesem Streite noch so nahe stehen, daß der Standpunkt des „sine ira et studio“ nicht zu gewinnen ist. Letzteres beabsichtigt der Verfasser auch gar nicht, im Gegentheil, er steht mit ganzem Herzen auf einer Seite: zu seiner Ueberschrift mag man abgesehen von der sich entrollenden Familiengeschichte ergänzen: „wird in diesem Buche die staatszerrüttende Gewalt des römischen Katholicismus.“ Wem das nicht gefällt, der lasse den Roman ungelesen. Aber nicht aus fanatischem Haß ist Hartmann zu seiner Anschauung gekommen, sondern aus dem warmen Gefühl der Vaterlandsliebe, aus der Begeisterung für das neue Deutsche Reich, und somit ist sie gewiß historisch berechtigt; denn, wie man Treitschke mit Recht eine preußisch-deutsche Auffassung der Geschichte — seine Gegner nennen das Chauvinismus! — vorgeworfen hat, so beansprucht Hartmann dieselbe für seinen Roman. Mit Freuden begrüßen wir diese Richtung, vielleicht gelingt es ihr, uns einen neuen vaterländischen Roman zu schaffen, eine andere Phase statt der märkisch-preußischen Geschichten von Willibald Alexis an bis auf Hiltl und Fontane herab.

Schonungslos deckt der Autor die Gegensätze der Ansichten überall auf; an der Hand einer reichen, fast zu reich einherschreitenden Handlung verfolgt er dieselben an ihren Brennpunkten in Berlin, in Westfalen und in Posen. Manches Skizzenhafte läuft mit unter, aber den leitenden Faden bilden stets die Schicksale des Helden, des schlesischen Adligen Felix v. Rüsterstein und seiner erwählten Geliebten, der polnisch geborenen, jüdisch erzogenen, aber deutsch im Grunde ihres Herzens empfindenden Judith. Der Schluß erscheint hart und gewaltsam, aber die Charakteristik ist durchaus gelungen; Felix zeigt sich zuerst als Abbild Wilhelm Meisters, überwindet aber diese Lehrzeit schnell. — Hartmanns Sprache ist edel, frei von aller Künstelei, bisweilen zu knapp, so daß die Satzgefüge darunter leiden, was namentlich in der Conversation stört, aber immerhin ein geringer Fehler gegenüber den großen Vorzügen ist.

Er schreibt auch nicht für heranwachsende **Jungfrauen**, dazu ist er zu ernst, zu **rücksichtslos** bei der Enthüllung sittlicher Mängel, **dazu** fehlt ihm der Humor — denn die **einzige** humoristisch angehauchte Figur des **„Particulier** Celerotius“ ist mißglückt —, **wohl aber** für denkende Leser! fv.

Spielmannsbuch. Novellen in Versen **aus dem** 12. und 13. Jahrhundert, **übertragen** von Wilh. Hertz. Stutt**gart, Gebr.** Kröner.

Der gelehrte und als Uebersetzer **mittelalterlicher** Dichtungen längst bekannte **Verfasser** beabsichtigt hier ein „Spiel**mannsbuch**“ zusammenzustellen, „wie es **etwa ein** normanischer Parlleor“ (d. h. **ein Sänger**, der die von den Kelten über**nommenen und** zu französischen lais um**gebildeten Sagenstoffe** an den Fürstenhöfen **mit musikalischer** Begleitung vortrug), „des **13. Jahrhunderts** bei sich führen mochte.“ **Ueber die** Möglichkeit oder Unmöglichkeit, **diese Aufgabe zu** lösen, mag er sich mit **den Fachgelehrten** auseinandersetzen; jeden**falls das** Gebotene ist vortrefflich. Die **fesselnd und** leicht geschriebene Einleitung **giebt über** das Leben und Treiben der Spielleute überhaupt, über die ältesten **französischen** Novellen, die dann von Boc**caccio** abgelöst wurden, endlich über das **Wesen der** bretonischen Feen Auskunft. Dann folgt eine Reihe kleiner lais, ver**schiedenen** Inhalts, vom mythischen „Herrn Orfeo“ bis zur Legende „St. Peter und **der** Spielmann“, in eleganter Uebertragung. **Die** besten Stücke der Sammlung sind **ohne** Zweifel fünf Dichtungen der soge**nannten** „Marie de France“, einer um **1170** in England lebenden französischen **Edeldame**, die Hertz schon früher über**setzt** und hier neu gefeilt edirt hat. — Zahlreiche Anmerkungen am Schluß geben dem Forscher die erwünschten Quellen- und Literaturnachweise. fv.

Realencyclopädie der gesammten Heilkunde. Medicin.-chirurgisches Handwörterbuch für praktische Aerzte. Herausgegeben von Professor **Albert Eulenburg** in Berlin. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen. **Urban & Schwarzenberg.** Wien und Leipzig.

Mit erstaunlicher Pünktlichkeit sind die ersten vier Bände des großen Sammelwerkes erschienen und haben die von uns bei Besprechung der ersten Lieferungen ausgesprochene Ansicht von der großen wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung des vorliegenden Unternehmens gerechtfertigt. Wenn man die große Zahl der neu gewonnenen Mitarbeiter, die umfassenden Veränderungen in der Anlage des Werks durch Aufnahme zahlreicher neuer Abhandlungen und durch Umarbeitung der aus der ersten Auflage herübergenommenen Artikel, sowie die mit großer Sorgfalt ausgeführten Illustrationen der vorliegenden Auflage in's Auge faßt, so wird man ohne Weiteres zugeben können, daß das Werk in seiner jetzigen Gestalt eine völlig neue Schöpfung repräsentirt und daß durch dasselbe dem wissenschaftlich strebenden Arzte ein Handbuch seines Faches von denkbar größter Vollkommenheit geboten wird. Aus dem reichen Inhalt der vorliegenden Bände wollen wir nur folgende größeren Arbeiten hervorheben: Arteriosklerose, Arzneiausschläge, Aspiration, Asthenopie, Asthma, Augenkrankheiten, Auscultation, Bacillen, Bauchhöhle, Bauhygiene, Becken, Beleuchtung, Bier, Bilateralismus, Bindegewebe, Blase, Blindenstatistik, Blut, Brillen, Brüche, Brustfellentzündung, Carcinom, Cataracta, Cholera, Cosmetica. or.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes. No. 1. 2. Goethes Faust I. Theil. Schillers Gedichte. No. 3. Halle a. d. S., Verlag von Otto Hendel.

Block, Paul, Der Graumönch von Königsberg. Eine alte Stadtgeschichte. Leipzig, Deneckes Verlag.

Dietz, August, Klänge aus dem Elsass. Gedichte. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Duruy, Victor, Geschichte des röm. Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Gust. Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. Lfrg. 27/29. Leipzig, Verlag von Schmidt & Günther.

Einsam, Karl, Schwärmereien eines Junggesellen. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung. (S. Gerstmann).

Europäische Wanderbilder. No. 1. Die Arth-Rigi-Bahn. 83. Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald. 87. 88. Heidelberg. 89. 90. 91. Locarno und seine Thäler. Zürich, Verlag von Orell, Fussli & Co.

Fabri, Heinz, Gedichte. Berlin, Paul Schellers Buchhandlung (G. Küstenmacher).

Fraknói, Dr. Wilhelm, Ungarn vor der Schlacht bei Mohács (1524—1526). Auf Grund der päpstlichen Nuntiaturberichte. Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Dr. J. H. Schwicker. Budapest, Verlag von Wilhelm Lauffer.
Galdos, Perez Donna Perfecta. Roman. Aus dem Spanischen von E. Reichel. 2 Bände. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
Hallervorden, Julie, Genrebilder. Berlin, Haude & Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).
Harmening, Ernst, Erde u. Eden. Jena, Fr. Maukes Verlag (E. Schenk).
Häusser, Caroline, Grüsse aus Nord und Süd. Novellen-Cyclus. Lieferung 2/6. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung.
Human, R. A., Der Dunkelgraf von Eishausen. Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Diplomaten. I. u. II. Theil. Mit Abbildung des Portraits des Dunkelgrafen und des Schlosses von Eishausen. Hildburghausen, Kesselring'sche Hofbuchhandlung.
Karbe, Anna, Lieder. Mit einer Photographie der Dichterin. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.
Keller-Jordan, H., Hacienda Felicidad. Stuttgart, Druck und Verlag von W. Kohlhammer.
Kirchhoff, Alfred, Länderkunde der fünf Erdtheile. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung. 4/5. Lfrg. Leipzig, Verlag von G. Freytag.
Könnecke, Dr. Gustav, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. 1. Lfrg. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
Kulturhistorisches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 39—41.
Lange, Franz, Home, sweet home. Gedichte. Dresden und Leipzig, in Commission bei Heinrich Minden.
Langguth, Adolf, Goethes Pädagogik historisch-kritisch dargestellt. Halle a/S., Verlag von Max Niemeyer.
Lippert, Julius, Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke.
Lübke, Wilhelm, Geschichte der Renaissance in Frankreich. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 163 Illustrationen in Holzschnitt. Stuttgart, Verlag von Ebner & Seubert (Paul Neff).
Marcusen, Alexander, Nachgelassene Gedichte, Skizzen vom Genfersee und Novellen. Bern, Commissionsverlag von Schmid, Franke & Co. vormals J. Dalp'sche Verlagsbuchhandlung.
Mustersammlung von Holzschnitten aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern. Lieferung 9. Berlin, Franz Lipperheide.
Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. u. XVII. Jahrhunderts. No. 59. Schelmuffsky von Christian Reuter. Abdruck der ersten Fassung 1696. No. 60. 61. Zwölf Fastnachtsspiele aus den Jahren 1554—1556 von Hans Sachs. Herausgegeben von Edm. Goetze. Halle a/S., Max Niemeyer.
Noer, Carmen Gräfin von, Friedrich August Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Graf von Noer. Reliefe und Aufzeichnungen aus seinem Nachlass. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
Proelss, Robert, Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften nach den neuesten Quellen dargestellt. Mit Illustrationen und einem Handschriftfacsimile. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
Ritter, Hermann, Alpengrüsse. Dichterworte über die Hochgebirgsnatur gesammelt. Würzburg, Druck und Verlag der Stahel'schen Univ.-Buch- und Kunsthandlung.
Rocholl, D., Dunkle Bilder aus dem Wanderleben. Aufzeichnungen eines Handwerkers. Lfrg. 4. Bremen, Verlag von F. A. Wiegand.
Siemssen, Herm. Jul., Aus meinen Mussestunden. Hamburg, Otto Meissner.
Sirius, Peter, Lieder. Freiburg i./Br., Kiepert & von Bolschwing, Hofbuchhandlung.
Spengler, Heinrich, Aus der Verbrecherwelt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Johannes Lehmann.
Sz., Der romantische Schwindel in der deutschen Mythologie und auf der Bühne. I. Das humoristische altisländische Gedicht von Harbard oder Charon, Fährmann weiland in der griechischen Unterwelt. II. Wer ist Loki? III. Odin Baldur und Hödr. Elberfeld, Druck und Verlag der Bädeker'schen Buch- und Kunsthandlung (A. Martini & Grüttefien).
Terzenheim, Kurt von, Kosmopolitische Spaziergänge des Corpsburschen Kurt von Terzenheim. I. Stuttgart, Verl. v. A. Bonz Erben.
Weber, Theodor, Emil du Bois-Reymond. Eine Kritik seiner Weltansicht. Gotha, Friedr. Andreas Perthes.
Wohlrab, Martin, Melusine. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.
Wolff, Albert, La Gloire à Paris. Cinquième Edition. Paris, Victor Havare.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und SÃ¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Windau.
Ã¶iebenunddreiÃŸigster Band.

VrcSla u.
Druc^ und Verlag von S. ?chottlac,ider.

Inhalt des 37. Bandes.

April. — Msi. — Juni.

«5 —

Sei»

Inhalt des 57, Bandes,

April 1886.

Inhalt.

kzierzn ein Portrait von Heinrich Schliemann.
Radirung von Ludwig Kühn in München.

—» preis xro SZuartal (Z hefte) S Mark, ——

Zilie Buchhandlungen und posianstaiten nehmen jederzeit Bestellungen an.

- ^HH Alle auf den redactioiicllen Inhalt von „Oord und Süd" bezüglichen
Sendungen sind an die Kcdacrion nach Breslau, Siebcnhufeiicrsiraße olnie
Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilage zu diesem hefte
von
H. Hrote'schr verlaglbuchhandlung In Berlin. („Henne am Rhsn", Kulturgeschichte bei deutsche,, voik»,.)

Hein Schüler.

Novelle

von

Ida Bon-Ed.

— Lübeck. —

V^^! Ucber die rothe Backsteinmauer des Gymnasiums rann der grelle Sonnenschein in zitternder Mittagsgluth. Ter Plan der Pflaster-">'ine auf dem Schulhof war durcl, Lindenbänme «nierbrvche,:. die in symmetrische Reihen gepflanzt waren und deren schmächtige Stammchen man je durch ein hohes Rundgcstell von Eisendraht gegen den Anprall der wilden ttnabenjugend geschützt hatte. Tie kleinen dunklen Schaltenflecke, auf dem hellen Steinboden von den Baumkronen erzeugt, wiederholten sich zwöls Mal vor dem stattlich breiten Bau, in dessen Hallen eine große eisen-beschlagcne Eichenthür führte, deren Flügel nun um die zwölfte Mittags-stunde weit zurück geschlagen waren und eine schwarze Oeffnuug aufgähnen ließen. An der Fa^ade des rochen Gebäudes zeigten sich große vielschcibige Fenster, in denen man hier und da die Luftklappcn geöffnet hatte und das bläuliche, schiefergedeckte Dach, welches sich bis tief auf die Fenster der zweiten Etage senkte, wies oben auf der Krönung feines steil ansteigenden Stuhles ein kunstreiches Eiscngitter als Zier. Ten ganzen heißen sonnigen Schulhvf umschrankte eine rothe Backsteinmancr, welche die Grenze gegen die Straße bildete. Draußen rollte, mit bescheidenem Gelärm, der Tagcsverkehr der Provinzialstadt vorbei, ungesehen von drinnen und vermöge der täglichen Gewohnheit auch ungehört. Im Schulhofe selbst rührte sich kein Mensch, rührte sich kein Blatt an den Bäumen, nur links an der Mauer des Hauses lief mit lustigem Plätschern, wie ein slinkcs Brünnlein, ein Wasserstrahl aus blankem Krahn und ward sogleich eilig von den kleinen Löchern im Fang-becken unter ihm aufgenommen: irgend ein rascher, durstiger Juuge hatte, da nach der Freistunde die Glocke tönte, vergessen den Krahn zu schließen. So floß der kühle Strahl mit wohligem Rauschen in der Mittagsgluth.

Und Von oben aus den offenen Luftklappen drang der Laut von Stimmen,
bald eine helle Knabenstimme in andauerndem, eintönigem Vortrage, bald
der kurze männliche Ton einer Stimme die fragte oder mahnte; von der
einen Seite des Hauses aus einem Parterrefcnster erscholl sogar Gesang,
der eifrige, hohe, plärrende Gesang kleiner Knaben, getragen von dem sichern
Baß des Lehrers,

Der Zeiger der großen Uhr, welche über dem Portal in die Mauer
eingelassen war, wies zehn Minuten vor zwölf. Mancher Lehrer mochle
schon droben in den Klassen heimlich nach seiner Taschenuhr gesehen und
mit Befriedigung den Niedergang der Stunde wahrgenommen haben; denn
die Hitze des Julitages und die Dauer der Thätigkeit von acht Uhr Morgens
an, ließ die Mittagsglocke als Erlösungslaut ersehnen. Wenn überall von
den Stirnen der Schweiß rann und mancher Seufzer von den Lehrenden
und Lernenden unterdrückt wurde, so schien die Luft in Obertertia noch
besonders schwül zu sein. Der Oberlehrer vr. Heinz Wallroth blickte un-
gewöhnlich finster, er war bleich und auf seiner Stirn lagen Falten. Und
mit herausfordernd beflissenem Eifer bückten die Tertianer ihre Köpfe über
den Oassar <1s dsll« gallic«, den sie schon seit elf Uhr tractirten. Sie ver-
tieften sich in die demagogischen Umtriebe des Dumnorix, die Dr. Wallroth
mit ihnen besprach. Man sah, es hatte hier schon ein Gewitter gegeben
und die Gefahr war vorhanden, daß es noch einmal grollend zurückkehre,
ehe der ersehnte Zwölfschlag Lehrer und Schüler von einander errettete.

In der ersten Reihe, dem Kalhcder gerade gegenüber, saß ein Knabe dessen
Antlitz vom Blick des Lehrers immer fest gehalten wurde, und zu dem dieser
Blick immer zurückkehrte, wenn er eine Weile von anderen Knaben gefordert war.
Es schien, als richte sich Vortrag und Strenge allein an diesen einen Knaben.
Ter saß aufrecht da, dem Auge des Lehrers mit dunklem Blick trotzig be-
gegnend; in dem Blick lag soviel feindlicher Antheil an dem Lehrer selbst
und so gar kein Antheil an seinem Vortrag, daß dieser um die Gedanken
des Knaben wieder auf den behandelten Gegenstand zurückzulcnkcn, die
Zwischenfrage that:

„Weshalb behandelte Cäsar den Dumnorix mit solcher Vorsicht?"

Ter Knabe schwieg.

„Tarneck, meine Frage galt Dir."

Ter Knabe fuhr fort zu schweigen, ohne indeß seine Augen abzuwenden.
Ein wohlmeinender Schüler, welcher sich wegen seiner anerkannten Eigenschaft
als bester Schüler der Klasse schon etwas erlauben durste, antwortete
ungefragt.

„Weil Cäsar dem Staate der Aeduer große Bedeutung beimaß,"

„Darncck wiederhole: weshalb behandelte Cäsar den Dumnorix mit
solcher Vorsicht?"

Alban Ta>.necks Gesicht überzog sich langsam mit einer feinen Rothe,
er strich mit der Hand die schwarzen Locken aus der Stirn und — schwieg.

— 5ein Schüler,
während sein schönes Gesicht einen Ausdruck von leisem Hohn bekam. Die Klasse wagte kaum zu athmen, jeder Blick hing bang an Dr. Wallroths Zügen. Jedermann vermuthete, daß nun etwas Unerhörtes geschehen würde, denn Jedermann wußte, daß Alban Darncck, dafern es ihn beliebt hätte, den ganzen Cäsar in freiem Bortrag ziemlich wiedergeben könne. Dr. Wallroth erhob sich wie von einer heftigen Regung getrieben, stand einen Augenblick hoch und zürnend da und sein Mund öffnete sich schon zu starkem Wort, als er sich plötzlich eines anderen zu besinnen schien und sein Auge, das fest in dem Albans gewurzelt hatte, unsicher abschweifte. Er seufzte, murmelte etwas, das die Nächsten für „nachher" zu verstehen meinten und fuhr in seinem Unterricht fort, indem er zugleich nach der Uhr sah.

Nach fünf Minuten, in denen seine Stimme angestrengt geklungen, schloß I)r. Wallroth sein Buch; schleunigst wurden dreißig andere Bücher ebenfalls zugeklappt. Der Primus erhob sich, die Extemporalienhefte einzusammeln, um selbige dem Lehrer zur Corrcctur einzuhändigen. Er fing mit seinem Geschäft bei der ersten Reihe an. Di'. Wallroth hatte inzwischen sein Katheder verlassen, sah auf die Hefte die der Primus nacheinander vom Tisch nahm und legte, als die Reihe an Alban Tarnecks Hest kam, die Hand auf dasselbe um sogleich einen Blick hinein zu thun. Einige lose Papiere flatterten aus den Seiten des Schreibbuches als Wallroth es aufschlug, er bückte sich rasch danach. Seine Hand hielt Blätter die mit geschriebenen Versen bedeckt waren, er zog sein Portefeuille um sie hinein zu thun, versagte sich jedoch nicht, das erste Blättchen mit lesenden Augen zu überfliegen. Es war ein Liebesgcdicht von stark erotischer Färbung.

„Herr Toctor," sprach der Knabe, der so lange geschwiegen. ,.geben Sie mir die Blätter zurück, die lediglich aus Versehen in mein Heft geriethen und zu deren Confiscation Sie nicht berechtigt sind." Seine männliche Stimme zitterte ein wenig.

,,Wozu ich berechtigt bin oder nicht, weiß ich selbst. Ich fürchte sehr, Tarneck, Ihr Maajz ist voll. Sie hatten heute weder für die lateinische noch für die Geschichtstunde präparirt, als ich Sie deshalb tadelte und Ihnen Strafarbeiten zudictirte, wagten Sie den Trotz, allen meinen Fragen einfach Schweigen entgegen zu setzen. Das böse Beispiel, welches Sie Ihren Mitschülern fortwährend geben, hat schon den Geist in dieser Klasse dcmoralisirt. Ich werde mit dem Herrn Director sprechen; für jetzt gehen Sic nach Hause und melden Sie sich Morgen früh, vor Beginn des Unterrichts im Conferenzzimmer."

Wallroth hatte unwillkürlich „Sie" gesagt, und sein Auge vermied noch den Blick des schönen Knaben, der sehr bleich geworden.

,,Geben Sie meine Gedichte zurück," begehrte er herrisch. Ohne weiter von ihm Notiz zu nehmen, faßte Wallroth seinen Packen Hefte unter dem Arm und ging aus der Klasse. Hinter ihm drein stürzte mit gedämpftem

Lärmen die Schaar der Tertianer, dvppelt eilig, um so schnell wie möglich
drunten in Gruppen den Vorfall zu besprechen.
Alban folgte ihnen mit einer Miene voll Unbesangenheit, welche die
schaurige Bewunderung für sein dunkles Heldenthum bei seinen Kameraden
nur noch erhöhte. Wenn der Oberlehrer erst mit dem Direktor sprechen
wollte wegen Verhängung einer Strafe, so würde diese Strafe entweder
ungewöhnlich strenge und lange Carccrhaft oder gar —- Relegation sein.
Und Alban von Darneck zuckte nicht einmal mit den Wimpern.
Auf dem Schulhofe traf der Dr. Wallroth mit dem Direktor zusammen.
Sie traten in den kleinen Schatten einer der Linden und der Direktor
fragte:
„Sie wollten mir noch etwas sagen, lieber Wallroth? Nicht vor Tisch,
lieber Wallroth, nicht vor Tische, wenn es etwas Unangenehmes oder Auf-
schicbbares ist. Heute Nachmittag — ich bitte Sie."
Wallroth lächelte ein wenig über den alten hin- und hertrippelnden
kleinen Mann, der sich mit den Fingern den grauen Stoppelbart unter dem
Kinn scheuerte und gar unglücklich zu seinen, großen stattlichen Untergebenen
aufsah, hinweg über den Rand einer goldenen Brille die allein seinem fast
immer freundlich lächelnden Gesicht den Ausdruck einiger Strenge gab.
,,Nachmittag ist keine Schule, Herr Direktor, es ist Mittwoch. Wenn
Sie es indeß wünschen, komme ich Nachmittag zu Ihnen, um mich mit Ihnen
über die nvthwendigen Maaßnahmen gegen Alban Darneck zu bereden."
Ter kleine alte Mann schüttelte sein von einem breitränderigen Filz
bedecktes Haupt.
„Wieder dieser Unglücksknabe — was ist denn los?" fragte er
seufzend.
„Die alte Klage: es fällt ihm nicht ein zu arbeiten. Judictirte Strafen
rächt er durch höhnischen Trotz, dem gegenüber ich machtlos bin. Obenein
habe ich noch heute verfängliche Poesie in seinem Heft gefunden. Doch Sie
wünschen erst heute Nachmittag die Angelegenheit zu erledigen — auf Wieder-
sehen also." Damit griff er grüßend an seinen Hut. Ter Alte hielt ihn
an seinem Rvckknopf fest. Er hustete:
„Heute Nachmittag wollte meine Alte gern an die See . . . das schöne
Wetter . . , wissen Sie was, Wallroth, reden Sie einmal mit der Mutter
des Jungen. Wir haben ihn schon so oft gestraft, daß eine neue und große
Strafe höchstens als Vorspiel der Relegation betrachtet werden könnte. Gäbe
ein peinliches Aufsehen, ein höchst peinliches. Tie Baronin Darneck kommt
da vor zwei Jahren in der Stadt an, extra damit der Junge die hiesige
ausgezeichnete Schule genießen soll, nun werden wir nicht mit dem Jungen
fertig! Ich bitte Sie, Wnllrvth! Man muß sich an die Mutter wenden —
eine charmante, distinguirte Dame sag' ich Ihnen. Witlwe und sehr reich.
Thun Sie mir den Gefallen, Wallroth — reden Sie mit ihr." Ter Toctur
blickte unmuthig zu Boden.

Sein Schüler.
,,Jch?" sagte er zögernd. ,,Was soll ich denn mit dieser Frau noch reden, nachdem Sie ihr beini Beginn des Sommersemesters selbst gesagt, dafern sie Alban nicht mit größerer Strenge zur Erfüllung seiner Pflichten anhalte, könnten wir ihn nicht behalten. Die Sachen sind jetzt zu weit gediehen; meine Autorität fordert, daß der Knabe hart bestraft, und vor der ganzen Klasse mit Relegation bedroht werde — er wird leider schleunig genug veranlassen, daß sich die Drohung zur That gestalte."
„So beschwören Sie die Baronin, ihren Sohn freiwillig aus der Schule zu nehmen, zunächst wenigstens für ein halbes Jahr. Der Junge könnte ja inzwischen zur Einsicht kommen. Er ist so begabt. Sie als sein Klassenlehrer haben die genauere Kenntniß von seinen Unarten, reden Sie mit der Mutter."
Man sah es dem alten Mann an, daß halb die Furcht vor peinlichen Vorfällen, halb eine große Schwäche für den Knaben oder dessen Mutter ihn bestimmen mochte, die Angelegenheit nicht auf die Spitze zu treibe».
Oi-. Wallroth sah finster drein.
,,Jhre Wünsche, Herr Director," sprach er gemessen, ,,sind mir maaß-gebend. Ich werde die Dame aufsuche»; sie wohnt? . . ,"
„Lorenzendamm, mein lieber Wallroth, Lorenzendamm, die Nummer habe ich vergessen. Grüß Gott, Herr College — grüß Gott — was? heiß heute. Ja, ja, nächste Woche, wenn die Ferien anfangen, wird's schon komme», das böse Regenwetter." So rief er gemüthlich einen greisen Professor an, der eben vorüber ging, begleitete diesen und winkte Wallroth mit der Hand jovial den Abschied zu.
' Auf dem Schulhof war es unterdessen leer geworden, die eichenen Thürflügel schlössen sich krachend. Der Letzte schritt Wallroth über die glühenden Pflastersteine hinaus auf die Straße. Er ging hastig und vergaß einige Male wiederzugrüßen, wenn noch auf den Gassen säumende Jungen ihm begegneten und ihre Mützen vor ihm abrissen. Ter Umweg, den er beute mit Absicht nahm, führte ihn über den Lorenzendamm hinaus, in den westlichen, neu angebauten Villentheil der Stadt, allwo in bescheidener Straße im freundlichen Gärtchcn das kleine Haus stand, welches sein und seines Weibes eigene Heimat war.
Die prächtigen Villen, welche den Lorenzendamm an der einen Seite einsäumten, waren alle durch Vorgärten von dem Bürgersteig getrennt, während an der anderen Seite des Fahrdammes die trübe, langgestreckte Wasserfläche des „kleinen Kiel" sich hinzog, an dessen jenseitigem Ufer das Häusergewirr der Stadt sich erhob, überragt vom alten grauen ttirchthurm.
An einer der eisernen Gitterpforten, welche in die Gärten führten, stand Alban von Darneck im Gespräch mit drei Kameraden. Hinter dem Gitter sah man einen besonders reich- und wohlgepflcgten Garten, der sich sanft bis zu einer Villa erhob, die noch ein wenig vornehmer und verschlossener aussah, als ihre Nachbarn straßauf und straßab. Die Knaben, so schien

es, konnten die fesselnde Unterhaltung über das, was geschehen war und nun noch geschehen werde, immer nicht beenden, Alban führte das große Wort, die Trei hörten mit weit offenen Mäulern zu und ließen sich gewaltig imponiren.
„Pah!" hörte Wallroth de» Knaben sagen, „er haßt mich. Aber er wagt es doch nicht, mich anzutasten, ich fühle es Wohl."
In diesem Augenblick schritt Wnllrvth vorüber und ward nun erst von den Knaben bemerkt, Sie rissen erglühend ihre Mützen ab, Alban von Darneck lächelte ein wenig und hob so langsam die Hand zum Haupt, daß er zum eigentlichen Gruß nicht mehr kam.
„Da wohnt er also und seine Mutter." dachte Wallroth, „so bleibt niir das Suchen heute Nachmittag erspart. — Und er glaubt, daß ich ihn hasse und fürchte."
An seiner eigenen Gartenpforte sah er schon von fern ein schlankes junges Weib mit rosigem Gesicht und mit kastanienfarbencn Haare», die im Nacken zn einem Mozartzopf mit schwarzer Schleife zusammengebunden Ware». Obschon es ihr in den Füßen zuckte, ihm entgegen zu laufen, blieb sie doch standhaft auf der Schwelle der Pforte, theils wegen der etwaigen Beobachtung von Seiten der Nachbarschaft, theils wegen ihrer Wür>)e als Oberlchrers-gattin.
„Tu bist unpünktlich, sieben Minuten bist Du zu spät gekommen,"
Und sie schob die Uhr, welche sie in der Hand gehalten, zurück zwischen die Knöpfe ihres Kleides, hing sich an seinen Arm und schritt mit ihm auf das Haus zu.
„Verzeihung, liebe Paula, ich hatte mit den, Director zu sprechen."
Nach zwei Schritten stand sie still und hielt ihn mit fest.
„Heinz," sprach sie, mit erhobenem Arm gen Himmel deutend, „was siehst Dn da?"
„Eine ganz kleine Wolke, mein Kind," lächelte er,
„Am mein Gott, die Ferien werden uns verregnen, Tann werde ich böse Laune bekommen," verhieß sie lachend.
„Als ob meine Paula dazu Zeit hätte." Sie traten in das Haus.
„Scht, scht," machte Paula, mit beiden Händen dem Geräusch abwinkend, das sein kräftiger Tritt auf dem Fußboden verursachte, „Erwin schläft noch."
„So wird heute einmal der Papa zu seinem Recht kommen und nicht die tägliche unerhörte Zurücksetzung zu erdulden haben."
„O Du schändlicher, verleumderischer Mensch, Du bist es gerade, der mich zurücksetzt um Erwins Willen," rief Paula erzürnt und küßte ihn zur Verzeihung seiner Schändlichkeit.
Nach mancherlei Hindernissen saß endlich Doctor Heinz Wallroth glücklich auf dem Svpha vor einem sauberen Gedeck und ihm gegenüber, die Suppenschüssel vor sich, thronte Frau Paula und füllte die Teller,
„Angebrannt — natürlich."

„Natürlich!" bestätigte sie und sah mit Behagen, wie ihm die wohl-
bereitete Speise mundete. „Dil armer Mann, Dein Weib läßt Dich ver-
hungern, "
„Ja. sie taugt nichts, diese Paula."
„Ich glaube, Erwin rührt sich."
Beide Gatten ließen Messer und Gabel sinken und horchten angestrengt.
Doch nein, Alles blieb still nebenan, wo der kleine Sohn schlummerte.
Unter heiteren Neckereien verzehrte das Ehepaar sein Mittagbrot. Paula
sah indessen öfter und schärfer auf den Mann als sonst. Endlich stützte sie
den Ellbogen auf den Tisch, faltete die Hände unter dem Kinn, schaute mit
klaren grauen Augen in des Geliebten Gesicht und sagte, unvermittelt ernst
geworden:
„Heinz, Du lachst ja gar nicht aufrichtig. Du bist mit Deinen Gedanken
nicht bei mir."
Er sah erschrocken in ihr kluges Gesicht.
Sic nickte.
„Ich kenne Dich so genau! Du hast Acrger gehabt."
Seine Hand streckte sich über den Tisch zu ihr.
Sic aber sprang auf und fand noch neben ihm auf dem Sopha Platz,
legte ihr Haupt an seine Schultern und sagte:
„Nicht wahr, Du wirst mir davon sprechen? Ich kann ihn Dir gewiß
fvrtschwatzen, den Aerger."
„Mein Kind, es find Schulsachen," wehrte er finster ab.
„Schulsachen? Nein, das ist nicht wahr. Und nenne mich nicht immer
Dein Kind. Obschon ich erst dreiundzwanzig Jahre alt bin, Du aber
vierzig zählst, bin ich doch Deine Gefährtin — bin ich nicht? Ich arbeile
mit Dir für Dich und unser Kind, wie ein guter Kamerad. Thu' ich nicht?"
Er küßte liebevoll die junge faltcnlose Stirn.
„Geliebte," sprach er innig. Das Wort gab ihr in Allem Recht,
Tann setzte er jedoch hinzu: „Allein den Schulärger trage ich Dir nicht
in's Haus."
„Fühlst Tu denn nicht, daß Tu es schon thust. wenn Dein Blick duster
und Deine Heiterkeit erzwungen ist? Aber nein, es ist kein bloßer Schul-
ärger, den hast Du mir allemal erzählt und meine Entrüstung über die
Buben, welche es wagen, meinen Mann zu ärgern, hat Dich immer lachen
gemacht. Es ist etwas Anderes. So will ich's endlich sagen: seit Ostern
fühle ich, daß da ein Schatten ist. Laß mich ihn endlich kennen, damit ich
ihn verscheuche."
Wallroth starrte lange vor sich hin, erhob sich endlich wie träumend
und ging an seinen Schreibtisch, aus dessen Schublade er ein Couvert nahm.
Paula sah gespannt zu. Schwer ließ er sich wieder neben ihr nieder und
legte den Briefumschlag vor ihr auf den Tisch,

Ida Boy Cd in Lübeck,
„Was ist das?" fragte sie ein wenig bang.
„Vergangenheit," sprach er düster.
„Soll ich sie kennen?" sagte sie zagend.
Er nickte stumm. Sie entnahm dem Convert seinen Inhalt, es war
ein Bild.
„Nur eine Photographie!" rief sie enttäuscht.
Es war das Bild eines jungen Mädchens oder Weibes, welches aus
großen schwarzen Augen den Beschasenden fast anstarrte; ein schmales Gesicht,
dessen Züge nicht regelmäßig, aber sehr schön waren. Der Typus der
Erscheinung deutete darauf hin, daß die Haare schwarz, die Farbe» bleich
sein mochten. Haartracht und Kleidung wies die Mode von vor sechszehn
Jahren zurück. Paula mochte das Gesicht nicht leiden.
„Wer ist das?" fragte sie mit keinem anderen Gefühl als dem bloßer
Neugier.
„Das Weib, das ich geliebt habe," rief Wallroth aus.
Paula siel ihm um den Hals.
„Du hast! Es ist Vergangenheit! Was quält Dich ihr Bild?"
„Es war Alles begraben, seit langen Jahren, nun ist dieser unselige
Knabe gekommen und sieht mich an mit ihren bösen, trotzigen, schönen Auge»,
und lächelt, wie nur sie lächeln konnte. Seit Ostern geht die Qual. Ich
ertrage es nicht mehr."
Wallroth barg sein Antlitz in den Händen. Paula, obgleich ein wenig
blaß, nahm die Hände fort, lächelte tapfer und sagte:
„Unsinn. Welcher Knabe?"
„Alban von Darneck."
„Ach, der schlimme Junge. Ist er ihr Sohn?"
„Ich weiß es nicht. Aber es ist der Name. Vor zwei Jahren soll
die Baronin Darneck hier hergekommen sein — so lange ärgert der Knabe
uns. Bis Ostern sah' ich ihn nur zuweilen im Schnlhvf und sah ihn mit
Staunen und Bangen. Seit Ostern aber ist er in meiner Klasse — nun
Hab' ich seine Augen nnd sein Lächeln immer vor mir,"
„Du bist ihm sehr abgeneigt?" fragte Paula weiter, mild wie ein Arzt
den Kranken srägt.
„Nein — v Gott — ich hatte eine seltsame heftige Neigung, dieses
Kind gut, gehorsam und glücklich zu mache», ich zeigte Milde und erntete
Haß. Er, den ich allen jungen Seelen voraus noch besonders behüten
möchte, er zwang mich zur Schärfe, zum Zorn, zu Strafen. Ihm zürnend,
quälte ich mich selbst. Mir ist, als dürfe ich ihm kein hartes Wort sagen
— die Augen der ganzen Klasse ruhen auf mir, wenn er frevelt — sie
harren, wie ich ihn strafen werde. Und seine Augen — sie mahnen mich,
daß ich einmal solche Augen geliebt habe. Diese!"
Er schlug mit der flachen Hand auf das Bild.
„Und Tu weißt nicht gewiß, ob er ihr Sohn ist?"

öciil Schüler,
„Nein — nichts weiß ich, nichts Vernahin ich mehr seit damals."
„Seit wann?" fragte Paula innig. „Erzähle mir Alles."
Wallroth seufzte schwer und tief. Er faßte die lieben Hände fest,
welche seine Rechte nmfalteten, aber sein Auge vermied den reinen Kinder-
blick seines Weibes.
„Es ist auch von Schuld zu erzählen, mein Kind. Der Schauder,
der mich ergreift, nun ich daran rühren soll, verkündet meinem Gewissen,
daß es Schuld war — auch von mir. Sie aber ... sie! ... O Paula,
Du liebst mich?"
Ein fester Druck ihrer Hand bekräftigte es ihm wieder.
„So wirst Du nie begreifen, daß auch ihr Gefühl für mich Liebe war,
ein Gefühl, so himmelweit von Deines Herzens sanftem, unerschütterlichem
Lieben entfernt und doch — auch Liebe! Ich lebte auf dem Schlosse ihrer
Eltern, als Erzieher des einzigen jungen Sohnes. Der Winter begann,
als ich die Stellung antrat. Der Graf war allein mit seinem Sohn, den
er für die nächsten Monate nur ganz meiner Obhut übergab. Wir sollten
auf dem Lande bleiben, während der Graf alsbald nach der Residenz eilte,
wohin die Gräfin mit der Tochter schon voraus gereist war. Ein friedlicher
Winter verstrich mir; der tägliche Umgang mit einer offenen, liebevollen,
vertrauenden und begabten Knabenscele machte mir meinen Beruf zur Freude.
Ich erfuhr, daß er die heftige und strenge Mutter mehr fürchte als liebe,
den stolzen Vater tief verehre und seine schöne, herrische, unruhige Schwester
anbetete, vbschon sie nie Zeit hatte, sich mit ihm zu beschäftigen. Alle
Annehmlichkeiten meiner Stellung konnten mit der Rückkehr der Familie mit
einem Male verändert werden. Die Furcht war unbegründet gewesen. Tie
Gräsin kümmerte sich kaum um uns, der Graf horte mit schweigender Achtung
zuweilen dem Unterricht zu und zeigte dem Lehrer viel Güte."
„Und die Schwester?" fragte Paula dazwischen.
„Constanze sah ich zum ersten Mal, als sie leise in die Schulstube
trat und, mit den Händen hinter dem Rücken, am Thürpfosten gelehnt stehen
blieb, während ich in meinem Unterricht sortfuhr. Aber ich fühlte mit
einigem Unbehagen unausgesetzt ihren Blick auf mir; wohl eine Viertelstunde
blieb sie, um dann eben so leise zu verschwinde». Es war offenbar- in
ungenirtcr Neugier hatte sie sich nur den neuen Lehrer betrachten wollen.
Bei Tisch ward ich ihr dann vorgestellt; anstatt mir die üblichen verbindlichen
Worte zn sagen, die man bei solchen Vorstellungen wechselt, reichte sie mir
nur mit einem Lächeln die Hand. Es war ein Lächeln, so seltsam über-
legen und so voll unverhüllten Wohlgefallens an mir, daß ich heftig erröthete.
Bei dem Mahl, da sie lebhaft mit dem Vater stritt, nahm ich mir nun die
Freiheit, sie des Näheren anzusehen. Sie war von einer großen Beweg-
lichkeit in Gcberden und Mienenspiel, durch ihre eigenthümliche geräuschlose
Grazie indeß ward dieser Beweglichkeit der Eindruck der Unrast genommen.
Die raschen Hände, die viel wandernden Augen, das leicht erregte und

plötzlich verstummende Lachen, Alles erschien als der Ausdruck großer und
sicherer geistiger Regsamkeit und stand ihrer schlanken, fast mageren Gestalt
Wohl an. Ihr Gesicht war sehr bleich, ihre dunklen Augen unter den
schwarzen Braue» erschienen dadurch noch größer und feuriger. Oft und
plötzlich fiel der Blick aus diesen Augen auf mich. Sie beliebte, dafern der
Graf mich in das Gespräch zog, mit etwas boshafter Schärfe meine Ansichten
zu widerlegen. Von diesem ersten Tage an kam und ging sie geräuschlos,
uud doch unendlich störend, in den Unterrichtsstunden aus und ein. Sie.
die nie Zeit für ihren Bruder gehabt, gesellte sich den Spaziergängen, die
mein Schüler und ich unternahmen. Hier gab dann jedes Gespräch Anlaß
zu heftigem Streit, der in des Grafen und der Gräfin Gegenwart wohl
nicht so bösartig hätte entbrennen können. Constanze las viel und ohne
Ordnung, philosophische Bücher, die sie halb verstand, wilde Romane, die
ihre Phantasie erregten; Streitschriften über Tagesfragen, zu denen sie
Stellung nahm, ohne ihre Bedeutung crmessen zu können. Sic hatte ein
felsenfestes und blindes Urthcil. wie das bei ihrer Jugend und Bildnngs-
Zerfahrenheit nicht anders möglich war. Sie schwärmte für die Emancipation
der Frauen, davon sie nur den dunklen Begriff hatte, sie bedeute die voll-
ständige Freiheit für jeglichen Willen. Alle Stunden des Tages erschienen
mir bald nüchtern außer denen, wo ich mit ihr streiten konnte und dabei
ihrem dunklen, verlangenden Auge begegnete, welches ganz andere Tinge
sprach, als der rasche feindliche Mund. Sie war erst zwanzig Jahr.
Paula, aber schon eine fthr große Dame; große Damen fühlen sehr
souverän — Constanze sah mich zittern und blickte mich nur länger an.
„Einmal, als an einem Sommerabend der Graf und die Gräsin einen
Besuch in der Nachbarschaft machten, an dem sich zu beteiligen Constanze
übellaunig abgelehnt, saßen wir drei selbander. Constanze war besonders
bewaffnet an dem Abend und lachte spöttisch zu meinen Reden und fand
viel scharfe Worte. Da umfaßte der Knabe mich leidenschaftlich und rief
weinerlich:
„,Tu sollst ihn nicht immer kränken. Er ist gut und ich habe ihn
lieb/ Dann küßte er mich dreimal heftig auf den Mund.
„Constanze riß den Knaben aus meinen Armen.
„,Jungc"' rief sie, ,Dcin Heinz wird sich schon Genugthuung holen;
da . . /
„Nnd sie küßte dreimal heftig seinen Mund, den eben meine Lippen
berührt. Mir verging die Fassung — ich sprang auf und stürzte fort —
hinein in die schattigen Gänge des tiefbclaubten Parkes. Ich wußte es nun,
daß ich eine wahnsinnige Leidenschaft in mir halte,
„In einer Hütte fern von den Wegen warf ich mich auf eine Rasen-
bank, die hier verborgen unterhalb vermorschtem Borkendach stand. Ich
lag, mein Haupt in den Armen, ich glaube ich wcintc. Ta fühlte ich eine
leise Hand auf meinem Haar. Ich wähnte, der Knabe sei mir gefolgt. ,Laß

mich/ stöhnte ich, ohne mich zu regen. ,Heinz/ sprach eine Stimme, die
mich zittern ließ. Noch einmal! ,Heinz', Ich lag vor ihr auf den Knieen,
ich drückte mein Haupt in ihre Gewänder. ,Was that ich Dir 5" flüsterte
ich, ,daß Tu mich so quälst/ Sie neigte ihr weißes Gesicht zu mir
nieder und sprach entgegen: ,Jst Dir meine Liebe Qual 5" — ,So liebst
Du mich — wirklich? wirklich'? — Sie schloß die Augen und lag an
meiner Brust. In Küssen wurde aller Gram begraben. Und als wir dann
schieden, hieß sie mich das Gcheimniß sorgsam wahren. Hvfsnungssclig versprach
ich meine Augen und meine Seufzer zu bewachen. Denn ich fand begreif-
lich, daß die stolzen Eltern mir erst allmählich geneigt werden mußten und
ich fühlte mich so ebenbürtig und achtete den äußerlichen Umstand der ver-
schiedenen Lebensstellung so gering, daß ich nicht zweifelte, die Einwilligung
der Eltern eines Tages zu erhalten. Ich begann nach allen Seiten zu
suchen um eine selbständige Stellung zu finden. Darüber mochte mir die
größere Unruhe im Schloß nicht sonderlich aufgefallen fein, das Kommen
und Gehen von Leuten, offenbar dem Handwerkerstand angehörend, die
lange Verhandlungen mit der Gräfin und Constanze pflogen, das Eintreffen
großer Kisten und Kasten aus der Stadt. Eines Tages saß ich mit der
Gräfin, dem Knaben und Constanze unter den Linden hinter dem Schloß
und las aus einer Literaturgeschichte vor. Constanze und ihr Bruder machten
sich dazu Notizen, die Gräfin gähnte manchmal hinter ihrer Stickerei. —
Wir wurden durch einen Diener unterbrochen, welcher meldete: Der Herr
Graf lasse die Frau Gräfin bitten sich in den Salon zu bemühen, Herr
von Darneck sei angekommcn. Die Gräfin erhob sich mit einem angenehm
überraschten ,AH!', Constanze wechselte die Farbe. ,Jst das sein Onkel?
fragte der Knabe mit Beziehung. ,Ja', antwortete sie trocken. — ,?lber
Constanze, willst Du denn nicht endlich unscrm lieben Herrn Doctor an-
zeigen, was Du mir bisher verboten hast zu sagen/ — .Ein Verbot? —
also ein Gehcimniß vor mir?' fragte ich. ,Nun ja — ich sag's ihm doch:
heute oder morgen wird es ohnehin Allen verkündet, Constanze ist Braut
und wird bald Heirathen/
„Secundenlang herrschte Schweigen. ,Braut — seit wann? fragte
ich. Mir war's, als habe ein Anderer gesprochen. — ,O, schon seit dem
Winter. In der Residenz habe» sie sich versprochen. Aber der Baron von
Darneck hatte Trauer wegen seines Vaters, darum blieb es geheim. Nun
ist aber auch in drei Wochen Hochzeit/ — Braut — im Winter schon —
also ehe sie mich geküßt? Da sagte sie mit vollkommen ruhiger Stimme:
,Sparen Sie Ihren Glückwunsch, Herr Doctor, bis wir mit Thatsachen zu
rechnen haben. Hier sind meine Notizen, sind sie richtig? — Sie wollte
mir offenbar sagen, daß es nie zu der Thatsache kommen werde. Auf-
athmend, mit einem Blick voll heißer Dankbarkeit nahm ich den Zettel aus
ihren kalten Händen, ,Heute nach Tisch, in der Borkhütte, während die
Herren im Rauchzimmer sind!' stand da zu lesen. — ,Jst das recht?'

fragte sie noch einmal, — ,Ja/ sagte ich. .aber das Gedächtnis; braucht
die geschriebene Unterstützung nicht. Löschen Sic das wieder ans." —
Ruhig und mit langsamer Sorgfalt löschte sie mit Gummi die Notiz aus.
Ich lief; mich bei Tisch durch Kopfschmerz entschuldigen. Die Secunden
zählend saß ich in der Borkhütte bis Constanze kam. Wie sie von der
Hast des Laufens in meinen Armen zitterte! Wie ihre Lippen mich küßten,
bis ihr Mund mir die Wahrheit gestand! Allerdings war sie in der Re-
sidenz aus freier Wahl mit dem Baron verlobt worden; seine Trauer und
die Gewohnheit ihrer Kreise verhinderten, daß man von der Verlobung
sprach, aber Alles ward von beiden Seiten zur Hochzeit vorbereitet, die in
drei bis vier Wochen vor sich gehen sollte; Sonntag werde das erste Auf-
gebot sein, und dann schon nach und nach Gäste zu den Feierlichkeiten ein-
treffen, ,Arme Constanze/ sagte ich, ,das wird Kämpfe kosten — und
um meinet willen. Aber sei gewiß, daß Dir meine Liebe dies Opfer ewig
lohnen wird/ — Sic schien mich nicht recht zu verstehen, denn mit zärt-
licher Gutmüthigkcit strich sie über mein Gesicht und flüsterte: ,Armcr Heinz,
für Dich ist's gewiß noch schwerer/ Draußen hörten wir Stimmen — es
galt sich rasch zu trennen. Ich kehrte unverzüglich in mein Zimmer zurück
und setzte einen Brief an den Grafen auf, worin ich Alles gestand, und nrn
Constanze warb. Diesen Brief schloß ich in ein Billct an Constanze; ich
bat um ihre Ansicht über denselben und, dafern er ihr so gefalle, um Ueber-
gäbe des Briefes an den Grafen, Eine Stunde später hatte ich Antwort
von ihr. Mündlich meine Meinung. Nm Mitternacht an der bekannten
Stelle/ In ein dunkles Gewand gehüllt, kam sie dann durch die dunkle
Nacht geschlüpft und ihr Erstes war, daß sie meine beiden Hände nahm
und mit leisem klingenden Lachen sagte:
„Du Träumer, willst Du einen Roman erleben? Der Hauslehrer,
der des Grafen Töchterlein entfährt — hartherzige Eltern, ein Bösewicht
von Bräutigam — hu /
„Constanze/ rief ich vcrständnißlos, .was soll werden?-
„,Nun/ sagte sie halb schmollend, ,eine elegante Hochzeit mit dem
schonen reichen Baron, den ich, ehe ich Dich kannte, sehr charmant fand,
der mir nun freilich etwas fade tivrkummt/
„,Constanzes beschwor ich sie fiebernd, ,Du folterst mich — Tu bist
mein — wir lieben uns. Du kannst und darfst den Andern nicht Heirathen.
Dein Vater muß sich erweichen lassen/
„,Mcin Vater/ sprach sie, ,hm — ja, er ließe sich wohl erweichen.
Aber/ und dabei ward ihre Stimme laut und ernst, ,dcr Baron hat mein
Wort. Das muß man halten. Ich will es ihm halten/ Ich schrie auf.
ich ward wie irre. ,Nnd ich — was hast Tu mir gegeben?'
„Sie schlang wild ihre Arme nm mich,
„Kein Wort/ flüsterte sie, ,aber mehr: Liebe, große süße Liebe. Mein
Heinz, komm, sei kein Tränmer, die» Nomantik ist im praktischen Leben nicht

schön. Hcirathen muß man Vernunft- und standesgemäß. Aber Ivo das Herz Liebe heischt, darf es Liebe nehmen. Ich habe dem Baron versprochen fein Weib zu werden, ihn zu lieben habe ich noch nicht geschworen. Noch war meine Liebe frei zu verschenken. Willst Tu mich schmähten, daß ich sie Dir gab-"

„Ich stieß sie von mir, ich lachte.

„,Lügnerin, Du liebtest mich nie!'

„Sie schrie auf. Der Dämon in ihr erwachte. Ja, sie liebte mich. Sie hing an mir mit flehenden Armen und flüsterte es mir in leidenschaftlichen Tonen zn. Und da kam meine Schuld.

„Ein gebrochener Mann verließ ich andern Tags das Schloß für immer. Die Braut des Baron Darneck blieb darin zurück. Seit jenem Tage hörte ich nie etwas von ihr. Graf und Gräfin, verletzt durch meinen jähen Abschied, erhielten keinerlei Verbindung mit mir aufrecht. — Dann kamen zwölf Jahre einsamer Arbeit, freudenlos waren meine von einer fieberheißen Erinnerung vergifteten Tage. Bis ich Dich fand, Paula! Mein ernster Blick, die frühen Silberfädcn an meinen Schläfen schreckten Dich nicht. Ich ward wieder jung nnd glücklich, denn ich fand ein echtes Weib und eine echte Liebe. Die Erinnerung verlor ihre tödtliche Pein, ich glaubte auf ihrem Schutt das Gebäude neuen Glückes sicher erbaue» zn können. . . . siehe, nun regt sich's doch unter den Trümmern."

Paula hatte regungslos zugehört.

„Es war keine Schuld," sagte sie stark, „Dein Wille war da nicht frei, Tu warst der Spielball einer großen Leidenschaft. Wenn Tu Deinem Weibe Anrecht giebst an Deiner Vergangenheit, so verzeiht Dein Weib Dir die Schwachheil jener Stunde."

Wallroth legte ihr jugendliches Haupt an seine Brust und sah feuchten Blickes auf den braunen Scheitel herab.

„Ich danke Dir, Paula. — Aber fürchtest Du nicht, daß die Vergangenheit ihre Arme noch in nnsere friedliche Gegenwart hinein strecken kann? Thut sie es nicht schon? Ich soll noch heute die Mutter Albans sehen, meine Pflicht gebietet es. Wenn sie nun Constanze ist?"

Paula schloß die Augen. Nur ein paar Secunden dancrtc es, bis sie sich genug faßte, um heiter zu sagen:

„Dann tritt vor sie hin mit der Leutseligkeit, die der Reiche dem Armen gegenüber haben muß — denn wie auch immer ihr Geschick sein mag, im Herzen ist sie ärmer als wir."

Wallrvth küßte mit Ehrfurcht die Lippen seines Weibes.

„Kind," sprach er, „wer hat Dich gelehrt so einfach, so gesund und so großmüthig zu fühlen,"

„Die Liebe," sagte Paula, ihn ansehend.

Da krähte es nebenan — ein Helles kleines Stimmchcn wurde laut — Paula sprang auf, lief hinaus und kehrte bald zurück. Hoch auf ihren

Schultern saß ein Bübchen im Hemde und strampelte mit seinen nackten Beinen, indes; sie ihn mit der erhobenen Hand fest um den Leib gepackt hielt, damit es nicht falle. Und der Junge hatte die Haare seiner Mutter und die Augen seines Vaters und die Stirn und den Mund wieder vvn ihr — es war eine unentwirrbare Ähnlichkeit mit Beiden.
„Heinz," jauchzte Paula, „ich fürchte die Schatten der Vergangenheit nicht — hier ist unsere Zukunft!"
Und das schreiende ttind fast zwischen sich und seinem Weibe erdrückend, schloß Heinz dankbar und frvh erleichtert seine Welt in starke Arme.
Das Gespenst der Vergangenheit hatte seine grüßen Augen aufgeschlagen und sah Heinz mit gramvollen, unheildrohenden Blicken an. Im hellen Mittagssonnenschein ging es neben ihm auf den brennend heißen granitenen Pflastersteinen des Bürgerstieges am Lorenzendamm, es legte mit ihm zugleich die Hand auf die Klinke der Gitterpforte vor dem Garten der Baronin Darneck.
Mit sehr langsamen Schritten ging Heinz über den gelben Kies, er machte sich klar, daß er wenigstens der Baronin gegenüber im Vortheil sei, denn diese ward von dem Wiedersehen wohl ganz unerwartet betroffen. Vielleicht ahnte sie nicht einmal, daß ein Toctor Wallroth der Lehrer ihres Sohnes sei, und wenn sie auch selbst dies wußte, konnte sie noch nicht darüber gewiß sein, ob der Träger des in der Gegend sehr oft vorkommenden Namens sich Heinz nenne.
Die Gebüschpartien, welche die Grenze zwischen diesem und dem Nachbars-Garten verhüllten, waren durch ein kleines Halbrund unterbrochen, darin im Schatten einer Traueresche, die ihre Zweige über ein grau angestrichenes Gestell laubcnartig herab senkte, ein Tisch und einige Stühle Platz gefunden. Auf einem dieser Stühle hatte schon lange Zeit, einem leichten Halbschlummer hingegeben, den Hut auf den ttnicen, der Direktor gesessen und schrak nun, durch die Schritte erweckt, empor.
Mit unsäglich angenehmem Erstaunen ward Heinz seiner ansichtig.
„Wie, Herr Dircctor," fragte er, dem Alten froh die Hand schüttelnd. „Sie doch hier? So ziehen Sie es vor, in Person mit der Baronin zu reden?"
Der Greis ging, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, neben ihm her, sah kopfschüttelnd an seinem Nachbar empor und sagte:
„Ich denke, wir gehen Beide. Die Baronin ist eine heißblltige Dame, lieber Wallrvth, mir kam da so der Gedanke, wenn sie vvn der Vorstellung ausgehe, ihr Alban werde vvn Ihnen zu scharf genommen, möchte es harte Worte hüben und drüben, und am Ende eine peinliche Scene geben, für deren Geheimhaltung der verteufelte Junge gewiß nicht sorgen würde. Und Sie wissen, lieber Wallroth, Michaelis trete ich ab, nach fünfzig Jahren der

Thätigkeit an unserer Schule, der wohlverdienten Ruhe zu pflegen — ich
will nun nicht im letzten Quartal nach einen Schulscandal haben. Und am
wenigsten von Ihrer Klasse aus, Wallrvth, denn hoffentlich werden Sie,
mein Nachfolger."
„Sie thun mir einen großen Gefallen durch Ihre Gegenwart," erwiderte
Wallroth seufzend, „ich schließe von dem Sohn auf die Mutter, und bin
allerdings mit wenig angenehmen Gefühlen hergekommen."
Sie standen an der Thür des Entröes; durch Spiegelscheibe», welche
von blanken messingnen Querstreifen vergittert waren, sah man in einen reich
decorirten Flur. Wallroths Hände zitterten, als er an der Glocke zog.
Gleich darauf kam ein weiblicher Dienstbote und fragte, wen er zu
melden die Ehre habe.
„Den Gymnasialdirector Herrn Ductor Schöningen," sprach Wall-
roth rasch.
„Die Gnädigste läßt bitten," meldete das Mädchen zurück, „Wollen
die Herren hier nur Platz nehmen, Frau Baronin werden bald kommen."
Sie befanden sich in einem ziemlich großen Salon, dessen dreifach
getheiltes und mit buntem Glaswerk umziertes Fenster auf den Vorgarten
hinaus sah. Schwere, dunkel gemusterte Vorhänge waren in phantastischer
Unordnung vor den Fensternischen angebracht, die Chaiselongue, mit einem
persischen Teppich überworfen, stand schräg in der Nische, dort trat der
Fuß auf Bärenfelle, während der ganze übrige Boden von einem dunkeln
Teppich bedeckt war. An den tiefroth tapezirten Wänden standen große
Bücherrepositorien, mitten im Salon ein Flügel, in der Nähe der Fenster-
nische ein Schreibtisch mit Broschüren und allerlei losem Papierwerk belastet;
vom Plafond herab hing ein prachtvoller kupferner Kronleuchter; den Ecken
des Salons war durch Gruppen von gebleichten Palmen, dnrch alte
Gobelins und andere Teppichraritälen das Scharfwinkligc genommen nnd
eine scheinbare Rundung hergestellt. Die beiden Herren sahen sich in dem
wunderlichen und doch höchst behaglichen Raum erstaunt um; dies Gemach
glich halb einem Atelier, halb einem Studirzimmer und gar nicht einem
Familienwvhngemach.
Heinz trat an die Bücherreihen und las mit halblauter Stimme
mehrere Titel ab: Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung; Von
der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde; Darwin . . .
Mantegazza. Die Physiologie des Genusses . , . Ieuerbach, Gedanken über
Tod und Unsterblichkeit." Und dann an einer andern Seite: „Flaubert,
Goncourt. Zola."
„Um Gotteswillcn," sprach Heinz, „ob wohl Alban der Zutritt zu
diesen Werken freigestanden hat?"
Der Dircctor, welcher sich gleich bequem in den Sessel vor dem
Schreibtisch niedergelassen hatte, hob ein Heft von der grünen Tischplatte
vor ihm auf.

„Hier," sagte er, „Albans französisches Exercitium und daneben sein Schulfcdcrkasten."
„Und dort." fügte Wallroth hinzu, auf ein Buch deutend, welches geöffnet, aber mit dem Rücken nach vbcn auf dem Bärenfell vor der Chaise-longue lag, „dort die Literaturgeschichte unserer Klasse. Zweifellos hat der Knabe hier feinen gewöhnlichen Ausenthalt,"
Nebenan gingen Thüren, Doctor Wallroth fühlte einen plötzlichen Schreck. Ucber der Sorge des Erziehers, der die Umgebung seines Zöglings ans die für diesen mögliche Gefahr hin prüft, hatte er eine Minute lang vergessen, wem er vielleicht gleich Aug in Auge gegenüber stehen sollte. Es lief ihm frostig durch die Adern. Tan» war „Paula" sein Muthgedanke.
Die Portiere, welche die Thür nächst dem Schreibtisch verdeckte, bewegte sich, zugleich stand der Director eilig auf und hatte schon zwei tiefe Verbeugungen gemacht, fast noch ehe die Dame des Hauses ganz eingetreten war.
„Ach, mein lieber Director," sprach sie und reichte ihm die beiden weißen schmalen Hände entgegen.
War es möglich, daß fast sechzehn Jahre hingegangen, seitdem Heinz diesen schwarzen Scheitel gesehen und diese weiße Stirn? Es war noch dasselbe Gesicht, dieselben Haare, dieselbe Stimme. Das magere Antlitz zeigte etwas schärfer alle Züge ausgeprägt, aber es waren doch dieselben Züge. Vielleicht verbarg auch das sehr gedämpfte Licht dieses Raumes manche kleine Zerstörungen der Zeit. Und jetzt hob sie das große Auge und sah nach dem Mann hin, dessen Gegenwart ihr wohl die Dienerin verkündet haben mochte, dessen Name sie aber vielleicht nicht wußte. Heinz bebte, seine Bewegung war so groß, daß er zu grüßen vergaß. Es schien secuudenlang, als lasse ein ungeheurer Schreck die dunklen Augen sich weit öffnen, aber dann sprach die metallische Frauenstimme ohne Beben-
„Ein junger College, Herr Director?"
„Wallroth — unser lieber, geschätzter Doctor Heinz Wallrath, der Klassenlehrer in Obertertia," stellte der Alte, sich die Hände reibend, vor, Heinz verneigte sich tief.
„Ich bin sehr erfreut — die Herren kommen gewiß, um über meinen Sohu mit mir zu sprechen. Er macht mir etwas Sorge, dieser Sohn — aber bitte, nehmen wir Platz."
Sie wies auf eine Gruppe von Sesseln in einer der abgerundeten Ecken. Sie seufzte, da sie Albans erwähnte, aber es war ein oberflächlicher Senfzcr, sozusagen ein Höflichkeitszugcständnisz an die Herren Lehrer. Sie bewegte sich schnell, aber mit einer besonderen Sicherheit, welche in langjähriger Hcrrschcrgewohnheit sich nur Fürsten und sehr gefeierte Frauen aneignen.

„Allerdings, Frau Baronin, Ihr Sohn ist die Veranlassung unseres
Besuchs. Schon einmal habe ich Ihnen andeuten müsse», daß Alban keines-
wegs dem Ideal eines Schülers entspricht, daß er . . ."
„Daß er nun abermals Anlaß zu Klagen giebt," fiel die Baronin ein,
„befremdet mich gar nicht. Alban ist eben ein genialer Knabe nnd die Zwangs-
jacke Ihrer systematischen Unterrichtsformen paßt nicht für seinen Fenerkvpf."
„Für ein Kind," hob hier Wallroth an und die Baronin faltete bei
seinem Stimmenklang die Hände ein wenig fester im Schooß zusammen,
„für ein Kind ist Ordnung und Maß auch im Genuß geistiger Offen-
barungen eine Nothwendigkeit. Mütter sind aus Schwache oder Eitelkeit
oft geneigt, kranke Frühreise für ein Kriterium des Genies zu halten. Ich
glaube nicht, daß Alban genial ist."
Er hatte sehr hart gesprochen, der Dircctor schaute ihn bittend an und
begann, da die Baronin statt zu antworten Doctor Wallroth starr ansah,
von der innigen und besonder« Vorliebe zu sprechen, welche er, der Director,
gerade für Alban habe, denn sein Gedächtniß führe ihm wieder jene Zeit
vor, wo der nun schon seit einigen Jahren verstorbene Baron von Darneck
sein Schüler in derselben Schule gewesen, ein Musterschüler, wie er wohl
sagen dürfe, und um so trauriger sei es, daß Alban noch immer nicht seinen
Stolz in der Erfüllung seiner Schulpflichten suche. Die Baronin hörte
gar nichts, sie blickte unverwandt in Heinz' Augen, doch als der Tonfall der
eifrigen altersheisern Stimme neben ihr erstarb, sprach sie statt einer Ant-
wort stark:
„Sie hassen meinen Sohn!"
Wallroth zuckte zusammen.
„Nein," rief er in unbeherrschter Aufwallung, „ich leide durch ihn,
Mir ist es, als sollte ich ihn lieben, und er zwingt mich, ihm Ruthe
zu fein."
Nun schien Constanze fassungslos, wenigstens rang sie vergebens nach
einem Wort.
„Ich wundere mich manchmal," hob der gutmnthige Director an, „daß
Alban weder seinem Vater im Wesen, noch von Gesicht gleicht. Er ist als
stamme er aus einem andern Geschlecht, als aus dem Darneck'schen."
Constanze sah Heinz an.
„Ja," sprach sie langsam, „er gleicht sehr mir, von den Darnecks hat
er nur den Namen. Doch kommen wir zur Sache: was hat Alban neuer-
dings verbrochen? Befehlen Sie. Herr Director, daß ich ihn hierher
rufe?"
„Nein," antwortete Doctor Wallroth auf einen Frageblick des Directvrs,
„er soll nicht zugegen sein, wenn seine Lehrer feine Mutter bitten, fortan
ein besserer Wächter der ihr anvertrauten Seele zu sein. Seit Alban sich
in der Obertertia befindet, ist die Woche für ihn eine Kette von böswillig
hervorgerufenen Warnungen und Bestrafungen. Er arbeitet lüderlich — das

möchte hingehen und als Leichtsinnsperiode, die fast jeder Knabe einmal
durchmacht, aufgefaßt werden. Das; er aber den Gehorsam in der Klasse
kündigt, seine Mitschüler aufreizt und in seinen Schulheften verfängliche
Poesien herumtragt, das kann nicht mehr geduldet werden,"
„Ist Alban gegen alle Lehrer gleichmäßig ungehorsam?" fragte die
bleiche Frau fast lauernd.
„Nein," versetzte Heinz mit bebender Stimme, „wenngleich Alle ihn
tadeln, empfindet Keiner gleich mir seine offenbare Absicht, seinem Lehrer
wehe zu thun."
„Sein Gefühl ist stark und gährend mit Ihnen beschäftigt," sprach
Constanze. Ihr Ausdruck und ihre Stimme dabei thaten ihm weh.
„Trotz der peinlichen Vorgänge gerade mit mir," sprach er weiter, „darf
ich wohl Vertrauen von Ihnen erwarten, denn ich bin mir eher einer zu
großen Milde als einer zu großen Strenge gegen ihn bewußt. Und ich
wiederhole, Frau Baronin, haben Sie auf die Seele Acht, welche Ihnen
anvertraut ist. Hat Alban das Recht, sich allein in diesem Zimmer auf-
zuhalten?"
„Er hat es alle Zeit gehabt." sagte sie verwundert.
„Aber Frau Baronin, so hat der Junge hier ml likituin seine Lectüre
wählen können?" fragte der Director.
Sie sah gleichgültig über die Bücherreihen hin.
„Gewiß," antwortete sie, „wenn ich ihm die Bücher da verschlossen
hätte, würden sie Interesse für ihn bekommen haben. So hat er sich vielleicht
gar nicht um dieselben bekümmert. Und wenn doch — nun da mag er jene,
welche er nicht verstand, bald gelangweilt fortgelegt haben; jene Bücher,
welche er aber verstand, können ihm doch nicht schaden," schloß sie achsel-
zuckend.
„Und an dies denken Sie gar nicht." rief Heinz heftig, „daß feinem
jungen Kopf zu früh ein Verständnis; erschlossen werden kann, oder schlimmer
noch: daß ein falsches oder ein halbes Verständnis; giftig sein geistiges und
moralisches Sein zersetzen kann? Zersetzt hat — denn Sie haben schon
das Verbrechen an ihm begangen — er ist schon krank von der Nahrung,
die nur für einen starken und klaren Kopf ist. aber nicht für Kinder und ..."
Er stockte.
„Und Weiberköpfe," vollendete sie spöttisch. „Es befremdet mich nicht
im allermindesten, Herr Tvctor, Sie als Gegner der Bemühungen zu finden,
die Frauen in eine höhere Culturgemeinde empor zu ziehen. Ihre Gattin —
ich hörte zufällig, Sie seien vermählt — wird demnach einen beneidens-
werthen Kreislauf täglich von Neuem zwischen Küche und Kinderstube voll-
enden, das heißt, wenn Sie Kinder haben." Dabei war wieder ein lauernder
Blick in ihren Augen.
Heinz erglühte. So wußte sie schon von ihm, hatte über ihn und sein
Weib Erkundigungen eingezogen.

5ein Schüler,
„Ich habe einen Sohn," sprach er stolz,
„Einen Sohn..." wiederholte Constanze leise wie ein Hauch,
„Und diesem meinen kleinen Sohn wird mein Weib alle ihre besten
Kräfte immer widmen. Und obwohl mein Weib eine Professorstvchter —
wenn ihr Ursprung Sie etwa interessirt — und in wissenschaftlichen Dingen
so wohl erfahren ist, daß sie ihres Vaters rechte Hand war und nun meine
Stütze ist — mehr als ich in Herrn Dircctors Gegenwart gestehen darf,
denn Paula corrigirt mir ineist die Hefte meiner Tertianer durch — obwohl
also mein Weib Kenntnisse und Neigungen besitzt, welche weit über den ge-
wöhnlichen, leider so engen Kreis der weiblichen Interessen gehen, ist doch
ihr Sohn ihr erster Gedanke, ihre erste Sorge, denn die ungeheure Auf-
gabe des Weibes ist ihr ganz klar, nämlich die Aufgabe, die Sittlichkeit und
Kraft der nach uns kommenden Generation als Mutter in ihrem Sohn zu
pflegen. Aus Individuen setzt sich eine Generation zusammen, jeder Ein-
zelne vermag nur das von ihm in die Welt gesetzte Individuum zu mög-
lichster Vollkommenheit heranzubilden; aber indem er so nur seinem eigenen
Fleisch und Blut gegenüber heilige Pflichten zu erfüllen scheint, erfüllt er
eine Pflicht an der Menschheit, Sie aber, Frau Baronin, haben diese heiligste
Pflicht außer Augen gelassen — Alban hat keine Mutter, denn ich darf
wohl Goethes Wort verändern und auch sagen: Was Du von der Natur
empfangen hast, erwirb es. um es zu besitzen."
„Aber lieber Dvctvr," sagte der Director iu rathloser Angst, „Sie
lassen sich zu weit hinreißen."
„Gicbt denn nur die Erziehung mir ein Anrecht auf mein Kind,"
begann die Baronin mit bebender Stimme, „so könnte jedes Kind, das
ich mir von der Straße auslese, auch mein Kind werden. Sollen die
Thränen, die mir schon Alban vor seiner Geburt gekostet, mir nicht an-
gerechnet werden? Soll sein Dasein, welches mir täglich neue, unaussprech-
liche Wonne ist und dennoch täglich — ach, eine tödtliche Pein, soll sein
Dasein mir zur Schuld angerechnet werden?"
Eine Pause entstand. Constanze hatte ihr Antlitz in den Händen ver-
borgen, Heinz starrte, mit Ahnungen kämpfend, welche er nicht einmal zu
denken wagte, auf die haltlose Frauengestalt. Der Director verstand kein
Wort und dachte, die liebe Dame sei in der That ein wenig zu hoch ge-
spannt mit ihren Gefühlen und mache sich in Folge der unpassenden Zurecht-
sctzung Wallroths tragische Gedanken.
„Meine theure Baronin," begann er hustend, „nehmen Sie den Fall
nicht zu traurig. Es ist schon aus manchem leichtfertigen Jungen ein ganzer
Mann geworden. Allerdings hat Alban es nns unmöglich gemacht, sein
Betragen noch länger zu vertuschen. Seine, offenbar persönlich gegen Wall-
roth gerichteten Unarten zwingen uns zu der Bitte, daß Sie Alban so
lange im Hause unterrichten lassen, bis er die Stufe von Untersecunda
erreicht hat, und dann wieder versuchsweise bei uns eintreten kann. Wir

muffen den Schülern gegenüber den Vorwand von Gesundheitsrücksichten aufstellen. Freilich wird mir dies Niemand glauben, aber Jedermann wird begreifen, daß ich in meinem letzten Quartal keine Relegation mehr verordnen mag. Auch wird die Milde gegen den Sohn einer Wittwc eher verziehen werden, als gegen einen Jungen, der in strenger Vaterzucht steht."
„Nachsicht für Alban, weil er keinen Vater hat," flüsterte Constanze mit bitterem Lächeln.
„Dürfen wir also hoffen," fuhr der alte Mann fort, der es in Folge jener von Wallroth gezeigten Aufrichtigkeit für gcrathen hielt das Wort zu führen, „daß Sie mit diesen unseren Wünschen, deren Milde für Alban Sie anerkennen müssen, einverstanden sind?"
„Vollkommen," sprach sie leise, „Alban wird die Schule morgen nicht mehr besuchen und ich werde um seine Entlassung in aller Form aus Gesundheitsrücksichten bitten."
„Herr Director," sagte Wallroth rauh, „ich habe eine Bedingung hinzuzufügen. Meine Autorität in der Klaffe ist untergraben oder doch angegriffen worden. Das spurlose Verschwinden des Knaben würde mich vielleicht dem Gespött der Zurückbleibenden aussetzen. Ich bestehe darauf, daß ich der Klaffe selbst und zwar noch in Gegenwart Albans, sein Scheiden ankünde und daß Alban zu diesem Zweck morgen noch erscheine. Ich verlange, daß meine Klaffe bemerke, die friedliche Form sei Ihres bevorstehenden fünfzigjährigen Jubiläums wegen, und nicht aus Schwäche gegen den reichen und adeligen Schüler gewählt. Ich bestehe so fest darauf, daß ich erkläre: ich gehe, wenn mir dies nicht zugestanden wird."
Der Director sah seinen Lehrer an, der sehr bleich, aber auch sehr entschlossen vor ihm stand.
„Recht hat er, ganz entschieden Recht," murmelte er unbehaglich. Auch Constanze erhob sich.
„Ihr Knabe wird heranwachsen," sprach sie mit zitternden Lippen, „und es könnte geschehen, daß er dennoch so ungebcrdig würde wie Alban, der — keinen Vater, und wie Sie sagen — keine Mutter hat. Was werden Sie thun . . . wie werden Sic gegen ihn sein, wenn Sie auch sein Lehrer und Richter sind?"
„Gerecht!" antwortete Heinz tonlos,
„Gerecht — das heißt: unerbittlich. Sie glauben Alban zu kennen — Sie kennen ihn nicht," fuhr sie in fieberhafter Erregung fort, ergriff Wallroths zurückzuckende Hand und sah ihm brennend in die Augen. „Er ist leidenschaftlich, genußsüchtig, unbeständig, hochmüthig — er ist wie ich und so kennen Sie ihn. Aber er ist noch mehr — hören Sie — in seinen Adern rollt auch noch ein besonderer Tropfen Blut, der wallt plötzlich in einem heißen und doch engherzigen Ehrgeiz auf .... er erträgt keine Kränkungen, auf die ihm Gegenwehr nicht mehr möglich ist — am wenigsten

von Ihnen, er haßt Sie — weil er Sie lieben möchte und es nicht kann,
da er beständig Ihre Ruthe fühlt."
„Ich mutz auf meiner Forderung bestehen," sagte er. Constanze ließ
seine Hand fallen.
„Ich schlage einen Ausweg vor — bestimmen Sie Alban, morgen vor
der Klasse Abbitte zu leisten, damit ist die Autorität Wallroths hergestellt
und so wie ich meinen lieben Wallroth kenne, erspart er dem Jungen dann
alles Weitere," meinte der Director gutmüthig, Wallroth neigte zustimmend
das Haupt.
„Ja, so soll es sein," sagte die Baronin hastig. „Alban wird Sie
um Verzeihung bitten."
Der Zweck dieses peinlichen Besuchs war somit erfüllt. Der alte Herr
sprach noch einige anerkennende Worte über das hübsche Haus und die
aparte Einrichtung; aber die vollständige Schweigsamkeit der beiden Andern
ließ kein Gespräch aufkommen, so empfahl der Director sich denn nnd
schüttelte herzlich die Rechte der Baronin. Er konnte sich nicht helfen, diese
Frau, schlank und biegsam wie ein Schilfrohr, mit bleichen und scharfen
Zügen, wie Eine, die nie zufrieden und traumlvs schlummert, mit den
dunklen brennenden Augen, wie Eine, deren Blicke nie in Frieden ans einem
geliebten Antlitz ruhen, diese Frau hatte es ihm ein wenig angethan.
Heinz und Constanze verabschiedeten sich von einander durch eine tiefe
und stumme Verneigung.
Sic stand und horchte auf die Glocke der Flurthür, welche das Fort-
gehen der beiden Männer verkündete. Und auch als diese verklungen, stand
sie noch lange bewegungslos, ohne Blick und Athem zu wagen. Dann ging
sie mit lautlosem Schritt aus die Chaiselongue zu und fetzte sich dort nieder,
die Hände in den Schoos; gefaltet, die Blicke hinein gebohrt in die Schatten
des langhaarigen Felles zu ihren Füßen.
„So habe ich ihn erwartet . . . über mir! Stolz! Der Gerechte
über der Sünderin! Und ohne Erbarmen! O Gott, wenn er wüßte . . .
ewige Gerechtigkeit, vor Deinem Throne wird er den Antheil an der Schuld
nicht verleugnen können .... Er hat ein Weib ... er liebt es. Er
hat einen Sohn . . . einen Sohn ... er wacht über ihn, daß er gnt
und glücklich werde, seine Liebe wärmt das frierende Kind. Alban —-
Alban!" schrie sie wild auf.
Die Thür von dem Nebenzimmer her öffnete sich. Der Knabe erschien
aus der Schwelle, er hatte ein Buch in der Hand und eine Cigarrctte zwischen
den Lippen. Seine Mutter fand er hingestreckt auf der Chaiselongue, das
Antlitz hatte sie auf ihren Armen vergraben.
„Nun, Mama — Du rufst mich? Bist Du nicht wohl? Der
Director und mein specicller Freund Wallroth haben Dich altcrirt?" fragte
er spöttisch.
Sie richtete sich auf.

„Kvmm her, Alban — zu mir."
Alban warf das Buch hin und näherte sich.
„Was hast Du gelesen? Zeig her."
Er lachte und brachte ihr das Buch.
„Aha — erster Erfolg der Predigt des Herrn Wallrvth! Sonst hast
Du Dich doch nie um meine Lectüre bekümmert."
„Ich hätte es thun sollen — las; sehn."
Aber ihre Hände warfen entsetzt das Buch fort, der Titel schon ließ
sie erröthen und einen zweifelhaften Inhalt vermuthen.
„Mein Sohn," schrie die unglückliche Frau auf, „habe ich Dich auf
diesen Weg gewiesen?"
„Nein." antwortete Alban kaltblütig, „Du hast mich. Gott sei Tank,
meinen eigenen Weg gehen lassen. Ich bitte Dich, dies auch fernerhin zu
thun und gewiß zu sein, daß ich vielleicht keine Musterkartc menschlicher
Tugend n Wallrvth, aber ein Baron Tarneck sein werde, den man
überall gerne sieht."
„Alban," sagte seine Mutter und zog ihn neben sich nieder, „ein
nenes Leben soll und muß beginnen. Gieb Deine ungerechte Abneigung
gegen den Lehrer auf, der Dein Bestes will. Tu wirst die Schule für ein
Jahr oder länger verlassen ... ich sehe, es macht Dich froh — aber sei
auch gut dafür . . . bitte Wallroth morgen vor der Klasse «m Verzeihung —
das ist die Bedingung. Wenn Du es nicht thust, wird er Dich schimpflich
entlassen; denke an das peinliche Aufsehen."
„Ich bitte diesen Mann nie um Verzeihung! Aber fei ruhig, er
wagt es nicht, mir einen Schimpf anzuthnn, er fürchtet sich vor mir, ich
fühle es," versetzte Alban entschlossen.
Constanze preßte ihren Sohn wild an sich.
„Werde gut! Liebe diesen Mann. Schwöre es mir. Verspreche es!"
Sie zitterte, sie bedeckte fein Gesicht mit heftigen Küssen und ihre
Angen flammten in einem seltsamen Licht.
„Kind," stammelte sie, „o Kind der Liebe und der Schmerzen."
Alban entwand sich ihr und erhob sich,
„Mnmn," sprach er ungeduldig, „ich sehe, daß Du Deine Nerven
hast. Verzeih . . . aber ich will Dir lieber die Jungfer mit Deinen Medica-
menten hersenden,"
Er ging hinaus. Sie aber sank gebrochen zurück, Ihre Augen halten
lange verlernt zu weinen, aber ihre blassen Lippen murmelten.
„Wehe mir — er liebt nicht einmal seine Mutter".
Frau Paula saß in dem alten Großvaterstuhl, welcher noch von der
Mutter ihres Vaters stammte und nun ihrem Gatten vor seinem Schreib
tisch diente. Sie saß ziemlich vorn auf der Kante und hinter ihr. durch

dic Rückenlehne, die Armpolster und die Gestalt der Mama selbst wie mit
einer Schutzmauer umgeben, stand der Junge auf dem lederbczugcnen Sitz.
Paula neigte den Kopf über ein Schreibheft, rechts und links von ihr auf
der Tischplatte lag je ein Stoß eben solcher Hefte. Mit rothcr Tinte und
emsiger grausamer Feder strich Frau Paula auf dem weißen, blau liniirteu
Svatium der schwarz beschriebenen Blätter die Schaar der Fehler an, welche
sie in dem Extemporalienheft über Ciisars Kollum galliLum fand, legte,
wenn ein Heft durchgesehen war, dies auf den Stapel rechts, um gleich
dann von links ein neues Opfer herbei zu nehmen. Ihr Sprößling hinter
ihr neigte seinerseits sein blondes Köpfchen über die Rücklchne des Stuhls
und beschäftigte sich eben so vertieft wie die Mama. Sein Patschhändchen
ließ einen langen Faden herab baumeln, an dessen Ende als Schwergewicht
und Pendel eine schöne, aus Wolle gestrickte blau und rvthc Marketenderin
sich befand- die Auf- und Abbewegung ließ das weibliche Geschöpf eines
Phantasie«ollen, aber schönheitsarmen Spielwaarenfabrikanten einen lautlosen
Tanz auf dem Erdboden vollführen, der sich besonders durch die hohen
Sprünge der Tänzerin auszeichnete. Aber plumps — da riß der dünne
Faden und die Marketenderin fiel mit ihrem wollenen Gesicht und den beiden
Perlaugen auf die Erde, die rothen Arme wagrecht von sich gestreckt, und
das steife Rund des blauen Rocks starrte zu Himmel.
Das Bübchen war ein Philosoph; es weinte dem Verlust nicht nach,
sah ein Weilchen hinab, bis gerade die Uhr ihm gegenüber an der Wand
fünf schlug und damit alle Aufmerksamkeit für sich forderte. Tiktak ging der
Pendel, aber das war eine alte, oft gesehene Geschichte; leider schlug die
Uhr aus Gefallen für ihren kleinen Freund nicht sofort noch einmal fünf
oder zwölf oder dreißig Mal. Der Junge drehte sich, um die andere Seite
der Welt nun einmal zu besehen. Vor ihm die Mama — der Haar-
zopf mit der Schleife aufgebunden, saß ihr in dem Nacken. Und alsbald
begannen die kleinen Hände leise, leise die Schleife aufzulösen, und die
Mama, die warmen Fingerchen in ihrem Nacken wohl verspürend, hielt fein
still und fuhr in ihren Correcturen fort, freilich nicht ohne zuweilen seit-
wärts zu schielen. Der schöne Zopf fiel lang über den Rücken der Mama
und nachdem der Junge das Band als einen häßlichen Gegenstand ohne
Farbe und Lärm erfunden und hinter sich geworfen, begann er sich näher
mit dem Zopf zu beschäftigen. Ja, der bot mancherlei, man konnte etwas
damit anfangen, er ließ sich in drei Theile zerlegen — und die kleinen
Finger wühlten mit Mühe und Geduld die festen Strähnen auseinander,
dazu tickte die Uhr und knirschte die Feder und Alles war Frieden
und Ruhe.
Da ward die Thür aufgerissen und Heinz kam herein. Sein Antlitz
und seine Augen glühten. Das Kind und die junge Frau thatcn einen
frohen Ausruf, und Paula mit der entfesselten Haarfluth, flog an ihres
Gatten Brust.

Ida Boy Ed in Lübeck. —
„Schau, was er gemacht hat. Er ist fleißig gewesen und ich auch,
sein Fleiß hat aber wvhl gründlichere Früchte getragen, als der meine. Du
mußt die Hefte noch einmal übercvrrigiren, ich war doch zerstreut, meine Gedanken
folgten Dir. Wie war es, hast Du sie schon gesehen?"
Heinz nahm seinen Sohn auf den Arm, schaute lange und gramvoll
in das Kindesantlitz, seufzte dann schwer und schloß die Augen wie vor
einem Schreckcnsbilde.
„Du bist doch erregter als ich fürchtete," sprach Paula sanft. „Komm,
laß mich Alles hören, selbst dies, daß jene Frau die Eine, Gefürchtet? war,
und daß Du ihren alten Zauber wieder machtig über Dir fühltest."
Sie führte ihn zum Sopha und setzte sich zu ihm, das Kind auf
ihre Kniec nehmend.
„Komm, Engel," sagte sie, den Kleinen küssend, „nun hören wir unser
Schicksal!" Ihre milde Stimme, ihr klares Auge bezwangen ihren Gatten.
„Paula," sprach er, „keine Zauber wirken mehr, seit Dein Auge mein
Himmel ist. Aber dennoch . . ."
„Dennoch bringst Tu Unruhe mit heim, dennoch fliehen Deine Blicke
mich scheu, wie Blicke des Sünders den Nichter fliehen? O, Heinz, was
kann Dich noch unfrei machen, wenn Du fühlst, daß alle Deine Liebe nur
mich sucht?" fragte sie innig.
Ihn schauderte. Sollte das als Wort aus seine Lippen treten, was
als schrecklich geborene Ahnung seine Seele zermalmte? Nein — tausendmal
nein. Er wandte in qualvollem Schweigen das Haupt ab.
,,Tu bleibst stumm," fuhr Paula leise fort, „so Hab' ich nicht Dein
Vertrauen? Ich will in diesem Augenblick nicht .in Dich dringen, berathe
Dich, ob Tu mir sagen willst, was Dich bedrückt. Ich erwarte Deinen
Entschluß und nehme ihn, wie er auch fallen möge, in Temuth hin. Nur
dies Eine bedenke! Das Vertrauen zwischen Gatten ist die Grundlage ihres
Glücke», ihrer ganzen Vereinigung, und nur ganz vereinigte Gatten können
ihren Kindern glückliche Eltern sein. Um meines Sohnes willen bitte ich
Dich, um meines Sohnes willen fordere ich! gieb Vertrauen. Was jene
Frau Dir auch gewesen sein mag, welche Erinnerungen auch ihr nun An-
recht an Dein Herz zu geben scheinen — eines ist, was ihr alle Rechte
raubt und mir alle giebt! — Ich habe Dir Deinen Sohn geboren."
,,Paula," schrie Wallroth auf, ,,Deine Worte zerfleischen mich —
schweige und habe Erbarmen."
Betreten über diese ihr unverständliche Wirkung ihrer Worte, ver-
stummte Paula eine Weile. Thränen standen in ihren Augen.
„Mama, nicht weinen!" stammelte der Kleine.
„Vergieb," begann sie wieder gefaßt, „ich wollte Dich nicht kränken, denn
ich habe im Herzen gewiß Erbarmen mit der armen Frau, welche das edelste
Glück entbehren muß, sich mit dem Vater ihres Sohnes den Erziehungsfreuden
hinzugeben. O ja, ich habe so viel Mitleid. Denke Dir, Heinz, wenn dies Dein

Kind Dich entbehren müßte, wenn mir allein diese junge Seele vertraut bliebe, würde aus übergroßer Liebe, aus Mummer und Schwachheit, nicht aus diesem Kinde vielleicht ein so unglücklicher Knabe werden, wie jener Alban?"
Ihr Gatte sank neben ihr nieder und mit heftigen Händen seinen Knaben umklammernd, rief er:
„Schweige — ich beschwöre Dich. Und -gönne mir noch mein Verstummen. Mein Kind — mein Kind — darf ich fiir Dich leben?"
Paula sah feine tiefe Erschütterung und in ihrem einfachen Heldenmut!) faßte sie sich schnell, um in scheinbarer Gelassenheit zur Tagesordnung überzugehen. Ach, war das die gewohnte Tagesordnung? Zwar geschah in dem kleinen, nach dem Schlag der Uhr geregelten Hauswesen Alles, wie es an anderen Tagen auch geschehen: Paula und Heinz gingen von sechs bis sieben spazieren, das Dienstmädchen mit dem kleinen Erwin folgte ihnen wie immer. Aber draußen im Walde von Düsternbrock standen sie nicht lachend still, um Erwin zwischen dem Unterholz wie einen Gnom umher stolpern zu sehen; sie verweilten nicht immer von Neuem entzückt an den Aussichtspunkten, um den Anblick der herrlichen Meeresbucht zu genießen und Erwin auf die stolzen Schiffe aufmerksam zu machen, die auf schimmernden und leise fluthenden Wogen in finsterer Ruhe lagen, gleich schlafenden Riesen. Sie schritten stumm im Tact neben einander, als gelte es, dnrch den Gang eine Arbeit abzuthun. Und wie alle Abend platschte Erwin in seinem Bade, daß die Mama und die Diele der Stnbe die feuchten Spuren fühlten, aber der Papa neckte ihn nicht dabei und reizte ihn nicht an zu größeren, von der Mama lachend gescholtenen Wildheiten. Auch aßen sie in der Laube im Hintergttrtchen ihr Abendbrot, dieselbe einfache Kost wie immer, aber sie schmeckte bitter und auf Paulas Wangen waren im Laufe der Stunden auf blassem Grund fieberheiße Rosen erblüht. Dann hoben die Feststunden des Tages an — aber beute waren sie kein Fest, sie wurden eine Strafe, denn sie brachten die ungestörte Einsamkeit zu zweien.
Paula erhoffte von der Einsamkeit noch, daß ihr Gatte nun von den Lasten seiner Seele reden werde — umsonst. Heinz brütete still über ein Buch, aber Panla merkte, daß er zwei Stunden lang kein Blatt in dem Buche umwandte. Und dann eine schlaflose, lange Nacht,
Paula sah, daß ihr Glück in Gefahr, aber sie kannte nicht die Art des Schlages, der gegen dasselbe geführt wurde. Daß er von jener Frau komme, war ihr gewiß. Sie erwog, ob sie zu ihr gehen ivlle und ihr sagen: Lassen Sie mir meinen Gatten, er gehört mir und meinem Kinde und Niemand lebt, der ihn mir streitig machen kann. Aber Paula beschied sich und bekämpfte alle Furcht und alle Sorgen in ihrem Herzen. Sie hörte ihres Gatten schwere Seufzer in der Nacht und einmal hörte sie, daß er sich von seinem Lager aufrichtete und fühlte, daß er über sie geneigt ihren Atemzügen lausche. Da suchte ihre Hand im Dnnkel sein Haupt und mit einer liebkosenden Bewegung sprach sie leise: „Heinz, ich glaube an Dich."

Eine Thräne fiel aus den Augen, die im Schatten über sie geneigt
waren, auf ihre Wange — eine heiße, schwere, bittere Thräne. — Die
Antwvrt vielleicht auf ihr schönes Bekcnntniß. der Tank vielleicht für ihre
vertrauende Liebe, oder — eine Thräne auf das Grab ihres Glückes geweint.
Paula empfing sie in zitterndem Schweigen und dann ebneten sich ihre gram-
vollen Erregungen und ein. sanfter Schlummer nahm sie auf.
Heinz aber floh sein Haus am Mvrgen, noch ehe die blauen Augen
sich wieder öffneten. Mit seinen Büchern unter dem Arm verließ er die
Stadt, welche sich an das Ufer der Meeresbucht hinschmicgte, er suchte sich
draußen, wo die bewaldete Küste sich hügelartig über dem Meeresspiegel
erhob, ein stilles Plätzchen, um in der Wnldeseinsamkcit, im Angesicht des
Meeres nach der Sammlung zu ringen, die ihm für sein Tagewerk so nvth
wendig war. Er gewann, wenn auch keine Klarheit, so doch wenigstens
die Festigkeit äußerliche Ruhe zu zeigen, und so trat er zur gewohnten
Stunde in seine Klasse.
Sein Eintritt wirkte wie eine Hand, die sich plötzlich gegen einen
plaudernden Mund legt: eilfertiges erregtes Stimmcngesumme verstummte
jäh und ohngcfähr dreißig Augcnpaare richteten sich mit Spannung und
Neugier auf ihn. Es war offenbar und Heinz fühlte es sofort heraus, daß
die Klasse durch Alban schon davon unterrichtet war, es werde heute etwas
vorgehen. Hier lag entweder die Gewißheit, daß Alban die Comödic einer
Bitte um Vergebung auszuführen gedenke, oder schlimmer noch eine Ver-
höhnung seiner Person, die Allem die Krone aufsetzte. Heinz bemeisterte
sein aufkochendes Blut und begann nach einer kurzen, schwülen Pause vergeb-
licher Erwartung über sein Thema, das die Stunde erheischte, zu dociren.
Heute richtete er keine Frage an den blassen Knaben, der ihm gerade gegen-
über saß, immer sah er über ihn hinweg, es schien, als sei Alban für
Dr. Wallroth nicht anwesend.
Der unglückliche Knabe, so um die Gelegenheit gebracht, Trotz zu zeigen
und die Miene aufzusetzen, die er sich vorgenommen, fühlte eine große Wuth
in sich aufsteigen. Nun wollte er sich mit Gewalt in Erinnerung bringen.
Er ersah die Gelegenheit, daß sein Nachbar aufgefordert war, eine Stelle
aus dem Gedächtnis; herzusagen und einige Augenblicke nach dem verlangten
Citat suchte. Mit klarer, lauter Stimme leistete er die Antwort.
All' die neugierigen Knabenaugen sahen es, daß Dr. Wallroth bei dem
Klang dieser Stimme erbleichte und daß seine Augen rasch wie ein Blitz
mit unnennbarem Grauen über Alban hinstreiften. Aber dann verriet!) kein
Wort und keine Geste, daß der Lehrer bemerkt, wie ein anderer statt des
aufgeforderten Schülers geantwortet hatte.
Der Stundenplan dieses Schulmorgens fügte es, daß Or. Wallroth
die erste und die letzte Stunde in seiner Klasse zu geben hatte. Am Schluß
der ersten verharrte er abermals schweigend und wartete einige Minuten.
Aber keine demüthige Stimme erhob sich, um Neue auszusprechen. Und

noch einmal fing die Qnal a». Wie ein dumpfer Druck lag es auf allen
Schülern, der früher von ihnen verehrte Lehrer erschien ihnen um Jahre
gealtert, in jedem jungen Herzen regten sich allmählich Vorwürfe, daß man
den aufsässigen Reden Albans so iiitercsscvoll gelauscht, und Jeder gab trotz
der heißen Mittagsstunde iu Eifer, Antwort und Blick zu verstehen, daß er
den armen Herrn Doctor gewiß nicht kränken wolle. Aber Heinz fühlte
sich zu betäubt, um dies rührende Bestreben seiner Schüler zu bemerken.
In geistiger Zerschlagenheit las er mechanisch aus dem Buche, das vor ihm
lag, die Fragen ab und manche verkehrte Antwort mochte ungetadelt hingehen.
Dann schlug es zwölf. Er stand auf. Alles schwieg. Ein wenig
heiser ging der Schall seiner Stimme über die Köpfe der Schüler hinweg.
„Ist Niemand unter Euch," begann er, „der mir etwas zu sagen hätte?"
Alle Augen wandten sich nach Alban von Dnrneck; der saß und schaute
zum Fenster hin und trommelte unhörbar mit den Fingern ans den Tisch.
Heinz athmete schwer.
„Alban von Darncck."
Der Gerufene stand auf. Er sah mit flammenden Augen auf seinen
Lehrer, er wußte, daß er mit diesen Augen eine unerklärliche Gewalt über
ihn ausübe. Aber Dr. Wallrvth sah über die Klasse hin und sah nicht in
das Auge des einen Knaben.
^-<Eas nahe bevorstehende Jubiläum unseres verdienten und geliebten
Directors verbindet Lehrer und Schüler zu erhöhter Anstrengung, denn die
schönste Festgabe, welche wir dem verehrten Greis darbieten können, ist wohl
das Zeugniß, daß unsere Klasse ganz durchdrungen ist vom Geiste der Liebe,
Demuth und Arbeit."
Die Stimme versagte ihm, er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.
„Leider wird der festliche Tag uns nicht in der gleichen Zahl wie heute
um den Jubilar versammelt finden. Einer scheidet aus unserm Kreise auf
unbemessene Zeit aus."
Ein leises Rauschen ging durch die Klasse. Dieses gedämpfte
Geräusch verschlang den kurzen Ausruf maßlosen Zornes von Albans Lippen.
„Alban von Darneck wird aus den Wunsch des Herrn Directors und
mein Anrathcn die Schule verlassen — ans Gesundheitsrücksichten bis zu
seiner vollständigen Besserung."
Die letzten Worte waren in ihren einzelnen Silben zerhackt über seine
Lippen gekommen, fast unhörbar wie aus einem sterbenden Munde. Wallrath
schwankte und sank in seinen Stuhl zurück. Und in dem Lärm, der entstand,
und dem Geschrei: „O Gott, er wird ohnmächtig — Di-. Wallroth fällt,"
entfloh mit bleichem Angesicht der gemaßregclte Knabe.
Man brachte Di-, Wallroth in einer Droschke nach Hause; er lag
dann auf kühlen Linnen gebettet und hörte leises Klriderranschcn und fühlte
eine sanfte Hand um sich walten. Und er nahm, ohne die Augen zu öffnen,
diese Hand und küßte sie in Demuth. So blieb er liegen ohne Schmerzen,

fast ohne Schwäche, aber in einem seltsamen Zustand des Halblebens, in welchem sein Körper ihm jede Bewegung zur Riesenlast machte, in welchem sein Geist es verweigerte, zurück oder vorwärts zu denken und immer nur starr und Hülflos an dem einen Gedanken hing . . .

Dieser Tag ging zu Ende, in langer Dämmerung ohne Kühle und ohne Abendwind. Wollüstig ruhten die Düfte aus Rosenkelchen und von blühenden Caprifoliumgerank in der Luft. Tie Vögel schwiegen schon lange, und die Menschen schwiegen auch, denn die, welche wachten, athmeten stumm die Lust der Sommernacht, eine unendliche, dunkle, betäubende und ermattende Lust; eine Lust, ganz in ihr hinzuleben oder in ihren Wonnen zu sterben. Röthlich hell schob sich langsam die schmale Mondsichel empor. Sie stand gerade über dem alten Thurm, dessen graues Kupfcrdach nun schwarz erschien und sich dunkel und langgestreckt in dem bewegungslosen Wasser abmalte, ein schwarzer Schatten auf der kaum erhellten, wenig glänzenden Fläche. Und in dem schweigenden Wasser stand, nah am Straßenuser, regungslos der schmale Saum üppig aufgeschossenen Schilfrohres. In den Büschen bewegte sich kein Blatt, auf den kiesbestreuten Gartenwegen blinkten im Mondenscheine einzelne Steinatome in Demantglanz auf, wenn ein Strahl von der röthlichen Mondsichel sich zu ihnen hcrnicderspann.

In diese Sommernacht, die sich so an Ruhe und an Düften sättigte, sahen zwei brennende Augen hinaus und ein banges Ohr neigte sich lauschend, um nur einen, ach einen Laut zu vernehmen. Die blasse Frau wartete vergebens, vor ihren Augen erhellte sich wohl die metallisch glänzende Wasserfläche und wuchs der Schatten des alten Thurmes, aber Menschliches regte sich nicht.

Ruhelos und lautlos schritt sie in der Veranda vor ihrem Hause auf und ab. Jeder ihrer Gedanken war eine Anklage, gegen sie selbst gerichtet. Die letzivergangenen Stunden zogen an ihrem Geist vorüber. Alban war tvdtenbleich, mit keuchender Brust, aus der Schule gestürzt gekommen. Er hatte in tobendem Zorn von dem Schimpf berichtet, den Wallrvth ihm angethan . . . wenn die Worte auch wohlgesetzt gewesen, enthielten sie doch eine entehrende Ausstoßung, die Jeder verstand ... er forderte Schutz, Rache von seiner Mutter. Alle Scham, die Constanze wegen ihres miß-rathenen Sohnes schon erduldet, jeder Augenblick der Leiden ward in ihr wach nnd gebar einen plötzlichen großen Zorn gegen ihren Sohn. Wenn Schwäche sich aufgerafft zu plötzlichen Kraftgefühlen, gleicht es dem Dahcr-brausen einer verderblichen Springfluth, die Niemand einzudämmen weiß. Der Zorn und die Liebe der Schwachen trägt in der Stunde der Leiden fchaft das Wort „Maßlosigkeit" an der Stirn. Constanze war mit einem Mal ganz Mutter, ganz unerbittlich gewesen und hatte in der Raserei ihres neugeborenen Pflichtbewußtseins ihrem Sohn zugeschwvren, daß Niemand

anders als gerade Wallroth sein Erzieher werden solle und daß sie ihn zu
dem verhaßten Mann in's Hans geben werde. Mit einem Gelächter, das
ihr das Herz erbeben machte, war Alban davon gestürzt — schon vor vier
Stunden und noch immer kam er nicht zurück.
Vier Stunden der Angst. Zeit genug für eine Constanze, jedes harte
Wort zu bereuen, das sie dem Sohne gesagt, sich all die liebevollen
Schmeicheleien auszudenken, mit denen sie ihn wieder zu versöhnen hoffte,
Sie wollte ihm gern Alles vergeben, er sollte nur wiederkommen. Von
dem Manne, den er so haßte, sollte ja nie mehr die Rede sein. Alban
hatte sich ein Pferd gewünscht, Constanze wollte es ihm heute Abend ver-
sprechen, nur durfte er ihr nicht mehr so entfliehen.
O Todesqual des Wartens. Aber da — da regte es sich? Nein,
nichts. Nur die Blumenblätter, die leise rauschend durch das Laubgehege
des Spaliers ihren Weg zu Boden suchten.
Aber draußen auf dem Bürgerstieg des Lorenzcndammes erklangen
langsame und schwere Tritte — nein, Alban war es nicht, diese Tritte rührten
von mehr als zwei leichten Knabenfüßen her. Vier Männer — und sie
trugen einen Krankenkorb. Schaudernd wandte die blasse Frau sich ab —
welche Last — ein Tvdter oder ein abschreckend Kranker — in dieser süß-
träumenden Sommernacht . . . Aber wie ... die Männer hielten still —
sie klinkten die Pforte auf und standen schon mit ihrer Bahre auf dem
rnondblinkenden Kiesweg.
Ein Schrei gellte durch die Nacht. Die Frau flog die Stufen hinab,
warf sich auf die Bahre und rief:
„Er? Er? ..."
Die Männer standen in Schweigen. Das knieende Weib zerrte an dem
Laken, das den Inhalt des Korbes verhüllte, und hob zugleich in flehender
Angst ihr Haupt zu den Männern.
„Sprecht! Was soll dies hier . . . bringt ihr es mir? Ist er es?
Mein ..."
Und wieder der Schrei. Ihr Auge war auf das von ihr enthüllte
Leichengesicht gefallen.
.Mein Sohn!"
Dann kam ein Fieber über sie.
„Schnell," sprach sie, „er kann nicht todt sein — er lebt — es ist
Rettung . . . Alban . . . erwache."
Sie tastete mit ihren Händen auf seiner Brust herum und hörte mit
gierigem Ohr.
„Er athmet ^ . . hört Ihr — seht es — er athmet."
Sic kam in die Höhe.
„Schnell in das Haus — lauft zum Dvctor — Gold — Männer, Ihr
sollt Gold haben."

Man trug ihr den tobten, kalten Knaben in das Haus und man lief
nach dem Arzt und log, daß der Athcm hörbar und das Herz noch fühlbar
sei. Nur die Dienstboten horten den Bericht, daß der Knabe mit durch-
schossener Brust im Walde von Düsternbrock gefunden sei und daß ein
Zettel, der bei ihm in seiner Briestasche gefunden worden, Selbstmord
bekenne. Die Mutter vernahm Nichts. Sie erwärmte Albans Hände mit
ihren Küssen.
Aber plötzlich schreckte sie empor. Wie Sturm in glimmendes Feuer
fährt, war ein Gedanke in ihre verwirrte Seele gefallen und lohte hoch
darin auf.
„Wallroth!" murmelte sie. Mit Augen, die weit aufgerissen und starr
ein Etwas vor sich zu sehen schienen, das die Anderen nicht faßten und
erblickten, stand sie eine kurze Spanne Zeit stumm und bewegungslos.
„Friedrich," sprach sie dann mit einer Stimme, in der es wie leiser
Hohn bebte. „Friedrich, holen Sie sofort den Doctor Wallroth. Sie wissen,
der Lehrer meines Sohnes."
„Gnädige Frau, es ist elf Uhr ... ich weiß nicht," stotterte der
Diener.
„Ich will es," sagte Constanze scharf. „Sosort, Sie hören es, sofort."
Und dann sank sie neben dem Lager wieder zusammen. Sie vergaß
auf den Arzt zu horchen, sie wunderte sich nicht, daß dessen Ankunft sich
ungebührlich lange verzögerte, sie merkte nicht, daß der langgestreckte Körper,
auf dessen Brust ihr Kopf lag, keine, keine leiseste Regung mehr hatte.
So schnell seine Füße ihn trugen, lief der Mann mit seinem wunder-
lichen Auftrag und fand richtig, wie er vermuthet, die Thür verschlossen, an
die er nun mit geballten Fäusten pochte. Ein Fensterflügel öffnete sich über
ihm, er wandte sein Gesicht aufwärts und sah ein weibliches Haupt heraus
neigen,
„Wer pocht an die Thür und warum?" fragte eine helle mißbilligende
Frauenstimme.
„Die Frau Baronin Darneck schickt mich her."
Droben grifs eine weiße Hand haltsuchend an das Fensterkreuz.
„Unserm jungen Herrn ist ein Unglück zugestoßen. Doctor Wall-
roth soll sofort kommen, sofort."
Der Fensterflügel blieb geöffnet, aber der Frauenkvpf verschwand. Der
Mann hatte seine Schuldigkeit gethan und kehrte unverzüglich nach dem
Unglückshause zurück, wo zugleich mit ihm endlich der Arzt eintraf und
Constanze zu so angstvollem Leben erweckte, daß sie den vorhin gegebenen
Befehl wohl darüber vergaß.
Im kleinen Lehrerhause aber stand eine bange junge Frau und sah
den Gatten an, der sich von seinem Lager horchend ausrichtete.
„Du hast gehört?" flüsterte Paula.

Heinz gab keine Antwort, aber mit hastigen und unsicheren Händen
griff er nach feinen Kleidern.
„Heinz — Du warst krank heute — muß es denn sein?" rief Paula
jammervoll.
„Es muß!" sprach er tunlos, aber mit einem solchen 'Ausdruck von
Festigkeit, daß Paula erbebte.
Sie sprachen kein Wort mehr. Aber sie rüsteten sich Beide stumm
und eilig zum nächtlichen Gang, Paula freilich, ohne daß ihr Gatte es
bemerkte.
„Lebe wohl/' sagte er, ohne in ihre Augen zu sehen. „Lebewohl und
vcrgieb."
„Heinz," schrie sie auf und warf sich wild an seine Brust.
Schaudernd schob er sie von sich.
„Laß mich," murmelte er, „Du weißt nicht, was Du thust."
Er ging. Seine Füße trugen ihn kaum. Schwer war sein Tritt und
hallte laut durch die Nacht, so laut, daß er den leisen Ton verschlang,
den ein anderer, leichterer Fuß, hinter ihm schreitend, verursachte. Oft stand
er still, dann hielt der leise Fuß hinter ihm auch an.
So kamen sie, ein Wanderer und sein Schatten, am gefürchteten Ziel
an. Stumm, mit Augen, iu denen Erstaunen, Neugier und Scheu lag,
welche die Gegenwart des Todes im Hause auch rohen Gemüthern einflößt,
ließ man Heinz und die, welche ihm auf den Fersen folgte, eintreten und
wies auf die Thür, durch welche Heinz auch gestern gegangen. Sic befanden
sich im Salon, es war vollständig dnnkel dort, nur aus einer, in ein Neben-
zimmer führenden Thllröffnung quoll ein Heller Lichtstrvm und lag scharf
abgegrenzt auf dem Teppich, Von dort her kam auch der Klang von
Stimmen. Eine ruhige, nur vom Scheinmitleid ein wenig mudulirte Stimme,
welche gerade sagte-
.Aber meine theure Baronin, lassen Sie doch seine Hände los und
erheben Sie den Kopf von seiner Brust, wie kann ich eine Untersuchung
anstellen, wenn Sie sich immer wieder über ihn werfen?"
Drinnen erscholl ein leiser Klagelaut, wie ein unterdrückter Aufschrei.
Der Mann, der nebenan im Dunkeln stand und nicht seinen Fuß in den
Lichtstrom vorwagte, wankte bei diesem Ton.
„Ich muß den Oberkörper ganz entkleiden — soll ich die Diener-
schaft zur Hülfe rufen? Nein? — Bitte, helfen Sie — so — so — «
danke."
Und dann eine lange, stumme fürchterliche Pause, In diesem Schweigen
hatte es den Mann doch hineingezogen in das Licht und ganz nahe bis a»
die Thür,
„Frau Baronin," sprach der Doctvr achselzuckend, „die Wahrheit
hätte Sie schon der Augenschein, nicht erst mein Mund lehren können, Ihr
Zvhn ist mindestens zwei Stunden todt."

Ida Boy Ed in Lübeck,
Constanze sah ihn an — sie verstand wohl nicht, was er sagte —
ihr Blick ging wieder auf Alban — wieder auf den Doctor — wanderte
groß und irre in der Runde und leuchtete plötzlich in wahnsinnigem Haß auf.
„Mörder!" schrie sie und hob beide Hönde gegen Heinz empor.
Er wankte auf das Lager des tvdten Knaben zu, dort kniete er nieder.
. „Mörder!" wiederholte sie.
„Frau Baronin!" mahnte der Arzt bestürzt.
„Ja, Mörder! Deine Härte — Deine Strenge — Dein Haß haben
ihn in den Tod getrieben — Du, Du — barmherziger Gott, hat sich denn
keine Stimme in Deinem Herzen geregt für dieses Kind."
„Frau Baronin," bat der Arzt, „kommen Sie zu sich. Begreifen Sie
doch, Sie sprechen mit Doctor Wallroth."
Sie lachte bitter und verzweifelt.
„Alban," rief sie, „Alban — Kind — noch einmal thu Deine Augen
auf — sieh' ihn an — fordre Dein Recht von ihm — er hat Dich in
den Tod getrieben."
„Halt ein!" schrie Wallroth.
„Nein," raste Constanze weiter, „nein, das Bild meines tobten Sohnes
wird Deine Seele vergiften, es wird Dich verfolgen, es wird zwischen
Deinem Weibe und Dir stehen, und wenn Du ihren Sohn — ha, ha —
Deinen einzigen Sohn küssen willst, wird unter Deinem Kuß sich sein
blühender Mund Dir verwandeln in die kalten, leichenkalten Lippen meines
Sohnes. Küsse Alban — küsse seine Lippen."
„Heinz!" rief da eine laute Stimme hallend durch das Gemach.
Constanze antwortete mit einem Schreckenslaut. Auf der Schwelle stand ein
blasses junges Weib, der Mantel fiel von ihren Schultern, als sie nun näher
kam und ihre Hand fest auf Wallroths Haupt legte. Er aber drückte sein
Gesicht in die Falten ihres Kleides. Leise verließ der Arzt das Gemach;
er sah, hier gab es Dinge abzurechnen, die seiner Zeugenschaft cntrathen
konnten.
Eine Minute Wohl verging, ehe Paula sich gesammelt hatte, um Herr
über ihre Stimme zu werden.
„Ich bin ihm gefolgt," sprach sie dann, „weil ich wußte, er werde
meiner bedürfen. Komm, Heinz — an diesem Lager hast Du nicht zu
knien. Was auch immer in der Vergangenheit gewesen sein mag — es
ist begraben! An diesem Knaben und an seinem Tode hast Du keinen Theil."
„Keinen Theil!" höhnte Constanze.
Heinz umklammerte sein Weib so fest, daß Paula schwankte, Ihr
schauderndes Auge glitt über die schöne, weiße, marmorne Gestalt auf dem
Lager vor ihr — da sah sie etwas — da erbebte sie — Alban hatte auf
der rechten Schulter ein blaues Mal. Paula kannte Jemand, der an der-
selben Stelle dasselbe Mal als Merkzeichen von der Natur empfangen . . .
Paula athmete tief und schwer; sie schloß die Augen und schwieg eine kleine

Weile. Doch dann hvb sie wieder ihre Stimme, die nun gebrochen und
matt klang.
„Nein, dennoch — dennoch keinen Theil. Dieser Knabe ward Ihnen
gegeben, damit Sie an seiner jungen Seele tausendmal gutmachen sollten, „
was Sie einer andern Seele Uebles gethan. Ihnen aber wandelte sich das
göttliche Gnadengeschenk zur Strafe, Sie waren diesem Knaben keine
Mutter! Hören Sie es in dieser schauerlichen Stunde: Mutterrcchte
erwirbt man nur durch Erfüllung der Mutterpflichten. Sie waren
ihm keine Mutter! So ging er grausam von Ihnen, ohne an Ihre Qualen
zu denken. Mord — Mord — Sie sprachen das fürchterliche Wort aus —
«, wenn hier gemordet ist, waren Sic die Mörderin. Heinz litt wie ein
Held und handelte so. Er hatte Recht gethan, strenge zu sein gegen den
Sohn — den Sohn einer Frau, die er einmal geliebt. Diese unselige
Kugel, welche die junge Brust durchbohrt hat, sie hätte auch ohne Heinz'
Eingreifen in sein Leben den gleichen Weg gefunden — nur vielleicht, das;
sie einige Jahre später und als Abschluß einer schmachvollen Kette von
Verirrungen ihn gefunden. Komm, mein Gatte, an diesem Schicksal und
der Frau, die es herbeirief, hast Du keinen Theil."
Während sie also sprach, kam der hohe Muth in ihre Seele zurück;
mit festem Druck die Hand des Gatten ergreifend, zog sie ihn, den Willen-
losen. Betäubten, mit sich fort.
Er folgte ihr, demüthig und blind, wie der Verzweifelte einer Gnaden-
Verheißung nachgeht. Schon hatten sie die Schwelle verlassen, da tönte
hinter ihnen ein Ruf. der Beide erbeben machte,
„Heinz!"
Todesangst hatte ihn ausgestoßen, den Ruf, Eine wildgeängstigte
Seele, die es jäh begriff, daß in dieser Stunde mehr verloren ging als ein
Leben. Eine Seele, in welcher eine heiße, leidenschaftdurchbebte Erinnerung
plötzlich znr Gegenwart erwacht war. Ein Ruf der Liebe und der Roth.
Und die andere Seele, an welche dieser Ruf erging, zuckte auf und
auch in ihr schlug eine große Flamme empor, Sie fühlte, daß sie jetzt in
Schmerz, Reue, Liebe vcrloder» möge, um dann stumm und todt zu ruhn,
wie der schöne marmorweiße Jünglingsleib.
„Laß mich mit ihnen sterben."
Die junge Heldin, welche Wohl wußte, daß sie hier um das Glück
ihres Sohnes und ihres Herzens rang, hob sanft das fchmerzverklärte An-
gesicht zum Gatten empor.
„Stirb denn mit diesem — und ich will leben — leben für mein
Kind," sprach sie leise. „Mein Kind," hatte sie gesagt.
.Mein Sohn!" rief Heinz.
„Und ich — und ich," stammelte Constanze, die Hände des jungen
Weibes umklammernd. „Habe Erbarmen."
Paula entzog sie ihr.

Ida Boy-Ed in Lübeck.
„Gott helfe Ihnen das Schicksal tragen, das Sie sich bereitet. Aendern
können eS Menschen nicht! Heinz — mein Sahn ruft nach seinem Bater!"
Und Heinz, die Rechte vor den Augen, die Linke um seines Weibes
Schulter gelegt, schritt hinweg vvn der Statte, wo haltlose Verzweiflun
zorniger Gram und vernichtete Selbstsucht nun einsame Thränen weinen
konnte. Einsam — einsam ein Leben lang ohne Arbeit, an Abenden ohne
Freude, in Nächten ohne Schlaf — in einer fernen letzten Stunde . . .
einsam!
Heinz und fein Weib lebten weiter — scheinbar wie vorher, Gedanken^
lose Menschenzungcn sagten jetzt, wie früher: ,,Welch ein glückliches und
harmonisches junges Paar, welch' ein schönes und wohlerzogenes Kind!"
Blöde Menschenaugen aber sahen nicht, daß auf Wallroths Haar ein zu
früher Silberschein sich verbreitete, das; seine Stirn schwerer gefurcht und
seine Wangen schmäler geworden; sie sahen auch nicht, dasz aus seinen
Augen oft ein Blick ging, der sein junges Weib mit einer tiefen, ehrfurchts'
vollen, unsäglichen Liebe umfing, ein Blick, wie er nur aus Augen geht,
die Nachts in eine gramvolle Vergangenheit zurückschallen. Und sie hörten
auch nicht, die blöden Menschcnohrcn, daß in Panlas Stimme ein Ton von
rührender Schonung, von Demuth, von grenzenloser Hingabe bebte, wenn
sie zu dem Gatten sprach. Sie merkten nicht, daß die nimmer rastende
Sorge, Strenge und Liebe der Gatten für den Sohn bis zur Selbste
aufopfcrung ging, daß jede kindische Unart ihnen zur tödtlichen Pein, jede-
Verheißung, die in seinem kindischen Thun auf gute Eigenschaften schließen
ließ, ihnen zum Gnadengeschenk ward.
Ja, Heinz und sein Weib waren glücklich; aber ihr Glück blühte nicht
im lachenden Sonnenschein, es blühte im Schatten.

Heinrich ^chliemann und seine Entdeckungen.

von

Wilhelm MWKe.

— Karlsruhe, —

is Auftreten Schliemaims hat eine Revolution im Gebiete der Altertumsforschung hervorgebracht, wie sie einschneidender kaum gedacht werden kann. Durch seine großartigen Entdeckungen hat «r uns plötzlich Licht über eine Epoche verbreitet, von welcher wir bis vor Kurzem keine Spur einer Anschauung besaßen, hat er über jene heroische Vorzeit, die sich poetisch in den Gesängen Homers spiegelt, uns eine so reiche und lebensvolle Plastische Verbildlichnng gegeben, daß nun erst jene großen Epen, die seit zwei Jahrtausenden die Menschheit entzücken, ihre wahre Illustration erhalten haben. Damit ist hoffentlich eine Zeit souveräner Nüchternheit für immer zu Grabe getragen, welche in hyperkritischcr Spitzfindigkeit so weit ging, nicht blos die geschichtlichen Grundlagen der sagcnrcichcn Erzählungen vom trojanischen Kriege, selbst die Existenz von Jlion zu leugnen, sondern auch den großen Sänger zu zerpflücken und seine Gestalt in Nichts aufzulösen. Als ob Dichtungen wie die Jlias und vollends die Odyssee (abgesehen von manchen späteren Zusätzen nnd Einschaltungen) ohne die schöpferische Kraft cineS großen Poeten, blos durch Aneinanderslicken von „Volksliedern" jemals entstanden wären, oder entstehen könnten.

Spiegelte sich in jener Auffassung die ganze Dürre nüchterner Stuben-gelahrlheit im Stile des seligen l)r, Dry-as-dust, so trat in Schliemann eine Persönlichkeit auf, die fern vom Staube der Schule ihren Weg durch's praktische Leben gemacht hatte und an die Stelle unfruchtbarer Silbenstecherei die frischen Thatsachen der Wirklichkeit fetzte. Es ist wohl der Mühe Werth, diesen bahnbrechenden Forscher etwas genauer zu betrachten und seine

lvilhelm kübke in Karlsruhe.
Züge aus dem Lebensbilde uns vor Augen zu stellen, welche er seinem „Jlios" beigegeben hat. Nicht blos interessant wie nur irgend ein spannender Roman, sondern auch belehrend in mancher Hinsicht ist diese Biographie.
Wir sehen den Knaben als Sohn eines mecklenburgischen Geistlichen im Jahre 1822 in dem Landstädtchen Neu-Bukow geboren werden, von wo der Kleine schon im folgenden Jahre durch die Versetzung seines Vaters nach Ankershagen übersiedelt, um dort die nächsten acht Jahre feines Lebens zu verbleiben. Früh erwacht in dem Knaben der Sinn für das Gehcimniß-volle und Wunderbare. Vor Allem erwecken die Erzählungen des Vaters-vom trojanischea Kriege ein fast leidenschaftliches Interesse für Troja, welches in dem Plane gipfelt, dereinst die Ueberreste der zerstörten Stadt ausgraben zu wollen. Dies wurde nun das Programm seines Lebens, und selten ist wohl ein anscheinend so phantastischer Plan mit solcher Consequenz fest-gehalten und schließlich zur großartigsten Erfüllung geführt worden. Selten aber auch hat sich in einer Persönlichkeit hoher Idealismus mit so energischem Realismus verbunden wie in Schliemann.
Voll Begeisterung erzählt nun der Knabe seinen Mitschülern von Troja und von seinen Plänen, die ihn indeß allgemeiner Verspottung aussetzen und ihn schon früh mit der Skepsis landläufiger Mittelmäßigkeit bekannt machen. Bezeichnend ist es dann wieder, baß es ein weibliches Gemiith ist, seine kleine Mitschülerin Minna, welche mit Verständnis; auf seine phantastischen Pläne eingeht, so daß die Beiden in kindlicher Schwärmerei sich ewige Treue geloben und gemeinsam einst Troja auszugraben beschließen. Höchst fesselnd ist es nun, die ausführlicheren Schilderungen zu lesen, wie der Knabe, nach dem Tode der Mutter durch schweres Mißgeschick vereinsamt, mit elf Jahren auf das Gymnasium von Neustrelitz kommt, dies aber schon nach drei Monaten aus Mangel an Mitteln verläßt, um in die Realschule überzugehen, aus der er mit vierzehn Jahren scheidet, um als Lehrling in einen kleinen Krämer-laden zu treten. Unablässig aber hält er in seiner niedrigen Stellung sein ideales Ziel im Auge, und noch mehr wird seine Leidenschaft für Griechen-land bestärkt, als einst ein verkommener Studiosus in den Laden tritt nnd eine Stelle aus Homer in der Ursprache recitirt, welche auf den armen Kaufmannslehrling den tiefsten Eindruck macht. „Bon jenem Augenblick an," so erzählt Schliemcinn, „hörte ich nicht auf Gott zu bitten, daß er in seiner Gnade mir das Glück gewähren möge, einmal Griechisch zu lernen."
Bald darauf greift er zum Wanderstabe und geht nach Hamburg, wo er in verschiedenen Materialhandlungcn eine Stellung findet, die er indeß bald verliert, weil er durch Ueberanstrengung sich ein Brustleiden zugezogen hatte, das ihn für schwere Arbeit untauglich machte.
Nun versucht er's mit dem Schiffsdicnst und wird als Kajutenjunge auf einer Hamburger Brigg angenommen, welche bestimmt war nach Venezuela zu gehen. Er war aber fo arm, daß er, um sich eine wollene Tecke anzuschaffen, seinen einzigen Rock verkaufen mußte. Die mitten im

Winter angetretene Fahrt sollte einen unglücklichen Ausgang nehmen, denn auf der berüchtigten Höhe der Insel Texel bei einem furchtbaren Sturme litt die Brigg Schiffbruch. Doch nach neunstündigem Kampf mit den Wellen wurden die Gescheiterten in einem kleinen offenen Boote glücklich nn's Land geschleudert. Endlich nach vielen Widerwärtigkeiten erreichte Schliemann Amsterdam, wo er sich für die Coloniecn als Soldat anwerben zu lassen beabsichtigte. Hart war in der fremden großen Stadt der Kampf mit Hunger und Kälte, bis endlich das Spital seine letzte Zuflucht wurde.

Aus dieser schrecklichen Lage errettete ihn der Hamburger Schiffsmakler Wendt, der schon früher sich seiner freundlich angenommen hatte. Durch einen glücklichen Zufall erhielt dieser Herr den Brief, in welchem Schliemann seine Leiden schilderte, gerade als er mit einigen Freunden beim fröhlichen Mahle saß. Die Vorlesung des Briefes erweckte allgemeine Thcilnahme, eine sofort veranstaltete Sammlung ergab die Summe von 240 Gulden, und zugleich erhielt der arme Verlassene eine Empfehlung in ein Amsterdamer Kaufhaus, wo er allerdings nur in ganz untergeordneter Stellung Verwendung fand. Ungebeugten Muthes ging nun Schliemann daran, trotz dieser kümmerlichen Verhältnisse die Lücken seiner vernachlässigten Bildung auszufüllen. Nur semer eisernen Energie war es möglich, von einem Jahrgehalt von 800 Frs. die Hälfte für. seine Studienzwecke zu verwenden, während das Uebrige für seinen Lebensunterhalt ausreichen mußte. Allerdings genügte ihm ein Frühstück von Roggenmehlbrei und ein Mittagessen, das die Ausgabe von IL Pfennigen nicht überstieg, seine Wohnung aber war eine elende unheizbare Dachkammer, in welcher er im Winter durch Kälte, im Sommer durch glühende Hitze zu leiden hatte. Aber alles Das spornte ihn nur noch mehr znm Lernen an. Zuerst nahm er Schreibunterricht, um sich eine gute Handschrift anzueignen, dann warf er sich auf das Studium des Englischen, das er sich in Zeit von einem halben Jahre zu eigen machte. Die Noth lehrte ihn eine Methode, welche ihn rascher als auf anderem Wege zum Ziele führte, und die hauptsächlich darin bestand, sehr viel laut zu lesen und auswendig zu lernen, wie er denn den ganzen Vicar of Wakefield und den Jvanhoe auswendig lernte. Auch besuchte er den englischen Gottesdienst und sprach beim Anhören der Predigt jedes Wort leise für sich nach. Es ist rührend, wenn man hört, wie er bei allen seinen Botengangen, sogar mitten im Regen, stets ein Buch in der Hand trug, aus dem er memorirte, und auch beim Warten auf dem Postamt stets die Zeit mit Lesen ausfüllte. Wer den armen kleinen Kaufmannsboten damals in den Straßen Amsterdams mit seinem Buche gesehen hätte, der hätte wohl nicht geahnt, daß dieser unscheinbare junge Mensch einst Troja ausgraben werde. Selbst Nachts, wenn er vor übergroßer Ausregung nicht schlafen konnte, wiederholte er in Gedanken das am Tage Gelesene,

Es ist begreiflich, daß er durch diese rastlosen Hebungen sein Gedächtnis; außerordentlich stärkte, so daß er nach Bewältigung des Englischen es mit

dem Französischen ebenso machte, worauf dann das Holländische, Spanische, Italienische und Portugiesische nn die Reihe kam, welche Sprachen er sich in außerordentlich kurzer Zeit aneignete. Sogar des Russischen wußte er sich ohne Lehrer, blos mit Hülse einer alten Grammatik, eines Lexikons und einer Uebersepung von Feiu>lons Tcleniach zu bemächtigen. Um hierin rascher vorwärts zu' schreiten, engagirte er für vier Francs wöchentlich einen armen Juden, der allabendlich in seiner Dachkammer zwei Stunden lang die lauten Declamativnen seines Gönners anhören mußte. Das Geräuschvolle dieser Studien wirkte aber bei der dünnen Bauart der holländischen Hänser so aufregend auf die Hausgenossen, daß er während dieser Zeit zwei Mal die Wohnnng wechseln mußte.
Inzwischen war ihm seine niedrige Stellung immer unerträglicher geworden und hocherfreut war er, als es ihm endlich im Alter von zweiundzwanzig Jahren gelang, in einem angesehenen Amsterdamer Handlungshause als Correspondent und Buchhalter mit einem Gehalt von 1200 Frcs,, welches bald noch um 800 Frcs. vermehrt wurde, angestellt zu werden. Zwei Jahre darauf (1846) schickten seine Prinzipale ihn als Agenten nach Petersburg, und hier waren seine Anstrengungen von solchem Erfolge gekrönt, daß er in kurzer Zeit seine Unabhängigkeit erlangte. Kaum so weit gekommen, erinnerte er sich der Gsliebtcn seiner Kinderzeit und hielt unverzüglich durch einen Freund der Familie um die Hand seiner Minna an. Aber zu seinem tiefsten Schmerz mußte er erfahren, daß diese kurz vorher ein anderes Ehcbündniß eingegangen war, eine Nachricht, die auf lange Zeit ihm allen Lebensmut!) zu rauben drohte.
Die nächsten Jahre waren von rastloser kaufmännischer Thätigkeit angefüllt, die nur vorübergehend durch eine Reise nach Califvrnien unterbrochen wurde, wo Schliemann das Bürgerrecht der vereinigten Staaten gewann. Man dars sagen, daß in seiner Natur gewisse großartige und kühne Züge des Amerikaner? enthalten sind- die Energie, Umsicht und Gewandtheit im geschäftlichen Leben und die großherzige Opfcrwilligkeit für ideale Zwecke. Denselben Zug erkennt man in Allem, was er über sein kaufmännisches Treiben mittheilt, wie er bald in Indigo, Farbhölzern und Kriegsmaterial, bald in Thee, Olivenöl oder Baumwolle seine Geschäfte macht, überall selbst eingreift und aus diese Weise bald dahin kommt, nur an Indigo einen jährlichen Reingewinn von 200 000 Mark zu erzielen. Wenn es auch ohne einzelne Verluste nicht abging, so wurden diese durch merkwürdige Glücksfälle wieder wett gemacht, wie namentlich bei der großen Fcuersbrnnst zu Memel im Jahre 1854, wo wie durch ein Wunder ei» werthvvlles Waarenlager Schliemanns der allgemeinen Zerstörung entging. Während dieser rastlosen Handelsunternchmungen mußten die Sprachstudien zurücktrete», doch fand der unersättliche Eiser Schliemanns noch Zeit, die schwedische und polnische Sprache zu erlernen und endlich die Sehnsucht seiner Jugend nach dem Berständniß des Griechischen zu erfüllen.

Mit dem Neugriechischen begann er, dem das Altgrichische folgte, und
zwar wandte er auch hier seine alte bewährte Methude an, die ihn in
Stand setzte, sich mit erstaunlicher Schnelligkeit der griechischen Sprache und
Literatur zu bemächtigen. Mit dem Lateinischen machte er dann bald
darauf den Abschluß.
Was Schliemann bei dieser Gelegenheit über die verkehrte Art
vorbringt, mit welcher man bei uns in den Gymnasien die. alten
Sprachen behandelt, verdient die ernste Aufmerksamkeit aller Pädagogen,
denen die klassische Bildung der Jugend am Herzen liegt. Denn als
ob sie Alle zu Philologen herangezogen werden sollten, werden unsere
Jünglinge in der empfänglichsten und frischesten Zeit ihres Lebens acht
Jahre mit grammatischen Regeln gequält, so daß sie schließlich an-
nehmen müssen, die großen Schriftsteller des Alterthums seien nur dazu da,
um die Syntax an ihnen zu erörtern, während die Schönheit der antiken
Klassiker der lernenden Jugend in der Regel ein Buch mit sieben Siegeln
bleibt. Je mehr in unserer realistischen Zeit der Sturm auf die klassische
Bildung zunimmt, desto ernsthafter sollten unsere Schulmänner darauf
sinnen, durch eine lebensvollere Methode diese unvergleichliche und unersetz-
liche Grundlage humaner Bildung zu retten. Denn wenn auch das eminente
Sprachtalent und die Energie eines Schlicinann sich nur selten in einer
Persönlichkeit vereinigen wird, so ist seine praktische Methode doch ohne
Zweifel vielfach mit Erfolg anwendbar.
Uebrigens gehört ein Lebenslauf wie dieser zu denjenigen Biographien,
welche man unserer heutigen Jugend als leuchtende Beispiele zur Nach-
ahmung aufstellen sollte, damit sie daraus erkennen, daß nicht durch de»
Cnltus des Frühschoppens (der ja auch den Spätschoppen nicht auszuschließen
pflegt) und durch ein kümmerliches Dressiren auf's Examen hin, sondern
nur durch unablässiges aufopferndes Streben nach einem hohen Ziele etwas
Menschenwürdiges und Großes zu erreichen ist.
Als Schliemann im Jahre 1858 sein erworbenes Vermögen für hin-
länglich erachtele, um seine Pläne auszuführen, machte er zunächst eine
Reise über Schweden, Dänemark, Teutschland, Italien nach Aegypten, wo
er bis zum zweiten Katarakt hinauffuhr, dann durch die Wüste von Cairu
nach Jerusalem, wobei er die Gelegenheit benutzte das Arabische zu lernen.
Ein Besuch von Petra, ein Strcifzug durch Syrien, Reisen nach Smyrna,
den Cycladen und Athen machte den Abschluß dieser Fahrten. Inzwischen
wnrde er widerwillig gezwungen seine Handelsgeschäfte fortzuführen, bis es
ihm Ende 1863 gelang, sich mit einem sehr bedeutenden Vermögen zurück-
zuziehen. Er selbst erzählt, da man ihm vorgeworfen, das Vermögen
seiner Kinder durch seine Ausgrabungen zu verschleudern, daß er von seinem
jährlichen Einkommen, welches sich aus 20V 000 Mark belaufe, nur die
Hälfte einschließlich der Kosten für die Ausgrabungen verausgabe, so daß
er hoffen dürfe, seinen Kindern so viel zu hinterlassen, um ihnen zu er-

möglichen, ihres Vaters wissenschaftliche Untersuchungen fortzuführen, ohne
jemals ihr Capital anzugreifen. Ehe er indeß an die Ausführung seines
großen Unternehmens schritt, wünschte er sich noch etwas in der Welt um-
zuschauen, und so machte er denn eine Reise über Tunis und Aegypten
nach Indien, wobei er u. A. Ceylon, Madras, Calcutta, Delhi, das Himalaya-
Gebirge besuchte, und dann von China und Japan aus über den stillen
Ocecm nach San Francisco fuhr. Nach einer weiteren Reise durch die
vereinigten Staaten und Besuchen in Havanna und Mexico ließ er sich
1866 in Paris nieder, um fortan ausschließlich dem Studium der Archäo-
logie sich zu widmen.

Endlich 1863 begann rr an die Verwirklichung des Traums seiner
Jugend zu gehen, indeni er seine erste Reise nach Jthaka, dem Peloponnes
und Troja antrat, deren Ergebnisse er in seinem Werke „Jthaka, der
Peloponnes und Troja" veröffentlichte. Dieses trug ihm von der philo-
sophischen Fakultät der Universität Rostock die Doctorwürde ein. Von der
Ueberzeugung getragen, daß nicht i» Bunarbaschi, wie man meistens annahm,
sondern in Hissarlik die Stätte des alten Troja zu finden sei, begann er
dort 1871 seine Ausgrabungen. Unterstützt wurde er bei diesen Arbeiten
durch seine Frau Sophia, eine feine anmuthige Athenerin. welche durch
eine glühende Begeisterung für die homerischen Gesänge mit ihm verbunden
war und also an die Stelle seiner Jugendfreundin Minna trat. An-
ziehend ist es zu sehen, wie die Eltern ihre beiden Kinder, den kleinen
Agamemnon und die etwas ältere Andromache, ganz in den Anschauungen
und Traditionen des Vaters erziehen, so das; sie große Stellen aus
den Homerischen Gesängen in der Ursprache zu recitiren vermögen. Mit
heldenhafter Tapferkeit hat Frau Schliemann die großen Anstrengungen,
Mühsalc und Entbehrungen dieser Ausgrabungscampagnen bestanden, wo
sie in ihrer Brcttcrhütte im Frühjahr oft auf Trojas und später auf Mykenaes
stürmischer Höhe, von der schon Homer zu erzählen weiß, anfangs von
schneidender Kälte, welche das Wasser in ihrem Schlafraum gefrieren machte,
später von Hitze und Sonnenbrand und fast immer von blendenden die
Augen entzündenden Staubwolken zu leiden hatten. Die Berichte über diese
Ausgrabungen mit ihren Mühscilen, aber auch ihren großartigen Entdeckungen
und glänzenden Ueberraschungen sind an spannendem Interesse kaum zu über-
bieten.

In der Schilderung seiner Ausgrabungen zeigt sich Schliemann genau
und gewissenhaft, namentlich aber ist ihm ein energisches Streben nach wissen-
schaftlicher Vertiefung nicht abzusprechen. Als er 1874 mit seinem Werk
„Trojanische Alterthümer" sammt Atlas hervortrat, war besonders letzterer
für höhere Anforderungen ungenügend. In Folge dessen trat er 1881 mit
dem stattlichen reich illustrirten Bande, „Jlios, Stadt und Land der Trojaner"
hervor, 880 Seiten gr. Octav, mit etwa 180V Abbildungen, Karten und
Plänen in Holzschnitt und Lithographie, einem Werk, das nach Inhalt und

Form allen Anforderungen genügte. Und doch beruhigte er sich auch hierbei
nicht, sondern gab auf Grund abermaliger Nachgrabungen des Jahres 1882
als Ergänzung und Berichtigung sein „Troja" (Leipzig 1884) heraus, welches
wieder mit 150 Abbildungen, sowie mit 4 Karten und Plänen ausgestattet
ist und die Resultate der früheren fünfjährigen Campagneu in bedeutsamer
Weise ergänzt.
War der Umsicht und der Kühnheit des glücklichen Forschers die Aus-
grabung Trojas und einer ganzen Reihe vorhistorischer Niederlassungen auf
derselben Stätte gelungen, so konnte es nicht fehlen, daß diese großartigen
Entdeckungen ein ungeheures Aufsehen erregten. In das gerechte Staunen
über solche vorher nie geahnte Enthüllungen einer sagenhaften Vorzeit
mischten sich freilich nicht bloS Stimmen des Zweifels, sondern auch des
Spottes. Letzterer heftete sich vornehmlich an die Annahme Schliemanns,
daß er den Schatz des Priamos gefunden habe. Und doch ist dieser Spott
völlig müßig, denn warum der alte Herrscher der heroischen Zeit, dessen
Goldschätze Schliemann an's Licht gezogen hat, nicht diesen Namen getragen
haben soll, ist doch wahrlich nicht zu verstehe». Je mehr die Forschung in jene
Vergangenheit eindringt, desto reichlicher gewinnt sie die Bestätigung der
alten, früher von einer skeptischen Zeit angezweifelten Überlieferungen.
Beruhen doch die Homerischen Gesänge nicht auf subjcctiven Erfindungen
irgend einer dichterischen Persönlichkeit, sondern auf geschichtlichen Thatsachen.
die sich in der Volksphantasie sagenhaft umgestaltet hatten. Und haben
nicht auch die früher so oft angezweifelten Berichte der griechischen Historiker,
Hervdot an der Spitze, von Aegypten und Mesopotamien durch die Denkmal-
forschung unserer Zeit glänzende Bestätigung erfahren? Wer hätte geglaubt,
daß die Mauern von Ninive wirklich so breit waren, um drei Wagen neben
einander Raum zu gewähren, wie Divdor berichtet, wenn nicht Place die
24 Meter breiten Mauern von Ahorsabad aufgedeckt hätte?
Aber noch stauncnswerther waren die Ergebnisse der Arbeiten dieses
glücklichen Forschers, als er im Jahr 1876 auf der Akropolis in Mykenae
jene fünf Schachtgräber mit ihren 16 Leichen und den schier fabelhaften
Goldschätzen an's Licht zog, von welchen er in seinem 1878 erschienenen
Werk „Mykenae" unter Beifügung von 54!) Abbildungen und mehreren
Pläi«n und Karten Bericht gegeben hat. Wenn Homer gern von dem
„goldreichen Mykenae" spricht, so ist hier die glänzendste Bestätigung dieses
Beiwortes gegeben. Tritt uns dadurch die heroische Zeit Griechenlands in einer
alle Vorstellungen übertreffenden orientalischen Ucppigkcit der Erscheinung
vor Augen, so haben dann endlich die Ausgrabungen auf der Akropolis von
Tiryns 1884 und 1885 uns auch das lange ersehnte Bild eines Herrscher-
palastes jener grauen Vorzeit an's Licht gebracht, welches allen früheren,
nur auf Homers Angaben gegründeten Vermuthungen ein Ende macht. Erst
kürzlich beschenkte uns der rastlose Forscher mit seinem schönen Buche „Tiryns.
Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Leipzig 1886". das

wieder durch zahlreiche treffliche Abbildungen in Holzschnitt, Zinkätzung und Farbendruck, fmvie in Karten und Plänen sein Thema auf's Reichste illustrirt. Was alle archäologischen Kreise bei der ersten Nachricht, daß ein Palast jener heroischen Zeit, sogar mit Wandgemälden und anderem Schmuck ent' deckt worden sei, in staunende Aufregung versetzte, das findet sich hier vollkommen bestätigt, Turch Beziehung des schon in Olympia erprobten Architekten Dr. Dörpfeld' hat Schlicmann diesen wichtigen Untersuchungen die erforderliche architektonische Grundlage gegeben. Rechnen wir nun noch dazu die kleineren Arbeiten „Reise in die Troas" (1881/, und „Orchorncnvs" (1,881), wo ebenfalls eine gründliche Untersuchung im sogenannten Schatz-Hause des MinyaS zu neuen merkwürdigen Entdeckungen führte, so darf man wohl sagen, daß schwerlich jemals ein Altertumsforscher so großartige und epochemachende Resultate für die Wissenschaft durch die rastlose Arbeit eines Teccnniums zu Tage gebracht hat. Diese Leistungen finden uur ihres Gleichen in den berühmten Ausgrabungen, durch welche Botta, Layard und Place uns mit den Palästen der altassyrischen Herrscher bekamit gemacht haben*).

Deshalb habe ich es unternommen, einen zusammenfassenden Bericht über diese bedeutenden Arbeiten zu geben und, so weit es bis jetzt möglich ist, die Resultate für Geschichte und Kunstgeschichte ans dem überreichen Material zu ziehen. Freilich dürfe» wir dabei nicht vergessen, daß Schliemann ein ganz neues Gebiet für die Forschung eröffnet hat, und daß es noch vieler umfassender Ausgrabungen bedarf, um zu festen Endergebnissen zu gelangen. Haben ja neuerdings die Untersuchungen der Gräber von Menidi und Spata, sowie derjenigen zu Rnnplia sofort Werke an's Licht gebracht, welche den in Mykenae gefundenen Schätzen, wenn auch nicht an Reichthum und Pracht, so doch im Charakter nahe verwandt sind. Immerhin wird es der Mühe lohnen, auch für größere Kreise, soweit die Zauberworte „Homer" nnd „Troja" ihre unverwüstliche Macht behaupten, über diese staunenswcrthen Entdeckungen einer neuen Welt zu berichten.

Was zunächst die Ausgrabungen von Hisfarlik betrifft, so könnte ich mich einfach auf den trefflichen (im XXI. Band von „Nord und Süd" erschienenen) Aufsatz Milchhöfers berufe», wenn nicht der rastlose Forscher seitdem durch weitere Ausgrabungen manches Nene an's Licht gefördert hätte. Im Wesentlichen aber wird das früher gewonnene Resultat dadurch keineswegs

') Alle diese Bücher Schlicmcmns sind bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und haben cinc typographische und künstlerische Ausstattung erhalten, welche den höchsten Ansprüchen genügt. Besonders verdient hervorgehoben zu werden, dah in der Wiedergabe der zahllosen Fundgegenstände die größte Treue herrscht, das, namentlich die Holzschnitte, unmittelbar nach den Objccien durch PKolographie aus den Stock hergestellt, von einer Klarheit und Schärfe sind, welche sogar die verschiedene Textur der Gold- odcr Bronzcsachen, der Thongefäste, der Elfcnbeingcicilhc oder Stcinwcrkzcugc in täuschender Weise wicdergiebt.

umgestoßen, vielmehr nur in einigen Punkten modificirt. Das entscheidende Ergebnis;, worauf es ankam, ist und bleibt dasselbe, nnd kein Unbefangener und Urtheilsfähigcr wird ferner die Thatsache inZweifel ziehen, daßwirklich Schlicmann die „heilige Jlivs" nach fast dreitausendjährigem Schlummer aufgeweckt und den kühnen Traum seines Lebens verwirklicht hat. Selbst seine Gegner müssen immer kleinlauter werden und schließlich verstummen. Früher glaubte Schliemann unter dem ungeheuren Schutthügel von Hissarlik, der seines Gleichen nur an den Schutthügeln Mesopotamiens findet, nicht weniger als sieben übereinander folgende Ansiedelungen, darunter sechs vorgeschichtliche entdeckt zu haben. Jetzt reducirt er diese Zahl auf sechs, indem er die zweite und dritte Stadt als zwei Epochen derselben Niederlassung betrachtet. Diese aber ist das alte Troja, wie sich durch das deutliche Zeugnis; eines ungeheuren Brandes, der die aus Ziegelsteinen crbante Stadt eingeäschert hat, unverkennbar herausstellt. Was sodann seinen ersten Untersuchungen mangelte, die genauere Darstellung der baulichen Ueberreste dieser Stadt, das Alles hat er in feinem neuen Bnche ‚Troja", unterstützt durch die Mitwirkung I)r, Dörnfelds, vollständig nachgeholt. Auf einer farbigen Tafel sind die Bauten der einzelnen Epochen in verschiedenen Tönen dar-gestellt, wodurch uns zum ersten Mal eine klare Anschauung nnd ein Urtheil über das noch Vorhandene ermöglicht wird. Wir sehen nun deutlich den unregelmäßig Polygonen Umkreis der alten Pergamos von Troja mit ihren zum Theil doppelten Mauerzügen, die durch vorspringende Thürme verstärkt sind. Drei Thore führten in die Burg, das südwestliche, südliche und snd östliche, von denen letzteres an die Stelle des älteren, mittleren trat, nach-dem dieses durch einen Brand zerstört worden war. Am merkwürdigsten ist gleichwohl jenes ältere wegen feiner ungeheuren Mauermassen und der erstaunlichen, gegen 30 in betragenden Länge des Thorweges. Noch sieht man zu beiden Seiten desselben die Spuren der hölzernen Pfosten, welche als Stützen für die jedenfalls aus Holz constrnirte Decke bestimmt waren. Die Mauern sind nach außen geböscht, nach innen senkrecht; ihr unterer Theil besteht aus einem ziemlich regelmäßigen Bruchsteinmauerwerk, welches als Unterlage für die oberen in Ziegeln errichteten Thcilc diente. Eine der merkwürdigsten Thatsachen ist, daß die aus Luftziegeln errichteten Mauern erst nachher im Ganzen gebrannt wurden und zn diesem Behuf in regelmäßigen Abständen ziemlich tiefe Löcher erhielten.

Was sonst von Mauerwerk dieser uralten Stadt gefunden wurde, ist leider ein wohl niemals ganz anfznklnrendes Gewirr, in welchem die Mauern der ersten vortrojnnischcn Ansiedelung mit denen der beiden Perioden der zweiten Stadt, also des eigentlichen Troja und der darauf folgenden dritten Ansiedelung sich durchkreuzen. Aber soviel erkennt man, daß die Gebäude der eigentlichen Jlios, und zwar sowohl der älteren als der späteren Epoche, in einem sehr großartigen Maßstab angelegt sind, der wohl den Vorstellungen eines Herrscherpalastes der Hervenzeit entspricht. Nnr muß man freilich

nicht etwa alle Wohnungen der SO angebliche» Söhne des Priamos auf-
finden wollen, und sich immer wieder klar machen, daß Homers Schilde-
rungen schon deshalb nicht zutreffend fein können, weil zu seiner Zeit die
Stadt seit Jahrhunderten vergraben lag, und längst andere Ansiedelungen
sich an dieser Stelle erhoben hatten. Daß außerdem der Sänger von
seinem guten poetischen Rechte der Übertreibung Gebrauch machte. liegt auf
der Hand. Nichts wäre daher thörichter, als in dieser Hinsicht Homer
zum Gewährsmann für eine Zeit machen zu wollen, die fast ein halbes
Jahrtausend vor ihm lag, und deren Culturzustände er so wenig kennen
konnte, daß er nothwendig ihnen diejenigen seiner Zeit fubstituiren mußte.
Die merkwürdigsten Gebäude, welche die neuesten Ausgrabungen an's
Licht gezogen haben, find zwei neben einander liegende, ungefähr in der
Mitte der Burg, nur etwas rückwärts noch Nordost hingeschobene, in welchen
Schliemann zwei Tempel zu erkennen meinte. Aber nach den jüngsten Aus-
grabungen von Tiryns läßt sich diese Ansicht nicht mehr aufrecht halten, und
Schliemann selbst wird wohl zu der Neberzeugnng gekommen sein, daß es der
Männersaal und das Frauengemach ist, welche er hier entdeckt hat. Denn in
Tiryns sind diese beiden wichtigsten Bestandtheile des Herrscherhauses der Heroen-
zeit in ähnlicher Anordnung, aber in reicherer fortgeschrittener architektonischer
EntWickelung zu Tage gekommen. Allerdings ist der Grnndplan mit dem der
einfacheren griechischen Tempel der geschichtlichen Zeit identisch, und es
kann daher kein Zweifel mehr sein, daß dieser aus dem Megarvn des
heroischen Anaktenhauses sich entwickelt hat. Denn wir finden
in beiden eine Borhalle (pion»««), einen Saal (iuw« oder oolla) und bis-
weilen noch ein Hintergemach (c>i>i5>tllmlcmm».) Die Frage nach der Herlcitung
des griechischen Tempels hat mit einem Schlage ihre Lösnng gefunden, und
so verstehen wir auch um so leichter wie Ercchthcus seine Wohnung auf
der Akropolis von Athen zum Tempel umwandeln konnte. Jeder Tempel
war eben nichts anderes als das Haus des Gottes, und nichts
erscheint natürlicher, als daß man ihm den vornehmsten Bestandtheil des
Herrscherhauses, den Männcrsaal (mc^ron), zum Grundriß gab. In
Wahrheit sind die in Rede stehenden Gebäude auf der Burg von Troja so
angeordnet, daß das größere, ähnlich wie wir es in Tiryns finden werden,
um etwa 7 in vor das kleinere vortritt, und mit einer sast quadratischen
Vorhalle von 1(1,15 in Breite bei 10,35 in Tiefe beginnt, durch eine
stattliche Thür mit dem ebenso breiten und 18 in langen Saal verbunden.
Dies sind wahrlich sehr stattliche Verhältnisse, und die Phantasie mag leicht
in diesen großartigen Raum olle jene Scenen verlegen, welche wir aus den
lebendigen Schilderungen der Odyssee kennen. Um den Beweis zu vervoll-
ständigen, daß wir es hier mit dem Männersaol zu thun haben, sind in
der Mitte des Saales die Mauern des runden Herdes aufgefunden worden,
die also nicht als Altar aufzufassen sind. Da die Langmauern des Gebäudes
vorn bciderseils mit Parastaden (Anten) endigen, so ist die Form des

templuin in antis vollständig vorgezeichnet. Diese Parastaden sowie die Seitenwände der Thür waren mit Holzpfosten verkleidet, zum Schutz des Ziegelmaterials, genau so wie wir es in Tiryns finden werden. Bemerken wir noch, daß die Mauern überall mit Putz überzogen waren, und daß wir uns den oberen Abschluß der Räume als flache Decke aus Holzbalken, Buhlen und Lehm zu denken haben, wie er noch jetzt nach Jahrtausenden in der Troas üblich ist, so haben wir allcS Wesentliche berührt. Der Bau war aber nach Südost gerichtet, der winterlichen Sonne zugewendet und mit einem herrlichen Blick auf die schön geschwungenen Höhenzüge des quellenreichen Ida, dessen zackige Höhen die Dichtung dem Zeus als Lieblings« Wohnsitz anweist.

Das zweite tempelartige Gebäude, beträchtlich kleiner als das erste, nur etwa halb so breit, 5 in im Lichten, aber im Verhältnis; noch länger gestreckt, hat ebenfalls eine Borhalle zwischen zwei Parastaden, dann aber zwei Gemächer, das vordere mit dem Hintergcmach durch eine links in der Ouermauer angebrachte Thür verbunden. Zwischen ihm und dem Männersaal läuft ein schmaler Gang von 50 ein Breite. Diese Jsolirung scheint ebenfalls darauf zu deuten, daß wir es hier mit der Frauenwohnung zu thun haben und daß das Hintergemach vielleicht den königlichen ?Ii»Iain«s bildete. Schliemann macht darauf aufmerksam, daß das Haus des Paris bei Homer (Jlias VI. 316) ebenfalls dreitheilig war und aus Vorhalle, Wohnraum und Schlafgemach I^ul«, Dorna und Umlamo«) bestand. Wie diese baulichen Anlagen sich in Tiryns nachmals weiter entwickelt haben, werden wir später sehen.

Was nun die auf Hissarlik in den ältesten Schichten gefundenen Gegenstände betrifft, so gehören sie größtentheils, ihrem ganzen Gepräge nach, zu jenen uralten Erzeugnissen des menschlichen Kunstfleißes, die man der Steinperiodc zuweist. In erster Linie kommen die massenhaft vorhandenen Töpferwaaren in Betracht, welche zu den ältesten Arbeiten dieser Art gerechnet werden müssen. In der That gehören sie zum Primitivsten der Gattung und sind zum Thcil noch aus freier Hand gemacht und an der Sonne oder am offenen Feuer leicht gebrannt, doch ist auch der Uebergang zur Töpferscheibe und zum Brennen im Ofen bereits vollzogen, und von einer hochentwickelten Technik zeugen namentlich die kolossalen, bis zu 6 Fuß hohen Krüge (iMwi), welche hauptsächlich als Weinbehälter dienten. Schliemann erzählt, daß einer seiner Arbeiter einen solchen Krug als Schlafzimmer benutzt habe. Auffallend sodann ist, wie lange diese Töpferarbeit sich auf demselben Standpunkt stabil erhalten hat, denn man findet sie ohne merkliche Verschiedenheiten in den ersten vier vorhistorischen Niederlassungen, nur daß die Technik in den beiden letzten geringer und roher erscheint, als in den früheren. Gewisse höchst primitive Formen, wie die Vasen mit drei Füßen und henkelartigen Auswüchsen kehren immer wieder.

4 c,

!vil!,elm Liibke in Karlsruh,

Sodann treten ebenso gleichmäßig und zahlreich jene auch sonstwo, z. B. in Etrnrien und in Rorddcutschland vorkommenden Gcsichlsurnen auf, in >velchen Schlicmann den Eulcnkopf als Sinnbild der Alheim erkennt. Gewiß ist, daß durch Hervorheben der Geschlechtstheile der weibliche Charakter angezeigt wird. Auffallend ferner nnd für diese uralte Frühzcit bezeichnend ist der vollständige Mangel gemalter Ornamente, wie er ja auch an den ctruskischen Vasen sich bemcrklich macht. Zu den interessantesten Entdeckungen Schlicmanns gehören sodann die zahlreichen zwcihenkcligcn Becher, in welchen er mit Recht das viel besprochene ,IsM« anii'liikv^ollon Homers nachgewiesen hat. Nicht minder bezeichnend siir diese uralte Cultur sind die in ungeheurer Anzahl (gegen dreißigtausend) gefundenen durchbohrten Thoncylinder, wie sie überall ans der Erde in den ältesten Ansiedelungen vorkommen, und in denen man mit Recht Svinnwirtcl erkannt hat, (S. die Abb.inNord u,Süd. XXI. 78.) Diese Zeugnisse einer der ältesten Handfertigkeiten drsMenschenboten derPhantasic geeigneten Spielraum fiir allerlei primitive Ornamentik, die in Punkten und Kreisen, Wellenlinien nnd mancherlei seltsamen Zusammenstellungen von Linien sich noch kindlich begnügt. Als allgemein verbreitete Formen sind darunter das Hakenkreuz (sogenannte Svastika) und der Mäander zu bezeichnen. In einigen dieser primitiven Bildungen hat man wohl Buchstaben erkennen wollen, doch wie mir scheint, mit Unrecht, Weiter sind unter den Thonarbeitcn mancherlei rohe Idole von ebenfalls sehr primitiver Gestalt hervorzuheben, namentlich auch kleine Thierfiguren, Kühe, Hunde u. dergl. Dann wieder kommen Gefäße in Form von Thieren. z. B. eine Base in Gestalt eines Schweines mit eingeschnittenem Fischgrätenornamcnt vor. (Abb. in „Troja" 67.)

Nicht minder massenhaft sind die Funde an steinernen Werkzeugen und Gerätheu, Streitäxten aus Porphyr, Diorit nnd sogar Nephrit, Steinhämmern und Handmühlcn ans Trachyt. steinernen Schleudergeschossen, Beilen und Hämmern, Kornquetschcn, Keilen und Sägen. Pfeilspitzen aus Obsidian, so daß man hieraus ganz den Eindruck gewinnt, sich im tiefsten Steinzeitaltcr zu befinden. Daneben treten jedoch mancherlei Elfenbeinsachen auf, Pfrieme und Nadeln, ja sogar Bruchstücke von Leiern und Flöten, namentlich aber ist der Gebrauch des Kupfers und sogar der Bronze bereits bekannt, es fehlt nicht an kupfernen Schalen, Kesseln und Schilden, sowie an Dolchen und Lanzenspitzcn von Bronze. Die mehrfach aufgefundenen Gußformcn beweisen, daß man diese Dinge selbst herzustellen verstand. Besonders merkwürdig ist ein durchbrochen gearbeiteter Bronzcring. (Abb. „Troja" 83.)

Endlich aber giebt die reiche Anwendung edler Metalle Zeugniß von einer bereits entwickelten Cultur, und besonders ist der große „Schatz des , Priamvs", welchen Schliemanu dicht an der Burgmauer in der Nähe de? Königspalastcs entdeckte und mit Lebensgefahr eigenhändig unter Beistand seiner hcldenmüthigen Gattin ausgrub, ein Beweis orientalischer Prachtliebe. Zu diesem großen Schatze gesellten sich während der Ausgrabung noch eine ansehnliche Zahl kleinerer Funde von goldnem Geschmeide, goldenen und

silbernen Gefäßen und anderen Kostbarkeiten. Der große Schatz bildete eine viereckige Masse, war also offenbar, um ihn zu retten, in eine Kiste gepackt worden, deren Holz natürlich längst verschwunden ist. Er enthielt mehrere Gefäße und Geräthe von Kupfer, goldene und silberne Becher und Vasen, sechs silberne Talente, zahlreiche Streitäxte, Lanzenspitzen und Dolche aus Bronze, sodann in einer Silbervase viele Goldschmucksachcn, mehrere Diademe und Stirnbänder. Ohrringe mit Gehängen, 56 einfachere Ohrringe, 8700 kleinere Goldsachen, wie Knöpfe, Ringe, Prismen u. dgl., und endlich sechs goldene Armbänder, oben darauf aber lag ein Becher aus Gold und ein anderer von Elektroir. Besonders merkwürdig sind die Diademe, da sie aus einer Unzahl kleiner Ringe und Goldblättchen bestehen, die an Kcttchen hängen und an einem schmalen, die Stirn umgebenden Bande befestigt waren. Den Abschluß bildeten kleine mit Punktirungen decorirte Klapperbleche. Wie reizend dieser Schmuck, der noch heute in ähnlicher Weise im Orient vorkommt, zu Gesichte stand, davon giebt die Abbildung (Fig. 688 in „Jlios") eine Anschauung. Schliemann hat berechnet, daß an dem größten dieser Diademe nicht weniger als 1635!! Stücke verbunden sich zeigen. Bezeichnend ist, daß bei aller Feinheit und Zierlichkeit der Arbeit doch noch nichts von jener hochentwickelten Ornamentik zu spüren ist, welche den Schatz von Mykenae auszeichnet. Von jenen dort so massenhaft vorkommenden runden Goldscheibcn in Form von Sternblumen oder Rosetten sind zu Hissarlik «ur drei gefunden worden, und wenn ein paar Mal an goldenen Nadeln oder an Halsbändern die Spirale, das Urmotiv der Metalldccoration, auftritt, so sind diese Formen hier nicht getrieben, sondern mit Golddrähten aufgelöthet.

Fassen mir Alles zusammen, so kann kein Zweifel bestehen, daß wir es mit einer Culturcvoche zu thun haben, welche der Mykenischen um ein Bedeutcudes an Alter voransteht, und die wir gewiß nicht zu hoch hinausrücken, wenn wir sie etwa in die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christo versetzen. Bestimmend ist in dieser Hinsicht ohne Zweifel der Umstand, daß noch keine Spur von Einflüssen orientalischer Kunst, sei es der babylonisch-assyrischen oder der ägyptischen nachzuweisen ist. Der Culturzustand des alten Troja, der uns hier in so überwältigender Fülle der Anschauung vor Augen gebracht wird, steht noch außerhalb jenes Kreises, und also auch noch außerhalb der phönizischen Einwirkungen, welche erst später im ganzen Umkreis der Mitlelmeerländcr bestimmend wurden.

Von den Kunstwerken, welche Schliemann unter den Trümmern der jüngsten Stadt, des ävlischcn Neu-Jlion, gefunden hat, namentlich der prachtvollen Metope des Sonnengottes mit feinem Viergespann und mehreren andern Metopenfragmentcn soll hier nicht die Rede sein, da unsere Darstellung ausschließlich die vorhistorischen Monumente im Auge hat; und somit wende ich mich nun zu den Funden von Mykenae. Nachdem der kühne Schatzgräber schon durch seine Ausgrabungen von Hissarlik die Welt überrascht hatte, sollte dies Staunen einen noch viel höheren Grad erreichen,

als es ihm im Jahre 187i> gelang, die ungeheuren, geradezu an's Fabelhafte grenzenden Goldschätze der fünf Schachtgräber auf der Burg von Mykenae an's Licht zu ziehen. Wo Andere vergeblich angepocht hatten, da ward ihm aufgethau, und man darf nicht blos von Glück sprechen, sondern muß auch dem Scharfblick des Entdeckers Anerkennung zollen, der die Stelle bei Pausanias von den Gräbern Agamemnons und seiner Gefährten abweichend von der allgemeinen Annahme so auffaßte, daß das Innere der Burg gemeint sei. Mag nun Sckiliemann wirklich diese berühmten Gräber oder mag er. wie Andere wollen, die Grabstätten der älteren Perfidendynastie gefunden haben: jedenfalls find die Ergebnisse dieser glänzenden Ausgrabungen für die Erkenntniß der Culturverhältnisse der griechischen Heroenzeit von durchschlagender Bedeutung. In dem prächtigen ungemein reich illustrirtcn Buche über Mykenae begegnen wir wieder der verständigen Gepflogenheit Schliemanns, sich mit andern wissenschaftlichen Kräften in Verbindung zu setzen und sie zur Mitarbeii heranzuziehen. Wie er bei Troja und Tiryns in Dr. Dorpfeld eine tüchtige archäologisch geschulte archiiektonische Kraft sich beigesellt hat, so wußte er den englischen Premierminister Gladstvne zu bestimmen, für Mykenae ihm eine Vorrede zu schreiben, in welcher der im Homer wohlbewanderte Staats mann die Beziehungen der mykcnischen Cultur zu den homerischen Gesängen nachzuweisen sucht. Ohne Frage gicbt es eine Anzahl von Punkten, in welchen solche Uebcreinstiminungen vorhanden find, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil gewisse Culturfurmen in jenen frühen Zeiten durch lange Epochen herrschend blieben; ich will nur an den berühmten Becher des Nestor erinnern, dessen Form sogar bis auf die auf den Henkeln angebrachten Tauben an einem Goldpokal Mykenaes in überraschender Weise wiederkehrt; ebenso sind die gvldnen Buckel der Schwertscheidcn sowie der Goldschmuck der Schwertgriffe und der Scepter, von denen Homer so oft spricht, in den mykenischen Schachtgräbcrn häufig angetroffen worden. Aber trotzdem muß immer wieder betont werden, daß die Entstehung der homerischen Gesänge um Jahrhunderte jünger ist als die Zeiten des trojanischen Krieges, und daß bei der großen Umgestaltung, welche die dorische Wanderung über Griechenland brachte, durchgreifende Aenderungen im Leben und den Culturformen der Griechen stattfanden. Wir können daher uns nicht wundern, wenn die Angaben der homerischen Gesänge keineswegs in allen Punkten mit den Funden übereinstimmen. Ehe ich indcß ans diese letzteren näher eingehe, mögen einige Worte über die architektonische Bedeutung von Mykenae gestattet sein.

Ohne Zweifel birgt der Boden der Akropolis von Mykenae, der größtentheils noch unausgegraben ist, wichtige Aufschlüsse über die Form der heroischen Herrschcrpaläste. und man mnß hoffen, daß nach dem Vorgänge von Tiryns auch diese wichtige Stätte einmal vollständig untersucht werden wird. Was nun die noch in großen Massen erhaltenen Bcfestigungsmauern

betrifft, so sind sie thcils aus jenen mächtigen Polygonblöcken unter Anwendung kleinerer ausfüllender Steine errichtet, welche man als Zyklopische Bauten zu bezeichnen pflegt, thcils aber nähern sie sich einem regelmäßigeren Quader verband mit horizontalen Schichten, wie namentlich die Mauern beim Löwenthor und bei den sogenannten Schatzhäuscrn sie zeigen. Jin westlichen Theil der Akropolis ist jener kreisrunde Platz, rings mit einer Steinbank umschlossen, in welchem Schlicmann wohl mit Recht die Agora, d. h. also den Versammlungsplatz erkannt, und in dessen Fclsbodcn er die fünf Schachtgräber entdeckt hat. Das wichtigste Stück in architektonischer und plastischer Hinsicht ist selbstverständlich das berühmte Löwenthor, dessen Anlage ich als allgemein bekannt voraussetzen darf. Während bei diesem großartiges Werke bisher die plastischen Theile in erster Linie die Aufmerksamkeit erregten, haben neuerdings durch die Ausgrabungen von Troja und noch mehr von Tiryns auch die architektonischen Formen des Löwenthvres eine ganz neue Beleuchtung gewonnen. Denn die Halbsäule, welche sich zwischen den beiden Löwen auf einem aus mehreren Platten und einem eingezogenen Glied? bestehenden Unterbau erhebt, gicbt uns die wichtigsten Fingerzeige über die Form des Säulenbaues jener Urzeit. Sie ist nämlich nichts Anderes als die primitive Form der dorischen Säule, da sie gleich dieser sich ohne Basis erhebt und in ihrem Kapital den Echings und die Deckplatte des ausgebildeten dorischen Styles erkennen läßt. Ja die unter dem Wulst des Echinos sich anschließende kehlenartige Einziehung, welche wir in den dorischen Bauten des eigentliche» Griechenland abgestreift finden, ist in den alterthümlichsten Bauten Siciliens und Unteritalicns noch erhalten: ein Beweis, daß gerade diese zum Theil wohl in's 7. Jahrhundert v. Chr. hinaufreichenden Monumente der ältesten Tradition treu geblieben sind. Endlich giedt die Reihe von Kreisen, welche sich über der Kapitälplatte hinzieht, eine Nachbildung der Rundhölzer, aus welchen, wie besonders die Ausgrabungen von Tiryns lehren, die Decken der Paläste jener Zeit gebildet waren. So gewinnt die eine Entdeckung immer wieder neues Licht durch die andere, bis scimmtlichc Thatsackicn sich zu einem vollständigen Bilde vor unserem geistigen Auge zu snmmensügen.

Wichtiger noch in constructiver Hinsicht, ja schon im Alterthume mit Recht bewundert find die sogenannten Schatzhäuscr, in welchen man jetzt zweifellos Grabdenkmäler erkannt hat. Auch diese Werke gehören dem hohen Alterthume an, nnd doch welch großartigen Fortschritt bezeichnen sie im Gegensatz zu den Schachtgräbern, deren Anlage, wie man denken sollte, ihnen um Jahrhunderte vorausgegangen ist. Außer dem allgemein bekannten sogenannten Schatzhaus des Atreus kennen wir durch die Ausgrabung der Frau Schliemann ein zweites Kuppelgrab in der Nähe des LöwcnthorS, und in weiterem Umkreise umgeben noch drei oder vier ähnliche Anlagen den Berghügel von Mytenac. Dazu kommt das kaum minder berühmte und bedeutende Grab zu Orchvmenvs, welches Schlicmann ebenfalls genauer untcr-

sucht hat, und in dessen viereckigem Nebengemach er eine Decke fand, die aus einer einzigen 4 m im Quadrat messenden Kalksteinplatte bestand, deren Fläche ganz mit plastisch behandelten Spiralen und Rosetten nach dem Muster eines prächtigen Teppichs geschmückt war. Endlich ein ähnliches Grab zu Menidi in Attila, über welches das deutsche archäologische Institut zu Athen im Jahre 1880 berichtet hat. Alle diese Gräber sind durch einen von Mauern eingefaßten Zugang (Dromos) mit der Außenwelt in Verbindung gesetzt. Tie Technik des Grabes von Menidi ist ziemlich roh. was aber nicht zur Annahme eines höheren Alters berechtigt, denn die hochentwickelte Ausführung der Kuppelgräber zu Mykenae und Orchomcnvs ist eben Zeugniß von den bedeutenden Mitteln der dort als Bauherren auftretenden mächtigen und reichen Fürsten. Mit Recht macht F. Adler in seiner klar und über« zeugend geschriebenen Vorrede zu Schlicmanns Tiryns darauf aufmerksam, daß man zwischen Kuppelgräbcrn ohne Fassade, wie dem zu Menidi, und solchen mit Fassade zu unterscheiden habe. Zu letzteren gehören die beiden uns bis jetzt bekannt gewordenen Kuppelgräber von Mykenae.

Die höchste Vollendung zeigte die Fassade am sogenannten Schatzhaus des Atreus. Der ungeheure Steinbalken der Obcrschmelle des Eingangs, dessen Gewicht man auf über 120,000 berechnet, bezeugt allein schon die technische Meisterschaft jener Frühzcit. Auf's Sorgfältigste bearbeitet und geglättet, ist er nach Art eines ionischen Architravs durch fein erhobene Streifen dreifach gegliedert. Obwohl die ganze Fassade mit ihren polirten Brccciaauadcrn einen bedeutenden künstlerische» Eindruck macht, besaßen die oberen Theilc ehemals eine prachtvolle Bekleidung aus weißen, grünen und rothcn Marmorplatten. Außerdem faßten zwei Halbsäulcn von Alabaster mit reich ornamcntirtcn Schäften, Spiralen und Zickzacks enthaltend, den Portal- bau ein. Das Kapital, ähnlich dccorirt. erinnerte mit seinem Wulst und seiner geschwungenen Kehle an das Säulenlapitäl des Löwenlhors, Tie ursprüngliche Wirkung dieser Fassade muß überaus prachtvoll gewesen sein. Das Innere des mächtigen Baues, dessen Kuppelwölbung bekanntlich gleich denen der übrigen durch das Princip der Ueberkragung horizontaler Stein« schichten hergestellt ist. gewinnt mir durch die großen Verhältnisse, die feierliche Gewölbfvrm und die treffliche Behandlung der Quadern einen tedeutendcn Eindruck. Daß im Sinne jener Zeit zum Theil noch eine Bekleidung von Erzplatten hinzukam, ist sicher bezeugt und erinnert uns daran, wie bei Homer die Paläste der Herrscher in glänzendem Metall schmuck strahlen. Daß sich darin aber phönizischc Einflüsse lund geben, ist längst anerkannt.

Das von Frau Schlicmann ausgegrabene Denkmal steht in seiner Anlage und Ausführung dem eben besprochenen sehr nahe; nur fehlt ihm das vier- eckige in den Felsen gehauene Nebcngemach, das nur zu Orchomenos wieder vorkommt. Tie Fassade zeigt ähnliche Behandlung wie am „Schatzhaus des Atreus", namentlich jene lisenenartige Einfassung der Front und die Gliederung

des Thorbalkens, zu welcher noch eine Nachahmung vvn Rundhölzern, wie am Löwenthor, kommt, <Abb. „Mykenae" V.) Auch hier waren zu beiden Seiten Halbsäulen als Einfassung angebracht, und über denselben befinden sich vorspringende Platten die, wie es scheint, eine plastische Tecoration trugen. Der ganze Bau ist von nicht minderem Aufwände und ebenso künstlerisch durchgebildet wie der oben besprochene.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Schachtgräber und ihres reichen Inhalts. Bekanntlich verficht Schliemann die Anschauung, daß er hier die Gräber Agamemnons und seiner mit ihm bei der Rückkehr ermordeten Genossen gesunden habe. In der That wurden in den fünf Gräbern im Ganzen 16 bis 17 Skelette entdeckt, darunter einige weibliche und wie es scheint auch solche vvn Kindern. In diesen wäre also Kassandra mit ihren Dienerinnen und Kindern zu vermuthen. Schlicmcmn behauptet bestimmt, daß der Befund des Ganzen wenigstens für die einzelnen Gräber eine gemeinsame Bestattung erwiesen habe. Die Leiche» seien in den Gräbern einem Feuer ausgesetzt gewesen, obwohl dasselbe sie nicht vollständig verbrannt habe, da bei einzelnen Leichen nicht einmal das Fleisch ganz verzehrt worden sei. Spuren des Brandes aber seien vielfach an den Goldsachen bemerkt worden. Um der Flamme Luftzug zu verschaffen, seien die Körper auf ein Bett von Kieseln gelegt und ebenso mit einer Kieselschicht bedeckt worden. Es läßt sich aber nicht leugnen, das; dieser Auffassung gewisse Bedenken entgegen stehen. Vor allen Dingen muß man fragen, ob solche Lcichenfeuer nicht dazu angethan gewesen wären, die massenhaften, größtentheils nur aus feinen Goldblättchen bestehenden Schmucksachen zu schmelzen und in eine rohe Masse zu verwandeln. Da ferner unter der glühenden Sonne des Südens Leichen nicht über 24 Stunden zu erhalten sind, wenn man sie nicht cinbalsamirt, so wäre nach jenem Massenmorde die Herstellung dieser fünf oder sechs großen Schachtgräber, die tief in den Fclsbvdcn eingebettet sind, in so kurzer Zeit völlig unmöglich ge Wesen. Gleichwohl kommen jener Erklärung auffallende Thatsachen wieder zu statten, namentlich die, daß einige der Leichen, weil die Grabstätten nicht lang genug waren, gewaltsam eingezwängt und in roher Weise zusammengedrückt waren. Gladstone namentlich sucht diesen Umstand für die Schliemann'sche Hypothese zu verwerthcn und nimmt an, daß erst Orcst bei feiner Rückkehr die Gräber habe öffnen und pietätvoll mit dem unermeßlich reichen Schmuck ausstatten lassen, Vvn ihm rührten denn auch die Grabsteine her, welche sich über den Gräbern errichtet fanden, die aber sogar in einer späteren Epoche nochmals durch andere, über den älteren befindliche, ersetzt wurden.

Andere leugnen überhaupt die Gemeinsamkeit der Bestattung und nehmen an. daß wir es mit Familiengräbern, vielleicht noch vvn der Dynastie der Persiden zu thun haben, die immer wieder geöffnet wurden, sv oft ein neuer Todesfall eintrat. Sie machen dafür namentlich die Thatsciche geltend, daß

sich dic bedeckende Erde vielfach mit Goldschmuck durchsetzt gefunden habe. Aber auch diese Hypothese unterliegt bei der Anordnung dieser senkrechten Gräber gewichtigen Bedenken, und namentlich dagegen sträubt sich unser Gefühl am meisten, daß wir annehmen sollen, die Ruhe der Verstorbenen sei jedesmal bei einem neuen Todesfalle wieder gestört worden. Zudem sind die bestimmten Zeugnisse Schliemanns denn doch nicht so leicht zu erschüttern; auch ist wohl zu beachten, das; dic Schätze in säinmtlichcn Gräbern völlig denselben Charakter zeigen. Doch wie dem auch sei. man wird alle diese Räthscl Wohl niemals lösen können, und so wenden wir uns denn lieber zu der culturgeschichtlichcn Seite der Frage, d. h. zur künstlerische» Betrachtung der unermeßlich reichen, in diesen Gräbern gemachten Funde.

Zunächst einige Bcmcrknngen über dic bei den Ausgrabungen gefundene Töpferwaare, die wieder aus hvchalterthümlichen Gefäßen und aus Idolen von primitiver Rohheit besteht. Dic Idole, welche Schlicmann auf die „kuhäugige" Hera Homers bezieht, bieten die rohe Abbreviatur einer weiblichen Gestalt, bei welcher die sehr großen Augen wohl an dies Beiwort erinnern können <Abb. „Mykenae" 112. 113.). Andere haben einen Kuhkupf, was an die ägyptische Isis lvdcr Hathvr ?) gemahnt, deren Form vielleicht nach Mykenae übertragen worden war. Endlich kommen zahlreiche kleine Kühe von Terracvtta vor. WaS die Vasen betrifft, so zeigen sie einen gewissen Fortschritt gegenüber den trojanische», denn sie sind bereits mit mancherlei Ornamente» bedeckt, die allerdings überwiegend linearen Charakter tragen, namentlich Zickzacks und Spirale». Dazu gesellen sich Friese von Thicrcn, besonders Wasscrvögcln, alles freilich in sehr primitiver, selbst roher Weise behandelt. Man sieht eine Ornamciitik. die im Wesentliche» noch auf lineare» Motiven fußt und diese schon in großer Mannigfaltigkeit beherrscht, aber kaum den Uebergang z» figürlicher Darstellung gefunden hat nnd hierin ein fast kindisches Ungeschick verräth.

Nicht viel entwickelter sind dic Darstellungen auf den Grabstele,,, welche über den Gräbern aufgerichtet waren. Hier herrscht noch kein architektonisches Princip, sondern die Tendenz der orientalischen Kunst, alle Flächen möglichst auszufüllen. Die Hauptelemente bestehen auch hier wieder aus linearen Spielen, namentlich aus Spiralen in mannigfacher Verbindung. Aber damit verknüpfen sich doch schon figürliche Darstellungen in bewegten Scenen des Kampfes oder der Jagd, bei welchen das Ungeschick der Künstler in wunderlicher Weise mit dein Streben »ach lebensvollem Ausdruck sich mischt. Auch hier sind, lediglich zur Ausfüllung leerer Stellen, spiralförmige Ornamente verwendet iAbb. „Mykenac" 14«).

In auffallenden: Gegensatz zu jenen primitiven Terracvtten und rohen Steinsculpturen siehe» nun die Schätze, welche aus den Schachtgräbern an's Licht gezogen, wurden, namentlich der unermeßlich reiche Gvldschmuck. Noch niemals ist an eine»? Ort eine so ungeheure Masse solcher Kostbarkeiten

aufgefunden worden; beträgt doch das bloße Gewicht der Goldsachen nicht
. weniger als 5000 englische Sovereigns. Ein kurzer Ucberblick über die
Thatsachen dürfte am Platze sein. Sämmtliche 5 Gräber sind in verschiedener
Größe und in wechselnder Tiefe, und zwar bis mehr als Z0 Fuß in dem
Felsboden der Akropolis eingebettet. Ihre Längenrichtung, zwar nicht genau
parallel, ist ungefähr von Nord nach Süd gekehrt. Das größte Grab, von
Schliemann als viertes bezeichnet, ist 24 Fuß lang, 18 Fuß breit; das
kleinste, 11 Fuß « Zoll lang und 9 Fuß 8 Zoll breit, ist das fünfte.
Sämmtliche Gräber sind unten mit Steinmauern, die meistentheils schräg
anlaufen, ausgefüttert.

Das vierte Grab enthielt fünf mit Juwelen förmlich überladene Ge-
rippe, von welchen zwei mit dem Kopf nach Norden, die übrigen nach Osten
gerichtet waren. Drei dieser Leichen trugen goldene Gesichtsmasken, eine
vierte Maske stellt einen Löwenkopf dar; prächtige goldene Brustplalten fand
man auf zweien der Körper. Eins der reichsten, mit einem Kranz gezackter
Goldblätter besetzten Diademe wurde hier gefunden. Ebenso das Votiv-
bild eines silbernen Kuhkopfs mit goldenen Hörnern; nicht weniger als neun
goldene Becher und Kannen, glatt, horizontal gefurcht, vertical cannelirt
oder mit Spiralen und Rosetten geschmückt, darunter jener Becher mit zwei
Tauben auf den Doppelhenkeln, der an den Becher Nestors erinnert. Weiter-
hin vier Diademe oder Leibgurte, goldene Gürtel und Stirnbänder, Schwert- und
Sceptergriffe mit Spiralenornamenten, Armbänder, Wehrgehenke, Ringe, Tuch-
oder Haarnadeln, ungeheure Massen von Goldblättchen, von runden Knöpfen,
dann ein Dutzend jener prachtvollen rhombischen Agraffen, die mit acht oder
gar zehn Buckeln besetzt sind, und zum Theil noch Spuren des Holzes auf-
weisen, zu dessen Ueberzug sie ehemals dienten. Dazu kommen prächtige silberne
Gefäße und Alabastervasen. Schalen nnd Becher, eine Anzahl großer
kupferner Gefäße, weiterhin Gegenstände von Bergkrystall nnd über vier-
bundert durchbohrte Bernstcinkugeln, bronzene Schwerter, Lanzen und Messer,
35 Pfeilspitzen.von Obsidian, endlich zahlreiche Eberzähne, die noch zn
Homers Zeiten (Ilms X. 2<!!-!) als Schmuck dienten. So finden sich auch
hier noch neben der größten Pracht manche Elemente einer primitiven natur-
wüchsigen Dccoration. Noch etwas Merkwürdiges dient diesem Grabe zur
Auszeichnung: ein runder Opferaltar, den man später über demselben er-
richtet hatte.

In dem beträchtlich kleineren dritten, südöstlich neben jenem angelegten
Grabe fanden sich drei weibliche Leichen, ebenfalls mit Goldschmuck überladen, der
nicht blos auf und neben, sondern sogar unter den Gerippen gefunden wurde, so
daß fieganz in Gold eingebettet waren. Dabei lag das prachtvollste aller Diademe,
zwei Fuß lang, mit 3tt großen gezackten Blättern gekrönt, sodann ein zweites
einfacheres Diadem, 2>/i> Fuß lang nnd daher wohl eher als Gürtel aufzufassen.
Außerdem noch fünf andere Diademe, alle diese Werke mit Rosetten, Buckeln,
sternförmigen Blumen u, bergt, auf's Mannigfachste geschmückt. Dazu kommen

Wilhelm kübke in Karlsruhe,
prachtvolle große kreuzförmige Goldblätter und Sterne, Armbänder und Brustnadeln, über 700 reich verzierte Goldblätter, alles in geschmackvoll getriebener Arbeit, weiter zwei goldene Waagen in zierlichem Miniaturformat. Ohrgehänge mit Spiralen; aber auch viele gegossene Goldsachen, eine goldene Kindcrmaske. mehrere Scepter mit Griffen von Bergkrystall. Bernsteinkugeln, Achatschieber, gravirte Gemmen von Sardonyx, goldene Becher, Vasen und Dosen, endlich auch silberne Gefäße. Die ungeheuere Masse der überall gefundenen Goldblättchen deutet auf einen an orientalische Sitte erinnernden ungemein reichen Schmuck der Gewänder, während die goldenen Knöpfe zum Thcil als Decoration der Schwertscheiden dienten, wie sie denn mehrfach reihenweise neben den Brvnzeschwerrern als einziger Rest der ehemaligen Scheiden gefunden wurden.
Kaum minder reich war das erste Grab, welches drei Leichen enthielt, von denen die eine früher einmal beraubt worden ist. Es sind Gestalten von sehr hohem Wuchs, die aber wegen der Kürze des Grabschachtes in brutaler Weise eingezwängt und verkrüppelt worden waren. Auch hier fanden sich zwei Goldmaskcn mit den Gesichtszügen der Verstorbenen, unter der einen war das Gesicht noch wunderbar erhalten und der Mund zeigte noch alle 32 Zähne. Bemerkenswerth ist, daß alle diese Masken durchaus individuelle portraitmäßige Züge zeigen, also an eine naturalistische Kunstweise gemahnen, wie wir sie auch in der ältesten ägyptischen Plastik kennen. Ferner fanden sich zwei Brustplatten, Schultergürtel, ein Bcinschienenhalter, Hunderte von Knöpfen, darunter auch jene prachtvollen rhombischen, alles von Gold und reich ornamentirt. Mehrere goldene und silberne Becher, eine silberne Vase von 2 >/2 Fuß Höhe, eine Unmasse von Bronzeschwertern, meistens sehr lang, bis über drei Fuß; außerdem siebe» kupferne Gefäße und viele wohlerhaltcne Gegenstände von Holz, namentlich ein Kästchen mit der interessanten Darstellung eines Löwen und eines Hundes.
Im zweiten Grabe fanden sich fünf von Ost nach West gestreckte Leichen, und auf jeder nicht weniger als fünf goldene Diademe. Es fehlte ferner nicht an prächtigen Gvldblättern mit getriebener Arbeit; ferner traf man Pfeilspitzen von Obsidian, Messer von Bronze, einen Dreisuß aus Terracotta u. a. Das fünfte Grab endlich, von allen das kleinste, enthielt nur einen männlichen Leichnam, bei welchem man wieder ein goldenes Diadem, zwei kleine Bronzeschwerter und Lanzenspitzen, zwei lange Messer und einen goldenen Becher fand.
Als die Ausgrabung abgeschlossen schien, ergab sich, daß noch ein sechstes Grab, dies aber außerhalb der Agora, doch dicht an deren südlicher Mauer, vorhanden war. Allein dieses war in früher Zeit, als man dort eine Wasserleitung anlegte, ausgeraubt worden; nur eine kleine Ecke war den Plünderern entgangen, und hier fanden sich sogleich wieder gewichtige Goldsachcn: ein schlanker, dvppelhenkeligcr Becher, gewundene Golddrähte, mit welchen die edlen Achäer ihre Locken in Ordnung hielten, vor allem

aber zwei Goldringe mir gravirten Darstellungen, darunter eine der reichsten und merkwürdigsten ihrer Art.

Nach dieser summarischen Uebersicht gehen wir nun an die künstlerische Betrachtung des Einzelnen. Vor Allem tritt uns hier in der ungeheuren Fülle der Goldarbeiten Eins als entscheidend entgegen: die unerschöpfliche Freude am Ornament, welche bei den trojanischen Goldsachen sich kaum in schüchternen Anfängen regte, und sodann der Charakter dieses Ornaments, in welchem das Eine bezeichnend ist, das; die menschliche Gestalt noch gar nicht mitspricht. Erst mit dieser aber tritt das Element des Ethischen, Gedankenvollen in den Kreis der Kunst. Da dies hier also vollständig fehlt, so haben wir es mit einer Kunst zu thun, die unendlich erfindungsreich, voll Feinheit und Geschmack, aber in höherem Sinne ideenarm ist. Fragen wir. welche Elemente der Tecoration sich uns darbieten, so ist es vor Allem das Linearo. und zwar die Spirale in einem geradezu unabsehbaren Rcich-thum von Combinativnen. Damit verbinden sich geradlinige Zusammen-setzungen, wie Kreuze, Zickzacks. Rauten u. dergl., die größtentheils Motive des Flechtens und Vcrknüpfcns, sowie des Bcrschrciukens und Schnitzeiis in Holz nachbilden. Nicht minder reich sind aber die Formen von Rosetten, an welche sich Motive des Pflanzenlcbrns in freicrcrAuffassung und Anordnung anschließen. Besonders dir zahlreichen Goldblätter init ihren Nachbildungen von Geranien, Malven u. s. w. verrathen einen entwickelten Natursinn und sinnige Freude am Pflanzenicben. In geringerer Anzahl, aber gleichwohl beachtenswerth sind sodann einzelne Formen des Thierreichs, die sich indeß auf Schmetter-linge und Tintenfische beschränken. Alle diese Werke sind in getriebener Arbeit ausgeführt und bekunden in der eleganten und klaren Zeichnung eine hohe Fertigkeit in freier künstlerischer Handarbeit. Vor Allem ist hier geltend zu machen, daß jene Spiralen, die in Trvja in wenigen Exemplaren in der Form aufgelötheter Gvlddrähte ausschließlich vorkommen, hier bereits in den Besitz freier künstlerischer Handarbeit übergegangen sind.

Ein anderer an Zahl beträchtlich geringerer Theil besteht aus gegossenen Ornamenten, und in diesen geben sich wesentlich neue Motive zu erkennen. Es sind hauptsächlich Formen des Thierreiches, welche hier in einer meist typischen stilisirenden Auffassung wiederkehren. Wir sehen Schmetterlinge, Tinteufische, Schwäne. Adler, Löwen, Hirsche. Leoparden, also theils ein-heimische Thiere, theils orientalische und endlich auch jene phantastischen Zusammensetzungen, wie Greife, Sphinxe, Hippokcnnpcn, deren Heimat der Orient ist. Daß in diesen Werken ein asiatischer Einfluß vorherrscht, er-kennt man auf den ersten Blick. Dies gilt namentlich auch von jenen Ornamenten, welche aus paarweise gegen einander gestellten Thieren, wie Hirschen, Leoparden, Adlern u. dergl. bestehen. Ein paar Mal kommt auch die heraldische Gestalt des Doppeladlers vor (Mykenae. Nr. 480). wobei zu beachten ist, daß diese merkwürdige Form auch in Kleinasien in den Reliefs von Boghaz-Koei gefunden wird. Noch bestimmter zeigt sich

orientalischer Anklang in mehreren nackten weiblichen Figuren mit Taube» auf dem Kopf und bisweilen auch zur Seite (Mykenae Nr. 267. 268), in welchen man mit Recht die Astarte erkannt hat. Mit diesen Figuren stehen mehrere höchst merkwürdige kleine Bildwerke in Zusammenhang, welche durch ihre Übereinstimmung mit Darstellungen auf Münzen vvn Paphos sich als Tempelmodelle derselben Göttin erweisen. Deutlich erkennt man den Unterbau aus großen Nustikaauadern, wie er noch jetzt an phöni- zischen Dammbauten sichtbar ist. Ebenso klar aber erweisen sich die oberen Thcile mit ihren Taubcn-Akrvterien und der zinnenartigen Bekrönung des Mittelbaues als Blockhausconstructionen, die uns an lyrische Fclssassaden erinnern. Endlich kommt eine weibliche Figur im entschiedenen Charakter assyrischer Kunst, auf einer prächtigen goldenen Spange vor (Mykenae, Nr. 292) und nochmals zwei kleine wahrscheinlich weibliche Goldfiguren in reichen Gewändern (Mykenae, Nr. 273,)

In seiner scharfsinnigen und gedankenreichen Arbeit über die Anfänge der Kunst in Griechenland (Leipzig 1883) hat Milchhöfer die verschiedenen Elemente der mykenischen Decoration ausführlicher behandelt und sowohl die orientalischen Verwandtschaften, als auch spcciell die Beziehungen zu dem goldreichen Phrygicn und dessen eigcnthünilichen Felsfassaden nachge wiesen. Erinnern wir uns, daß die griechische Sage den Pelops von Phrygien abstammen läßt, so erkennen wir wieder, daß die so lange von einer hyperkritischen Zeit in's Reich der Fabeln verwiesenen sagenhaften Uebcrlirferungen auf bestimmten historischen Grundlagen beruhen.

Endlich ist »och eine Gruppe von Kunstwerken hervorzuheben, die zwar am wenigsten zahlreich, aber gleichwohl hochbedeutsam sind: die geschnittenen Steine, an welche sich einige in Gold gravirte Werke anschließen. Hier tritt die Menschengestalt in den Bordergrund, und zwar in einer allerdings alterthümlichen, aber doch ungemein lebensfrischen Darstellung, meist in äußerst bewegten Kamvfsccnen, Dieser Art sind die vvn Feuer sprühenden Scenen eines Fußkampfcs (Mykenae, Nr, 254, 335), ebenso die Hirschjagd (Nr.- 344) oder der Kampf mit dem Löwen (Nr. ,253), Menschen und Thiere sind hier mit großer Wahrheit dem Leben abgelauscht, in Gestalt und Bewegung voll Ausdruck; ähnlich ist auch der Löwe in Nr. 255 be- handelt. Zu den merkwürdigsten dieser Darstellungen gehört der große goldene Siegelring Nr. 530, der eine unter einem Baume sitzende Frauen- gestalt zeigt, welcher zwei andere Frauen und ein Mädchen Blumenspenden darbringen, während ein Kind hinter ihr Früchte vom Baume zu pflücken scheint. Höchst auffallend ist die Tracht der Frauen, deren Oberleib mit üppigen Brüsten nackt ist, während ein Rock von der Hüfte bis zu den Waden herabrcicht, der vier parallele horizontale Gürtungen zeigt, als wenn man damals schon Volants gekannt Hütte. Darunter sieht man Hosen, welche über den Knöcheln der nackten Füße gebunden sind. Der obere Thcil des Gesichtes ist durch eine Maske verdeckt, wie sie jetzt noch von

den Frauen auf der Insel Kythnos. einer der Cykladen, getragen werden, um sich vor der Sonne zu schützen. Das Haupt ist durch eine Art Turban bedeckt. Milchhöfer, der in der sitzenden Frau die Rhea erkennt, weist auf die merkwürdig verwandte indische Darstellung der Göttin der Schönheit hin. (S, meine Gesch der Plastik, III. Aufl. I. Fig. 2) Zu den lebendigsten dieser Gemmen gehört noch die unter Nr. 175 bei Schliemann abgebildete mit zwei Hirschkühen, an denen jedes Mal ein Junges saugt, welches von der Mutter beleckt wird. Aber auch sonst kommen noch Thierdarstellungcn vor. welche offenen Sinn für die Erscheinungen des Thierlebcns verrathen. Milchhöfer macht mit Recht auf die Verwandtschaft mit den sogenannten Jnselsteinen aufmerksam und erkennt den Ausgangspunkt dieser Kunst in Kreta.

Fassen wir nun Alles zusammen, was rasch an unserem Auge vorüber gegangen ist, so erheben sich Fragen und Zweifel, die nicht leicht eine genügende Lösung finden. Zunächst ist es schwer zu glauben, daß die primitive Rohheit der Terracotta-Jdole und die schlichte Beschaffenheit der Thongefäße mit der in ihrer Art hochentwickelten Goldschmiedekunst als gleichzeitig anzunehmen sei. Wir müßten denn voraussetzen, daß die Thonplastik sich längere Zeit in attcrthümlichen Formen bewegt habe, weil sie ganz ohne äußere Einflüsse am Boden haftete und stagnirend blieb. Wobei denn auch nicht außer Acht zu lassen ist, daß Cultnsidole häufig in ihrer altertümlichen Starrheit immer noch festgehalten werden, wenn die übrige Kunst sich schon längst freier entwickelt hat. Dasselbe gilt von der Steinplastik auf den Grabstelen, die in ihrer Formgebung und Technik ebenfalls in hohem Grade ungelenk und primitiv erscheint.

Daß dagegen bei allen Werken, die in Material und Bearbeitung auf Kostbarkeit und Reichthum ausgehen, also besonders bei den Gvldsachcn, ursprünglich die hoher entfaltete orientalische Kunst auf diejenige von Mnkenae einwirkte, kann keinem Zweifel unterliegen. Dafür sprechen die phantastischen Gebilde der Sphinx, des Greifen, der Hippokampen, aber auch die fremdländischen Thiere, die Löwen und Leoparden. Endlich haben wir auch einige directe Anklänge an assyrische Kunst gefunden. Weiterhin ist zu beachten, daß der silberne Stierkopf mit goldenen Hörnern unter den Tributen der Phönizier auf einem Wandgemälde aus der Zeit Thutmes III., also aus der ersten Hälfte des IL, Jahrhunderts vor Chr., vorkommt. Ebenso finden wir bei Cesnola, Cypern idcutsche Ausgabe, Tafel !!(!) eine männliche Fignr, welche einen Stierkopf auf dem linken Arme trägt. Nicht minder häufig begegnen uns ans cyprifchcn Denkmälein jene Spirallinien, und besonders die mannigfaltigsten Arten von Rosetten und ähnlichen sternförmigen Blumen, die wir in Mvtenae finden, so bei Cesnola, Tafel 33, Fig. 2. u. 3, Rosetten Taf. 44. reich combinirte Voluten Taf. 55, 5ö, 57, Rosetten und Sternblumen Taf. 63, Zchmncksachen mit Spiralen. Weiter ist zu beachten, daß die cyprischen Idole große Verwandtschaft mit denen von Tiryns haben, so

bei Cesnola Taf. 37, Fig. 5, und daß ebenso die paarweise symmetrisch verbundenen Figuren daselbst Taf. 17 in Fig. 3 u. 4 durch ruhende Löwen und Sphinxe vertreten sind. Der reiche Schmuck an Kleidern, Waffen und Geräthen, hauptsächlich in Rosetten und ahnlichen Blumen bestehend, findet sich überall in den assyrischen Denkmälern. Aber auch auf Aegypten werden wir vielfach hingewiesen, so durch die Elfenbeinsachen und eine Anzahl von kleineren Werken, die als ägyptisches Porzellan bezeichnet werden. Auch das darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich in Mykenae ein Straußenei gefunden hat. Fügen wir hinzu, daß in den Gräbern von Sputa und Menidi sich neben zahlreichen Elfenbeinsachen viele Arbelten in farbigem Glasfluß gefunden haben, so ist auch dieses geeignet, auf die Beziehungen zu Aegypten hinzuweisen.

Fragen wir aber nach den Vermittlern dieser Einflüsse, so kann nur von den Phöniziern die Rede sein, dem rührigen Handelsvolke, welches den ganzen Umkreis des Mittelländischen Meeres mit seine» Factoreien beherrschte und den westlichen Völkern die Kunstproducte des Orients zuführte. Soll bei Homer etwas als besonders kunstvoll hervorgehoben werden, so sind es meist „sidonische Männer", welche es gebracht haben. So Jl. XXIII., 731 der von Achill als Preis ausgesetzte Becher:

„Einen sechs Maß haltenden künstlichen silbernen Becher
Bracht' er, der war schön vor allen Bechrrn der Erde:
Denn ihn hatten wackere SidonKr prächtig gezieret,
Und phönizischc Männer iibcr die Wogen geführet."

Daß die Phönizier aber nicht blvs Kauflcute. sondern auch Fabrikanten waren, und sowohl kostbare Teppiche und Guldsachen als auch andere Werke der Kleinkunst massenhaft verfertigten und ausführten, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Zahlreiche unverkennbare Zeugnisse solcher Production hat namentlich Cesnola auf Cypern entdeckt, darunter am merkwürdigsten jene silbernen und bronzenen Schalen, aus welchen sich Darstellungen in einem assyrisch-ägyptischen Mischstil befinden. Da ganz Aehnliches sich vielfach in etruskischen Gräbern gefunden hat, wie z, B. im Ausso KroA«i'i:n>« (so der silberne Becher von Caere Taf. 63, die silbernen Schalen ebendaher Tafel 64, LS, der goldene Brustpanzer Tafel 82 u. A.), so kann kein Zweifel an der phönizischen Abstammung dieser Werke erhoben werden. Tressen wir ja auch ähnliche Mischung des ägyptischen und assyrischen Stils an zahlreichen cyprischen Statuen, welche Doell und Cesnola veröffentlicht haben. Nur darf man nicht vergessen, daß alle diese Werke einer späteren Zeit, die ich etwa zwischen 900 und 800 vor Christo setzen möchte, entstammen, während das um Jahrhunderte ältere Stadium phönizischer Kunst, welches in Mykenae Einfluß geübt hat, von diesem conventionell ausgeprägten ägyptisch-assyrischen Stil noch nicht berührt ist und vielmehr das Gepräge eines gewissen Naturalismus trägt.

Mit olle Dem soll aber nicht gesagt werden, daß die mykenischen Goldsachen durchweg fremden Ursprungs seien. Der prachtvolle silberne Kuhkopf mit goldenen Hörnern und zierlicher Rosette ans der Stirn mag als ein Meisterwerk phönizischer Technik betrachtet werden. Daß aber die ungeheuren Massen von Goldschmuck, welche aus den Gräbern an's Licht gezogen wurdcn, nicht alle von auswärts bezogen waren, sondern von einheimischen Goldschmieden herrühren, ist wohl kaum zu bezweifeln. Für eine Anzahl dieser Werke ist der Beweis inländischer Fabrikation durch mehrere Formsteine geliefert, welche Schliemann gefunden hat. Unter diesen treffen wir einige von den häufig hier vorkommenden Ornamenten, namentlich den Adler, dcn Tintenfisch, Rosetten und Spiralen, und besonders jenes merkwürdige in Mykenae, Tiryns, Spnta und Menidi überall gefundene Ornament, welches aus zwei symmetrisch von einem runden Knauf aufsteigenden Voluten besteht, über welchen mehrere Bvgenliiiicn sich ausspannen. Man darf darin wohl eine besondere Form von Agrafen oder Spangen erkennen. Wenn aber die mykenischen Künstler sich auf das Gießen des Goldes verstanden, wie sollten sie sich dann nicht auf das Treiben eingeübt haben, da gerade diese Art der Arbeit in so ungeheuren Massen verlangt wurde. Außerdem, wo ein so großes Bedürfnis; herrscht, da pflegt an die Stelle des Imports von außen sehr bald die eigene Fabrikation zu treten. Endlich müssen die Gesichtsmasken sicher an Ort und Stelle gearbeitet worden fein, da sie durchaus in ° vortraitmäßiger Weise die individuellen Züge jedes Einzelnen wiedergeben. Wenn also der Gebrauch solcher Gesichtsmasken bei den Leichen sich als ägyptische Sitte nach Griechenland verpflanzt haben mag. so ist die Anwendung und Behandlung hier doch eine selbständige. Auch hier finden wir in der Sage, welche den Danaos aus Aegypten nach Argos kommen läßt, die Bestätigung uralten Culturzusammeiihangs.
Diese mykenische Kunst schwelgt also in der Abstraction linearen Ornaments, welches sie mit unerschöpflicher Erfindungsgabe und mit hohem Geschmack in unabsehbar mannigfaltigen Verbindungen darzustellen weiß. Daneben wendet sie auch vegetabilische Motive an, indem sie in Blättern und Blumen nach typischer Ausprägung regelmäßiger Formen strebt. Nur spärlich zieht sie das Thierlebe» hinein, und zwar hauptsächlich in solchen Gebilden wie Schmetterlingen und Tintenfischen, welche der symmetrischen Behandlung entgegen kommen. Was sonst noch von Thicrformcn sich findet, wie jene paarweise angeordneten Gebilde, bewegt sich in typischer Heraldik, darin vor Allein an das Löwenthur erinnernd. Das; dieses auf Phrygien hinweist, haben jüngste Entdeckungen W. M. Ramsnys uns bestätigt, denn es finden sich dort (Iouru»l «f Lsllsnio stmlies Vol. III) mehrfach Felsfassaden, die über dem Eingange ebenfalls mit zwei Löwen ausgestattet sind. In einzelnen Fällen jedoch erhebt sich auch die mykenische Kunst zur Darstellung von Thicren in lebensvoll freier Bewegung, die entschieden einen offenen Blick für die Erscheinungen der Natur bekunden. Wo endlich ver-

einzelte menschliche Gestalten vorkommen, wie in jenen Astarte - Bildern, herrscht eine conventionell gebundene Auffassung.

Aus aUedem geht mit Bestimmtheit hervor, daß wir eine Gruppe der mykenischen Kunstwerke von der Masse des Ucbrigen als etwas Besonderes trennen müssen: die geschnittenen Steine und die gravirten Goldringe. Hier ist eine Freiheit der Bewegung, eine Lebendigkeit des Ausdrucks, zugleich eine Sicherheit der Technik, welche keine Analogie in dem ganzen übrigen Kreise der mykenischen Kunst findet. Diese Werke können nur von aus wärts bezogen sein, was um so wahrscheinlicher wird, wenn wir erwögen, daß sie nur eine kleine Anzahl ausmachen. Da aber in diesen merkwürdigen kleinen Kunstwerken keine Spur orientalischen, sei es ägyptischen oder assyrischen Stiles zu finden ist, Alles dagegen in Formgebung, Tracht u. s. w. den Geist griechischer Kunst athmet — es mag genügen auf die Bewaffnung, die großen Schilde, die Panzer, Beinschienen nnd Helme hinzuweisen — so müssen wir hier auf eine griechische Quelle schließen, und als solche dars wohl die Insel Kreta mit ihrer alten Cultur bezeichnet werden, die, an den Pforten des Orients gelegen, früher als alle anderen griechischen Colonicn sich künstlerisch entwickelte.

Wenden wir uns nun schließlich zu Tiryns, durch dessen Ausgrabung Schliemann seinem großen Werke die Krone aufgesetzt und einen hoffentlich nur vorläufigen Abschluß gegeben hat. Auch über diese bedeutenden Arbeiten hat Schlicmann in einem vornehm ausgestatteten, kürzlich erschienenen Bande mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt, mit Karten und Plänen und vielen Farbentafcln in erschöpfender Weise Auskunft gegeben. Dabei hat er wieder sich mit andern Gelehrten in Verbindung gesetzt und namentlich durch eine Abhandlung von Fr. Adler über die Archilektnr der griechischen Heroenzcit seinen» Werke eine werthvolle Ergänzung gegeben. Von besonderer Wichtigkeit aber war, daß Schliemann, ivie schon in Troja, an Or. Dörpseld einen archäologisch geschulten Architekten sich zugesellte, der die Ausgrabungen leitete. Als zuerst durch die Zeitungen die Kunde verbreitet wurde, daß Schliemann einen prähistorischen Herrscherpalast zu Tiryns ausgegraben und sogar zahlreiche Bruchstücke von Wandgemälden entdeckt habe, war das Staunen fast noch größer und die Erwartung noch gespannter als bei seinen früheren Funden. Mit einem Schlage sollten also die Wünsche nach der Anschauung eines jener berühmten Herrscherpaläste, welche sich schon durch die Odyssee unserer Phantasie tief eingeprägt hatten, in Erfüllung gehen. Was uns jetzt in der schönen Veröffentlichung Schliemanns geboten wird, bleibt nicht hinter den Erwartungen zurück.

Hier muß nun zunächst vor allen Dingen daran erinnert werden, daß Homer, während er von den übrigen Culturformen der heroischen Zeit keine Anschauung mehr besaß, die Hcrrscherpaläste jener Epoche sehr wohl kennen mochte, da deren sicher noch manche ausrecht standen. So gewinnen seine Schilderungen von diesen Anlagen durch die Ausgrabungen in Tiryns

noch mehr als durch die trojanischen die lebendigste Anschaulichkeit. Auf
drei Plänen ist die Burg, wie sie sich jetzt darstellt, in genauen Aufnahmen
vorgeführt. Tafel I giebt die ganze Ausdehnung des Berghügels, der sich
schmal und lang von Nord-Nordwest mit einer kleinen Einbiegung und einer
geringen östlichen Ausweichung nach Süden erstreckt. Tie gesummte Länge
des Plateaus beträgt etwa 300, die größte Breite gegen 100 Meter. Den
höchsten und vornehmsten Punkt, weithin Land und Meer beherrschend, finden
wir auf der Südseite; hier haben die Ausgrabungen den eigentlichen Palast
aus Licht gezogen. Eine Einsattelung nach Norden bildet die Mittelburg,
die wohl die Wirthschaflsräume enthielt, und an diese schloß sich weiter
nördlich die Nicderburg. Tiefe beiden Abschnitte harren noch der Aus^
grabung. Man kann das ganze Burgplateau mit der Form einer Schuh-
sohle vergleichen, deren hohen Absatz der Herrscherpalast bildet. Tafel II
bringt in größerem Maßstab eine genaue Aufnahme des Palastes vom
Mai 1884. Ein dritter Plan ist aber mit den Ergänzungen, welche die
Ausgrabungen des Jahres 188S brachten, unter Nr. 125 hinzugefügt.
Wir können den äußerst interessanten Vorgängen dieser Ausgrabungen nicht
im Einzelnen folgen; für unfern Zweck genügt es, das Wesentlichste heraus-
zuheben. »
Schon im Alterthnm zollte man den Ringmauern von Tiryns die
höchste Bewunderung, und die Sage ließ sie von Kyklopcn unter dem Befehl
des Königs Proetos ausgeführt sein. Dieser aber, aus Argos vertrieben,
war nach Lykien geflohen, hatte dort die Liebe der Königstochter erworben
und war mit dem Heere seines Schwiegervaters zurückgekehrt, um in Tiryns
seine Herrschaft aufzurichten. Wir werden sehen, daß auch diese Sage aus
kulturgeschichtlichem Grunde fußt. Sicher sind diese Mauern das gewaltigste
Fcstungsbauwerk von ganz Griechenland, vielleicht sogar der ganzen Welt,
denn sie erreichen an der Ostseite eine Stärke von fast 11 in, an der Süd-
seite sogar über 17 m. Die Oberburg aber wird ostwärts noch durch
einen zweiten Mauerzug von 8 Meter Dicke umschlossen. Dieses un-
geheure Werk, welches großentheils jetzt noch erhalten ist, und also über
3000 Jahre allen Stürmen der Zeiten widerstanden hat, wurde aus riesigen
unregelmäßigen Kalkstein-Blöcken erbaut, unter denen es Steine bis zu 3 u>
Länge und 1 in Höhe giebt. Die größeren Blöcke, die übrigens deutliche
Spuren durchgängiger Bearbeitung verrathen, wurden durch kleinere
Steine ausgezwickt und in eine Lehmbcttnng gelegt, wie sich bei genauerer
Untersuchung schließlich herausgestellt hat. Den Hauptzugang zur Burg
gewann man auf einer an der östlichen Langscite von außen aufsteigenden
Rampe, gemäß eines uralten fortifikatvrischen Grundgesetzes, nach welchem
der Angreifer seine unbeschiloete rechte Seite den Verthcidigern darbieten
mußte. Außer diesem Hauptcingang gab es ein paar kleinere leicht zu ver-
theidigende Pforten, die eine in einem westlich angebrachten halbkreisförmigen
Vorsprung, von wo eine steile Felsentrcpve zur Burg hinaufführt, die andere

an der Westseite der Mittelburg, die dritte am nördlichen Ende der Niederburg.

Das Merkwürdigste an jenen ungeheuren Befestigungen sind die Gale-
rien, welche sich in der südlichen und der östlichen Mauer befinden, und mit einer Reihe vun Kammern in Verbindung stehen, die offenbar nicht, wie man früher geglaubt hat, zu Vertheidigungszwecken, sondern als Magazinräume dienten. Diese Galerien und Kammern find sämmtlich durch vorkragende Stein schichten überwölbt und erregen, wie alles Uebrige, durch die Kolossa-
litüt der dazu verwendeten Steinblöcke staunende Bewunderung. Da sich nun ganz ahnliche Kammern in der Byrfa von Karthago gefunden haben, die in Breite und Tiefe mit denen vonTiryns nahezu übereinstimmen, nur daß die Kammern dort nach außen abgerundet sind, so ergeben sich auch hier wiederum frappante Einflüsse phönizischer Kunst. Fassen wir diese Beziehungen etwas weiter in's Auge, so dürfen wir wohl daran erinnern, daß die Äegelform der Kuppelgräber überall in phvnizischen Denkmälern, z, B. in Marathus (Amrith) wiederkehrt? namentlich aber sind die in Tausenden von Beispielen auf Sardinien vorkommenden Nurhagen, ebenso die Talayots auf Minorca, deren phönizischer speziell karthagischer Ursprung jetzt wohl nicht mehr im Zweifel steht, hier heran zu ziehen. Nur daß diese merkwmdigen Bauten, wie Svano unwiderleglich nachgewiesen hat, keine Grabanlagen, sondern Wohnhäuser waren, und daß sie vielfach in mehreren Stockwerken aufgebaut sind.

Treten wir nun durch die große Hauptpforte der Ostmauer in den ehemals gewölbten Thorweg, der die ganze Tiefe der Mauer durchbricht, so gelangen wir, uns links wendend, in einen Engpaß, der durch die äußere und innere Burgmauer eingeschlossen wird. Nachdem wir einen Raum von etwa 17 m Länge durchschritten haben, gelangen wir an das über 3 ra breite Thor der Obcrburg, dessen uralte steinerne Schwelle noch unberührt an Ort und Stelle liegt. Neberhaupt sind im ganzen Palaste die Thürschwellen noch gerade so vorhanden, wie sie vor Jahrtausenden von den Homerischen Helden beschritten wurden. Setzen wir unfern Weg in derselben Richtung fort, so gelangen wir, immer zwischen den beiden Bcfestigiingsmanern weitcrschreitend, zu einem Vorplatz, der sich dadurch um mehr als das Doppelte erweitert, daß hier die innere Fcstungsmauer ihren Abschluß findet und die Bauten des eigentlichen Palastes ihren An fang nehmen. Indem wir uns im rechten Winkel nach rechts hin wenden, erreichen wir ein großartiges Propylavn, dessen Fronten nach Osten und Westen schauen und durch zwei Säulen zwischen Parastadcn sich nach außen wie nach innen öffnen. Eine Quermauer, durch die eigentliche Pforte durchbrochen, theilt den Bau in eine äußere und innere Halle, die erstcre vier, die letztere über fünf ru tief, bei einer gemeinsamen Breite von ll in. Man muß gestchen, daß die Großartigkeit dieser Verhältnisse in wirksamer Weife auf das Stattliche der ganzen Anlage vorbereitet.

Denn, um es an dieser Stelle schon hervorzuheben, wir haben hier die reife Entwickelung Dessen, was wir auf Troja erst im Keim angetroffen. Wir befinden nns nun in dem großen unregelmäßigen äußeren Vorhof der Burg, der eine Breite von 26 und eine Länge von !Z5 m mißt. Hier ist die alte Anlage nicht mehr völlig zu ermitteln gewesen, doch dürften wir nach den Schilderungen der Odyssee vielleicht Remisen und Ställe für Wagen und Pferde erwarten. Reste von Säulenhallen haben sich an der östlichen und südlichen Seite erhalten. ^ >

Schreitet man durch diesen Vorhof und wendet sich wiederum rechts, an zwei einspringenden Kammern vorbei, die wir wohl dem Thürhüter zuschreiben dürfen, so gelangen mir zu dem zweiten inneren Propyläon. etwas kleiner als das erste, aber die Anlage desselben mit der äußeren und inneren Säulenstcllung zwischen Parastaden und der Ouermaner mit der Pforte wiederholend, dabei im rechten Winkel zu jeneni angelegt, also in der Hauptazc des Palastes von Süden nach Norden sich erstreckend. Nachdem wir diese zweite Thorhalle durchschritten haben, befinden wir uns in dem inneren Hofe des Palastes, der etwa 20 in breit und 15, m tief, an seiner inneren Seite sich auf den Hauptraum des Palastes, den eigentlichen Männersaal öffnet. Hier befindet sich gleich rechts vom Propyläon der Altar des Zens Herkaivs, dessen runde Opfergrube jetzt noch so erhalten ist, wie sie vor Jahrtausenden das Blut der Opferthiere trank. Rings ist der Hof mit Säulenstellungen nmgcben, in welche die innere Säulenhalle des Propyläon« auf's Geschickteste eingefügt ist. Die beiden Säulen der Nvrdseite mit ihren Parastaden bilden die 10 in breite Vorhalle des Männersaales. Aus dieser Vorhalle gelangte man durch drei Pforten, deren steinerne Schwellen noch vorhanden sind, in den Vorsnal, der fast 5 in Tiefe bei 10 in Breite mißt; dann durch eine einzige Pforte in den stattlichen Männersanl, der bei gleicher Breite eine Länge von fast 12 m hat. In der Mitte ist noch die runde Anlage des Herdes erhalten: die Decke scheint auf vier Säulen gernht zu haben.

Die Anlage dieses Megaron im Centrum des Palastes auf der höchsten Erhebung des Plateaus, mit weiser Berechnung ähnlich wie das Megaron von Troja nach Süden gegen die Wintersonne gerichtet, während im Sommer Vorhalle nnd Vvrsaal die Hitze abhielten, zeugt von hoher architektonischer Einsicht, Vor Allem aber umfaßte von hier der Blick die Aussicht über die Ebene von Argos und den tief eingeschnittenen Meerbusen mit seinen lierrlich geschwungenen Bergformen. Schliemann, gewiß ein competenter Beurtheiler, sagt von dieser Aussicht: „Das Panorama, welches sich von der Höhe der Citadelle von Tiryns nach allen Seiten darbietet, ist überaus prachtvoll. Indem mein Auge bald in nördlicher, bald in südlicher, bald in östlicher, bald in westlicher Richtung schwelgt, srage ich mich unwillkürlich, ob ich denn nicht schon — sei es vom Gipsel der Vorgebirge des Himalaja, sei es in der üppigen Tropenwelt auf den Sunda

Inseln oder den Antillen, sei es von den Zinnen der großen chinesischen Mauer, sei es in den herrlichen Thälern Japans, sei es im weltberühmten Jofemite-Thal in Kalifornien, sei es von der Höhe der Om-clilloi-a» äs los ^n6es etwas Schöneres gesehen habe. Aber immer muß ich mir eingestehen, daß der Anblick von der Citadelle von Tiryns gar viel prachtvoller ist als alles, was ich von Naturschönheitcn gesehen habe. Ja, der Zauber, den man bei der Rundschau von Tiryns empfindet, wird überwältigend, wenn man im Geiste die Großthaten recapitulirt, deren Schauplatz die Ebene von Argos und die sie umgebenden Berge waren."

Westwärts umgiebt ein Gewirr von kleinen Kammern und engen Gängen den Männersaal; unter ihnen verdient ein annähernd quadratisches Gemach hervorgehoben zu werden, dessen Fußboden mit einer einzigen, ungefähr 3 m im Quadrat messenden Kalksteinplatte bedeckt ist. Es ist das Bad, zu welchem man ans dem Vorsaal des Megaron durch eine Seiten-thllr gelangen konnte. Da die Wohlthat des Bades die erste Erquickung war, mit welcher man den ankommenden Gast empfing, so ist die Lage dieses Raumes wieder trefflich berechnet.

An der anderen, östlichen Seite des Männersaales, von diesem durch einen schmalen Gang getrennt, und an drei Seiten ringsum durch ähnliche Corridorc völlig isolirt, liegt der Frauensaal, beträchtlich zurückgeschoben, weit kleiner als jener und nur mit einer offnen Vorhalle ohne Säulen-stellungen versehen. Vor ihm breitet sich ein innerer Hof aus. zur Linken mit Säulenstcllungen eingefaßt und wieder in Verbindung mit einem weiter südlich anstoßenden ungefähr quadratischen Hofe, der an seiner Westseite ebenfalls eine Säulenhalle besitzt. Von hier zieht sich ein schmaler Gang nach dem äußeren Provyläon hin, in welches er mit einer Seitenthür mündet. So abgeschlossen also die Frauenwohnung auch nach der noch halb orientalischen Sitte jener Zeit lag, so konnte man doch direct vom äußeren Eingang zu ihr gelangen. Wie erinnern diese zahlreichen schmalen Gänge an die Scenc Odyssee XXII., 458, wo Telemach mit dem Rinderhirten und dem edlen Hüter der Schweine die schlimmen Mägde

„Zwischen das Kiichengewvlb und die fcstc Maucr dcs Hofes
In die Enge trieben, wo nirgend ein Weg zuni Entflieh'» war."

Noch ist eine Gruppe kleinerer Gemächer zu erwähnen, östlich vom Frauengemach gelegen und von dort durch eine Seitenthür der Vorhalle zugänglich. Darunter zeichnet sich ein Raum von 5 vi im Quadrat mit einem Vorzimmer aus, der wohl das Schlafgcmach des königlichen Paares enthielt. Daneben sind Spuren einer Treppe zu erkennen, welche in das Obergeschoß oder auf daF flache Dach führte. Von diesen Räumen wieder durch einen schmalen Corridor getrennt, sind nochmals drei Zimmer angelegt, von denen das mittlere mit einem Vorraum versehene vielleicht die Schatz-kammer des Königs enthielt.

Ueberblicken wir die Gesammtanlage des Palastes, so weit sie sich uns bis jetzt darbietet, so dürfen wir sagen, daß sie an Schönheit und Klarheit Allem überlegen ist, was der Orient darbietet; besonders aber wenn wir den Palast von Tiryns mit dem einzig uns vollständig bekannten assyrischen, dem von Khorsabad vergleichen, so sehen wir dort den Pomp asiatischer Despotie, hier dagegen ganz entschieden das Gepräge griechischen Geistes. Das Maßhaltende und doch ungemein Stattliche der Anlage, die Steigerung in der Wirkung, vor Allem die reiche und mannigfache Anwendung von Säulenhallen, verleiht dem Palast von Tiryns ein überlegenes künstlerisches Gepräge. Die freien weiten Säle, eingefaßt von luftigen und doch durch Säulenhallen schattigen Höfen, lassen uns fühlen, wie frei hier in dem Ausblick auf Land und See zu athmen war; die zahlreichen Verbindungen für die Herrschaft wie für den Dienst des Palastes geben nicht minder Zeugniß von der Einsicht des Architekten; daß es auch an einem System von Entwässerungsanlagen und Canälen nicht fehlte, ist durch vielfache Spuren bezeugt.

Was die technische Behandlung betrifft, so sind alle Mauern aus jenen Bruchsteinen ausgefühlt, welche in der Nähe gewonnen wurden; aber die oberen Theile der Mauern des Palastes waren wie in Troja aus Luft ziegeln errichtet und innen mit Stuck überzogen, ebenso wie dort bestanden bie Decken aus Bohlen und einer Lehmschicht, so daß alle Räume eine flache Decke besaßen. Daß man gelegentlich, wie auch in Aegypten und sonst im Orient, auf dem flachen Dache schlief, ist hinreichend bezeugt; ich erinnere nur an den unglücklichen Gefährten des Odyfseus, Elpenor. der im Rausch auf dem Dach der Wohnung der Circe einschläft und nachher beim plötzlichen Erwachen hinabstürzt. Weiter ist bemerkenswerth, daß die Thürpfosten und die Parastaden wie in Troja aus Holz bestanden ; endlich muß hervorgehoben werden, daß der Fußboden der Räume einen Estrich zeigt, der entweder aus Kalk mit kleinen Steinchen gemischt ist oder ausschließlich aus Kalk besteht; ersteres hauptsächlich da, wo den Einflüssen der Witterung zu begegnen war, wie im großen Propyläon und im Vorhof des Männersaals. Im Megaron selbst trug der Fußboden, der noch trefflich erhalten ist, eingeritzte Linien in quadratischer Einteilung, welche Spuren von rother und blauer Farbe zeigen. Wir finden also hier einen Fortschritt gegen den gestampften Lehmboden, den Homer im Paläste des Odyfseus schildert und den auch die Burg von Troja aufweist.

Zu den wichtigsten Ergebnissen gehört die Thatsache der umfassenden Anwendung von Säulenstellungen, die in Troja noch nicht vorkamen, also wieder einen bedeutsamen Fortschritt bekunden. Ueberall haben sich noch die flachen steinernen Scheiben erhalten, welche den Säulen als Basis dienten. Diese selbst aber bestanden wie die Parastaden aus Holz und müssen, um für die Höhe der Säle und Vorgemächer auszureichen, eine Schaftlange von etwa 10—12 ui Durchmesser gehabt haben. Ihr Hapitäl war wohl

.Wilhelm
in Karlsruhe,
Liibkc
ohne Zweifel in jener einfachsten Form gebildet, die wir von der Halbsäule des Löwcnthors her kennen »nd die nachmals als Ausgangspunkt für die Entwicklung des dorischen Kapitals diente.

Zu den köstlichsten Theilcn der künstlerischen Ausstattung des Palastes ge-Hort ein prachtvoller Alabasterfries, der in der Vorhalle des Männersaales gefunden wurde und dort, aus mehreren Platten bestehend, de» ganzen Raum zwischen der Ante und der Südwand einnahm. Dieses Bruchstück zählt zu den merkwürdigsten Decorationen des Palastes. Der Fries besteht aus einem Wechsel von Gliedern, nicht unähnlich dem dorischen Triglyphen-fries. Was hier die Stelle der DriglyrHen einnimmt, sind schmale auf-recht stehende viereckige Platten, mit prächtigen doppelten Rosetten gesäumt, deren . mittleres Auge einen Schmuck von blauem Glasfluß zeigt. Zwei kleine verticale Streifen von viereckigen Plättchcn dienen als Einfassung der Rosetten, während unten und wahrscheinlich auch oben ähnliche, nur etwas größere horizontale Friese den Abschluß bilden. Alle diese Friese waren mit derselben blauen Glaspaste ausgefüllt. Die nächstfolgende Platte, die wir als Metvpc bezeichnen können, zeigt zwei niit dem Rücken aneinander-stoßende etwas verlängerte Halbkreise, deren Kern wieder aus einer pracht-vollen Rosette mit einer Doppelreihe von Blättern besteht. Ein überaus eleganter Spiralenfrics, wieder mit blauen Glnspasten im Auge jedes Einzel-gliedcs geschmückt, bildet den äußeren Umkreis, beiderseits von einem Saum kleiner Pläitchcn mit blauem Glasfluß eingerahmt. Die Pracht und Schön-heit dieses Frieses stempelt ihn zu den glänzendsten Ueberrcsten der archi-tektonischen Decoration jener Zeit. Noch merkwürdiger wird aber dies schöne Bruchstück, wenn wir uns daran erinnern, daß Homer im Paläste des Alkinoos einen mit blauem Glase geschmückten Fries erwähnt (Odyssee VII. 86):

„Eherne Wände liefen on jeglicher Seite des Hauses
Tief hinein von der Schwelle, gekrönt mit blauem Gesimse."

Die Beschaffenheit dieses „Kyanosfrieses", dessen Name zunächst auf den natürlichen Lasurstein, dann auf den blauen ägyptischen Glasfluß hindeutet, hat zuerst Lcvfius 1871 in den Abhandlungen der Berliner Akademie nach-gewiesen und ganz kürzlich hat Hclbig dies in seinem oben erwähnten Buche weiter ausgeführt. Dennoch konnte man sich keine klare Vorstellung von diesem Friese machen, bis plötzlich die Ausgrabungen von Tiryns in über raschendcr Weise die volle Anschauung brachten. Die Formen aber, welche sich hier zeigen, sind mehrfach auch sonst aufgefunden worden; vor allen Dingen in nächster Verwandtschaft bei einem Bruchstück von Porphyr (Mykenae 151). wo ganz dieselbe Eintheilung eines Frieses, nur in etwas einfacherer Behandlung mit den Halbroseltcn und dem triglyphenartigen Glicde sich finden. Andere Friese ebendort (Mykenac 153) geben eine ähnliche Verbindung von Spiralen, die dann auch an dem merkwürdigen Bruchstück eines hölzernen Kästchens in äußerst eleganter Zeichnung wieder-

kehren. Noch eigentümlicher vielleicht berührt es. daß dasselbe Motiv in
Gestalt eines kleinen Ornaments aus Glasfluß in dem Kuppelgrabc von
Menidi gefunden wurde.
Nicht minder merkwürdig sind die Spuren von Wandgemälden, welche
sich auf dem Putz der Mauern mehrfach erhalten haben. Es ist eine reiche,
Farbenfcala, in welcher schwarz, roth, gelb und blau rhythmisch wechselt.
Häufig sind es nur einfache geradlinige Friese, dann aber Spiralen und
Aoluten in mannigfachem Wechsel, auch Rosetten, Spiralenfriese, besonders
merkwürdig jenes prächtige Ornament von verschlungenen Voluten mit
großen Blumen i» den einspringenden Ecken, wie es genau so in plastischer
Behandlung auf der Tcckc von Orchumenos vorkommt. Dann wieder ist
es ein schuppenförmiges Ornament mit geschweiftem Umriß und manches
Verwandte. In seltenen Fällen kommt ein vegetatives Muster in Form
eines zierlichen Blätterwcrks vor, das Auffallendste aber ist die Darstellung
eines in wildem Lauf geschilderten Stieres, auf dessen Rücken ein junger
Mann in kühnster Bewegung, ähnlich dem Akrobaten eines modernen Circus
seine Künste zeigt. Diese merkwürdige Tarstellung gemahnt an die Schilderung
der Ilms (XV. 668 ff.):
„Wie ein Mann, in jeglicher Kunst des Reitens erfahren,
Sich aus einer großen Zahl vier Rosse crkiirct,
Aus dem Felde zur Stadl sie treibet über den Hecrweg,
Zlpischcn bewundernden Reihen von Männern und Weibern; denn sicher
Springt er von einem auf's andere, sie aber fliegen indrssm."
Die Lebendigkeit und das Geschick dieser Darstellung steht in einem
auffallenden Cvntrast zu dem Ungeschick der Zeichnung auf den zahlreich ge-
fundenen Vasen. Diese haben große Verwandtschaft mit den Vasen von
Mykenae, indem sie meistcntheils eine lineare Ornamentik in ziemlich
flüchtiger und roher Behandlung' zeigen: hauptsächlich Zickzacks, Kreuze, auch
Schachbrett- und Mäandcrmuster in großer Mannigfaltigkeit. Andere Elemente
scheinen dem Pflanzenleben entnommen, wie denn auch eine flache Schale
in der Gesammtform an die Teichrose erinnert. Endlich aber kommen auch
Thier? vor. wie jene von Mykenae her bekannten Friese von Wasservugcln,
aber auch Pferde mit Männern, nnd Darstellungen von Frauen, in so
kindisch primitiver Auffassung, wie man sie an den bekannten Divylvn-
Vasen von Athen findet. Besonders auffallend sind die Frauen mit un-
natürlich eingeschnürten Hüften, die übertrieben gestreckten Beine der Männer und
der Pferde, Werke von kindischem Ungeschick. Tagegen ist das von Schliemann
<Tafel XVII. L.) mitgetheiltc Fragment einer Vase mit zwei laufenden Kriegern
und einer stehenden Frau fo entwickelt, daß man es einer viel jüngeren
Periode zuweisen muß. Was außerdem gefunden wurde, wie die Messcr-
und Pfeilspitzen aus Obsidian, die Kornquetscher aus Granit, Quarz,
Porphyr und Diorit, die großen Steinhämmer, die den trojanischen gleichen,
die wenigen Bronzegercithe, wie Meißel, Doppelaxt, Griffel, das Alles

entspricht einer Friihzcit, welche der von Troja nicht viel nachsteht. Dasselbe gilt von den zahlreichen weiblichen Idolen, die an primitiver Rohheit denen von Troja und Mykenae völlig gleich kommen. Alle diese Funde haben Schliemann zu der Annahme bestimmt, daß die Zerstörung von Tiryns nicht, wie man bisher annahm, im V. Jahrhundert vor Christo, sondern bereits um 1100 in Folge der dorischen Wanderung stattgefunden habe. Man muß gestehen, daß die Thatsachen in gewichtiger Weise für diese Annahme sprechen. —

Ziehen wir die Summe dieser jüngsten Entdeckungen Schliemanns, s» ist es vor Allem das aus vieltausendjährigem Schutt entstandene Bild des Herrscherpalastes der heroischen Zeit, welches völlig neue Perspectiven für die Kunstgeschichte eröffnet hat. Von höchster Bedeutung ist der Nachweis, daß damals schon die echt griechische Anordnung der Säulenstellung mit Parostaden im Grundplan des Megarons auftritt, und daß diese Anlage in der Folgezeit dann bei den Dorern den Ausgangspunkt für das Temvelschema abgab. Auch die Form der dvrifchen Säule, am Löwenthor von Mykenae zuerst ausgeprägt, reicht in jene heroische Vorzeit hinauf, und es wiederholt fich daher hier die in der Geschichte so oft auftretende Thatsache. daß die Sieger, indem sie einer fremden Cultnr das Ende bereiten, Element? derselben aufnehmen und zu einer neuen Entwickelnng führen.

Was die architektonische Formenwelt betrifft, so haben wir gesehen, daß. dieselbe über ein ziemlich reiches Gebiet von Tecorationcn verfügt, in welchem die Spirale und Rosette ähnlich wie bei den zahlreichen Goldsachen die Hauptrolle spielt. Am nieisten Analogie dazu bieten gewisse ägyptische Decorationen namentlich manche Deckenmalereien. Perrvt nnd Chipiez (I Figur 541) geben nach Prisse's Ilistoirs g« 1'art S^ptien (l. 26 — 29) Proben solcher Deckenmalereien, unter welchen Nr, 7 und noch mehr Prisse 29 am meisten mit der Decke von Orchomenos und der Wandmalerei von Tiryns übereinstimmt. Es ist ein System von Spiralen, die unter einander in vertikaler Richtung verbunden sind, während Lotosblumen die Lücken ausfüllen. Hier in Tiryns und Orchomenos ist diese Composition noch conseaucnter durchgeführt dadurch, daß die Spiralen in zwiefacher diagonaler Richtung zusammenhängen. Wie beliebt solche Motive in Griechenland waren, beweist ihre häufige Ver Wendung. So an der prächtigen Goldplatte (Mykenae 472). und dem goldenen Brustpanzer (458), dem Goldcylinder (366), aber auch auf den Grabstelen (140—145), nur daß hier die Spiralen seitwärts und aufwärts in rechtwinkeliger Anordnung verbunden sind.

Das gesammte architektonische System endlich weist überwiegend nach Kleiuasicn. Die Vorbilder des Löwenthors fanden wir in Phrygien. ebendort begegnen uns auch die Halbsäulenstcllungcn, welche an den Fassaden der mykenischen Kuppelgräber einen so bedeutsamen Schmuck bilden. Die Rundhölzerdecken, die am Löwenthor imitirt werden und durchweg in Troja wie in Tiryns mit ihrem weiten schattenden Vorsprung die Bauten abschlössen.

kehren, in monumentale Steinform übertragen, an den zahlreichen Felsgräbern Lyciens übereinstimmend wieder, wie schon Adler treffend nachgewiesen hat.
Was endlich den Polygonbau betrifft, so finden wir ihn nirgends in der eigentlich orientalischen Architektur, weder in Aegypten noch in Mesopotamien, wohl aber kommt er im ganzen Culturgebiete des Mittelmeeres, von Klein-asien und Kreta bis nach Etrurien in größter Verbreitung vor. Er scheint somit vorzugsweise der Ausdruck des uralten Pelasgerthums zu sein. Den Bau der Kuppelgriibcr aber treffen wir vorzugsweise im phönizischen Cultur-gebiete an, und dieses Volk war es denn auch, welches den Griechen der heroischen Zeit die künstlerischen Einflüsse des Orients vermittelte. —
Wir stehen am Ende unserer zusammenfassenden Betrachtung. Groß und wahrhaft epochemachend sind die Einblicke, welche wir den rastlosen Arbeiten und der hochsinnigen Opferfreudigkeit Schliemanns verdanken.
Er hat eine neue Aera für die Erforschung der griechischen Vorzeit eröffnet.
Aber wir stehen erst im Anfang dieser großen Bewegung. Noch viele Stätten ältester griechischer Cultur, vor allen Dingen auf Kreta, aber auch in Griechenland selbst, müssen der Forschung erschlossen werden, um noch manches Dunkel aufzuhellen. Wieder hat sich einmal glänzend gezeigt, daß nicht die Skepsis, sondern nur der Glaube in Wahrheit Berge versetzt und Wunder vollbringt.
Der englische Archäologe Professor Sayce fordert die vielen Reichen und Vornehmen unter seinen Landsleuten auf, dem Beispiele Schliemanns zu folgen. Wir fürchten aber, daß in dem rastlosen banausischen Treiben der Gegenwart das ideale Streben Schliemanns nicht so leicht Nacheiferung finden werde. Um so wärmer sei der Dank, den die gebildete Welt ihm darbringt.

Die ^onntagsfeier.
Eine Vision,
von
M. Lazarup. 4
— Berlin. —

^lle Culturvölker der alten Welt hatten die Vorstellung von einem „goldenen Zeitalter", betrieben vvn der natürlichen Sehnsucht des Menschen nach einer idealen Vollkommenheit, schwelgte die Phantasie in der Erdichtung eines Zustandes der Menschheit, welcher alle Bor- züge der Wirklichkeir in sich vereinigt, und von allen Mängeln frei ist, unter denen mir zu leiden hauen. Charakteristisch aber gestaltet sich das Bild eines goldenen Zeitalters bei einem Volke dadurch, daß es nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft verlegt wird. Neben der allerdings auch vorhandenen Vorstellung von einem verlorenen und niemals wieder zu gewinnenden Paradiese, welches neben allen anderen Herrlichkeiten der Natur und des menschlichen Daseins auch die vorzüglichste der reinen Unschuld besessen hat, wird zuerst durch den Mund der Propheten, dann bei allen Culturvölkcrn Europas ein messianisches Zeitalter, ein Reich Gottes auf Erden für die Zukunft verkündet. Tas Ideal ist geblieben; aber die elegische Klage hat sich in die tröstliche Hossnung verwandelt- einst werde die Menschheit vollkommene Tage zu sehen und ein schönes Leben zu führen begnadet sein; ein schöneres Leben und vollkommenere Tage als selbst zu der Zeiten Anfang, weil der Mensch durch Schuld zur Sühne hindurch und vom Schauen und Genießen zum Schaffen und Wirken fortgeschritten sein wird.

Die Wissenschaft hat diese trostreiche und hoffnungsvolle Vorstellung des Glaubens aufgenommen; aber sie hat sie zugleich zwiefach erläutert und

befestigt. Einmal dadurch, daß sie auch in der Vergangenheit schon eine,
im makrokvsmischen wie im mikrokosmischen Leben der Natur bewahrte, fort-
schreitende EntWickelung annimmt, dergestalt, daß auch die, Gegenwart mit
ihrer physischen und ethischen Lebensgsstaltung ein bereits verwirklichtes Ideal
im Vergleich mit früheren Zeiten ausmacht. Sodann aber dadurch, daß sie
uon der Glaubensmeinung sich trennt, es werde das Ideal der Zukunft,
ein messianisches Zeitalter oder ein Gvttesreich aus Erden irgend eines Tages
in irgend einem plötzlichen Vorgang nnd durch die Macht und Gnade irgend
eines außer unserer eigenen Wirksamkeit waltenden Wesens hereinbrechen;
vielmehr kommen wird nach meiner Ueberzeugung, einstens das Reich, welches,
im Vergleich zu den Lücken und Gebrechen unserer Tage ein göttliches, das
Zeitalter, welches ein goldenes als das erfüllte Ideal unserer Sehnsucht
heißen mag. nicht lediglich als ein Geschenk des Himmels, sondern als ein
eroberter Erfolg menschlicher Arbeit, als ei» Erfolg der allmählich und
stufenweise weitergehenden Enlwickelung der nalürlichcn und geistigen Kräfte,
der geschaffenen und fortwirkenden Einrichtungen, vor und nach Allem
aber der fortschreitend befestigten und aufsteigend veredelten Gesinnungen der
Menschen. Nur Schritt für Schritt durch eigene, wohlbewußte und zweck-
mäßig geordnete T-Hätigkeit können die Menschen das Ziel erreichen; aber
wohl uns, daß jede Anstrengung ein Erfolg, jede Kraft ein Werk und
jedes Werk eine Kraft*), daß also jeder Schritt ein Ziel ist.

Ich nun möchte hier einige Züge aus dem Bilde eines wer
weiß wie fern liegenden Zeitalters als eine Vision mit der Bitte um die
Nachsicht vorführen, deren ein solches Mittelding von Poesie und Wissen-
schaft bedarf; nicht allzustrenge Wissenschaft, aber doch nur Gedanken, die
auf dem Grunde derselben erwachsen, will meine Betrachtung über die
Sonntagsfeier der Zukunft darbieten.

Ein solcher Blick in die Zukunft aber hat keine andere Gewähr, als
die wir aus der Kenntniß der Vergangenheit schöpfen; wir können die Ziele
nur aus dem Wege zu ihnen verstehen, der bereits zurückgelegt ist. Aber
noch vor dem Eintritt in den historischen Rückblick auf die Svnntagsfeier
muß ich als Grundlage für unsere ganze Betrachtung einen einfachen Ge-
danken feststellen ; einen Gedanken, der ganz erstaunlich einfach ist, gegen den
doch immer gefehlt wird. So wie es heute ist, war es nicht immer; die
Einrichtungen, welche wir haben, die Vorkehrungen, welche wir treffen, die

*) Denn auch jede subjektive, persönliche Leistungsfähigkeit in einer gegen-
wärtigen Generation entspringt in Organen und aus Functionen, welche dem WachS-
thum, der aussteigenden Ausbildung (im plastischen nnd im functioncllcn Sinne
genommen!) verdankt wird, welche in vergangenen Gencralionen sich vollzogen Hai;
hinwiederum wirken alle dauernden Erzeugnisse des Menschen, die wissenschaftlichen,
künstlerischen und lechnischen Werke und die Einrichtungen, welche den Schatz des
objectiven Geistes ausmachen, auf die Erben desselben, auf seine Beschauer und
Träger als lebendige Kräfte.

Genüsse, welche wir suchen, unsere Meinungen, Anschauungen und Zwecke sind nicht immer dieselben gewesen. Das ist gewiß eine einfache Wahrheit; wenn wir danach gefragt werden, wissen wir sie, aber ungefragt vergessen wir sie; im Hintergrunde der Seele eines jeden von uns steht sie fest; aber im Vordergrunde unserer Berathungen entgeht sie uns. Immer wieder meinen wir im Großen und Ganzen: so wie es ist, ist es immer gewesen; und so wie es ist, soll und wird es auch bleiben. Daß dies besonders im Bezug auf die Sonntagsfeier im Allgemeinen der Fall ist, werden meine Betrachtungen, werden noch mehr die Zweifel beweisen, mit denen man selbst meinen Hoffnungen und Forderungen zu begegnen geneigt sein wird. Wenn wir uns segensreicher Einrichtungen seit langen Zeiten erfreuen, vergessen wir so leicht, daß es auch eine Zeit gegeben hat, in der sie noch nicht da waren; und wenn eine tiefgehende Umwandlung derselben gefordert, erwiesene Mängel abgelehnt, werthvolle Erweiterungen ersehnt werden, dann bemerken wir nur das Unerhörte der Forderung und sehen sie als seltsam und wunderlich an, weil wir vergessen, daß, was wir besitzen, bei seiner Entstehung nicht minder unerhört war, als wunderliche nnd seltsame Forderung erschien.

Denken wir uns einen Sonntagmorgen; wir sind in einem kleinen deutschen Städtchen oder in einem Dorfe mit einer stattlichen Kirche und die Glocken läuten. Da begegnet uns der alte Sokrates aus Athen, dem es gestattet wäre, ans seinem Jenseits in unser Leben hineinzuschauen.

„Was sind das für seltsame, köstliche Töne, dergleichen ich nie gehört?"

„Das sind große Glocken."

„Und weshalb erklingen sie so feierlich?"

„Sic laden die ganze Gemeinde, zu dieser Stunde in der Kirche zu erscheinen."

„Was ist das eine Kirche?"

„Siehst Du dort das thurmgeschmückte, alle anderen überragende Gebäude? Der Name ist von Euch, dem Griechischen, entlehnt, und heißt eigentlich Küriakon, das Haus des Herrn, des Herrn der Welt, unseres Gottes; es ist ungefähr das Gleiche, was bei Euch die Tempel waren."

„Und was macht Ihr denn im Gotteshanse? Wird von den Priestern geopfert?"

„O nein! geopfert wird nicht: aber die Gemeinde singt ergreifende oder belehrende Gesänge; dazu ertönt eine erhabene und getragene Musik; dazwischen tritt ein Mann auf und hält einen erbaulichen Vortrag über göttliche und menschliche Dinge und von beiden werden Gebete verrichtet."

„Beim Zeus! Ihr habt da eine wundervolle Einrichtung; und nach dem Vortrag disputirt Ihr wohl auch über den Inhalt?"

„Nein, disputirt wird bei uns nicht."

„Das ist Schade, ich hätte lieber, wenn auch disputirt würde. Aber was habt Ihr eigentlich heute für ein Fest? Welchem Gotte ist es

geweiht? und welche Erscheinung in der Natur oder welches Ereigniß aus
der Geschichte wird denn gefeiert?"
„Wir haben, lieber Sokrates, nur einen Gott! und heute feiern wir
weder ein Naturfest noch das einer historischen Erinnerung, heute ist nur der
Sabbath, das heißt der Ruhetag/'
„Aber wie doch? ich verstehe Dich nicht! Ihr habt einen Feiertag
ohne irgend welche Bedeutung? einen Festtag, der doch kein Fest ist?"
„Nun sieh! solche Fest- und Feiertage wie ihr hattet, haben auch wir;
dieser aber ist ein Tag der Ruhe, der Muße, und er kehrt jede Woche,
d. h. immer am siebenten Tage wieder. Ihr hattet Ruhe von der Arbeit
wenn und weil ein Festtag war; dieser aber ist nur deshalb und darin ein
Festtag, daß wir Muße und Ruhe haben sollen, welche wir denn, wie ich
Dir gesagt, zum Theil im Gotteshause verleben."
„Beim Himmel! ich bin ja da unter herrliche Menschen gerathen.
Welch' eine wunderbare Anordnung! und von wem stammt sie denn? wißt
Ihr, welchem Gesetzgeber Ihr sie verdankt?"
Und wenn wir ihm sagten, das sei eine sehr alte Einrichtung, sie
stamme von einem Gesetzgeber Namens Moses, dann wird er uns vielleicht
erzählen, daß man in Athen durch Reisende, welche nach oder aus Aegypten
und Asien gekommen waren, auch wohl von diesem weisen Gesetzgeber gehört, daß es jedoch nur eine dunkle Rede war, die von ihm ging; und er
würde uns vielleicht fragen, welches denn nun eigentlich der Grund dieser gesetzlichen Einrichtung wäre. — Im Allgemeinen darf man es als einen
erheblichen Mangel in der Geschichte der menschlichen Gesetze und Institutionen
betrachten, daß uns die genauen Gründe ihrer Schöpfung unbekannt geblieben;
erst der neueren Zeit verdanken wir den Vorzug, daß die Borlagen der
Gesetze von ihren Motiven begleitet werden. In unserem Falle aber
sind wir in der glücklichen Lage, den Grund des Gesetzes seinem Inhalte
selbst eingefügt zu finden. „Gedenke des Sabbaths, daß Du ihn
heiligest, wie Dir der Herr, Dein Gott, geboten hat. Sechs Tage sollst
Du arbeiten und all Dein Werk verrichten; aber am siebenten Tage ist der
Sabbath des Herrn, Deines Gottes, da sollst Du keine Arbeit thun, weder
Du, noch Dein Sohn, noch Deine Tochter, noch Dein Knecht oder Deine
Magd, weder Dein Ochse noch Dein Esel oder all Dein V,ieh, noch der
Fremdling, der in Deinen Thoren ist. Auf daß Dein Knecht und Deine
Magd ruhen soll gleich wie Du."
Das also ist der Grund. Mit anderen Worten: Diejenigen, welche
die Herren sind, würden je nach ihrem Belieben arbeiten oder ruhen kraft
ihres eigenen Willens; der Knecht aber und die Magd hat keinen eigenen
Willen; für sie tritt der Wille des Gesetzes ein, krast dessen auch der Herr
an festen Tagen Ruhe halten und Ruhe gewähren soll.
Ohne Muße gicbt es, wie schon Aristoteles hervorhebt, keine höhere
Cultur. Aber Muße und Arbeil können sich nach den Räumen, nach Zeiten,

sie können sich auch nach Ständen trenne», indem den Einen^die Arbeit zufällt,
indes; den Anderen allein die Muße vorbehalten ist. Der Mangel jeder
festen Trennung ist unschön und nachtheilig-, die falsche Trennung und die
nach Ständen zumeist ist unsittlich; darum hat der Sabbathgedanke des alten
Tistaments seinen siegreichen Weg in alle Länder und Völker gesitteter Cultur
gcfnnden. — Ter Inhalt und die Ausführung desselben wird sich anfangs
nur auf die einfache erquickende und erholende Ruhe bezogen haben, und der
Ersatz der durch Arbeit verminderten Kraft war der Gewinn ihres Genusses.
Bald aber hat sich zur leeren Muße ihre Erfüllung mit dem Gottesdienst
gefunden; Opfer, Gesang und Gebet erhöhten die Bedeutung der Ruhe.
Um das Jahr 444 vor Chr. aber am ersten Tage des siebenten Monats
ereignete sich zu Jerusalem auf dem Platze vor dem Wafscrthor ein denkwürdiger
Vorgang. Torthin nämlich hatte Esra alles Volk, Männer, Weiber und
Kinder versammelt, um ihnen aus dem Buche des Gesetzes vorzulesen.
Dies war eines der für die Geschichte der menschlichen Sitte und Sittlichkeit
merkwürdigsten, bis dahin vielleicht niemals und nirgends geschehenen Ereignisse.
Um dasselbe Jahr stand Athen wohl auf der höchsten Stufe seiner Ent-
wickelung; unter des Pcriklcs glorreicher Führung waren alle idealen Dinge
zur schönsten Blüthe gelangt. Aber weder bei den Athenern noch bei
irgend einem anderen Volke treffen wir die im Grunde so einfache That-
sache, daß es mit dem Gesetze, nach welchem es leben solle, unmittelbar
durch Vorlesung desselben bekannt gemacht wird. Für die innere EntMicke-
lung, für die Bereicherung und Vertiefung des Sabbathgedankens ist jenes
Ereigniß von segensreichem Einfluß gewesen. Denn von diesem stammt
dann wohl auch die Sitte her, jeden Fest- und Ruhetag durch solche Ge-
sctzesvorlesung zu feiern, die in der Muße freie Seele mit dem höchsten
Inhalt zu erfüllen. Und wiederum wurde durch das Gebot der allgemeinen
Ruhe Allen, auch dem Knechte und der Magd die Freiheit gewährt und
das Recht dem Niedrigsten wie dem Höchsten gegeben, aus der erhabensten
Quelle göttliche Belehrung zu schöpfen.
Wie sich zu der bloßen Vorlesung des Gesetzes, wo es nvth ward,
die Übersetzung und dann naturgemäß die Erklärung fügte, wie dann aus
dieser die freie, von der Vorlesung getrennte, aber darauf bezügliche, in
sich zusammenhängende Predigt sich gestaltete, das brauche ich hier nicht
zu erörtern.
Als die Juden und später die Christen ansingen, unter den heidnischen
Völkern des Westens sich auszubreiten, übte der Sabbathgedanke auf diese
die größte Anziehungskraft aus. Zwar unter den vornehmen und gebildeten
Römern, welche zugleich das konservative Interesse der heidnischen Religion
vertraten, war die Abneigung gegen Brauch und Glauben der Monotheisten
auch auf den Sabbath ausgedehnt. Sencca meinte gegen die Juden, daß sie
den siebenten Theil ihres Lebens einbüßen; er vergißt, daß Mancher den
ganzen Werth des Lebens erst in der Muhe gewinnt. Ihnen, den reichen

oder doch freien Bürgern der Städte in Rum wie in Griechenland, war aller-
dings der Muße ein gehäuftes Maß gegönnt. Hier hatte man ungefähr so viele
Feiertage wie bei uns die Sonn- und Festtage ausmachen; man zählt etwa 60
Tage des Jahres. Dort bei den Römern aber schwankt die Zahl in den
verschiedenen Zeiten der Republik und des Kaiserreichs zwischen «6 und 175,
Festtagen im Jahre, und die Feier derselben, meist im Circus, viel häufiger
den niederen sinnlichen als den höheren geistigen Reizungen gewidmet,
dauerte „von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang". Sie waren keine Ruhc-
tage;und — mitAusnahme derSaturnalicn — waren dieFeste fürdiegroßeMasse
der Sclaven nicht vorhanden. Gerade die Mühseligen und Beladenen, die ihrer
am meisten bedurften, waren davon ausgeschlossen. Von diesen mußte die Sabbath-
einrichtung mit Sehnsucht und Bewunderung ergriffen werden; daher denn
auch Josephus (geb. 37 n. Chr.) bereits erzählen kann: „Es giebt keine
griechische noch barbarische Stadt oder Provinz, wohin nicht unsere Sabbath-
ruhe gedrungen ist." Diese weckte und befriedigte aber die ethischen und
religiösen Triebe der Menschen um so mehr, da „das Gesetz" nach der
treffenden Bemerkung desselben Josephus sich „ohne das Lockmittel der Lust"
ausbreitete.

An sich hat es die Religion nicht blvs mit der Ordnung, der Lebens°
Verhältnisse zu thun; sie will die Seele des Menschen, seine Gedanken und
seine Gemüthsreguugen über alles Endliche hinaus zum Unendlichen führen.
Aber dennoch hat sie sich die wesentlichsten Verdienste um das menschliche
Dasein erworben und die größte Anziehung auf die Gemüther dadurch geübt,
daß sie tief in die sittliche Ordnung des Lebens eingegriffen hat. zu deren
vorzüglichsten Einrichtungen eben die — für all? Stände und Klassen
der Menschen gleich gestellte — feste Sonderling von Arbeit und Muße
gehört. Ter spätere rabbinifche Grundsatz über die Ordnung inner-
halb des Festtages selbst, nämlich „halb für Gott nnd halb für euch",
hat seine Verbreitung und Ausführung dann bei allen Culturvvlkern
gefunden, Ter gottgewidmete Thcil übt einen gewaltigen Einfluß auf die
Erhöhung und Veredelung des Lebens, weil er die gewonnene Muße mit
geistiger Beschäftigung erfüllt; geistig aber und geistlich gelten bis auf den
heutigen Tag in diesem Gedankenkreise für gleichbedeutend.

So ist eS bis jetzt. Wird es immer so bleiben? Darf und soll es immer
so beiden? Genügt der höheren Bestimmung des Menschen diese Ordnung und
dieser Inhalt der Muße? Fassen wir zunächst die Thatsachen in's Auge, wie sie
wirklich liegen. Wir müssen die getreuen Anhänger der Kirche von den mehr
oder minder Abgefallenen unterscheiden. Diese also bleiben der Kirche fern -,
sie meinen, in ihr nicht diejenige geistige Nahrung zu finden, welche ihrer
Bildung, ihrer Lebensanschauung entspricht. Wir haben hier weder zu loben,
noch zu tadeln- wir haben nur die unleugbare Thatsachc festzustellen, daß
ein außerordentlich großer Theil der Menschen die Kirche am Vormittag
nicht besucht. Und was ist an die Stelle derselben getreten? Nichts. Und

wie steht es mit dem Nachmittage? In den großen Städten giebt es
Gelegenheit zu allerlei geistigen, mehr oder minder erhebenden Genüssen:
da sind Theater, Concerte, gesellige Vereine und Zusammenkünfte. Alles
das aber fehlt fast gänzlich in den kleinen Städten und auf dem
flachen Lande. In beiden aber herrscht das schlechthin freie Belieben, das
bei dem Zufall seine Befriedigung sucht. Fast nirgends eine der vormittäg-
lichen kirchlichen Einrichtung vergleichbare Ordnung, fast nirgends eine befestigte
Sitte, oder wenigstens regelmäßige Gewohnheit, die Muße der Gesammtheit
mit einem der Bildung entsprechenden geistigen Lcbensgehalt zu veredeln.
Und die der Kirche Getreuen? — es liegt mir fern, eine Kritik üben
zu wollen ; ich will deshalb auch von uns, von Teutschland gar nicht reden.
Denken Sic meinetwegen an Irland oder Polen; Vormittags versammelt
der «piriws «anc-tus die Gemeinde in der Kirche. Nachmittags aber herrscht
ein ganz anderer Spiritus ohne alle Sanctität; es scheint kaum glaublich,
daß diese Götzendiener des Alkohols wenige Stunden vorher wirklich aus
der Quelle der höchsten Belehrung und Erbauung geschöpft haben. Ich
meine, daß es der Kirche eigenste und innerste Sorge sein müßte, das zu
bedenken, was den Nachmittag ihrer Gläubigen ausfüllt.
Aber neben allen Kirchen und über die Grenzen derselben hinaus giebt
es ja eine ethische Gemeinschaft der allgemeinen, menschlichen Idealität ;
ihr zumeist wird die Sorge am Herzen liegen, daß die Menschen nicht nur
der Ruhe Pflegen, sondern daß sie dieselbe zugleich für eine Muße ver-
wenden, welche ihr Gemüth zu befriedigen und ihre Würde zu schützen und
zu steigern geeignet ist.
Diese Thatsacheu, unleugbare Thatsachen sind es, welche meine Ge-
danken in die Zukunft lenkten. Bevor ich ausspreche, was ich dort mit
Sehnsucht schaue, ist nur eines noch zu erwähnen. Die Wissenschaft verläßt
ihre Grenzen nicht, wenn sie den Blick in ferne Zukunft wendet; sie wird
von der Zuversicht geleitet: was zur Veredelung des Menschengeschlechts
geschehen kann, das wird einmal geschehen. Aber sie handelt nur von der
allgemeinen Idee, von dem innersten Kern und Gehalt dieser Veredelung.
Darum sind ihre Gedanken auch von dem Buchstaben des Gesetzes ungc-
fesselt; nicht weniger als die Erfüllung des Gesetzes, sondern mehr als
diese fordert sie, weil sie die wahrhafte, die innerliche und wesentliche, die der
Idee vollkommen eutsprechcnde Erfüllung sucht. Ein Beispiel für viele. In
regelmäßiger Wiederkehr dem Leibe Erholung und der Seele Aufschwung zu
gewähren ist die Idee, die uns beschäftigt. Ob dieser Tag auf den einen oder
anderen in der Woche fällt, ob er einmal erst nach 8 oder 10 Tagen ein-
tritt, würde den Gedanken kaum berühren, wenn nicht die durchgehende
Gemeinschaft in der Feier zu ihren tief bedeutsamen und ihr eigentliches
Wesen fördernden Elementen gehörte; erheischen aber ganz besondere Um-
stände eines Gewerbes, daß eine Anzahl Menschen gerade am Sonntag
arbeiten müßten, dann soll ihnen ein anderer Tag den Ersatz an geistiger

Nahrung und leiblicher Pflege bringen. Jeder Tag wird für die Wissen
fchaft zum „Tage des Herrn", wenn er durch die Kraft der Idee den
Segen seines geistigen Inhalts verwirklicht, und den Menschen in höher?
Regionen des Daseins versetzt, als die der alltäglichen Arbeit und des
alltäglichen Genusses,

Kehren wir nun in unser Dorf zurück, wo wir den Sokrates getroffen haben.
Unter den Gebäuden sehen wir vier besonders hervorragen: die Kirche, die
Schule und die Schänke stammen aus früheren Zeiten ; in der Zukunft aber,
in welche wir-uns versetzen, steht da noch ein gewaltiges Haus; die großen
Fenster deuten auf lichte Räume; hier ist es von Gärten, dort von weiten
Turn- und Spielplätzen umgeben, welche von der Kegelbahn begrenzt werden.
Es ist ein öffentliches Gebäude; aber welchem Zwecke es dient, das läßt sich mit
wenigen Worten nicht genau sagen; nur andeuten will ich. was wir dann im Ein-
zelnen genauer erfahren werden. Keinerlei Gewerbe soll darin betrieben, keine
Arbeit des Nutzens darin vollbracht werden ; vielmehr ist es für die gesammte Ge-
meinde zum Gebrauche an Fyiertagen oder in Feierstunden bestimmt, um den
Erwachsenen belehrende, erhebende und erfreuliche Erholung zu bieten. Man
könnte es die weltliche Nachmittagskirche nennen; nur daß ihre Gaben der
Natur der Sache nach vielseitiger sind. Denn dort in der eigentlichen Kirche ist
es nur die eine Wissenschaft der Theologie, aus deren Heilsquellen alle Menschen
schöpfen, was sie als Laien zu schöpfen vermögen; hier aber sind gleichsam
alle Wissenschaften, und zwar aus einer jeglichen dasjenige, was einen
wahren Bildungswerth hat. bereit, um Jedermanns Geist damit zu bereichern
und sein Gemüth zu vertiefen und zu veredeln. Aber neben Belehrung.
Bildung und Wissen ist es nicht blos die Anschauung, sondern ganz besonders
auch die Hebung des Schönen, welche hier gepflegt wird.

Erinnern wir uns, daß die verschiedenen Bcrufsarten, denen die
Menschen an Werkcltagen obzuliegen haben, sehr verschieden sind in Bezng
auf die Art und den Grad geistiger Beschäftigung ; daß aber auch die höchsten,
diejenigen, welche die edelsten Kräfte der Seele bilden und verwenden, wie
etwa Sternkunde, Rechtswissenschaft, Heilknnst, dennoch eine gewisse Einseitigkeit
mit sich führen, wenn sie jahraus jahrein ausschließlich den Geist beschäftigen.
Vollends nun eine große Anzahl anderer Bcrufsarten begnügen sich mit eineni
höchst geringen Aufwand geistiger Thätigkeit; der Kutscher aus seinem Bock, der
Landmann hinter dem Pfluge, der Schuster auf seinem Schemel vollzieht
eine Arbeit, welche von wenigen und sehr gleichmäßigen Gedanken geleitet
wird. In ihrer gewerblichen oder productiuen Thätigkeit also sind die
Menschen geistig eingeschränkl. Tie allgemeine produktive Thätigkeit besteht
nicht blos, sondern sie gedeiht am meisten dabei, wenn sie getrennt, abgctheilt
vollzogen wird; aber durch diese Trennung werden die Menschen beschränkt.
Theilung der Arbeit verbessert die Werke, aber beengt, verkleinert, erniedrigt
die Persönlichkeit. Also würde der Fortschritt der Cultur den Rückschritt
der Menschen bedeuten; da nun hat der Sonntag in sein Recht zn treten und

scinc Segnung zu entfalten. Neben der geistigen Production steht die geistige Consumtion. neben der Arbeit die Muße mit ihrer freien Beschäftigung, neben dem Werktag der Feiertag mit seiner seelenvollen und ergötzlichen Erholung durch Bildung, Kunst und Spiel.

Die gesammtc vroductive Thcitigkeit eines Volkes bildet gleichsam ein einheitliches System, einen großen Mechanismus, in welchem kein Stift und keine Schraube entbehrt werden kann; sie verleiht deshalb jeglicher Arbeit, auch der einfachsten und niedrigsten, ihren Werth; den Personen aber giebt sie keine Würde. Nur die Muße, die geistige Consumtivn kann diesen Mangel ausgleichen. Wer Werktags mit materieller, geistloser und ent-gcistender Arbeit befaßt, oder auch wer mit geistiger Arbeit einseitig gefesselt ist, für den sind die Erzeugnisse aller geistigen Produktion da, um sich ihrer in der Muße genießend, aufnehmend zu erfreuen. Wichtiger als alle anderen Gegensätze ist dabei vielleicht noch der eine! in der nothwendigen Theilung der Arbeit, bei der eingeschränkten Aufgabe des Einzelnen findet nur eine sehr geringe Anzahl der Menschen Antrieb und Gelegenheit zu einer eigen-artigen Gestaltung ihrer Kraft und Leistung, zu einer besonderen Ausbildung ihrer Person, mit einem Worte zur Entwickelung der Individualität: dagegen an dem reichen und vielseitigen Gehalt der Muße, in der freien geistigen Beschäftigung mit demselben findet ein Jeder die Möglichkeit, auch seine Persönlichkeit auf eine eigene und besondere Art auszuprägen, seinem inneren Dasein eine individuelle Gestalt zu geben. Daß dies einmal in jeder Stadt, in jedem Dorfe sich ereignen wird, das ist meine hoffnungs-volle Vision.

Wir gehen ein für alle Mal von der Voraussetzung aus, daß der Vormittag oder doch ein beträchtlicher Theil desselben der Kirche gehört. Was aber wird also dann Nachmittags geschehen? Es werden zunächst Borlesungen aus allen Zweigen der Wissenschaft gehalten. Woher aber sollen die Vortragenden kommen? Ich könnte auf unsere Lehrer und Pre-diger hinweisen, welche viel darin leisten könnten; aber bleiben wir bei unserer Vision. Da ist in jedem Dorfe ein Mann ganz nnd gar dafür und nur dafür vorgebildet, das Erz der strengen Wissenschaft so auszuprägen, daß es sür Jedermann zur gangbaren Münze wird; er hat es gelernt, ist im besonderen dazu bestimmten Seminar auch geübt und er ist dafür und nur dafür angestellt, die ganze Woche für sich zu arbeiten, um an jedem Sonntag irgend einen wissenschaftlichen Vortrag halten zu können; sein Fleiß darf in den sechs Werktagen nicht fehlen, wenn er auf der Höhe des Wissens bleiben und die Kunst der durchsichtigen Erörterung fort-dauernd bewähren will. Die Forderung oder die Hoffnung scheint ver-mnndcrlich. Aber weshalb doch? wird nicht jetzt sür jedes Dorf ein Mann auf Schule und Universität ausgebildet und angestellt, damit er Vor-mittags predigen kann; soll nicht ein zweiter Mann ebenso vorgebildet und angestellt werden können, um Nachmittags ',u lehren? Wenn

freilich auch bei der vielseitigsten ganz darauf berechneten Vorbereitung
nicht jeder Sontagslehrer der Erwachsenen in allen Gebieten des Wissens
gleich heimisch sein wird, so ist eine geordnete Ergänzung dieser Bildungs-
lehrer oder Wissensprediger durch einander in wechselnden Wandervorträgen
eine leicht herzustellende Einrichtung. Vielleicht sieht mancher in der gefor-
derten Einrichtung ein ökonomisches Problem; findet es fraglich, ob die
Gemeinden, welche einen Prediger und einen Lehrer für die Kinder besol-
den, nun auch noch einen dritten besolden können und ob andererseits die
geistigen Kräfte dafür überschüssig vorhanden sind? In dem Maße als für
den Landbau und die Industrie an die Stelle der Menschenkraft mechanische
Erfindungen eintreten, werden ja eben menschliche, geistige Kräfte frei und
für neue Arbeits- oder Erholungszwecke verwendbar. Dazu kommt nun,
daß man ohne sonderliche statistische Weisheit wohl behaupten kann, daß alle
Arten von sinnlichen Genußmitteln, von Luxnsgegenständen im, weitesten
Sinne einen solchen Auswand beides, hier des Preises und dort der erzeu-
genden Kraft erheischen, daß ein Bildungslehrer für hunderte eine verschwin-
dend kleine Leistung ist. Und welches Genußmittel und welcher Luxus-
gebrauch kommt dem Werthc gleich, den eine stetig fortwachsende Bildung,
eine regelmäßig wiederkehrende Belehrung und Vertiefung für eine große
Anzahl von Menschen gewinnen muß?

Ucbrigens zeigt uns die Geschichte der Jugendbildung denselben Gang,
den die der Erwachsenen nehmen wird. Es hat früher Propheten- und
Philosophen- als Volksschulen gegeben; auch bei uns hat der Bau des
Bildungswesens von oben begonnen; erst waren die Universitäten da. ihnen
folgten die Gymnasien, und erst später gab es Real-, Bürger-, Volksschulen.
So hat auch die innere Sonntagsfeier zuerst mit dem Höchsten begonnen,
mit der Religion; nun müssen wir fortschreiten, wir dürfen und sollen für
den Nachmittag tiefer hinabsteigen und auch an geringeren geistigen Gaben
uns erfreuen; aber mit Ernst und Eifer müssen wir sie weiter aus-
breiten. Fiir's Volk genügt die Universität nicht; wir müssen bescheidener
werden, um ersprießlich zu wirken. So sind auch öffentliche Vorlesungen
für weitere Kreise aus den verschiedenen Gebieten des Wissens zuerst in
den großen und in den Universitätsstädten — meist auch nur zufällig
und nebenher — zu Stande gekommen; wir befinden uns bereits
aus dem Wege, sie im Lande in mannigfacher Art auszubreiten; künftig
sollen sie die überall fließende Quelle der Belehrung des ganzen Volkes sein,
^luch meine ich nicht, daß alles überall vorgetragen werden, oder daß alle
in alle Vorlesungen gehen sollen. Neigung und Fähigkeit werden auf
Redner und Hörer ihre Macht ausüben; wenn sie nur beide von der Idee
geleitet werde». Von der wissenschaftlichen Erläuterung des Alltäglichen
wird man zu höheren Erkenntnissen aufsteigen können.

Auch werden die Vorträge nicht blos an verschiedenen Orten, sondern
für verschiedene Bildungsstufen verschiedene sein müssen. Taf; die Kirche

— m.
Berlin. —^
Lazarus i»
ihrerseits nur einerlei Predigt kennt, das hängt mit dem Allerbesten an
ihrem Lebensgehalt auf's Innigste zusammen; ob sie nicht dennoch anziehen-
der und gedeihlicher wirken könnte, wenn sie Mittel und Wege fände, den
verschiedenen Bildungsstufen innerhalb der Gemeinde gerecht zu werden, das
zu untersuchen liegt uns fern, — Daß in unseren BildungshnUcn nicht
blos die eigenen Erzeugnisse der Lehrer, sondern auch die vvrzüglichsten aller
großen Meister de? wissenschaftlichen Popularität vorgetragen werden, ver-
steht sich von selbst; und diese Meisterschaft wird sich in dem Maße steigern
und verbreite», als ihre fruchtbare Anwendung sich ausdehnt. Denn zur
Ehre der Menschheit darf man annehmen, daß die gewaltigsten Schöpfer
des Wissens ihren Fund gerade für das Volk durchsichtig und faßbar machen
werden, sobald es eben das ganze Volk ist. für welches sie schaffen; dann
wird es an Wanderlehrern auch aus eigenem Antrieb nicht fehlen.
Alles in Allem kommt es nur auf die Feststellung des Gedankens an, daß
nicht blos den Kindern in der Schule, sondern auch den Erwachsenen durch das
ganze Leben neben der religiösen Belehrung in der Kirche eine vielseitige
Belehrung aus anderen Wissenszweigen durch eine feste Einrichtung darge
boten werde; den Tag der Ruhe und Muße soll man zur geistigen Unter-
haltung, Beschäftigung, Bereicherung und Vertiefung verwenden,, um das
Gemüth der Menschen mit edlerem Gehalt zu erfüllen, ihre Seelen auf
höhere Ziele zu richten.
Aber nicht blos die Wissenschaft soll in unserem Bildungshause ihren
Segen spenden. Was die Erfahrung vergangener Zeiten oder einzelner
Orte uns bietet, dürfen wir für das Allgemeine aller Orten künftig erwarten,
^ür den siinftigenden und veredelnden Genuß der Musik haben ehedem die
Städte gesorgt; die Geiger und Pfeifer waren von ihnen bestellt. Jetzt ist
die öffentliche Musik meist in den Händen des freien Unternehmers, Aber
Gesangvereine, Liedertafeln finden wir jetzt schon in reicher Zahl. Schaffen
^ und Schauen, Geben und Empfange» ist in jeder gemeinschaftlichen Kunst
Übung gegenseitig, und darum ist sie im vorzüglichsten Grade gesellig.
Die Schauspielkunst wurde in frühereu Jahrhunderten sogar von
der Geistlichkeit gepflegt und geleitet, als diese in richtiger Würdigung der
Muße des Volkes sie würdig zu erfüllen sorgte. Was in Oberammer-
gau mit glänzendem Erfolg und vielleicht mit Uebcrtreibung geleistet
wird, ist in vielen Orten möglich. Zu Münsingen bei Bern habe ich von
der Dorfjugcud auf der primitivsten Bühne eine Aufführung der Räuber
von Schiller gesehen, welche durch lebensvolle Frische und hinreißende
Natürlichkeit die Leistungen zünftiger Kunst in den Schatten drängte. Der
Gesang kann überall, instrumentale Musik an vielen Stätten eine Pflege finden
und in kleinen Umkreisen wandernd reizvollen Wechsel erzeugen. Theatralische
Spiele möchte ich nicht viele wünschen, weil ihre Nebungen und Vorbe-
reitungen zu viel Zeit und Kräfte für eine Leistung in Anspruch nehmen,
in welcher neben dem Licht auch viel Schalten ist. Die Vorlesung dra-

matische,r Werke aber kann eben so leicht wie erfolgreich hergestellt werde».
Aber nicht blos Dramen, poetische Werke aller Art zu declamiren, wird eine fruchtbare Aufgabe sein, für welche sich kniistgercchlc Organe und willige Ohren bald genug bilden werden. Eine neue Dichtung wird dann aller-Orten willkommen geheimen und mit dankbarem Jubel begrüßt. Ter Genius der Dichtkunst wird dann sein Füllhorn über alles Boll ausschütten. Und welch eine Rückwirkung muh dann von den tausend und abertausend Bildungshäusern auf dic einsame Werkstatt des Dichters stattfinden. In Griechenland hat er von der Bühne herab oder bei den olympischen Spielen vor versammeltem Volke seine göttlichen Gabe» darbieten und die Lorbeer-kröne gewinnen können. Wir haben auch klassische Dichter gehabt, ich meine, Dichter für's ganze Volk' aber wir hatten noch nicht das Volk für die klassische Dichtung, Ich rede nicht von den Zeiten Lessmgs, in denen die Freunde des Dichters die Subscribenten auf den „Nathan" gesammelt habe» und stolz und glücklich zugleich waren, in Nord- und Süd-Deutschland bei 500 zu gewinnen. Aber wie klein ist auch heute noch die Zahl derer, zu denen binnen eines Jahres und selbst eines Jahrzehntes das Werk eines lebenden Meisters dringr. In unseren Bildungshallen, die in keinem Marktflecken und in keinem Kirchdorf fehlen, wird es mit Sehnsucht er-wartet, mit Begeisterung vorgetragen, mit Entzücken angehört. Glücklich preise ich darum den Dichter der Zeitalter unserer Vision, wenn das Be-wußtsein, daß sein Werk unmittelbar den Weg in die große, breite Masse der ganzen Nation findet, das Bewußtsein, daß seine Gedanken sogleich in die Herzen Aller dringen, seine Seele begeistert und seine Phantasie be-schwingt. Welch eine Wonne, welch eine bis seht unbekannte Wonne, für Millionen zu dichten oder zu denken.

Fast zu erhaben erscheint mir das Bild einer festen und wohlgeordnete» Einrichtung, durch welche alle Erzeugnisse der schöpferischen Geister einer Nation sofort in die gesammte Volksseele geleitet und berufen werden, das ganze Volks-geinüth zu durchdringen, es zu erquicken und zu veredeln, als daß ich wagen möchte, rS noch weiter auszumalen. Nur das Eine muß ich noch einmal mit Nach-druck betonen: Viele von den Veranstaltungen zur Erfüllung und Entzückung der Menschen niit den idealen Erzeugnissen des Geistes sind jetzt »och in der Hand des beliebigen Unternehmers, der seinen Gewinn sucht: stetige Anordnung für alle Welt und zum gemeinen Besten kann und soll an dessen Stelle treten. In Amerika ist auch die Kirche, die religiöse Belehrung meistens Sache des freien Unternehmers; wie viel höher eine festgeordnete. den Gemeindc» in ihrer Gesammthcit zugehörige, von Volkes wegen aus-gebildltc und wohlversorgte Kirche steht, so viel höher muß auch künftig das Bildungswefen der Erwachsenen, ihre Labung mit den Gaben der Nunst stehen, wenn sie überall an festen Stätten und durch feste. Ordnungen ver-breitet sind, und aus den eigenen Kräften jeglichen Ortes — wenn auch viel unvollkommener — zur Darstellung gelange». Zur Kirchgemeinde gehören

bei uns alle Bewohner des Sprengels; sie sollen künftig zugleich eine
Bildungs-, eine musikalische, eine Kunstgemeinde ausmachen, in welcher Alle
berufen sind, Gaben des Geistes zu spenden oder zu empfangen. Auch dafür
fehlt es bekanntlich in geselligen Kreisen, wie in religiösen Gemeinschaften an
lehrreichen Vorbildern nicht. Wir brauchen eben nur das Beispiel des Guten
überall emsig, aufzusuchen, dann werden wir es nachahmen können.
Aber auch der ermüdete Leib findet feine Erholung nicht nur in schlaffer
Ruhe, sondern in schonen nnd edlen Ucbungen. Turnvereine bestehen mit
erfreulichen Erfolgen schon an vielen Orten. Unsere Bildungsgemeinden
sind zugleich Turngemeinden; allen Ucbungen werden sie obliegen, welche
Freude, Gewandtheit und Kraft erzeugen. Geist und Körper sollen
in glücklicher Abwechslung, in harmonischer Uebereinstimmnng zu schöner
und gewandter Bewegung geleitet werden. Durch alles dies wird zugleich
eine sittige Geselligkeit, welche allein schon zur edelsten Erfüllung der Muße
gehört, zugleich gefordert und bereitet; eine Geselligkeit, welche nicht blos
durch den natürlichen Antrieb, sondern zugleich durch die Gemeinschaft des
idealen Strebcns befestigt ist. Sie wird nicht den strengen Ernst allein,
fondern auch die belebende Heiterkeit pflegen; unter den Turnern werde» die
Tänzer nicht fehlen, deren Reigen von Musik und Gesang begleitet werden;
aber auch die Kcgelschieber nicht, welche ihre Kunst mit Spiel und Gewinn
ausüben mögen. Nicht von wilder Luft, aber von Heller Freude wird unsere
Bildungshalle ertönen, wenn anstandsvolle Spiele jeglicher Art geübt werden,
so viel die Phantasie zur Zerstreuung der Sorgenvollen, zur Belebung der Er-
müdeten nur immer ersinnen mag. Wenn jetzt in einem BraunschweigischenDorfe
alle Bauern das gedankenvolle Schachspiel lieben und üben, weshalb sollen dieses
und andere geistweckende Spiele nicht in jedem Torfe ihre Stätte finden?
In unseren Bildungsgemcinden, namentlich der Städte werden Sonntags
Nachmittags auch alle Diejenigen gesellig vereint sein, welche Vormittags durch
die Confession, Werktags durch Stand und Gewerbe getrennt sind, und
keinen geringen Vorzug wird das ihnen in den Augen dessen geben, der an
dem Frieden unter den Menschen ein Wohlgefallen hat.
Daß dieses lichtvolle Bild der Zukunft, wenn einst die Wirklichkeit es
nachdunkelt, auch seine Schatten zeigen werde, wer wird dies nicht fürchten.
Nur dürfen wir doch nicht unterlassen, wegen der möglichen Uebel. die
doneben erwachsen, das zweifellos Gute zu suchen.
Ist das Gute wirklich so zweifellos?
Zunächst wird man freilich die Möglichkeit desselben bezweifeln. Daß
geistige Bildung, ästhetische Erziehung und Uebung, veredelte Geselligkeit
allen Denen geboten werden könnte, welche an Werktagen auf irgend eine
Weise mit schwieligen Händen und gebeugtem Nacken ihre Arbeit verrichten,
wird man nicht wahrscheinlich finden. Soll ich noch einmal an die Dörfer
erinnern, in denen das Passions-, die Schau- und die Schachspiele, oder
an alle die ländlichen Gesang- und Turn-Vereine Deutschlands nnd der

Schweiz, in denen Gymnastik und Musik alle die ergötzt und beseelt, welche doch auch ihre Aecker bestellen und jede schwere Arbeit verrichten? Statt dessen und vor und nach Allem möchte ich die Zweifler an der Bildsamkeit des Volkes auf die einfache Frage verweisen: ist es nicht gelungen, auch die untersten Schichten des Volkes mit dem höchsten Lebensgehalt zu erfüllen? Wird nicht in der Kirche auch der Niedrigste mit dem Erhabensten beschäftigt, was der Menschengeist ersinnen konnte, mit den aus der Zeit in die Ewigkeit führenden Wahrheiten der Religion? Wohl mit abgestufter Klarheit und Energie wird der Segen empfangen, aber Allen zugleich wird er gespendet. Und soll das erhabenste Beispiel, auch zu den Zöllnern und Sündern hinabzusteigen, um ihnen Erlösung des Geistes zu bringen, nicht auch von der Wissenschaft, von der Kunst, von der Bildung überhaupt nachgeahmt werden können?

Ob bei den unteren Schichten des Volkes für eine geistige Erfüllung der Muße irgend ein Interesse vorhanden ist? Man tritt den Menschen zu nahe, wenn man daran zweifelt. Wenn das Interesse nur erweckt, wenn seine Befriedigung dargeboten wird, dann wird es sie bald genug ergreifen und beseligen. Oder sollte es immer so bleiben müssen, daß den Menschen von dem, was sie umgiebt, was sie erleben und bewirken jede erleuchtete Erkenntnis; fehlt? sollen sie von der gesetzlichen Wirksamkeit der Natur, von dem Wesen und der Geschichte der Cultur keinerlei Einsicht gewinnen? sollen sie das Wenige, was sie in der Schule gelernt haben, in reiferen Jahren nur vergessen und nicht befestigen, ergänzen und zur Zierde und Würde des Lebens gestalten? Die verständige Erläuterung, die anschauliche Klärung der Begriffe dessen, was sie nmgiebt, was sie ernährt und beschäftigt, ist eine herzerquickende Wohlthat für jeden Menschen.

Allein ob sie dem Volke ersprießlich ist, würde der andere Zweifel sein, dem die Bildung bei Vielen begegnet. Zunächst denkt man dabei wohl an den Abbruch, der der Kirche davon droht, wenn nicht gar an den Abfall und Widerstreit, der erregt wird. Sehr mit Unrecht, Je reicher, je tiefer, je geklärter und inniger der geistige Inhalt und das Gcmüth des Menschen ist, desto fruchtbarer ist der Boden für das Saatkorn der Religion. Auch auf die unmittelbarste Weise kann Bildung diesem die größere Keimkraft verleihen. Die Kirche versichert nach dem Psalmisten: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes"; sie sagt es mit Recht; aber sie sagt und wiederholt es nur. Was erzählen denn die Himmel von der Ehre Gottes oder wie erzählen sie? — Wenn Sonntag Nachmittags in unserer Bildungshalle zwei oder dreimal des Jahres das Einfachste — und das ist das Wichtigste — aus der Sternkunde vorgetragen wird, dann erfährt auch der schlichteste Mann etwas von dem, was die Himmel erzähle» und sein Herz, sein bis jetzt für die Wunder des Himmels verschlossenes Herz wird ihm dabei aufgehen. Fragen stellen, Antwort empfangen, Erläuterung begehren, wird die Menschen zu einer freien geistigen Bewegung führen, in welcher sich

wirkliches und wcrthvolles Leben offenbart. Nur muß dann freilich die Kirche — auf das wirkliche Heil der Gemeinde und nicht blos auf die Macht, es zu spenden, bedacht — die Hülfe der Bildung, der Wissenschaft, der Kunst willig erkennen und anerkennen. Der Unterschied von weltlich und geistlich darf kein feindlicher sein; auch so groß sollte er nicht sein, als er — nach meiner Meinung sehr zum Schaden der Kirchen — geworden ist. Immer sollte der Mensch in seiner Ganzheit und iricht zerrissen erscheinen immer sollte Alles was zur Ehre und zum Heil, kurz, was zur Erhöhung des Menschen und seines Lcbenswcrlhes erarbeitet wird, gemeinsam ans ihn wirken. Ter Prediger selbst, der am Vormittag gepredigt hat, sollte Nachmittags einen Vortrag über Sternkunde nicht blos hören, sondern halten können, halten wollen. Auch darin hat es einst bessere Zeiten gegeben, von denen die Zukunft lernen wird, was die Gegenwart vergessen hat. Im 16. und 17. Jahrhundert sind die beschreibenden Naturwissenschaften, die entweder noch nicht vorhanden waren oder fast seit den Zeiten der Thcophraft nnd Plinius brach gelegen hatten, zu erheblicher und folgenreicher Blüthe gediehen. Aber von wem stammen sie, die neuen Anfänge der Mineralogie, der Botanik, der Zoologie u. f. w.? Fast überall von Geistlichen. Und doch ist die Macht der Religion in den Herzen der Gemeinden damals größer gewesen als zu den Zeiten, in denen die Mehrzahl der Prediger geistliches von weltlichem Wissen so sehr scheiden, daß sie fast nur jenem nachtrachten. Gewiß! auch an wirtlichem Widerstreit zwischen Theologie und profaner Wissenschaft, zwischen Religion und Bildung, kurz zwischen Vor- und Nachmittag wird es in unserem Dorfe nicht fehlen; auch vom Uebel wird dieser Widerstreit zuweilen sei». Aber ungleich größer ist das Uebel. daß so unsäglich viele Menschen stumvf und dumpf und trage dahinleben, daß sie an den kleinen Genössen und Sorgen, an kleinlichem Inhalt des Lebens sich genügen lassen: die Einen von der Religion nichts wissen wollen, die Anderen nichts von vernünftiger Bildung nnd gemütherhcbenden Erkenntnissen. Wohl erwogen aber, ist der innere geistige Kampf, sei es in der Einzelperson, sei cS in der. Gemeinde, nicht nur kein Uebel, sondern ein wahres Lebensgut. Selbst der Streit um die Religion ist ein religiöses Beginnen. Jeder ehrliche, mit redlichen Waffen, nur um der Sache selbst willen geführte Kampf steigert den inneren Gehalt'und den wahren Werth des Lebens.

Viele nun erheben Einspruch gegen die fortschreitende Bildung der unteren Schichten des Volkes, weil Bildung die Leute unzufrieden macht. Das Gute soll übel, Bildung soll schädlich sein, das heißt, das Licht soll den Schatten erzeugen. Das kann nicht sein. Tie socialen Schäden werden durch steigende Bildung des Volkes nicht erzeugt, sondern nur leichter erkannt. Wenn es demnach auch wahr ist, daß Bildung das Bewußtsein der socialen Dissonanzen erzeugt hat, so ist es nicht minder wahr, daß weiter fortschreitende Bildung allein sie wieder auflösen kann. Das Allerwichtigste was die sociale Heilkunst

der Gesellschaft zu erwägen hat, ist die einfache Thatsache, daß die geistigen Genüsse ökonomisch die billigsten sind. Darum gehört Erzeugung und Verbreitung des Geschmacks an geistigen Genüssen und Anstalten zur Bereitung desselben zum Wesentlichsten in der Fürsorge für das Volk. Die Entbehrungen, die Sorgen und Leiden desselben durch eine materielle Aufbesserung zu mildern, ist ein hohes Anliegen; aber das Ziel des Friedens und der Befriedigung wird man nicht erreichen, es fei denn, daß man dem Bolke neue Quellen des Lebensgenusses eröffnet. Man soll das Eine thun, aber das Andere nicht lassen. Der geistige Genuß ist als ökonomischer Werth am leichtesten zu erlangen, als moralischer am höchsten zu schätzen; er macht den Menschen nicht blos glücklicher, er macht ihn besser und edler. Tie Welt der Arbeit hat den Widerstreit erzeugt, die Bildung hat ihn zum Bewußtsein gebracht; die Welt der Muße muß und ' sie allein kann den Frieden wiederbringen. Frühere Zeiten haben es vermocht, den Menschen wegen seiner materiellen Entbehrungen und Leiden in dieser Welt mit der Hoffnung auf den idealen Genuß und die geistigen Freuden einer künftigen Welt zu trösten; nicht verkümmert, sondern sowohl erhöht als besser begründet wird auch diese Hoffnung, wenn schon hier in diesem Leben die materiellen Mängel durch geistige Vorzüge ausgeglichen werden. Wir mögen aber an die zeitliche oder > an die ewige Bestimmung des Menschen denken, auf seine persönliche Befriedigung oder auf seinen wahren idealen Werth achten, immer werden wir eine unerläßliche Pflicht und einen zweifellosen Gewinn darin erkennen, den Menschen, der in der Arbeit zu materiellem Schassen gezwungen ist, in der Muße durch geistigen Genuß zu erquicken und zu beseelen. Wenn es jetzt nur dem eigentlich Gebildeten und dem Gelehrten vergönnt ist, viele seiner Stunden durch das Lesen eines anmuthigen, spannenden oder ergreifenden Buches zu versüße», seine Sorgen durch gehaltvolles Gespräch zu zerstreuen, sich auch über wirkliche Leiden durch wahre geistige Beschäftigung getröstet zu erheben, so muß und kann dieser Segen allem Volke gespendetwerden. Nicht durchaus neu, sondern glücklicherweise schon durch Erfahrung bewährt sind die Einrichtungen dafür; in vielen arabischen Städten (Medressa) in den jüdischen Gemeinden (Bethamidrasch) finden sich öffentliche Bibliotheken; an vielen Orten, neben großen Fabrikinstituten bei uns gicbt es bereits Volksbibliothekcn; in unseren Bildungshallcn der Zukunft wird sie überall vorhanden und ihr Verwalter gehalten sei», jedem für seine Feierstunde das Buch zu reichen, das Buch, welches für seine Bildungsstufe, sein Erlcbniß und feine Gemüthsstimmung gerade das passende ist; und Sommers im Garten, Winters im Sprechsaal wird er Gelegenheit finden, das Gelesene im Gespräch sich tiefer anzueignen und fruchtbarer zu machen.

Zu alle dem gehört freilich als wesentliche Vorbedingung das Eine, was uns allen Noth thut, was auch bei den Gebildetsten jetzt noch so selten ist: lernen sollten wir, die wahren Werthe des

Lebens genau zu bedenken, die Mittel, die wir beschaffen und die Zwecke, die wir anstreben, scharf und deutlich zu unterscheiden und ihr Verhältnis; zu einander genau abzuwägen. Statt dessen bleiben wir meist in der bloßen Sorge um die Mittel stecken. Es werden festliche Gesell-schaften gegeben; ob ein solches Maß wirklichen Vergnügens vom Wirth und den Gästen gewonnen wird, daß es der Zeit und Kraft und den Mitteln, welche beide dafür aufwenden, entspricht? — Tas gewerbliche Streben der Menschen richtet sich vornehmlich auf den Erwerb von Eigenthum: ob der Gebrauch desselben, der Genuß, den man sucht oder findet, in irgend einem Verhältnis; zu dem Aufwange von Energie und Lebenskraft steht, den das Erraffen und Erringen des Besitzes erheischt? - Auf gelehrte Untersuchungen, wissenschaftliche Forschungen wird ehrenwerther Eifer und geistige Arbeit verwendet: ob ihr ein wahrhafter Erfolg, eine Erleuchtung der Menschen, eine wesentliche Bereicherung des Geistes entspricht?

Alle durchschnittliche zünftige Welt, die zünftigen Lebemänner, oder Er werbs- oder gelehrten Leute bleiben der Stellung solcher Fragen fern, weil sie, was nur ein Mittel sein kann, in selbstverständlicher Anmaßung als einen Zweck betrachten. In der ganzen wirthschaftlichen Welt erscheint der Zweck fast immer wie in Nebel gehüllt nnd die Herstellung der Güter und ihre Leistung entbehrt der energischen Beleuchtung.

Ucborblickt man aber das ganze Getriebe des menschlichen Daseins, so findet man, daß der Lebensgenuß, oder die Summe aller Genüsse ein zu-sammenhangendes, ökonomisch geordnetes System bilden, deren jeder seine Bedingungen und seine Geschichte hat. Man erkennt zugleich, daß die geistigen Genüsse allmählich sich mehren und für immer breitere Schichten der Gesellschaft erreichbar und werthvoll werden. Wird man in der Zukunft dieser unleugbaren Thatsache nachgehen, wird man nicht flüchtig und gelegentlich, sondern mit stetigem Ernst und energischem Eifer erwägen, daß nur die Schöpfung der geistigen Werths und Genüsse fast ohne Schranken möglich, daß nur diese ökonomisch am leichtesten habhast und darum ohne Grenzen ausgebreitet werden können: dann wird man die Mittel und den Zweck, den Weg und das Ziel zugleich am sichersten treffen; denn man wird einsehen, daß einer-seits die Erzeugung und Verkeilung der sinnlichen Güter und Genüsse unausweichlich eine — ererbte und enterbende — mit weiten Abständen behaftete Abstufung mit sich führt: daß andererseits die güterschaffende Arbeit der Civilisativn nur selten eine geistig belebte, durch Schaffenslust allein schon genußreiche und darum an sich selbst das Gemüth befriedigende fein kann; daß aber das geistige Genießen unabhängig vom Schaffen, die gemüth reiche und edclgefüllte Muße unabhängig von der schweren Arbeit, die ideale Consumtivn unabhängig von jeglicher Produktion gemacht und darum jedes menschliche Dasein befriedigt, edel und werthvvll gestaltet werden kann.

Man wird also begreifen, das; die ausgleichende Gerechtigkeit in dem Antheil an dem allgemeinen Lebensgenuß nur von den geistigen Genüssen kommen kann.

das; deshalb dic Erziehung für dieselben und ihre Herstellung die allgemeine Sorge der Gesanimtheit ausmachen muß — gleichviel in welchen, Grade der Staat, vder die Provinz, oder die einzelne Gemeinde an derselben betheiligt wird. Durch welche Organe, nach welchen Methuden, in welchen allmählichen Stufen der EntWickelung und nach welchen Zeiträumen dieser Beitrag zum socialen Frieden und zur Veredelung der Böller herbeigeführt werden wird" ich weiß es nicht,' ich weiß nur, daß es noch sehr lange danern wird, bis nicht nur das Boll seinerseits, sondern auch die Staatsmänner andererseits die völkervsycholvgifche, dic social-ethischc und dic nationalökvnomische Bedeutung der geistigen, ästhetischen und didaktischen Genußmittel begreifen, noch fehr lange bis sie einsehen werden, daß Nationalpädagogik ihr Bestreben auch auf dic Erwachsenen zu wenden hat und daß eine neue, der alten kirchlichen analoge Beachtung und Ordnung der Muße zu den wichtigsten volkserzieherischcn Aufgaben gehört. Vor der Hand aber hat unser Gedanke wohl wenig Anderes zu gewärtigen, als Zweifel, Schweigen und Gehenlassen; denn „man verdient wenig Dank." sagt Goethe, „von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfnis; crhöhcn, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines wahre» edlen Daseins zum Gefühl bringen will." Darum nenne ich solche Sonntagsfeier eine Bisivn. Aber kommcn werden dic Tage, in denen sie zur Wahrheit wird; dcnn gymnastische Hebungen und erheiternde Spiele, freie Geselligkeit und zweckbewußte, z. B. pädagogische Besprechung, Schauen undBernchmcn vder Vortragen und Tarstellen dramatischer oder musikalischer Werke, klärende und erhebende Belehrung und er^greisende Dichtung: alle Ströme gehen in's Meer; die Erde soll voll werden von Erkenntnis;, von innerer Cultur, dann wird sie auch voll sein von Sitte und Sittlichkeit.

Ein Ausflug nach Paris.

von
Mlll Lindau.
— Verliii, —

^eit einer langen Reihe von Jahren war ich nicht in Paris gewesen.
Es war mir daher ganz angenehm, als ich die Aufforderung
erhielt, um eine zwischen Paris und Berlin schwebende schrift
stellerische Angelegenheit abzukürzen und womöglich zum Abschluß zu bringen,
dorthin zu reisen.

Paris, in dem ich die heitersten und geuufzfrohesten Tage meiner Jugend
zugebracht, hatte noch lange nach meiner Rückkehr in die Heimat seinen vollen
zauberhaften Reiz auf mich bewahrt. Ich benutzte jede Gelegenheit, die sich
mir darbot, um die wunderschöne Stadt an der Seine wieder aufzusuchen,
und bot sich keine wirkliche Gelegenheit dazu, so genügte mir auch schon ein
fadenscheiniger Vorwand. Jedesmal kehrte ich dann entzückt und erfrischt
zu der gewohnten Thätigkeit zurück, dankbar für die treu anhänglichen Ge-
sinnungen, die mir meine alten Freunde bewahrt hatten, für die liebens-
würdige Aufnahme, die ich überall gefunden, für die künstlerischen Genüsse,
die Paris mir geboten, für die Anregungen aller Art, die es mir gewährt
hatte. Das sollte sich nach dem Kriege durchaus ändern. Ich hatte manche
Enttäuschungen zu beklagen, die mich allerdings nicht sonderlich tief kränken
konnten, weil sie eben nicht meiner Person, sondern meiner Nationalität
galten, die aber immerhin genügend starke waren, um die Gemüthlichkeit zu
stören. Alte Freunde und Bekannte, die mich bisher mit vollster Herzlich
keit begrüßt hatten, wandten nun, wenn sie mich sahen, verlegen den Kopf
ab. um der Peinlichkeit, mit mir einen Gruß zu tauschen, enthoben zu
werden. Auch die Standhaften zeigten unwillkürlich eine gewisse Befangen-

heit in ihrcm Verkehre mit mir; sie mußten ernsthafte Anstrengungen machen, um irgend etwas zu überwinden, das sich trennend zwischen uns geschoben hatte. Und da ich beim besten Willen von der Welt nicht in der Lage war, wegen der Regierung unseres Kaisers, der Politik Bismarcks und der Kriegführung Moltkes gewissermaßen um Verzeihung zu bitten, so blieb diese Trennung bestehen, und ich verkehrte schließlich auch in Paris eigentlich nur noch mit meinen Landsleuten. So war ich, dem Paris früher eine zweite . Heimat gewesen war. die sogar in mir in meiner wahren Heimat eine ^eit lang ein starkes Gefühl des Heimwehs hatte hervorrufen können — so war ich ein Fremder geworden wie jeder Andere; und wie ein Fremder reiste nun auch ich nach Paris, um mir wieder einmal das Treiben auf den Boulevards, die neuen Stücke in den Theatern und die Kunstschätze in den Museen anzusehen. Nachdem schließlich auch mein Bruder Paris verlassen, hatte die Hauptstadt der Republik ihre Hauptanziehungskraft für mich verloren. Und während ich früher beim Herannahen der ersten warmen Tage ein zugvogelartiges, ungestümes Drängen nach den sonnigen und lustigen Ufern der Seine in mir kaum bannen konnte, entrückte Paris immer mehr und mehr dem Kreise meines Verlangens, entrückte in eine nebelhafte Ferne, in der mein geistiges Auge kaum noch der interessanten Unirißlinien der Thürmc von Nvtrc-Dame, der schlanken Spitze der Sainte-Chcipelle, der imposanten Tour Saint-Jacaues und der Kuppel des Pantheons gewahr wurde, und aus der die verlockenden Sirenentöne nicht mehr an mein Ohr drangen. Ich dachte kaum noch an Paris, nnd wenn ich daran erinnert wurde, so geschah dies immer in einer Weise, die nicht dazu angethan war, den Wunsch, es wiederzusehen, in mir zu beleben.

Meine Erwartungen waren demnach, als ich jetzt dorthin zurückgeführt wurde, von vornherein kein? allzu hochgespannten-, und das mag die Veranlassung dazu gewesen sein, daß es mir diesmal viel besser gefallen hat, als ich nach den mündlichen und schriftlichen Berichten über das Paris der letzten Tage hatte annehmen dürfen. Es kam noch der glückliche Umstand hinzu, daß ich auf dem Berliner Bahnhofe mit einem befreundeten liebenswürdigen Ehepaare zusammentraf, mit diesem und zwei anderen Berliner Bekannten die langweilige Eisenbahnfahrt zusammen machte, und den größten Theil meines Pariser Ausfluges in der anregenden und heitern Gesellschaft meiner Berliner Freunde verbrachte.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, eine „Studie" über das Paris von heute zu schreiben; mein diesmaliger kurzer Aufenthalt war ganz und gar nicht dazu angethan, irgendetwas zu ergründen. Ich habe nur die Oberfläche gestreift, und kann daher auch nnr schildern, was ich nndentlich vernommen und flüchtig gesehen habe.

Da muß ich zunächst constatiren, daß zwischen dem innern Wesen, so wie es nach der Beobachtung der Sachkundigen und nach den öffentlichen und privaten Stimmen, die man darüber hört, beschaffen sein soll, und

dem äußern Bilde, welches Paris darbietet, ein ziemlich scharfer Wider-
spruch besteht. Man hört und liest eben nur Klagen. Freilich, die Menschen
haben zu allen Zeiten und allerorten geklagt; aber zwischen den üblichen
und landläufigen Jeremiasen über die schlechten Zeiten und den ernst schmer-
müthigen und erbitterten Beschwerden, die sich über die Verhiiltnisie in dem
heutigen Paris erheben, besteht denn doch noch ein starker Unterschied.
„I^ä clöolis^ scheint in Paris das locale Losungswort der Gegenwart zu
sein. „Es ist kein Geld da!" Das ist der Klageruf, der von allen Seiten
ertönt. Die Ladenbcsitzer beklagen sich darüber, daß die Geschäfte ganz
ungewöhnlich schlecht gehen, daß der Fremdenverkehr in auffälliger Weise
nachgelassen habe. Die öffentlichen Wirtschaften und Kaffeehäuser sind
allerdings im Vergleich zu früher sehr spärlich besucht, die Preise in den
großen Hotels sind lhatsächlich gesunken, und man braucht wegen seines
Unterkommens nicht zu bangen. Trotz aller Verwünschungen, die gegen
die Regierung des letzten Napoleon ausgestoßen werden, gestehen auch die
wetterfestesten Republikaner dem bitterbösen Napoleon widerwillig eine Eigen-
schaft zu: er hat es verstanden, Leben in die Bude zu bringen; Kiisait
Miirttkor Ii? eminnoi'co".
Nach solchen verdrossenen Berichten müßte man nun glauben, daß bei
Glanz der Pariser Sonne erloschen sei, und daß die einst so lustige Stadt
in Sack und Asche trauere. Es leuchtet und funkelt aber doch noch gar
Mancherlei recht vergnüglich, und es ist auch lauteres Gold dabei! Freilich,
wenn man an die glänzendsten Tage des Kaiserreichs zurückdenkt, dann ist
allerdings eine unvortheilhafte Veränderung in der Physiognomie des Pariser
Lebens nicht zu verkennen. Damals hatte das öffentliche Treiben etwas
Verblüffendes, Berauschendes, Die verschwenderische Eleganz, der über
miithigc Luxus, die in prächtigen Wagen die Boulevards und Chamvs-
Elysöes dem Bois de Boulogne zurollten und sich Abends in den Logen
der Theater breit machten, das prunkhafte Auftreten des heimischen Streber
thums und der fremden Genußsucht, die renommistischen Extravaganzen des
strahlenden Lasters, mit denen die vornehme Gesellschaft in den wunder-
lichsten Wettkampf eintrat — Alles das gab damals dem Pariser Leben,
wie es sich äußerlich wahrnehmbar den Blicken darbot, eine funkelnde Pracht,
eine sinnlose Genußfreudigkeit ohnegleichen. Das ist allerdings anders ge-
worden. Die Zahl der vornehmen herrschaftlichen Wagen hat sich erheblich
verringert und die der Miethkntschen ebenso erheblich vermehrt. Dir
Toiletten sind im Allgemeinen weniger auffällig, weniger kostbar und weniger
anspruchsvoll geworden. Aber trotz alledem bleibt doch immer noch genug
übrig, um das Auge des Unbefangenen, der durch die Straßen der wunder-
schönen Stadt schlendert, zu fesseln und zu erfreuen; und trotz aller Nieder
logen, trotz allen Jammerns ist die Physiognomie der Pariser Straßen
noch immer heiterer, lebendiger und lebensfroher als in irgend einer
anderen Stadt.

Ein Ausflug „ach f>aris, 9!

Ein eigenthiimliches Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir nach
längerer Abwesenheit zum ersten Mal wieder das Pariser Pflaster
treten. Da sind sie wieder, di? charakteristischen Läden, die wir 'im
Laufe der Zeit ganz vergessen haken- Und beim ersten Blick fühlen wir
uns wieder pariserisch angeheimelt. DuZ alte Bild ersteht mit einem
Schlage wieder. Als ich eine Biertelstunde durch die Pariser Straßen
gegangen war, war mir zu Muthe, als hätte ich den Asphalt der
Boulevards nie verlassen. Vesvnders vertraulich wirkten auf mich die
kleineren Straßen. Da begegnete ich lauter alten Bekannten! den
Crümerien mit ihren weißgestrichenen Schildern, den verlockenden Sahnen-
käsen und appetitlich hcrgcrichtetcn rohen Cotelettes und Beefsteaks in der
Auslage; den Tabaksläden mit ihrer wunderlich stilisirten Kolossalcigarre,
in der das Gasflämmchen als ewige Lampe brennt; den Apotheken mit
ihren riesigen Glaspokalen, die in den schönsten Farben prangen; den Holz-
nnd Kvhlenhandlnngen. in deren Schaufenstern die beharzten Holzbündel
zum Anzünden des Kaminfeuers, die säuberlich geformten Preßkohlen wie
Schmuckgegenstände künstlerisch aufgeschichtet liegen; den offenen Läden der
Waschfrauen, die in ihren Schaufenstern als Beweis ihrer Kunst im Waschen
und Plätten die niedlichen Häubchen, die reichen Spitzenhemden der Damen u.s,w.
ausbreiten, während man durch die Scheiben die jugendlichen Wäscherinnen
mit hochaufgcstreiften Aermeln und die Plätterinnen mit erhitzter Stirn ihre
Arbeit verrichten sieht. Das Alles hatte ich früher so oft gesehen, daß ich
es nicht mehr bemerkte. Jetzt, da ich es wiedersah, fiel es mir auf, und
der Anblick versetzte mich sogleich wieder in die alte Zeit zurück. Auch das
Aufstapeln von allerhand Berkanfsgegenständcn vor den Läden auf dem
Trottoir der Straße, mit dem marktschreierischen Aufreiz der Kauftust, war
mir wieder etwas Neues geworden.

Neben der ausoringlichen Anpreisung der kleinen Geschäfte wirkt die
stolze Vornehmheit der großen, wie sie in den wundervollen Läden der
Boulevards, der rZue <Is I» ?inx und der ^vsrms I'O^Sin, zu Tage
tritt, um so mehr. In deni Schaufenster eines jeden der großen Juweliere
steckt ein fürstliches Vermögen. Und mit welcher gesuchten Einfachheit, mit
welchem Geschmacke sind die wenigen Gegenstände da auf dunklem Sammet
geordnet! Vor Allein aber verstehen es die Kunsthändler, den Kunstwerken,
die sie zum Verkauf ausstellen, den Oelgemälden. Radirungen, Brouzegüssen,
Terracotlen und Schnitzereien durch eine strenge und rnhige Anordnnng die
schönste Wirkung zu geben. Die Schaufenster des Kunstgießers Barbödienne
sind ein wahres Mnseum, man sieht da nur Meisterwerke auserlesener Art.
Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß nicht alle Kunsthändler sich eine so
hohe nnd würdige Aufgabe stellen, wie Meister Barbödienne, In einigen
Schaufenstern der elegantesten Kunstlädeu auf den vornehmsten und lebhaftesten
Boulevards erblickt man neben Meisterwerken der bildenden und nachbildenden
Künste auch die unverkennbaren Symptome einer bedenklichen Verlottern»«,

des Pariser Geschmacks: die Photographien der drei neuesten Bcriichtigthciten
des Tanzbodens in geradezu unglaublichen Stellungen, Man sieht da drei
Damen in gewöhnlicher Straßentvilette mit dein Hute auf dem Kopf, die,
sich auf dem linken Fuße stützend, das rechte Bein über Kopfeshöhe erhoben
haben in einer Positur, die ganz dazu angcthan ist, den eigentlichen Zweck
unserer Bekleidung aufzuheben. Diese drei Bilder wirken entschieden ebenso
komisch wie gemein, nnd unwillkürlich bleibt man vor den Läden stehen-,
damit wäre dann der kaufmännische Zweck wohl erreicht. Unter diesen
Bildern stehen die Namen dieser drei Gasfengrazicn — sehr geschmackvolle Namen:
„lil 8s>it«i'oUe", Cwuln«", nnd Drills ck'6A«v.r", also: „Heuschrecke",
„Vielsraß" und „Klvakengitter". Tie letztere anmnthige Bezeichnung ver-
dankt die Trägerin ihren vorstehenden Schneidezähnen, den sogenannten
„Rafszähuen". Diese hübschen Namen werden keinesivegS als Schimpfwörter
aufgefaßt; es sind einfach ungezwungene Spitznamen, unter denen die
Trägerinnen allgemein bekannt sind, in Zeitungen und auch im Gespräch
der guten Gesellschaft genannt werden / und auf die die Betreffenden selbst
hören. Tie Ausstellung derartiger Bilder in einer so respectablen Umgebung
wäre noch vor Jahren eine Unmöglichkeit gewesen.
Die Pariser Schaufenster mit ihren merkwürdigen geschmackvollen,
bizarren und kostbaren Verkaufsgegenständen in wirksamstem Aufbau,
die ich weiß nicht welche geheimnißvvlle Kraft besitzen, nm den Vorüber
gehenden anzuziehen und festzuhalten, tragen wohl am meisten dazu
bei, daß es keine Stadt der Welt giebt, wo sich's so angenehm bummeln
läßt, wie in Paris. Es giebt denn auch nirgends so viel unbeschästigte
Pflastertreter wie dort. Das ziemlich rauhe Wetter mag daran schuld
gewesen sein, daß mir diesmal das Schauspiel, das die Boulevards in
de» Nachmittagsstnnden zwischen fünf und sieben darbieten, etwas weniger
imponirt hat als in früherer Zeit. Früher erregte die endlose Prvcessivn
von Tausenden nnd Abertausenden, die in langsamstem Tempo zwischen dem
Faubourg Montmartre und der Chaussee d'Antin auf- und abschlenderten,
Grüße nnd kritische Blicke tauschten und sich in ihrer Mehrzahl entweder
wirklich kannten oder doch ungefähr zn kennen schienen, immer meine
staunende Bewunderung. Dieser grandiose Müssiggang. der sich auch von
der Unfreundlichkeit des Wetters in seinen Gepflogenheiten nicht stören ließ,
hatte etwas wahrhaft Gebieterisches. Jetzt wollte eS mir scheine», als ob
das Leben ein geschäftigeres geworden sei, als habe sich das Tempo be-
schleunigt, die Eleganz vermindert und der aufdringliche Lärm der Straßen-
schreier verstärkt. Auf dem Boulevards hört man freilich nur die Zeitungs-
ausschrcier, aber diese machen Scandal geling.
Biegt man aber in eine der Seitenstraßen ein. so vernimmt man
wieder all die eigcnthümlichen Schreie, unter denen die fahrenden Händler
und Handwerker ihre Gegenwart vermelden. Man vernimmt wieder den
scharfen Kehl und Nasallaut der Klcidcrhändler, den heiser pfeifenden Klage-

laut der Regeuschirmverkäufer. das häßliche Schnarren der Glaser, da? uervrnafficircnde entsetzliche Getute auf den kleinen metallenen Filterhähncn, das Bliiken und Johlen der verschiedenen Gemüse- und Austeruvcrknufer, das Geklapper und den sehnsüchtig melancholischen Gesang der Gebäck Händlerinnen: , IZö^»Is^v«us, Älc^Iaines! Vciilü 1'pl»isir!" Die Zeitungs ansrufer auf den Boulevards preisen die Blätter, die sie zum Verkauf an bieten, immer mit einem Stichwort, welches das Ercigniß des Tages be- zeichnet, an: „Kauft das Pariser ,Echo° mit dem Briefe des Prinzen Napoleon an die Kammer", oder: „mit dem schreckliche» Unglück auf der Westbahn", oder: „mit den Revolverschüssen iin Parlament". Am lautesten von allen aber schreien die Verkäufer des „Anti-Prussicu".

Die Aufdringlichkeit des öffentlichen Anzeigcns und Anpreiscns ist mir früher nie so aufgefallen. Möglich, daß ich mich daran gewöhnt hatte. In dieser Beziehung unterscheidet sich Paris jetzt kaum nvch von Ncw-?)ork. Auch hier wird jetzt kein Mittel verschmäht, um die Aufmerksamkeit des Publikums gewaltsam auf die Vcrkaussartikcl zu lenken. Man sieht Unglück liche Proletarier, alte gebrochene Männer, die auf einer laugen Stange eine große Anschlagstafcl mit weithin sichtbarer Aufschrift durch die Stadt schleppen, einzeln und in Aufzügen von sechs bis acht Mann, die aufein- ander folgen. Ein Hutmcichcr hat den menschenfreundlichen Einfall gehabt, einen elenden kleinen alten Mann mit einem lächerlichen und bcjammerns- werthen Kopfe zur Propaganda zu vcrwerthcu, hat dieser lebenden Caricatur einen funkelnagelneuen glänzenden Cylindcr von unglaublicher Dimension und lächerlicher Form aufgestülpt und läßt das traurige Männchen so mit der Anzeige seines Geschäfts auf der großen Tafel durch die Straße» gehen. Der gebrechliche Greis, der unter der Last des Riesencylindcrs fast zu snmmcnbricht, erregt überall Mitleid; man bleibt stehen, sieht ihn an und liest bei der Gelegenheit die Annonce, und damit ist der Zweck der wirksamen Anzeige erreicht.

Wenn auch die lange Reihe von Tischen und Stühlen vor den Kaffee- häusern wegeu der Ungunst der Witterung noch unbesetzt war. so war doch die Fluthung des weltstcidtischcn Lebens mit allen ihren Sonderbarkeiten und Häßlichkeiten, aber auch mit allem Erstaunlichen und Großartigen, eine so starke und wunderbare, daß die Aufmerksamkeit unwillkürlich gefesselt und der Geist beschäftigt wird. Die Nachmittagsstunden auf dem Boulevard verfliegen, man weiß nicht wie; und noch heute verlohnt es der Mühe, sich — um mit dem edlen Baron Gondremark zu reden — in den Strudel, Strudel hineinzustürzen.

„I^s Niveau ä d.ii»»ö," das ist das andere Stichwort der Pariser Gegen- wart, das auf alles Erdenkliche angewandt wird: auf den Ton in der guten Gesellschaft, auf den öffentlichen Verkehr, auf die politische Polemik, auf die

Schöpfungen des Geistes und der Kunst, und auch auf die körperliche Verpflegung. Dieses grausame Stichwort mag ja im Allgemeinen leider zutreffend sein, aber zum Glück duldet die leidige Regel doch noch erfreuliche Ausnahmen.

Und über die Verpflegung sollte man eigentlich keine Klage führen. Wenn auch in einigen Spcisewirthschaften ein merklicher Rückgang in der Sorgfalt und der Vorzüglichkeit der Küche, des Kellers und der Bedienung wahrzu nehmen ist — das Cast? Anglais steht, seitdem es Actiengesellschaft geworden ist, nicht mehr auf der Höhe; man merkt eben, daß da an der verwaisten Stätte der Fremde liebcleer waltet — so speist man bei den ersten Restaurants, namentlich bei Bignon, Voisin und im „Maisvn d'or" noch immer besser als irgendwo in der Welt. Die Preise sind allerdings gepfeffert, und man würde in Berlin große Augen machen, wenn man auch nur annähernd dasselbe zahlen sollte.

Die Kunst der Jnsceiiirung. die den Franzosen in seltenem Maße zu eigen ist, zeigt sich auch hier, und ich muß sagen, sie macht mir in diesem Falle immer besonderen Spaß. Ein Diner bei einem der großen Restaurants wird immer als eine feierliche Handlung aufgefaßt und mit entsprechender vornehmer Würde begangen. Der „iwiit,-«" — wir nennen die wichtige Person bescheidentlich „Oberkellner" — tritt in ernsthafte sachgemäße Berathnng über die Zusammensetzung des Speisezettels mit den Gästen ein. Mit andächtigem Ernste nimmt er die Bestellungen entgegen, wie ein Genernlstavsoffizier von seinem Vorgesetzten die Meldung einer strategischen Bewegung. Er unterstützt den Speiseplan mit seinem erfahrenen Rath, gestattet sich auch wohl gehorsamste kritische Einwendungen, unterbreitet beherzigenswerthe Borschläge und gicbt, wenn die kunstvolle Comvosition vollendet ist, die Meldungen an die Untergebenen weiter. Alsdann tritt der .,^,minclior^ in dunklem Schurz an uns heran, um die Frage der Getränke mit derselben ruhigen Sachlichkeit zu erledigen. Ebenso sorgsam wie die Vorbereitung ist auch die Ausführung. Die geschmackvoll angerichteten Schüsseln werden dem prüfenden Blicke dargeboten, bevor sie in Portionen zerlegt werden. Die einzelnen Gänge folgen aufeinander in richtig bemessenen Pausen, Und nun muß man beobachten, mit welcher Wichtigkeit auf den, Anrichtetisch die Speisen aufgetragen werden. In kühner Haltung steht der m.iiti<> da und zerhackt mit gewaltigem, weithin schallendem Schlage das Geflügel; der Kellner faßt das zerhackte Stück geschickt zwischen Messer und Gabel und geleitet es niit einem eigenartigen Schwünge in anmuthiger wellenförmiger Bewegung liebevoll auf den Teller, und er nimmt eine besondere Pose an, n,n die durch daö Fett aufgebauschten Kartoffeln hinzufügen kurzum, er ist ein Künstler in seiner Art, und wir haben hier nnr Dilettanten,

In diesem Falle hat die den Franzosen eigenthümliche Wichtigthnerei und Gespreiztheit wirklich etwas Reizvolles; aber dieselbe Eigenthümlichkcit zeigt sich häufig auch in einer weniger angenehmen Gestalt, Man rühmt

bei uns so oft die „Leichtigkeit" unserer Nachbarn; ich glaube, nicht mit Recht. Im öffentlichen Verkehr kenne ich keine Nation, die schwerfälliger und pedantischer zu Werke ginge als die „leichten" Franzosen. Die Abfertigung auf der Post oder auf dem Tclegraphenbureau in Paris nimmt das Doppelte der Zeit in Anspruch wie bei uns.

Und nun muß man sich ein solches Depcschenformular einmal genauer ansehen! Was da Alles an überflüssigen Bemerkungen angebracht ist! Da steht zunächst in fetten Buchstaben vor den Linien, auf denen die Depesche geschrieben werden soll: „Für die Aufschrift der Depesche, die vom Absender geschrieben werden soll"; dann neben der ersten Zeile die Randbemerkung: „Hier sind diejenigen Bemerkungen anzubringen, die vor der Adresse gemacht werden sollen" ; dann bei den nächsten Zeilen: „Adresse"; bei den folgenden: „Text der Depesche" ; bei der letzten: „Unterschrift". Außerdem stehen selbstverständlich die dienstlichen Bemerkungen da: daß der Staat keine Verantwortung für richtige Wiedergebung und rechtzeitige Beförderung der Depeschen übernimmt :c. Aber von all den Bemerkungen, die für den Gebrauch des Depcschenschreibers gemacht sind, ist auch nicht eine einzige erforderlich.

Gerade so thöricht, überflüssig und schwerfällig sind die Rohrpostbriefe. Es sind kleine Ouartblätter mit einem punktirten Rande, der auf der einen Seite mit einem Klebstoff bestrichen ist. Sie können also bequem ^geschlossen und durch Abreißung des punktirten Randes ebenso bequem wieder geöffnet werden. Da steht nun zunächst auf der Außenseite: „Um dieses Telegramm zu öffnen, muß man den punktirten Rand abreißen." — das habe ich mir gleich gedacht—; ferner sind die folgenden Bemerkungen aufgedruckt: I. „Die Außenseite soll ausschließlich zu dienstlichen Bemerkungen benutzt werden; der Absender darf nichts hinzufügen." II. „Für dies Telegramm ist kein besonderes Porto zu bezahlen" (es ist nämlich schon mit 50 Centimes Stempel bezahlt). III. „Die Zahl der Worte auf der Innenseite ist nicht beschrankt." IV. „Dies Telegramm wird innerhalb des Weichbildes von Paris befördert." V. „Es muß vom Absender selbst verschlossen werden." VI. „Man darf in dieses Telegramm kein Papier oder einen anderen Gegenstand irgendwelcher Art legen. Wenn ein Telegramm ein stärkeres Gewicht haben sollte, als das verkaufte Blatt, so würde es auf dem gewöhnlichen Postwege befördert werden," Nun frage ich einen Menschen, wozu all dieses überflüssige Geschwätz? ES ist doch geradezu haarsträubend, daß eine Verwaltung dem Absender einer verschlossenen Postsendung großmüthig die Freiheit zugesteht, die Zahl der Worte nicht zu beschränken; das ist doch für Cretins berechnet und nicht für vernünftige Menschen. Ich wundere mich nur. daß man nicht noch besondere Bemerkungen über die Berechtigung, event. auch eine Federzeichnung durch Rohrpostkarte zu befördern, hinzugefügt hat.

„I^e riivosu A baissö" heißt es wie von allem Möglichen so auch vom
Theater, und auch hier leider nicht ganz mit Unrecht, Die französische
Bühnendichtung ist von der stolzen Höhe, zu der sie unter dem Kaiserreich
aufgestiegen war, allmählich allerdings wieder etwas herabgestiegen. Der
bedeutendste von Allen, Emile Augier, hat völlig aufgehört, dichterisch thcitig
zu sein ; Dumas schreibt sehr wenig, alle vier, fünf Jahre ein Stück, und
es wird keinem Menschen einfallen, die „?rin«es»e <ls LgA<Zlui" und „vsm?^
mit der „Dame nnx «mMias" und „Ooini-incmäs" vergleichen zu wollen:
Sardou arbeitet zwar noch immer rastlos, aber auch ihm merkt man die
Ermattung an, — trotz aller Aufbauschungen ist „IIiöoäOra" kein literarischer
Erfolg von echtem Schrot nnd Korn gewesen, und „(ZmrgM?" ist sogar
sehr kühl aufgenommen worden und hat bereits vom Repertoire abgesetzt
Werden müssen. Bom Nachwuchs kommt eigentlich nur Pailleron in Betracht.
Nnd so bietet denn das Repertoire der französischen Theater augenblicklich
, das Bild einer starken Dürre. Ich traute meinen Augen kaum, als ich
nach meiner Ankunft an den Anschlagsäulen die Titel der Stücke las, die
in den verschiedenen Theatern jetzt gegeben wurden. Es waren fast nur
Dichtungen, die ich vor zehn, vor zwanzig Jahren und noch früher in Paris
gesehen hatte, und zum Theil wirkten sogar noch dieselben Schauspieler in
ihren alten Rollen mit. Im THSütre Fran^ais wurde „AactemoiseUe de
RoUs-Islo" vom ältern Dumas und die „^vonturiure" von Emile Augier,
im Palais Royal „I^s douls", im Oclöon der unverwüstliche clc> tamill?"
mit dem unverwüstlichen Lafontaine in der Rolle des Capitains — die er
seit vollen drei Jahrzehnten mit demselben Erfolge spielt — gegeben. Im
Gymnase folgte auf ,.8apptw" der ebenfalls uralte ,,si«man ü'un jeuns
Iwinm« i»uvru". An keinem der ersten Theater wurde eines jener neuen
Stücke gegeben, von denen man dem Fremden sagt: „Das müssen Sie
gesehen haben."

Noch unersreulicher als um die Dichtung steht es um die Darstellung.
Auch in Paris hört man nur, gerade wie wo anders, die trostlosesten
Klagen über die traurige Beschaffenheit des schauspielerischen Nachwuchses:
Die guten Schauspieler sind alt und die jungen sind nicht gut. Am
empfindlichsten ist das im TlMtre Fran^ais wahrnehmbar.

Seit der Zeit meines Pariser Aufenthaltes haben sich die Reihen der
hervorragenden Kräfte dieser unvergleichlichen Musterbühne allerdings in
erschrecklicher Weise gelichtet. Der alte Samson, dieser Meister der aristo
kratischcn Komik, der behäbige Provost, der beste Lustsvirlvatcr, den ich in
meinem Leben gesehen habe, der kaustisch schneidige Negnier, der vor Allem
in den modernen Lustspielen von Scribe, Frau de Girardin u. s. w. Triumphe
feierte, der verführerisch elegante Bressant. der klassische Recitntor Geffrov.
die gcistsprühcnde Augustiue und die blendend schöne Madclcine Brohan. die
vornehme Madame Plessy, die im Lustspiel und in der Tragödie gleicher
maßen hervorragende Favart, die anmuthige Delphine Fix. — sie Alle und

iwch viele Andere sind von der Bühne des Thi'ätre Francis, Viele von
ihnen von der Bühne des Lebens geschieden. Aus jener großen Zeit sind
nur noch Got, der ewig junge Delaunay, der vortreffliche Thirvn, der vom
Odöon herübergekommen ist, Cognelin, der Regniers Erbschaft angetreten
bat, Lefebvre und Worms, die aus damals bescheidenen Stellungen sich in
die ersten Reihen vorgearbeitet haben, übrig geblieben.
Der Name des Schauspielers Worms veranlaßt mich zu einer Ein-
schaltung. Allgemein wird behauptet, daß die Franzosen die geborenen
Schauspieler seien, während uns Deutschen dies Talent mehr oder minder
versagt sei. Dem gegenüber muß es doch einigermaßen befremden, daß in
der Familie Felix, aus der die größte Tragödin aller Zeiten hervorgegangen
ist: Rachel, nur deutsch gesprochen wurde, — die Familie stammte aus dem
Aargau. Die Mutter der französischen Cliauvinistin und Reclameheldin
Sarah Bernhardt spricht noch heute höchst mangelhaft französisch und recht
gut deutsch, — bin ich recht berichtet, so stammt sie aus der Gegend von
Frankfurt. Die jetzige erste Tragödin, von der man sich Wunderdinge ver-
spricht, heißt Weber und ist eine Deutsch Oesterreicherin; der erste Liebhaber
am THSStre Fram/ais heißt, wie gesagt, Worms; die jugendliche Naive
desselben Theaters heißt Müller, und die reifere, ach schon zu reife Naive
heißt Rcichcnberg. Das deutsche Element ist also, wie man sieht, unter den
französischen Bühnenkünstlern ziemlich stark vertreten.
Während meines letzten Pariser Aufenthaltes war im TlMtrc Francis
eine Krisis ausgebrochen, die zeitweilig ganz Paris auf das Lebhafteste
beschäftigte. Bekanntlich zerfällt das Künstlcrpcrsonal des Thüütre Francis
in zwei verschiedene Gruppen mit verschiedenen Rechten: in die Societäre
und Pensionäre. Die Pensionäre sind einfach engagirte Mitglieder, die
Societäre haben einen Anthcil am Gewinn, Anspruch auf Pension und in
den wichtigsten Lebensfragen des Theaters mitzusprechen, also in der Frage
der Annahme der Stücke, der Rollenverthcilung, des Engagements von Mit-
gliedern als Pensionäre und der Aufnahme von engagirte» Pensionären in
den Verband den Societäre. Das TtMtrc Franoais ist also ein consti-
tutionelles Reich mit dem vom Staate eingesetzten Director, der hier den
Titel eines Generalverwaltcrs („^.ämini^rswur Frörst") führt, an der
Spitze. Das THSütre Fran^ais ist ein Staatsinstiut, das von der Regierung
die immerhin sehr anständige Subvention von jährlich 240 OVO Francs be-
zieht. Es ist natürlich, daß unter diesen Verhältnissen die Minister unter
Umständen in die Angelegenheiten des Theaters hineinreden, und es ist
ebenso natürlich, daß daraus Reibereien mit den Mitgliedern der Bühne
hervorgehen. Ein solcher Fall hat sich nun neuerdings wieder zugetragen.
Als erste Tragödin am TlMtre Francis ist engagirt, und zwar in der
Eigenschaft einer Socictärin, ein Fräulein Tndlay. Ich habe sie nicht ge-
sehen, aber sie soll recht schön und eine recht mittelmäßige Schauspielerin
sein ; darin stimmen sv ziemlich alle Berichte übercin. Die Societärfrist im

Paul Lindau in Berlin.
Contracte dieser Künstlerin ist nun abgelaufen. Da die Tragödie ihre Zugkraft vollkommen eingebüßt hat, und Fräulein Dudlay keinen Menschen veranlaßt, in's Theater zu gehen, so haben die Svcietäre, die ein geschäftliches Interesse an den guten Einnahmen haben, die Künstlerin nicht wieder in den Verband der Svcietäre aufnehmen wollen; sie wollen sie als Pensionärin auf fünf Jahre mit 18 000 Francs engagircn, aber Fräulein Tudlay verlangt die Erneuerung ihres Engagements als Socictärin mit 24 000 Francs auf zehn Jahre, Der Minister steht auf Seiten der Künstlerin und hat die Erfüllung ihrer Forderungen kategorisch verlangt. Taraufhin habe» die Hauptinitgliedcr des TH6ütre Francis, die den Verwaltungsrath bilden, nämlich: Got, Delaunay, Cogueliu, Lefebvrc und Worms, sowie die stellvertretenden Mitglieder Thiron und, Monnet-Sully ihre Entlassung als Mitglieder des Verwaltungsraths eingereicht; nur der alte Maubant hat sich dem Schritte seiner Eollegen nicht angeschlossen. Bis zum Erscheinen dieser Zeilen wird sich der Sturm im Wasserglas? wahrscheinlich wieder gelegt haben.
Aber der Protest der Svcietäre hat doch seine tiefe Wirkung nicht nicht verfehlt. Man hat sich bei dieser Gelegenheit klar gemacht, daß das TlMtre Francis von dem baldigen Verluste feiner bedeutendsten Künstler bedroht erscheint. Got und Delaunay, die beide seit sechsunddreißig Jahren Societäre des ?H5-Itrc Fram/ais sind, sind keine Jünglinge mehr und denken ernsthaft an ihren Rücktritt; auch Cvguclin, der statutenmäßig schon in den Vollbesitz der Pension eintritt, da er seit über zwanzig Jahren Socictär ist. will der ersten französischen Bühne den Rücken wenden und soll sich mit der Absicht tragen, als Tircctvr an die Spitze eines lucrativeren Privattheatcrs zu treten. Dann würde allerdings die künstlerische Bedeutung dieser vornehmsten Bühne ernstlich gefährdet sein, denn diese Drei bilden mit Thiron die eigentlichen Stützen des Repertoires.
Darum aber haben wir uns vorläufig noch nicht zu kümmern; und wenn auch der theatralische Pegel einen niedrigeren Wasserstand aufweisen mag, als vor zwanzig Jahren, so muß man doch billiger Weise zugeben, dah auch augenblicklich noch im Th^ütre Frcm<.'ais ganz vorzüglich Komödie gespielt wird.
Das neueste Stück, das jetzt da gegeben wird, „Ein Pariser" von Edmond Gondinct, ist schriftstellerisch nicht sehr bedeutend; es würde früher der Ehre kaum für würdig gehalten worden sein, auf der ersten französischen Bühne aufgeführt zu werden; aber es ist ein argloses, anständiges und unterhaltendes Stück, und cS wird ganz meisterlich aufgeführt. Der Held ist einer jener Pariser, wie sie im Buche stehen, wie imsn sie aber eigentlich in der Wirklichkeit selten findet, der in einen Gegensatz zn jener Provinz gebracht wird, wie sie ebenfalls im Buche steht, und wie man sie in der Wirklichkeit ebenfalls nicht findet.
Der junge Brichantan lebt, seitdem er zuiechnungssähig ist, auf Kenr kleinen Stück des Boulevards, das für den geborenen Pariser die Welt ist.

Er hat die Boulevards nie verlassen, sein Dasein hat sich zwischen der
Großen Oper und dem Faubourg Montmartre abgerollt. Da hat er auch
seine Wohnung, da dringt von unten das einförmige großstadtische Geräusch
hormonisch gemildert zu ihm herauf, da allein athmet er. da allein ist er
glücklich. Brichantau ist ein reicher Junggeselle; er hat seine Wohnung, die
er niemals zu verlassen gedenkt, künstlerisch mit tausend ernsten Kunst-Gegen-
ständen und amüsanten Schnurrpfeifereien behaglich ausgestattet. Er ist
der abgesagte Feind alles Ungewöhnlichen. Er hat seine bestimmte Tages-
ordnung, die streng innegehalten wird. Er bekümmert sich um keinen
Menschen, und wünscht', daß sich kein Mensch um ihn bekümmere. Vor
einiger Zeit ist ihm ein junges Mädchen in seinen stillen Haushalt gefallen,
und zwar auf folgende Art. Sein Wagen hat ein junges Mädchen über-
fahren. Großer Volksauflauf, Gemurmel der Menge über die Rücksichts-
losigkeit der reichen Leute. Das arme Kind ist Waise, ihr Vater war Offizier,
der auf dein Schlachtfelde gefallen ist, kein Mensch nimmt sich ihrer an n. s. w.
Brichantau. der, wie gesagt, ein abgeschworener Feind allen Skandals ist,
beschwichtigt die Umstehenden, indem er erklärt, daß er sich des Waisenkindes
annehmen werde. Zum Glück ist das junge Mädchen, das damals etwa
vierzehn Jahre alt sein mochte, mit dem bloßen Schreck davongekommen.
Brichantau nimmt sie also zu sich, giebt ihr eine Erzieherin und verkehrt
mit ihr väterlich freundschaftlich. Er selbst hat gar nicht bemerkt, daß das
Kind inzwischen zum jungen Mädchen herangereift ist. Er wird darauf
erst aufmerksam gemacht, als er einen neuen Hauswirth bekommt, der sich für
die Mvralität seiner Miether interessirt, und der ihm nun mittheilt, daß das
Zusammenleben des Junggesellen mit dem jungen Mädchen anstößig gefunden
würde. Dieser neue Wirth, Herr Savonnet, kündigt Brichantau die Wohnung.
Brichantau ist außer sich. Er schickt das junge Mädchen in eine Pension
in der Provinz, und er selbst nimmt in der Verzweiflung eine Einladung
entfernter Anverwandten in derselben Provinzialstadt an, weil er ja doch nicht
mehr in Paris leben kann! Denn eine solche Pariser Wohnung findet er
nicht wieder, das weiß er. Das Dasein ist ihm unerträglich geworden.
Es versteht sich, daß der Vollblut-Pariser in der Provinz überall Anstoß
erregt, daß seine harmlosesten Schritte arg mißdeutet werden, daß er sich
ein Duell auf den Hals ladet, und daß ihm schließlich eingeredet wird, er
habe ein junges Mädchen, eben die Tochter der entfernten Anverwandten,
compromittirt und müsse sie Heirathen. Durch ein glückliches Zusammen-
wirken von besonderen Verhältnissen, auf die ich hier nicht weiter eingehen
mag, bekommt er aber seine Wohnung wieder, bringt das junge Mädchen,
das in der Pension sehr schlecht aufgehoben war, wieder in seine moralisch
saubere Junggesellenwohnung zurück und erkennt schließlich, daß er von
diesem jungen Mädchen geliebt wird, und daß er sie liebt.
Das ist in wenigen Zügen die nicht eben sehr aufregende Handlung.
Aber das Ganze ist mit einer solchen Fülle lustiger Wendungen im Dialoge

j?aul Linda» in Berlin.
und mit einigen so reizvollen Situationen ausgestattet, daß man doch einen
sehr vergnügten Abend verbringt, wenn auch der Eindruck, den man empfängt,
kein sonderlich tiefer sein kann. Coquclin spielte den „Pariser" mit großer
Natürlichkeit und Leichtigkeit, aber den Liebhaber glaubt man ihm doch nicht
recht, er sieht so ganz und gar nicht nach einem Liebhaber aus. In Bezug
auf das Alter der Schauspielerinnen sind die Franzosen unendlich duldsamer
und höflicher als wir. Fräulein Reichenbcrg erscheint dem weniger galanten
deutschen Auge in der Nolle des blutjungen Mädchens denn doch gar zu
unglaubwürdig. Sie hat einen schönen warmen To», und ihre Augen haben
einen liebenswürdigen Ausdruck; aber ihr ganzes Wesen hat doch etwas
Süßsäuerliches, Altjüngferliches, Reizloses, das mit der holden Jugend der
von ihr dargestellten Rolle in unversöhnlichem Widerspruch steht. Die
bedeutendste schauspielerische Leistung des Abends bot nach meinem Geschmack?
Thiron als Wirth; es war ein komisches Meisterstück. Allerliebst ist auch
die jugendliche Naive Fräulein Müller, die in dem Stücke ein gelehrtes
jnngcs Mädchen spielt, das Lateinisch versteht und sich mit den schwer zu-
gänglichen Wissenschaften im Institut einigermaßen vertraut gemacht hat.
Sie kann ein so reizend dummes Gesicht machen, wenn sie die klügsten
Sachen sagt. Aber höher als alle Einzellcistungen steht die Gesammtleistung.
Das Zusammenspiel ist von tadelloser Ausgcglichenheit; von der Bühne
weht ein Hauch zwangloser Vornehmheit herab, der den Zuschauer auf das
Wohlthäligstc berührt. In jeder Einzelheit und in der Gesammtheit erkennt
man immer deutlich die Macht einer zwcihundcrtjährigen rühmlichen Ueber-
liefcrung. Dadurch bewahren die Vorstellungen im Thöütre Fran^ais noch
immer einen ganz besonderen Reiz, wie ihn keine andere Bühne den ihrigen
zu geben vermag.
Im Gymnasc wurde das nach dem Alphonse Daudct'schcn Romane
„Sappho" von Adolph Belot dramatisirte gleichnamige Schauspiel
gegeben. Ich habe den Roman seinerzeit in diesen Blättern ausführlich
besprochen und brauche auf den Inhalt nicht zurückzukommen. Belot
hat an der Daudet'schcn Erzählung für die Bühne sehr erhebliche
Veränderungen vornehmen müssen. Im Roman ist die Heldin eine
alternde, lasterhafte, ziemlich reizlose Person, die durch eine schwer definirbare
geheimnißvolle Kraft der Ausschweifung, eine gewisse katzenartige Anschmiegung
einen unerfahrenen jungen Mann an sich fesselt, die Stimme des Gewissens
in ihm tödtet, ihn seiner Familie, seinem Beruf abspünstig macht, ihn zu
Grunde richtet und dann laufen läßt, um mit einer gleichgefinnte» gemeine»
Seele ihr Dasein zu beschließen. Das, was Daudet in seinem Roman
beweisen will, daß es weder der Schönheit, noch der Jugend, noch der
Liebenswürdigkeit, noch des Geistes bedarf, um einen harmlosen jungen
Mann in die Netze des Lasters zu verstricken, ihn mit den Gewohnheiten
des Lasters zu befreunden und in der Schlinge verzappeln zu lasse», das
ließ sich auf der Bühne natürlich nicht darstellen. Damit hat Daudet ober

auch den Grundgedanken seines Romcmes opfern müssen, als er sich zu dem gewaltigen Schritte vom Epos zum Drama entschloß.

Die Bühncn-Sappho ist eine ganz andere; sie ist schön und jung, und dah ein unerfahrener Jüngling vor der Gewalt der Jugend und Schönheit die Waffen streckt, das ist eben nichts Außerordentliches. So haben die Forderungen der Bühne die epische Dichtung psychologisch erheblich verflacht. Wir sehen eine neue „Seraphine", eine neue „?ill<? cl<z nuu-bre" mehr, wie wir deren schon so manche gesehen haben. Die geradezu widerwärtigen Episoden im Roman sind für die Bühne bedeutend vercmständigt worden; da aber gerade in der Widerwärtigkeit ihre eigentlich charakteristischen Züge zu finden waren, so sind auch sie nun zu farblosen Schemen erblaßt. Diese Umgestaltungen waren, wie ich noch einmal hervorheben will, unabweisliche Ersordernisse der Bühne, denen sich der außerordentlich geschickte Bearbeiter Belot wohl oder übel fügen mußte. Alles, was er dramatisch oder wenigstens theatralisch aus dem Roman für die Bühne retten konnte, hat er gerettet und so ein Schauspiel gegeben, das zwar an Originalität hinter dem Romane weit zurücksteht, aber eine gutgeführte Handlung in einer Reihe spannender und zum Theil sehr efsectvoller Situationen vorführt.

Die Hauptrolle wurde von der Frau des Directors, Jane Hading, die zu den berühmtesten Pariser Schauspielerinnen zählt und namentlich im „Hüttenbesitzer" rauschende Erfolge gefeiert hat, dargestellt. Frau Jane Hading ist eine noch junge Künstlerin-, gewelltes dunkelgoldblondes Haar, ein edelgeschnittenes Profil, wundervolle große ausdrucksfähige Augen, die von langen Wimpern umsäumt werden, machen den schönen Kopf auch zu einem unge möhnlich interessanten. Ihre zarte und schlanke mittelgroße Figur ist von reizvollster Schmiegsamkeit. Sie ist eine Virtuosin allerersten Ranges, der auch die kühnsten Bewegungen, die kecksten Stellungen, die vermessensten Accente immer gelingen. Ich erinnere mich nicht, je eine Künstlerin gesehen zu haben, die die Technik der Schauspielkunst in höherem Maße besessen hätte als Jane Hading. Aber:

„Nichts ist voUkommcn hier auf dieser Welt,
Der Rose ist der Ltachcl beigesellt,"

wie Heine singt, und mit ihm möchte man der großen Virtuosin Jane Hading zurufen:

„Du bist, verehrte Frau, Du selbst sogar,
Nicht fehlerfrei, nicht aller Mängel bar.
Du schaust mich an, Du fragst mich, ivas Dir fehle, —
Ein Busen, und im Busen eine Sccle,"

Das technisch vollendete Spiel dieser Künstlerin hat in der That etwas unendlich Aeußerliches; es ist Alles gemacht, ganz vorzüglich gemacht, aber eben gemacht. Man bewundert die Leistung, aber man wird nicht warin

dabei, und viel Mittelmäßigere Schauspielerinnen haben mich durch einen herzlichen Ton schon mehr ergriffen als diese vollkommene Virtuusin.

Ihr Mitspieler, Herr Damala, der durch seine Verheirathnng mit Sarah Bernhardt auch in unseren Blättern oft genannt worden ist. hat mich stark enttäuscht. Er soll im „^laZtre <Zc? toi-Fo" außerordentlich gespielt haben. DaS mag sein. In,Sappho" ist er mir recht unbedeutend erschienen; es ist möglich, daß es an der Wenig dankbaren Rolle gelegen hat.

Im Gymnase habe ich wiederum Gelegenheit gehabt, mich über die Genügsamkeit des Pariser Thcaterpublikums zu verwundern. Diese Logen sind doch der reine Marterkasten. Sie sind nominell zu fünf Plätzen berechnet; wenn aber drei Personen darin sind, so sind die unglücklichen Insassen so eingepfercht, daß sie nicht wissen, wo sie ihre Beine lassen sollen. Und wenn eine Lvgcnthür geöffnet wird, geht ein Zug durch den betreffenden Rang, daß man davongeweht zu werden befürchten muß. Dabei verkehren die Lvgcnschlicßerinnen auch während der Aufführung mit der größten Ungcmrthcil im Zuschauerraum, stellen die kleinen Bänkchen hin, klappen mit den Thiiren und kümmern sich nicht im Mindesten darum, ob die Nachbarn gestört werden oder nicht. Und die Pariser sind daran gewöhnt und lassen sich Alles das gefallen. Sie lassen sich das laute Ausschreicn der Theaterzettel, des Stücks, der Biographie der Schauspieler u. s. w. gefallen; sie finden es ganz in der Ordnung, daß während des Zwischenaktes ein Theaterarbeiter in Hemdärmeln mit schmutzigen Stiefeln auf der einen Seite des Vorhangs hervorkriecht, dem Publikum seine Kehrseite zuwendet, den Teppich glatt zieht und auf der andern Seite der Bühne hinter dem Vorhang wieder verschwindet; das erregt nicht den geringsten Anstoß.

Von den Stücken, die ich sonst noch ans den kleineren Bühnen gesehen habe, ist nicht viel zu sagen. Am amüsantesten, aber auch am unanständigsten ist die Posse „Fiacre 117". die in den Varietes gegeben wird. Der Inhalt dieses übermüthigenSchwankcs kann nicht nacherzählt werden, er kann kaum angedeutet werden. Es handelt sich um die Verlegenheiten, in die ein Ehepaar durch eine neue Verordnung der moralischen Republik geräth. Die oberste Polizeibehörde hat nämlich den Kutschern der Miethswagen eine scharfe Weisung zugehen lassen, darauf zu achten, daß in den Fuhrwerken keine Ungehörigkeiten vorkommen. Und ein sittlicher ehrgeiziger Kutscher, der sich die Zufriedenheit der Behörden erwerben will, hat eine sinnreiche Erfindung gemacht. Er hat die Kiffen seines WagcnS mit dem Kutscherbock durch einen Alarmglockenzug verbunden. Sobald nun die Sturmglocke ertönt, fährt der Kutscher sofort beim Polizeiburcau vor und läßt die In fassen verhaften. Auf diese Weise bringt er denn in einer Stunde zwei verschiedene Pärchen an, darunter Mann und Frau, die aber natürlich nicht zusammen gefahren sind; und auf dieser Grundlage entwickelt sich nun eine der unsinnigsten, tollsten und anstößigsten Possen, die man sich nur vorstellen kann, eine jener Possen, wie sie eben nur in Paris gegeben und ge-

sehen werden können. Man würde sich gewiß sittlich entrüsten, wenn man
vor Lachen dazu käme. Die Darstellung ist eine ganz meisterliche. Die
Chaumont als verhaftete Ehefrau mit ihrem völlig gebrochenen heiseren
Organ und ihrem kecken Stumpfnaschen ist von haarsträubender Unge-
zwungenheit und überwältigender Komik. Und ebenso burlesk ist ihr Gatte,
der lange und schwere Schauspieler Herr Baron, dessen eigenthümliche Un-
deutlichkcit in der Aussprache das Entzücken der Pariser bildet. Die Zähne
dieses wirklich überaus belustigenden Schauspielers sind sehr mangelhaft,
und er hat so unglücklich gebaute Lippen, daß man die Zahnlücken be-
ständig sieht. Das ist kein angenehmer Anblick, und der Fremde wundert
sich darüber, daß sich dieser vortreffliche Schauspieler in unserer Zeit der
vorgeschrittenen zahnärztlichen Kunst nicht künstliche Zähne einsetzen läßt.
Aber die Pariser wollen gerade den zahnlosen Baron. Diese Unschönheit
erhöht seine komische Wirkung, ist seine Specialität. ,,O'sst son caoli^t/-
sagen die Pariser Theaterbesucher.

Sie lassen sich eben auch auf der Bühne Häßlichkeiten und Unförm-
lichkeiien gefallen, die von einem weniger rafsinirten Publikum schwerlich
ohne Protest hingenommen werden würden. Jahrzehnte lang waren die
Lieblingskomiker der Pariser von erstaunlicher Häßlichkeit: Hyacinthe mit
seiner ungeheuren Nase, und der geradezu entsetzliche Grassot mit seiner
ganz erloschenen krächzenden Stimme, dem schmalen langnasigen Azteken-
gesicht, der unförmigen Gestalt mit den schlotternden Armen, die wie bei
einem Affen bis zu den Kniecn reichten. Und gerade diese Mißgestaltungen
bildeten einen nicht unwesentlichen Theil des Erfolges dieser Komiker.

Eine echt nwltstädtische Neuschöpfung ist das Eden-Theater. Das sehr
große, in maurischem Stile gebaute, geschmackvoll ausgestattete Haus ist
ganz eigenthümlich angelegt. Hinter den Logen des ersten Ranges ist ein
breiter Raum freigelassen, der sich zu verschiedenen größeren Sälen erweitert.
Dieser Raum, der sogenannte „Promenoir", von dem aus die Bühne sehr
gut gesehen werden kann, bildet den Sammelpunkt aller möglichen Damen
und Herren, die unter Dach und Fach in angenehmer Temperatur und bei
guter Beleuchtung gegen Zahlung eines mäßigen Eintrittsgeldes ihre Abend-
spaziergänge fortsetzen, mit dem Hute auf dem Kopf, dem Stock in der Hand,
der Cigarre im Munde, während unten ein großartig ausgestattetes Ballet
zur Aufführung kommt. Davon mag man nun soviel oder so wenig sehen,
wie man gerade will.

Es versteht sich, daß ich auch die Große Oper einmal besucht habe,
und das prachtvolle, wenn auch nicht sehr behagliche Haus machte, da gerade
einer der sogenannten ,^mirs" war, einer der Tage, an denen sich die auser-
lesenste Pariser Gesellschaft Rendez-Vous in der Oper giebt, auf mich wie-
derum einen großen Eindruck. Das Publikum wirkt unvergleichlich eleganter
und vortheilhafter als bei uns. Die Damen in kostbaren Toiletten, in

ausgeschnittenen Ballkleidern, die Herren in Gesellschaftsanzug — es ficht
viel großstädtischer, schöner und vornehmer aus als bei uns.
Die neue Oper von Massenet: „Der Cid", zn der drei Textdichter
erforderlich gewesen sind, um die Corneille'sche Tragödie operngerecht zu
zerhacken, ist höchst bemerkenswerth, aber nicht gerade packend. Der sehr
talentvolle Componist bekundet überall ein anständiges Wollen und ein solides
Können, aber es fehlt ihm die rechte Eigenart; es ist Alles respectabel, aber
Alles auch anempfunvcn. Wenn man sich mit Recht darüber freuen darf,
wie der französische Tondichter sichtlich bestrebt ist, dem Trivialen überall
aus dem Wege zu gehen, so wird man doch eigentlich nie recht warm. Der
„Cid" ist durchaus in der geschlossenen Form der alten Oper geschrieben,
ober das Wesen der jnngdeutschen Musik hat die französischen Tonkünstler
doch vor ihrer Gvtterähnlichkeit bange gemacht, und sie allesammt haben,
insofern sie überhaupt von Bedeutung sind, des Wagner'schen Geistes einen
Hauch verspürt. Man wird, wie ich fürchte, dem Componisten keinen Ge-
fallen thun, wenn man die Ballctmusik in seiner Oper für die gelnngenste
hält; aber es ist nun einmal so, sie ist ganz reizend. Die spanischen
Rhythmen und Volksmelodien sind in überaus geschickter Weise darin ver-
werthet. Das Ballet selbst war auf der Bühne sehr geschmackvoll und
glänzend arrangirt und von bedeutender Wirkung. Man darf sich das
schöne Gesammtbild dadurch nicht zerstören, daß man die Einzelheiten zu
genau prüft, denn wenn man scharfer Hinsicht, erscheinen die Tänzerinnen
anch nicht hübscher und jünger als Ivo anders. Ganz wundervoll waren
die Decorationcn und Cvstüme.
Es ist kein Zufall, daß ich von den Sängern zuletzt spreche. An-
ständiges Mittelgut — nicht mehr und nicht minder. Der Tenorist Jean
de Reszk«, dessen Ahnen vielleicht auch den gut deutschen Namen Reschke
geführt haben, besitzt eine sympathische, aber nicht bedeutende Stimme.
Dagegen ist der Baß seines Bruders Eduard prachtvoll. Die Mittel der
Primadonna Caron sind ebenfalls keineswegs ungewöhnliche. Die Altistin
Frau Bvsman hat eine volle warme Stimme, die namentlich in der dank-
barsten Nummer der Partitur, dem Hallelujah, zu schöner Wirkung kam.
Die Hitze im Saale war so unerträglich, daß ich das Ende der Oper nicht
abwarten konnte; mir hämmerten die Schläfen.

5

Neber die Aufnahme, die ich bei den französischen Schriftstellern, mit
denen ich zusammentraf, gefunden habe, kann ich mich nur mit warmem
Tanke aussprechen. Was anderswo als selbstverständlich gelten würde, muß
bei den eigenthümlich gespannten Beziehungen zwischen den beiden Nachbar-
ländern doch erwähnt werden. Adolph Belot, ein kleiner, untersetzter, leb-

hafter Mann, dessen fast weiße Haare dem jugendlichen Ausdruck seines
freundlichen Gesichtes Hohn sprechen; Edouard Pailleron mit dem typisch
französischen Künstlerkopf, mit blondbraunen krausen Haaren und gekräuseltem
Vollbart, von eleganter zierlicher Figur, der die Liebenswürdigkeit hatte,
mich die herrlichen Knnstschätze, mit denen er seine fürstliche Wohnung am
Quai d'Orsay geschmückt hat, bewundern zu lassen, empfingen mich auf das
Allerliebenswürdigste und Zuvorkommendste.
Mit unverminderter wärmster Herzlichkeit kam mir mein alter Gönner
Emile Au gier entgegen, der mir dichterisch und individuell die sympathischste
Erscheinung unter den lebenden Schriftstellern Frankreichs ist. Wir sind denn
auch während der wenigen Tage so oft und soviel wie möglich zusammen-
gekommen. Augicr ist durch und durch Franzose, aber er ist frei von
allen kleinlichen Vorurtheilen und begreift vollkommen, daß man durch und
durch Deutscher sein kann.
Es ist selbstverständlich, daß ich in unseren vertraulichen Gesprächen
wiederholt die Frage berührte: weshalb er seine dichterische Thätigkeit so
früh eingestellt habe. Ein Mann von dieser strotzenden Gesundheit, der
sich vier Jahrzehnte lang die vollste Gunst seiner Zeitgenossen zu erhalten
gewußt hat, dessen letztes Stück: „Die Fourchambault" auch ein letzter
Triumph für ihn gewesen ist, der dürse doch nicht die Feder bei Seite
legen, meinte ich, der könne doch unmöglich sein letztes Wort ge°
sprochen haben.
„Mein lieber Freund," entgegnete mir Augier, „ich habe die Erfahrung
gemacht, daß man niemals im rechten Augenblick aufhört: man hört immer
entweder zu früh oder zu spät auf. Man hat da die Wahl. Ich habe
mich für das Zufrüh entschieden. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen,
die mich in meinem Entschluß noch bestärkt hat. Als ich noch jünger war
und meine ersten Erfolge gehabt hatte, befand ich mich eines Tages im
Bureau eines Theaterdirectors. Der Tirectvr war von unendlicher Liebens-
würdigkeit. Während unserer Unterredung brachte der Diener eine Karte.
Ter Tirectvr machte ein mürrisches Gesicht, nachdem er einen Blick auf die-
selbe geworfen hatte, und gab dem Tiener den ärgerlichen Bescheid: ‚Jch
bin nicht zu sprechen.' ‚Der alte Quälgeist!' setzte er hinzu, nachdem wir
wieder allein waren. ‚Er soll mich doch ungeschoren lassen.' Ich las die
Karte. Es war Eugen Scribe, der sich hatte anmelden lassen! So empfing
der Theaterdirector den Mann, der die größten Bühnenerfolge des Jahr-
hunderts gehabt hat, den Großmeister in allen Theaterdingen! Da leistete
ich mir selbst das stille Gelübde: das soll mir niemals widerfahren! Ich
will es in der That nicht darauf ankommen lassen, daß mir ein Diener
von dem Theaterdirector den Bescheid überbringt: man sei für mich nicht zu
sprechen. Da haben Sie die beste Erklärung für meinen unwiderruflichen
Entschluß. Mein Leben hat sich nun in den letzten Jahren so einfach wie

nur irgend miiglich gestaltet. Das Theater macht mir keine Freude mehr, ich habe es neulich gelegentlich der Proben der „Aventuriöre", die in neuer Besetzung am TlMtre Fram/ais zur Aufführung gekommen ist, wiederum festgestellt. Ich werde müde, nervös, und ich langweile mich dabei. Ich arbeite also nicht mehr. Ich habe keine Kinder, ich habe meine Frau noch immer herzlich lieb, wie es braven Sechszigcrn zukommt, und so sehen wir beide denn in den Dämmerstunden des Lebens mit Andacht und Sammlung dem Einbruch der Nacht ruhig entgegen."

In voller Innigkeit schieden wir von einander; und wenn ich an die in Paris verbrachten Tage zurückdenke, so sind es vor Allem die mit Augier gemeinsam verlebten Stunden, die mir die tiefste und ernsthafteste Freude bereitet haben und die Erinnerung an die wunderbare Stadt auch in der Ferne verschönen.

Die deutsche GeWerbeausstellung zu Berlin l888.')

von

A. woldt.

— Berlin. —

in herzerhebender frischer Zug geht jetzt durch den deutschen
Industriestaat, wo es sich darum handelt, für die geplante grvße
nationale GeWerbeausstellung 1888 Zustimmungserklärungen
abzugeben. Längst schon schuldet Deutschland der Welt das Arrangement
eines solchen Unternehmens, nachdem fast alle Hanptculturvölker uns wieder-
holt auf diesem Gebiete vorangegangen sind. Bescheiden sind wir bisher
überall zurückgetreten, wenn es galt, einem benachbarten oder befreundeten
Reiche die Vorhand zu lassen, wir sind mit unseren Waaren hin- und her-
gezogen, von Ausstellung zu Ausstellung in fremden Ländern, selbst bei
den Antipoden sind wir zn Gast gegangen und haben wie ein Reisender
unseren Musterkoffer ausgepackt.

So kann es nicht länger mehr gehen; Deutschland kann nach fast
zwanzigjährigem Bestehen seiner Einigkeit und inneren Stärke sich nicht
mehr mit der Rolle eines schüchternen Eingeladenen begnügen, es muß nun
auch einmal im eigenen Lande den Wirth machen.

Die deutsche Nation braucht sich nicht zu schämen und die Augen nieder-
zuschlagen wegen des Antheiles, den sie selber an der Lösung der großen
geistigen Fragen der Menschheit genommen hat; wir in Deutschland haben
der Welt mehr als eine wichtige neue Culturidec geschenkt. Von jenem
Zeitalter an, als sich der deutsche Geist und das Bewußtsein der Zusammen-

*) Unter demselben Titel erscheint demnächst eine größere Schrift A, Woldts im Ver-
lage von S. Schvttlciendcr in Breslau.

geHörigkeit des deutschen Volkes lierausbildeten, also seit der Zeit des Mittelalters, haben unsere geistigen Vertreter nicht aufgehört in der Denkarbeit und in dem Ringen nach allem Hohen und Erhabenen; sie haben ihr Leben dem Dienste der Wissenschaft geweiht. Von ahnlichem Streben sind auch fast alle anderen Schichten des Volkes mehr oder weniger ergriffen worden, was uns Deutschen bekanntlich die Bezeichnung eines Volkes von Denkern verschafft hat. In diesem Lobe liegt gleichzeitig ein leiser Vorwurf, indem damit bezeichnet werden soll, daß wir mehr der Theorie als der Praxis huldigen. ,

Auf keinem Gebiet zeigt sich der Unterschied zwischen dem Idealen und dem Realen prägnanter, als in Industrie und Gewerbe, welche Beide ein ruhiges, bestimmtes, geschäftsmäßiges Handeln und Vorgehen verlangen. Handel und Gewerbe beruhen auf dem Austausch realer Objecte und wurzeln deshalb vollständig im Concreten, im Praktischen. Diejenigen Nationen, welche dies zuerst erkannt haben, sind überwiegend handelstreibende Völker geworden und haben ihre ThUtigkeit weit über die Grenzen ihres eigenen Landes ausgedehnt. Hierdurch erlangte der auf Industrie und Gewerbe sich stützende Handel internationale Bedeutung, wie denn auch seine Hauptvertrctcr, die alten Phönizier, die römische» Mercawres. viele europäische Völker des Mittelalters, die heutigen Engländer und Nordamerikancr :c. ihre Handelsunternchmungen über die ganze bekannten Erdfläche ausgedehnt haben.

Diese kosmopolitische Tendenz des Handels ist neuerdings in auffälliger Weise in den internationalen Ausstellungen zu Tage getreten. Man ging damit in den Weltstädten London und Paris voran, da der Wunsch, vor den Augen der Welt die besten Erzeugnisse von Industrie und Gewerbe im friedlichen Wcttkampfe mit denen concurrirender Nationen zu messen und sich hierbei der eigenen Hauptstadt als Arena zu bedienen, ein viel zu natürlicher war, um ihn uicht zu erfüllen. So verschafften die internationalen Ausstellungen ihren Arrangeuren und Ausstellern ungeahnte Vvrtheile. Indessen das Bestreben, in jeder solgenden Ausstellung sämmtliche vorangegangenen Unternehmungen an Reichhaltigkeit und Umfang zu übertreffen und die durch die Vergrößerung des Eisenbahnnetzes wachsende Leichtigkeit, dies auszuführen, brachte allmählich eine Ueberfüllc an Schaumaterial für die große Menge, während sie gleichwohl dem Bedürfnis; der Hauptinteressenten, also der Aussteller, der Pruducenten und Cvnsumenten, nicht in hinreichendem Maße genügten. In ähnlicher Weise galt dies auch von vielen anderen der zahlreichen localcn, pruvinzialen und Special-Aus^ stellungen, so daß allmählich, und zwar in dem Maße, als die Zahl derselben wuchs, auch eine gewisse Ausstcllungsmüdigkcit sich einstellte. Unter den Reizmitteln, die in dieser Periode des Ausstellungswescns in Anwendung kamen, spielten die Medaillen und Prämiirungcn die erste Rolle. Aber auch die Mcdaillcnbedürfnifse wurden allmählich gedeckt und so begannen

viele Firmen sich nach und nach von den Ausstellungen überhaupt zurück-
zuziehen.
Schon zu einer Zeit, als an alle diese Schattenseiten des Ausstcllungs-
wesens noch nicht im Entferntesten zu denken war, hatte man bei uns in
Deutschland einen wohlgclungcnen Versuch gemacht, die Gesammtindustrie
des Landes auf einer großen Ausstellung zn vereinen. Es war dies die
vom Königreich Preußen in's Leben gerufene „Allgemeine deutsche Gewerbe-
Ausstellung zu Berlin 1844".
Ein Menschenalter verging nach dieser Ausstellung. Es entwickelte sich dic
innere politische Einheit Teutschlands und letzteres nahm im Areovag der Völker
eine der ersten Stellen ein. Der mächtige deutsche Aar breitete seine Schwingen
aus und überflog die Meere bis zn den fernsten Antipoden. Berlin, das noch
im Jahre 1844 nicht mehr als 3—400 000 Einwohner gehabt hatte, wurde
mit einem Schlage der politische Centralpunkt des Deutschen Reiches, die
Hauptstadt eines Kaiserreiches und eine Weltstadt. Mit diesem überaus
schnellen Wachsthum mußten Handel und Industrie, Technik und Gewerbe
gleichen Schritt halten. In mächtigem Ringen nnd Streben entwickelten sich
diese seitdem und bald konnte der kühne Gedanke entstehen, sich auch einmal
mit ihnen auf den Kampfplatz einer Ausstellung im eigenen Lande zu wagen.
Die Hauptstadt ging darin voran und eine Schaar tüchtiger und
entschlossener Männer arrangirte die Berliner Gewerbe-Ausstellung vom
Jahre 1879.
Es ist bekannt, von welchen günstigen Erfolgen diese erste große
öffentliche Kundgebung der jungfräulichsten aller Weltstädte begleitet war;
wie damals fast die ganze Welt den Leistungen derselben Beifall zollte.
Man wollte sich durchaus frei machen vom Ausländе, und — man machte
sich frei. Es war ein schönes nnvergeßliches Bild, damals den Aufschwung
der deutschen und der hauptstädtischen Industrie zu beobachten. Die großen
Arbeiten, die das Reich für seine neue Flotte, die Einzelstaaten für das
große Verkehrsnetz :c. ausführen lassen mußten, viele exacte Leistungen
feinerer Art für Staatsinstitute wurden nicht mehr dem Auslande übergeben,
sondern die ersten Autoritäten der Wissenschaft stiegen herab von ihren
akademischen Lehrsitzen und besuchten den Handwerker, den Techniker, den
Präcisionsmechaniker in seiner unscheinbaren Werkstatt, um in gemeinsamer
Besprechung dasjenige Vorzuberathen, dessen Ausführung im eigenen Lande
erfolgen sollte. So wurde durch Geist, Talent, Intelligenz, Fleiß und un-
ablässiges Ringen und Streben das neue deutsche Gewerbe, das 1879 einen
so glücklichen Probcschuß in's Centrum abgab, in's Leben gerufen.
Zu dem großen Erfolge, den die Berliner Gewerbeansstcllung in Bezug
auf ihre Leistungen hatte, kam noch das im Ausstellungsfache unerhörte
Ereigniß eines baarcn Ucberschusfes von einer halben Million Mark, der
im Wesentlichen wohl der streng nüchternen, ernst geschäftlichen Oberleitung
zuzuschreiben ist, die diese Ausstellung durch den genialen Fritz «ühnemann

und das damalige Ansstellungs-Comitö erfuhr. Auf dieses erste Debüt in
der Reichshauptstadt folgte Jahr für Jahr eine Anzahl anderer glänzender
Ausstellungen, sowohl in der Provinz, wie in Berlin selbst, deren jede auf
ihrem Gebiete reichlich Früchte trug. Alles dieses drängte darauf hin, daß
es ein der deutschen Nation würdiger Gedanke wäre, einmal einen großen
vollen Wurf zu thnn und eine umfangreiche Ausstellung zu arrangircn, zu
der wir die Völker des Erdballes zu Gaste laden konnten. Es war ein
kleines Häuflein von im Ausstellungsfach wohlerfahrenen Männern, die diesen
Gedanken fort und fort hegten und pflegten. Bereits im Jahre 1881
traten sie in einer Sitzung des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller
zu einer Behandlung dieser Frage zusammen, wobei Herr Kühncmann das
Referat übernommen hatte. Die Majorität entschied sich damals für Ab-
haltung einer „internationalen" Ausstellung in Berlin im Jahre 1885 oder
1886, während sich nahezu die Hälfte der Versammlung, in welcher sich
berufene Vertreter aller in Berlin domicilirten Vereine :c. befanden, für
eine große „nationale" deutsche Ausstellung aussprach.
Aber hier war es die Reichsregierung, welche dem Gedanken einer
internationalen Ausstellung entgegentrat, während sie sich gegenüber dem-
jenigen einer deutschen Ausstellung nicht ablehnend verhielt. Der Minister
Herr von Bötticher, der damals schon der genaueste Kenner der industriellen
Verhältnisse Deutschlands war, deren eingehendem Studium er sich voll und
ganz Hingegrben hat und noch heute hingiebt, war es insbesondere, der dem
Ausstellungsgedanken damals diese Direktive gab, die ja heute, wie wir
wissen, dem Plan der großen deutschen GeWerbeausstellung zu Berlin 1888
zu Grunde liegt. Im Frühjahr 1885 wurde die Agitation auf's Neue
begonnen und da die Reichsregierung nach wie vor denselben Standpunkt
festhielt, so trat unter dem Namen: „Freie Vereinigung für die Vorbereitung
einer im Jahre 1888 zu veranstaltenden allgemeinen deutschen GeWerbeaus-
stellung" eine Anzahl von Männern, bestehend aus vier Vorstandsmitgliedern
des „Vereins Berliner Kauflcute und Industrieller" und vier Vorstands-
mitgliedern des „Vereins von Ausstellern der Berliner Gewcrbeausstellung
1879" zusammen. Als Vorsitzende der „Freien Vereinigung" fungirten
die Herren Kühnemann und B. W. Vogts, als Secretür Herr Bürgermeister
a. D. Bobertag. Man erließ mehrere Rundschreiben nn die gewerblichen
nnd industriellen Kreise Deutschlands und halte die Gcnugthuung, daß sich
zahlreiche Zustimmungen für den Gedanken ergaben.
Indessen entstand eine Opposition von Seiten des „Centralverbandes
deutscher Industrieller", welcher dem Reichsamt des Inneren am 21. Mai
1885 einen Protest gegen den Ausstellungsplan überreichte. Es galt nun
zu entscheiden, ob dieser Protest der Meinungsausdruck der Mehrheil der
deutschen Gewerbtreibenden war oder nicht. Zu diesem Zwecke stellte sowohl
die „Freie Bereinigung" im Sommer 1885 Rundfragen an, als auch
beauftragte das Aelteslen-Collegium der Berliner Kaufmannschaft, das bereits

zu der deutschen Ausstellung 18.88 eine sehr freundliche Stellung eingenvmmen
und zu den Vorarbeiten 100 000 Mark bewilligt hatte, eine besondere aus
feinem Schooße ernannte Commissivn zu einer eingehenden Untersuchung der
Angelegenheit und befragte seinerseits die Handelskammern Deutschlands.
Durch den für den Ausstellungsplan außerordentlich günstigen Erfolg
der Umfragen wurde der Gedanke wachgerufen, nunmehr in einer persönlichen
Conferenz der zur activen Mitarbeit an der Verwirklichung des nationalen
Unternehmens bereiten Interessenten die Frage eingehend zu erörtern, ob die
Veranstaltung der deutsch-nationalen GeWerbeausstellung im Jahre 1888 den
Interessen der Gesammtheit des deutschen Gewerbfleißes entspreche und ob
dieselbe auf hinreichende Svmpathieen unter den Industriellen im Reiche
rechnen dürfe. Diese Conferenz fand am 9. November 1885 im Sitzungs-
saale des Aeltesten-Collegii der Berliner Kaufmannschaft statt und führte zu
folgendem einstimmigen Beschlüsse:
„Tie heute im Sitzungssaalc des Aeltesten-Collegii der Berliner
Kaufmannschaft zusammengetretene Conferenz deutscher Industrieller er-
klärt sich entschieden für die Veranstaltung der deutsch-nationalen Ge-
werbe-Ausstellung. Sie erwartet von einem glänzenden Gesammtbilde
der Leistungsfähigkeit unserer Industrie eine kräftige Förderung des
nationalen Gewerbefleißes im Allgemeinen wie auch in Rücksicht aus
den Export und sehr erwünschte Impulse für unser ganzes wirtschaft-
liches Leben. Als Jahr der Ausstellung ist, falls in Paris 1889 eine
internationale oder größere nationale Ausstellung stattfindet, das
Jahr 1888 entschieden in Aussicht zu nehmen. Wenn dagegen 1889
in Paris eine Ausstellung nicht stattfinden sollte, so ist ein kurzes Hin-
ausschieben des deutschen Unternehmens nicht ausgeschlossen, — Wenn
vielleicht ein Theil der deutschen Großindustriellen auf einen unmittel-
baren Gewinn von der Ausstellung tveniger rechnen kann, so darf man
doch von dem Patriotismus gerade dieser Gewerbetreibenden erwarten,
daß sie zum Besten der Gesammtheit und zur Ehre der nationalen
Arbeit dem Unternehmen nicht fern bleiben werden."
Tie in Berlin wohnhaften Confercnzmitglieder wurden mit der Weiter-
führung der Geschäfte beauftragt und es constituirte sich nunmehr die „Freie
Vereinigung zur Vorbereitung der deutsch-nationalen Gewerbe-Ausstellung"
definitiv als ein die oben angeführten Personen beziehungsweise Firmen
umfassender, über ganz Deutschland ausgedehnter Verband zum Zweck der
wirksamen Verfolgung des in der Resolution vom 9. November vorgesteckten
Zieles. Aus ihrer Zusammensetzung erhellt zur Genüge, daß sie das
Schwergewicht ihrer Thätigkeit und ihrer Bedeutung außerhalb Berlins
fand. Tie Vertretung der Berliner Industriellen lag anderen Factorcn ob.
Jedoch erschien es auch diesmal angemessen, die Resolution der Conferenz
vom 9. November den Berliner Industriellen vorzulegen und denselben über

A, woldt in Lcrli».
das bisher in der Ausstellungsfrage Geschehene Bericht zu erstatten. Es geschah dies unter Theilnahme eines Theils der auswärtigen Conferenz-mitglieder am Abend des gleichen Tages — 9. November — in einer von etwa 600 Personen besuchten Versammlung. Der zweite Vorsitzende der „Freien Vereinigung", Herr Bernhard Vogts, erstattete den Bericht und nach einer Befürwortung des Ausstcllungsplanes durch Professor Vogel und Andere trat die Versammlung einstimmig der Resolution der Conferenz bei.
Einen außerordentlich gelungenen Abschluß fand die Conferenz in der am Dienstag, den 10.November, unter Führung des CommcrzienrathR. ttühnemann vorgenommenen Besichtigung der städtischen Parkanlage in Treptow. Die Gäste, welche fast alle die großen internationalen Ausstellungen der letzten Jahrzehute besucht hatten, waren einstimmig in dem Urtheil, daß die Treptower Parkanlagen in jeder Beziehung den Anforderungen genügten, die man an einen Ausstellungsplatz stellen müsse. Die Verbindung mit der Stadt, die Lage am Wasser, die Ausdehnung und nicht am wenigsten die bereits vor-handenen, musterhaft angelegten und gepflegten gärtnerischen Anlagen machen den Park in der That zu einem vorzüglichen Ausstcllungstcrrain. und wenn auch die Platzfrage bisher aus guten Gründen nicht öffentlich discutirt worden ist, so war die Idee, deu Gästen vor ihrer Abreise diesen Platz zu zeigen, eine um so glücklichere, als im Reiche noch vielfach arg übertriebene Anschauungen über die Trostlosigkeit der Berliner Umgegend berrschcn.
Es galt nunmehr, einen Ueberblick zu gewinnen über das Gefammt-ergebuiß der Umfragen. Herr Fritz Kühnemann erstattete am 13. Dccember 1X85 an die Commission des Acltcsten-Collegiums der Berliner Kaufmann-schaft zur Vurberathung der in Berlin zu veranstaltenden deutsch nationalen Oiewerbe-Ausstellung einen Bericht, in welchem er auf Grund des bereits damals eingegangenen Matcriales zu folgendem Resultat gelaugte:
Der Protest des Central-Verbandes deutscher Industrieller vom 2 t. Mai cr. ist nach tatsächlichen Feststellungen als die Meinungsäußerung der Mehrheit der deutschen Industrie sicher nicht aufzufassen, vielmehr ver-tritt er lediglich die in dem genannten Verbände notorisch dominirenden Interessen der Großmvntan-Jndustrie und der Massenfabrikation in der Textilbranche.
Daß diese Theile der Großindustrie von einer deutsch - nationalen Gewerbc-Auöstellnng einen Gewinn nicht erwarten können, vielmehr neben dem Aufwand erheblicher persönlicher Kosten das Erstarken kleinerer Eon eurrenten befürchten müssen, ist unbestreitbar und wird das letztere Moment von den ehrlichen Gegnern des Ausstellungsplanes selbst offen als Grund ihrer ablehnenden Haltung zugestanden. Völlig ungerechtfertigt wäre es jedoch, diesen Theil der Großindustrie mit der deutschen Großindustrie in in ihrer Gesammtheit zu identifieiren oder ihn gar auch als berechtigten Vertreter der Mittel- und Kleinindustrie und deS Handwerkes anzusehen.

Entsprechend den Interessen dieser besonderen Gruppe von Großindustriellen, welche der Central-Verbcmd auch in seinein Protest vom 21, Mcii er. vertreten zu sollen glaubt, beurtheilt derselbe den Ausstellungsplan ausschließlich von dem Gesichtspunkt des für den einzelnen Aussteller unmittelbar aus der Ausstellung resultirenden Gewinnes. Die Einseitigkeit bezw. Unrichtigkeit dieses Standpunktes bedarf keines näheren Nachweises und ist erfreulicherweise anzunehmen, daß die Interessenten des Central-Verbandes in Rücksicht aus die Gcsammtheit des deutschen Gewcrbcflcißcs, in Rücksicht uanentlich auch auf die hohe patriotische nationale Bedeutung des geplanten Unternehmens jetzt von ihrer ablehnenden Haltung zurückkommen und sich bereit finden werden, wenn nöthig. selbst mit momentimen Opfern, zum glänzenden Verlauf der ersten deutsch-nationalen Gewerbe-Ausstellung das Ihrige beizutragen.

Das Gcsammtmntcrial, welches auf die Umfragen der „Freien Vereinigung" zusammenströmte, ergab bis zum Monat März 188«!^ während noch nachher fortwährend neue Zustimmungserklärungen im Bureau der „Freien Vereinigung" (Berlin (!, Brüderstraße 12) einliefen — folgendes Resultat

Es sprachen sich für die Ausstellung aus: circa 400 gewerbliche Vereine mit einer Gesammtmitglicderzahl von circa 60—70000. circa 12000 Einzelfirmen, von denen weit mehr als der dritte Theil auf solche Etablissements entfällt, die nach dem üblichen Sprachgebrauch unzweifelhaft zur Großindustrie gehören, während ein Drittel der Mittel- und Kleinindustrie entstammt und etwa der sechste Theil von Handwerkern herrührt.

Es ist wahrhaft herzerquickend, die zahlreichen Zuschriften, welche diese Zustimmungsschreiben begleiten, zu lesen, um so mehr, als sie der ungekünstelte Ausdruck der innersten lleberzcugung des deutschen Gewerbeslandes sind.

Inzwischen hatte das Aeltesten-Collegium der Berliner Kaufmannschaft beschlossen, seinem früheren Beschluß, betreffs Bewilligung von hunderttausend Mark zu den Vorbereitungskosten der Ausstellung treu zu bleiben, und beim Magistrat der Hauptstadt Berlin Schritte zur weiteren Förderung der Sache gethan. Diese Behörde hatte ihrerseits eine Cvmmission niedergesetzt, die in eingehende Bcrathung mit der Commission des Aeltesten-Collegiums getreten war. Es wurde unter Vorsitz des Oberbürgermeisters v. Forckenbeck einstimmig beschlossen, daß das bis jetzt eingegangene Material von Kundgebungen für die Ausstellung umfassend genug sei, um der Verwirklichung des Ausstellungsplancs näher zu treten. Es sollen demgemäß zur praktischen Vorbereitung der deutschen Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1888 die nöthigen Vorarbeiten sofort in die Hand genommen werden, und wurden zu diesem Zwecke von den Stadtverordneten 30 000 Mark verlangt.

Ucber die Stellung deS Fürsten Reichskanzlers zum Plane der Ausstellung giebt ein Antwortschreiben Auskunft, welches auf eine, von einer

A, Wsldt i» Berlin. —-
Anzahl Industrieller aus Nord- und Süddeutschland an ihn gesandte kurze Denkschrift und Eingabe erfolgt ist. Er ist im Allgemeinen dem Plane geneigt, glaubt aber erst dann in der Lage zu sein, „eine Entschließung über den Antrag zu fassen, wenn über die Ausdehnung des beabsichtigten Unternehmens und über seine finanziellen Grundlagen genauere Angaben vorlägen."

Inzwischen ist in einer im Bureau der „Freien Vereinigung" ausgearbeiteten Denkschrift der Finanzplan der Ausstellung veröffentlicht worden, welchen Herr Kühnemann ausgearbeitet hat.

Dieser Plan setzt eine peinliche Rücksicht auf das Endergebnis eine Durchführung des ganzen Unternehmens nach streng praktischen Grundsätzen voraus. Da die Bürgerschaft der Reichshauptstadt die meisten Vortheile von der Ausstellung zu erhoffen hat, so ist zu erwarten, daß die städtischen Behörden eine beträchtliche Subvenriou bewilligen werden. Als Ausstellungsplatz sind, wie schon angedeutet, die städtischen Parkanlagen bei Treptow gedacht, welche mit Wasserleitungsanlage» versehen und unentgeltlich herzugeben sein würden. Außerdem müßte der alte Köpenicker Landweg, soweit er das Terrain berührt, chaussirt werden. Ferner wird von der Gemeinde Berlin eine baare Subvention von 2 Millionen Mark verlangt. Dafür würde von vorn herein der Stadt einzuräumen sein das Eigenthumsrecht an eine Reihe von Baulichkeiten, die auf dem Ausstellungsplatzc errichtet werden müßten; etwa dem Hauptgebäude, welches späterhin in ein für das Volkswohl dienendes Etablissement umgewandelt werden könnte ?c. Ter Rest der Summe würde erst nach Erzielung vou Neberschüssen durch die Ausstellung unter zu vereinbarenden Modalitäten an die, Gemeinde zurückzuzahlen sein.

Wen» die Gemeinde sich zu einer derartige» Subvention entschließt, so dürfte, wie der Finanzplan annimmt, das Reich keinen Anstand nehmen, auch seinerseits mindestens eine Million Mark zu bewilligen. Der Kühnemann'schc Etatscntwnrf setzt die vier Hauptpvsten für die Einnahmen der Ausstellung absichtlich so gering wie möglich an. So berechnet er die Zahl der Aussteller nur zu 15 000, deren jeder durchschnittlich 10V Mark Platzmiethe geben würde, was einem Einnahmeposten von anderthalb Millionen Mark entspricht. Desgleichen nimmt er die tägliche Besucherzahl auf 15 000 an. was gleichfalls einer Einnahme von anderthalb Millionen Mark entspricht. Drittens berechnet er für Verpachtungen mir eine Vicrtelmillion und für andere Erträge einschließlich Lotterie drei Viertel Millionen Mark.

Die Ausgaben sind dagegen ebenso absichtlich sehr hoch angesetzte für Personal eine halbe Million, für Planirung :c., für Wasseranlagen. Versicherung :c. und für Drucksachen ?e, je eine Viertclmillivn; für 90 000 >M Gebäude aus Eisen und Glas a <M 45 Mark kommt die Summe von 4 Millionen Mark heraus, für Gartenanlagen 10 000 Mark, für Mobilien. Uniformen 200 000 Mark, für Feuerwehr, Musik, Porti 250 000 Mark.

für Unvorhergesehenes 200 000 Mark. Das macht in Summa 6 Millionen
Mark Ausgaben gegenüber 4 Millionen Mark Einnahmen.
Mit der Wahl des großen städtischen Parks in Treptow bei Berlin
als Ausstellungsplatz hat man mit dem bisherigen Usus, nach welchem
Ausstellungen fast ausschließlich im westlichen Theil der Hauptstadt statt-
gefunden haben, gebrochen, da dieser Platz im Osten resp. Südosten von
Berlin liegt.
Es ist wahr, daß sich im Westen eine Reihe hervorragender Etablisse-
ments, die zur Erholung und zum Vergnügen dienen, befinden, und daß das
Publikum dieselben zahlreich besucht. Aber ebenso wahr ist es auch, daß in
jedem Sommer nach der Oberspree und den reizenden landschaftlichen Punkten
derselben eine wahre Völkerwanderung stattfindet, obgleich dort bis jetzt noch
gar keine hervorragenden Etablissements in dem Sinne, wie die oben be-
zeichneten, vorhanden sind, daß die Menge der Besucher eine so große ist,
daß sämmtliche Dampfschiffe, die Pferdebahn und die Eisenbahnverbindungen
bei der jetzigen Einrichtung zu Zeiten kaum im Stande sind, den Verkehr
zu bewältigen, obgleich es rein und ausschließlich Vcrgnügungsverkehr ist.
Solche Verkehrszahlcn, wie sie der Kühncmann'sche Etatsentwurf voraus-
setzt, also 15 000 tägliche Besucher, sind für die Obersprec, speciell für
Treptow, wohin ja die Ausstellung kommen soll, schon längst nichts Unbe
kannte« mehr, so viele Personen vermögen allein schon die Schiffe der Berliner
Dampfschifffahrts - Gesellschaft, selbst nnter den heutigen polizeilichen Be-
schränkungen, daß z. B. höchstens alle 10 Minuten ein Schiff abgelassen
werden darf ?c., zu befördern. Auch die Pferdebahn befördert heute schon
im Sommer an Tagen starker Frequenz mindestens so viel Personen, als
auf sie neben Eisenbahn und Dampfschiffe» kommen würden bei Annahme
eines täglichen Besuches von 1', 000 Personen.
Als wichtigstes Beförderungsmittel für die Besucher der Ausstellung
wird die Eisenbahnverbindung dienen, welche Treptow mit allen Stationen
der Stadt- und Ringbahn, mit allen Bahnhöfen und dadurch mit dem euro-
päischen Eisenbahnnetz überhaupt besitzt. Vom Anfangs- resp. Endigungs-
vunkte aller Eisenbahnfahrten von und nach Berlin, vom Schlesischen Bahn-
hof resp. vom Central-Bahnhof „Friedrichstraße" ist das Ausstellungsterrain
in wenigen Minuten zu erreichen. Diese Verbindung könnte zur Zeit der
Ausstellung so erheblich in Anspruch genommen werden, daß sie mit Ein-
schluß der dann an Zahl sicherlich stark vermehrten Dampfschiffe nnd der
Pferdebahn, resp. der anderen Vehikel an Tagen starken Besuches gegen
hunderttausend Menschen würde befördern können. Für die Günstigkeit der
Communicativnsverhältnisse des Treptower Parkes spricht noch ein anderer
Umstand, daß nämlich, wenn wirklich einmal alle Verkehrsmittel nicht aus-
reichen, der Weg zu Fuß nach der Stadt durch die schönsten Anlagen führt,
und vom Ausgange des Ausstellungsparkcs am Damm der Verbingungs
bahn mir etwa 20 bis 30 Minuten in Anspruch nimmt. In der That

— A. woldt in Berlin.
wird dieser Weg schon heute und seit Jahren als äußerst beliebte Promenade
von vielen Tausenden besucht.
Es ließe sich noch Vieles zu Gunsten Treptows sagen. Die bequeme
dreifache Verbindung von Wasserweg, Eisenbahn und Straße, die hohen
landschaftlichen Vorzüge, die Reize des Wassers, das den ganzen Park
begrenzt, die leichte Möglichkeit der Anlegung eines dritten Eingangs für
das Ausstellungsterrain an der Südfront des Parkes u. s. w, — alle diese
Dinge sollen an anderem Orte ausführlich behandelt werden.
Es dürfte nunmehr Gegenstand der officiellen Vorarbeiten sein, zu unter-
suchen ob dieses große Parkterrain in der That geeignet ist, den betreffenden An-
forderungen zu entsprechen. Seine Größe und Ausdehnung qualificiren es
unter allen Umständen dazu. Es dürfte nöthig sein, die für die Ausstellung
veranschlagten 90000 cM. oder mehr Gebändcgrundfläche nicht auf ein
Gebäude zu beschränken, sondern eine Anzahl von Baulichkeiten über das
ganze Terrain zu Vertheilen. Wenn dann das Ganze vollendet sein wird,
so wird es trotz der bescheidenen Mittel, die dafür in Anspruch genommen
worden sind, dennoch einen würdigen und großartigen, dem Ansehen der
Ausstellung, der Bedeutung der Reichshauptstadt und der Machtstellung des
Deutschen Reiches entsprechenden Anblick gewähren, dann wird es, so dürfen
wir alle hosten, wenn jeder ein Steinchen zu diesem Bau zusammen
trägt, ein Gesammtbild unserer industriellen EntWickelung im besten Sinne
darstellen, dann wird es sein — eine goldene Frucht in goldener Schale!

n n d i n e.

Aus de» ZNenioiren eines Lieutenants.

von

Larl Deck er.

— kudwigsburg, —

as Freifräulein Sidvnie von Löwrnhorst war sehr schön; ja
Madame, wirklich sehr schön. Ich habe augenblicklich zehn
Portraits von Damen um mich gruppirt, die ich alle einst auch
für sehr schön, sogar für die Schönsten ihres Geschlechts hielt, aber ich ver
sichere Sie, keine von ihnen kann sich nur entfernt mit Sidonien messen,
und wenn ich auch von Jeder das Beste wegnehme, sv erhalte ich noch
immer kein Gesammtbild. das demjenigen entspricht, das ich von meiner
Heldin im Kopfe — nicht etwa im Herzen — Madame, herumtrage. Ich
habe das Hohelied Salomonis wieder durchgelesen und das hat mich, da
ich mir das Buch über die Straße leihen mußte, bei meiner Nachbarschaft
vorübergehend in den Geruch der Frömmigkeit gebracht, weiter hat es mir
aber auch nicht genützt. So bleibt mir nur übrig, nach der Kopfvorlage,
die sich wohl schon ein bischen verwischt hat, zu zeichnen, denn daß Sie
mir das Epitheton auf's Wort glauben werden, das anzunehmen verbietet
mir die Bescheidenheit.

Die Gestalt — ach, da stock' ich schon — die Junos sind abgenützt
und die übrigen Olympierinnen sind mir zu schmächtig. Sidonie war groß
und stark, ober zwischen den beiden Dimensionen herrschte ein so voll-
kommenes Ebenmaß, daß keine sich zu überwältigend vordrängte und man
bei ihrer Beurtheilung nie den realen Boden unter den Füßen verlor.
Aehnliches habe ich mir von St, Peter in Rom erzählen lassen. Das
überreiche Haar war je nach der Beleuchtnng braun, blond oder roth.
Weder Luft noch Meer, noch die Teiche von Hesbon am Thor Bathrabbim

^3 — Larl Wecker in Ludwig sburg,
(letztere Hab' ich nie besucht) liefern mir ein Gleichniß für die Farbe der Augen, am nächsten kommt ihr die des Amethyst oder jenes tiefe, Sehnsucht weckende Blau ferner Gebirgszüge. Stolzer geschwungene Brauen Hab' ich nie gesehen, sie waren etwas dunkler als die Kopfhaare, ein Naturspiel, das weder mit dem Pinsel, noch mit angebrannten Zündhölzern etwas gemein hatte. Die Züge des Gesichts waren nach klassischem Muster gemeißelt, eine Ausnahme machte nur der Mund zu Gunsten zweier blendender Zahnreihen. Die schwellenden Lippen hoben sich von der zart geäderten Gesichtshaut ab, wie dunkle Rosen von weißem Atlas: ich hätte den Hals elfenbeinern genannt, aber wie ließe sich ein Hals mit einem Bein, und wär' es selbst das einer Elfe, vergleichen! Nur ganz seltene tropische Blumen wiegen ihr Haupt auf so anmuthigcm Stengel. Etwa einen Zoll über dem linken Mundwinkel saß ein kleiner tiefschwarzer Punkt, kein Schönheitspflästerchen, sondern ein natürliches Muttermal, das die Grazien dort angeheftet hatten. Das verlieh namentlich ihrem Lächeln einen sehr pikanten Ausdruck,

War sich Sidonic dessen bewußt — und man muß es fast annehmen, denn sie zählte damals 24 eingestandene Jahre — oder war sie, wie Kundrv im Parsifal in Folge einer Todsünde zu ewigem Lachen verdammt, genug, sie lächelte immer. Meist nur stumm, ward aber je einmal ein Kichern daraus, so klang es schrill, nnd hatte man vorher an die Löwin gedacht, so wurde man jetzt an den Horst erinnert, darin eine Brut jugendlicher Krähen nach Atzung schrie. Ja seltsam, aus diesem Tempel der Grazien redete die Stimme eines unmündigen Kindes, und dessen war sich Fräulein Sidvnie sicherlich bewußt, denn sie sprach fast^nie. Sie sagte wohl Ja und Nein, aber was sie darüber sagte, war vom Uebel, denn es schnitt wie eine gellende Dissonanz in die erhabene Melodie ihrer Formen und trübte deren reinen Genuß. Im Gegensatz zu Sokrates daher, der zu einem Jüngling gesagt haben soll: „Sprich, damit ich Dich sehe!" fühlte man sich versucht, zu dieser Jungfrau zu sagen: „Sprich nicht, damit ich Dich sehe!"

Ich bin erschöpft, gnädige Frau; so viel Schönheit hat mir die Nerven angegriffen, und die Ihrigen vielleicht auch, und es dient zu unserer beiderseitigen Beruhigung, wenn ich von Sidonic auf ihre jüngere Schwester Cölcstine übergehe.

Das Freifräulcin Cölcstine von Lvwcnhorst nämlich war sehr häßlich.

Ich habe an alleS Häßliche gedacht, was mir im Leben je vorgekommen; vergebens! Ich habe mir die Gesammtbilder aller Hagenbeck'schen Karawanen verschafft, die in letzter Zeit bei uns gezeigt wurden; es war pure Geldverschwendung, Und da sich auch das Häßliche in meinem Kopf glücklicherweise noch rascher verwischt, als das Schöne, so werden Sie mir erlauben daß ich mich hier etwas kürzer fasse.

Im Gegensatz zu ihrer Schwester war Cölcstine klein, weit unter dem als zierlich und mager, weit unter dem als schlank gepriesenen Maß.

Kurzgeschnittenes strohgelbes Haar — hier allerdings kämen mir die
geschorenen Ziegenheerden auf dem Berg Gilead trefflich zu Statten —
platte Stirn, farblose Augen, hervorstehende Backenknochen, Zukunftsohren,
ein Mund, den sein eigenes Kinn floh, ein dürrer krenclirter Hals — Sie
erlassen mir das Weitere. Madame. Das ganze glich weniger einer unmittel-
baren, als einer durch verschiedene vulcanische Umwälzungen modificirten
Naturschöpfung; .Höhen und Krater wechselten ohne alles künstlerische
System.
Cvlestine zählte erst Jahre, aber auch jener Schmelz, den die Natur
in solcher Jugend über ihre mißlungensten Geschöpfe auszugießen pflegt,
wie den Mvrgcnthau über die Pflanzen, war ihr versagt. Dennoch hatte
sie einen Vorzug vor ihrer Schwester. In diesem dürftigen Körper wohnte
wunderbarer Weise ein starkes vollklingendcs Organ und Cvlestine machte
davon nicht nur im Gespräch umfassenden Gebrauch, sondern sie sang auch
im Kirchcnchor und zum Clavier.
Even diesem Contrast zwischen Erscheinung und Stimme verdankte sie
in der Gesellschaft den schmeichelhaften Beinamen „die Nachtigall". Im
Bestreben, diesem Namen Ehre zu machen, ging sie freilich auch manchmal
zu weit, so das; man sich versucht fühlte, das Gleichniß nicht auf die befiederte
Sängerin des Frühlings, sondern auf ein mittelalterliches Geschützrohr zurück-
zuführen, das bekanntlich denselben Namen trug. Indessen muß zugestanden
werden, daß die mit einem unverwüstlichen Humor begabte Cölestine in der
Unterhaltung eben so viel gewann, als ihre Schwester verlor; sie verhielt
sich zu dieser wie ein wurmstichiges, übrigens wohlbesaitetes Tafelclavier zu
einem verstimmten Salvnflügel von elegantester Arbeit mit Genien und
Liebesgöttern. Leider nur waren unsere Lieutenants von damals (IcmF,
Icmz; ags>) sehr schlechte Musikanten, sie gaben dem Flügel den Vorzug und
schwärmten mit wenigen Ausnahmen, zu welchen ich selbst mich zu rechnen
die Ehre habe, für die schöne Sidonie,
Beide ungleiche Schwestern waren der zweiten Ehe des Freihcrrn
von Löwenhorst entsprossen, eines Offiziers der alten Schule, welcher, nach-
dem er längere Zeit eine Cvmpagnie befehligt hatte, in richtiger Würdigung
seiner Verdienste auf den Ruheposten eines sogenannten Platzmajvrs versetzt
worden war: eine Art Küsterstellung, in welcher er wöchentlich einmal beim
Garnisonsältesten zum Vortrag zu erscheine», täglich Parole und Feldgeschrei
auszugeben und gelegentlich die Wachtparade zu visitire» hatte. Anfangs gekränkt
durch die Jnvalidirung. wie er's nannte, fand er sich doch bald in die Rolle,
welche ihm den Portheil gewährte, unbehelligt von den wechselnden Strömungen
des Tags, die diesen hoben, jenen verschlangen, ein Fels im Meer ruhig
auszuharren bis in sein hohes Alter mit einer zwar bescheidenen, aber
immerhin auskömmlichen Gehaltszulage. Als ein Temperamentsphilosoph,
der er war. hatte er's überdies längst herausgebracht, daß sich die Wichtig-
keit einer Stellung vor Allem in dem Mienenspiel ihres Inhabers dvcn

mentirt und daß auch das Unbedeutendste, mit dem richtigen Pathos vorgetragen, mit der richtigen Geste inscenirt, selten seine Wirkung verfehlt. Bei wie vielen Fest- und Liebesmahlen hatte ihn nicht selbst dieser Kunstgriff mit hingerissen!

Daher versah er auch seinen kleinen Dienst mit dem Ernst eines Feld-Herrn, von dessen Anordnungen das Heil des Vaterlands abhängt, ließ er die beim Militair so hochgeschätzte Energie gelegentlich in einem Fluch alten Stils durchbrechen, wenn der Anzug der Wachtparade seinen Intentionen nicht entsprach, und hielt streng darauf, daß dies wöchentlich drei- bis viermal der Fall sei. Symptome des Alters, wie Podagra und Athemnoth, gab er für die Folgen andauernder Geschäftsüberbürdung aus und wenn er von seinem Bureau kommend über die Straße schritt, so geschah es mit einer Würde, die ahnen ließ, daß er in den Falten seiner altmodischen schlotterigen Uniform, wie der Römer in denen seiner Toga, Krieg und Frieden mit sich herumtrage.

Im Uebrigen genügte er den Anforderungen seines Dienstes, eine Neuerung in den Cvmmandvs hatte ihn zwar vorübergehend in Verlegenheit gebracht, er verfiel zeitweise wieder in die Laute seiner Jugend, allein die wenigen Griffe, die er gelegentlich zu commcmdiren hatte, vollzogen sich auch so stets ohne Tadel. Schwerer traf ihn eine Verfügung des Garnisonsältesten, welche dem täglich auszugebenden Feldgeschrci eine historische Bedeutung beizulegen gebot. Dazu reichte des Majors Gedächtniß nicht mehr aus. er wandte sich an jüngere Kräfte, welche ihm ein chronologisch geordnetes Verzeichnis; berühmter Schlachtfelder für jeden Monat voraus lieferten. Als diese jedoch seine Schwäche mißbrauchten, was zuweilen zu den spaßhaftesten Verwechselungen führte, übergab er das Amt vertrauensvoll seiner Tochter Eölestine.

Ganze Generationen hatte der Major so schon überdauert, sie nannten ihn den Meergreis und seine Tochter Sidonie folgerichtig die Undine, hinter welcher Benennung sich eben so wohl ein Cvmvlimcnt für ihre Schönheit, als eine Anspielung auf ihre scheinbare Seelenlosigkeit verbarg.

Herr von Löwcnhorst, der die Sechzig schon überschritten hatte, war ein langer hagerer Mann mit spärlichem Haarflaum auf dem gurkenförmigen Kopf, den die Enden eines gewaltigen Schnurrbarts um ein Bedeutendes überragten. Dieser Schnurrbart befand sich, wie der dazu gehörige, vvn den Schläfen bis zu den Mundwinkeln reichende Backenbart stets in gesträubter Bewegung; es war, als ob ein Sturmwind ununterbrochen aus Mund und Nase bliese, ihn darin zu erhalten.

Dadurch erhielt das Gesicht einen martialischen Ausdruck, welcher indeß durch die unter buschigen Brauen wchmüthig schüchtern hervorblickenden wasferblauen Augen bedeutend gemildert wurde, so daß der Major eigentlich nur auf die Ferne imvonirte, im näheren Berkehr dagegen ein Gefühl mitleidigen Bedauerns erregte. Verstärkt wurde dieses Gefühl, wenn man die Bekannt-

Und ine.
schaft seiner Gemahlin, der Freifrau von Löwenhorst, einer geborenen
von Goldenstern, machte.
Die zweite Ehe des Freiherrn — die erste standcsmäßige war kinderlos
geblieben — hatte seiner Zeit viel Staub aufgewirbelt. Fräulein von Golden-
stem war die Tochter eines reichen Bankiers, der seinen Verdiensten um
die Privatschatulle 'eines kleinen Duodezvrinzen die Erhebung in den Adel-
stand verdankte. Obwohl sich nun besagte Standcserhöhung von einer Zeit
hcrschrieb, da ihm die Tochter noch gar nicht geboren, die letztere demnach
bei ihrer Vermählung immerhin von ziemlich altem Adel war, so erklärte
doch die stolze weitverzweigte Familie Derer von Lvwcnhorst diese Verbindung
für eine Mesalliance und ihr Wappen, zwei auswartende Löwen und einen
struppigen Horst, für befleckt. Da jedoch unser Freiherr einem jener dürren
Zweige angehörte, die nur sehr spärlich mit goldenen Früchten gesegnet
waren, kümmerte er sich um die Flecken eben so wenig, wie um den Zorn
seiner wappenstolzen Sippe. Dieser besänftigte sich, als er bald nach
geschlossener Ehe jenem Ritterorden beitrat, dessen Tapferkeit einst Rhodns
hielt, dessen Jnsignien aber «uerdings, nach Wegräumung einiger unzeit-
gemäßer Gelübde, gefahrlos von jedem getragen werden können, der über
die nöthigen Mittel an Ahnen und Baargeld verfügt. Mit dem achtspitzigen
Kreuz am schwarzen Band um den Hals träumte sich der junge Haupt-
mann freilich eine andere Zukunft, als die eines Platzmajors, Der ganze
Eroberungsdrang seiner verflossenen College» flammte in seiner Brust noch
einmal auf, und er nahm sich bestimmt vor, einige feste Burgen den Händen
der Ungläubigen zu entreißen, in die sie mit der Zeit aus dein Besitz seiner
Vorfahren übergegangen waren. Schon bauten sich die verwitterten vor
seinem trunkenen Auge wieder auf mit Zinnen und Erkern, über dem Thor
prangte das Wappen der Löwenhorste und vom Thurm wehte ihr blaugelbes
Banner, als plötzlich über Nacht, zugleich niit dem schwiegerväterlichen Ver-
nuigen, der stolze Prachtbau krachend in Trümmer fiel. Daher blieb ihm
der wehmüthige Blick und das Kreuz, das er nur noch bei festlichen
Gelegenheiten trug, war ihm nicht mehr das Zeichen, in dem er
siegen sollte, sondern das Symbol der Entsagung, ein Denkmal be-
grabener Hoffnungen. Die Macht aber, welche die Gattin in diesen ersten
hofsnungsfrohen Jahren der Ehe über ihren Gemahl gewann, trat sie später
nicht wieder ab.
Sie war eine energische Frau. Klein und rundlich gebaut, mit scharf
geschnittenen Gesichtszügen, biblischen Augen, schneeweißen Zähnen und pech-
schwarzem Haar — für die Echtheit der beiden letztgenannten Eigenschaften
kann ich nicht stehen — war sie von einer geradezu verblüffenden Lebhaf-
tigkeit. Nach den heiligen Lehre» der Veda's mußte die Seele dieser Frau
auf ihrer letzten Wanderstufe den Körper eines Känguruh bewohnt haben
und von diesem war ihr die physische Eigentümlichkeit der stets hüpfenden
Bewegung geblieben. Man sah sie den ganzen Tag über die Straße von

einer Kaffeegesellschaft in die andere hüpfen, unermüdlich im Plaudern, un-
erschöpflich in Neuigkeiten, in ihren Scherzen nicht immer fein, mit den
Mannen? über die Maßen vertraulich, ein bischen burschikos und frivol
sogar. Aber bei alledem sine ebenso eifrige Kirchgängerin, die sich nie
dort niederließ, ohne zuvor die Augen geschlossen und eine längere stumme
Unterhaltung mit ihren Handflächen gepflogen zu haben, und den Geist»
lichen von Zeit zu Zeit bei sich zum Thee sah.
Leider habe ich Frau von Löwenhorst nicht mehr in ihrer Jugend
gekannt, sie soll da eine sehr pikante und nicht allzu grausame Schönheit
gewesen fein. Auch mich zwar zieht das „Ewig Weibliche" hinan, allein
als ich die Ehre hatte, der Freifrau vorgestellt zu werden, war das Ewige
an ihr schon so stark im Vorsprung, daß es mich nicht gelüstete, den ver-
wischten Spuren des Weiblichen nachzuforschen.
Die andern dachten, wie ich. Frau von Löwenhorst, wie sie nun
einmal war, hatte den unbestreitbaren Vorzug des Belebenden, Erheiternden.
Aufrüttelnden und das war bei den geselligen Zuständen in meiner Garn isons-
stadt kein kleiner Vorzug. Sie war gutmüthig und die wenigen Ehen,
welche im Lauf von Jahren dort geschlossen wurden, verdankte man ihr.
in ihrem Hans waren die ersten Bande geknüpft worden, ein Verdienst,
das in Berücksichtigung ihres eigenen Töchterbesitzes nicht zu unterschätzen
war. Ihre Zungenfertigkeit, ihr Muth, die Sachen beim rechten Namen
zu nennen, imponirte trotz allen Nasenrümpfcns den strengen Priesterinnen
des Scheins, unterhielt die Männer und ließ es" nicht räthlich erscheinen,
sich mit ihr auf schlechten Fuß zu stellen. So verschafften ihr diese ver-
schiedenen Eigenschaften eine Position in der Gesellschaft, die sich ihr
Gatte mit all seiner feierlichen Würde nicht zu erringen vermocht hatte.
Nun aber höre ich Sie rufen: „Handlung, mein Herr, Handlung!
Wir haben genug von Ihren malitiösen Personalschilderungen."
Ganz, wie Sie befehlen, Madame: In unserer kleinen Garnisonsstadt
gab es drei Handlungen. In der einen konnte man Glas und Porzellan,
in der zweiten Ellwaaren, in der dritten Specercien, Gewürze. Cigarren.
namentlich aber beliebte Käsesorten, alles in Prima-Qualität und zu festen
Preisen erwerben. Die letztere, auf dem Marktplatz gelegene war zwar
stets von einer Atmosphäre der verschiedensten, nicht eben angenehmsten Ge-
rüche nmgeben, aber just die muß ich wählen, denn dort im ersten Stock-
werk, gerade über dem schwarzen, mit riesigen Goldlettern geschmückten
Gcschäftsschild wohnte der Lieutenant von Raveneck.
Es war die schönste Wohnung der ganzen Stadt, denn von dort aus
sah man mit bloßem und besser noch mit bewaffnetem Auge schräg über
den Platz nach dem Schlafzimmer der schönen Sidonie. Ueberdics zog
an Sonn- und Feiertagen die Proccssion der Gläubigen dort vorbei nach
den beiden andern Tempeln, die sich ans dein Platz gegenüberstanden.

llndinc,
Stundenlang bin ich dort mit meinem Freund am Fenster gelegen,
seine Geruchsnerven waren durch die Gewohnheit längst abgestumpft, aber
es gab Augenblicke — Sie werden es kaum glauben, Madame — wo
auch ich, der ich in diesem Punkt ziemlich empfindlich bin, das Widerliche
der von unten aufsteigenden Miasmen nicht empfand und mich von Rosen
und Veilchen umduftet glaubte.
Der Lieutenant von Raveneck aber liebte die schöne Sidonie. Es war
eine unglückliche Liebe und das kleine schlecht gepflasterte Stückchen Markt-
platz schlimmer, als der grollende Hellespont, den man doch gelegentlich
durchschwimmen konnte.
Unglücklich nenne ich diese Liebe nicht etwa, weil die Dame den
Huldigungen ihres Ritters mit eisiger Kälte begegnet wäre; o nein, sie
begegnete denselben im Gegentheil mit ihrem Westen Lächeln und seit
Jahren gab es auf den Casinobällen keine Souper- und Cotillvntour, die
sie nicht an seiner Seite getanzt hätte.
Unglücklich nenne ich diese Liebe nicht etwa, weil die Spröde sich durch
Läden und Gardinen vor den Blicken ihres Bewunderers geschützt hätte;
o nein, sie saß vielmehr den ganzen Tag mit einem Buch oder einer
Arbeit am Fenster und auch ihre Blicke schweiften zuweilen schräg hinüber.
Unglücklich nenne ich diese Liebe nicht etwa, weil „der Väter feindlich
Zürnen" das Paar trennte oder gar die Mütter scheel dazu sahen; o nein,
denn mein Freund Raveneck war ein Waisenknabe und von Sidoniens
Eltern war ein ernster Widerspruch kaum zu befürchten.
Unglücklich nenne ich diese Liebe — und das, werden Sie zugeben,
ist schön von mir — weil sie trotz alledem in vorherzusehender Zeit nicht
zu jenem Ziel führen konnte, das jeder wahren Liebe gesteckt ist, nämlich
zum Segen durch Priestershand. Und daran, Madame, war, wie an so
vielem Elend, jener unselige Krieg schuldig, der, wie Sie sich vielleicht aus
der Geschichte entsinnen, in den Jahren von 1618 bis 1648 unser schönes
Vaterland zerfleischte.
Wahrend die Löwenhorste nämlich damals der Partei des Schweden-
köuigs beitraten, blieben die Raveneck dem alten Glauben treu.
Nun wäre zwar der Lieutenant in Anbetracht der langen, inzwischen
verflossenen Zeit wohl zu einem Zugeständnis; bereit gewesen und auch auf
Sidoniens confessionelle Bedenken hatten die Jahre mildernd gewirkt, allein
ein Oheim Ravenecks und zwar gerade derjenige, von dem seine ganze
Zukunft abhing, indem er mit Sicherheit von ihm zum Universalerben feines
unermeßlichen Vermögens eingesetzt zu werden hoffte, gerade dieser Oheim
war ein so fanatischer Anhänger der alten Lehre, daß er. dessen Leben auf
einem einsamen Schloß in freiwilligem Cölibat nur in Gesellschaft frommer
Brüder dahinschwand, rundweg erklärte, er werde im Fall einer derartigen
Mischehe seinen Neffen enterben und die diesem zugedachten Besitztümer
dem stets empfänglichen Schoß der alleinseligmachenden Kirche einverleiben.

Davon war der hartköpfige Mann nicht abzubringen, auf die Erspar
nisse einer Platzmajorsgage aber, und eines Lieutenantsgehalts ließ sich
ein dauerndes Glück nicht gründen; das steht wohl außer Zweifel.
Trotzdem schleppte sich das Verhältnis; so hin, von der Gesellschaft
stillschweigend anerkannt, von der Mutter — den Major verhinderte
seine Gefchäftslast, in solchen Dingen mitzureden — gebilligt. Daß Sidonie
berufen war, dereinst eine große Partie zu machen, stand bei jener fest.
Ihre ganze Erziehung war darauf angelegt, sie konnte mit ihrer Schönheit
einen Prinzen verführen und bei dem geringen Einfluß, den sie auf die
Regicrungsangelcgenheiten zu gewinnen versprach,, der Segen eineS ganzen
Volks werden.
Aber bei solchen Luftgebildcn hielt sich die praktische Mutter nicht
auf, sie wußte mit der Wirklichkeit zu rechnen, und von diesem Gesichts
punkt aus schien es ihr unklug, den ausdauernden Anbeter ihrer Tochter
zu entmuthigen. Ravencck, wenn er's auch nicht war, konnte eine solche
Partie werde». Es verschlug ihrer Gutmüthigkeit nichts, dem Oheim in
Anbetracht seines asketischen Wandels einen raschen und möglichst schmerz-
losen Uebergang zu jenem Zustand zu wünschen, auf den er sich Zeit
lebens vorbereitet. Mein Freund schien ihr ein ganz passender Hintergrund,
von dem sich Sidvniens Reize um so wirkungsvoller abhoben. So lange
kein Decvrationswechsel eintrat und das Stück mit den alten Acteurs besetzt
blieb, war sie mit ihrer stummen Partie immer noch im Vorthcil gegen
über der Mehrzahl ihrer Altcrsgenvsfinnen, welche ihre kleine Rolle auf
derselben Bühne ohne jegliche Zuknnftspcrspectivc abspielten.
Raveneck, so schmerzlich er anfangs den Mangel jed,r dramatischen
Wirkung an seiner Partie empfand, schickte sich in das Fach, das ihm mit
der Zeit zur Gewohnheit wurde. Da trat plötzlich ganz unerwartet ein
neuer Acteur in die Scene. dem sich die Blicke aller Mitwirkenden
hoffnungsvoll zuwandten.
Zu den verschiedenen Mängeln, an welchen unsere Garnisonsstadl
damals schon litt — es mangelte dort beispielsweise an reinen Weinen,
pünktliche» Waschfrauen, einem ordentlichen Lcsecabinet, gangbaren Trottoirs,
komfortablen Wohnungen, an — Sie gestatten, daß ich mich ausnehme.
Madame — an witzigen Menschen und noch an vielem anderen, das ich
verschweige, — zu all' dem trat nun im Jahr — habe ich Ihnen schon
gesagt, Madame, wann das Stück spielt ? Doch gleichviel, es könnte ja auch
heute spielen — trat nun auch noch ein Wassermangel. Mesem nun suchten
die städtischen Behörden dadurch abzuhelfen, daß sie einen erprobten In-
genieur aus der Residenz mit der Fassung und Ableitung einer auf' einem
bewaldeten Hügel der Umgebung entspringenden Quelle beauftragten. Ter
Ort, Quellenwald genannt, ein aKes Hünengrab, von hohen Bäumen über-
schattet, von cmmuthigcn Fußpfaden durchschlängelt, bildete in den heißen
Sommermonaten einen beliebten Ausflugspnnkt, wo man sich im weichen

Moos um den Rand einer kühlen Bowle zu lagern, Gesellschaftsspiele und
auch wohl ein Tänzchen zu arrcmgiren pflegte. Nun aber hatten die Vor-
arbeiten zu dem Wasserwerk für längere Zeit solchen Belustigungen ein
Ziel gefetzt, statt des Silberklangs jugendlicher Damenstimmen dröhnte der
dumpfe Schlag eiserner Aexte durch das grüne Revier, schwere nägel-
beschlagene Arbeiterstiefel stampften den Grund, über den so mancher zierliche
Fuß im Tanzschritt dahingeschwebt; die modernden Knochen alter Germanen
wurden ihrer vieltausendjährigen Grabesruhe entrissen und sammt etlichen
Topfscherben, Spangen, Pfeilspitzen und alten Münzen — gnädige Frau,
es ist mir ein süßer Trost, daß die neugierige Nachwelt in meinem Hügel
dereinst vergebens nach solchen forschen wird — dem Museum vaterländischer
Alterthümer einverleibt. Der Gipfel des Hügels, darauf die Quelle ent-
sprang, wurde von Bäumen gesäubert und dort ein gar anmuthiger Bau
errichtet, der in seinem untersten Stockwerk das Reservoir, im obern ein
überaus kühles, vom Rauschen der Wasser durchtöntes, mit eisernen Garten
möbeln ausgestattetes Gemach barg und auf seiner Plattform eine freie
Aussicht auf die bemerkenswerthesten Punkte der Gegend bot, die man bei
trübem Wetter wenigstens von einer runden Kupferplntte, darüber ein Fern-
rohr angebracht war, ablesen konnte. Quellenthurm nennt man noch heute
diesen von Touristen leider viel zn wenig geschätzten Punkt.
Der Meister, der das alles geschaffen, erfreute sich in Folge anderer
ähnlicher Unternehmungen eines frühen Rufs und bekleidete in der Residenz
die angeschene Stellung eines Oberbauraths, dem speciell die Aufsicht über
die Wasserbauten des Landes anvertraut war. Da er als Freiwilliger den
großen Krieg mitgemacht und später als Reserveoffizier eines in der
Garnison stehenden Regiments verschiedene Dienstleistungen absolvirt hatte,
so war er in den dortigen Offizierskreisen wohl bekannt und manche alte
Freundschaft hatte sich während seiner dermaligen geschäftlichen Anwesenheit
um so rascher wieder geknüpft, als sich die Fertigkeit des gewiegten Tech-
nikers nicht auf's Wasserfach allein beschränkte, sondern auch in der
Ableitung anderer Flüssigkeiten eine beachtenswerthe war.
Ein angehender Vierziger, stark, breitschultrig mit finsterem Gesicht,
dunklem, nach der Bürste geschnittenem Haupthaar und gleichfarbigem,
etwas struppigem Vollbart, verbarg Paul Weber hinter scheinbar rauhen
Manieren ein äußerst weiches, empfindsames Gemüth und mit dem scharfen,
mathematisch geschulten Verstand des Bauraths verband er eine be-
neidenswerthe faft-kindliche Naivetät in Beurtheilung weiblicher Charakterzüge.
Seine offen ausgesprochene Vorliebe für den heiligen Stand der Ehe,
die nicht verhehlte Sehnsucht nach der Gründung eines eigenen Herds, welcher
bisher nur der absolute Mangel an Passender Damenbekanntschaft hindernd
im Weg gestanden, machten ihn schnell zum Liebling des schönen Geschlechts
und man denke sich, wie dieser Mann in einer Gesellschaft, die solchem
Mangel einen Uebcrfluß entgegenzusetzen hatte, gefeiert wurde. Um so

allgemeiner war daher die Entrüstung, als die schöne Undiue auch diesen so vielversprechenden Qucllenbändiger in ihr Netz zu lächeln schien und zu den tiesstentrüsteten gehörte selbstverständlich mein Freund Ravcneck.
In der That hatte Paul Weber seine Aufmerksamkeit dieser Dame zugewandt, deren Schönheit offenbar einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Selbst kein großer Causeur, sah er in Sidvniens Schweigen nur die züch-tige Schüchternheit eines reinen, in sich gekehrten Gemüths. Wer konnte ein besseres Verständnis; für das architektonische Ebenmaß ihrer Formen haben, als er, der für solches Verständniß besoldete? Ihr Lächeln vollends verwirrte ihm den Kopf und die heißen Quellen in seiner Brust fingen bei mangelhafter Oberleitung an sprudelnd überzukochen. Herr von Ravencck sah sich schwer in seinen heiligsten Gewohnheitsrechten gekränkt. Bereits hatte er einen Cotillon und eine Soupertour dem Fremdling abtreten müssen, bereits war er der Gegenstand spöttischer Anspielungen seiner Kameraden. Nun konnte er nicht langer in seiner passiven Rolle verharren, nun mußte etwas Entscheidendes^ geschehen nnd es gelang ihm wirklich, mit Cölestinens Hülfe, deren Gesang er mehrere Stunden mit seltener Ausdauer gelauscht, dieses Entscheidende herbeizuführen.
Zu den etatsmäßigen Bezügen eines Platzmajors gehörte auch der einer Pferderation und Herr von Löwenhorst hätte.es umsvmehr unter seiner Würde gehalten, das dazu gehörige Pferd nicht zu besitzen, als er die dazu gehörigen Sporen zu tragen dienstlich verpflichtet war. Deshalb hatte er von einem jüngeren Kameraden ein ausgedientes, äußerst zuverlässiges Thier erworben. Damit aber dieses, da er selbst nie in den Bügel stieg, doch eine passende Verwendung finde, so benützte er gleichzeitig die traurige Lage eines Droschkenvermiethcrs, um bei dessen gerichtlicher Pfändung ein auf vier Rödern ruhendes Gestell zu ersteigern, welches von den Mitstcigernden für eine Feuerspritze gehalten, vom Auktionator jedoch als ein zweisitziger <?Imr-li-düiiL ausgcbvten wurde. Ein frischer Lackanstrich und das freiherrliche Wappen auf dem Schlag zerstreuten bald jeden Zweifel und nun erfreute sich der biedere Braune fast täglich einer, seiner Gesundheit sehr zuträglichen Be-wcgung dnrch die Damen von Löwenhorst. Gewöhnlich waren eS die beiden Schwestern, welche an schönen Tagen die Equipage, wie das Ding alsbald in der Garnison benannt wurde, zu kleinen Ausfahrten in der Umgebung benutzten, wobei Sidvnie die Zügel führte.
Nun hatte Ravcneck Ziel und Marschroute einer solche», sür den nächsten Morgen geplanten Fahrt, Dank seiner musikalischen Ausdauer, von Eölestinen erfahren und mit dieser eine Kriegslist verabredet.
In Folge dessen erwartete er anderen Tags etwa zwei Kilometer vor der Stadt, durch einen Hohlweg gedeckt, das Herannaheu der freiherrlichen Equipage, welche auf ihn, wenigstens im Augenblick ihres Äuftauchens, den Eindruck eines Feengespanns mit allen jenen Attributen machte, die nur die vhantnsiercichstc Amme einem solchen verleihen kann. Als die Erschci-

nung ganz in seiner Nahe war, trat er plötzlich aus feinen, Hinterhalt
hervor.
„Ah!" sagte er. die Damen höflich grüßend, „welch' angenehme
Ueberraschung! Ein herrlicher Morgen heute! Nun bin ich fast geneigt,
mein Schicksal, das mich Ihnen hier in den Weg führt, zu preisen, obwohl
es mir voraussichtlich eine Nase eintragen wird."
„Wieso?" fragte Cölestine, indes; Sidonie lächelte. „Was führt Sie
denn hierher?"
„Ich sollte langst eine Rccvgnoscirung hier in der Nahe vornehmen,
gnädiges Fräulein, habe die Sache natürlich bis auf den letzten Tag hinaus-
geschoben und mich nun so dabei verspätet, daß es mir nicht mehr möglich
wird, um Mittag die Kaserne zu erreichen, wo meine Anwesenheit beim
Appell dringend nothwendig ist," erwiderte Raveneck. der wirklich eine kleine
Mappe unter dem Arm trug, und dabei warf er einen verzweifelten Blick
ans seine Uhr.
„Wie viel zeigt denn die Uhr?" frug Cölestine weiter.
„Zwölf Minuten vor zwölf"
„Nun, da könnten Sie noch zurecht komme», wenn wir Sie bis an's
Thor führen "
„Gewiß, aber — — — Soll ich vielleicht den Braunen besteigen.
5 Is Daumout?"
„Ich räume Ihnen meinen Platz."
„Wie. Sie wollten?"
„Danken Sie mir nicht zu früh, eS geschieht nicht aus reinem Mitleid.
Ich empfinde schon den ganzen Morgen heftigen Kopfschmerz, der sich beim
Fahren steigert. Das Gehen wird mir gut thun, ich mache den Fußweg
und schneide ab. Entschuldige mich, Sidonie. Auf Wiedersehen! Adieu
Herr Lieutenant und daß Sie mir am Thor gewiß aussteigen!"
Damit sprang Cölestine, ohne eine Antwort abzuwarten, vom Wagen
und bog in den Fußweg ein, der gerade an der Stelle, von der Straße
ablenkend, in anmuthigen Windungen der Stadt zuführte.
„Darf ich?" flüsterte mein Freund, über seine Kühnheit fast selbst
erschrocken.
Sidonie lächelte noch immer, etwas erstaunt wohl, aber sie lächelte und
als der Lieutenant, dies als Zustimmung deutend, aufstieg und mit leichtem
Zungenschnalzen das Pferd zum Anziehen ermunterte, ließ sie es lächelnd
geschehen.
Der Zufall wollte, daß Sidonie a» diesem Murgen schöner war denn
je und Raveneck, durch den ersten Erfolg seiner Kriegslist ermuthigt, ver-
säumte nicht, sie hiervon in beredtester Weise zu benachrichtigen. Derselbe
Zufall wollte aber auch, daß der Garnisvnsältcstr den an diesem Morgen
zum Vortrag bei ihm erschienenen Platznmjor uacl, erledigten Geschäften in
liebenswürdigster Laune zu einem avpetitstnrkendcn Spaziergang vor's Thor

Carl Wecker in kudwigsbura, ——
einlud, was selbstverständlich mit unterwürfigstem Tank angenommen wurde, und derselbe infame Schlingel von einem Zufall lenkte überdies die Schritte der beiden Herren just in der Richtung, aus der unser Liebespaar gefahren kam.

Man war noch etwa einen Kilometer vom Thor entfernt, die Straße menschenleer, Raveneck befand sich auf der Höhe der Begeisterung, während der Braune im langsamsten Schritt dahinfchlich und Sidonie lach— »ein sie lächelte plötzlich nicht mehr, es kam fast etwaS wie Bewegung in ihre Züge, die schönen Augen nahmen einen Ausdruck des Schreckens an. Aler als mein Freund, der sich bereits wie ein zweiter Pygmalion vorkam und auf den nie dagewesenen Umstand die kühnsten Hoffnungen baute, der Richtung ihrer Blicke folgte, erstarrte ihm das Blut in den Adern, denn er sah in nicht mehr allzu großer Entfernung die gesträubten Bartspitzen des Platzmajors und die ihm nur zu wohl bekannte Gestalt seines Begleiters. Auch meines Freundes Haare sträubten sich bei dem Anblick.

Was thun? Noch konnten ihn die beiden nicht bemerkt haben, wenn er jetzt ausstieg, war das unvermeidlich. So blieb ihm nichts übrig, als — Verzeihen Sie, Madame, aber große Freiheitssängcr haben sich schon in derselben Lage befunden — als sich unter's Spritzleder zu verkriechen.

Wenige Augenblicke später hielt der Wagen, Die beiden Herren be grüßten Sidonien, der trotz seines patriarchalischen Titels für Frauenschön heit nicht unempfindliche Garnisonsälteste sagte ihr einige Artigkeiten und bat den Major, die Gelegenheit doch ganz unbekümmert um ihn zur Heimfahrt zu benützen. Glücklicherweise hütete sich Herr von Lvwenhorst wohl, dieser Aufforderung feines Vorgesetzten, hinter welcher er eine leise Ironie witterte, Folge zu leisten, und so schritten die beiden zu Fuß neben dem Wagen her, während Ravcneck so tief, als es seine Lage zuließ, aufathmete.

Kurz, nachdem das Stadtthor passirt war. verabschiedete sich der Garnisonältestc. der Platzmajor bestand darauf, ihn bis zu seiner Wohnung zu geleiten, und Sidonie setzte mit dem anmuthigstcn Lächeln ihren Braunen in Trab,

Was mein Freund bisher ausgestanden, soll hier unerwähnt bleiben, glücklicherweise vermochte er sich zunächst noch keine bestimmte Vorstellung von dem Ende seines Abenteuers zu machen und dann lag er doch wenigstens zu den Füßen seiner Geliebten. Noch weniger aber ist es mir möglich zu beschreiben, was in Sidonien vorging, die nun, rechts und links den Gruß von Bekannten erwidernd, lächelnd ihrem väterlichen Haus zulenkte.

Dort angelangt, stieg sie vorsichtig und ohne das schützende Leder all zuweit zu lüften, ab, klopfte dem Braunen schmeichelnd den Hals und über reichte ihm das gewohnte Stückchen Zucker, worauf er von dem harrenden Burschen ausgeschirrt und in den Stall geführt wurde. Währenddessen trafen auch Cölestine und der Major ein und alle drei folgten nun dem

Ruf der Hausfrau zum Mittagsmahl. Der Wagen aber blieb im vffencu Hofraum stehen und bei dem lebhaften Verkehr, der dort den ganzen Tag über herrschte, war es Herrn von Raveneck schlechterdings unmöglich, fein iinn völlig trostloses Gefängnis; zu verlassen.
Es waren schreckliche Stunden, die er da zubrachte. Ach, wie bereute er im» seine Verwegenheit! Aber es war zu spät. Aus allen Stockwerken, deren Fenster weit geöffnet waren, drang das klirrende Geräusch der Es; bestecke an sein Ohr, der warine einladende Duft der Speisen drang bis in sein einsames Versteck und weckte anch ihm den seit dem frühen Morgen schlummernden Appetit. Er zählte die Secunden und Minuten und ließ sich vvn den dumpfen Schlägen der nahen Thurmuhr die Richtigkeit der lang wierigen Rechnung bestätigen. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß er bei einer Nebung erwartet wurde, welcher der Regiments - Commandeur selbst beizu- wohnen die Absicht ausgesprochen hatte.
Bei dem Gedanken fühlte er sich versucht, gleichviel was daraus ent- stehen mochte, seine Bande zu sprengen und fortzustürzen. Aber konnte er das, durfte er das? Unmöglich! Und auch diese Stunde schlich vorüber, so langsam, wie sie ihm nur je bei der Uebung verflossen war. Und dazu die stete Gefahr der Entdeckung.
Es mochte gegen vier Uhr sein, als Raveneck, dem die Glieder zu schmerzen anfingen, aus einem dumpfen Brüten durch das Rasseln des Hof thors, dem er schon wiederholt mit Entsetzen gelauscht, auf's neue aufge- schreckt wurde. Ein starker männlicher Schritt hallte ganz dicht an seinem Versteck vorüber und eine Stimme, die er nur zu wohl kannte, eine Stimme, deren tiefer Ton ihm das Herz zusammenkrampfte, denn es war die seines Rivalen, des Oberbanraths, richtete offenbar an das im Flur beschäftigte Dienstmädchen die Frage: „Sind die Damen zn Hause?"
„Gewiß," erwiderte auf's Freundlichste die dralle Christel, die Elende, an die mein Freund so viel zarte Aufmerksamkeit verschwendet hatte, „Herr Obcrbaurath werden längst und mit Ungeduld erwartet, der Kaffee ist schon zweimal übergekocht. Ich will Sie gleich anmelden!" Und damit stürmte sie, die wohl schon lange auf der Lauer gestanden, die Treppe hinauf und der so ungeduldig erwartete Gast folgte.
Raveneck wollte unwillkürlich aufspringen und dasselbe thun. aber das Knattern der alten Lederdecke schreckte ihn in seine frühere qualvolle Lage zurück. Armer Freund! Er hörte von oben die zwar unbestimmten, aber zweifellos sehr herzlichen Willkommgrüße der Majvrin und ihrer Töchter, das Klirren der Kaffeetassen, die Töne des Piano, Cölestinens Gesang, den unglückseligen Gesang, der an all' feinem Elend schuld war, und Sidoniens Kichern, Noch nie hatte es ihm so fürchterlich geklungen. Spottete sie seiner? Sie, die doch wissen mußte, iii welch' verzweifelter Lage er sich befand? O, er hätte hinaufstürzen mögen und die Falsche erwürgen sammt ihrem neuen Verehrer. Aber er durfte ja nicht, es war ja unmöglich, ein

solcher Scandal! Neber zwei Stunden blieb der Gast, Raveneck vernahm
noch die wiegenden Klänge des jüngsten Modewalzers und das Schlürfen
vvn Schritten. Kein Zweifel, sie tanzten droben, das fehlte noch.
Endlich empfahl sich der Oberbaurath, für einen ersten Besuch war er
lange genug geblieben. Aber war das der erste? — Die Damen gaben
ihm das Geleit bis zur Treppe, sie grüßten ihn noch vom Fenster: „Guten
Abend!" und „Auf Wiedersehen!"
Nun war auch das überstanden, es ward stiller im Hof. aber bald
darauf polterte der Platzmajur die Treppe herunter. Er rief den Burschen
und fragte im barschen Ton, warum der Wagen noch nicht geputzt wäre.
Raveneck glaubte sein letztes Stündchen gekommen. Allein der Diener
entschuldigte sich mit anderen Geschäften, die ihn nicht vor inorgen früh
dazu kommen ließen. Nun hielt es der Major wenigstens für seine Pflicht,
dem Säumigen eine praktische Anleitung zu geben, wie die Arbeit zu ver-
richte» sei, und zum Schluß ergriff der alte Herr in seinem Eifer selbst
eine vollen Wasserkübel und entleerte ihn mit einen, kraftigen Schwung über
das Verdeck.
Endlich, endlich kam die Nacht und nun erst wagte es mein völlig
durchnäßter Frennd, sein Gefängnis; zu verlassen und sich vorsichtig genug
seiner Wohnung zuzuschleichen.
Dort hatten ihn die Schergen des Regiments-Commandeurs den ganzen
Nachmittag vergebens gesucht und ihm schießlich' eine nicht abzuweisende Ein-
ladung zum Rapport sür den nächsten Morgen hinterlassen.
Als der Lieutenant sich nach einer schlaflosen Nacht in einem Zustand,
der den Schuldlosen doppelt anklagte, bei seinem Vorgesetzten einfand und.
wie begreiflich, seine Dienstversäumniß nicht genügend zu rechtfertigen wußte,
dictirte ihm der Barbar drei Tage Stubenarrest. —
Was in diesen Tagen in der Seele meines Freundes vorging, das,
Madame, möchte ich Ihnen gerne sagen, aber ich darf nicht. Zwar ist es
selbst nur eine Vermuthung von mir, denn er hat sich nie Jemandem darüber
mitgetheilt, aber ich vermag mich so lebhaft in seine Empfindung zu ver-
setzen, daß ich sicher das Richtige treffen würde. Ich kann Ihnen nur
sagen, daß er, den Frieden einer dort eingcnistetcn Sperlingsfamilie grausam
zerstörend, seine Fensterläden zum ersten Male schloß und auch ferner seine
Blicke nicht mehr schräg über den Platz schweifen ließ, daß er nach Ablauf
seines Arrests eine längere private Besprechung mit dem Rcgiments-Comman-
deur hatte, über deren Inhalt ich nichts erfahren, und daß er sich in der
Folge von der Gesellschaft in einer Weise zurückzog, die eine Zeit lang
peinliches Aufsehe» erregte,
Haßte er die Ungetreue? Wohl möglich, und doch war mein Freund
Raveneck ein so guter Mensch.
Die Einsamkeit, Madame, ist die Mutter aller großen Entschlüsse

Undine.
Auch Herr von Raveneck hatte ohne Zweifel einen großen Entschluß
gesaßt, ein stilles Gelübde gcthan, das ich, ohne der eben begonnen habenden
Handlung vorzugreifen, selbst Ihnen, meine Gnädige, nicht verrathen darf,
ein Gelübde, das Sie nur in seinen Folgen am Schluß dieser wahren
Erzählung verstehen werden, am Schluß, den ich Sie dringend bitte, nicht in
allzugroßer Spannung im Voraus nachzuschlagen. Ich würde dies unendlich
beklagen, Sie erhalten eine falsche Meinung von mir, denn Schlüsse,
Madame, aufrichtig gesagt, sind nicht meine Force, aber das ist eine
Schwäche, die ich mit größeren Geistern theile.
Was Cölestinens Mitwirkung bei dein vorher geschilderten Abenteuer
betrifft, so war sie nicht so ganz uneigennützig gewesen, wie es den Anschein
hat. Obwohl Frau von Löwenhont bezüglich ihrer keine so hochstrebendcn
Pläne nährte, wie mit ihrer älteren Tochter und eine Altersversorgung in
einem adligen Damenstift, daraus sie jetzt schon eine bescheidene Präbendc
zog, das Aeußerste war, was sie für die jüngere zu hoffeu wagte, so war
diese selbst doch ganz anderer Ansicht. In diesem unscheinbaren vulkanischen
Gebild gährte ein Gluthstrom, dessen Spannung durch die täglichen Gesangs
ausbrüche lange nicht in dem Maß gehoben wurde, als man bei deren Gewalt
zu vermuthen berechtigt war.
In der Gesellschaft wurde Eölestine hauptsächlich als die Folie ihrer
Schwester geschätzt. Alle Artigkeiten, welche ihr die Herren dort erwiesen,
alle Bewunderung ihres Humors und ihrer Kunst waren doch eigentlich
weiter nichts, als ein Trinkgeld, das man ihr als der vermeintlichen Hüterin
jener außerordentlichen Sehenswürdigkeit verabreichte. Das fühlte sie wohl-
und die aufrichtige Theilnahuie der über jenen Götzendienst mehr oder
Weniger empörten Damen bot ihr keinen genügenden Ersatz. Es mußte sie
dies um so mehr erbittern, als sie sich ihrer älteren Schwester geistig über-
legen fühlte und im Gegensatz zu Sidoniens Kälte und Nnempfindlichkeit
ein Liebesbedürfniß in ihrer Brust verbarg, zu groß fast für den schmalen
Raum, den ihm die Natur dort angewiesen hatte. Diese Erbitterung hatte
in ihrem Wesen einen herben, den Ueberlieferungen ihrer Familie sehr entgegen-
gesetzten demokratischen Zug entwickelt. Sie dachte eine Zeit lang ernstlich
daran, sich zur Künstlerin auszubilden, auf's Theater zu gehen, und nach-
dem sie der Spiegel davon abgebracht, beschloß sie wenigstens, sich einem
andern Kreis anzuschließen, wo ihr Talent mehr beachtet und gefördert,
ihre Geistes- und Gemüthseigenschaften unbefangener gewürdigt würden, als
in jenem vornehmen Cirkel, dessen steife Etikette und hohler Formencult ihr
zuwider waren.
Cölestine hatte etwas von der Energie ihrer Mutter geerbt, sie suchte
und fand. Im Kirchenchor, dem sie trotz des Widerspruchs der Ihrigen
beitrat und dessen gefeiertstes Mitglied sie bald wurde, lernte sie zunächst
Fräulein Louise Wörlin, die mit ihr gleichalterige Tochter eben jenes Gewürz
krämers kennen, bei dem Herr von Raveneck wohnte.

Dieser jungen Dame hatte der Lieutenant, kurz nachdem er die Wohnung
bezogen, wie er solches für seine Pflicht hielt, einige Aufmerksamkeit geschenkt,
er hatte ihr gesagt, sie wäre sehr hübsch, habe lustige Augen, frische Lippen
und noch einiges andere von gleicher Tiefe. Einmal auch, da er in gehobener
Stimmung von einem Liebesmahl heimkehrte und ihr beim ersten Treppen-
absatz, der etwas schwierig zu nehmen war, begegnete, hatte er sie um die
Hüften gefaßt und geküßt, ohne daß sie ihm deshalb gezürnt hatte.
Als jedoch Sidoniens Sonne schräg gegenüber am Horizont aufstieg,
war dieser kleine Stern sehr schnell verbläßt. Wahrscheinlich glanbte mein
Freund, seine Pflichten als Hausgenosse damit erfüllt zu haben, denn er
hielt Fräulein Louise bei ferneren Begegnungen nicht mehr mit physiognomischen
Betrachtungen auf, sondern begnügte sich, ihr mit höflich ernstem Gruße
uorüberzuschreiten. Auch der stille Vorwurf, der aus den nun ganz melan-
cholisch blickenden Augen sprach, machte nur einen sehr vorübergehenden Ein
druck auf ihn.
Ich weiß nicht, welche weiteren Erwartungen Fräulein Louise an das
Pflichtbewußtsein meines Freundes geknüpft hatte; genug, sie fühlte sich von
Sidonien in ihren Rechten geschädigt und dieses gemeinsame Gefühl war
die Basis, auf welcher sich ihr Seelenbund mit Cölestinen gründete, denn
aus der Bekanntschaft wurde bald eine innige Freundschaft. Fräulein
Wörlin, eine frische, rvthwangige, stumpfnasige Blondine, war gleichfalls
eifriges Mitglied des Kirchenchors, nicht viel größer wie Cölestine, aber in
der sonstigen körperlichen Entwickelung ihr gerades Gegentheil, Das Wort
von der Berührung der Extreme konnte nicht treffender illustrirt werde»,
als wenn die beiden Freundinnen einander am Bnsen lagen.
Nicht ohne Besorgnis; hatte Raveneck diesen Freundschaftsbund beobacht.t,
wohl fiel es ihm auf, daß die Melancholie aus den Augen seines Haus-
fräuleins verschwand und diese lustiger denn je blickten, ganz besonders,
wenn sie ihn streiften. Ja. am Morgen nach jener schlaflosen Nacht, da
er wieder mit stummem Gruß an ihr vorbeischreitcn wollte, hatte sie selbst
zuerst das Wort ergriffen nnd ihn gefragt, warum er denn so traurige
Äugen mache, und ob er den gestrigen Tag, da er wohl verreist gewesen,
nicht in heiterer Gesellschaft verbracht habe; eine Frage, ans die er nichts
Gescheidtes zu antworten wußte. Seitdem wich er ihrer Begegnung ganz aus.
Aber nicht nur eine Freundin, sondern auch einen Liebhaber hatte
Cölestine beim Kirchenchor gefunden. Ja, Madame, die Kirche birgt noch
immer mehr Trostmittel in ihrem Schoos;, als sich unsere Philosophen trimmen
lassen.
Der Chordirector und Domorganist, Herr Gustav Schmitt, war ein
noch junger, äußerst begabter Mann mit gründlicher musikalischer Bildung,
wenig Vermögen, einem klugen, etwas pedantischen Gesicht mit goldener
Brille, röthlichem Haar- und Bartwuchs, jenem in Freiheit, diesem seit kurzer
Zeit in Cvtelettenform dressirt. Bei diesem stillen bescheidenen Mann pflegten

Undinc,
sich die Töchter der besseren Stände auf die ruhestörcnde Kunst des Clavier-
spiels einzuüben nnd auch Cölestine besuchte den Unterricht fleißig.
Gustav Schmitt, der Sohn eines armen Dorfschullehrers, hatte sich
ganz aus eigener Kraft zu seiner jetzigen Stellung emporgearbeitet, aber eine
gewisse Schüchternheit des Auftretens war im Gegensatz zu anderen Parvenüs
an ihm hängen geblieben. Sein Wesen war ein Gemisch von Seminar-
idealismus und praktischer Lcbensweiheit. Hatte dem elfteren schon der
freiherrliche Name gewaltig imponirt, so fühlte sich die letztere.von dem
unbestreitbaren Talent der Tame, die ihn trug, fast noch mehr angezogen.
Die kühnste Vorstellung, zu der sich Gustavs Phantasie verstieg, war die
Gründung einer Musikschule größeren Stils am hiesigen Platz. Welchen
Vorschub konnte eine Kraft, wie Cölestine von Löwenhorst, einem solchen
Unternehmen leisten! Ihr Name, die Verbindungen ihrer Familie mußten
eine Schaar von Schülern der vornehmsten Klasse anziehen, ihre Energie,
ihr Talent machten sie zur Leiterin, wie zur Lehrerin gleich geeignet.
Aber wie anders konnte diese so ersprießliche Kraft dauernd gewonnen
werden, als durch das Band der Ehe? Hier nun thürmte die» angeborene
Schüchternheit des Meisters ganze Gebirge von Hindernissen auf und je
schroffer die Zacken und Wände emporstiegen, in desto verklärteren Um-
rissen strahlte Cölestinens Bild im Hintergrunde seiner Znkunftsträume.
Es ist mir nicht bekannt geworden, ob der Chordirector zuerst seine
Schüchternheit überwand, oder ob die Schülerin, den Kampf in der Brust
ihres Lehrers ahnend, ihm zu Hülfe kam. Gewiß aber ist, daß zwischen
den Beiden erst während des vierhändigen Spiels die dort unvermeidlichen
Berührungen, etwas später jedoch auch zeugenlose Besprechungen stattfanden
und höchst wahrscheinlich, daß Cölestinens Kopfschmerz und ihr Verlassen
des Wagens auf eine solche zurückzuführen waren. Wenigstens gelangte
auch sie an jenem Mittag nicht ungeleitet durch's andere Stadtthvr.
Da nun in diesem Fall cvnfessionelle Bedenken nicht vorlagen,
Cölestinens Entschlossenheit aber aller andern spottete, so führten diese
Besprechungen verhältnißmäßig rasch zu voller Ucbereinstimmung.
Frau von Löwenhvrst, als sie von der Sache erfuhr, war wohl etwas
überrascht, aber das selbständige Vorgehen ihrer Tochter imvonirte ihr mehr,
als es sie verletzte', sah sie doch darin wie in einem Spiegel ihr eigenstes
Ich wieder und überdies war sie zu sehr Mutter, um ihrer Jüngsten ein
Glück zu mißgönnen, an das sie selbst nicht zu denken gewagt. Sie gab
also ihre Zustimmung zu der Verlobung, jedoch mit dem Vorbehalt, daß
dieselbe eine geheime bleiben sollte so lange, bis auch Sidonie, als die ältere,
an den Mann gebracht wäre. Diesen verzeihlichen Zug mütterlicher Eitel-
keit achteten auch die beiden Liebenden und Cölestinens Antheil au dem Loos
ihrer Schwester war von dem Tage an ein viel wärmerer als zuvor.
Nun hatte zwar Ravenecks auffallende Zurückhaltung die Beziehung
des Oberbauraths zu der Familie wesentlich intimer gestattet, Paul Weber

empfand es, auch vhne daß er von der Freifrau besonders darauf hinge-
wiesen worden wäre, als einen stillen Vorwurf, daß er Sidonien einen
Freier, und zwar einen reichen und angesehenen Freier vertrieben habe; er
sah darin ein ihm gebrachtes Opfer, das seiner Eitelkeit schmeichelte und
seinem Herzen wohlthat, und vermehrte daher auch seine Aufmerksamkeiten
für die Verlassene. Bald war er fast täglicher Gast im Haus, vom Kaffee
war man dort längst zu compacteren Reizmitteln übergegangen, die dem an
unstäte Junggesellenkost Gewöhnten nicht wenig imponirten, und doch zögerte
er noch immer mit dem entscheidenden Wort.
Das Wasserwerk ging seiner Vollendung entgegen, der fernere Aufent-
halt des Architekten ließ sich nach Wochen berechnen, da hielt es die Frei-
frau für ihre Pflicht, einen Schritt zu thun, der den Gang der Ereignisse
beschleunigen sollte. Sie ließ nach einer kurzen, mehr formellen Rücksprache
mit ihrem Gemahl die Verlobung ihrer Tochter Cölestine mit Herrn Gustau
Schmitt, städtischem Chordirectvr und Domorganisten, veröffentlichen.
Die Nachricht schlug wie eine Bombe in die ahnungslosen Gesellschafts
kreise der Garnison, aber alles Staune», Zischeln und Nasenrümpfen ver
mochte nichts an der Thatsache zu ändern. Eine Freiin von Löwenhorst
und ein Herr Gustav Schmitt! Unglaublich, aber wahr, und die tobten
Löwenhorste drehten sich in ihren Särgen um.
Die beabsichtigte Wirkung auf den Oberbaurath aber blieb nicht auo.
Zu den verschiedenen Gefühlen, welche die Brust dieses Ehrenmanns bereits
durchtobten, trat nun auch noch das der Furcht, den Gegenstand seiner Liebe
plötzlich zu verlieren. In einer Familie, wo die eine Tochter sich über
Nacht, ohne daß Jemand eine Ahnung davon hatte, als Verlobte pro
fentirte, mußte man bezüglich der andern auf Alles gefaßt sein. Um einer
so schmerzlichen Ueberraschung vorzubeugen, entschloß sich Paul Weber end-
lich, offen mit seiner Bewerbung hervorzutreten, und kaum vier Wochen später,
just bei der festlichen Einweihung des Quellenthurms, den nun das Portrait
Medaillon seines Erbauers schmückte, hatte die Gesellschaft auf's Neue Ver-
anlassung, ebenso vergeblich zn zischeln und zu staunen, denn die zweite
Freiin von Löwenhorst feierte dabei ihre Verlobung mit dem königlichen
Oberbaurath Herrn Paul Weber. Die tobten Löwenhorste drehten sich
zum zweiten Mal und kamen so wieder richtig zu liegen.
So blieben die beiden Schwestern jede in ihrem Element und ihre
Hochzeiten wurden an einem Tage gefeiert.
Der Lieutenant von Raveneck aber befand sich, als dies geschah, nicht
mehr in der Garnison; er war, nachdem er das Examen glänzend bestanden
hatte, zur Kriegsakademie in Berlin einberufen worden und kurz zuvor
dahin abgereist.

llndinc,

Nun bitte ich Sie, gnädige Frau, die drei Sterne, welche diese Zeile von der letzten trennen, für eben fv viele Jahre anzusehen, welche inzwischen verflossen sind. Der Cursus der königlichen Kriegsakademie zu Berlin näm lich ist ein dreijähriger für alle fleißigen und talentvollen Schüler und die frühere Abberufung gilt als ein Zeugnis; mangelnder l7.ualification, Sie können mir aber nicht zumuthen, daß ich meinen Freund beleidige.

Viel hat sich indessen nicht verändert, in unserer kleinen Garnisvnstadt drängten sich die Ereignisse nicht sonderlich und wenn sie je einmal das gewohnte Gelcis überschritten hatten, sv konnte man sicher sein, daß Jahre vergingen, ehe sich der Fall wiederholte.

Die Situation ist nun folgende:

Herr von Lmvenhorst, dessen Gedächtniß immer schwächer wurde, seitdem er Eolestinens Unterstützung entbehrte, ist endlich dem Andrang der Wogen gewichen und in Ehren pensionirt. Was er dadurch an persönlichem Ansehen eingebüßt, hat seine Gattin gewonnen, sie spielt noch immer eine Hauptrolle in der Gesellschaft, die bei dem nächsten freudige» Ereigniß auf ihre erprobte Mitwirkung rechnet. In der Familie des Lhordirectors wurde schon zweimal das, im natürlichen Verlauf der Dinge zu erwartende Fest der Taufe gefeiert. Die Musikschule florirt, Fräulein Louise Wörliu, die noch zu haben ist, wirkt dort als Lehrerin mit und besorgt nebenbei die Buchführung im Geschäft ihres Vaters. Die Nndine ist ihrem Gatten in die Residenz gefolgt, wo ihre Schönheit verdientes Aufsehen erregt. Ihre Ehe, obwohl kinderlos, wird für eine glückliche gehalten, nur soll sich in dem Oberbaurath, der noch immer bis über die Ohren in seine Frau verliebt ist, die Anlage zum Othello so rapid entwickelt haben, daß er ihr beispielsweise nie gestattet, die Zeit, während welcher er in Geschäften abwesend ist. allein zu Haus zu verbringen, sondern sie aus Furcht vor den Versuchungen der Residenz stets zu ihren Eltern in die kleine Garnisonstadt, oder, wie er sich ausdrückt, auf's Land schickt. Dort hält sie sich, da ich den unterbrochenen Faden der Er zähluug zusammenknüpfe, eben wieder für einige Zeit auf,

Lieutenant von Raveneck — ach, da fällt mir ein, gnädige Frau, daß er, obwohl eine Hauptperson, doch die einzige in dieser Erzählung ist, deren Acußeres ich Ihnen nicht geschildert habe. Nun ist es fast zu spät. Aber er war mein Freund. Branche ich Ihnen zu sagen, Madame, daß er ein reizender Mensch war?

Lieutenant von Raveneck also hat die Kriegsakademie mit Auszeichnung absolvirt und ist reich an Erfahrungen zu seinem Regiment zurückgekehrt. Ein glücklicher Zufall hat es gewollt, daß die Wohnung am Markplatz eben frei wurde, da er ankam, und sv bezog er die alten Räume wieder. Sein Onkel lebt noch immer, wie dies die schwache Seite der meisten Erbonkel zu sein pflegt

Und nun, Madame, sing vermuthlich daS stille Gelübde zu wirken an.

Mein Freund machte natürlich sofort nach seiner Ankunft die üblichen Be-

suche und es versieht sich, daß er dabei, schon um seine Unbefangenheit zn wahren, die Familie Löwenhorst nicht übergehen konnte.
War es doch, wie der Erfolg gezeigt, nur die anstrengende Vorbereitung zum kriegsakadcmischen Examen gewesen, die ihn zwang, seine rein freund schaftlichen Beziehungen zu dieser Familie für einige Zeit kalt zu stellen.
Diese Entschuldigung wnrde auch als eine aufrichtige angenommen und der Besuch auf's Herzlichste empfangen.
Bei dieser Gelegenheit sah Herr von Ravcneck zum ersten Mal die Undine wieder. Sie war so schön wie je, ja es muß zugestanden werden, daß sie meinem Freund noch bedeutend schöner erschien und er bei ihrem Anblick ein starkes Herzklopfen empfand. Indessen wurde er des Anfalls Meister nnd erzählte nun in liebenswürdigster Weise von feknen Erlebnissen, den Arbeiten auf der Kriegsakademie, von dem Eindruck, den die schöne große Stadt auf ihn gemacht, von ihren Prachtbauten und Kunstdenkmälern, dem bunten Verkehr auf den Straßen, dem Liebreiz ihrer Franen, deren Augenzaubcr so stark wäre, wie der der Fontana Trevi zu Rom. so daß es den Fremdling, der nur einmal tief hineingeblickt, zu jeder Zeit und an jedem Ort unwiderstehlich zu ihnen hinzöge, besonders wenn er beim Abschied nicht versäumt, sein Herz darin zu versenken.
Frau von Löwenhorst war von diesen Reden höchlich amüsirt. der alle Major gratulirte meinem Freund zu der herrlichen Carri^rc, die ihm nun in Aussicht stände. Nur Sidonicns Lächeln schien nicht ganz so aufrichtig Ivie früher, ob es gleich fast noch etwas schriller klang.
Es dunkle Ravencck, als trübte ein Schleier den Glanz ihrer himmlischen Augen, als schwebte ein Wölkchen über der reinen Stirn. Er erkundigte sich natürlich auch »ach dem Herrn Gemahl und freute sich seines Wohlbefindens. Doch dehnte er seinen Besuch nicht allzulang aus und verabschiedete sich mit dem bestimmten Versprechen baldigen Wiederkommens.
Nun hatten die Sperlinge in Ravenecks Fensterläden gute Tage, er selbst war heiterer denn je und nahm keinen Scherz übel, mit dem sich die Kameraden an seinem Streberthum rächte»; die alte Zeit schien vergessen, er besuchte Majors häufig und man fand das sehr nett von ihm.
Eine merkwürdige Veränderung aber ging auch mit Sidonien vor.
Stumm und kalt war sie ja stets gewesen, nun aber trat zu ihren sonstigen Undineneigenschaften noch eine neue, besonders charakteristische, die nämlick, daß sie allwöchentlich einmal, und zwar am Sonnabend, das väterliche Haus verließ und, jegliche Begleitung ablehnend, unter dem Vorwnnd eines Spaziergangs mehrere Stunden auswärts, Niemand wußte wo, verbrachte.
Wie aber in einer so kleinen Stadt nichts lange ein Geheimnis; bleiben kann, so hatten die Neugierigsten auch bald berausgebracht, daß es der Qnellenthurm sei, dem die Undine so regelmäßig ihre Schritte zulenkte, und daran fand sich, in Anbetracht daß es die Stätte ihres ersten Glückes war, auch wirklich nichts auszusetzen.

Wer jedoch die Auffassung nicht Iheilte, das war Fräulein Luise Wörlin.
Mit dem scharfen Blick der Eisersucht hatte fies herausgebracht, daß um
dieselbe Zeit, da die Undine ihre einsamen Spaziergänge antrat, auch der
Lieutenant vvn Raveneck seine Wohiinug verließ und Umsichtig zwar und
auf großen Umwegen demselben Ziel zustrebte.
Sie war ihm heimlich gefolgt und hatte es mit eigenen Augeu gesehen,
wie der Lieutenant die Thiire des Quellenthurms aufschloß und im Innern
verschwand. Das war genug. Man muß die ganze Zähigkeit des Weiber-
hasses, die nur in der Unermeszlichkeit ihrer Liebe ein Arauivalent findet,
kennen, um zu begreifen, was die Unselige that,
Sie schrieb nämlich umgehend unter dem Pseudonym „eine wohl-
meinende Freunds" einen Brief an den Oberbaurath Paul Weber, hvch-
ivohlgebvrcn, worin sie ihn von dem seltsamen Gebühren seiner Gattin in
Kenntniß setzte und dringend einlud, sich doch am nächsten Sonnabend per-
sonlich zu überzeugen, ob der märchenhafte ttndinenspuk nicht auf sehr
natürliche Weise zu lösen wäre.
Paul Weber war, als er diesen Bries erhielt, eben vvn einer längeren
Dienstreise zurückgekehrt, er sehnte sich nach seiner Frau und stand im
Begriff, ihr seine Ankunft mitzutheilcn. Er selbst wollte sie bei den Eltern,
wo er noch einige Tage der Ruhe zu verbringen dachte, abholen. Er er-
schrak, da er jedoch sah, daß der Ankläger sich nicht genannt hatte, gehorchte
er einer guten Regung und zerriß den Brief.
Leider sind gute Regungen meist nur die Vorläufer der schlimmen, so
war'S auch hier. Paul Weber hatte zwar das Gift ausgeschüttet, allein der
scharse, tiidtliche Dust erfüllte die ganze Wohnung, ja er war an seiner
Person haften geblieben und verfolgte ihn, wo er ging und stand. Ver-
gebens nahm er alle guten, wohlthuenden Gerüche, daran er sich je erquickt,
zu Hülfe, das Gift war stärker. Er unterließ die beabsichtigte Meldung
seiner Ankunft und nahm sich vor, nm künftigen Sonnabend ganz uner-
wartet auf der Bildfläche zu erscheinen und die Anklage auf ihren richtige»
Werth zu prüfen.
Waren Sie schon eifersüchtig, Madame? Ja? Dann wissen Sie,
wie unerträglich lang ihm die Zeit bis dahin wnrde.
Es war ein glühend heißer Svmmertag; die Sonne, obwohl schon
stark gegen Westen geneigt, conccntrirtc, wie eine schöne Frau in der
Scheidestunde, noch alle Gluth der Leidenschaft in ihren Blicken, damit sie
den Theil unseres Planeten, von dem sie schied, warm hielten bis zu ihrer
Wiederkehr am nächsten Morgen, ob sie gleich inzwischen einer anderen
Hemisphäre nicht weniger grvßmüthig geleuchtet hatten. Kein Lüftchen
rührte die Wipfel des Qucllenwalds, durch dessen schattige, von Jnsecten-
schwärmen durchsummte. sonst ganz verlassene Gänge Sidonie langsam und
träumerisch dahinschritt. Schon nahte sie sich dem Thurm, schon grüßte sie
über d"r Pforte das Bronzcbild ihres Gatten, Ein Sonnenstrahl siel

schräg über die Augen, so daß es schien, als ob sie zornige Blitze sprühten.
Erschöpft von dem Gang hielt Sidonie einen Augenblick auf der Höhe und
betrachtete sinnend die ehernen Züge ihres Gemahls, dann nach einer kurzen,
trotzigen Bewegung des anmuthigen Kopfes schloß sie rasch auf und
trat ein.
Hier war es wunderbar kühl, das Reservoir, darin die Waffer
rauschten und sprudelten, umgab ein Geländer und diesem entlang lief eine
hölzerne Bank. Darauf hatte sich Sidonie niedergelassen, den Ellbogen auf
das Geländer und das Haupt auf die Hand gestützt, blickte sie sehnend hinab
zu dem befreundeten Element. Der Strohhut war ihr in den Nacken ge
funken und einige Flechten ihres heut goldig schimmernden Haares fielen
ihr auf Stirn und Schläfen; sie trug ein leichtes duftiges meergrünes Ge
wand, kurz, es fehlte nur der Schuppenschwanz, und die Undine war fertig.
Lange saß sie so allein, fast unbeweglich, nur wenn draußen ein Geräusch
entstand, fuhr sie zusammen und lauschte und richtete ihren Blick erwartungs-
voll nach der verschlossenen Thür.
Inzwischen war der Oberbaurath ganz unvermuthet seinen Schwieg«
eitern in s Haus gefallen, hatte nach seiner Frau gefragt und sich, da cr
keinen bestimmten Aufschluß erhielt, ebenso kurz wieder verabschiedet. Mit
großen Schritte», unbekümmert um die Hitze, die ihm den Schweiß in
Strömen auspreßte, nur dem blinden Drang seiner Eifersucht folgend, rannte
er nach dem Quellenthurm.
Wenn die Anklage Recht hatte, wenn er betrogen war, ah wie schrecklich
wollte er sich rächen! Ermorde» wollte cr die Falsche sammt ihrem Buhlen.
Wohl sprach dazwischen auch wieder eine bessere Stimme: Es kann ja nicht
sein, schäme Dich! Sir liebt mir Dich, es ist die Sehnsucht nach Dir, die
sie heraustreibt an den Ort, wo sie zuerst Dein Arm umfangen, Dein Mund
geküßt, wo sie die Deine wurde für's Leben!
Aber die böse Stimme sprach wieder dagegen und unter solchem Zwie
gespräch gelangte Paul Weber in unglaublich kurzer Zeit vor die Thüre
des Quellenthurmes, Sie war verschlossen und noch einmal kam die bessere
Stimme zum Wort. Schäme Dich, man hat Dich gefoppt, eifersüchtiger
Thor, eS ist gar Niemand drinnen, kehr' um!
Ach, wenn er nur hätte hindurchschcu können durch die eichene Wand,
er hatte kein Schwert, ein Loch darein zu bohren, wie jener Ritter im
Märchen. Aber er hatte ja etwas besseres, cr hatte den Schlüssel in der
Tasche, den zog er hervor und schloß auf.
Die Thür flog auf, da saß die Undine allein, kein Mensch bei ihr.
„Du?" — rief sie und sprang auf ihm entgegen, er aber stand einen
Augenblick tief beschämt vor ihr und dann „Mein süßes Weib!" jubelte er
und umschlang sie mit seinen Armen und küßte sie.
„Wie kamst Du hier her?" fragte die Undine erstaunt und vor-
wurfsvoll.

Und ixe.
Da sank er vor ihr auf die ttnice »nd gestand ihr seinen schnöden
Verdacht und bat sie um Verzeihung und schwur, nie, nie mehr im Leben
sollte ein Schatten von Eifersucht ihr reines Glück trüben,
Sie verzieh, Gott sei Tank, sie war ihm nicht ewig verloren. Ann
in Arm, ein seliges Paar, schritten die beiden nach Haus, der Wald
rauschte ihnen Grüße zu und ein prachtvolles Abendrot!) verklärte seine
Wipfel. Die Welt war so schön!
Am gleichen Nachmittag aber hatte der Lieutenant von Raveneck eine
Depesche erhalten, die ihn an's Sterbebett seines Onkels rief; er hatte gerade
noch Zeit, in den Zug zu steigen. Der alte Herr war vom Schlagflusz ge-
rührt worden, mein Freund traf ihn nur mehr als Leiche,
Navencck war zum großen Aerger der geistlichen Brüder als Universalerbe
eingesetzt und als solcher zog er es vor, auf seine fernere militärische Carriöre
Verzicht zu leisten und den Rest seines Lebens auf seinen Gütern zu
verbringen.
Damit schließt meine Geschichte. Sagen Sie nicht, daß der Schluß
matt sei, Madame, Wie leicht wäre eS mir geworden, ihn tragisch zu ge-
stalten, das grüne Moos des Ouellenwaldcs mit dem Blut der Erschlagenen
zu röthen und die Undine in ihrem Element vcrsinken zu lassen!
Ich habe es vorgezogen, drei Menschenleben »nd die Ehre einer Frau
zu retten, einer Familie Glück »nd Frieden zu erhalten.
Die Undine hat im nächsten Jahr ei» Kind und damit, wenn die Sage
Recht hat, auch eine Seele bekommen.
Sind Sie mit mir zufrieden, Madnnic?

AhaSvor in Rom. Eine Dichtung in sechs Gesängen von Rubelt Hnmerling. Prachtausgabc. Mit Illustrationen von E. A. Fischcr-Cörlin. Verlag von I, F, Richter in Hamburg.

er ewige Jude Ahasvcrus, der nach der, alten Berichten seine Toilette häufig nur zu sehr vernachlässigte, hat hier mahrlich ein kostbares Gewand angelegt und dadurch zugleich den Beweis erbracht, da« er immer noch im Stande ist, das Interesse des lesenden Publikums für sich zu gewinnen. Welch ein Unterschied zwischen den schlcchtgedruckten, mit greulichen Holzschnitten ausgestatteten Flugschriftchen des 17. Jahrhunderts und dem luxuriösen Folianten in schwerem, auf gelbem Grunde reich mit rothcn, goldenen und silbernen Arabesken gezierten Einbände! Freilich, das Hauptvcrdienst an dieser Wandlung gebührt immer wieder dem Dichter, der vor nnnmehr genau zwanzig Jahren diese tiefsinnige und doch so spröde Sage mit dem vollen Hauche feiner poetischen Schaffenskraft neu zu beleben wußte. Hanirrlings Ahasvcr hat an sich schon recht wenig mit der gewöhnlichen Tradition des Stoffes zu thun, er ist rein menschlich gedacht wie Faust, er ist das verkörperte ewige Ringen und Streben der Menschheit im Gegensatz zu dem einzelnen, ganz im Erdentreiben befangenen Menschen, der Idealist gegenüber dem Realisten Nero.

Es giebt sehr viele Leute, ausgeklärtc Leute, — denn in einseitiger Prüderie Befangene verstehen dem Werke überhaupt nicht gerecht zu werden — die gleichwohl nicht zu den Bewunderern dieser Dichung gehören, weil eben das geschilderte Leben des neronischcn Rom ihnen im Grunde ihres Herzens unsnmvathisch ist und bleibt- die Schönheit der einzelnen Darstellungen, die Gluth der ungezügelten, verzehrenden Sinncnlust, welche der Dichter so verführerisch uns vorzuzaubern wcisz, verfehlen sicherlich auch bei ihnen nicht ihre Wirkung. Unbestritten bleibt der „Ahasver in Rom"

EMPTY

immer cinc der hervorragendsten cpischcn Pocsicn unserer für dieses Genre nicht gerade sehr empfänglichen Zeit. Wenn er aber zweifelsohne in dieser Prachtausgabe Viele, die bisher noch schwankend in ihrem Urthcilc waren, bekehren wird, so verdank er dies einzig und allein dem Maler.

llm das Jllustrircn von Dichtwerken ist es immer ein eigenes Ding, weil der Genius des einen Künstlers nur selten den Bahnen des andern zu folgen vermag: „Wort und Bild" fallen dann ganz aus einander, und eines oder das andere wird unterdrückt. Es gehört neben einem genauen Studium auch ein liebevolles Versenken in die Dichtung selbst, ein Nachempfinden des von dem Dichter Beabsichtigten dazu, wenn der Zweck erreicht weiden soll. Herr E. A. Fischcr-Cörlin hat in dreijähriger Arbeit sein Werk vollendet, meisterhaft vollendet, es ist ihm gelungen, den „Ahasvcr" dramatisch zu illustrircn. Seine Aufgabe war aber doppelt schwer, weil er meist nutzer an die Tcxtmorlc noch nn die strenge Form der Antike gebunden war. Diese setzt eine so fest gegebene und allgemein bekannte Anlage voraus, das, Abweichungen sast unmöglich erscheinen, und seit den neuerdings erschienenen Ebers > Illustrationen von einem Meister wie Alma Tadema ist die Grenze vielleicht noch enger gezogen worden. Gleichwohl hat der Maler seine individuelle Freiheit vollkommen gewahrt. Gilt dies schon von dem ganz antik durchgeführten Bilde „Roma" (S 141), wo einzig die am Rahmen angebrachten Rosengriivpcn uns die volle Freude am Genuß, die zu Neros Zeit Alles erfüllte bis zur llebersattigung, in'S Gedächtnis; zaubern, während das Bild selbst uns mit dem Dichter zuruft: „Da glänzt sie, seht, die kaiserliche Roma!" — fo zeigt sich die echt dramatische Compositivu noch herrlicher in dem Bilde, welches wir unscrn Lesern auf S. 143 vorführen! der erste Strahl der Morgcnsonnc fällt durch ein winziges Fenster voll auf die Gestalt der dem Wüstling Nero als Opfer anheimgefallenen Actäa, zu deren Häupieu noch Amor sein neckisches spiel mir Blumen treibt, . Die Scham läßt die Verlorene die Augen verhüllen. Unten liest man die Inschrift „^«tae» virgo'', die wie schneidender Hohn klangt, denn das letzte Wort ist durch eine wehende Kranzschleife halb bedeckt. Ist das nicht die schönste Ausführung einer cchl genialen Empfindung? Solche Feinheiten, welche der Laie leider häusig übersieht, verrathen gewiß den wabren Künstler.

Ans den gewaltig >.omponirtcn Bollbildern begegnet häufig die malerische Verwendung zweier Dinge, jür die Fischcr-Cörlin eine besondere Vorliebe zu haben scheint: nackte, weich hingegossene Frauenkörper mit üppigen, schwellenden Glieder» und wild mit hellein Licht und wirbelnden Rauchmnsscn emporlodernde Flammen. Ersten sind ganz dazu angcthan, das sinnliche Element, welches in der Dichtung athmet, angemessen zu verkörpern: Der Jubel der in bacchischem Taumel aufgelösten Leiber contrastirt auch scharf mit der düstcrn Gestalt des ewigen Wansercrs, dessen Kvpf n» die Auffassung von Michel Angelo's „Moses" erinnert. Gegenüber dieser Hoheit und gegenüber der Anmuth der einzelnen Formen vergißt der Betrachter, das; die niedrige, gemeine Lust, die ausgelassene i^rgie der eigentliche Gegenstand des Bildes ist. Wie die Auffassung der Situation sich hicbci ganz an unsere gewöhnliche Vorstellung vom antiken Leben anschließt, so wahrt sich der Künstler gerade in den nackten Gestalten seine Freiheit: das sind keine Griechinnen und noch weniger Römerinnen, das ist — Fleisch, weiter nichts als blühendes Fleisch. Wenigstens ist dies die erste Empfindung, welche das Bild, das wir unscrn Lesern auf S, 144 wiedergeben, in uirs erregt: dem auf hohem Throne als Nero-Tionl>sos dem Brande Roms zuschauenden Kaiser erscheint rechts als warnende Schicksalsslimmc Ahasverus, grell beleuchtet durch die Feucrsbrunst in seinem Rücken, Den ganzen Vordergrund und damit den ersten Blick des Betrachters iii,nmt der am Boden ruhende nackte weibliche Korper ein.

Sorgen auf dem eben angeführten Bilde die lodernden Flammen für den Ausdruck wild bewegten dramatischen Lebens, fo geschieht dies mit gleich starkem Effecte auf un< zählig vielen anderen Darstellungen des Buches; offenbar hat derMalcr dcm Brande Roms seine Vorliebe zugewandt. Bewundernswürdig ist dabei der reiche Wechsel, welchen er diesem Motiv zu verleihen gewußt hat: bald ist eS der flackernde Schein einer eben zur Brandstiftung benutzten Fackel, bald sieht man links oder rechts nur sparsam und ängstlich hervorziingelndc Fliiinmchen, bald scheint er cinc Welt von Herrlichkeiten auf immer m ein Fcnermeer zu versenken. Die Wirkung der großen, die ganzc Seile füllenden Bilder, welche mii außerordentlicher Schönheit i» I, F, Richters xulographischer

Illusirirtc Bibliographie,

Rord und Sud, XXXVII,,

Anstalt auf schönem, gelb abgetöntem Grunde ausgeführt sind, wird vorbereitet und unterstütz! durch.eine große Zahl kleinerer Bilder und Randstücke, die von den einfachsten ganz im Stil eines klassischen Reliefs oder eines feinstrichigen Graffito gehaltenen Fußleisten bis zum entsprechenden halbseitigen Siluationsbiloe anwachsen.

Aeuszerst selten hat man den Eindruck, das; das Bildchen nur Ornament ist. in den weitaus häufigsten Fällen lüszt sich ein tieferer Zusammenhang mit dem Inhalte leicht auffinden. Geradezu meisterhaft sind dabel die zahlreichen Initialen verwandt worden; sie stehen stets dort, wo im Tezte gerade eine werthvolle, für den Inhalt wichtige

Wendung des Dichters Platz greift, sic enthalten in dem enggezogenen Rahmen des
Einzclbuchstabcns alles, was die Phantasie des Künstlers hervorzaubern konnte,
von der gelegentlichen tollen Laune, die sich in der Darstellung von allerlei verzerrtem
Gethier, namentlich Schlangen, gefällt, bis zur charakteristischen aus der Dichtung
selbst entlehnten Einzelfigur, die zwanglos in den Raum componirt ist, wie in unserer
Probe das trinklustige, feiste Schusterlein Saccus von Bcncvcnt (vergl. S 140). Diese
Einzelheiten mufz man selbst mit Lust und Liebe betrachten; und es ist ausreichend, wenn
unsere wenigen Beispiele den Lesern das Verlangen nach dem Ganzrn erwecken.
?. V.

Die Vorläufer der socialdemokratie.

Gewöhnlich datirt man die deutsche Arbeiterbewegung vom Auftreten Lassalles;
die Gründung des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" (am 23. Mai gilt
als der Geburtstag der Socialdemokratie. Hier setzen die wenigen, dem Bedürfnis?
eines tieferen historischen Verständnisses nur unvollkommen entsprechenden Darstellungen
ein, welche jene in ihrer kolossalen Tragweite nur allzulange verkannte und ignorirte
Bewegung bisher aufzuweisen hat.

Aber sprang diese furchtbare Tochter denn auch wirklich in voller Rüstung aus
dem Haupte ihres Vaters? Oder war der Boden, aus welchem die Arbeiterbataillonc
emporwuchsen, nicht schon lange unterwühlt und zubereitet, steht der vierte Stand
nicht auch auf den Schultern einer vergangenen Generation?

In bei That besteht zwischen der heutigen socialistischcn Propaganda und der
communistischen Agitation der vierziger Jahre eine unverkennbare innere Verwandt»
fchaft und sogar ein persönlicher Zusammenhang, Führer unserer Arbeiterpartei, wie
Liebknecht, Rittinghausen, vor allem Lassnlle selbst, haben bereits bei jenen ersten
Emancipationsbestrebungcn eine hervorragende Rolle gespielt. Das wiffenschaftliche
Credo der Socialdemokratie wurzelt in den communistischen Doctrinm von Marx und
Engels. Und für alle charakteristischen Tendenzen: die internationale, centralistische
Organisation, die irreligiöse Färbung, den politischen Radikalismus und den extrem
demokratischen, selbst revolutionären Zug der modernen Agitation lassen sich in der
Geschichte jener Bestrebungen überraschende Analogien nachweisen.

Den Gang der ersten deutschen Arbeiterbewegung und ihre hier nur angedeuteten
Beziehungen zur Gegenwart im Einzelnen genauer zu erforschen und zum ersten Mal
zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Darstellung zu machen, ist eine Aufgabe,
welche sich I)r. Georg Adler, ein jüngerer, namentlich durch eine Schrift über
Rodbertus, den Begründer des theoretischen Socialismus, bereits Vortheilhaft bekannt
gewordener Socialökonom, in seinem neuesten umfangreichen Werke") gestellt und in
anerkennenswcrthester Weife gelöst hat.

Es kam darauf an, die fragliche Bewegung nach allen ihren Richtungen hin erschöpfend
zu zeichnen. Daher begnügt sich der Verfasser nicht mit der Vorführung der Sicheren
Vorgänge, der Agitationen, Verschwörungen, Unruhen, Kampfe, Verfolgungen und
Unterdrückungen, noch mit der Charakteristik der auftretenden Persönlichkeiten. Er
schildert neben den Politisch-socialen Organisationen auch die auf unmittelbar prak-
tische, ökonomische Zwecke gerichteten Pläne und Versuche, die Consumliv- und Pro-
ductiv'Associationcn. das Wanderuntcrstützungs-, Krankenpflege- und Alterverforgungs-
Kasscnmefen der Arbeiter. Er ist vor Allem darauf bedacht, die geistigen Fäden
und ihre directc oder unmittelbare Verknüpfung bloßzulegen, Ueberall werden daher
die leitenden Ideen hervorgehoben, die einzelnen socialen Lehren, insbesondere die drei
Haupttheoricn: der utopische Egaliiarismus Wilhelm Weitlings, der philosophische
Socialismus von Moses Heß und Karl Grün und die materialistische Entmickelungs-

') Die Geschichte der ersten socialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland
mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Tbeorien," Ein Beitrag zur Ent-
wickelungsgeschichtc der socialen Frage. Breslau, Verlag von Eduard Trcwendt.

lehre von Karl Marx und Friedrich Engels, systematisch entwickelt und kritisch
beleuchtet. Die Literatur, vorzüglich die periodische Presse, ist eingehend berücksichtigt
und selbst die sociale Poesie (Karl Beck, Freiligrath, Harro Harring, Hcrwegh, Meißner,
Jordan u. a, m,) mit in den Kreis der Betrachtung gezogen.
Wie viel Adler hiermit geleistet, ermiszt man erst, wenn man bedenkt, sah fast
gar keine Vorarbeiten existircn, auf welchen er hätte mcitcrbauen können. Vielmehr
mußte er selbst ein massenhaftes, zerstreutes und verborgenes Material von Büchern,
Broschüren, Zeitungen, Zeitschriften, gedruckten und ungedruckten Aktenstücken u. s. m.
äußerst mühselig auskundschaften, sammeln, sichten und durcharbeiten. Aber das
Stosflichc überwuchert keineswegs, sondern ist mit strenger Ockonomie, unter Aus-
schcidung alles für das Thema unwesentlichen, wenn auch noch so interessanten Bei
Werks, klar, übersichtlich und anschaulich geordnet. Die Schreibweise des Verfassers
ist schmucklos und lebendig, seine Darstellung von gewissenhafter Treue, sein llrthcil
freimüthig und verständig. Er ist kein Anhänger des extremen Socialismus; er negirr
prineipiell die „utopistischen" Pläne der gewaltsamen Abschaffung des Privatcapitals
und die Rcalisirbarkeit des „Socialstaates" in absehbarer Zeit; er ist weit davon
entfernt, die vielfachen rohen und fanatischen Ausschreitungen ocr Arbeiterpartei zu übersehen
oder zu vertuschen und giebt wiederholt seinen aufrichtigen Abscheu vor vereinzelten
anarchistischen Vclleitätcn wie Verherrlichung des Königsmordes u. dgl. zu erkennen.
Aber er thrilt auch nicht den Standpunkt des extremen Individualismus, dem die
ganze proletarische Bewegung nur eine pathologische Erscheinung bedeutet. Er erblickt
in der freien ArbcitcrAssociation die normale Productionsform einer späten Zukunft,
welcher allerdings unsere Zeit wie überhaupt unsere ganze Culturcntmickclung zustrebt,
deren Eintritt aber erst die allgemeine Hebung des intellektuellen Niveaus der Massen
und eine ausdauernde rastlose friedliche Reformarbeit voraussetzt und daher noch
so unmeßbar weit entfernt liegt, daß praktisch damit vor der Hans gar nicht ge
rechnet werden kann. Immerhin würde aber auch selbst die friedliche Reform niemals
lediglich aus der eigenen freien Initiative der besitzenden Klassen hervorgegangen fem.
Und nur der extremste Socialismus, nur die blendende Aussicht auf ein mit einem
Schlagczu verwirklichendes allbeglückendcs Gesellschaftsideal, vermochte begeisterteApostelzu
werben, die Massen zu entzünden und dadurch schließlich auch die Biirgcrtlasse aus ihrer
Indifferenz gegen die Leiden des vierten Standes zu reißen. Von diesem Gesichts
Punkt aus gewinnt die Arbeiterbewegung den Charakter einer geschichtlichen Roth-
wendigkeit. Auch weist dieselbe bei den Führern wie bei den Arbeitern selbst nicht
nur eine respektable Summe von hervorragender Intelligenz und Befähigung auf,
fondern auch neben unleugbarer Frivolität und Verwilderung, eine oft wirklich
hochherzige Charakterstärke und idealistische Gesinnung, namentlich auch ein aufrichtiges
B,ldungsbcstrcbcn und ein starkes Solidaritätsgefühl gegenüber gewerkschaftlicher
Particularitätcn. Dafz der Autor diese helleren Züge seinem düsteren Gemälde offenbar
mit besonderer Genuglhuung eingefügt und überhaupt — unbeschadet seiner Objektivität
und seines grundsätzlichen Dissenses über Ziel und Wege der Socialrcform — seinen
Sympathien für die Sache der Arbeiter überall unverhohlen Ausdruck gegeben hat,
ist in unseren Augen nicht die kleinste Zierde seines Buches, welches Keiner, der für
die sociale Frage Interesse besitzt, lesen wird, ohne sich mit einer Fülle von Belehrung
und Anregung zu bereichern. Ii.

Gedichte von Hermann Friedrichs.

In sehr reicher Ausstattung hat die Verlagsbuchhandlung Hermann Friedrich?
Gedichte*) vor einigen Wochen erscheinen lassen, nachdem im vorigen Jahre seine
„Erloschenen Sterne", ein Theil des hier ganz Gebotenen, in der Presse bereits volle
Würdigung gefunden hatten.
Mit edler Sprache und großer Formengcwandtheit verbindet sich Geist und eine
Fülle reicher Gedanken, Die meisten Poesien, welche sämintlich der lyrischen Gattung

*) Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich,

angehören, bewegen sich auf italienischem Boden, nur wenige sind allgemein gehalten oder anderweitig localisirt. Leider zieht sich durch alle die Tendenz trostlosesten Unbesricdigtseins, was um so mehr überrascht, wenn man dem Verfasser persönlich näher getreten und sich an seiner lebensvollen Frische erfreut hat. Ein Mißbehagen an dem modernen Culturlcben significirt sich überall.
Wenn Horaz demselben Gefühl durch Schilderung reiner harmloser Naturvölker, oder durch Betäubung im Wein oder im Liebcsrausche Ausdruck giebt, so führt Hermann Friedrichs die Welt, an der er verzweifelt, unvcrschleicrt vor.
Fast keine Strophe ohne ein trübes Bild, nirgend eine Ermunterung, eine Hülfe, ein Trost für Diejenigen, die mit ihm auf dem unvollkommenen Erdball wandeln. Ju dem ganzen Romanzen-Cuclus „Octavia" und auch sonst noch im kaiserlichen Rom verweilt der Dich ter in derselben Stimmung. Die Rcolichkeit wird verfolgt und verbannt. Aber Friedrichs versteht wie Wenige, mit brennenden Farben zu malen, und wir bewundern die Kraft und Fülle seiner Sprache. „Rom im Rausch" ist eine wundervolle Leistung. Den Schlufzgcdanken dieses Cuclus hat der Verfasser in der Romanze vereinigt miederholt! r>s bis in iäsm. Friedrichs zeigt sich namentlich auch in dem dritten Abschnitt seiner „Gedichte", welchen er „Gestalt und Empfindung" betitelt hat, als ein echter Jünger der realistischen — nein, nicht nur der realistischen, der pessimistischen Schule. Er geht nach unserer Auffassung zu weit über die Ziele, welche die neuere Schule anstrebt. Schon in seinem Roman Margarethe Menkes lief; er die Wahrheit — sagen mir: eine gewisse Rohheit der Wahrheit — hervortreten auf Kosten der ästhetischen Forderungen. Zwei Gedichte, mie .lÄsäinieeiolä' werden fast zu Blasphemieen. Was den Bau der Gedichte anbelangt, so zeigt sich eine neue StropKenform: fünffüßige Jamben in dreizcilige Strophen gegliedert.
Alles in Allem ist das Buch ein Beweis ungewöhnlichen Talentes. Wer so zu malen, so zu reimen, so zu schildern vermag, der ist ein Dichter! — Aber erquicklicher wird es sein, wenn Hermann Friedrichs einmal aus seinem reichen Gefühlsleben hervorholt, was darin ruht, und uns seine Rosen ohne so viele spitze und verwundende Dornen bieten wird! Asrmaor, lleibsrz.'.

Bibliographische Notizen.

Historische Literatur.

Aus der großen Masse werthvollcr Publikationen, welche die historischen Studien in Deutschland zu Tage fördern, können wir nur diejenigen hier besprechen, welche nicht für den engen Kreis der Fachgelehrten, sondern sür dm weiteren Kreis der Gebildeten bestimmt sind. Die historische Literatur der letzten Jahre ist reich an Werken, welche mit tief eindringender Gelehrsamkeit in der Behandlung der Details eine hohe Kunst der Darstellung und eine weite Auffassung selbst eines zeitlich und örtlich engbcgrenzten Gegenstandes verbinden und dadurch dem Verständnis; des Laien nähergerückt werden. Die politische Entwickelung Deutschlands feit der Aufrich» tunq des Kaiserreichs hat diese Richtung der historischen Wissenschaft auf das Praktische auszerordcntlich gefordert. Die Nation soll aus der Erkenntnis; der Vergangenheit Lehren ziehen für die Gegen- I wart und Zukunft; dabei ist es nicht nölhig, das; man bei der Geschichte des eigenen Volkes stehen bleibe. Selbst das Griechenland und Italien der alten Zeil bieten mit ihren mannigfaliigen Staatsformen der Probleme genug, welche in den modernen Staaten Europas in fast gleicher Weise miederkehren. Und aus den Wechselbeziehungen zwischen der Wissen schaft und den Bedürfnissen der Gebildeten gehen die zahlreichen geschichtlichen Darstellungen aller und neuer Zeit her» vor, deren Merkmale wir soeben bezeichnet haben.
Die zweite Serie der Handbücher der alten Geschichte, welche diePerthe s'sche Verlagsbuchhandlung herausgiebt, eröffnet die Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia von Prof, Georg Busolt. Gotha.
Der I. Theil, der bisher erschienen ist, führt dieGeschichte dcsLandeS von der ältesten Einwanderung der Pelasger bis zum Be-

ginn der Perserkriegc herab. Entsprechend
dem Zwecke dieser Handbücher, für alle
wissenschaftlichen Untersuchungen eine so-
lide Grundlage zu gewähren, ist zunächst
der Feststellung der einzelnen Thntsache
die peinlichste Sorgfalt zugewandt morden.
Ist dieses geschehen, dann vereinigen sich
die zusammengehörenden Momente wie
von selbst zu einem großen Bilde, Durch
genaue Angabe der Quellen und der
neueren Literatur an der Spike eines
jeden Abschnittes bietet der Verfasser dem
Leser die Möglichkeit, das Dargestellte
zu contrvliren oder den einen oder andern
ibn intcrefsirenden Punkt weiter zu ver-
folgen, als es die Anlage des Buches
gestattete. Was Bufolt schon früher über
de» hier behandelten Zeitraum geschrieben
har, ist von Seiten der Fachmänner nicht
ohne Widerspruch geblieben. Wie wäre
das auch denkbar, bei der Lückenhaftigkeit
des Materials der der fehlerhaften Uebcr-
licfcrung! Manche Fragen werden nie-
mals einschieben werden, wenn nicht gerade
ein glücklicher Fund ein neues Licht über
eine dunkle Partie der Geschichte verbreitet.
Man denke nur an die jüngste Entdeckung
der Papnrusfragmcnte aus der Politik
des Aristoteles, welche über die ältere
attische Verfassung überraschende Auf-
schlüsse gebracht haben. Aber die Art,
wie Busolt seine und seiner Vorgänger
Ansichten darlegt, ist in hohem Ä'aßc
geeignet, in die Sachlichkeit seiner Dar-
stellung das größte Vertrauen zu setzen-,
ich verweise hierfür gleich auf den An-
fang des Buches, wo von der Compo-
sition der homerischen Gedichte ausführlich
gehandelt wird, — Der
Geschichte des römischen Kaiserreichs
von der Schlacht bei Actium und der
Eioberung Acgiivtens bis zu dem
Einbrüche der Barbar,n von Victor
Dürrn,. Aus dem Französischen
übertragen von Professor l>r. Gustav
Herzberg. Mit ca. 200« Illustra-
tionen in Holzschnitt und einer Anzahl
Tafeln in Farbendruck, l.Band. Ver-
lag von Schmidt und Günther in
Leipzig,
haben wir nach dem Erscheinen der zehn-
ten Lieferung im Maihrft des vorigen
Jahrgangs eine uussührlichc Besprechung
gewidmet. Mit der jüngst erschienenen
24, Lieferung ist der erste Band dieses be-
deutsamen Werkes vollendet. Die großen
Vorzüge, die wir schon damals hervor-
gehoben haben, zeigen sich womöglich
in noch hellerem Lichte, nachdem die
Geschichte der Nachfolger des AugustuS
aus dem julisch-claudifchen Hause abge-
schlossen vor uns liegt. Die Zeit des
Tibcrius mit itncm eigenartigen Gcgen-
scch seiner im Anfang o^rnünftigcn und
^ schließlich in maßlose Grausamkeiten aus-
artcnden Regierung, die Tollheiten eines
Caligula, die Schwäche eines Claudius,
der die Leitung der Geschäfte seinem
Weibe Mesfalina überließ, die Herrschaft
Neros, sie bnben in Duruli ei,.cn so vor-
trefflichen Darsteller gefunden, daß man
jede Person, jede Localität vor sich zu
sehen, jedes Ereignis; mitzuerleben glaubt.
Und diese Wirkung wird durch die zahl
reichen und gut ausgcfüdrtcn Abbildung-n
noch erhöht. Ein gut Theil des Erfolges,
den das Buch in Deutschland errungen
hat, ist allerdings auch dem Ucberseßer
Professor Herzberg und der Verlagsbucb
Handlung zu danken, welche bei einem
vcrhälinißmäßig billigen Preise für eine
wahrhaft luxuriöse Ausstattung gesorgt hat.
Franz von Löher, Beiträge zur Ge-
schichte unv Völkerkunde. 2. Band
Frankfurt n, M., Literarische Anstalt
Rütte» und Löning.
Ermuthigt durch den unerwarteten
> Beifall und die Verbreitung, welche der

, erste Band der Beiträge gesunden Hai.
babcn sich die Verleger und der Verfasser
I entschlossen, nachdem kaum ein Jahr dahin-
gegangen, einen zweiten Band folgen zu
lassen. Auch diesmal unterhält uns Löhcr
"ig «inuiki>5 ,'«b»8 or giiibuscwrn »Iiis:
^ bald belehrt er uns, das; die alten Ger-
manen keine Menschenopfer kannten, bald
fuhrt er uns die Zeit Heinrichs I,, der
> nach der Annahme neuerer Historiker eine
^ nationaldeutsche Politik mit Bewußtsein
! getrieben und durchgeführt hat, im Gegen-
sätze zur italienischen Politik seiner Nach-
folger, bald zeigt er uns in dem Lcbens-
! bilde der Nonne Hrosoiiha von Ganders ^
beim die Richtung der religiösen Poesie
der Ottonenzeil. Und dann vom Boden
Europas sich loslösend, wandert er Kin-
übcr in die neue Welt, dieser aus eigener
Anschauung kennt und wie Wenige zu
schildern weis;, Löhcr hat eine eigene
i Vorliebe für Amerika, ohne für die Schat-
tenseilen des dortigen Lebens blind zu
sein: die Essays „Gegensätze amerikanischen
Lebens zum europäischen" und «Kunst und
Wissenschaft der Amerikaner" enthalten
. eine Fülle der feinsten Beobachtungen.

Bibliographische Notizen,

J.Sander, Die Hugenotten und das »dirt van Nantes. Mit urkundlichen Bcig oben. Breslau, Wilh, Gottl. Korn.

Die zmcihundcrtstc Wiederkehr des Tages, an welchem der große Kurfürst durch das Edict zu Potsdam den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten „eine sichere und freye rstraits in alle seine Lande und Provincicn in Gnaden offcrirt" hat (W. Oct./8. Nov. 1685), bot dem Versnsscr die Bcranlassung, die Geschichte der reformirtcn Kirche in Frankreich seit den Tagen Franz I. und iorcr bedeutendsten Vertreter, wie Calvins und Theodor Bczas in großen Zügen zu schildern, um im Anschlüsse daran die Entstehung des Edicts von Nantes unier Heiniich IV. (15,98) und seine Aufhebung durch Ludwig XlV, (168S) ausführlich darzulegen, Einemertbvollc Beigabc des frisch und mit Wärme geschriebenen Buches 'bildet der umfangreiche Urkundenanhang, in welchem der Verfasser sogar über das in der Erzählung festgehaltene Jahr hinausgeht und die Denkschrift des Ministers Baron von Bretcuil vom Octobcr 1786 über die Lage der Calvinisten in Frankreich in deutscher Uebcrsetzung abdruckt. Selbst diejenigen, denen eine große Bibliothek die im Anhang benutzten Bücher zur Verfügung stellt, werden dem Verfasser für die wortgetreue Uebersctzung des Bekenntnisses der Rcformirten und des Edicts von Nantes zu Dank verpflichtet sein.

Memoiren der königlich ttteuszische» Prinzessin Friederike Sophie Wilhcli»inr, Markarimn von Bulirenth, Schwester FricorichS des Groszcn. Vom Jahre 1709 — 17«, 2 Bände, Vierte Auflage mit Illustrationen. Leipzig, H. Barsdorf.

Acht Abschriften dieser Memoiren sind bisher bekannt geworden. Je nach Laune und Stimmung hat die Prinzessin das einmal Niedergeschriebene überarbeitet und vermehrt, zu einer Zeit, wo weder das eigene Familienleben noch die Lage des preußischen Staates sie rechtfertigen konnte, über ihre Eliern und ihren Bruder derartiges niederzuschreiben, selbst wenn es der Wahrheit entsprochen hatte. Aber alle die skandalösen und pikanten Geschichten, die sie in den Memoiren erzählt, bilden eine um so härtere Anklage gegen ihre eigene Person, als sie »ach den Untersuchungen Rankes und Droiiscns zum Thcil als pure Ersindungcn, zum Theil als arge Entstellungen der wirkliche» Vorgänge bezeichnet werden müssen. Als zeitvcrtrcibende Lectüre sind die Memoiren recht interessant, als Geschichtsqucllc fast werthlos und nur mit äußerster Vorsicht zu benutzen. Bezeichnend ist es, daß der Leipziger Verleger bereits vier Auflagen des Werkchens veranstaltet hat.

Die Hanse und ihre Handclsvalitik. Vortrag von Prof, Dr. Dietrich Schäfer. Jena, G, Fischer.

Der durch fein preisgekröntes Werk „Die Hansestädte und König Waldemar ! von Dänemark" bekannte Verfasser schildert l in dem knappen Rahmen eines Bortrages die Entstehung, die Ausbildung und den Niedergang der deutschen Hanse, Unverkennbar ist die Tendenz, auf die große ! colonifatorische Bewegung, die jetzt durch ^ unser Volk geht, durch das Beispiel ! der Vergangenheit einzuwirken. Wie in de» Zeiten der Staufen, macht sich auch in unfern Tagen, nachdem Deutschland durch seine politische Einigung eine Welt- I stcllniig erlangt hat, das Bestreben mächtig ! geltend, nunmehr auf dem Meere die gebüh- ! rende Stellung zu erobern; wie damals, lo stehen auch heute neben den allgemein politi- ^ scheu die wirlhschaftlichen Beweggründe in ! vorderster Linic Emeindringendes Studium der hansischen Geschichte kann uns lehre»,

im Verfolg der colonisatorischcn Thiitig'
kcit die Fehler zu vermelden, die frühere
Geschlechter begangen haben. Mögen die
Lehren, die Schäfer i» seinem Vortrage
giebl, auf einen fiuchtbarcn Boden fallen
Bruno Gebhardt, GrschichtSwcrk und
Kunftwerk. Eine Frage aus der
Hisrorik. Breslau, Preuß und Jünger.
Nach den Ausführungen des Gieifs-
waldcr Professors Ulmann, welcher die
. Forderung, daß das Gcschichtswcrk ei»
Kunstwerk, die Geschichischieibung eine
Kunst sei, zurückgewiesen halte, tritt Geb-
haidt in dem einen Bogen starken Schrift-
chen von Neuem an die Prüfung dieser
Forderung heran. Nicht ohne Scharfsinn
dcfinirt er die Kunst als die Verschmelzung
des idealen Inhalts mit realer Formen-
gcstallung, als die Harmonie von Geist
und Maierie, und indem er aus den zwei
Arten der historischen Werke, den unter-
suchenden und darstellende», die elfteren
ausscheidet, gelangt er zu dem Resultat,
daß die darstellende GeschichNchreibung,
begründet auf Untersuchung und Kritik,
Kniistwcrke liefern soll uns Ihntsnchlich
, auch geliefert hat. Was Gebhardt vom

Historiker verlangt, deckt sich thcilwcise mit
dem, was Wilhelm von Humboldt in
seiner Abhandlung: „Ucber die Aufgabe
des Gcschichtfchreibers" ausgesprochen hat.
Das Schriftchen enthält anregende Gedanken,

Leopold von Ranke, Lichtstrahlen aus
seinen Werken. Gesammelt und mit
einem Lcliensabriß herausgegeben von
Arthur Winkler, Berlin, R. L,
Präger,

Ranke selbst soll eine lebhafte Freude
empfunden haben, als er zu seinem neun-
zigsten Geburtstage die „Lichtstrahlen"
erhielt. Er schien darin eine Ehre zu
erblicken, die bisher nur den größten
Geistern der Nation zu Thcil geworden
ist. Wir besaßen „Lichtstrahlen" aus den
Werken Goethes und Schillers, Lcssings
und Kants, aber noch keine aus den
Werken eines Historikers. In den zahl- !
reichen Schriften Ranlvs finden sich mic
dazwischen gestreute Perlen tiefe philo-
sophische Betrachtungen über den Menschen
und feine Entwickclung, über Religion
und Politik, über Staat und Kirche, über
Cultur und Sitte, über Staatsformcn,
über die öffentliche Meinung und die
Parteien, kurz über Alles, was im Ver-
laufe seiner historischen Darstellung einer
verallgemeinernden Betrachtung Werth er-
schien. Mit großem Fleiß und ebenso
großer Liebe hat sich Winklcr in das
Studium sämmtlichcr Schriften des
Meisters verlieft und die darin befind-
lichen Stücke von allgemeiner Bedeutung
gesammelt und nach ihrer Zusammen-
gehörigkeit geordnet. Wer das Buch be-
sitzt, wird es oft und gern zur Hand
nehmen: wo man es auch aufschlägt,
überall findet man Gedanken, die zum
Nachdenken auffordern. Als Einleitung
ist der Lcbcnsabrisj RankeS vorangcschickt.

Historisches Taschenbuch. Begründet
von ffrirdr. von Räumer Heraus
gegeben von Wilhelm Maurcn-
brech er. 9 Folge, 5 Jahrgang Leipzig,
F. A. Brockhaus.

Alle Jahre uni die Weihnachtszeit
sendet die bekannte Verlagsbuchhandlung
schon seit mehreren Dcccnincn einen Band
des historischen Taschenbuchs in die Welt,
Sie bekundet damit, daß sie sich nicht
an den kleinen Kreis der Fachgelehrten,
sondern an alle Freunde historischer
Studien wendet; und dementsprechend
gestaltet sich auch du' Wahl und die
Form der veröffentlichten Abhandlungen.
Der gelehrte Apparat der Noten und Ur-
kunden ist hier auf ein Minimum be-
schränkt, unbeschadet der Gründlichkeit des
Gebotenen: alle Theilc der Geschichte
sollen, wenn möglich, gleichmäßig vertreten
sein, und so ist auch in dem vorliegenden
Bande, welcher „Leopold von Ranke, dem
Meister Deutscher Geschichtswissenschaft
zum 90. Geburtstage" dargebracht ist,
weder das Alterihum noch das Mittel-
alter noch die neuere Zeit leer ausge-
gangen. Asbach zeichnet ein Lebensbild
des Tacitus, soweit es die dürftige
Ucberlieferung gestattet, und erörtert die
Tendenz des Agricola und der Germania.—
„Irmengard von Hammerstci»
deren Geschichte Professor Menzel er-
zählt, bietet ein rührendes Beispiel stand-
hafter Liebe dar, welche selbst dcn Satzun-
gen der Kirche sich nicht zu unterwerfen
vermag, Dic strenge Richtung, welche in
der deutschen Kirche des beginnenden
elften Jahrhunderts dic Oberhand gewann,
sah in dem verwandtschaftlichen Verhält-,
niß zwischen Irmengard und ihrem Ge-
mahl Otto einen Hinderungsgrund für
ein eheliches Zusammenleben. Es ist be-
kannt, daß Wllbrandt diesen Stoff drama-
tisch gestaltet hat. — Ten „Ausstand
Siciliens 1516" schildert Konrad Häbl er.
— Der durch Umfang und Inhalt be-

deutendste Aufsatz stammt aus der Feder
des Herausgebers, Professor Mauren-
brcchcr: Tridcntincr Concil. Vor-
spiel und Einleitung, — Professor
Hcinzc behandelt das Verhältnis; zwischen
der Pfalzgrnfin Elisabeth und
Dcscarlcs auf Grund ihres Brief-
wechsels, — S.Löwenfeld erzählt die Ge-
schichte des päpstlichen Archivs
bis zum Jahre 1817: dic Erschließung
der Balicanischen Archive durch Leo XIII.
und dic Berufung des Professors Hcrgen-
rölhcr als Präfccten derselben haben dir
Aufmerksamkeit der gelckrten Kreise von
Neuem auf dic dort befindlichen lite-
rarischen Schätze gelenkt. — Aus der
Geschichte unseres Jahrhunderts behandelt
Prof, Oncken dic Krisis der letzten
Friedensverhandlungen mit Napo-
leon I. (Febr. 1»l4). Der reiche Inhalt
des Buches bringt uns das vielcitirte Wort
Goclhes in Erinnerung: Wer vieles bringt,
wird manchem etwas bringen, man darf
aber diesmal auch den Schluß hinzufügen :
und jeder geht zufrieden aus dem Haus.

)n eigner Hache.

^er Aufsatz, den ich unter dem Titel: „Idealismus und Naturalismus in Berlin" im November-Heft des vorigen Jahrgangs von „Nord und Süd" über den Proccsz Griif veröffentlicht habe, hat sich nicht des Beifalls des früheren Schieferdeckermeifters und jetzigen ModcllsteherS Wilhelm Hammermann zu erfreuen gehabt. Ich musz gestchen, dah es mir auch nicht darum zu thun gewesen ist, mir diesen Beifall zu erwerben. Man erinnert sich der wichtigen Rolle, welche der Modcllstehcr Hnmmcrmann in jenem zu einer traurigen Berühmtheit gelangten Processe, als dessen Hauptvcranlasscr er zu betrachten ist, gespielt hat. Wie alle andern an dem Processe Betheiligtcn, so habe ich auch den Zeugen Hammcrmann in meinem Aufsatze zu charaktcrisircn gesucht, und diese Ehcirakterisirung erachtet der p. Hammcrmann als bclcidigcnd sür sich und seine minderjährige Tochter Helene.

Einige Wochrn nach Veröffentlichung meines Aufsatzes hat er mir zunächst eine offene Postkarte zugeschickt, welche von der Postbchörde mit dem amtlichen Vermerk versehen wari „Wegen beleidigenden Inhalts zurück an den Absender," Trotzdem ist diese Postkarte, ich weiß nicht auf welchem Wege, in meine Hände gelangt. Sie ist in demselben Ton gehalten wie die sonstigen aus den Verhandlungen sattsam bekanmcn stilistischen Ergüsse dieses schreiblustigcn Herrn, und enthält die ebenfalls nicht ungewohnte Drohung mit einer Klage.

In der That erhielt ich später auch eine Ladung, mich zum 12. Januar zu einem von dem Schiedsmanns meines Bezirks anberaumten Termine, dem sogenannten „Siihncversuchc", einzufinden. Diesmal hatte sich noch ein anderer Hauptbelostungszcuge aus dem Graf fchen Proccsz, der Stellmacher Kühnle — derselbe, der sich die von Herrn Proffessor Griif an die Mitglieder der Familie Rother gerichteten Schiiststücke heimlich angeeignet und dem Hammermann behufs Einrcichung der Denuncialion gegen Graf und die Familie Rocher zur Verfügung gestellt hatte — dem Schritte seines Freundes angeschlossen. Ich theilte dem Herrn Schiedsmann brieflich mit, das? ich mich nicht veranlafjt siihlea könnte, mit den beiden Zeugen Hammcrmann und KUHnlc in persönlichen Verkehr zu treten, und leistete daher auch der Vorladung keine Folge. Der Stellmacher Kiihnlc scheint sich inzwischen eines Andern besonnen zu haben und die Frage, ob er von mir beleidigt sei oder nicht, auf sich beruhen lassen 5« wollen.

Dagegen hat der frühere Schiefcrdcckcrmcistcr und jetzige Modellstchcr Hammermann, unter Vorlegung des ihm vom Schiedsmann zugestellten Schriftstückes, welches bestätigt, das; der Sühneversuch ohne Erfolg geblieben ist, in der Anmeldestube des Königlichen Amtsgerichts I. am 25,. Februar die Privatklngc gegen mich wegen des in „Nord und Süd" erschienenen Aufsatzes, durch den er selbst und seine minorenne Tochter Helene beleidigt sein sollen, eingereicht.

In der Begründung der Klage werden auncr der Gcsammtheit des Aufsatzes, der als chrenkränkend für Hammermann und die -einigen dargestellt wird, noch achtzehn besonders hervorgehobene Stellen aufgeführt, die den vom Kläger behaupteten beleidigenden Charakter haben sollen.

Ich werde scincrzeit über den weiteren Verlauf dieser Sache das Erforderliche mitlheilcn.

Berlin, im März IS»«.

Paul Lindau.

^52
Nord und ^iid.
im, 1I»rrv, ?«tlt« Vills. ?»ris, ^ulss I>Srv.
^r»>sl»ut»l!»>>»i'. t>»n>is,irt vinok nnck
von Ksell», !,« »,l«rine X»N«i> »»k IS ?rln,
dslit^l, ^ ^ ' ^ ^I^.X
<lickt«^ 8tr»ssbur^, ,s, U. Dä. U«it2 (Neil/
»üniollt »lou iilvkt k^in H^nckKvcK cksr mskr
r . .'. .'.rinis I'>,>!»>i»«? (VvnuiNkk. v. r«K>Ii>,
Ssdistsn II. II«kc, l<»ii«is,rr. ?Ku.
Kilasts XVvlt' Viv„, Ver>»zs v,,» v»r>
SrotlKu», ^MNimt, Lmck von, Ltrmnr/ <Ivr
»»»«lliil ,^ IKrl, <Zu»N««. OicKtnnxvn, v«tsr
ttodreonl, A»x, II,,n«u in Rostocli, IZstKsvnv,
Biini, Ur, Usrvn., I^dsns-^nnck Vglkkr»«».
l>, X, Ilsdor <>i» <Z«w>imIoKrs L?tr!ceKInnM,,.
?K, tirisdu,,» V«7l,i< ^ ?«rnsu>.
in ««vill». Visu, I'ssi, I^eixzix, ^.
st»ll»r, UvinricK^ von , I's IgMicllnnnssoll >u«
XVnIä nnck Uoonlsnu, Zluncwm »nck I»iz«ij?.
I^ir- un,i IIiu„ii>u<:K Mr ^rvkitekt«, und
Nslvli, I>>>iarn, UlicKo in »on5cd?nledei>
N»vu» >nlsrn»i>«n»>« liouxioms »uns?. ?«u>e
V III. 4, b, U,, IX, 4, 5>. t'loion^v, jvir?«u»ir
S»0K, Läuarä. »cnlsgii^ntsr inr VnIKsKilcku»?,
Uc kr I, Xiiindvnz, Vvrl^,'vm> VSrloin K O>.
Druck und vorlag vo„ ^chottlacnder i„ Breslau,

M
1SSS°,, rrisc/is Füllung. 1SSS°,, »5s>^5*

VSsUederVerZsnä
. ,<?«°S.
,rKr,!<Z°,Zt'°K,
csrlsbsöer
Hau««
u",,,»qi>PWMn>M,>'">'I"n>>'iMMViI>M'NU>'"MMWMW^^^
8pr»ile! 8»Ii.
8pruitel 8»if«.
Lz»l.8szoe«

MlllllllllUMIIIIIIIIIIIIIIIIIIllllllllllllllllllllllllllllllllllllllllllllllNIIIIIIIIIIIIIlllllll
ru bewirken 6urcd cli«
l.öde> ZcKottlaenljök-, Lak-Isbac! Mkmsn
sovie ijurcd
IsdörsevisoKs Vöpöt8 in llon grösst«« 8tsätsn sllsi' WsINnoil«.

Vor ^I^LN ^VLK^s Iäfe1^88erii rükmlicdst
au8Ae?eicKnet auf äer
älWILI^MK, 1884.
backen,
I?«<Ien IZil,je»,
I^>ml>er^,
fiärmen,
«erlin,
Rielesel,!,
lioclinm,
IZonn,
Lräunscliwei^
Breslau,
l^ublevi,
(Coburg,
5>/^ >Z
l'resel.I.
l^rex^nzcn,
Onrtmund,
Dresden.
Ilüren,
Oii»«elllf>rt,
I?II,ersel<1.
Ullvv^njzen,
l^reiliurg
Kl. silädkacli,
liürlit?.,
Utile ii/8„
rlaml»>rj?,
Hamm i/V.,
I l»nnover,
IlarKur^,
1jei<I<?IIirrg,
IleiII>rnnn,
ttersor^I,
In»«I»ti>cIt,
Kniüenilaiilern,
KarKruIie,
Kempten iV.,
Köln.
I.»n<!l»>,
Ixiip/.i?,
I.i»1«!>;^nilsen,
Ivlnin?.,
XlaniiKtim,
>iün«t>>r i ,
f>snäl>riick,
I'Ia»en i/V.,
pazen,
tXems^en,
Ii«mscnei<>.
Luftbrücken,
5!«K>verin,/>>
^leltin.
^Vie^lioten,
^Viir^bur«,
?>veikri>cken

Mai 1886.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Ernst Ha ecket.
Radirung von U?ilhelni Rrauskopf in München.

.Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats In Heften mit je einer «unstbeilage.
preis pro ÜZuarlal (Z lzefie! ö Mark. —
Zille Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.
ü^I Alle ans den redactionellen Inhalt von „Kord lind Süd^ bezüglichen
Sendungen sind an die Kedsttion nach Breslau, Siebenh„fenerstrasze ohne
Angabe eines Personennamens zn richte»,

Verlsz von. L L^Kov^uÃ¼^ inÃ¶restÂ«!

Nord und SÃ¼d.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben
r>oÂ»
Paul Lindau.

XXXVII. Band. Mai Md. Heft ^0.

WreÃŸlsu.
Druck und Verlag von ?. ?chottlaendcr.

Georg Hansen.

von

Adalbert Meinharde

— Hamburg. —

s giebt Menschen, deren Wesen so einheitlich ist, deren Denken
so gerade, daß sie die krummen viel verschlungenen Zackenwege
anderer minder grvß gearteter Naturen kaum begreifen. Führt
aber das Leben sie mit svlchcn in Berührung, so werden sie ihnen unter-
liegen, eben weil sie die Stärkeren sind. Denn es gilt leider hier nicht die
Regel, daß der bessere Kampe obsiegt. Je selbstloser ein Charakter ist, desto
leichter wird er dem Egoismus Anderer zum Opfer fallen, wird er sich miß-
brauchen lassen. Nnd je reiner sein Streben, um so bitterer wird er die
Niederlage empfinden, die er selbst sich bereitet hat.

Ich kannte einen solchen Menschen.

Frühmorgens am Gründonnerstage lwtte ich. von den warmen Strahlen
der kostlichen Aprilsvnne gelockt, ein Buch unter den Arm genommen und
wollte in die Campagna hinaus. Ich lebte damals schon lange in Rom
»nd wußte unweit der Via Appia mir ein gar heimlich stilles Platzchen zum
Lesen wie zum Nichtsthun und Träumen, Aber ich bin nicht so weit gekommen.
Hatten mich schon vor verschiedenen Kirchen die bunten Gruppen der Cam-
pagnolen aufgehalten, die andächtig singend von der einen zur anderen zogen,
so brachte nahe dem Lateran die Menge mich anS meinem Schlendcrschritt
vollends zum Stillstand, Denn allda, vor der Thür der Capelle, welche
die Scala santa enthält, hatte sich ein dichter Haufe von Betern und Zu-
schauern angesammelt, die nur allmählich, mehr geschoben als gehend, den

schmalen Eingang «reichen konnten. Es war heute der grüße Haupttag für dies Heiligthum, der Tag, an welchem Jesus selbst die Stufen erstiegen haben soll, die zu dem Hause des Pilatus hinausführten und die, der fromme,, Sage zufolge, hier wieder aufgerichtet sind. Des zum Geoächtniß wird diese Treppe jetzt noch immer von gläubigen Pilgern auf ihren Knieen andächtig erklommen.

Ich war schon früher dadrinnen gewesen und hatte das mittelalterliche Schauspiel mit schmerzlichem Entsetzen betrachtet. Und dennoch bin ich wieder gekommen. Es ist ganz gut, während man in der kiihlklciren Luft dieses neunzehnten Jahrhunderts die Welt wohlgeborgen vor allen alten Schäden wähnt, sich gelegentlich eine Mahnung daran zukommen zu lassen, daß mit all' den Errungenschaften modernen Wissens wir es noch nicht gar so weit gebracht haben.

Auch heute, als ich von dem Sonnenschein draußen in den engen, dumpfig düstern Raum trat, durchschauerte mich unsägliches Mitleid mit den Armen, die sich hier die Knie wund drückten, in ihrem frommen Wahn befangen. Nchen der Thür, an dem kleinen Tischchen faß ein Beamter in geistlicher Kleidung, beschäftigt, den Pilgern die Bescheinigung auszustellen, daß sie die Treppe betend erstiegen haben. Vor ihm standen wartend zwei Frauen von Albano. Sie konnten selber das Blatt nicht lesen, das er ihnen einhändigte. Aber ich sah, wie eine Jede den unsaubern Schein andächtig küßte, bevor sie ihn zusammengesaltet wie ein Amulet in ihr Mieder schob. Auf der heiligen Treppe knieten Campagnolen, Männer, Frauen und Kinder, hohläugig mit fieberblassen magern Gesichtern. Daneben eine reich-gekleidcte, vornehme Dame, deren Schleppe lang hinter ihr die Stufen hinab-hing. Sie hatte ein hübsches Kind an der Hand, ein Mädchen von sechs Jahren etwa, mit blondem Haar und neugierigen Augen, das im Knien unablässig das Köpfchen drehte, bald rechts und bald links. Und die seidene Schleppe der Mutter hob sich rauschend um eine Stufe, oder um zwei? Sie war sehr praktisch diese Schleppe, denn sie verdeckte das Vorwärtsrutschen und Niemand konnte unterscheiden, ob die Dame im Eifer des Betens nicht etwas schneller als sonst üblich nach vben rückte. Nun, das wäre wohl auch »och kein Unglück gewesen. Denn, da das Gebet auf einer jeden von den achtundzwanzig Stufen für neun Jahre im Boraus Ablaß aller Sünden gewährt, so müßte sie fast die Lebensdauer Methusalems zu erreichen wünschen, um der vollen Zahl zu bedürfen. Der Lakai, der wartend mit Sonnenschirm und Mantille seiner Dame neben mir stand, bemerkte ihr kleines Manöver gleichfalls. Denn unsere Blicke trafen sich und der betreßte Weltweise in den sammetnen Kniehosen mit silbernen Knöpfen zuckte die Achseln, als wolle er sagen: As. <:Iio volst«! Auf eine Stufe mehr oder minder kommt es nicht an.

Und mit einem ähnlichen, mitleidig verächtlichen Kopfschütteln war ich schon im Begriffe mich abzuwenden. Da sah ich . . . Wieso mein Blick

zwischen all' den bunten Gestalten gerade auf diesen unscheinbaren Mann
abgelenkt wurde, das kann ich nicht sagen. Vielleicht eben deshalb, weil
neben den braunen Kutten der Mönche, neben den malerischen Trachten der
Campagnahirten. den schillernd hellen Toiletten der Damen, der farblvs schlichte,
moderne Rock sich wie ein Anachronismus ausnahm. Vielleicht aber nur,
weil der Träger desselben langsamer aufwärtsrückte als jene. Er überschlug
gewiß keine Stufe. Es war ein Nordländer, hätte auch nicht das blonde
Haar ihn verrathcn, ein Nordländer in seiner ganzen Haltung. Die mächtigen
breiten Schultern waren freilich Alles, was ich von dem Manne sah, der da
vor mir kniete. Aber an diesen Schultern allein meinte ich seinen Charakter
zu kennen: ein Mensch ohne Falsch, ehrlich und gerade, dem es Ernst war,
heiliger Ernst mit Allem, was er unternahm, der weder seinem Gott noch
Seinesgleichen Sand in die Augen zu streuen vermochte. Und dennoch . . .
weshalb kniete er hier? Er paßte nicht hierher. Er war Protestant, vom
Wirbel zur Zehe, in jeder Bewegung, jeder Falte dieses trotzigen, nordischen
festen, eigensinnigen Mannesnackens. Fast mußte ich über mich selber lachen,
daß ich einen modern bekleideten Torso so eifrigem Studium unterzog. Auch
wäre ich wohl fortgegangen, ohne noch die Frage zu löfen, wie das Gesicht
des blonden Hünen zu seinen Schultern stimmen mochte, hätte mich nicht
das Gedränge neu eingetretener Pilgerschaaren wider Willen festgehalten. In-
zwischen war mein Unbekannter, nachdem er seine mühselige Buße vollendet
hatte, droben, im Halbdunkel, vor den vergitterten kleinen Fenstern der aller-
heiligsten Capelle Sancta Sanctorum meinen Blicken eine Minute lang ent-
zogen. Gleich darauf kam er, mit festen sicheren Schritten alle Anderen
überholend, die breite Treppe herunter, welche, neben den geweihten heiligen
Stufen, zu alltäglichem Gebrauch dient. Er ging schnell, als ob es ihm eile
fortzukommen. Ich sah ihn noch zu dem Tisch des Geistlichen treten, sah,
wie er jenem ein schon beschriebenes Blatt hinreichte, welches man ihm
gestempelt zurückgab. Ein richtiger frommer Wallfahrer also, der. bevor er
die Scala santa kniend erklomm, allem Anschein nach in sämmtlichen sieben
Pilgerkirchen von Rom an demselben Morgen sein Gebet verrichtet hatte.
Und doch legte er diesen vielbedeutendcn Schein, der ihn freisprach von allen
Sünden, begangenen, wie noch zu begehenden, ohne ihn weiter anzusehen,
in eine dicke schwarzlederne Brieftasche, von kaufmännisch allerpraktischstem
Zuschnitt. Mit gemessener Ruhe knöpfte er seinen dunklen Rock sorgfältig
darüber zu. Jetzt erst näherte er sich dem Ausgang. Geraden Wegs kam
er auf mich zugeschritten. Nun stand er vor mir. hob den Blick und . . .
Wir prallten Beide zurück. Unwillkürlich hatte ich laut seinen Namen,
gerufen. Er aber, bleich bis in die Lippen, stand bei meinem Anblick starr.
Hätte ich ihn nicht rechtzeitig erfaßt und aus der schwülen menschenerfüllten,
weihrauchdunstigen Capelle mit mir hinaus in die freie Luft des Platzes
gezogen, ich glaube er wäre zusammengebrochen.
Was war das? Wie kam dieser Mann hierher? Ich kannte ihn wohl.

Vor wenigen Jahren war ich bei einem Besuch zu H. in das Haus seiner
Eltern eingeführt worden. Sein Vater, Chef der Firma Jürg Hinrich
Hansen und Compagnie, war ein Kaufmann nach alter Art, einfach und
streng in seinen Grundsätzen. Der Sohn hatte, wie man mir damals
erzählte, sich nur schwer und nach mancherlei Kämpfen entschlossen, dem
Wunsche des Alten Folge zu leisten und in das Geschäft einzutreten; doch
galt er jetzt — wie jung er auch war — für ausnehmend tüchtig. Dabei
besaß er die regsten allumfassendsten Interessen, eine große Bclesenheit und
einen freien offenen Blick für Menschen und Dinge. Mir war Georg Hansen
durch sein frisches, energisches Wesen schnell lieb geworden und in den kurzen
Wochen unserer Bekanntschaft nähergetreten als mancher Andere. Und diesen
Menschen, den Abkömmling einer, in jener norddeutschen Stadt hochgeachteten
altprotestantischen Patrizierfamilic nun als Beter auf der Scaia santa zu
sinden! Konnten ihn seine künstlerischen Neigungen der Kirche in die Arme
geführt haben? Es schien mir kaum faßbar.
Da er stumm blieb und ich nicht wußte, was ich denken noch sagen
sollte, murmelte ich Etwas von einem unerwarteten Zusammentreffen, von
der Aussicht, noch öfter in Rom ihm zu begegnen, und wollte grüßend mich
entfernen.
Er aber legte die Hand wie bittend ans meinen Arm. „Nein," sagte er
mit leiser Stimme, „gehen Sic nicht von mir. Lassen Sie mich nickt allein.
Ich ertrage eS nicht, daß Sie mich verachten. Da Sie mich nuu doch einmal
hier sahen, mochte ich Ihnen wcnigstcns sagen, Ihnen zu erklaren ver-
suchen ..." Doch die Rede erstarb ihm auf de» Lippen.
Er ging noch ein paar Schritte schweigend, gesenkten Hauptes neben
mir her. Aber ich merkte, daß er kaum mehr vorwärts konnte. So fragte
ich ihn. ob er sich nicht ausruhen wolle, er scheine ermüdet. Er nickte dazu.
Und sich mit der Hand über die Augen salirend, sagte er: „Sie haben Recht,
ganz Recht, ich merke es selbst jetzt. Tie lange Reise die Näckte hindurch
und dann heute Morgen . . . Man muß eben Alles erst erlernen und ich
war es bisher nicht gewöhnt." Er starrte wieder vor sich hin.
Doch als ich ihm vorschlug, in den nahen Lateran ans ein paar
Minuten einzutreten, um sich auf einer der Bänke drinnen zu erholen,
schauderte er förmlich zurück. „Wieder in eine Kirche! Nein! Ich bitte Sie.
verschonen Sie mich. Ich war schon in so vielen heute, ich kann nicht mehr."
Auch dazu, in eine Trattorie in der Nähe zu gehen und bei einem
Glase rothcn Landweins sich zu erquicken, schüttelte er ablehnend den Kopf:
Er sei ein schlechter Zechgenuß, meinte er. Nur nach Stille und srischcr
Luft begehre es ihn. sonst nach nichts ans der Welt.
So nahm ich ihn denn beim Arme und führte ihn den kurzen Weg
zwischen den Mauern zur Villa Wolkonsky. Es ist das einer von meinen
vielen, ungezählten Lieblingsplätzen in und um Rom. Der Garten stand heute
dem Publikum offen, schien aber zu dieser frühen Stunde noch wenig besucht.

Wir gingen den kiesbestreuten Pfad am Hause vorüber, bis zu einer halb-
runden Bank, die sich mit dem Rücken an einen der cvheubewachseuen Pfeiler
der alten Acqua Claudia anlehnt. Die zur Ruine gewvrdene Bogenreihe des
einstigen römischen Aquäductes durchschneidet den Garten. Ueber uns waren
in das Mauerwerk Statuenfragmente eingelassen, Bruchstücke hier gefundener
Bauten und geborstene Jnschrifttafcln, Vor uns lag ein Beet voll blühender
Rosen, von den graugrünen stachlichtcn Formen breitblätteriger Agaven um-
rahmt. Darüber hinaus sah man auf den weiten Platz vor dem Lateran,
bis zu der Kirche Santa Croce in Gerusalemme hinüber, zu welcher die Stadt
mauer sich in einem großen Bogen hinzieht. Jenseits dehnte sich die Cam
pagna, die rothlich sanft gewellte Fläche kaum unterbrochen von einem Ge-
höft, einem verfallenen Grabmal, oder den weitgcschwuugene» Linien der alten
Wasserleitungen, Drüben ragte in der Ferne das Gebirge klar, deutlich, greif
bar, mit seinen Städtchen, seinen Kirchen, den einzelnen Villen, den weißen
Häusern von Frascati. Und über Allem blauer Himmel und goldige Helle
nnd römische Sonne!
Wir saßen schweigend eine Zeit lang. Mein Begleiter hatte die Arme
über der breiten Brust verschränkt, sein Hut lag neben ihm auf der Bank.
Das blonde Haupt emporgerichtet, blickte er gerade vor sich hinaus auf die
Campagna und auf die Berge, Aber in seinen graublauen Augen war
kein Widerschein zu sehen von all' dem fröhlichen Lcnchten dort draußen.
Plötzlich wandte er sich zu mir: „Sie wundern sich, daß ich so gefühllos
diese balsamische Luft cinathme. und mich nicht an dem Bewußtsein allein,
daß es römische Luft ist, erlabe? Sie haben Recht. Damals, als Sie bei
uns waren, da meinte ich in meiner Sehnsucht nach Italien, eS müsse noch
einmal so kommen, daß wir uns hier träfe», ich träumte von reichen
beglückenden Tagen auf klassischein Boden. Nnd nun Sie mich heute an
einen Punkt geführt haben, von welchem aus alle Wunder dieses einzigen
Erdenfleckcns sich meinen staunenden Augen gleichzeitig erschließe», vermag
ich doch nicht in ihrem Anschauen mein eigenes kleines Leid zu vergessen."
Ich sagte ihm, daß bei ihm gewiß, wie bei so vielen, Rom erst mit
der Zeit seinen heilenden Einfluß bewähren könne. Ich denke, er werde
die Villa Wvlkvnsky in Zukunft wohl noch froheren Muthes gern uud oft
aufsuchen.
„Oft?" — mit derselben raschen Wendung drehte er wieder den Kopf
zu mir hin. „Oft? Ich reise mit dem Abeudzuge. Ich bin einmal hier und
werde wohl in diesem Leben nicht wiederkehre».
„Aber," fragte ich staunend, „sagten Sic denn nicht, daß Sic die letzte
Nacht durchgereist und erst heute Mvrgen hier angelangt seien?"
„So ist es. Um fünf Uhr kam ich hier an. Und um sieben Uhr
Abends geht der Zug fort, mit welchem ich zurückkehren muß. Ich war
dann 14 Stunden in Rom. Scheint Ihnen das nicht genug?" — Und ein
iriibcs Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Lieber Freund." entgegnete ich, „Sie sind mir ein Näthfel. Und da Sit,'
das wissen und vorhin selbst den Wunsch durchblicken ließen, sich mir zu
erklären, so will mir scheinen, es wäre jetzt die richtige Stunde und hie»
der geeignetste Ort dafür."
Er sah mich lange ernsthaft an. „Nein," sagte er langsam und schürtelkc
den blonden Kovf, „nein, es ist bester, wenn ich es für mich behalte." Dann
saß er eine kurze Weile, in sich versunken, vornüber gebeugt, und starrte
mit umdüsterter Miene auf den Boden. „Als ich Sie vorhin, dort an der
Treppe, so plötzlich mir gegenüber erblickte," begann er endlich, „da ist mir
gewesen, als müsse ich Augenblicks ersticken, wenn ich nicht mein Leid und
meine Schmach einmal nur hinausschreien könnte. Ich meinte es nicht
ertragen zu können, in Ihren Augen als Abtrünniger oder, noch schlimmer!
als ein Heuchler zu erscheinen! Jetzt, ist das vorüber. Das da hat mir
doch gut gethan." Er deutete mit einer Handbewegung auf die sonnenhelle
weite Campagna. „Es sind da draußen noch ganz andere Opfer gebracht,
andere Kämpfe ausgekämpft worden, als der zwischen mir und meinem Ge-
wissen. So bin ich wieder zu mir gekommen. Es ziemt mir nicht, gleich
einem Knaben, mein zerbrochenes Spielzeug zu bejammern. Ich that. was
ich that, weil es mir in der Minute als Pflicht erschien. Vielleicht war
es das nicht. Wer kann es wissen? Jedenfalls will ich versuchen, mein
Leben auch noch nach diesem Tage weiterzuleben, so gut ich es vermag.
Und deshalb — denken Sie von mir was Sie können — aber lassen Sie
mich schweigen."
Ich mußte ihm meine Hand Hinhalten. „Georg Hansen, gestehen Sie
mir Nichts oder Alles, wie Sie wollen. Ich kann Ihnen nur das Eine
sagen: Sie mögen thörichl gehandelt haben, aber, was es auch gewesen ist,
was Sie zu dieser Wallfahrt trieb: daß Sie weder ein Heuchler sind noch
ein Schwächling, das glaube ich verbürgen zu können."
„Ich danke Ihnen!" Er war aufgesprungen und schüttelte mit seiner
Hünenkraft mir die Hand, „Sie wissen nicht, wie wohl Sie mir thun, wie
Sie mir das Herz erleichtert haben! So sehr," fügte er nach kurzer Pause
hinzu, „daß ich jetzt fast meine, das Andere sei auch zu überwinden. Ich
möchte hinter mich werfen können, was einmal geschehen ist. und genießen,
daß ich in Rom bin. Wollen Sie mir dazu verhelfen? Wollen Sie mir
noch ein wenig von Ihrer Zeit gönnen nnd mir zeigen, so viel sich in den
kurzen Stunden hier sehen läßt?"
Ich war gern bereit, ihn zu führen Draußen, vor dem Thor der
Villa, fand sich ein Wagen und so fuhr ich denn mit ihm zu den wichtigsten
Plätzen und den berühmtesten Bauten der Alten: dem Colosseum, dem Forum
Romanum, dem Pantheon und dem Cavitol. Er war nie ein Schwätzer
gewesen und sprach auch jetzt nicht eben viel. Aber jedem seiner Worte
merkte man das Interesse für das, was er sah, die Freude daran und
das offene Verständnis; an. Ich habe kaum je einen intelligenteren

Jünger umhergefiihrt, unter all' den vielen künstlerischen Freunden und
Fremden, denen ich bei meinem langen Aufenthalt in Rom als Cicerone
dienen mußte.
Als wir zum Schluß zu dem capitolinischen Museum hinaufgingen,
leuchteten seine ernsten Züge wie in feierlicher Spannung. Aber gleich
droben, da wir vor den sterbenden Gallier hintraten, umdüsterte die Stirn
sich ihm wieder. Er begrüßte die herrliche Statue wie einen lieben alten
Bekannten. „Armer Freund," begann er langsam, „Du hast es erkannt, daß
alles Ringen und Kämpfen vergebens, und daß für eine verlorene Sache
Sterben süß, daß es das Leichtere ist. Und nun schaust Du ruhig zu, wie
Dein warmes Herzblut dahinstrvmt, und Du mochtest es nicht hemmen, selbst
wenn Du es könntest. Wer nur am Ende wäre wie Du! Aber die Hoffnung,
das Zutrauen zu Anderen und schließlich sich selbst noch verloren haben und
weiterleben ... Du weißt es nicht, wie bitter das ist."
Er stand eine Weile, still, in sich versunken, den Hut in den Händen,
als stünde er wirklich in Gegenwart eines Sterbenden. Dann aber wandte
er sich zu mir: „Wenn es Ihnen recht ist," sagte er in seinem gewöhnlich
ruhigen Ton, „so gehen wir jetzt. Ich denke, ich habe für einen Tag mehr
als genug. Nach dem da." er deutete auf den Gallier, „möchte ich doch
nichts weiter sehen." Und er schritt mir voran die Treppe hinunter.
Als ich, ein paar Stunden später, auf den Bahnhof kam, von ihm
Abschied zu nehmen, sagte er, mir die Hand schüttelnd nochmals: „Haben
Sic Dank für Alles, Alles! Aber — wenn Sie es irgend vermögen! —
vergessen Sie diesen Morgen und mich." Damit sprang er in sein Coup5
und zog die Thür zu. Der Zug dampfte fort, ohne daß er mich noch
gegrüßt, ohne daß ich fein Gesicht noch an, Fenster gesehen hätte.
Es sind seitdem mehr als zehn Jahre vergangen.
Ein paar Mal, da ich mich in Deutschland aufhielt, hätte sich mir,
wenn ich gewollt, wohl die Gelegenheit geboten, ihn zu treffen. Die Freunde
schrieben niir dringende Briefe, daß ich wieder nach H. kommen müsse.
Aber — ich weiß nicht, was es war — eine vielleicht übertriebene Scheu
hielt mich zurück. Ich wußte, daß ich mit Georg Hansen dort zusammen-
kommen würde, und ich meinte zu fühlen, wie wenig er das wünschen könne.
So verschob ich meine Reise von Jahr zu Jahr. Wenn ich durch gemein
same Bekannte gelegentlich von ihm reden hörte, so geschah es immer mit
dem Ausdruck der höchsten Achtung, ja der Bewunderung für seine Tüchtigkeit
und seine Erfolge. Es schien sich äußerlich in seinem Dasein nicht das Ge-
ringste verändert zu haben.
Doch endlich, im Herbst vor einem Jahre, brachte ein Zufall mich ihm
in den Weg, fv unerwartet wie damals in Rom.
Ich hatte mich mehrere Wochen lang in Paris aufgehalten, rüstete
mich am Abend zu reisen und benutzte den letzten Mvrgen, da alle meine

sonstigen Pflichten abgethan waren, zu einem Gang, den ich immer bisher versäumt, zu einem Besuch an dem Grab Heinrich Heines, Es war um die Zeit, wo der Streit um seine sogenannten Memoiren alle literarischen Kreise erfüllte. Ich hatte mich dadurch anregen lassen, Manches neu und mit neuer Freude zu lesen, und meinte nun als ein guter Deutscher, auch einmal zu seiner Ruhestatt hinauspilgern zu müssen.

Ich bin sonst kein Freund von Friedhofsbcsuchen, Auch stimmte der Anblick des öden Grabhügels mit feinem Schmuck von Todtenkränzen aus schwarzen Perlen mich minder weich, als am Abend vorher mein altes abgegriffenes Bündchen, das Buch der Lieder es gethan. So schlenderte ich von seinem Denkmal weiter durch die langen Reihen der Leichcnsteine, um zu einem Punkt zu gelangen, von welchem aus man den Blick auf Paris erfassen konnte, das, in rosige Hcrbstnebcl gehüllt, weit ausgebreitet unter mir lag. Ich war dabei, ohne es zu beachten, von dem Hauvtwegc abgekommen. Erst als ich an einem Eiscngitter einen Mann in einer Stellung tiefster Trauer lehnen sah, ward ich meines Jrithums gewahr. Unwillkürlich hemmte ich den Schritt und wollte mich abwenden, ihn nicht zu stören. Aber gerade mein Zögern und Innehalten mochte ihn aufmerksam machen. Er hob den Kopf, der ihm tief auf die Brust gesunken war, wandte sich gleichfalls und — Georg Hansen stand mir gegenüber.

Er erkannte mich sofort. Doch nicht mit einem jähen Erschrecke» wie einst in Rom; sondern er nickte, streckte mir seine Hände entgegen und sagte: „Noch eben gedachte ich Ihrer, Sie haben mir damals Muth zugesprochen. Sie sehen, ich habe Wort gehalten und weitergelebt, wie schwer mir's auch schien . . . Und da ist nun das Ende!"

Wir standen zusammen vor dem Gitter, hinter welchem sich zwei erst kürzlich aufgeworfene Grabhügel befanden. Auf einem jeden erhob sich ein einfaches Kreuz, das ein Täfelchcn mit dem Namen trug: Honri ^.irnö, Vimints clu ?1««8»u und llc>rt«u«s ct« Livrv. nßcz <1n 1^!««8äc:.

Er pflückte von einen, nahen Baume die welken röthlichen Blätter und streute sie über die beiden Gräber, „Erde zu Erde," sprach er leise, „lebt wohl, meine Freunde, und schlummert sauft. Wir werden uns nicht wiedersehen."

Und er ging mit festen Schritten die Allee hinunter, dem Ausgange zu.

Drunten forderte er mich auf, mit ihm seinen Wagen zu besteigen. „Da der Zufall zwei Mal in so ernsten Wendepunkten meines Lebens uns zusammengeführt hat," sagte er, „so meine ich sast es als einen Wink ansehen zu müssen, daß wir uns nähertreten sollen." Doch auf der langen Fahrt durch Paris verhielt er sich schweigsam. Wie ehemals in der Villa Wolkonsky saß er etwas vornübergebeugt, den Blick gleichsam nach innen gerichtet. Doch sein Gesicht erschien verändert, die Wangen eingefallen, riefe

Gcorg Jansen,
Züge um Mund und Augen, und Haar und Bart waren weiß geworden,
weit mehr, als es seinen Jahren entsprach.
Als der Wagen vor seinem Hotel hielt, wollte er mich mit sich hinauf-
nehmen. Ich sagte ihm, daß mir nicht viel Zeit übrig sei. weil ich noch
heute abreisen müßte. Doch das schien ihm eben recht. „Ich reise auch
bald nach Hause zurück." erklärte er mir, „und so. im flüchtigen Beisammen-
sein, bevor wir nach Süden und nach Norden uns entfernen und vielleicht
wieder auf Jahre hinaus einander aus den Augen verlieren, kann ich Ihnen
am besten erzählen, was Sie nun doch einmal wissen müssen."
Er hatte mich indessen in seine Wohnung, ein hübsches Zimmer im
Entresol des Hauses, geführt, stellte Wein und Cigarren vor mich hin, und
wahrend drunten der laute Strom des Pariser Lebens vor den Fenstern
auf- und niederwogte, durchmaß er mit großen Schritten das Zimmer, die
Hände auf dem Rücken. Plötzlich hob er das Haupt empor, mit der alten,
rasch entschlossenen Bewegung nnd sah wie einst aus jungen Augen, klar
mir entgegen.
„Sei's darum. Es soll keine Entschuldigung sein, keine Verteidigung
meines Handelns; und gewiß keine Anklage Anderer. Ich hatte gedacht,
die Geschichte jener Tage und meiner Schwäche mit mir in das Grab zu
nehmen. Aber da der Zufall Sie schon zur Hälfte eingeweiht hat. so ist
es vielleicht besser, ich sage Ihnen selbst, wie es dahin kam. Sonst möchte
künftig ein ebenso unerwarteter, unberechenbarer Umstand Ihnen noch de»
Rest enthüllen und, wer weiß! vielleicht falsch, vielleicht mir oder Jenen,
meinen armen Freunden, zum Nachtheil. Es lebt heute Niemand mehr,
dem es weh' thun könnte. Meine Mutter ist todt, ich stehe allein und die
beiden Anderen . . ," Er schob sich einen Stuhl gegen das Fenster, so
daß sein Gesicht im Schatten blieb, während er sprach.
„Ich werde ziemlich weit zurückgreifen müssen." begann er, „um Ihnen
recht erklären zu können, wie es kam, daß Henri und Hortense du Plessac
zu meinem innersten Leben gehören. Zurück bis vor mehr als zwanzig
Jahren, zu der Zeit da ich jung war. Ich weiß nicht, ob man Ihnen
erzählt hat, daß ich nicht der einzige Sohn meiner Eltern gewesen bin.
Die beiden Anderen hatte man von jeher bestimmt, das Haus des Vaters
fortzuführen. Ich sollte studiren, thun was ich wollte, mich ließ man frei.
Und ich hatte seit frühester Kindheit für diese, meine goldene Freiheit die
allerschönsten Pläne gemacht; ich wollte Schriftsteller, Künstler werden, ich
träumte davon, einst berühmt zu sein. Da kam das Unglück. Unerwartet,
in einem Jahre, kurz nacheinander, starben die beiden erwachsenen Brüder.
Nun war ich der einzige Erbe der Firma. Mit der Freiheit war es vorbei.
Kaum, daß der Vater mir noch Zeit ließ, mein MaturitUtsexamcn zu machen.
Dann nahm er mich sofort in's Geschäft. Ich sah wohl ein, daß es sein
mußte. Doch wie schwer es mir wurde! Als die Genossen auf die Uni-
versität sortzogen, dahin und dorthin, kam ich mir wie ein Gefangener vor.

Die Arbeit im Comptoir war mir verhaßt; das Kaufmannsgeschäft mit
dem ausgesprochenen Zweck des Geldverdiencns verachtete ich und verschloß
geflissentlich die Augen gegen die vielen und großen Ziele, die ein echter
Kaufmann erreichen kann. Auf meine Mitarbeiter im Geschäft, auf die
jungen kaufmännischen Bekannten, die mir geblieben, sah ich von meiner
erhabenen geistigen Höhe stolz hinab. Ich war eben sehr jung. Meine
einzige frohe Hoffnung richtete sich dahin, daß ich, sobald ich mündig sein
würde, der drückenden heimischen Enge entfliehen und in Italien ein Jahr
lang frei fein, schauen und studiren wollte. In Betreff des Geldes war
ich längst mein eigener Herr. Ein alter Onkel hatte mir sein kleines Ver-
mögen hinterlassen, über das ich nach meinem Ermessen schalten durfte.
Wie ich nach einer solchen Reise es tragen wurde, mich in das frühere Joch
des Geschäfts wieder geduldig einzufügen, daran dachte ich einstweilen nicht.
Nur, daß ich dieses Ziel erreichen, daß ich, wenn auch nur kurze Zeit, frei
in einer anderen, schöneren, geistig reicheren Umgebung athmen wollte, das
stand mir fest.

Es war mitten im heißen Sommer, ein Sonntag, der einzige Tag in
der Woche, an dem ich thun konnte was ich wollte. Ich war, um der
Schwüle der Stadt zu entgehen, weit hinaus auf den Fluß gerudert. Doch
fand ich es draußen wenig besser und ich weiß noch, wie ich bedrückt von
der Schwere der Luft die Bücher von mir warf, die ich zum Studiren für
meine Reise mitgenommen, und mich in den Grund des Bootes streckte.
Denn viel schöner als in jenen Büchern, standen die herrlichen Kunstwerke
Italiens vor meinem Geiste. Und lustiger als in der Neisebeschreibung
sah ich in meinem wachen Träumen die Abenteuer, die mir auf meinen ein-
samen Fahrten zustoßen sollten, und in denen ich mich selbstverständlich immer
als Held beweisen würde. Darüber halte ich nur vergessen zu beachten,
daß mir jetzt schon, hier auf dem wohlbekannten Flusse auch ein Abenteuer
drohte, das recht unbehaglich zu werden versprach. Das Wetter hatte sich
plötzlich verändert. Die Schwüle, die über dem Wasser lag, hatte sich noch
drückender zusammengezogen, der Himmel war von Wolken verfinstert, und
von Zeit zu Zeit zuckte weit hinten am Horizonte ein gelber Schein auf.
Erst als der Wind, der Vorbote des nahenden Gewitters, mein Boot erfaßte,
daß es auf den Wellen tanzte, merkte ich, was um mich her vorging,
und rüstete mich eilig zur Heimfahrt, Um desto schneller zurückzugelangen,
spannte ich das Segel auf, und so ging es mit der aufkommenden Fluth,
vor dem Westwind her, vorwärts, schnell wie im Fluge. Aber das
Wetter war noch geschwinder. Schon saufte mir ein Stoß in mein Segel,
daß ich es kaum noch zu halten vermochte. Ich sprang vorwärts es zu
reffen, mußte dabei das Steuer lassen, das Schiff kam in's Schwanken, ein
Wirbelwind erfaßte es, warf es auf die Seite und dos leichte Fahrzeug
kippte um. Ich rang mit den Wellen. Noch suchte ich mich wieder in's
Schiff zu schwingen. Da riß es ein erneuerter Windstoß von mir fort, eS

jagte vorüber, flußaufwärts, der Stadt zu. Mich selber aber erfaßte die
Fluth und trieb mich mit der Strömung weit ab vun dem Lande. Ich
trachtete nur nach links zu gelangen, weil ich wußte, daß sich dort eine
Sandbank befinde. Aber, hatte ich mich sonst wohl für einen leidlichen
Schwimmer gehalten, dem ähnlich lange Strecken im Wasser zurückzulegen
leicht war, so engten mich jetzt die Kleider ein, ihre Schwere zog mich
nieder. Auch mochte die vorhergehende Arbeit am Segel und Ruder meine
Kräfte vermindert haben. Ich merkte, wie mir die Arme erlahmten.
Immer wieder spannte ich meine Muskeln an; so oft ich auch meinte, mich
ein gutes Stück näher zum Strande gebracht zu haben, so oft erfaßte mich
wieder die Strömung und riß mich zurück. Und wenn ich den Kopf aus
dem Wasser erhob, lag das Land noch dunkel und fern, unerreichbar vor
mir. Dazu hatte der Wind sich noch stärker erhoben, die Wellen rollten
über mich hin, ich fühlte meine Kräfte schwinden, ich wußte, daß ich nicht
weiter konnte. Machtlos, hülflvs, meinte ich mein letztes Stündlem mir
schon nahe.
Da, als ich den Kopf kaum noch über Wasser zu halten vermochte, da
packt es mich plötzlich. Nervige Finger reißen mich vorwärts, auf den
Sand und in die Höhe. Triefend, halb bewußtlos, mich schüttelnd, stehe
ich, meiner selbst kaum mächtig, auf einen festen Arm gelehnt. Und eine
weiche Stimme spricht tröstlich mir zur Seite: ,.N«n »mi, Sie sind am
Lande, erholen Sie sich."
Ich schaue mich um. In dem unsicheren Lichte erkenne ich einen
jungen Mann, kaum älter als ich,
„Es war Ihnen unbehaglich zu Muthe, gestehen Sie es nur, in der
Feuchtigkeit da drunten," sagt er zu mir,
„Sie haben mir das Leben gerettet, und mit eigener Lebensgefahr!"
rufe ich dankbar.
Er aber schüttelt den Kopf und lacht: „Ah bah, ich holte mir nasse
Füße, das ist Alles. Und Sie zog ich aus dem tiefen Rinnsal, in das
Sie im Dunkeln gerathen waren, nur auf den Sand. Bei hellerem Wetter
hätten Sie selbst wohl die Richtung gefunden. Denn, das ist wahr, Sie
können schwimmen. Auch der Neid muß es anerkennen." Darauf bückt er
sich, um sein Anglergeräth. das am Boden lag. auf die Schultern zu laden,
und bedeutet mich ihm zu folgen, denn ich müßte ermattet und kalt sein.
Doch da ich im Gehen noch ein Wort von meiner Dankbarkeit sagen
wollte, blieb er abermals stehen: ..Unn «luzi-, wenn einer von uns Beiden
Grund hätte, dem Anderen eiwas zu danken, so wäre ich es. Sic haben
mir ganz unerwartet das in diesen zahmen Zeiten so seltene Vergnügen
verschafft, einem Menschen daS Leben zu erhalten. Ich muß gestehen,
das ist mir neu. Ich hatte es mir minder leicht vorgestellt. Wenn Sie
nun vollends mir eine Freude bereiten wollen, so kommen Sie mit mir,
lassen Sie mich Sie kleiden, speisen und wärmen, wie einst irrende Ritter

vv» ihren Errettern sich Herbergen ließen. Es ist doch hübsch, wenn ich heute
Nacht mich mit dem Bewußtsein in's Bett legen kann, ein Wühlabgerundeies
Abenteuer erlebt zu habe», das mir Stoff zum Dichten giebt."
„So haben wir Beide den gleich?» Gewinn." entgegnete ich. »denn auch
ich möchte danach streben, alle menschlichen Empfindungen kennen zu lernen,
um sie einst künstlerisch zu verwcrthen. Nnd auch mir war es bis zu diesem
Tage nicht beschicken, mich aus Gefahren von Unbekannten erläsen zu lassen
Darum, Sie mögen sich dessen weigern, so viel Sie wollen, ein Stückchen
von dem Menschenleben, das Sic sich hier aus dem Wasser holten, bleibt
Ihnen gewidmet zum Gegendienst."
„Es sei," sprach er heiter, „ich nehme es an. Wenn ich einmal eine5
Retters bedarf, so rufe ich Sie mir und keinen Anderen, Zählen Sic
darauf."
Als er so sprach, fuhr aus dcn Sturmwolken uns zu Häupten ein
Blitzstrahl hervor und zeigte uns eine Sccunde lang deutlich Einen dem
Anderen, Ich blickte in das schönste junge Männergesicht, das ich im Leben
gesehen habe. Nnd wie wir sv standen, Auge in Auge und Hand in Hand,
da ist mir gewesen, als ob das Herz mir aus der Brust fort und zu ihm
hinüberginge.
Die Dunkelheit hatte uns schnell wieder umhüllt. Zugleich entlud sich
prasselnder Regen ans dcn schwarzen Wolken iibcr uns, der Sturm wchlc
mit verdoppelter Gewalt, Mein jungcr Netter mußte all seine «rast daran
fetzen, sich und mich in der Finsterniß von der Sandbank über ein zweites
tiefes Rinnsal bis an den Strand und weiter hinauf an das Land zu bringen.
Ich war so erschöpft, daß ich allein kaum zu gehen vermochte. Er aber
stützte nnd lcuete mich, nnd sprach — ich weiß zwar längst nicht mehr,
was, nnd wußte es selbst wohl damals kaum — in der halben Bewußt-
losigkeit, in der ich mich befand, war nur das Eine mir vollständig klar,
daß ich noch nie, sv weit ich irgend denken konnte, einem anziehenderen
Menschenkinde begegnet war.
Wir stiegen mühsam bergauf durch einen Hohlweg, der vom Strande
zu der großen, viclbefahrcnen Landstraße cmporfiihrt, welche sich mit dem
Fluß parallel bis zur Stadt hinzieht. Ich wollte von hier aus, da ich
den Weg nun kannte, nach Hause. Doch mein Begleiter litt es nicht. In
der Wcißdornheckc zur Rechten öffnete er eine niedrige Pforte nnd geleitete
mich, der ich nur schwach widerstrebte, über den Rasen zu cinem aller-
thümlichcn Hause.
Hell schimmernde Tänlen, in dem frostigen gräcisircnden Stil vom
Ansang dieses Jahrhunderts bildeten eine prunkhafte Front und verkleideten
das einfache Landhaus mit seincm tief niedergehenden Strohdach. Ich
kannte das Alles. Auf Ritten und Fahrten war ich alljährlich unzählige
Male vorübergckommcn. Das „französische Haus", wie man es nannte,

nahm sich in dcm dichten Buschwerk des verwilderten Gartens seltsam aus.
zwischen all den eleganten und modernen Villen, die rechts und links mit
ihren wohlgepflegten Parks an die Chaussee stießen. Es hieß, das; das
Haus zur Franzoscnzeit von einem vornehmen Emigranten gebaut worden
sei. Und es stand nicht in dem besten Rufe. Man erzählte sich noch jetzt
allerlei bedenkliche Dinge von dem Treiben jenes ersten Besitzers. Ich hatte
nie davon gehört, daß das alte verödete Gewese jetzt wieder bewohnt sei.
Doch mein junger Führer schritt mit der ruhigen Sicherheit eines
Mannes, der bei sich daheim ist, dem Hause zu. Ich bemerkte auch eine»
Lichtschein, der zwischen den Säulen des Eingangs hervor über die bröckeligen
Stufen fiel. Bei unserem Nahen zeigte sich in der vffeiien Hausthür eine
schmächtige Kindergestalt in dunkler, fast ärmlich knapper Kleidung.
„Rst-es tm, Henri?" rics sie in die Nacht hinaus; ,,«iün, entin, Oieu
««it ^K, <zus ,i/»i eu penr!" Und ganz noch von ihrer Angst
beherrscht, flog sie über die Sinsen hinunter, ihm entgegen.
Er hob das leichte, zarte Figürchcn schnell in die Höhe.
„Hast Dn Dich wieder einmal geängstigt, kleines Hausmütterchen?
Da, fieh her, was für einen großen Fisch ich sür uns zum Souper aus
dcm Flusse zog," Und er deutete auf mich.
Aber das' kleine Madchen schauderte sichtlich vor meiner triefenden
Erscheinung zurück und klammerte sich an die Hand des Bruders-
„Komm doch. Oh, Henri, scherze nicht so. ^lu möre ist schon ängst-
lich, weil Du gar so lange fortbliebst."
Er schüttelte unzufrieden den Kopf. „Diese Frauen!" sagte er zu
mir gewendet; „sie führten am liebsten mich wie ihren Schooßhund immer
an einem seidenen Bande. Wenn ich Ihnen rathen soll, mein Freund, so
lassen Sie sich von Mutter und Schwestern nicht so zum Sklaven machen,
wie Sie hier sehen, das; ich es thue."
Das sagte er mir, der ich, besonders seit dem Tode der Brüder, von
der zärtlich beengenden Angst und Sorge meiner Mutter auf Schritt und
Tritt umgeben war.
Inzwischen hatte er mich wieder beim Arm erfaßt und führte mich
unter den Säulen hindurch in ein niedriges, großes Zimmer, das die volle
Breite des Hauses einnahm. Nur in einer Ecke desselben brannte ein Licht.
Es hing ein Madonnenbild dort an der Wand, und auf einem Betschemcl
davor hatte eine schwarze Gestalt gekniet, die jetzt, von dem Geräusch unserer
Schritte auf deni unbedeckten Holzfußboden aufmerksam gemacht, sich erhob
und uns langsam entgegenkam. Das Kind hatte sich zn ihr geflüchtet und
hielt ihre Hand.
„Ämi til«, wen bringst Tu mir?" fragte die Dame mit unruhiger
Stimme. Sic sprach französisch, während die beiden Geschwister vorhin sich
abwechselnd auch des Tcutschcn bcdicnt hatten.

Adalbert Meinhardt in Hamburg.
Henri näherte sich ihr mit einer ehrfürchtigen Bewegung, die zu seinem sonst raschen Wesen im Gegensatz stand,
„As mors," begann er in bescheidenem Tone, „erlauben Sie, daß ich diesen jungen Mann auf mein Zimmer führe? Er hat auf dem Flusse soeben einen Unfall erlitten, und ..."
„Es versteht sich von selbst." unterbrach sie ihn mit Würde, „daß wir einem Bcrnnglückten Gastfreundschaft gewähren. Thu' für ihn, was Du kannst, Hortense wird Dir alles Nöthige schaffen."
Er küßte dankbar ihre schmale, mit schwarzen Halbhandschnhen bekleidete Hand. Jetzt erst, als sie mit der Linken zärtlich ihm über die Locken strich und erschrocken darauf die Finger von seinem feuchten Haar zurückzog, konnte ich erkennen, daß sie blind war.
„Dn selbst, mein Sohn," rief sie, „Du selbst bist durchnäßt. Auch Du bist in Gefahr gewesen!"
Er lachte. „)Ia nMe! Ich stand festen Fußes auf dem Sande und habe mich nur ein wenig gebückt, diesen Herrn hier aus deni Wasser zu holen."
Ich aber beeilte mich, ihr zu sagen — mein auf dem Gymnasium erlerntes Französisch erlaubte mir nicht, mich sehr wortreich auszudrücken, daß ich ihrem Sohn das Leben verdanke.
Es war rührend zu sehen, wie darauf die Blinde tastend nach des Sohnes Haupt griff. Sic drückte ihre zitternden Lippen auf seine Stirn und rief dabei mit leiser Stimme die Heiligen an, um ihnen zu danken, daß ihr Sohn so gut sei, so hülfreich und muthig. Das kleine Mädchen, das mit ängstlich großen Augen daneben stand, hatte seine Hand ergriffen und küßte sie ihm.
Der junge Mann scheute sich sichtlich, mir, dem Fremden, solch ein Schauspiel zu geben. Er entzog sich, so schnell er konnte, ihren Umarmungen. Es gelte vor Allem, erklärte er, seinen Schützling, für dessen Wohlbefinden er sich einmal verantwortlich fühle, schleunigst zu erquicken.
Nun wandte sich die Sorgsamkeit und aller Eifer der Beiden mir Acrmstem zu. Ich war ihnen plötzlich wichtig geworden als ein lebendiger Beweis für die Tapferkeit ihres Sohnes und Bruders.
Aber Henri fühlte Mitleid init mir. Er brachte mich vorerst auf fein Zimmer, mir mit seinen Kleidern auszuhelfen. Das hielt aber schwer, denn nichts wollte für meine Größe passen. Er kam darüber in die aus-gelassenste Stimmung, so daß er mich mit zur Heiterkeit fortriß. Ich muß auch wohl einen sonderbaren Anblick in dem Eostllm. das er mir schließlich zusammenstellte, geboten haben, denn selbst über das ernsthafte Gesichtchen der kleinen Hortense huschte, da sie mich wieder eintreten sah. etwas wie ein leichter Schimmer bvn kindlich froher Lustigkeit.
In dem Salon war schon der Tisch für mich gedeckt. Es stand ein Blumenstrauß darauf in einem altertümlichen Gefäß, und um meinen

Teller lag ein Zweig halbgeöffneter blaßgelber Rosen. Der einfache Imbiß
war mit einer Zierlichkeit hergerichtet, wie ich sie daheim kaum kannte. Das
Ganze muthete mich wundersam fremd an. Die Kleine, die auf lautlosen
Suhlen durch das Zimmer glitt, bediente mich selbst mit ihren feinen zarten
Händen wie ein elfenhafter Geist.
„Sie müssen borlieb nehmen," sagte die Hausfrau mit ihrem würde-
vollen Anstand, „Sie finden uns hier schlecht installirt, wie man es eben
in der Fremde, auf Reisen ist. Denn Sie können wohl denken, daß wir
dieses alte Haus, welches ein Vorfahr meines Sohnes, der Chevalier
du Plessac, erbaut hat. nur vorübergehend bewohnen. Wenn Sie in Toulouse
uns einmal besuchen, werden wir Sie dort besser empfangen."
Ich bemerkte, daß Henri verlegen schweigend zu Boden sah. Und ich
beeilte mich ihr zu erklären, daß ich von der Aufnahme entzückt sei. Ich
würde ihrer Gastfreundschaft gern noch größere Ehre angethan haben, hätten
mir nur nicht die Glieder vor Frost geklappert. Mir war, in meinem
schon halb fieberhaften Zustand, als ob ich plötzlich aus der alltäglichen
Wirklichkeit mitten in eine Märchenwelt versetzt sei. Die alte Dame mir
gegenüber mit ihrer aristokratischen Ruhe, mit den großen, weitgeöffneten
Augen, vor denen ich mich unwillkürlich meines derberen Wesens schämte,
obwohl sie mich nicht sehen konnte; das Kind mit dem frühreifen Schmerzens-
ausdruck um die feinen blassen Lippen, und endlich mein Retter! sie schienen
mir alle wie liebe, altbekannte Gestalten der Phantasie, die aus ihrem
Rahmen gestiegen waren und hier lebendig sich bewegten, mir zur Freude.
Doch die Gräfin riß mich aus meiner Betrachtung empor! »Haben
Sie nicht auch eine Mutter?" fragte sie mich. Und da ich bejahte: „Und
Sie bleiben so ruhig hier, Henris Geplauder anzuhören, während Jene
nicht weiß, wo Sie sind, vielleicht erfährt, daß Ihr Boot gekentert, sicher
wartet und sich ängstigt. Wenn mein Sohn mir solches thäte! ..."
„Ich wußte nicht, daß es schon spät sei." sagte ich linkisch.
Er sprang eilig auf. „Ns mörs, verzeihen Sie ihm," bat er sie;
„er wäre sofort nach seinem Unfall heimgeeilt, hätte ich nicht ihn zurück-
gehalten. Denn ich wollte mir die Freude nicht nehmen lassen, ihn zu be-
wirthen und zu erfrischen, nachdem ich ihn mir aus dem Wasser geholt."
Die alte Dame seufzte leise. — „Denke an Ander/!," sagte sie.
Und er, lachend: „Wozu denn, m» möre? Wenn Sie doch an Alle,
an die Fremdesten selbst denken und für sie sorgen?" — Mit seinem ritter-
lichen Anstand küßte er ihr die Hand.
Sie konnte nicht anders, anstatt ihn zu schelten öffneten ihre Lippen
- sich zu einem zärtlichen Lächeln, „(."est un Arsnd msuvais «uM c^uo ««
Mu-yon 1»," sagte sie zu mir gewendet; „msis ^ue voulsx-vou»? il sst si
von eut'ant!" — Und mit ihren tastenden Fingern streichelte sie den Arm
des Sohnes, den sie noch festgehalten hatte.
„8i b«n snkmt! das ist es eben," murmelte Henri, als er mich auf

Adalbert Nein Hardt in Hamburg,
der dunkeln Chaussee noch eine Strecke begleitete — er mußte mich im Gehen stützen, denn noch immer wollten die Glieder mir nicht gehorchen ; — „wäre ich weniger leicht lenksam, bestünde ich fester auf meinem Willen, es wäre besser für mich und für Alle. Aber, wie Sie uns soeben gesehen haben, arm wie wir sind und hier gleichsam in der Verbannung lebend, um m«'ö hält noch immer unverbrüchlich fest an der Fiction der alten Zeit, und ich mag ihr nicht ihren Trost benehmen. Sie denkt, ein Plesfac sei auserwählt unter allen Männern, ihm müßte das Leben sich wie von selbst zum Glücke fügen. Daß auch ein Plessac arbeiten, daß er streben und ringen müßte, um Etwas zu werden, das begreift sie nimmer und will es nicht hören. Ich weiß, es bräche ihr das Herz, wenn ich diesen Grund-sätzen zuwiderhandeln, wenn ich bei der jetzigen Regierung einen Dienst annehmen oder sonst aus meiner Stellung heraustreten wollte. Ich aber will ihr nicht Schmerz bereiten, Sie hat ihr Augenlicht verloren, weil sie zu viel hat weinen müssen. Um mich, ihren Sohn, soll sie auch nicht eine Thräne mehr vergießen. — Wenn das alte Haus erst verkauft sein wird." fuhr er nach einer Pause mit der einfachen Offenheit fort, die mir so fremd und anziehend war. „denn nur deshalb sind wir nach H. gekommen, dann denken wir eine Pilgerfahrt nach Rom zu machen, die in» möre einst ge-lobt hat, da sie mich als Knaben dem Tode nah' glaubte. Sie hofft dadurch von meinem Haupte alles Unglück, alle Laster meiner Ahnen fernhalten zu können. Das wundert Sie? Eben deshalb erzähle ich Ihnen von jenem Plane. Denn wenn Sie uns näher kennen würden, möchte Sie wohl noch so Manches bei uns in Erstaunen versetzen. Ja, Sie sehen es, wir sind anders als man hier zu Lande ist. Ich weiß ungefähr, wie nnsere Nach barn und auch sonstige gute Bürger dieser Stadt über uns denken. Und so glaube ich denn, es wird besser sein, wenn unser kleines Abenteuer mit dieser einen Begegnung abschließt. —Nein, sagen Sie mir Nichts dagegen!" rief er fast heftig, als ich vrotestircn wollte. „Meinen Sie, es siele mir nicht gleichfalls schwer, Sie zurückzuweisen? Wir hätten Freunde werden können, das fühle ich deutlich. Doch wir sind nun einmal aus zwei allzu-verschiedenen Welten. Die Ihrige mag die bessere sein, mir aber erscheint sie zu nordisch kalt und zu vernünftig. Meine Welt muß Sie veraltet bedünken, schwächlich und unwahr. So taugen wir eben nicht zu einander. Und deshalb —" wir waren inzwischen bis an das Stadtthor gelangt, vor welchem er stehen blieb — „deshalb leben Sie wohl! Ich werde Ihnen ein gutes Angedenken bewahren, sollten wir auch im ganzen Leben uns nie mehr sehen."

Ich hielt seine Hand sest: „Aber wenn wir uns wiedersehen, bald schon, morgen. — wollen wir dann Freunde werden?"

Er machte sich los von mir. „Besser nicht. Wenn ich Ihnen rathen soll, so kümmern Sie sich nicht um uns. Ihre Bekannten und Berwandten werden Ihnen das Gleiche sagen."

Ohne ein weiteres Wort des Abschieds wandte er sich von mir fort
und eine Secunde später war er in der Nacht, auf der langen Chaussee,
meinen Blicken entschwunden.
Ich aber schleppte mich mühsam nach Hause. Ich war entschlossen
am nächsten Morgen ihn aufzusuchen; es galt zu beweisen, daß ich nicht sei
wie jene Anderen. Daraus aber sollte nichts werden. Denn am Morgen
lag ich im Fieber. Sie mögen leicht die Sorge und Angst meiner Eltern
ermessen, deren einziger Sohn ich jetzt war.
Wie Sie mich da sehen" — sagte Georg Hansen lächelnd — „bin ich in
den vierzig Jahren meines Lebens nur dies eine Mal krank gewesen. Aber
wenn einen so kräftig gebauten, starken Menschen ein Fieber backt, so pflegt
es ihn, sagt man, ärger zu rütteln, als Andere, die sonst empfindlicher sind.
Ich lag mehrere Tage lang bewußtlos. Nur ein Erinnern quälte mich,, undeut-
lich, angstvoll: der Gedanke, daß ein Mensch, dem ich viel schuldete, dem ich
sehr gut war, an mir zweifeln müsse. Doch wußte ich weder, wer er sei,
noch worin ich mein Wort ihm nicht gehalten. Ich muß in meinen Phan-
tasien unaufhörlich nach dem Unbekannten gerufen haben. Als ich endlich
wieder zu klarem Bewußtsein zurückgelangt war, fragte meine Mutter mich,
wer jener Freund sei. von dem sie Nichts wisse?
Mit einem Schlage trat bei ihrer Frage mir erst Alles wieder in
das Gedächtnis;, Das niedrige Zimmer, die Blinde, das Kind und Henri
mit seinen geistreichen Augen. — „Mutter," rief ich erfreut, ,.so waren es doch
keine Fieberlräume! Es ist Alles wahr. Und ich kenne den Menschen, den
ich meinen Freund nennen möchte. Es ist derselbe, der mich vom Ertrinken
gerettet hat, dem Du allein mein Leben verdankst!"
Doch als ich ihr nun den Namen nannte, sie bitten wollte, ihn zu mir
zu rufen, da legte sich etwas wie ein Schleier über die Augen meiner.
Mutter. „Der!" sagte sie langsam. „Wohnt denn wieder ein Plessac
draußen, in dem alten, verfallenen Hause?" Und sie sprach eilig von
etwas Anderem.
Auch als ich in den nächsten Tagen wieder und wieder es versuchte, sie
auf dieses Thema zurückzubringen, wich sie mir aus. So befragte ich eines
Abends, da er neben mir am Bett saß, meinen Vater geradezu nach den
jetzigen Bewohnern des französischen Hauses.
»Die Leute sind kein Umgang für Dich," sagte er kurz. „Der Vater
ist berüchtigt als Spieler, er hat seine Familie schon seit Jahren im Stiche
gelassen und treibt sich in Nizza und anderen Spielbädern herum. Ein
Legitimist und starrer Anhänger des Roy Henri V. liegt er mit allen be
stehenden Regierungen in ewigem Streite."
„Aber der Sohn?"
„Von dem weiß ich nichts. Die Mutter soll fanatisch bigott und so
hvchmüthig sein, daß sie ihre kleine Tochter lieber wild umherlaufen läßt,
als daß dieselbe bei ihren Nachbarn mit Kindern nichtadeliger Familien

unterrichtet würde. Und doch mußten sie aus ihrer Heimat fortziehen, weil
sie tief in Schulden steckten und ihnen nichts mehr geblieben war als hier
die Besitzung. Kauft ihnen nicht irgend ein guter Freund allernächsten^
das alte Anwesen draußen am Fluß ab, das freilich nicht viel Werth sein
mag, so werden sie auch hier nicht lange mehr leben können."
„Das mag Alles wahr sein," konnte ich nur wiederholen, „aber der
Sohn?"
„Muß eben von demselben Schlag sein. Adeliger, Katholik und
Franzose!" sagte mein Vater, der noch von der alten Schule war und
einen gesunden, zähen Haß auf alles „ausländische Wesen" hegte.
„Hat er je irgend Etwas gethan, was ihm zum Vorwurf gereichen
könnte?" fragte ich abermals dagegen.
Doch es ward mir zur Antwort: „Er hat eben gar nichts gethan.
Er thut Nichts und ist Nichts. Ein Cnvalier, wie sein Großoheim war,
der das französische Haus gebaut hat, und wie alle die Plessacs. Kein
Mensch, der zu uns paßt. Du willst mir nicht glaube»? Nun mein Sohn,"
sagte er, „so thu' was Du willst. Du bist ja kein Kind mehr. Bezahle
Du Deine eigene Erfahrung, wie ich dereinst mir die meine erwarb."
Dagegen ließ sich nichts weiter sagen. Da ich meinen Vater sehr
wohl kannte und wußte, wie von einmal gefaßten Vorurlheilen er nimmer-
mehr abzubringen war, so widersprach ich ihm nicht; fest entschlossen wie
ich war, auch meinerseits durch Nichts mich beeinflussen zu lasse».
Die Tage und Wochen der Genesung schienen mir unerträglich lang.
Sobald ich nur eben schreiben konnte, sandte ich die geliehenen Kleider niit
einigen entschuldigenden Zeilen auf das Landhaus hinaus. Doch der Bote
brachte mir keine Antwort.
Endlich, an einem Scptembcrmorgen — der Arzt hatte mir erst am
Abend vorher gestattet, wieder in'S Freie zu gehen — konnte ich meinen
Retter aufsuchen. Ich weiß noch, mit welch' heimlicher Scheu, wie ein
Knabe, der hinter die Schule geht, ich mich aus dem Hause stahl. An der
nächsten Straßenecke bestieg ich einen Miethswagen und ermahnte den Kutscher
zur größten Eile. Ich hatte so lange warten müssen, heute schien mir jeder
Augenblick ein verlorener, in dem Henri du Plcssac noch denken konnte, daß
ich mich von ihm fernhalten ließe. Es war ein sonnig Heller Tag. Der
leichte Wind kam mir wvhlthuend entgegen; über dem buntgefärbtcn Laube
der Buchen in de» Gärten am Wege, über den Hecken mit ihren weiße»
Spinnwebfäden lag noch glitzernder Thau; den breiten Fluß und die Ferne
umhüllte ein bläulicher, durchsichtig zarter Nebel, daß mir in meiner leicht
erregbaren Ncconvalesccntenstimmung Alles unendlich viel lieblicher schien,
als je zuvor. Bisher war mein Leben in so wohlgeregelten, ordnungs-
mäßigen Bahnen verlaufen, daß ich fast nie etwas Ueberraschendes erwartet
hatte. Heute zum ersten Mal sah ich mit Spannung dem entgegen, was
die nächste Stunde mir bringen würde. Ich hoffte Etwas, wen» ich mir selbst

auch kaum recht klar war, was es sein sollte. Aber als nun der Kutscher, lustig schnalzend, mit seiner Peitsche knallte und irgendwo, in einem der Büsche eine verspätete Amsel schlug, da ward mir so leicht und so fröhlich zu Muthe, daß ich mit dem Vogel um die Wette aus voller Brust hätte singen mögen. Ich glaube im' Grunde, wenn ich mein Leben überdenke, bin ich nie zuvor und nie später so glücklich gewesen wie an jenem September-morgen vor zwanzig Jahren. Wie ich hinaussah in den duftigen Nebel-schleier, der über der Landschaft wie über meiner Zukunft lag, da ist er mir so glänzend erschienen, so sonnendurchstrahlt, so goldig schimmernd, als berge er unsägliche Schätze, als müsse hinter ihm eine schönere, neue Welt für mich erstehen.

Der Kutscher hielt an der Stelle an, die ich ihm bezeichnet hatte. Aber das alte Gitterthor, das einst von der Landstraße aus den Eingang des Gartens gebildet hatte, stand verrostet, grün überwachsen und unbenutzt. Ich mußte bis zu dem Hohlweg gehen, der zum Strande hinabführt, um durch jene kleine Pforte, durch welche Henri mich eingelassen, hinein zu gelangen. Im hellen Tageslicht schien mir Alles noch verwüsteter und ver-fallener, als neulich am Abend, Die Wege waren von Unkraut bedeckt, der Rasen wild in die Höhe geschossen, die Büsche in einander verwachsen. Ueberall trat der Fuß auf welke Blätter und dürre abgefallene Zweige. Und ein Gefühl fast körperlichen Unbehagens überschlich mir das Herz. War diese trostlose Vernachlässigung nicht ein schlechtes Zeichen für das Wesen der Bewohner? Henris eigene Mahnung: Unsere Welten sind zu verschieden! klang mir zusammen mit den Worten meines Vaters. Ich war einen Augenblick nahe daran, wieder umzuwenden und heimzukehren. Aber, indem mein Fuß stocken wollte, theilte das Dickicht sich mir zur Seite, Ein blasses Gesichtchen mit großen Augen blickte hervor, eine kleine schmale Gestalt trat neugierig näher und auf mich zu.

„Ah, Sie sind es!" sagte das Kind. „So hat Henri doch Recht behalten. Er kannte Sie besser als ma ineis. Kommen Sie nur, er wird sich freuen."

Und ohne meine Antwort nur abzuwarten, nahm sie mich bei der Hand und führte mich, quer über den verwilderten Grasplatz, zu den Stufen des alten Hauses.

In der Thür, unter den vier weißen Säulen, ist mir Henri entgegen-getreten. „Ich wußte, daß Du kommen würdest!"

Und wir drückten einander die Hände. Er brauchte nichts weiter mir zu erklären. Wir verstanden uns schon ohne Worte.

Auch haben wir nie nach diesem Tage besondere Freundschafts-betheuerungen einander gemacht. Da er mich mit traulichem Du empfangen, hatte ich es ihm wieder gegeben, das war Alles. Einer förmlichen Vcr-brüderungsfeier, eines Schmollistrunkes bedurfte es nicht. Er theilte mir eben so wenig mit, daß seine Mutter auf mich herabsah, weil sie mir als

einem Bourgeois weder Lebensart, noch Dankbarkeit, noch irgend eine feinere
Empfindung zutrauen konnte; wie ich ihm sagte, daß mein Vater vor ihm
mich gewarnt. Er mochte das Eine so gut vermuthen wie ich das Andere.
Die Gräfin, war sie mir auch wenig geneigt, empfing mich doch stets mit
der gleichen, kühlen, aber formvollen Höflichkeit. Ich machte zu Haufe kein
Hehl daraus, daß ich mit dem jungen Vicomte du Plessac wieder zusammen
gekommen war, und führte Henri selbstverständlich als meinen Freund ein.
Der Vater war zwar nicht der Mann darnach, um von äußerer Liebens-
würdigkeit sein Urtheil je bestechen zu lassen; aber ich glaube, beide Eltern
mußten bald genug begreifen, sie dürften mir einen Umgang nicht miß-
gönnen, der mich so beglückte.
Denn in diesen Wochen war mir, als ob sich all' meine Krafle, meine
Begriffe erweitert hätten und wachsen wollten durch die Berührung mit dem
lebendigen geistvollen, heiteren und doch schon weit erfahreneren Genossen.
Es lebte ein anderer Mensch in mir auf, ein freierer, besserer. War ich
allzu verschlossen gewesen und leicht verschüchtert, so erlöste mich jetzt das
Bewußtsein seiner Zuneigung wie von einer drückenden Fessel. Daß ein
Mensch wie Henri du Plessac mich zum Freunde erwählen konnte, der
Gedanke hat mir Selbstvertrauen gegeben und Freudigkeit.
Wir trafen uns täglich. Wenn die Geschäftsstunden vorüber waren,
holte er mich meist von der Stadt ab und dann saßen wir den Abend
über, oft noch bis spät in die Nacht hinein, in seinem Garten, unter einem
alten Eichbnum, nahe dem Abhang, auf einer runden halbzerbrochenen Holz-
bank, von welcher man den weitesten Ausblick über den Fluß und die Ufer
hatte. Dort theilte Henri niir seine Ideen, seine Absichten für die Zukunft
mit und las mir seine Verse vor. Daß er schreiben, daß er Dichter werden
müsse, darin stimmten wir bald übercin. Und ich war glücklich, den Freund
auf einem Wege zu sehen, den mir das Schicksal sowie die Pflicht gegen
meinen Vater verschlossen hatten. Wir schmiedeten die herrlichsten Pläne
mit einander, und träumten von künftigen großen Erfolgen, die er wie im
Fluge erringen sollte. Er glaubte an sich und an seinen Stern. Und dieser
Glaube lies; ihn den Ernst seiner jetzigen Lage leicht ertragen. Ich weif;
aum, daß ich ihn je verstimmt oder niedergedrückt gesehen habe. Mit seiner
liebenswürdigen, weichen Art, seiner sorglosen Heiterkeit, seinem stets sich
gleich bleibenden guten Humor hätte man vielleicht ihn für indolent halten
können. Doch ein gelegentliches blitzschnelles Aufzucken verrieth den heiß-
blütigen Südfranzosen.
Einmal — ich entsinne mich des ersten Anlasses nicht mehr genau
— muß mir ein Wort von meinem Vater und dessen untilgbaren Vor-
urtheilen entfallen sein. Noch aber sehe ich deutlich vor mir, wie Henri
aufsprang -
„Vorurtheile benennst Du das und tadelst es gar?" rief er leiden-
schaftlich, .Ich sage Dir, Dein Vater hat Recht; er weiß, was uns trennt.

Glaubst Du, ein Mensch entgeht seinem Schicksal? Und weißt Du nicht,
wie das Verhängnis; sich minder durch das eigene Thun, als daraus entwickelt, wie man in die Welt gestellt ward; wie uns Ahnen, Eltern, Umgebung und alte Traditionen bilden, die stärker sind als unser Wollen?
Ich, zum Beispiel, ich will gar Vieles! Ich strebe nach einem hohen Ziele, möchte meinem Volke Etwas leisten, Etwas werden. Ob ich es erreiche? — Wenn ich aber unterliege, so klage nicht mich an. sondern die weiche Luft meiner Heimat, in der ich aufwuchs, den thörichten Adelstolz meiner Familie, meines Vaters Leidenschaften, der Mutter Blindheit und vor Allem — den Fluch der Armuth. dem ich verfiel, ohne eigene Schuld."

Ich wagte, ihm zur Antwort zu sagen, daß gegen dies letzte ein Freund helfen könne.

Da blickte er mich aus umdüstcrten Augen fast drohend an: „Du!" sagte er kurz, „Du wolltest mir helfen, Georg Hansen? Weißt Du denn nicht, daß ich Dich dann hassen würde, daß Du aufgehört hättest mein Freund zu sein? — Nein, bevor ich von Dir einen Pfennig nur nähme, griffe ich eher zu dem alten Auskunftsmittel aller Plessacs: zum Würfelbecher." Doch als ich entsetzt dagegen auffuhr, sagte er lächelnd: „Fürchte nichts, noch ist's nicht so weit. Und — ich gebe Dir mein Wort! — es soll nicht dahin kommen." — —

An einem der letzten Octobertage, kurze Zeit nur nach diesem Gespräche ist es gewesen, daß ich wieder einmal hinausritt. Das Wetter, das immer noch warm gewesen, hatte sich über Nacht herbstlich verändert. Ein kalter Wind fuhr mir auf der Landstraße schneidend scharf in's Gesicht, und Henri kam mir nicht entgegen wie sonst. Das berührte mich fremd. Draußen im Hohlweg, an der kleinen Nebenpforte band ich mein Pferd an. Ich ging durch den Garten, es regte sich Nichts, das Haus lag still, die Thür, die sonst weit offen stand, war fest verschlossen. Mein Schritt klang so knarrend und laut auf den Stufen, daß ich selbst fast davor erschrak. Schon griff ich zur Glocke, als die Hausthür sich lautlos aufthat und die schmale Gestalt der kleinen Hortense durch die Spalte herausgeschlüpft kam.

„Still." flüsterte sie, „oh, ich bitte Sie, still!" zog meine Hand zurück und winkte mir hastig, ihr fort von den Stufen, weiter hinab in den Garten zu folgen. Dabei sah die arme Kleine noch viel blasser, viel schmächtiger aus als sonst; die großen, schmerzlich tiefen Augen sprachen von Kummer, weit über ihre zwölf jungen Jahre, und die Stimme bebte ihr. Aber sie nahm sich gewaltsam zusammen. ‚Ma möi'« wird es sehr bedauern, Mn^iour" sagte das Kind mit der förmlichen Höflichkeit ihrer Mutter, „Sie heute nicht empfangen zu können. Sie ist erst eben eingeschlafen, und Henri ist fort, und er ist . . . und . . ."

„Und?" fragte ich.

Aber die Lippen wollten ihr nicht mehr gehorchen. Sie biß die Zähne

Adalbert Meinlzardt in Hamburg,
scst über einander, schüttelte abwehrend mit dem Kopf und kvnnte nicht sprechen.
Ich hatte das Kind, das sich scheu und stumm meist an der Seite der Mutter hielt, bisher wenig gekannt. Doch ich wußte, wie sehr sie den Bruder liebte. „Kleine Hortense," rief ich und faßte ihre eiskalten Hände, „was ist Dir? was ist es mit Henri? weshalb ging er fort?"
Da brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus. Sie klammerte sich an meinen Arm und in fassungslosem Weinen schwankte ihr zarter Kinderkörper hin und her. wie ein junger Baum im Winde. Ich strich ihr über das schwarze Haar und wollte ihr zureden, sie zu beruhigen. Aber schon richtete sie sich in die Höhe. Obgleich ihr die Thränen noch in den langen Wimpern hingen, sprach sie wieder mit erzwungener Ruhe: „Ich danke Ihnen, Monsieur Georges. Sie sind sehr gütig. Aber nicht Henri, insre ist krank, schwer, schwer krank. Und der Arzt hat gesagt, wenn sie noch einen zweiten Winter hier oben bliebe, im kalten Norden, dann müßte sie sterben."
„So geht Ihr fort?"
„Nein," sie schüttelte den Kopf, „sie wird sterben. Denn wir haben nicht Geld genug, in Frankreich zu leben, wir können nicht fort. Henri hat ihr versprechen müssen, nach ihrem Tod zuerst mich in ein Kloster zu bringen und darauf nach Rom zu pilgern, um das Gelöbniß zu erfüllen, das sie für sich und für ihn gethan hat. Und er sagt, er will dort als gemeiner Soldat in den Dienst des Papstes treten. Dann werde ich ihn nie wiedersehen, nie. Ohne ma in«-« und ohne Henri kann ich nicht leben. Dann sterbe ich auch."
„Still, Hortense!" rief ich entsetzt von dem Bilde, das die Phantasie des Kindes sich als Schreckgespenst ausgemalt hatte. „Dazu wird es nicht kommen, das darf nicht sein. Irgendwo muß es noch Rettung geben. Wenn ich selber nur wüßte, wie ..."
„Ach ja, Sie!" seufzte die Kleine aus tiefstem Herzen.
„So vermöchte ich Euch zu helfen? sprich, nur schnell, was kann ich thun?"
Sie wehrte mich ängstlich von sich zurück. „Nichts, oh Nichts. Ich darf nichts verrathen. Henri hat es streng verboten. Er ist noch einmal zur Stadt gegangen, um mit seinem Advocaten zu sprechen, dem Doctor Firgau,"
‚Der weiß es also? und ich, sein Freund, sollte Nichts erfahren!"
„Zla in«-« meinte auch, das sei verkehrt. Sie sagte zu Henri, Sie. Monsieur Georges, wären bekannt in der ganzen Stadt .... Vielleicht, daß doch Jemand durch Ihren Einfluß .... Aber Henri hat Nichts davon hören wollen. Lieber, viel lieber, würde er sterben, hat er gesagt, als seinen Freund um ein Almosen bitten."
„Ein Almosen? Wer spricht denn davon? Kleine Hortense, sei Tu Vernünftig," sagte ich eindringlich; „erzähle mir, wie Euch zu helfen ist. Vielleicht, daß ich Henri rathen könnte . . ."

Sie sah mich ernsthaft prüfend an. Wir waren zusammen möglichst weit fvrt von dem Hause bis an das Ende des Gartens gegangen und saßen jetzt auf der runden Bank unter der alten Eiche. „Ja!" sagte das Kind und nickte dazu. „Sie haben ihn lieb, das weiß ich wohl. Aber —" und sie zögerte noch — „würde es ihm nicht schaden an seiner Ehre, wenn ich es Ihnen anvertraute? Denn er sagt, die sei fein Alles «id stände höher selbst als das Leben."
„Ganz gewiß nicht. Seine Ehre wird dadurch nicht berührt."
„Und Sie würden ihm nicht verrathen, daß ich es war. die es Ihnen erzählt hat? Er wird mir nicht zürnen?"
„Verlaß Dich auf mich. Er erfährt Nichts davon."
Sie blieb noch nachdenklich. Aber ich sah wohl, wie das Schweigen ihr das kleine Herz fast abdrücken wollte, und wie sie sich sehnte ihr Geheimniß mir mitzuteilen. Sie ging ein paar Schritte fvrt in den Garten und hob sich auf den Zehenspitzen, um scheu nach allen Seiten zu spähen, ob uns auch Niemand hören könne. Ueber uns, in der Krone der Eiche, raschelten die welken Blätter im Niederfallen. Durch den Hohlweg hinter der Hecke, durch den selten genug ein Mensch kam, strich nur der Wind. Zuweilen wieherte mein Pferd leise, oder scharrte ungeduldig mit den Hufen den Boden. Sonst war Alles still.
Tie kleine Hortenfe kam wieder zurück und kniete neben mir auf der alten Bank nieder. Sie zog mich mit den mageren Aermchen näher zu sich, ich mußte den Kopf zu ihrem Ohr hinunterbücken und die junge weiche Wange fest an meine Wange gepreßt, flüsterte sie kaum hörbar mir zu-
„Wenn Jemand das alte Haus hier kaufte, um den vollen Preis — dann wären wir frei und in» mörs könnte fort."
Als zwei treue Verbündete schüttelten wir uns darauf die Hände, und mit dem Versprechen, unverbrüchlich einander Schweigen zu bewahren, trennten wir uns an der Heckenpforte.
In schweren Gedanken ritt ich heim. Der Regen schlug nn'r in das Gesicht. Es war kalt geworden. Der schöne Nachsommer und unser frohes gemeinsames Leben hatten gleichzeitig ihr Ende gefunden. Nun hieß es, sich in die Trennung schicken.
Ich ging noch an demselben Abend zu Doctor Firgau. Zum Glück war er auch unser Anwalt. ES wäre zu lang, Ihnen zu berichten, wie ich ihn mühsam und allmählich dahin brachte, meinen Willen zu thun. Genug, ich erreichte, was ich wollte. Denn, war ich auch noch minorenn, so hatte mein Onkel mir doch fein Vermögen ohne eine jede Clause! zu meiner freien Verfügung vermacht. Freilich, die eine und größte Bitte, die ich an den alten Firgau gerichtet habe, meinen Vater von der Sache Nichts wissen zu lassen, die scheint er mir nicht erfüllt zu haben.
Als ich wieder in das französische Haus hinauskam — ich hatte dem Kinde aufgetragen, Henri zu sagen, daß er mich in den ersten Tagen nicht

erwarten dürfe, weil ich wahrscheinlich beschäftigt sein würde; — da eilte
mein Freund, mit einem aufgeregten Gesicht, in der Thür schvn, mir ent-
gegen, zog mich hinein und fiel mir um den Hals,
„Wir werden scheiden müssen, Georg," sagte er; „aber — zürne mir
deshalb nicht! ich kann nicht anders; — ich bin so froh, so froh darüber,
wie ich noch nie im Leben war. Denn mir ist ein Glück widerfahren,
so überraschend, so unerwartet, daß ich es selbst noch kaum fassen kann!
Denke nur, der O>'. Firgau, der alte wunderliche Mann. Du kennst ihn ja
auch, hat diese Besitzung mir abgekauft. Einen Tag sagt er: „Sie bilden
sich Unmögliches ein, Monsieur du Plefsac; die.Summe, die Sie für Ihr
Landhaus fordern, ist unerhört, es wird Niemand sie zahlen." Und er
lacht mich noch ans als einen Phantasten! Am anderen Morgen läßt er
mich rufen: Er habe sich noch einmal die Sache reiflich überlegt, erklärt
er mir; der wilde malerische Garten scheine ihm einzig in seiner Art, er
denke selber ihn zu kaufen. Und zwar zu einem höheren Preise als der,
den ich dafür angesetzt hatte. Begreifst Tu das? Nachdem dann Alles
geordnet war und er obendrein mir noch angeboten hatte, das Haus so
lange cs mich irgend freuen würde, jeden Sommer zu bewohnen, da ihm
nur an dem Garten gelegen sei, faßt er meine beiden Hände, drückt sie mir
herzlich und spricht dazu: „Und nun reisen Sie mit Gott, Herr von Plessac,
leisten Sie einmal etwas Rechtes und machen Sic alle die Hoffnungen wahr,
die man auf Sie fetzt. Sie lassen hier treue Freunde zurück!"
Das erzählte mir Henri in einer solchen Aufregung, daß er nicht
einmal darauf merkte, wie still und stumm ich ihm zugehört habe.
Darauf brachte er mich zu seiner Mutter. Sie dachten am nächsten
Tage zu reisen. Der Zustand der Gräfin hatte sich schon durch die Freude
und durch die Hoffnung, endlich in den Süden heimkehren zu können, sofort
gebessert. Sie empfing mich herzlicher als fönst.
„Ich muß auch Ihnen dafür danken, Monsieur Georges," sagte sie.
„daß Ihr alter Landsmann sich so edel benommen hat. Os mmisisur
elwso — verzeihen Sie — ich kann mir nun einmal diese fremden Namen
nicht merken, der Advocat muß ein Ehrenmann sein. Und auch Sie sind
ein guter Mensch; Sie lieben Henri und wissen seinen Werth zu schätzen.
Der Himmel segne Sic dafür. Er erhalte Ihnen und mir Ihren Freund,
so wie er jetzt ist, unvcrderbt und unverändert!"
Dabei zitterte ihr die Stimme und die großen glanzlosen, nichtssehcnden
Augen richteten sich dem Sohn entgegen.
Trotz ihrer Standesvorurtheile, trotz ihres Erstaunens darüber, daß auch
ein Bürgerlicher ein ganz anständiger Mensch sein könne, rührte sie mich.
Es schien mir erklärlich, daß sie die Welt umher nicht begriff, die sie nicht
zu sehen vermochte. Unwillkürlich, da sie uns Beiden ihre Hände entgegen-
streckte, Henri und mir, und er sich zärtlich, verehrungsvoll über die blassen

Finger beugte, that ich es ihm nach. Sie liebte ihn sehr und sie war
blind. Ich habe ihr verzeihen müssen — damals und später.
Ans ihrem Winkelchcn, hinter dem Ruhebett der Mutter, kam die kleine
Hortcnse hervor. Sie sprach aber nicht, sondern aus großen ängstlichen
Augen blickte sie mich nur flehend an. Und als ich sagte: „Lebe wohl,
kleine Hortense, vergiß mich nicht," da schüttelte sie stumm den Kopf, haschte
schnell nach meiner Hand und bückte sich, wie um sie zu küssen. Ich wehrte
es ihr. „Wir wollen gute Freunde bleiben, auch in der Ferne," sagte ich
mit einer möglichst heiteren Stimme, denn der Abschied und ihre Erregung
gingen mir näher, als ich eingestehen mochte. „Wenn ich einmal über
Deinen Henri zu klagen habe, dann beschwere ich mich bei Dir, Und wenn
Du mit dem herzlosen Menschen, der hier so gleichmüthig neben uns steht,
recht unzufrieden, recht ärgerlich bist, schreibst Du es mir und schuldigst ihn
an. Nicht wahr, so wollen wir es halten? Und nun lebe wohl und sei
wieder heiter!" Und ich küßte ihr die weinenden Augen.
„Armes Kind," sagte Henri, als wir zwei wieder draußen waren, „wie
schwer sie den Abschied von Dir nimmt. Es geht ihr Alles so tief zu
Herzen."
„Sage mir, was soll aus ihr werden, mit diesem zärtlichen weichen
Gemüth in Eurer vornehmen kalten Welt?" fragte ich ihn.
Und er — ich meine seine Worte noch zu hören, wie er mir zur
Antwort gab: „Beruhige Dich deshalb. Mein liebes kleines Schwesterlein
ist meiner Mutter getreue Tochter; sie wird, wenn sie groß ist, um ihr
jetzt so warm klopfendes Herz einen vielfachen Panzer legen, der es sicher
behütet: den Stolz. Du kennst eben diese Frauen noch nicht. Dem
Bewußtsein ihres Standes unterwerfen sie Alles, die ganze Welt wie ihr
eigenes Herz. Nur wo es mein Glück, mein Leben gälte, da würde ina
luörs und wird Hortcnse ihren Stolz aufopfern können. Sonst freilich
um Nichts."
Dann haben wir von ihm gesprochen, von Henris Zukunft.
Das ist die letzte Nacht gewesen, die wir Zwei so jung, so ganz eines
Sinnes und so hoffnungsreich mit einander verbrachten.
Beim Abschied haben wir uns noch mit Wort und Handschlag das
Gelöbniß wiederholt, einer des Andern Werth zu bleiben, nie etwas zu thun,
was wir einander zu gestehen uns schämen könnten, und niemals an ein-
ander zu zweifeln. Immer sollte der Freund von dem Freunde erfahren
und wissen, was ihn bewegte.
Wenn ich Ihnen jene alten guten Zeiten unserer ersten Bekannschaft
so ausführlich geschildert habe, so geschah es, weil ich meinte, ohne den
Anfang recht zu kennen, würden Sie nimmer das Ende begreifen.
Henri du Plessac ist mir im Geiste immer derselbe geblieben: Mein
schöner, liebevoller Retter, der vornehme, junge Märchenprinz, der mich nicht
aus dem Wasser allein, der mich aus den granen Wellen der Alltäglichkeit

gezogen und zu sich emporgehoben hatte, in eine sonnige, schönere Welt. Unsere Freundschaft litt nicht durch die Trennung. Wie wir selbst aus schwärmenden Knaben zu Männern wurden, ist auch sie mit uns gewachsen und hat sich gefestigt.

Ter Umschwung, den der Sommer gebracht, war sehr fühlbar für mich. Hatte ich bis dahin in Allem, was ich unternahm, nur dilcttirt, ohne rechte Thatkraft und Schaffensfreude, so war das jetzt anders. Seit der Hingabe meines eigenen Vermögens begriff ich, daß ich arbeiten mußte, wollte ich überhaupt daran denken, dem Freunde oder Anderen je wieder zu helfen. Damit hatte mein Tagewerk ein Ziel, meine Beschäftigung einen Sinn erhalten. Seit ich eine Nothwendigkeit sah, daß ich Etwas erreichen mußte, machte auch das Erreichen mir Freude.

Einmal — es muß im folgenden Winter gewesen sein — blieb mein Vater neben meinem Pulte stehen, an dem ich spät noch schreibend faß. „Es scheint, Georg" — ich weiß noch sehr wohl, wie er mich dazu von der Seite ansah — „daß wir Beide Recht behalten sollen. Der Umgang mit einem Plessac hat nicht die Folgen fiir Dich gehabt, die ich von demselben befürchten mußte. Im Gegrntheil, ich sehe zu meiner Befriedigung, daß Du Deine Arbeit jetzt ernsthafter auffaßt und freudiger thust; daß aber die Warnung, die ich Dir gab, doch nicht ohne Grund war, wirst Du wohl begriffen haben. Uebrigens." fuhr er lächelnd fort, „wäre Deine plötzliche Sparsamkeit doch kaum von Nöthen. Ich höre, Du hast Dein Reitpferd verkauft? Und die Mutter theilt mir mir, Du hättest den Plan, nach Italien zu reisen, ganz aufgegeben?"

Ich bückte mich tiefer auf das große Hauptbuch hinab, damit er mit seinen scharfen Augen, die Alles erkannten, nicht sehen sollte, wie mir das Blut in die Schläfen schoß. „Ich habe einmal versuchen wollen," murmelte ich, „ob ich nicht von meinem Gehalt allein zu leben vermöchte."

„Um mir Freude zu machen? Weil Du weißt, daß ich es früher als junger Mensch so halten mußte? Nun, nun, mein Junge, ganz so knapp braucht der Sohn von Jürg Hinrich Hansen K Comp, es jetzt doch nicht zu haben, sollte er auch kein eigenes Vermögen mehr besitzen." Und mein Vater klopfte mir auf die Schulter. Es war das bei seiner strengen Art ein Zeichen besonderer Zufriedenheit.

Ein paar Tage später kündete mir der Buchhalter an, daß ich einen höheren Posten im Geschäft erhalten solle und mein Gehalt verdoppelt würde. Ich dankte dem Vater. Doch über den Grund dieser ganz unge» wöhnlichen Aenderung haben wir nicht mit einander geredet.

Ich gewöhnte mich mehr und mehr an die Routine des kaufmännischen Geschäftsbetriebes. Als ich nur an mich gedacht hatte, war mir Alles hier unerträglich erschienen. Ich hatte mich nur hinausgesehnt. Nun aber war dies Sehnen gestillt. Der stete briefliche Verkehr mit Henri brachte Abwechselung genug in mein Dasein. Ich glaube, hätte ich mich selbst in

einer noch so geistig bewegten, farbenreichen Umgebung befunden, es hätte
mich nicht so befriedigen noch fördern können, wie dies doppelte Leben, hier
und dort, bald daheim, in d?r wohlbekannten, etwas steifen Kaufmanns-
gesellschaft, bald im Faubourg St. Germain oder im Quartier latin von
Paris.
Als er nach Frankreich zurückgekehrt war, hatte er es doch in der
Stille von Toulouse kaum ein Jahr lang ausgehaltcn. Und so waren die Seinen
bald darauf mit ihm in die Hauptstadt gezogen, wo er einzig die Anregung
fand, deren er zu seinen Studien bedurfte. Seine Gedichte schickte er mir
zur Beurtheilung ein, all' seine Arbeiten muhte ich sehen und an seinen
Muhen wie an seinen ersten Erfolgen ließ er mich theilnehmen.
Entsinnen Sie sich, daß Sie, als Sie damals H. besuchten und bei
meinen Eltern eingeführt wurden, mir einmal Ihre Verwunderung über
meine Belesenheit ausgedrückt haben? Mir ist jenes Wort im Gedächtnis;
geblieben, obwohl es nicht eben schmeichelhaft war. Denn weshalb sollte
ein junger Kaufmann nicht auch bessere Interessen verfolgen? Aber ich sagte
mir, als Sie so sprachen: Er hat Recht, was ich bin und habe, ist nicht
mein Eigen, ich verdanke es Henri, der mir die Anregung gab, das Leben
auch noch von anderen Gesichtspunkten aus, als sie von selbst mir offen
standen, aufzufassen und kennen zu lernen, zu lesen, zu denken, meinen
Geist zu bereichern.
Ich empfand es wie einen Schlag, als er eines Tages schrieb, er werde
seine Entwürfe mir nicht mehr schicken. „Zürne mir nicht deshalb", bat er,
.ich lese mein Urtheil jetzt in zwei blauen Augen, die lachen, die leuchten,
und die dennoch, wenn sie meine Verse vernehmen, sich oft plötzlich mit
großen Thränen füllen. Begreifst Du, daß ich Deiner strengen Kritik jetzt
nicht bedarf?"
Es war dies nicht das erste Mal, daß Henri mir von seinen Erfolgen,
seinen Abenteuern sprach. Immer wieder ängstigten mich diese flüchtigen
Verbindungen, denn es schien mir, als seien dieselben eine Falle für sein
Talent. Er selbst schrieb gelegentlich darüber:
„Wenn meine Gedichte noch nicht erscheinen, wenn ich nicht fleißig bin
wie Du es forderst, so klage nicht mich an, sondern die Frauen, die mich
verwöhnen und verwirren, daß ich nicht arbeiten kann wie ich wollte."
Ich las feine Worte und schüttelte den Kopf dazu. Ich begriff damals
nicht, daß man nicht könne, wir man wolle. Ein Manu müßte, so schien
es mir, was er sich einmal vorgenommen, auch bis an's Ende hinaus-
führen können.
Aber ich wiederholte mir nur: Wir sind eben verschieden. Es war
auch sonst in seinem Leben so Manches, was ich nicht verstand. Er hatte
mir schon ein paar Mal geschrieben, daß er im Begriff stehe, jene Pilger-
fahrt nach Rom zu unternehmen, die er um seiner Mutter willen geplant
hatte, so lange ich ihn kamitl-. Mehr und mehr schien es, als ob er selbst

sich »ach der Ausführung derselben sehnte, sie erhvfste, wie eine Erlösung
Von manchem Nebel, Und dennoch, so oft die Reise auch schon beschlossen
war, immer unterblieb sie wieder, ohne daß ich den Grund erfuhr. Ich
hätte mich dessen freuen sollen. Denn jene ganze frömmelnde Richtung, die
zu seinem übrigen Wesen so wenig paßte, berührte mich peinlich fremd bei
dem Freunde. Aber trotzdem war es mir erstaunlich, daß er ohne zwingende
Ursache — wie es schien — seiner blinden Mutter diesen alten Herzenswunsch
zu erfüllen versäumte.
Unsere Cvrrespondenz, die wir mehrere Jahre regelmäßig fortgeführt
hatten, ist erst durch den Krieg unterbrochen wurden. Wir hörten lange
Nichts von einander. Henri hat, so gut wie ich, seine Pflicht als Soldat
gethan, denn nachdem Napoleon gestürzt war. konnte seine legitimistische
Mutter Nichts mehr dagegen einwenden, daß er für sein Vaterland focht.
Der Zufall wollte uns wohl, insofern er uns an die beiden entgegengesetzten
Enden von Frankreich führte. So brauchten wir zum Mindesten nicht auf
einander zu zielen, Ich war schon lange wieder daheim und der Sommer
war fast vorüber, ohne daß ich etwas von ihm hörte. Ich wußte nur, daß
er unversehrt sei. Meine Briefe an ihn blieben aber ohne Antwort, so daß
ich mich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren konnte, ob Henri nicht
doch von der Aufregung seiner Compatrioten gegen uns Deutsche beeinflußt
sei. Ich hätte freilich wissen können, daß er zu sehr ein Edelmann und
zu sehr mein Freund sei, um von der allgemeinen Stimme sein gerades
Urtheil sich rauben zu lassen.
Als endlich — es ging schon zum Herbst 71 — ein paar Zeilen von
ihm kamen, stand von Haß, von Revanchegelüsten nichts darin. Sie klangen
sehr kurz und kamen aus Nizza.
„Erschrick nicht," schrieb er, „daß ich hier bin. Mein Vater soll und
wird mir nicht schaden. Ich kam auch nicht seinetwegen her. Es ist jene
Frau, von der Du weißt. Ich konnte nicht anders, ich mußte sie sehen.
Schilt mich deshalb nicht. Ich brauche Dich, Deinen Rath, Deine Freund^
schaft jetzt mehr als je. Ach, Georg. Georg! wärst Du bei mir. mir war?
besser, es könnte dann Manches noch anders werden."
So etwa hieß es in jenem Brief, der mich beunruhigte, wie nichts
Anderes bis dahin. Er war in einem mir so neuen, demüthig schmerzlichen
Ton geschrieben, daß ich Henri kaum wiedererkannte. Ich hatte zu ihm
hinaufgeblickt, von Anfang an. in dem Gefühl, daß er von edlerer Art, von
reichcrem, schnellerem Geist sei als ich und er. bei all' seiner Freundschaft
für mich, war doch der gleichen Meinung gewesen. Was sollte es heißen,
daß er jetzt plötzlich sich unter mich stellte? von sich in einer Weise sprach,
als könne er sich selber nicht trauen? Auf meine Fragen kam keine Ant
wort. Er schrieb überhaupt kaum in dieser Zeit, Nur, als ich ihm anbot
zu ihm zu kommen, wies er es schroff zurück. Dann folgte eine lange
Pause. Und endlich kam wieder ein Brief aus Paris. Ein langer, kühler.

gleichgültiger Brief, der über seine Gemütsverfassung wenig sagte. Ich
las ihn und das Herz sank mir nieder. War er geschrieben um mich zu
täuschen? Sollte sein Vater doch Einfluß auf ihn gewonnen haben? Ich
wein noch, wie bang ich die Frage mir stellte, das Blatt in der Hand,
Toch dasselbe Blatt enthielt die Antwort. Ganz klein in der Ecke war ein
Poftscriptum quergekritzelt!
„Wenn Du eines Tages die Nachricht erhältst, daß es mit mir zu
Ende ist, so wundere Dich nicht; ich sehe wirklich gar nicht ein, weshalb ich
diese Qual und Last immer wciterschleppen soll, um immer nur tiefer in
den Sumpf Hineinzugerathen, aus dem ich nun einmal doch nicht herauskann."
Daraufhin fragte ich nicht wieder an, sondern fuhr gleich am folgenden
Tage nach Paris.
Mein Vater hatte mich ungern entlassen.
„Was willst Du wieder bei diesen Plessacs?" fragte er; „aus dem Be-
suche bei ihnen kann unmöglich etwas Frohes für Dich entstehen. Dein
Vermögen haben sie Dir schon geschmälert, hüte Dich, daß sie Dir nichts
nehmen, was minder leicht ersetzbar wäre."
„Dafür laß mich nur sorgen, Vater!" gab ich in meiner unerprobten
Selbstgewißheit ihm zur Antwort.
Und er: „Nimm Dich in Acht. Georg!"
Drei Monate später, als ich zurückkam, schaute er mit seinen scharfen,
grauen Augen mir lange prüfend in's Gesicht. Dann nickte er nur vor
sich hin. „Ich wußte, daß es so kommen würde. Armer Junge!"
Er hat mich weiter nicht gefragt und ich habe ihm auch Nichts ge-
standen von alledem, was in der Zwischenzeit geschehen.
Und auch Ihnen gegenüber lassen Sie mich es kurz damit machen.
Ich kann noch heute nicht gut davon reden. Denn meine Angst war be-
gründet gewesen. Henri hatte sein mir einst gegebenes Wort gebrochen, er
hatte gespielt. Er klagte sich an; er machte sich selbst die herbsten Vor-
würfe, er verfluchte seine Schwachheit, sein elendes Schicksal, die Verführung,
das böse Beispiel, das ihm der eigene Vater gegeben. Aber — er gestand
es mir zu, er hatte gespielt und würde immer wieder spielen.
Und meine Versuche, ihn zu halten, ihn zu retten, würden immer ver-
geblich bleiben!
„Du!" sagte er mir. „Du willst mir Vorwürfe deshalb machen? Was
begreifst denn Du davon, wie mir zu Muthe ist? Hast Tu jemals eine
heiße, Alles verzehrende Leidenschaft für eine Frau empfunden, die ihrer
nicht Werth war? Hast Du je gefühlt, daß, um diese Leidenschaft zu über-
täuben, Du eine stärkere, mächtigere noch herbeirufen müßtest, die den
ganzen Menschen hinnimmt? Du, in Deinem wvhlgeregelten, geraden Leben,
was weißt denn Du von den Versuchungen der Armuth und von denen
der großen Welt? Was weißt Du davon, wie uns die Sehnsucht peinigt
und martert, auf irgend einem Felde zu glänzen, gleichgültig auf welchem?

Hier kann ich siegen, hier bin ich glücklich, denn ich gewinne! Und wenn ich auch einmal verliere, — nun so tröstet mich doch die Hoffnung, daß es morgen anders sein kann."

Ich vermag nicht zu sagen, wie bitter die Veränderung in ihm mich enttäuscht, wie seine Haltlosigkeit mich geschmerzt hat. Und dennoch, in seinem tiefen Falle mußte ich ihn nur immer noch lieber gewinnen. Je mehr ich ihn sah, je deutlicher empfand ich es wieder, daß ich keinen liebend würdigeren, keinen des Glückes werteren Menschen kenne, als diesen, meinen unglückseligen Freund.

Seine Mutter hatte mich anders als früher, mit der größten Wärme bei sich empfangen. Sie bewohnte inmitten des Faubourg, in der ruo Ss Varsnns« eine kleine Mietwohnung im dritten Stock, wo sie von dem. was Henri ihr noch gelassen hatte, ärmlich genug und doch nach außen mit einem gewissen Anstand lebte, wie er ihrem Namen entsprach. Mir gegenüber schien sie aber alle Standesvorurtheile vergessen zu haben. Sie mochte mich als eine Art von hilfreichem Geist ansehen, der gekommen sei. ihren Sohn zu behüten. In der ersten Stunde, die ich bei ihr war. vertraute sie sich mir rückhaltlos an und zeigte mir offen alle Wunden ihres gequälten Mutterherzens.

Und Hortense ....

Aus der kleinen Hortensr war ein schlankes junges Mädchen geworden, gros; und ernst, mit einer stolzen ruhigen Haltung. Und doch erschien sie mir kaum verändert. Tenn aus dem blassen, durchsichtig zarten Gesicht schauten die unergründlichen Augen mich mit dem alten Vertrauen an. Und ich empfand, je mehr ich sie sah. immer tiefer und heißer den Wunsch, Etwas thun, Etwas leisten zu können, was mir dieses ihr Vertrauen für immer bewahren, mir ihre Neigung erwerben mußte.

Es ging ein Zauber von ihr aus, dem ich nicht widerstehen konnte. In ihren schlanken, weißen Fingern hielt sie mein Leben, es zu heben, zu beglücken, zu vernichten, wie es ihr gefallen mochte.

Einer der Gründe, weshalb Henri, wie er behauptete, nicht aufhören konnte oder wollte, sein Glück am grünen Tisch zu erproben, war die Zukunft seiner Schwester. Gleich bei dem ersten bösen Versuch, als sein Bater ihm in Nizza lachend die Karlen in die widerstrebende Hand gedrückt, hatte er eine Summe eingebüßt, die zur Mitgift für sie bestimmt gewesen. Wie sollte er anders als durch den glücklichen Wurf der Karten das mühsam ersparte Geld ersetzen? Ohne (tot mar ihr Leben zerstört. Man sprach schon damals von einer Verbindung zwischen Hortcnse und dem Marauis de Eivry, die der Mutter erwünscht schien, weil jener ein Gesinnungsgenosse und im Lager der legitimistischen Partei Hochangeschen war, wenn auch alt und ein Ro»5. Fehlte die bestimmte <I<it, so würde die sorgsam angebahnte Heirath vereitelt werden.

Eines Tages wagte ich es. Henri zu fragen, ob er nicht mehr spielen
würde, wenn er nicht der verlorenen Summe, wenn Hortense nicht der Mit-
gift bedürfte?
Er lachte mich aus. „Du kommst aus Arkadien, lieber Freund," sagte
rr in seiner mir so schmerzlich neuen, scharfen Weise; „in Deinem deutschen
Idealismus malst Du Dir Unmögliches aus! Welcher Mann, der sonst sie
zu Heirathen vermöchte, würde sie ohne Mitgift nehmen? Ich wüßte keinen. —
Uebrigens," fuhr er fort, „sollte solch' ein Phönix sich finden, so will ich
gern, diesem vortrefflichen Schwager zu Liebe, dem Spiel entsagen und so
makellos tugendsam werden, wie der Edle es selbst sein müßte!"
Ich war schon ziemlich lange Zeit in Paris, als wir dieses Gespräch
miteinander hatten. Denn obwohl ich sah, daß ich ihm nicht helfen konnte,
vermochte ich nicht mich loszureißen. Ich wollte mir einreden, ich dürfe
nicht gehen, so lange nur noch die geringste Hoffnung übrig fei, daß auf
irgend eine Weise meine Gegenwart ihm nützlich sein könne. Er selbst bat
mich wiederholt, nicht zu reisen, behauptend, der Umgang mit einem so
anders gesinnten Menschen, wie ich es fei, thue ihm wohl und erfrische
ihn. Aber im Grunde meines Herzens wußte ich sehr gut. daß es nicht
deshalb geschah, wenn ich blieb.
An dem Tage, an dem er so zu mir gesprochen hatte, kam ich später
als sonst in die ras äs Viironne^. Es dämmerte schon. Die Frau Gräfin
habe sich mit ihrer Bonne in die Vespermesse begeben, sagte man mir; das
Fräulein aber fei im Salon, So ging ich zu ihr. Zum ersten Mal sah
ich sie allein. Das erregte mich so, daß ich meiner Stimme, als ich sie
begrüßte, kaum Herr werden konnte.
Sie aber war unbefangen wie immer. Sie entschuldigte das Fort-
gehen ihrer Mutter, welche das tägliche Gebet nicht entbehren könne. In
allem Traurigen, das sie beträfe, in ihrer Blindheit, ihrer Armuth, stärke
und festige sich nur ihr Glaube.
„Und Sie, Hortenfe. sind Sie ebenso gläubig?' fragte ich; — ich hatte
mir einen niedrigen Sessel dem ihrigen gegenüber gerückt, daß ich ihr
Gesicht, während sie stickte, sehen konnte,
Sie wiegte nachdenklich den schmalen Kopf. „Ich möchte es sein, möchte
meiner Mutter in Allem gleichen. Ob ich es thue? ..."
„Hoffentlich gleichen Sie ihr nicht darin, daß Sie alle die verdammen,
welche nicht Ihres Glaubens sind?"
„Ich? Nein, gewiß nicht. Denn ich weiß einen, der weder glaubt,
noch beichtet, noch betet und doch besser handelt als mancher der Unseren."
Sie sah von ihrer Stickerei auf und hielt nur lächelnd die Hand entgegen,
und da mein Auge ihren Blick auffing, während meine Lippen sich hastig
auf ihre kühlen Finger preßten, stieg ihr ein Erröthen in die Wangen,
Schnell senkte sie wieder den Kopf auf die Arbeit und nähte weiter und
sagte nichts mehr.

Adalbert INeinbardt in Hamburg.
Es war ein kleines, echt französisches Miethzimmerchen, mit gewöhn-
lichen und steifen Möbeln, Die Lehnsessel standen mit weihen Uebcrzügcii
bedeckt in zwei Reihen aufmarschirt vor dem Kamin, in welchem, dem
warmen Abend zu Liebe, kein Feuer brannte. Die Fenster waren dichr
verschlussen und zugehängt. Die Oellampe knisterte auf dem Tischchen neben
Hortensc. Ein rosiger Schleier dämpfte das Licht und warf seinen Schein
über die schmalen Wangen des Mädchens. Wir schwiegen Beide. Ich hätt^
gewünscht, so für mein ganzes Leben zu bleiben, wir zwei allein, sie und
ich, in dem heimlich stillen Raum, Und der kleine banale Salon erschien
mir wie ein Heiligthum.
„Weshalb schweigen Sie?" fragte sie einmal.
Und da ich nur sagte: „Weil ich denke; —" blickte sie teilnehmend
schnell zu mir aus:
„Sie sind so gut! Sie sorgen um Henri, als ob er Ihr eigener
Bruder wäre."
Ich aber schüttelte den Kopf, ich hatte nicht an Henri gedacht.
Ich wollte reden und vermochte es doch nicht. Rief ich mir nur ihre
Stimme zurück, wie sie mit leise zitterndem Klang noch ebru zu mir ge
sprochen hatte, so hoffte ich; doch blickte ich wieder auf die blassen regel
mäßigen Züge, den aristokratisch strengen Schnitt von Mund und Nase, dann
sank mir der Muth bleischwer in der Brust. So saßen wir noch eine
Weile stumm einander gegenüber.
Wie es dann kam, wer von uns Beiden das Schweigen brach, wie
mir das erste Wort entfuhr, das alle anderen nach sich zog, — ich weiß
es nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich sprach, daß die raschen Sätze sick
mir von den Lippen drängte», sich überstürzten, daß ich mein Herz vor ihr
ausschüttete, heiß und ungestüm, so wie ich fühlte.
Da war es vorbei mit meinen Träumen!
Stolz stand sie vor mir. hoch aufgerichtet. Ter Schein der Lann'e
fiel nicht mehr rosig auf ihr Gesicht; sie war bleich, erschreckend bleich.
Und mit weißen, zuckenden Lippen stammelte sie: „Still, kein Wort mehr.
Das hätten Sie mir nicht anthuu sollen! Das nicht. Denn Sie mutzten
doch wissen .... Es kann nicht sein. Ich will es nicht hören. Nichte
mehr davon, ich beschwöre Sie! . . ."
Das war Alles.
Begreifen Sie, daß ich meinem Bater davon nicht gesprochen habe?
Als ich früh am nächsten Morgen über ein paar Abschicdszcilen an
Henri gebeugt saß — mein Koffer stand schon fertig gepackt — kam er
selbst zu mir. Er ging mit unruhig schnellen Schritten, ohne zu reden, hin
und her durch das Zimmer. Daun blieb er mir gegenüber stehen.
„Das also ist Deine Meinung gewesen? Nein, Georg, dieses Mittel
nützt nicht, nicht Dir und nicht mir. Du hättest es übrigens wissen sollen,
daß eine Plessac. wie weich sie auch jein mag, wie milden Herzens, am

Ende doch nur ein Gesetz anerkennt- das ihres Stolzes. Ihren Adel rein
zu bewahren, hält sie für ihre erste Pflicht, Armer Freund," fuhr er
leiser fort und trat nahe zu mir. „ich sehe wohl, es ist nicht nur ein Ver-
such gewesen zu meinem Besten. Dir selbst geht die Niederlage an's
Herz. Um desto schlimmer! Denn, siehst Du, da ist meine Macht zu
Ende, meine Mutter ist stärker als ich."
Und als wir zum Abschied einander die Hände schüttelten, sagte er
weich: „Wir bleiben Freunde, nicht wahr, Georg? und Du zürnst mir
nicht? Ob ich auch von Deiner Achtung viel verscherzte, Deine treue Liebe
ist nicht geschwunden, sie muß mir so sicher bleiben, wie Dir die meine.
Und mehr noch. Denn ich brauche sie! Ohne das tröstende Bewußtsein,
daß mir ein Freund lebt, würde ich mich vollends verlieren und sinken.
Doch mit dem Gedanken — ich gelobe es Dir! — mit und in dem Gedanken
an Dich werde ich mich doch noch erheben, auch selbst Deine Achtung mir
wiedergewinnen!"
So reiste ich heim. Ich hatte Nichts erreicht und Nichts gebessert,
nur meinen eigenen Frieden verloren. Sonst blieb Alles beim Alten.
Henri spielte nach wie vor und ich lebte zu H. im gewohnten Geleise.
Ich las die Klagen und Bersprechungen in seinen Briefen wunden Herzens,
denn ich glaubte ihm nicht mehr. Und war ich früher stolz gewesen auf
meinen geistvollen, glänzenden Freund, so konnte ich jetzt nur mit bitterer
Beschämung seiner gedenken. Mögen Sie es nie erfahren, wie weh' ein
solches Schamgefühl thut!
Im folgenden Jahr ist mein Vater gestorben. Noch sein letzter Blick
drückte Vertrauen, Berständniß für mich aus. — Ich war nunmehr Herr
über Haus und Vermögen. So weit ich es konnte, suchte ich Alles in seinem
Sinne fortzuführen. — Ich war damals sehr beschäftigt. Und da Henri
du Plessac meine erneuerten, ernstlichen Bitten, ihm helfen zu dürfen, nur
kurz zurückwies und darauf eine Zeit lang seltener und meist unpersönlich,
inhaltlos schrieb, so fehlte es auch mir an der Muße, seinem Treiben, wie
ich es sonst vielleicht gethan haben würde, nachzuforschen. Die Verant-
wortung, das große Geschäft und die Rhederei allein zu leiten, nahm mein
Denken in Anspruch. Erst jetzt konnte ich es ganz ermessen, was mein
Vater geleistet hatte, was er mir und Allen gewesen war. Zu derselben
Zeit fing meine Mutter an zu kränkeln; sie konnte den Verlust nicht ver-
winden. Um sie zu zerstreuen, meinte der Arzt, würde eine andere Um
gebung dienlich sein, und er rieth mir, zum Sommer auf's Land zu ziehen.
Ter Vorschlag gefiel uns Beiden wohl. So konnte ich meinen Jugend-
wnnsch zur Ausführung bringen, das französische Haus bewohnen. Nach
dem Tode des Dr. Firgau. ein paar Jahre früher, war der alte Be-
sitz gerichtlich auf meinen Namen übertragen worden. Jetzt schickte ich sofort
Bauhandwerker und Gärtner hinaus, um Haus und Park für meine Mutter
Herrichten zu lassen. Schon die Beschäftigung damit, das Sorgen für ihr

neues Heim, schien ihr gut zu thun, ihrem Denken eine frischere Richtung
zu geben.
Ich weiß nicht, ob Sie sich noch entsinnen, daß der Frühling in dcm
Jahre unseres Zusammentreffens in Rom besonders mild war. Vielleicht
mag auch dort bei Ihnen der Abstand gegen sonst minder fühlbar gewesen
sein. Wir hatten im März so sonnig schöne, fast heiße Tage, daß man
sich mitten im Sommer wähnte. So ungewöhnlich war diese Wärme, daß
meine Mutter sich kurz entschloß, dieselbe zu nutzen und viel früher, als sie
gedacht, noch vor Ende des Monats die Stadt verließ.
Als ich an dem ersten Abend durch das wiederhergestellte breitgeöffnete
Gitterthor von der Landstraße aus die Besitzung betrat, da überkam mich —
ich meine noch heute es zu spüren! — ein seltsames Heimweh nach dem
verwilderten alten Garten, in dem ich jung und glücklich gewesen. Jetzt
erschien Alles so wohlgepflcgt, regelrecht und schnurgerade wie in scimmtlichen
Nachbarvillen. Auf den geharkten, mit frischem Kies bestreuten Wegen
sproßte kein Unkraut mehr; der Rasen, auf welchem einst die welken Blätter
in wüsten Haufen gelegen hatten, war kurz geschnitten und in Streifen
gewalzt. Auch das Haus war verändert: statt des grauen alten Stroh
daches krönte dasselbe ein weißer Giebel mit kecken Thürmchen; nur die
Säulen an der Front, die von ihrem Gerank befreit und aufgefrischt waren,
gemahnten noch an das alte Gebäude. Ich aber fühlte mich fremd und
trüb in dieser fehlerlosen Umgebung; mir war, als sei mit dem wuchernden
Unkraut, dcm dichten Buschwerk, Etwas ausgerodet worden, was sich nie
mehr ersetzen ließ.
Meine Mutter erwartete mich im Freien. Ich fand sie unter der
alten Eiche, am Ende des Gartens, unter welcher ich Nächte lang mit
Henri gesessen. Sie empfing mich heiterer als sonst, streckte mir lächelnd
die Hände entgegen und zog mich zu sich auf die Bank — eine neue zier
liche Eisenbank, anstatt des morschen, verregneten Hvlzwerks. — Und sie
küßte mich auf die Stirn, „Hier bin ich bei Dir zu Gaste, mein Sohn."
sprach sie herzlich, „auf Deinem eigensten Grund und Boden. Willkommen
in Deinem neuen Heim, möchtest Du glücklich darin werden!"
Glücklich! ....
Sie sah, wie ich mich abwenden wollte und ließ es nicht zu und hicli
mich bei beiden Händen fest: „Georg, ich habe Dich niemals gefragt und
thu' es auch jetzt nicht. Denn ich kenne Deine Art. Du bist wie Dein
Bater. Ihr könnt Beide nicht über das reden, was Euch am Tiefsten im
Herzen berührt. Zu klagen ist nicht Eure Sache. Ihr müßt Eure Schmerzen
für Euch allein in der Brust verwinden. So lasse ich Dich, wie ich ihn
ungestört ließ, wenn ich sah, daß ihn Etwas drückte. Nur Eines: Du bist
noch jung, Georg, und das Leben ist lang. Ist das, was Du littst, so
unüberwindlich, hast Du Dich selbst dabei verloren, daß Du nicht einmal

versuchen kannst, auf andere Weise noch Frieden zu finden? mir zu Liebc
noch froh zu werden? . . . Das frage Dich selbst!"
Ich war von ihr fort an die Hecke getreten, die den Vorsprung ab-
schließt, und blickte hinaus auf den stillen Fluß. Wie sich solche Momente,
Bild und Gedanken miteinander, unauslöschlich in unser Gedächtniß ein-
prägen können! — Die Sonne sank blutroth im Westen unter, im Osten
trat gerade die gelbliche Scheibe des vollen Mondes aus den Dünsten am
Horizont. Und den Fluß herauf kam die Fluth, lautlos, schnell und unauf-
haltsam, überschwemmte die niedrigen Werder und grauen Sandbänke, füllte
die Tümpel aus und bedeckte den flachen Saum des weißen Strandes, daß
selbst das wildsprossende dürre Buschwerk in ihr verschwand. Ich stand
und schaute den Wassern zu, wie sie kamen. Ich dachte mir nicht viel
dabei. Aber es war mir. als flutheten die lautlosen Wellen auch über
mein Herz und schwemmten fort, was dort lastend gelegen und was mir
den freien Ausblick' gehemmt. Meine Mutter hatte recht, ich war jung und
das Leben noch lang. Und ich wollte noch hoffen! Wenn mir mein
Freund nicht gehalten hatte, was ich von ihm — vielleicht in übertriebener
Bewunderung — gewünscht und erwartet; wenn das Mädchen, das ich ge-
liebt, sich mir kalt und herzlos gezeigt; war denn ich selbst nicht mehr der
Alte ? Mir durfte ich trauen, mir war ich treu, mich selber hatte ich nicht
enttäuscht, den Glauben an mich noch nicht verloren! — Und ich hob den
Kopf: Hier ist Alles anders und neu geworden. So will ich auch auf's
Neue beginnen. Was vor zehn Jahren hier am Flusse bei Sturm und
Gewitter entstanden ist, und was mir mein einfach gerades Leben aus der
Bahn gerückt hat, das soll nun die friedliche Fluth dieses stillen mondhellen
Abends fortspülen und enden.
„Mutter," sagte ich laut und kehrte zurück zu ihr unter die Eiche
«ich will es versuchen! Das Alte- will ich hinter mich werfen und will ein
Glück in der Zukunft erstreben, wie Du es mir wünschest."
Dann saßen wir noch und sprachen lange. Wie uns hier, in dem
schonen Garten der Sommer behaglich und gesellig verstreichen sollte; wie
wir zum Herbst — das Geschäft würde es mir schon erlauben — nach Italien
reisen, den Winter in Rom verbringen wollten. Sie hoffte für mich und
ich für sie. Wir waren heiterer als seit Monden.
Als es dunkelte, gingen wir langsam dem Hause zu. Es war so
mild, meine Mutter ließ das warme Tuch, das ich ihr umgelegt hatte, von
dem Kopf auf die Schultern gleiten. Ich weiß noch so gut, wie sie stehen
blieb auf halbem Wege und zurücksah zum Fluß. — „Nun spiegelt der
Mond sich schon im Wasser," sagte sie leise; „Georg, es ist schön hier
draußen. Wenn Du wieder froh wirst, mein Sohn, denke auch ich, daß
ich das Leben noch eine Zeit lang tragen kann, bis ich Dich und Deine
Zukunft geborgen weiß."

Sie trat voran auf die neue Terrasse und durch das geöffnete, breite Fenster in ihr schon hell erleuchtetes Zimmer.
Der alte Barthel. meines Vaters langjähriger Diener, hielt mich an der Schwelle auf. Es warte Jemand, um mich zu sprechen, flüsterte er mir geheimnißvoll zu. Ich ging, ohne mein Haus noch betreten zu haben, außen Heruni zu der Eingangsthür. Unter dem vorragenden Portal, dem einzigen Theil des alten Baues, der unverändert geblieben war, stand, an eine der Säulen gelehnt, eine schwarze Gestalt. ' Sie hob den Schleier, als ich nahe genug gekommen war, um in dem Halbdunkel ihre Züge unterscheiden zu können.
„Hortense!"
Sie nickte. „Mich hätten Sie hier nicht erwartet? Ich komme als Bittende, Georg Hansen. Mein Bruder ist krank, krank bis auf den Tod; er sehnt sich, Sie noch einmal zu sehen. Und ich . , . ich flehe nur, daß Sie zu ihm kommen, es ihm gewähren,"
Ich zögerte nicht. Ich ging mit ihr, ohne zu denken, ohne zu fragen, ohne vorher nur meiner Mutter Lebewohl zu sagen. In der Finsternis; schritten wir schnell längs der Landstraße der Stadt entgegen. Sie schien so müde, daß ihre Füße sie kaum trugen. Ich bat sie, sich auf mich zu stützen, aber sie schüttelte ablehnend den Kopf. Doch als ich. ein paar Schritte weiter, sie schwanken sah. ergriff ich ihre Hand und legte sie fest auf meinen Arm. Nun litt sie es und zitterte doch. Ich hörte sie unter ihrem Schleier leise weinen.
In kurzen abgerissenen Sätzen sagte sie mir, was sie hergeführt hatte. Aus ihrem Schweigen, ihren Thränen mochte ich mir den Rest ergänze,?. Die Gräfin, ihre Mutter, war todt. Vor wenigen Wochen war derselben aus dem Nachlaß einer alten Verwandten eine kleine Summe zugefallen. Sie hatte sofort beschlossen, ihr altes Gelübde auszuführen, die Wallfahrt nach Rom zu unternehmen, Henri sollte, wie selbstverständlich, die Seinen begleiten. Aber als sie abreisen wollten, war er verschwunden. Vvr Schreck und Schmerz erlrankte die Blinde. Ihr altes Brustleiden, das sie Jahre lang nicht heimgesucht, trat plötzlich neu und heftiger auf. Hortense rief eilig den Bruder zurück, den sie in Nizza vermuthete. Aber er kan, nicht, sie schrieb nochmals, dringender: keine Antwort! — Und als er nach Tagen der furchtbarsten Angst endlich erschien — da lag seine Mutter im Sterben. Sie raffte sich nur noch empor, um den Sohn zu beschwören, daß er in Zukunft sein Leben ändere. Mit brechender Stimme hielt sie ihm vor, was er an ihr gesündigt hatte, was an seiner Schwester. Und in der letzten Stunde der Mutter ersuhr er durch sie. was er nie hätte wissen sollen, was sie selbst, ich weiß nicht auf welcherlei Weise errathen: daß ich eS gewesen sei, der ihm das alte Haus abgekauft hatte. Das war zu viel für ihn. Henri hatte seine Mutter leidenschaftlich verehrt. Ihre Vorwürfe,

ihr Verlust warfen ihn zu Boden. Er hatte jetzt nur noch zwei Gedanken:
seine Reue zu beweisen, so ihr wie mir. So war er verzweifelt, in qual-
vollster Erregung hierher geeilt und nach der überhasteten Reise war gleich
bei der Ankunft plötzlich ein Nebel ausgebrochen, das ihn öfter schon bedroht,
das böse Erbtheil seiner Familie: er hatte einen Blutsturz gehabt.
Das Alles erzählte mir Hortense nicht so zusammenhängend, wie ich
es hier sage. Das Meiste davon habe ich erst später und allmählich begriffen.
Sie ging mit hastigen Schritten neben mir her, und ich konnte merken, wie
jedes Wort, das sie sagen mußte, sie einen schmerzlichen Kampf kostete,
bevor sie es aussprach.
Erst in der Stadt, nahe dem Endziel unseres Weges, hemmte sie ihren
eiligen Gang. Sie zögerte und es dauerte wieder ein paar Secunden, ehe
sie sich entschloß zu reden. Der gelbliche Schein einer Glaslaterne fiel auf
ihre feinen gespannten Züge.
„Sind Sie ihm auch immer noch gut? Werden Sie ihm nicht weh
thun, nicht zürnen?' fragte sie leise mit zitternden Lippen und blickte mir
forschend dazu in die Augen.
„Fräulein Hortense, er war mein Freund nnd bleibt mein Freund.
Wenn ich Etwas wüßte, um ihm zu helfen, was immer es wäre, ich thäte
es gleich."
„Ist es wahr, würden Sie etwas Schweres für ihn vollbringen?"
Es waren die alten Kindcraugen, die schmerzlich schönen, die aus dem
bleichen süßen Gesicht mich fragend anschauten.
„So wahr, wie daß ich Sie liebe, Hortense," entgegnete ich.
Daß ich vor noch kaum einer Stunde meiner Mutter versprochen hatte,
mich von den Fesseln jenes alten Kummers zu befreien, das wußte ich jetzt
längst nicht mehr. Ich wußte und fühlte mir das Eine, daß sie da sei,
sie, Hortense, und daß sie Etwas von mir erbat, was ich ihr erfüllen mußte
und hätte es mein Leben gekostet.
„So kommen Sie, so will ich noch hoffen," sagte sie leise. Sie nahm
meine Hand und führte mich mit sich. So hatte damals, in dem ver-
wilderten alten Garten, die kleine Hortense mich ungefragt bei der Hand
genommen und mit sich gezogen zu ihrem Bruder. So war ich ihr
auch damals gefolgt, willenlos, ihrem Willen ergeben.
Es war ein Gasthaus dritten Ranges, in dem ich nie zuvor gewesen.
Ueber die steile, schlecht erleuchtete schmale Treppe geleitete sie mich bis fast
unter das Dach, in ein kleines ärmliches Zimmer. Sie mußte erst Licht
machen, bevor ich bemerkte, daß ich nicht allein mit ihr sei.
Henri saß aufgerichtet im Bett. Er war mager, hohläugig, zum
Erschrecken verändert. Und da er mich sah:
„Georg," sagte er, „Du kommst zu mir? Du, Du selbst! bist es
damals gewesen, der . , . Und ich wußte es nicht. Und mein Leben, das
Du erheben und frei machen wolltest, ich habe es verthan! . . ."

—" Adalbert Meinhardt in öainburg.
Mein armer Henri! Ich konnte nicht reden, ich drückte ihm nur
stumm die Hand.
Da brach er zusammen. Von mir abgewendet wars er sich mit beiden
ausgestreckten Arinen über die Kissen, verbarg sein Gesicht und schluchzt
krampfhaft.
„Nein, sei nicht so gut, verzeih mir nicht, ich kann es nicht tragen!"
rief er heiser. „Jetzt erst, seit meine Mutter starb, gebrochenen Herzens,
weil ich sie verlassen, jetzt weiß ich auch erst, wie viel ich Dir zu Leide
that. Ihr kann ich es abbitten noch im Tode, ihr kann ich Sühne und
Buße thun, die ihre selige Seele versöhnt, indem ich ihren Wunsch erfülle.
Aber Dir, Georg? Deshalb mußte ich zuerst zu Dir. Was kann icl,
thun, bevor ich sterbe, um weit zu machen, was ich Dir an Schmerzen und
an Sorgen zugefügt habe?"
„Stirb nicht. Henri!"
Er aber schüttelte trübe den Kopf. Er konnte vor Husten Nichts
erwidern, aber der hohle röchelnde Husten war selbst die allertraurigste
Antwort.
„Der Arzt empfahl ihm nicht zu sprechen," sagte mahnend Horteilse,
„Wenn er sich ruhiger Verhalten wolle, sich pflegen lassen, nicht reisen,
nicht aufregen, dann sei noch Hoffnung, daß er genese."
„Doch ich will reisen," rief er heftig. „An der Leiche meiner Mutter
that ich den Schwur, daß ich für sie, am heiligen Donnerstag vor Ostern,
wie sie es gewünscht, in allen siebe» Pilgcrkirchen und auf den Stufen der
Scala santa zu Rom beten wolle. Soll ich auch dieses Gelübde brechen, wie
alle früheren, die ich ihr that?"
„Nein, Henri," sagte sie sanft und kniete neben seinem Bette nieder;
„Dein Gelöbniß an die Mutter soll gehalten werden! Freilich Du selbst...
wenn Du heute reisen wolltest, Du erreichtest Rom nicht. Könnte ich nur
Dein Gelübde auf mich nehmen! Aber jetzt und so Dich verlassen —
Henri, mein Bruder, ich kann es nicht! Es wird ein Anderer für Dich
hingehen, wird dort für Dich die Gebete sagen, nach denen unserer Mutter
Seele so lange begehrt hat."
„Ein Anderer? Tu träumst, Hurtense, das kann kein Anderer!"
Und sie, lebhaft, feurig: „Es giebt einen Menschen, Werth und würdig,
Deine Stelle einzunehmen, einen, der schon ebenso Großes für Dich voll-
bracht und der zu mir vor wenig Secunden noch gesagt hat, wüßte er etwas
Dir zu helfen, er thäte es, wie schwer es auch wäre."
Ich aber stand und hörte sie und wollte den Sinn ihrer raschen Worte
nicht begreifen. Ich fühlte nur, wie ihre Augen, während sie sprach, die
meinen suchten'; wie ihr Blick sich flehend, befehlend und unwiderstehlich mir
bis tief in die Seele bohrte.
Sic hatte sich von den Knien erhoben und trat zu mir. Das flackernde
Licht warf seltsame Schatten über ihr sonst so stilles Gesicht. Nun stand

sie neben mir, ihre Hand berührte leise meinen Arm. Bis in das innerste
Mark hinein empfand ich es wonnesam und zugleich mit einem schaudernden,
stechenden Schmerz, als wollte die Brust mir davon zerspringen. „Den da,"
sagte sie, „den meine ich," und ihre wunderbare Stimme klang wie Glocken-
schall hell und freudig. „Er ist Dein Freund. Er hat sein Vermögen für
Dich hingegeben; er hätte mehr, weit mehr noch für uns gethan. Doch wir
haben es nicht annehmen dürfen. Die Mutter hätte es nie gestattet . . .
Ich selbst ... ich war ein halbes, Kind. Ich wnßte noch nicht, was ich
wollte. Jetzt weiß ich, es besser, jetzt ergreife ich die rettende Hand. Auch
»m mör« könnte es heute nicht anders wollen. Es gilt ja Dein Leben!
So soll er denn hingehen, soll sie versöhnen, indem er betet, wie sie es
wünschte, für Dich, für mich und für sich selbst!"
„Hortcnse!" rief ich und wandte mich von ihr, mich den Blicken zu
entziehen, die mich fest zu bannen schienen; „Hortense! das kann und will
ich nicht!"
„Sie wollen nicht Ihrem kranken Jugendfreunde das Leben fristen, auf
daß er es künftig in Ihrem Sinne, makellos, ehrenhaft fortführe? Und
Sie können nicht ein Opfer bringen, um zu beweisen« daß Ihnen um alter
Liebe willen nichts zu schwer ist, noch zu hart?" Das sprach sie leise wie
ein Hauch.
„Du liebst mich nicht," stieß ich hervor, „wozu die Probe? Dn hast
mich abgewiesen, damals ..."
„Als ma inöre noch lebte." Weiter sagte sie nichts.
Und ich fühlte, wie ihr Willen, ihre Blicke mich umfingen, gleich einem
Netz, das mich immer fester einschloß.
„Auch nicht um Deiner Liebe willen!" rief ich noch einmal, all' meine
Kraft zusammennehmend.
Henri hatte ihre Hand ergriffen und streichelte sie ihr, wie sie am
Bett stand. „Arme Hortense! Tu warst ihm gut und ich wußte es nicht
einmal? Ach, es wäre so hübsch gewesen. Du und er, meine beiden Ge-
liebten! Ich hatte noch einmal gesund werden mögen, um das zu erleben.
Aber freilich, Du forderst zu viel, das kann kein Mensch für einen anderen
thun. Komm, hilf mir; wir reisen noch heute Abend, Ich muß zum Tage
der Jndulgenz in Rom sein, Du weißt ja, ich . . ." Doch er konnte nicht
weiter, der Husten erstickte ihni seine Worte. Hortense warf mir nur einen
Blick zu.
Was soll ich Ihnen noch langer schildern, wie es geschah, wie sie
mit ihren traurigen Augen meine Seele an sich gezogen, mit ihren feinen,
blassen gingern all' meine Kraft gebrochen hat? Sie wissen ja, was das
Ende war; daß ich gehorchend das Haupt vor ihr beugte.
Aber es ist eine weite Reise von H. bis nach Rom; Nacht und Tag
nnd Nacht und Tag und wieder die Nacht hindurch. Und in Rom trifft
man alte Bekannte. Lebende, die mit erstaunten Blicken uns spöttisch betrachten,

zweifelnd, ob wir auch unsere fünf Sinne nvch nicht verloren. Und Todte, steinerne, die weder spotten, noch fragen, nvch zweifeln; sondern sehr ruhig ein kurzes Schwert sich in die breite Barborcnbrust stoßen und dann sterbend hinsinken und noch lächeln, als wollten sie sagen: Was ist denn der Tod? Er ist leicht und süß, wo es gilt für die Wahrheit zu bluten. Nur sie verleugnen, wäre schimpflich.

Und es ist eine weite Reise von Rom bis nach H. In den langen Tagesstunden erzwungenen Richtsthuns, während die Berge und die Seen vorüberfliegen, läßt sich viel denken; in den längeren Stunden der Nächte, mit wachen Augen in's Finstere starrend, vieles sinnen und beschließen. Um eines Freundes Leben zu fristen, dars man seinen Stolz zum Opfer bringen, vielleicht selbst die Ehre. Das hätte, meine ich, auch mein Vater, streng wie er war, am Ende begreifen und zugestehen müssen. Aber um einer eigennützigen und begehrlichen Liebe willen seiner innersten Ueberzeugung zuwiderhandeln, sie von sich werfen und verspotten, in einem frechen Mummenschanz, das darf und soll ein Mann nicht thun. Hat er es aber dennoch gcthan. so wird er dafür büßen müssen. Ich fühlte es deutlich, das Glück das sie mir von fern gezeigt und als höchsten Lohn verheißen hatte, das gebührte mir nicht. Ich hatte zu Schweres darum gethan, es war mir kein Glück mehr und durfte kcins sein.

Es hat lang gewährt, bis ich zu dieser Erkenntnis; mich emporrasfen konnte. Ich rang in mir und kämpfte dagegen und strebte, meines Gewissens Stimme immer wieder zum Schweigen zu bringen. Doch als ich endlich mit mir selber in's Reine gekommen war, wußte, was mir zu thun geziemte, und was zu lassen, da ward ich ruhig. Es kam eine Stille über mich, eine kühle Gefaßtheit, ich glaube, ich hätte fast schlafen können. Und selbst, wenn ich es noch gewollt, ich hätte jetzt doch nicht mehr anders zu handeln vermocht.

Es ist am Ostersonntag gewesen, als ich zurückkam. Meiner Mutter hatte ich vor meiner Reise nur sagen lassen, daß ich ein paar Tage fortbleiben müsse, nicht weshalb, noch wie lang. Und auch heute kam es mir nicht in den Sinn, sie zuerst aufzusuchen.

Die Glocken läuteten und heitere, festtäglich geputzte Menschen gingen vorüber, da ich langsam, vom Bahnhof aus. durch die alten Gassen dem Wirthshause zuschritt, zu dem Hortense an jenem Abend mich geführt. Sie mochte mich schon erwartet haben. Denn auf der schmalen steilen Treppe kam sie mir mit flüchtigen Schritten entgegen. Und bevor ich es wehren konnte, hatte sie mit beiden Armen mich umschlungen: „Georg, mein Freund, er ist gerettet, er wird leben! Durch Dich! Durch Dich!"

Ich aber löste die schlanken Arme von meinem Nacken, Ob das Herz mir klopfte, ich wußte es kaum. Ich wußte nur, daß ich mich beherrschen wollte. So stiegen wir schweigend die ausgetretenen Stufen hinauf. Ich

sah sie nicht an, ich fühlte nur, wie ihr Blick erstaunt und fragend auf
mir ruhte.
Droben in dem kleinen Zimmer stand Henri dn Plessac, mit einem
blassen Genesungslächeln. „Georg, mein Bruder, Dir danke ich mein
Leben ..."
Ich reichte ihm den Pilgerschein hin, „Hier die Bestätigung, das; ich
in Rom an Deiner Stelle die Gebete gesprochen habe, die Du gelobtest,"
Ich weiß noch, wie sonderbar fremd und kalt mir meine eigene Stimme
klang. „Deiner Mutter Geist, wenn er Dich sieht, mag von der Erfüllung
ihres Verlangens befriedigt sein. Du wirst in Deiner Schwester Pflege,
daheim, in Frieden, vollends gesunden. Danke mir nicht weiter. Ich that,
was Ihr mir geboten hattet, um unserer alten Freundschaft willen, nicht
um mein Glück dadurch zu erkaufen. Du sagtest mir einmal — vor langen
Jahren — wo es des Bruders, eines Plessacs Leben gelte, da konnte ein
Mädchen Eures Hauses allenfalls ihrem Stolz entsagen. Nun, für mich
soll sie das nicht thun; ich begehre kein Opfer. Lebt wohl! seid glücklich
auf Eure Weise — und laßt mir die meine! — Ich kann nicht anders."
Ob sie mich hätte zurückhalten können, wenn sie es gewollt? Wer weiß!
Als ich spät Abends, allein, in unserem öden alten Hause in der Stadt
saß — zu meiner Mutter hinauszugehen, hatte mir die Kraft gefehlt — da
kam es über mich wie Reue, ich meinte ich sei zu hart gewesen, ich ertrüge
es nicht. Und Sehnsucht nach ihr und Schmerz und Verlangen wollten
mich wieder hin zu ihr treiben. Aber ich hielt mich mit beiden Händen
krampfhaft fest an dem alten Schreibpult, an dem mein Vater immer gesessen.
Er sollte mit mir zufrieden sein! Und ich habe den Schmerz bemeistcrt, ich
bin standhaft geblieben.
Von den beiden Plessacs habe ich lange nichts gehört. Henri schrieb
mir nicht mehr. Und als ich nach Jahr und Tag durch Jnfall erfahren
mußte, daß feine Schwester Marquise de Civry geworden sei, da meinte
ich sie und ihn und Alle verachten zu müssen. Es packte mich ein ingrimmiger
Haß auf Welt und Menschen, eine Verbitterung, das; meine gute sanfte Mutter
mich nicht mehr begriff,
Sie hatte nach den Ereignissen jener bösen Osterwvchc nie gefragt.
Als ich ihr gesagt hatte, daß ich für den Sommer lieber allein in der Stadt
bleiben wolle, weil viel zu thun sei, nickte sie nur betrübt dazu. Wenn ich
in den blumenfrohen Garten des französischen Hauses zu ihr hinauskam, hat sie
nie versucht mich zu halten, noch mich getadelt, daß ich mein Versprechen
von jenem Abend, froher zu werden, so schlecht erfüllte. Als gelegentlich
der Arzt von unserer Absicht zu reden begann, den nächsten Winter im
Süden zu verbringen, fragte sie nur: „Du reisest lieber nicht?" Und als
ich etwas von ihrer Gesundheit, von meiner Pflicht gegen sie murmeln
wollte, sprach sie so einfach ruhig wie immer: „Ich dachte es wohl. Thu
Dir keinen Zwang an. Ich werde auch hier, in unserem altgewohnten Heim,

nvch eine Zeit lang weiterleben, so lang Du meiner bedarfst, mein Sühn, Für meine Gesundheit brauchst Du die Reise nicht zu unternehmen." Und Alles blieb still, unverändert so wie es gewesen. Wir lebten vertraut und sest verbunden; aber wir sprachen nie von dem Schmerz, den ich nun nicht mehr verwinden konnte.

Nur am Ende des folgenden Winters, als sie mich so hart und verzweifelt sah, ist sie einmal zu mir gekommen- „Georg, hast Du Unrecht gethnn? Hast Du Dir etwas vorzuwerfen? Dann mache es gut. Aber wenn Du, wie ich von Dir glaube, nach bestem Gewissen thatst, was Du mußtest, so zerstöre nicht durch feiges Bereuen Dein eigenes Werk. Handeln Ändere anders als Du, so tadle sie nicht und lasse Dich nicht dadurch verbittern. Bedenke, sie sind von anderer Art!"

Meine gute alte Mutter! Sie lebte für mich und dachte für mich, so lang sie es konnte. Und als sie vor zwei Jahren starb, ist ihr Ziel erreicht gewesen. Ich war nicht mehr bitter. Daß Henri du Plessac, mein armer Freund, mir grollen mußte, das hatte ich begreifen gelernt. Ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, was ihn fern von mir hielt, sei nicht die Kränkung allein, daß ich seine Schwester zurückgewiesen, sondern auch ein Gefühl der Beschämung über sich selbst und über das. was er von mir gefordert hatte. So war denn Alles im Herzen vergeben, als ich — es ist nur ein paar Monate her — die Nachricht von seinem Tode erhielt.

Er hatte durch Jahrc noch in der alten Weise gelebt und seiner Ge sundheit nicht geachtet, bis die Kräfte aufgezehrt waren. Die verwittwete Frau Marquise de Civry, in deren Haus zu Paris er gestorben, theiltc mir selbst diese Trauerkunde mit. Henri habe kurz vor seinem Ende, so schrieb sie mir, noch meiner erwähnt- „Ich möchte, Georg Hansen wüßte, wie thcuer er mir immer war, und daß ich oft, mit Sehnsucht und Schmerzen, an ihn denke."

Wie weh' diese Nachricht und doch wie wohl der warme Grnß meines alten Freundes mir gethan hat — ich kann es nicht sagen. Und denken zu müssen, daß Hortense, die zarte, schwache, die schon als Kind in ihren großen weltfremden Augen Etwas trug, wie ein Vorahnen frühen Todes, den Bruder überleben mußte! Ich schrieb ihr, wie es mir um's Herz war. Seit mehr als zehn Jahren zum ersten Mal, sprach ich es aus, was mir Henri gewesen, wie seine Freundschaft mir mein Leben Verschönerl hatte und wie öde es mir erschienen, seit ich sie entbehren gemußt.

Und es dauerte uur kurze Zeit, bis ich Antwort erhielt. Der Brief war nicht von ihr selbst adrcssirt. Denn was ich befürchtet, war eingetroffen: Hortense war dem Bruder nachgestorben, klaglos, wortlos, ohne eigentliche Krankheit, ohne Schmerzen, war sie ausgelöscht wie ein Licht, dem die Nahrung mangelt. Zwischen ihren erkalteten Händen hatte man ein Blatt gefunden, an mich gerichtet. Es stand nur wenige Zeilen darauf:

I

Georg Hansen,
„Georg, mein Freund, mein einziger Freund! denn das bist Tu ge-
blieben. Ich war Dir gut, als Kind einst, als Mädchen und später und
jetzt. Ich weiß, wir sehen uns im Leben nicht wieder, Doch ich habe nvch
eine Bitte an Dich: wenn ich gestorben bin. komm an mein Grab. Und
ob ich auch tief, tief drunten liege, in kalter Erde, ich werde es fühlen. Ich
werde dann ruhig schlafen können, wissend, daß auch Du noch mein Freund
bist, treu bis zum Tode."
Da war ich nun heute. Jetzt wissen Sie Alles."
In dem großen Zimmer, im Entresvl des Pariser Hotels, in dem
Georg Hansen mir seine Geschichte bis an's Ende erzählte, war es dunkel
geworden. Von der Straße drunten drang nur der fahle Lichtschein der
Gaslaternen durch Staub und Nebel gedämpft herein. Er fiel über das
Gesicht des Mannes, der sich vom Sessel erhoben hatte, und nun, die Stirn
an die Scheiben gedrückt, in tiefe» Gedanken stand und hinabsah auf das
wechselnde hastende Treiben der Fußgänger und der eiligen Wagen. Mir
war als sähe er nichts von dem Allen, als weile sein Geist schon nicht
mehr auf Erden, und in dem unbestimmten Lichte erschienen mir seine ge-
raden Züge starr und wachsbleich wie die eines Tobten.
Da wandte er sich. Und als erriethe er meine Gedanken, fragte er:
„Dünkt es Sie nicht, als habe ich Ihnen dies Alles so offen nur sagen
können, weil auch ich gestorben sei und nun mir selber die Todtenrede halten
müßte? So wenigstens ist mir zu Muth. Ich las einmal einen indischen
Spruch, an den ich seitdem immer denken muß: ‚Wenn von Zweien, die
in Gemeinsamkeit von Lust und Schmerzen eng verbunden, durch treue Liebe
verwachsen waren, der Eine stirbt, lebt er fort in dem Anderen; der Andere
nur, der im Leben zurück blieb, ist todt/ Wie wahr das ist, kann ich
heute ermessen."
Ich aber dachte, es soll nicht wahr bleiben! Und als mir kaum ein
halbes Jahr später die Nachricht zukam, daß Herr Georg Hansen zu H.
in der Vollkraft seiner Jahre gestorben sei, da beschloß ich, seine Erzählung
so wie ich sie von ihm erfahren, niederzuschreiben, zum Zeichen, daß doch
auch der „Andere" weiterlebe, in dem Gedächtnisse eines Menschen, der ihn
begriff und zu schätzen verstand.

Ernst Haeckel.

von
Marlis Stcrnc.
— Berlin, —

on den gegenwärtig lebenden Naturforschern hat schwerlich irgend ein Zweiter durch Wort und Schrift mit so weiten Kreisen nicht blvs der lernenden Jugend, sondern auch der Gebildeten aller Lander lebendige Fühlung gewonnen, wie der in der Überschrift Genannte, Auch hat wohl das Wirken keines anderen unier seinen Genossen eine so völlig widersprechende Beurtheilung — begeisterte Zustimmung auf der einen, herb abweisende Berurtheilung auf der andern Seite — erfahren, wie das seinige. so daß er mehr als mancher Andere für ein völlig parteiloses Urtheil auf die Zukunft und Nachwelt angewiesen ist. In den nachfolgenden Zeilen soll mehr ein Bild seines Lebens und Wirkens, als ein abschließendes Urtheil angestrebt werden; sie wollen im Streite der Parteien und Tagesmeinungen klärend und. erklärend, vielleicht auch versöhnend wirken.

Ernst Haeckel wurde am 16, Februar 1834 als zweiter Sohn des Regierungsrath Carl Haeckel in Potsdam geboren. Seine noch heute lebende, hochbetagte Mutier, der er im Vorworte zu den „Indischen Reise-bricfen" pietätvoll dankt, daß sie von frühester Jugend an seinen Sinn für die Schönheiten und Größe der Natur gepflegt habe, ist eine Tochter des aus Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" bekannten ChefS des Rheinischen Cassationshofcs Heinrich Sethe, den einst Napoleon I. in Unzufriedenheit mit seiner Ungcfügigkeit nach Paris zur Rechenschaft fordern ließ, und der sich später um die deutsche Gerichts-Reorganisation bedeutende

Verdienste erworben hat. Schvn der Vater dieses Großvaters Haeckels war Jurist gewesen, wie auch sein älterer Bruder Ijeyt Landgerichtsrath in, Potsdam) und mehrere seiner Neffen diese Familicntradition fortsetzen, und es ist ein nicht leicht abzuweisender Gedanke, daß gewisse, den Juristen vornehmlich eigenthümliche Charakterzüge — der Drang nach Erkenntnis! der Wahrheit und der bewegenden Ursachen, ein scharfes Unterfcheidungsvermügen. und die Neigung, seine Auffassung und fein Recht zu vertheidigen, welche schon in früher Jugend bei Haeckel hervortraten, ihm von seinen Ahnen vererbt worden sein mögen. Schon als Kind ließ er sich sein wahres oder eingebildetes Recht in keiner Weise verkümmern und da nach der Versetzung des Vaters nach Merseburg, die im ersten Lebensjahre des Knaben erfolgte, der dortige Hausarzt und Hausfreund Herr von Basedow, ein als Arzt durch die Entdeckung der „Bascdow'schen Krankheit" bekannter Nachkomme des berühmten Pädagogen, aus die Erziehung Einfluß gewann, so wurde der Individualität des Knaben die möglichste Freiheit gegönnt, um sich nach ihren inneren Gesetzen zu entwickeln, und die sich etwa zeigenden bedenklichen Neigungen nur durch Einwirkung auf die guten Gefühle bekämpft.

So wuchs das blondlockige und blauäugige Kind zu einem von Jugendübermuth strotzenden, unbändigen Jungen heran, der sich von Niemandem einschüchtern ließ und von dem mit Gewalt Nichts, mit Liebe Alles zu erreichen war. Herr von Basedow hatte seine helle Freude an dem nach Basedow'schen Principien erzogenen „Normalmenschen", der nichts glaubte, als was er begreifen konnte, und der kernhafte Vater, ein ehemaliger Lützow'scher Jäger und Freund von Gncisenau und Scharnhorst, der noch kurz vor seinem 1871 erfolgten Tode die Genugthuung hatte, das siegreiche Heer in Berlin einziehen zu sehen, war mit dieser freiheitlichen Erziehung ganz einverstanden. Die Mutter aber pflegte den Natur- und Schönheitssinn des Knaben, der fast eben so früh zu Tage trat, wie das Unabhängigkeitsimd Rcchtsgefühl desselben, und es wurde mir erzählt, daß eine einfache Blume, die man ihm in die Hand gab, schon in den frühesten Jahren das unruhige Kind zu fesseln und zu beruhigen vermochte. Die mit den Jahren sich entwickelnde Neigung zur eingehenden Beschäftigung mit der Natur förderten eine Vorliebe zum Umherschweifen im Freien und machten seine Jugendjahre einigermaßen einsam, weil er unter seinen Altersgenossen nur wenige fand, die so weit wie er selbst darauf eingehen mochten.

Seine erste Leidenschaft galt dem Gewächsreich und wo im mcilcnweiten Umkreise eine feltenere Pflanze zu finden war, dahin sah man ihn unterwegs. Als er in seinem elften Jahre (1845) bei seinem Onkel Bleek (dem Professor der Theologie in Bonn und Vater des berühmten in Capstadt verstorbenen Sprachforschers) znm Besuch war. suchte man ihn eines Mvrgens vergeblich in seinem Limmer, denn er war früh aufgebrochen, um am Petcrsberge bei Dollendvrf im Siebengebirgc, das schottische Heimatssymbol, die graue Heide (Lrio« c-insroa) zu suchen, die sonst nirgends in Deutschland vorkommt

und dann auch Abends im Triumph nach Hause gebracht wurde.*) Ter
Liebe zu den Pflanzen gesellte sich früh das Interesse nn Allem, was da
kreucht und fleucht; ein größeres Blumenfenster des elterlichen Hauses wurde
zugleich als Terrarium benützt, um allerlei niederes Gethier darin zu pflegen
und in seiner Eigenart zu beobachten. Die Liebe zu den Thieren bildete
einen andern frühen Grundzug seines Wesens; er konnte nicht mit ansehen,
wenn den Thieren Unrecht geschah, und Hermann Allmers erzählte mir.
wie er auf ihren gemeinsamen italienischen Streifzügen den Vetturinos und
Maulthiertreibern schließlich an die Gurgel gefahren fei, wenn alle seine
Mahnungen, ihre dem romanischen Naturell eingeborenen Tierquälereien
einzustellen, nichts fruchteten. >

Aber die Botanik blieb, da sie bei einigen ausgezeichneten Lehrern des
Merscburger Gymnasiums Unterstützung fand, zunächst die Lieblings-Wissen-
schast; die Excursionen wurden immer weiter ausgedehnt, und schon in den
Gymnafialjahren Beiträge zu Garckes ?1«r» UsUsnÄL geliefert. Unter
Andern erregten damals bereits die „schlechten Arten", d. h. die wandelbaren
Formen seine Aufmerksamkeit und wurden in einem besonderen Herbar von
den guten Arten abgesondert. In den Gedanken des Jünglings, dessen
Lieblingswerke damals neben denen der deutschen Dichter — Goethe voran,
— Schleidens „Leben der Pflanze" und Humboldts „Ansichten der
Natur" bildete», gestaltete sich immer bestimmter der Plan. Botanik zu
studiren und dann weite Reisen durch die ganze Welt zu unternehmen, um
die Gewächse aller Zonen, namentlich diejenigen der Trvpenländer, zu schauen
und ihre Kenntniß zu vervollständigen. Hierbei wirkte offenbar eine Anlage
zur künstlerischen Auffassung der Formen, die sich, verbunden mit zeichnerischer
Fertigkeit, früh geltend machte, mit. Gegen den Schluß der Gymnasialzeit
konnten sich diese farbenreichen Lcbenspläne um so freier entfalten, da der
Bater im Jahre 1851 seinen Abschied aus dem Staatsdienst genommen,
und ihn in Merseburg zurücklassend, mit der übrigen Familie nach Berlin
übergesiedelt war.

Nunmehr völlig sich selbst überlassen, beschloß der Achtzehnjährige, nach-
dem er das Abiturienten-Examen glücklich hinter sich hatte, nach Jena zu
gehen, um unter Leitung des verehrten Meister Schleiden tiefer in die
^icintia, nmädili^ einzudringen. Da führte eine kurz nach dem Abiturienten-
Examen (März 1852) unternommene Excursion nach Leisling bei Weißen-
fels, um die dort vorkommende Loill!, >,il«Iiu zu holen, zu einer uner-
wünschten Abänderung des LebcnSplanes. Wie es seine Gewohnheit von
Kinderschuhen an gewesen und geblieben ist, immer gerade durch zu gehe»,
so watete er bei dieser Gelegenheit so lange auf den überschwemmten Wiesen
umher, bis er sich eine tüchtige Erkältung zugezogen, die ihn auf ein längeres

') Ich verdanke die Einzelheiten aus Hacelels Jugend einer in Berlin lebenden
Schwester seiner Mutter, Fräulein Bertha Sethe, die sie mir eines Abends erzählt ha!.

Krankenlager warf und ihn zwang, statt nach Jena, zu seinen Eltern nach Berlin zu gehen, um da die nöthige Pflege zu finden. Nunmehr stellte ihm der Vater vor, das; die Botanik keine Wissenschaft sei, auf welche sich eine sichere Existenz begründen lasse, und daß es rathsamer sein dürfte. Medicin zum Brotstudium zu wählen und die Botanik als Liebhaberei daneben weiter zu treiben. Der Wink, daß es einem Schiffsarzte in unserer Zeit noch am ersten möglich würde, alle Länder der Welt zu sehen, schlug durch, und er begann nunmehr in Berlin allerlei Vorlesungen für Mediciner zu hören, unter denen ihn aber, wie man sich leicht denken kann, diejenigen Alexander Brauns weitaus am meisten anzogen, und mehr als die für seinen erwählten Beruf wichtigeren.

Vielleicht um ihn diesen Einflüssen zu entziehen, wurde er veranlaßt, im Winter 1852—53 nach Würzburg zu gehen, um bei Kölliker und Leydig Anatomie zu hören, und hier war es, wo er die für seinen Lebens« gang höchst bedeutsame Bekanntschaft Gegenbaurs machte, der soeben von seinem Studien-Aufenthalt in Messina zurückgekehrt war, und mit dem berühmten Berliner Kliniker Gerhardt, der damals Assistent bei Kölliker war, Freundschaft schloß. Ostern 1854 kam er nach Berlin zurück, um bei Johannes Müller, dem berühmten Begründer der experimentellen Methode in der Physiologie und dem eigentlichen Schöpfer der vergleichenden Anatomie, Organologie und Entwickelungsgcschichte als besonderer Disciplinen, vergleichende Anatomie zu hören. Diese Vorlesungen, welche ihn mehr anzogen, als alle, die er jemals gehört, wurden bestimmend für seine Zukunft, indem sie ihn endgültig von der Botanik, obwohl er ihr immer ein freundliches Andenken bewahrt hat, zum Studium der Zoologie herüberzogen. Er fing alsbald an, sich für das Leben und den Bau der Niedern Thicre. welche durch Müller in nähere vergleichende Beziehung zu den höheren gebracht wurden, auf das Lebhafteste zu inleressiren, und fischte in den damals noch üppig grünenden Rinnsteinen und Gräben Berlins nach Infusorien, Polypen, Krebsen und Jnsectenlarven. wobei ihm wohl znm ersten Male der Titel eines „Naturforschers" beigelegt wurde, der nach Berliner Mundart Jedem gebührt, welcher sich mit der Durchforschung solcher von der guten Gesellschaft gemiedenen Oertlichkeiten — sei es auch nur, um Lumpen und Papier herauszufischen — befaßt. Johannes Müller, der den Eifer und die hervorragende Begabung seines neuen Zuhörers bald erkannte, nahm sich seiner mit besonderer Zuneigung an, indem er ihn zu selbständigen Untersuchungen anregte.

Es wurde ihm unter den obwaltenden Umständen schwer, sich wieder von Berlin zu trennen, woselbst er, dem eigentlichen Kneipenleben der Studenten fern bleibend, in einen anregenden Verkehr mit zahlreichen angehenden, jetzt berühmt gewordenen Naturforschern und Medicinern getreten war, die unter sich einen kleinen naturwissenschaftlichen Verein gebildet hatten und von denen hier die beiden ausgezeichneten Jnfusorienforscher Ed. Claparöde

('s 1L71 in Genf). I. Lachmann (j- 1861 in Bon»), der Berliner Arzt
und Medicinalrath Hermann von Chnmisso ('s-1886) und vvn den nvch
Lebenden der Münchener Chemiker Baeyer, der Berliner Conchnlivlvge
Ed, von Martens und der Leipziger Geologe F. von Richthofen genannt
werden mögen. Aber damals übte die „Würzburger Schule" mit Virchow
an der Spitze auf jeden angehenden Pathologen eine unwiderstehliche An
ziehungskraft und Hacckel begab sich wiederum für drei Semester dorthin,
auf's Lebhafteste begeistert für die damalige kritische und monistische
Methode Virchows. dessen Assistent er im Sommer 1856 wurde, und dessen
„Archiv" in jener Zeit auch eine seiner ersten felbständigen Arbeiten (über
?Iox>i» Oliomiäui) brachte.

Inzwischen hatte er das Glück gehabt, in den Sommerferien 1854
Johannes Müller nach Helgoland begleiten und unter feiner Leitung sechs
Wochen lang mit dessen Sohn und dem jetzigen Bonner Professor La
Valette Seethiere sammeln und untersuchen zu können. Diese Wochen
bildeten in jeder Beziehung den Höhepunkt seines bisherigen Lebens. Ter
erste Anblick des Meeres und der unermeßliche Reichthum der velagischen
Fauna, besonders an Polypen und Medusen, übten einen bestrickenden Zauber
und Hacckel war natürlich im Fischen und Absuchen der Ebbetümpel immer
der Vorderste und Unermüdlichste, was ihm seitens der einheimischen
Bevölkerung bald den Spitznamen eines „Seedüvels" einbrachte. Dieser die
echten Forschernaturen charakterisirende Drang, über den gerade in s Auge
gefaßten Gegenstand die ganze umgebende Welt zu vergessen, ist ihm niemals
verloren gegangen, und ein Augenzeuge erzählte mir. wie ihm noch in viel
späterer Zeit, bei einem Bade im Golf vvn Neapel, als eine reiche Forschung«
gelcgenheit auf dem von Spaziergängern belebten Strande seine Blicke auf
sich zog, dasselbe begegnet sei, was man von der Selbstvergessenheit des
Archimedes berichtet. Im Herbste 1856 wiederholte sich die glückliche
Gelegenheit vom vorausgegangenen Jahre, indem er wieder mit Johannes
Müller und Kolliker auf den Fang gehen durfte, diesmal nach Nizza,
und bei diesem seinem ersten Besuche des Mittelmecrs wurde er durch
Müller auf eine erst kurz vorher entdeckte Gruppe niederer Lebewesen auf-
merksam gemacht, die Radiolarie», welche zwei Jahre darauf i1858)von
Johannes Müller zu einer besonderen Klasse erhoben wurde», und spater
einen sehr großen Theil der Haeckel'schcn Arbeitskraft in Anspruch nehme»
sollten, Anch die einen Staat im Kleinen bildenden Siphvnophorcn oder
Nöhrcnguallen, denen er später wiederholte Studien gewidmet hat, nahmen
seine Sinne, neben vielen andern Seethicren, damals zum ersten Male
gefangen.

In unerfreulichem Gegensätze zu diesen glücklichen Tagen galt es dann
wieder im Winter 1856—57 dem Brvtstuoium zu folgen und klinischen
Studien bei Langcnbeck, Nürnberg und Traube obzuliegen. Am
7. März 1857 erfolgte mttcr Ehrcnbcrgs Präsidiuni die Promotion ?,»m

Doctor der Medicin. Die Dissertation handelte über „Gewebe des Fluß-
krebses". Im Sommer 1857 ging es sodann nach Wien, um bei Skoda,
Oppoltzer und Hebra „höheren klinischen Schliff" zu erwerben. Aber
mehr Zeit als ihren Vorlesungen wurde damals in Gefellschaft von Wilhelm
Focke aus Bremen (dem ausgezeichneten Undus-Kenner) und Harald Krabbe
(jetzt Professor in Kopenhagen) der reichen Flora Wiens gewidmet. Es
war ein letzter Rückfall zur Jugendleidenschaft, denn als Haeckel im Winter
1857—58 sein Staatsexamen abgelegt hatte, und die Berechtigung sich
schlimmstenfalls als Arzt durchzubringen erlangt war, wurden Medicin und
Kräuterkunde an denselben Nagel gehängt und die Schwenkung zur Zoologie
endgültig vollzogen. Er gedachte damals, zunächst noch ein Jahr bei
Johannes Müller zu arbeiten, eine Absicht. ?ie aber durch den plötzlichen
Tod desselben (Ostern 1858) vereitelt wurde.

Nunmehr richteten sich seine Blicke wieder nach dem Mittelmeere, wo
der ihm von Würzburg her befreundete Professor Carl Gegen bau r, nach
Müllers Tode der erste vergleichende Anatom, einige Jahre vorher reiche
Ernte gehalten, um an dem dort im Uebermaß vorhandenen Material seine
Befähigung zum Zoologen zu erweisen. Denn da er sich bald nach dem
Staatsexamen mit - seiner liebenswürdigen und geistreichen Cousine Anna
Sethe verlobt hatte, mußte er daran denken, sich einen Namen in der
Wissenschaft zu erringen, um dann als Docent an einer Universität eine
gesicherte Lebensstellung zu finden. Sich als Arzt sein Brot zu verdienen,
war ihm ebenso unsympathisch, wie es früher Darwin und dem beider-
seitigen Freunde Fritz Müller gewesen war. Der Sommer und Herbst
ging mit sprachlichen und wissenschaftlichen Vorbereitungen zu der Studien-
reise hin, die im Januar 1859 angetreten wurde. Wie es bei einer
künstlerisch veranlagten und für den Genuß der landschaftlichen Schönheiten
wie der antiken Kunstschätze gleich empfänglichen Natur selbstverständlich ist,
gab sich Haeckel zunächst diesem doppelten Reize des gelobten Landes mit
vollen Zügen hin und verlebte die Ostern in Rom, bevor er seine Arbeiten
und Beobachtungen am Golse von Neapel begann, woselbst er den ganzen
Sommer zubrachte.

Eines Tages sah er in einem dortigen Cafe einen jungen Mann
von germanischem Typus im Studium einer deutschen Zeitung vertieft und
frug ihn, ob er an einer durch Meeresleuchten und Vesuvfcuer verschönten
nächtlichen Ueberfahrt nach Jschia, wozu er bereits eine Barke gcniicthet
habe, theilnehmen wolle. Der Fremde war sofort bereit, man stellte sich
gegenseitig vor und nach wenigen Stunden war ein FreundschaflSbund für»
Leben geschlossen, der für beide Theile reiche Früchte der Anregung und
Belehrung, der harmlosen Wanderfreude und des tieferen Gedanken-Austausches
gebracht hat. Es war eines jener glücklichen Zusammentreffen, durch die
sich zwei gleich geartete Naturen, beide wahrhaft frei in ihrem Denken und
Fühlen, beide begeistert für Natur, Knnst und Poesie, manchmal finden, denn

der Fremde war Hermann Allmers, der Bauernsohn aus den Marschen,
der damals eben seine erste Römcrfahrt vollendet hatte. Die ganze Episode
ist so bezeichnend für die individuelle Fähigkeit Haeckels, durch sein mibe
fangenes, freimüthiges Sichgeben die Herzen zu gewinnen, daß ich um die
Erlaubnis; bitten möchte, hier den Eingang eines Gelegenheitsgedichtes von
Allmers mitzutheilen, welches er vor Jahresfrist zur fünfundzwcmzigjährigen
Feier jener Nachtfahrt an den Freund gerichtet hat, und dessen Mittbeilung
er mir freundlichst gestattete. Derselbe lautet!

„Gedenkst Du noch der Zaubernachl
— Mir kam sie nimmer aus dem Sinn ^
Die uns nach Jschia gebracht?
Wie schwlimm die Barke still dahin,
Wie war's so lautlos weit und breit,
Unnennbar feierlich und hehr.
In stcrndurchstrahltcr Herrlichkeit
Umfingen Himmel sich und Meer
Und magisch leuchtete die Fluth,
Wcnn's Ruder leise Wellen schuf,
Und drüben düsterroth die Gluth
Der letzten Lava des Vesuv.
Fremd waren wir einander noch,
Wir sah n uns i« kaum eine Stunde
Uns Beide trieb's zu reden doch
Und bald aus tiefem Herzensgründe
Von Allem was uns lieb und Werth
Und wie s bisher mit uns gekommen,
Was uns ein hold Geschick bcscheert,
Was uns ein feindliches genommen.
Vom Elternhaus, vom Hcimatsland,
Bon schönhcitsvollcn Wandertagen,
Und herzlich drückten wir die Hand
Einander. — Was brauch ich's zu sagen!
Und endlich auch von Deinem Lieb
Erzähltest Du — und wurdest stumm,
Indes; das Schiff still weiter trieb,
Und lautlos wieder war's ringsum. —

Die beiden Gäste am Strande der Cuklopen und Sirenen schlössen ficti
unmittelbar darauf eng aneinander, genossen gemeinsam die Schönheit?,,
Capris und durchwanderten dann im September und October zusammen
ganz Sicilien, wobei noch spät im Jahre der Aetna bestiegen wurde. An
schönen Punkten wurden die Skizzenbüchcr hervvrgesucht, und Allmers. der
im vorangegangenen Winter in Rom ernste Kunststudien getrieben hatte, konnte
dem jüngeren Freunde manchen technischen Kunstgriff und manchen Wink
für die Composition geben. Der Genus) der Natur- und Kunstschönheitr»
wurde dadurch für Haeckel begreiflicher Weise nicht unwesentlich gesteigert ,
es waren ideale Tage, wie sie niemals wiederkehren, und es fehlte nicht viel.

daß er damals zum zweiten Male umgesattelt hätte und Maler geworden wäre. Wie scharf er schon damals landschaftliche Züge und Volkscharaktere zu erfassen verstand, zeigen seine in der Berliner Geographischen Gesellschaft vorgetragenen, und in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" (Bd. VIII) abgedruckten „Rciseskizzen aus Sicilien", die sich als würdige Vorläufer der zahlreichen formvollendeten Reiseschildcrungen darstellen, welche er in späteren Jahren veröffentlicht hat.

Den Winter 1859—60 brachte er, nachdem Allmers wieder nach Rom gegangen war, im regen Verkehr mit Fischern und Fischerjunge». die ihm beim Fange der Niedern Seethiere für seine Studien behülflich waren, in Messina zu und verließ die Insel Ostern 1860, kurz vor der Landung Garibaldis. Vorzugsweise hatten ihn dort die noch sehr wenig bekannten Angehörigen jener schon erwähnten, vor Kurzem von Johannes Müller zu einer eigenen Abtheilung erhobenen Wurzelfüßler (Rhizopoden), die Strahlinge oder Radiolarien beschäftigt, die an der Oberfläche und in allen Tiefen der Meere leben, und unter dem Mikroskope innerhalb ihres wandelbaren Schleimleibes ein festes, aus Kieselsäure oder Chitinsubstanz bestehendes Skelet von einer an Kristalle erinnernden mathematischen Starrheit, aber von unendlicher Mannigfaltigkeit der Form zeigen. Während das Skelet der höhern Thiere, mögen sie nun zu den Amphibien, Reptilien, Vögeln oder Säugethieren gehören, sich immer auf ein und denselben Grund tyvus zurückführen läßt, der sogar schon im Fischgerippe erkennbar hervor tritt, bildet jede einzelne Art dieser nieder« Schleimwesen in unendlicher Abwechselung ein anderes und höchst zierliches, wenn auch immer auf gewisse krystallartige Grundformen zurückführbares Skelet aus, so daß ein uner schöpflicher Formenreichthum entsteht, der selbst das künstlerisch verwöhnte Auge befriedigt, zumal da zu der Zierlichkeit der Gestalten, im Leben noch prächtige Farben hinzutreten.

Bald nach Haeckcls Rückkehr von seiner Reise, während er in Berlin mit der Bearbeitung der gesammelten Schätze, vor Allem der Radiolarien beschäftigt war, machte ihm Gegenbaur, der seit 1855 nach Jena berufen war und dort in der medicinischen Facultät die Fächer der vergleichenden Anatomie und Zoologie vertrat, das verlockende Anerbieten, ihm die letztere abzutreten, wenn er dort hinkommen wolle. Obwohl in Jena damals für diese Fächer keine ordentliche Professur existirte, ging er ohne langes Besinnen auf diesen Vorschlag ein, habilitirte sich Ostern 1861 daselbst, und hat diesen Entschluß nie zu bereuen gehabt. Denn nicht allein, daß er dadurch in die Nähe Gcgenbaurs kam, der von allen seinen Fachgenossen den größten und glücklichsten Einfluß auf sein inneres und äußeres Leben geübt hat, gewann er auch bald dort die Freundschaft des hochverdienten Curators der Universität, Dr. Moritz Seebeck, der bis zu seinem 1885 erfolgten Tode, so weit er es vermochte, ihn auf das Freundlichste unterstützt und gefördert hat. Im Anfange des Jahres 1862 lag die „Monographie der Radio-

larien" mit 35, von Wagknschieber gestochenen farbigen Kupfertafeln
fertig vor, und machte nicht nur seinen Namen in den weitern Kreisen der
Zoologen auf das Vvrtheilhaflcste bekannt, sondern bewirkte auch seine
schnelle Ernennung zum außerordentlichen Professor der Zoologie. Nim
konnte er seine geliebte Brant heimführen (August 1862) und es begann
für ihn eine Zeit des höchsten Glückes, welches leider nur von geringer
Dauer war, denn schon nach anderthalb Jahren, gerade an seinem dreißigsten
Geburtstage traf ihn der plötzliche Tod seiner Gattin wie ein Blitz aus
heiterein Himmel.

Es folgten mehrere Jahre dumpfer Verzweiflung, in denen er nur in
einer völligen Hingabe an seine Wissenschaft Trost und Heilung der schweren
Seelenwunde finden konnte, die ihm das Schicksal geschlagen. Die Zoologie
war damals seit wenige» Jahren von einem großen, aber bis dahin nur
von Wenigen in seiner ungeheuren Tragweite erkannten Gedanken verjüngt
und durchleuchtet worden, dem Gedanken der Entwickelung. Das epoche-
machende Werk Darwins war in jenen Tagen erschienen, in denen Haecket
an der Straße von Messina Radiolarien und andere Seethiere sing, und als
er im Sommer nach Berlin kam, hörte und sah er in der „Metropole der
Intelligenz" nichts als spöttische Bemerkungen und Achselzucken über den
neuen von England herübergekommenen „Humbug", Er selbst hatte nach
dem ersten Studium die Bedeutung der Darwinschen That voll erfaßt, und
begann ohne Zögern in der Radiolarien-Monographie die neuen Gedanken
anzuwenden. Es verdroß ihn auf das Tiefste, daß die altern Fachgcnosfen
in der überwiegenden Mehrzahl dazu schwiegen, um nicht Farbe bekennen
zu müssen, und es ist bezeichnend für seinen von frühester Jugend an
bethätigten Drang, das als wahr Erkannte offen zu bekennen, daß sich der
junge Professor aufmachte, um vor der Stettiner Naturforscher-Versammlung
(19. September 1863) laut zu erklären, daß „er von der Wahrheit der
Abstammungslehre ebenso fest überzeugt sei, wie Darwin selber" und daß
eine solche Frage weder todtaeschwiegen. noch „in der Abgeschiedenheit
wissenschaftlicher Zeitschriften ausgefvchten werden" könne. Er ging auch
sogleich daran, die Unfcrtigkeit des Darwinschen Gebäudes nach oben und
unten darzulegen und besonders auf das grundlegende Studium der niedersten
Wesen, als der „Anfänge des Lebens" hinzuweisen, von denen er bald darauf
bei einem Frühlings-Aufenthalt in Nizza <1864) einen Vertreter der aller-
einfachsten, nur aus formloser Schleimmasse bestehenden Wesen (^rotoMiios
>n'iWm-,Iiä1i!>> entdeckte und im folgenden Jahre beschrieb. Auf der andern
Seite füllte er eine von Darwin mit Absicht unerörtert gelassene Folgerung
seines Systems durch zwei im October und November 1865 in einem
Jenaer Privatkrcise gehaltene Vorträge „über die Entstehung und den Stamm
bäum des Menschen" aus, die später in der Virchow - Holtzendorff'schen
Sammlung erschienen und frühe Vorläufer der zehn Jahre später veröffent-
lichten „Anthropogenic" darstellen.

Der Tod seiner ersten Frcm hatte Haeckel veranlaßt, sich für längere
Zeit von aller Geselligkeit abzuschließen und sein geistiges Gleichgewicht im
Ausbau der von Darwin neu eröffneten Weltanschauung wieder zu finden.
Er unternahm es. ein großes Werk zu schreiben, welches alle Thatsachen
der biologischen Wissenschaft, die mit dem Problem der EntWickelung in
Verbindung stehen, von diesem überragenden Gesichtspunkte neu gruppiren
und vor Allem zeigen sollte, wie das natürliche System der Organismen in
aller seiner unendlichen Formen«Mannigfaltigkeit nur als ein genealogisches
betrachtet und verstanden werden könne. Wir sprechen von der 18L6
erschienenen „Generellen Morphologie", die im ersten Bande unter
Anwendung einer fast durchweg neugeschaffenen, zweckentsprechenden und
darum vielfach in Fleisch und Blut der heutigen Zoologie übergegangenen
Kunstsprache, die Grundbegriffe des Lebens, der Formenbildung und -Um-
bildung, der Individualität und natürlichen Berwandtschaft, die Gesetze der
Anpassung, der Vererbung und Auslese in einem die verschiedenen Factvren
scharf aus einander haltenden methodologischen Geiste feststellt und im zweiten
Bande den dreifachen Beweis der Abstammungslehre aus der vergleichenden
Anatomie, Stammcsgcschichte (Phylogenie> und individuellen EntWickelung
(Ontogeniej der Wesen durch den Nachweis vollendet, daß sich im Werden
der heute lebenden Organismen die vorzeitliche Geschichte ihres Stammbaums
in gedrängter, wenn auch stark abgekürzter, oder abgcändertcr Form wiederholt.
Er nannte dieses letztere das biogenetische Grundgesetz, weil es die
Entstehungsweise aller Lebensformen beherrscht und erklärt.

Man kann zugeben, daß dieses in unglaublich kurzer' Zeit lvon October
1865 bis September «6) in Niederschrift und Druck vollendete Werk viel-
fach auf den Arbeiten anderer Forscher beruht (von denen außer Darwin
namentlich Gegenbaur und Fritz Müller hervorgehoben werden müssen), daß
es viele aus der Unvollkommenheit der damaligen zoologischen und paläon-
tologischen Kenntniß entsprungene Jrrthümcr enthält, und daß es in der
Form manche Mängel zeigt: unbedingt wird anzuerkennen sein, daß der Gedanke
der Einheit der Natur, die gesammte moderne Weltanschauung und das
förderliche Verhältniß der Naturphilosophie zur Forschung niemals vorher
machtvoller und überzeugender ausgesprochen worden war. Was in Darwins
grundlegendem Werke in chaotischer Mischung und in beschaulichen Capiteln
mehr angedeutet als ausgeführt war, das fand man hier klar definirt, über-
sichtlich gruppirt und zu einer unwiderstehlichen Wirkung vereinigt. Darwin
selbst hat mehr als einmal seine Bewunderung über diese strenge und logische
Durcharbeitung seiner Anregungen ausgesprochen*). Das Werk war mit einem
Worte das große Programm der nächstliegenden Aufgaben der Forschung,

*) Nähere« hierüber findet sich in den Briefen Darwins an Haeckcl, die ich in
dem Buche: „Darwin und sein Verhältnis; zu Deutschland" (Leipzig 1885)
mitgetheilt habe.

ein Prvgramm, was nvch heute nicht erschöpft ist. und sobald nicht erschöpft werden wird.

Die Arbeit an der „Generellen Morphologie' hatte Haeckel derartig fortgerissen, daß er sich täglich nur 5>—6 Stunden Schlaf gegönnt hatte, und die natürliche Folge davon war gründliche Ueberarbeitung und ein bedenklicher Grad von Nervosität, die nur durch ein zeitweises völliges Losreißen von der gewohnten Thätigkeit und eine längere „Badereise' zur Ersrischung des Geistes besiegt werden konnte. Er nahm also ein halbes Jahr Urlaub und reiste in Gesellschaft von I)r. Richard Greef (damals Privatdocent in Bonn, jetzt Professor der Zoologie in Marburg) und zweier seiner Schüler. Mikluchv-Maklay linzwischen durch seine anthropologischen und ethnologischen Forschungsreisen bekannt geworden) und H. Fol (jetzt Professor der Zoologie in Genf) nach dm „Inseln der Seligen". Bei der Hinreise über London wurde zuerst Darwin, mit dem damals längst intime Beziehungen angeknüpft waren, und Huxley besucht, dann ging die Fahrt über Lissabon zunächst nach Madeira und Teneriffa, Ivo Haeckel an einem kalten Novembertage den steilen, gänzlich schneebedeckten Gipfel des Pik erstieg, eine gefährliche, in Stunden ausgeführte Parforce-Tour. welche die dortigen Führer für unmöglich hielten, und auch mit sämmtlichen übrigen Begleitern, den Tirector des botanischen Gartens von Orotova ausgenommen, zurückbliebcn. Sie erreichten nach unsäglichen Beschwerden den Kraterrand, um die ganze Erhabenheit und Nichtigkeit des menschlichen Daseins in einen einzigen Anblick zusammengedrängt zu empfinden*). Bon Teneriffa begaben sich die Reisenden zu einem viermonatlichen Studien-Aufenthalte (Winter 18«« —67) nach der kleinen, gänzlich Wasser- und waldlosen vulcanischen Insel Lanzerote, deren Terrainbildung lebhast an die Kraterlandschaften erinnert, die wir im Monde erblicken. Hier wurden namentlich Medusen und Siphonophoren. die in reichster Fülle und prachtvollster Erscheinung daselbst das Meer beleben, gefangen und nach allen Richtungen studirt. daneben aber auch andere Formen, namentlich solche der niedersten Stuse entdeckt.

Beladen mit reichen Schätzen der erweiterten Natur-Anschauung und Erkenntnis kehrte Haeckel über Mogador und Tanger durch Spanien und Frankreich nach Jena zurück, wo er Ostern 1867 wieder eintraf. Als Frucht dieser Reise dürfen wir im Besondern die „Entwickelungsgeschichte der Siphonophoren" (Utrecht 1869) ansehen, die für dos Berständniß zusammengesetzter Organismen höchst lehrreich ist, da bei ihnen durch einfache Knospung aus einer Stamm-Meduse Hunderte und Taufende weiterer Medusen hcvorgehen, die mit einander zu einem laugen, oft einer

") Die Pik-Besteigung bat Haeckel im S. Bande der Berliner „Zeilschrift für Erdkunde" geschildert, während Profcssor Grecf einen Bericht über die ganze Reife veröffentlicht hat.

prachtvollen Blumcnguirlande gleichenden Gesellschafts-Organismus verbunden bleiben, wobei jedes Einzel Individuum mit seiner besvndern Function auch eine verschiedene Gestalt erlangt, je nachdem es in der Colonie als treibendes, fressendes, fangendes, vertheidigcndes oder fortpflanzendes Mitglied thätig ist. Diese Studien gaben ferner Veranlassung, in einem (December 1863> im Berliner Handwerker-Verein gehaltenen Vortrage „Ueber Arbeits-teilung in Natur und Menschenleben" die sich immer entschiedener geltend machende Erkenntnis; darzulegen. nach welcher die höheren Thiere in gewissem Sinne als zusammengesetzte Organismen aufzufassen sind, deren letzte untheilbare Elemente, die Zellen, sich je nach ihrer Stellung den besonderen Leistungen auf das Vollständigste anpassen und dem Ganzen nnterordncn.

Im Juni 1867 verlobte sich Haeckel mit Agnes Huschke, der liebens würdigen jüngsten Tochter des damals bereits verstorbenen und um die Kcnntniß der Entwicklungsgeschichte der ho Hern Thiere verdienten Jenenser Anatomen Emil Huschke, eines jener in Deutschland zahlreicher als in andern Ländern aufgetretenen Prädarwinisten, die schon lange den verwandtschaft-lichen Zusammenhang der Organismen gelehrt hatten. Bei dem Familien-glück, welches ihm seine jetzige Frau brachte, im Kreise seiner Kinder und Freunde, unter denen sich besonders der Verkehr mit Gegenbaur immer inniger gestaltete, konnte in ihm kein Wunsch aufkommen, Jena mit einer andern Wirkungsstätte zu vertauschen, obwohl die Versuchungen dazu ein ander bei dem steigenden Rufe deS jungen Zoologen unaufhörlich folgten. Schon im Sommer 18L5> halte er einen Ruf nach Würzburg abgelehnt und war zum Danke dafür, zum ordentlichen Professor befördert worden;,' in den Jahren 1871 und 73 machte man ihm glänzende Anerbietungen, wenn er nach Wien kommen wolle, aber er widerstand und empfahl seinen nach-maligen Gegner Claus dorthin, und ebenso lehnte er die späteren Berufungen nach Straßburg (1872) und Bonn (l874> ab. was er, wie die Folge zeigt, nicht zu bereuen hatte.

Seine „Schöpfungsgeschichte", die aus Vorträgen entstanden ist, welche er im Winter 1867—68 gehalten hatte, und die von zweien seiner Zuhörer stenvgraphut worden waren, machten seinen Namen inzwischen in noch weiteren Kreisen bekannt. Das Buch hatte einen seltenen Erfolg, denn es sind bisher sieben deutsche Auflagen und acht Uebcrsetzungen in fremde Sprachen erschienen nnd dies ist um so bemerkcnswerthcr, da es. wenn auch leichter lesbar, als die Werke Darwins, doch ein aufmerksames Studium und Einleben in eine, nicht für Jedermann bequeme neue Kunstsprache erfordert. Aber es bietet dafür den Vorzug eineS abgerundeten Lehrgebäudes, einer annehmbaren Weltanschauung, von der Haeckel nachwies, das; sie im Wesentlichen mit der des „großen Heiden" von Weimar zusammenfällt, und darin liegt sowohl das Geheimniß seines großen Erfolges, wie der Anti pathicn, die es gegen seinen Verfasser heraufbeschwor. Wir dürfen hierbei

dic Vertreter der Kirche bei Seite lassen, denn ibre Antipathie und ihr Widerspruch ist eine einfache Acnßcrnng des Selbsterhaltungstriebes. Jemand der so weit gegangen war. der herrschenden Zweckmaßigkcitslehrc (Telcologiej und der Ueberzeugung. daß in der Natur Alles gut und vollendet sei, die Neckerei einer Unzweckmäßigkeitslehre lTysteleologie) entgegen zu stellen, der bewies, daß Manches in der Organisation des Menschen und anderer Thiere. falls man ihr Dasein unabhängigen Schöpfungscicten zuschreibt, besser sein könnte, der den Menschen unbefangen den Thieren anreihet?, dnrftc unmöglich auf die Freundschaft der Theologen rechnen. Dazu kamen dann gewisse Schroffheiten Haeckels, der von jeher gegen Dogmen, die der gesunden Vernunft widersprechen, eine unüberwindliche Abneigung hegte, bis zu dem Grade, daß er an den herrlichsten Darstellungen der Immaoulain s'«»Oeptic>, so sehr sie seinen Kunstgeschmack befriedigen mochten, niemals einen rechten Gefallen finden konnte, nnd endlich Mißverständnisse, wie dasjenige, welches in dem idealen und formvollendeten „Wrihegedicht zur Taufe von Haeckels Erstgeborenem- von Hermann Allmers l1868> eine Verspottung des Sacramcnts der Taufe sehen wollte!

Auffälliger muß den Fcrnerstehenden natürlich die hauptsächlich durch die Erfolge der „Schöpfungsgeschichte" wachgerufene Gegnerschaft zahlreicher Fachgenossen erscheinen. Ein Theil der letzteren war ohne Zweifel durch Haeckels entschiedene Urtheile über ihre zoologischen Arbeiten nnd die daraus gezogenen Schlüsse direct herausgefordert worden. Eine so durchgreifende, auf alle Wissensgebiete zurückwirkende Umwälzung in den Anschauungen, wie sie die Darwinsche Theorie, die ja unzählige Male der Reformation Luthers und Cvpcrnikus' verglichen worden ist, veranlassen mußte, ist noch niemals mit sanfter Ueberredungskunst und Höflichkcitsphrasen vollbracht worden, und wenn Haeckcl und Huzley, die beiden Hauptverkünder der neuen Lehre, den Mahnungen des Altmeisters gefolgt'") und gleich ihm selbst in der bescheidensten Defensive verblieben wären, so würden wir eben noch heutigen Tages in dem Kampfe stecken, der nun glücklich überwunden ist. Haeckels Vorgehen mag nach manchen Richtungen und gegen manche Persönlichkeiten rücksichtslos gewesen sein, aber es wird schwer fein, ihm jemals andere Motive als die reinste Liebe zur Erkenntniß des Wahren nachzuweisen und fast überall ist es leicht zu zeigen, daß nicht er. sondern seine Gegner zuerst jenen Ton der Ucbcrhebung. Malice nnd Verdächtigung in die Debatte gebracht haben, dessen Urheberschaft dann ihm schuld gegeben wurde. Der zeit auf ihren Lorbeeren schlummernde Forscher einer älteren Periode, die bisher als Dalai Lamas der Wissenschaft zn gelten geruhten, vermerkten es selbstverständlich sehr übel, daß man über ihre Weisheitssprüche und Donnerworte ohne Umstände zur Tagesordnung überging, während diejenigen, die

') Einen solchen durch seine Liebenswürdigkeit bezaubernden Mahnbrief DanvinS an Haeckcl habe ich S. 156 meiner kleinen Biographie Tarivins mitgcthcilt.

nie einen neuen Gedanken gehabt hatten, die zahlreichen von Haeckel in die
Welt gesetzten neuen Ideen herabzusetzen suchten, indem sie ihn der Ver-
breitung unbewiesener Hypothesen in einer schematischen und dogmatischen
Darstellungsweisc. ja einer Erneuerung der sogenannten Naturphilosophie
beschuldigten, die ehemals mit Recht in starken Mißcredit gerathen war,
weil sie ohne genügende empirische Grundlage in s Blaue hinein phantasirt
hatte. Sie verlangten exacte Beweise für die Abstammungslehre, als ob
solche bei historischen Thatsachen überhaupt möglich wären, und begannen
über die Haeckel'schen Stammbäume zu spötteln, von denen sie nicht begriffen,
daß dieselben überhaupt nur einen Ausdruck unseres derzeitigen Wissens und
Vcrmuthens über die Herkunft einer heute lebenden Gruppe auf Grund der
oben erwähnten drei Urkunden darstellen sollten, um der Specialforfchung
als Anhalt zu dienen und wenn möglich widerlegt oder verbessert zu werden.
Eine sichere Grundlage für alle derartigen Bestrebungen konnte nur
das eingehende Studium der niedersten Wesen, sowohl nach der morpho-
logischen, als nach der entwickelungsgeschichtlichen Richtung schaffen, und auf
dies ging Haeckel immer wieder zurück, wenn er des Kampfes müde war,
um sich, wie Antäus, durch Berührung mit der Natur neue Kräfte zu holen,
wie denn die regelmäßige Abwechselung specicller empirischer Studien und
allgemeiner philosophischer Verarbeitung für Haeckels Leistungen charakteristisch
ist und ihre großen Erfolge erklärt. Im Jahre 1864 hatte er bereits in
Nizza eines jener nicht einfacher zu denkenden Urwescn entdeckt, die aus einem
Tröpfchen belebten Schleimes bestehen, nach allen Richtungen Scheinfüße ans-
strecken, um Nahrung herbeizuziehen, und sich durch einfache Theilung ver-
mehren. Er hatte diese niedersten Lebensformen auf einer Forschungsreise
an der norwegischen Küste <1869> weitcrstudirt, und sie unter dem Namen
Moneren auf die niederste Stufe seines Urwesen- oder Protisten-Reiches
gestellt, in welches er alle niedersten Lebensformen verwies, die man mit
Sicherheit weder zu den Pflanzen noch zu den Thieren rechnen kann. Tic
Zahl solcher in süßem nnd salzigem Wasser lebenden Moneren-Arten war
inzwischen bereits auf sechszehn (darunter elf von Haeckel selbst entdeckte)
angewachsen, und er gab nunmehr seine „Studien über Moneren und andere
Protisten" (Leipzig 1870) heraus, welche die erste Monographie dieser
„Anfänge des Lebens" darstellen. Sie sind als solche natürlich von einem
fundamentalen Interesse und an ihr Studium knüpften sich zahlreiche wichtige
Probleme, z. B. über Urzeugung, über die Grundlagen der körperlichen und
seelischen Thätigkeit, über Vererbung, Ursprung des Todes u. f, w. An
sie und die nächst höheren Protisten, die Amöben, welche bereits den
Charakter einer kernhaltigen Zelle besitzen, knüpfte vor Allem auch die
Plastiden-Theorie an, welche in neuerer Zeit besonders als Zielscheibe für
platte Späszr und Angriffe gegen Haeckel herhalten muß, seitdem der
Affe nicht mehr recht ziehen will. Da man diesen kernlosen oder kernhaltigen
Schleimklümpchen offenbar eine niederste Seelenform in Gestalt elementarer

Empfindlichkeit und Reizbarkeit zuschreiben muß, und die höheren Organismen aus solchen Elementar-Organismen (Zellen) zusammengesetzt sind, so ist es nur einfach logisch, von einer Zell- oder Plastidenseele auszugehen, ehe man die complicirteren seelischen Leistungen eines speciell für diese Thätigkeiten differenzirten Zcllencomvlcxes im Leibe der höheren Thiere zu begreifen sucht. Aber die Philosophen, die immer noch mit Descartes von ihrem eigenen Ich ausgehen, werden auch in der Psychologie nie aufhören, das Pferd am Schwänze anfznzäumen, um dann mit Genugthuung die Hände in den Schooß legen und ignuisbiinus rufen zu können.

Schon auf der norwegischen Reise hatte sich Haeckel dem speciellcren Studium einer Niedern Klasse von Lebewesen zugewandt, die man bisher theils zu den Pflanzen, theils zu den Protisten geworfen hatte, den Meeresschwämmen oder Spvngien, von denen er mit gewohntem Scharfblick die Abtheilung der Kalkschwämme als besonders geeignete Klasse für das Studium der ersten Entwickelungsstufen des Lebens erkannte. Bei einem in Begleitung seiner damaligen Zuhörer Oskar und Richard Hcrtwig unter nommenen sechswöchentlichen Frühlingsausfluge (1871) nach Dalmatien und Montenegro, während dessen ein Franziskanerkloster in Lesina die eigentliche Beobachtungsstation bildete, wurde dieses Studium der Kalkschwämme und besonders die Untersuchung ihrer Enlwickelung weitergeführt und damit das Grundmaterial für die „Monographie der Kalkschwämme" gewonnen, welche 1872 mit einem Atlas von «0 Tafeln erschien.

Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß diese Arbeit in einer unbefangeneren Zukunft als ein Markstein in der Entwickelungsgeschichte der Entwicklungsgeschichte bezeichnet werden wird, denn in der philosophischen Einleitung derselben wurden eine Menge neuer Gesichtspunkte aufgestellt, die nicht nur durch den Streit und Widcrlegungseifer, den sie hervorriefen, die Wissenschaft unendlich gefördert haben, sondern auch, wie keine ältere Arbeit, der Lehre von der Entwickelung ein neues Fundament gaben.

In der Beobachtung der Entwickelung dieser vielgestaltigen und in ihren Formen sehr wenig beständigen Thiergruppe, hinsichtlich welcher man bisher noch nicht einmal sicher war, ob man sie wirklich zu den Thieren zu rechnen habe oder nicht, erkannte nämlich Haeckel zunächst jene typische Reihenfolge der ersten Entwickelungsstufen aller vielzelligen Thiere. die darin besteht, daß der einzellige Keim nach der Befruchtung durch immer wiederholte Zelllheilung (Furchung) zunächst zu einem Zellenhäufchen, dem sogenannten Maul beerkeim (Äurul.i) anwächst, worauf dieser durch Auseinandertreten der Zellen in einen von einfacher Zellenlage umgebenen Hohlkörper, den Blasenkeim oder die Flimmerlarve (öliistula oder klunulu) übergeht, woraus durch Einstülpung (Jnvagination) und Aufeinanderlegung der einfachen Zellenwandung zu einer doppelten Schicht der Becherkeim (Oastrula), ein rundlicher Hohlkörper mit einfacher Mundöffnung, hervorgeht.

Derselbe Entwickelungsgang war damals bereits bei niederen Thieren
der verschiedensten Klassen und kurz vorher (1867) durch Kowalewsky
sogar bei dem niedersten Wirbelthier, dem Lanzetfischchen (^mpliioxus),
entdeckt worden, aber die Bedeutung der Gleichmäßigkeit dieses Entwickelungs-
ganges in den verschiedenen Thierklassen wurde erst durch Haeckel erkannt
und durch den Nachweis vervollständigt, daß auch bei denjenigen Thieren.
bei welchen die ursprüngliche Entwickelungsweise durch nachträgliche Ein-
wirkungen gestört worden ist. und bei denen eine Art von Fälschung
((?eno?enes?) umbildend eingewirkt hat, die veränderten Keimformcn dennoch
leicht auf die typischen Formen der ungestörten, normalen Entwickelung zurück-
geführt oder von diesen abgeleitet werden können. Eine solche ungestörte
Entwickelung darf man nur bei solchen Thieren erwarten, deren gesummtes
Larvenleben frei im Wasser verläuft, während alsbald eine Umbildung der
dem freien Wasserleben adäquaten Grundformen eintreten mußte, wenn die
Keimentwickelung in mit Nahrungsstoff ausgestatteten Eihüllen oder im
Mutterleibe zu erfolgen hatte. Sofern man nun aber zunächst beim
Studium der Entwickelungsgeschichte von den höheren Thieren und ihrem
stark veränderten Keimforinen, namentlich von dem höchst ungeeigneten, aber
stets bequem zu erlangenden Hühner-Embryo ausgegangen war, kamen die
fundamentalen Mißverständnisse in die Entwickelungsgeschichte, gegen welche
Haeckel einen langen und schweren Kampf zn führen hatte, und die noch
heute in vielen confukcn Köpfen spuken.

Als Haeckel auf Veranlassung seines biogenetischen Grundgesetzes damals
die ersten Entwickelungsstufen der Kalkschwämme und anderer Wasserthiere
mit freier Larven-Entwickelung gewissen ausgewachsenen niederen Wesen ver-
glich, ergab sich, daß zu denselben lebende Parallelen vorhanden waren, z. B,
ein interessanter Doppelgänger der Planula-Larve, die von ihm an der
norwegischen Küste entdeckte ^IgFo«r>I,»6i!i ^Kinila, welche es niemals über
die Entwickelungsstufe dieser Larvenform hincmsbringt. Das legte den Schluß
nahe, daß die Planula-Larve als das Nachbild einer entsprechenden Stamm-
form aufzufassen sei, und daß die vielzelligen Thiere in ähnlicher Weise,
wie ihre Entwickelung es wiederholt, ehemals aus den einzelligen Urwesen
hervorgegangen seien. In dieser Beziehung durfte nun die letzte allen höheren
Thieren gemeinsame Larvenfvrm, die Becherlarvc ((Znstnil») ein erhöhtes
Interesse beanspruchen, und Haeckel sprach sofort, ehe er noch eine ihr
gleichende erwachsene Thierform als Beispiel heranziehen konnte, aus. daß
sie das Nachbild eines Becherthieres (6n«tl'!,«!>) sein müsse, welches als
Stammform aller höheren Thiere anzusehen sei. Dies ist die vielberufene
Haeckel'sche Gastrci a-Theorie, deren Vollendung ein weiteres Jahrzehnt
erforderte, da sie sich durch unzählige Angriffe hindnrchkämpfcn mußte, aber
dies, soweit ich urtheilen kann, siegreich gethan hat.

Später hat Haeckel eine ganze Reihe von „Gasträadcn der Gegenwart"
entdeckt, die niemals weit über die Organisation der typischen Gastrcia hinaus-

kommen und zu den niedersten Angehörigen der Klasse der Pflanzenthiere zu rechnen sind. Was nun der nach ihnen benannten Theorie ihre nie zu überschätzende Bedeutung giebt, ist die causale Erklärung des Ganges im allmählichen Aufbau des Leibes der höheren Thiere, denn bei den Gastracid?« erkennen wir die erste, in ihren Ursachen leicht zu verstehende Verunähn^ lichung der aufbauenden Zellen, in Gestalt einer physiologischen Arbeitsteilung zwischen den Angehörigen der beiden den Hohlraum umgebenden Zellen-schichten, von denen die der inneren sich vorzugsweise der Nahrungsaufnahme und die der äußeren vorzugsweise den auswärtigen Geschäften widmen, weshalb sie als Magen- und Hautblart oder Innen- und Außenblatt lEnto- und Ervderm) unterschieden werden. Hieran anknüpfend mies Haeckel als-bald auf den wichtigen Grundsatz einer Homologie der Keimblätter durch das gesammte Thierreich hin, d. h. auf die entwickelungsgeschichtliche Gleichwertigkeit der beiden Zellenschichte» der Gastrula-Larve und Gasträaden mit den beiden primären Keimblättern, mit deren Ausbildung die Ent-wickelung aller höheren Thiere beginnt. Damit war die Grundlage zu einer causalen Erklärung der Gleichförmigkeit in den ersten Enlwickclungs-stufen und zu einer tectonischen Theorie der Entwickelung gelegt, die nachher von zwei ausgezeichneten Schülern Haeckels, Oscar und Richard Hertwig, weiter geführt worden ist und im Gegensatz zu den mannigfachen, zum Theil höchst grotesken und kindischen Theorien, die von anderen Embryologen aufgestellt worden sind, die einzige ist, welche den menschlichen Geist befriedigt.

Mit der Anerkennung der Gasträa-Theorie war zugleich eine ent-wickelungsgeschichtliche Abgrenzung der höheren Thiere (Metazvcn) von den niedersten (Protozoen) gewonnen, indem zu den erster?« nur diejenigen formen gerechnet werden, die in ihrer Entwickelung über das Gastrula-Stadium Hinausgrhen. Von diesen, Grenzstadium an scheiden sich die Ent wickelungswege der verschiedenen Metazoen; die Schwämme sinken in Folge einer allgemeinen Porenbildung und Durchlöcherung des Körpers wieder ans eine tiefere Stufe als diejenigen, welche die Einheitlichkeit und Individualität besser bewahren; andere, die früh pflanzcnartig am Boden haften blieben, bildeten einen strahligen ZypuS ans, während diejenigen, die in fortschreitender Bewegung blieben und aus deren Reihen die höheren Thiere entsprangen, sich auf eine zweiseitige Symmetrie mit bleibenden Verschiedenheiten des Körperbaus zwischen vorn und hinten beschränkten. So erwuchs aus Haeckels entwickelungsgeschichtliche» Studien eine Philosophie der Körperformcn. die ihren Bau und Aufbau bis in die einzelnen Abtheiluugcn hinein aus all-gemeinen Gesetzen erklärt und verständlich macht, ans deren Einzelnhciten aber hier nicht näher eingegangen werden kann.

Seit Jahren hatte er seine uwrphvgcnctischen und tectonischen Theorien bereits, wie schon oben erwähnt, dem wiirdigsten. aber freilich auch schwierigsten Probleme, einer Erklärung des Aufbaus unseres eigenen Körpers nach den

dreifachen Urkunden, die dcbsür zu Gebote stehen, zugewMidt. Im Summer
1873 ließ er seine darauf bezüglichen Vortrage von zwei Znhörern stcnv-
graphircn und gab sie unter dem Titel: „Anthropvgenie oder Ent-
wickeluugsgeschichte des Menschen" (Berlin 1,874) in wenig über-
arbeiteter Form, um ihre nrsprüngliche Frische nicht zu beeinträchtigen, heraus.
Auf die schwierigsten Einzelnheiten des embryonalen Lebens und auf die
Entstehungsgeschichte jedes Organsyslcms besonders eingehend, ist dieses Buch
naturgemäß mehr ein Handbuch für Studirende, als ein bequemes Lesebuch
für die große Menge geworden, aber diejenigen, welche die kleine Mühe,
seinem Vortrage zu folgen, nicht schenen, sind ihm desto dankbarer, daß er
die bei der Behandlung eines solchen Gegenstandes sich häufenden Bedenken
überwunden hat, um auch das für den denkenden Menschen wichtigste Problem
der Naturfvrschnng dem allgemeinen Verständniß"fo nahe als möglich zn
bringen. Selbstverständlich war es anch hier und hier erst recht nvthwendig,
eine Menge Vorurtheile zu besiegen, Richtpfähle einzurammen, dem Ver-
ständnisse durch schematische Figuren Brücken zu schlagen, und eine weithin
verfolgbare Ahncnreihe festzustellen, an die man sich halten konnte, ja ganze
Stufen einzuschieben, von denen in unveränderter Gestalt weder lebende
noch fossile Vertreter bekannt sind. Seine Cvllegen vvn der Partei der
sogenannten Ezacten, die jeden über das unmittelbar Greifbare hinaus-
gehenden Gedanken vervönen, weil sie niemals einen solchen gehabt haben
und die nach dem treffenden Ausdrucke, den Darwin einst in einem Briefe
nn Fawcett gebrauchte, wie junge Mädchen über die Keuschheit ihres wissen-
schaftlichen Gewissens wachen, fielen mit verdoppeltem Ingrimm über diese
Ueberbictung der Schöpfungsgeschichte "her, indem sie die Berechtigung beinahe
jeder einzelnen von Haeckcl abgeleiteten Ahnenstufc in Frage zu stellen suchte».
Sie haben dabei mit einem unglaublichen, fast melancholisch stimmenden Miß-
geschick gekämpft. Erst sollte das Gastrula-Stadium in der Entwickelung der
höheren Wirbelthiere ganz fehlen, bis es van Bcneden in der Entwickelung
des ttaninchen-Ei's nachwies, dann kam der Amphivxus als Vertreter der
Urwirbelthiere vor ein hvchiiothpeinliches Gericht, dessen Schlußspruch schwer-
lich zur Befriedigung der öffentlichen Ankläger ausfallen wird, dann die
Schnabelthiere als Vertreter der niedersten Säuger, endlich die Halbaffen,
die gar nicht mit den Affen verwandt sein sollten u, s. w. Erst ganz kürz-
lich haben zwei Schüler HaeckelS, der Director des australischen Museums in
Adelaide l)r. Wilhelm Haacke und der schon erwähnte Reisende Miklucho
M«klat>, schlagende Beweise dafür geliefert, daß den Schnabelthieren wirk-
lich nach den verschiedensten Richtungen (Fortpslanzungswcise, Körper-
temperatur u. s. w.) jene Mittelstellung zwischen niederen Wirbelthieren
und Säugethieren zukommt, die ihnen Haeckel vvn Anfang an zuschrieb,
während Karl Vogt noch vor zwei oder drei Jahren durchaus „degenerirtc
Beutelthiere" daraus machen wollte, wie Dohrn degenerirtc Fische aus den
Lmizet- und Manielthiereu! Charakteristisch für die Klassificirung dieser An-

griffe ist der unerhörte Scandal, der jedesmal angeschlagen wurde, wenn es sich um den vermeintlichen Nachweis eines Haeckel zugeschriebenen Jrrthums oder l^aps»» handelte. Ich erinnere hier nur an den Ratlivbius. an welchem beinahe ein wissenschaftlicher Justizmord begangen worden wäre, der aber allem Anscheine nach munter weiter lebt, und auch blos zum Tode verurtheilt wurde, weil Hurley ihn zu Ehren HaeckelS benannt hatte, ohne daß sein Nichtdasein für Haeckel einen Jrrthum oder für sein System einen Verlust bedeutet hätte, da genug Ersatzreservisten für ihn vorhanden sind. Noch tragischer endigte die Anklage, daß er den menschlichen Embryo in einer schematischen Figur fälschlich mit einem Organ bereichert habe, welches noch gar nicht beobachtet worden sei. denn wenige Monate daraus wurde das Organ so beobachtet, wie er es dargestellt hatte.

Neber die ferneren wissenschaftlichen Arbeiten HaeckelS, die meist monographischer Art waren, muß ich mich hier, trotz ihrer Bedeutung, kürzer fassen. Sie betrafen zunächst die Naturgeschichte der Medusen, welche in einem große», mit 72 Tafeln ausgestatteten Specialwerke lJena 1880) auf entwickelungsgeschichtlicher Grundlage vollständig umgestaltet wurde. Das Studienmaterial hierfür lieferten mehrjährige, in den Osterferien unternommene Frühlingsreisen nach dem Rothen Meere (187Z), nach Corsica (1875) und nach Cvrfu (1377). Die erster? wurde in Begleitung des durch seine Forschungen über die Phosphvrescenz der Meeresthiere bekannten Professor Panceri aus Neapel und des ausgezeichneten Botanikers Professor Strasburger seines ehemaligen Schülers) auf einem von dem ehemaligen Khedive Jsmael Pascha zur Verfügung gestellten Kriegsdampfer in angenehmster Weise ausgeführt, wofür Haeckel durch die Widmung seiner prächtig ausgestatteten „Arabischen Korallen" (Berlin 187U) dankte. Nachdem ihm zum großen Aerger mancher englischen Zoologen im Jahre 187i> die Bearbeitung der zahlreichen, während der berühmten Ehallenger Expedition der englischen Regierung gefangenen Radiolaricn wie auch von Medusen übergeben worden war. haben diese Arbeiten den größten Theil seiner freien Zeit zehn Jahre lang in Anspruch genommen, so daß sie ihm oft als drückende Last erschienen sind, nach deren Befreiung er sich sehnte. Die große, mit 140 Foliotafeln versehene Arbeit über diese neuen Radiolarien-Schntze (über t000 Arten) wird aber demnächst zur Ausgabe fertig sein.

Es giebt einen Begriff von der großen Arbeitskraft HaeckelS. wenn man bedenkt, daß in der Zwischenzeit dennoch mannigfache kleinere Publikationen fertiggestellt, Streitschriften, um sich seiner Haut zu wehren, verfaßt. Reisen gemacht und außer den laufenden, auswärtige Vorträge gehalten wurden, wie z, B. diejenigen auf den Naturforscher-Versammlungen in München (1877) und Eiseuach (1882). Der Münchener Vortrag, in welchem die unausweichliche Nothwendigkeit, die Entwickelungslehre endlich in den Schulen zu lehren, dargelegt wurde, hat in Folge der von Virchow daran geknüpften Forderung, daß die Wissenschaft sich in ihren Folge-

rungen Zwang anlegen müsse, um nicht den Umstürzlern Stöfs sür
ihre Theorien und den Negierungen Anlaß zu ihrer Einschränkung zu
bieten, besonderes Aufsehen erregt, besonders nachdem Haeckel seinen Stand-
punkt in einer energischen Zurückweisung dieser Zumuthungen gewahrt und
dem Virchow'schen RsstriliFamm- sein- Impavicli ^i0Fr«cIiumn>! entgegen-
gestellt hatte. Im Winter 1881 ließ sich endlich der von Jugend auf ge-
hegte Wunsch, die Tropen-Natur in ihrer ganzen Fülle und Ueppigkcit kennen
zu lernen, durch einen Winteraufenthalt auf Ceylon verwirklichen. Volle
vier Monate konnte er, Menschen und Natur, Thiere und Pflanzen beobach-
tend, zergliedernd, zeichnend und malend, in diesem Paradiese der Mensch-
heit zubringen und die ganze Reise, von der uns seine „Indischen Reise-
briefe" (Berlin. L. Aufl. 1884) ein höchst farbenreiches Bild gegeben
haben, verlief überaus glücklich, da ihm der Klang seines Namens überall
freundliche Aufnahme und Erleichterung seiner Neisezwecke verschaffte. Eine
Mappe mit über 150 Aquarellen birgt allein die künstlerische Ausbeute,
denn Haeckel hatte sich, wie wir schon oben erwähnten, früh gewöhnt,
die Natur nicht blos mit dem Auge des Forschers, sondern zugleich mit dem
des Künstlers zu beobachten, und überallhin, nach den Gestaden des Mittel-
nieeres, wie nach den canarischen Inseln, in die sommerlichen Alpenfrischen,
wie über die Wendekreise hinaus begleitete ihn das Malergeräth, so daß
die Zahl der von all den vielen Reisen mitgebrachten Aquarellen längst das
erste Tausend überschritten hat.

Durch diese künstlerische Naturanlage erklärt sich einerseits die Formen-
freude, die seinen Pinsel und seine Feder nicht ermatten läßt, auch wenn die
Zahl der neu zu malenden und zu beschreibenden Organismen in die Tau-
sende geht, und andererseits die von einem leistungsfähigen Körper unter-
stützte Neigung, vor keinen touristischen Schwierigkeiten zurückzuschrecken, wenn
ein erhabenes Naturschauspiel als Belohnung winkt. Vor Allem zogen ihn
seit jeher berühmte Bergspitzen an, und auf den ersten Versuch am Aetna
folgten die gefährliche Erkletterung des schneebedeckten Pik von Teneriffa,
des asiatischen Olymp ans dem Rückwege vom rvthen Meere nnd des
Adnmsvik auf Ceylon, wo er Darwins letzten Geburtstag feierlich beging.
In seinem Drange, alles Begonnene zu Ende zu führen, haben ihn äußere
Schwierigkeiten, wenn sie zu überwinden waren, und selbst drohende Ge-
fahren niemals aufhalten können, hatte doch auf seiner Hochzeitsreise in
Tyrol nicht einmal sein junges Eheglück ihn abhalten können, sich bis zu
einer Stelle zu versteigen, von der er, wie weiland Kaiser Maximilian, nur
mit fremder Hülfe gerettet werden konnte.

Sein äußeres Leben hat sich fortschreitend immer günstiger gestaltet.
In Jena, wo er nunmehr seit fünfundzwanzig Jahren wirkt und einen an-
sehnlichen Kreis von Zuhörern selbst aus den entferntesten Ländern um sich
versammelt, hat er unter den bescheidensten Verhältnissen, ohne daß damals

ein« ordentliche Professur und ausreichende Lehrmittel für Zoologie vorhanden waren, begonnen, aber unter dem Schutze eines freisinnigen Fürsten wurde die kleine Universität, an der einst Oken gemaßregelt wurde, zu einer Heimstätte der freien Lehre, an der mit geringen Mitteln Bedeutenderes geleistet wurde, als an mancher reicher dvtirten großen Universität. Manchen Unzulänglichkeiten konnte inzwischen erfreulich abgeholfen, z. B. im Frühjahr 1883 ein wohl eingerichtetes zoologisches Institut eröffnet werden. Eine beträchtliche, vor wenigen Jahren von einer edlen Dame, der verstorbenen Gräsin Bose, geb. Reichenbach Lessowitz, der Universität Jena gewidmete und theilweise zu Haeckels speciellercr Verfügung gestellte Stiftung erlaubt selbst weitergehende Ansprüche zu befriedigen. Von den Erfolgen seiner Lehr-tätigkeit zeugt eine reiche Anzahl in der Wissenschaft bereits zu Ruhm und Ansehen gelangter Schüler, z. B. Professor Barnard in Jthaka, Tirecwr Anton Dvhrn in Neapel, Professor Wilhelm Engelmann in Utrecht, Tirector Wilhelm Haacke in Adelaide, Privatdocent Dr. Hamann in Göttingen, Oskar Hertwig (Professor der Anatomie in Jena), Richard Hertwig (Siebolds Nachfolger in München). Professor Robert Keller in Zürich. O,-. Arnold Lang in Jena, E. Strasburger lProfessor der Botanik in Bonn), Carl Rabl (Professor der Anatomie in Prag), die Reisenden W. Hentschcl und Miklucho-Maklay u, v. A. Es bleibt hervorzuheben, daß die Anerkennung der Verdienste Haeckels im Auslande, namentlich in England, Italien, Nordamerika und selbst in Frankreich eine viel Wärmcrc ist, als im lieben Teutschland. Sicherlich gehört es zu den lehrreichsten Illustrationen zu dem Sprichwort von dem im Vater-lande wenig geltenden Propheten, daß nach statistischen Buchhändler-Aus-stellungen in den ersten 10—15 Jahren des Auftretens Haeckels in keiner größeren Stadt Teutschlands so wenig Exemplare seiner Bücher verkauft worden sind, als in seiner einstigen Heimatstadt Berlin, der „Metropole der Intelligenz".

Daran waren in erster Reihe die Antipathiecn Schuld, die er durch sein sanguinisches Temperament und durch seinen unzähmbaren Drang, uhiie Rücksicht auf alte Jrrthümer und Vorurtheilc der- neuerkanntcn Wahrheit eine Gasse zu brechen, bei seinen Landslcutcii zu erwecken gewußt hat, und am stärksten bei einigen berühmten Berliner Forschern. Man hat ihn ob dieses Ungestüms herb getadelt und auf das diametral entgegengesetzte Ver-fahren Darwins hingewiesen, der niemals seinen Gieichmuth verlor und jedem lebhafter werdenden Streite aus dcm Wege ging. Darübcr kann kein Zweifel sein, daß das Temperament und die Wege der beiden Forscher grundverschieden waren, aber es war eine sür die gemeinsame Sache höchst fegenbringende Verschiedenheit, denn sie ergänzten einander in jeder Beziehung, nicht blos in der Art, ihre Aufstellungen zu vcrtheidigen, sondern auch in der Methode und Darstellung, vor Allem in der Anwendung des mito-genetischen Beweise?, der von Darwin stark vernachlässigt worden war und

doch das einzige wirklich exacte Fundament der Lehre abgiebt. In dem hauptsächlichsten Punkte, dem ernsten Suchen nach Ergründung der Wahrheit ohne Rücksicht auf Nutzen und Schaden, und in der Geringschätzung der gedankenlosen Beobachtung, mag sie noch so eingehend und exact sein, stimmten Beide übereiu. „Wie seltsam, daß Mancher nicht einsehen kann," schrieb einst Darwin, „daß alles Beobachten, wenn es von irgend welchem Nutzen sein soll, für oder gegen eine bestimmte Ansicht geschehen muß."

Diese absichtsvolle, denkende Beobachtung ist ihm aber, ebenso wie Darwin von den Exacten, die jeden Schritt über das Geschehene und Beobachtete hinaus für ein Wagstück oder einen Fehltritt halten, weil sie selbst in solchen Wagstücken kein Glück hatten, als Verrath der exacten Methode ausgelegt worden. Mit anscheinend größerer Berechtigung machten ihm die Philosophen den Vorwurf, er sei in seinen theoretischen Folgerungen über die Grenzen des Naturerkennens hinausgegangen, und dies bezieht sich eines-theils auf Ansichten, die nur als Speculativn gegeben wurden, zum Theil sogar auf bloße Perspectiven der Erkenntniß. Es wäre aber leicht zu zeigen, daß selbst seine kühnsten Folgerungen niemals freie Phantasieschöpfungen waren, wie die berüchtigten Träumereien der Nnturphilvsophen. sondern stets auf greifbaren Thatsachen fußten. Hierher gehören namentlich Haeckels Ansichten über Entstehung des Lebens, Vererbung, Entwickelung der höheren seelischen Begabung aus elementaren Anfängen des Empfindens (Zell- und Plastidulseelen) :c. Es gehört freilich eine erhebliche Uncrschruckeuheit dazu, solche geistige Orientirungszüge auf Gebiete, in denen hinter jedem Busch ein Strauchräuber sitzt, zu unternehmen, aber sie sind jedenfalls verdienstlicher, als sich in tiefer Geistesascese hinter dem Ofen an die Brust zu schlagen und iFnoradimu» zu rufen. Nicht immer mag er dabei vorsichtig genug im Ausdrucke gewesen sein, und nicht häusig genug die selbstverständliche Versicherung wiederholt haben, daß er Hypothesen vortrage und seine Ausdrücke vielfach nur bildlich zu nehmen feien.

Wir hoffen, daß ein späterer Geschichtschreiber der Wissenschaft, für den die Erregung unserer Tage und all die persönlichen Motive des Aergers, des Neides, der Vcrkleinerungssucht nicht mehr mitsprechen, im Wesentlichen unsere Ansicht über Haeckels Rolle in der Wissenschaft bestätigen wird. Selbst wenn man die ungeheuerliche Annahme machen wollte, daß alle seine tectonischen Theorien, Stammbäume ?c. als unhaltbar erwiesen werden könnten und nicht ein Fünkchen Wahrheit davon übrig bliebe, so würde allein schon die außerordentliche Bewegung, welche die bis jetzt wenig erfolgreiche Sucht, ihn zu widerlegen, hervorgerufen hat. und der mächtige Antrieb, den die entwickelungsgeschichtliche Methode ihm verdankt, hinreichen, ihm einen großen Namen in der Geschichte der Wissenschaft zu sichern. Und blieben nicht außerdem noch seine mustergültigen Monographien der Moneren, Radivlarien, Schwämme und Medusen, um ihm auch unter den sogenannten „eracten Zoologen" einen bencidenswcrthcn Rang anzu-

weisen? Aber statt stolz darauf zu sein, daß die deutsche Wissenschaft einen solchen für seine theoretischen und beschreibenden Arbeiten in der ganzen Welt Achtung genießenden Forscher den ihrigen nennt, müssen wir mit Beschämung dem Treiben einer Reihe von Mitforschern, Festrednern und Literaten zu-schauen, die ein förmliches Geschäft daraus machen, seine Verdienste zu leugnen und wahre oder vermeintliche Jrrthümcr desselben in geschmackloser Wiederholung aufzutischen. Mit besonderem Ekel erfüllt es zu erfahren, daß mehrere dieser betriebsamen Seelen zu seinen persönlichen, von ihm ehe-mals geförderten und bevorzugten Schülern gehören. Ihnen gegenüber sei nochmals auf die Aufrichtigkeit. Wahrhaftigkeit und Reinheit der Hacckel'schcn Bestrebungen hingewiesen. Niemals hat er den Anspruch erhoben, für un-fehlbar gehalten zu werden und neue Dogmen zu lehren, die man c>hne Prüfung auf Treu und Glauben hinnehmen müsse. Ich meinestheils rnuf; sagen, daß mir in der Geschichte der Wissenschaft nur wenig Männer vor-gekommen sind, die so bereitwillig waren, erkannte Fehler einzugestehen. Jrrthümer zu verbessern und immer wieder darauf hinzuweisen, dafz es sich in ihren Aufstellungen vielfach nur um Erklärungsversuche, Programme, heuristische Hypothesen und dergleichen handelt.

Frauen-Arbeit in Berlin.

von

Hermann Wicszner.

— Berlin. —

eit geraumer Zeit geht eine lebhafte Bewegung durch die weib-
liche Arbeiterwelt der Reichshauptstadt. In zahlreichen, meist
überfüllten, vielfach höchst unruhig verlaufenden Versammlungen
und mehreren sich über die eigentlichen Arbeiterviertel Berlins ausbreitenden
Vereinsbildungen hat sich diese Bewegung nicht nur Bahn gebrochen,
sondern auch die Beachtung weiter Kreise erzwungen. Trotz mancher theils
bedenklichen, theils komischen Ausschreitungen, welche dabei zu Tage getreten
sind, kann man den beteiligten Frauen doch im Allgemeinen die Anerkennung
nicht versagen, daß sie sich bisher auf ein bestimmtes Ziel, die Erlangung
angemessener Lohne für gute, von weiblichen Händen geleistete Arbeit
beschränkt und in ihren Forderungen die Bescheidenheit nicht verleugnet
haben. Von anderer Seite ist dagegen Alles geschehen, um diese Frauen-
bewegung anderen Zwecken dienstbar zu machen. Frau Guillaume-Schack
wollte sie zu Gunsten ihres Culturbundes ausnutzen, und die socialdemokratischen
Führer sähen es gar zu gern, wenn ihre Ideen und Bestrebungen hier einen
fruchtbaren Boden fänden. Aber dieser wie jener Einflüsse haben sich die
Leiterinnen der Arbeiterinnen-Bewegung bis jetzt mit ziemlichem Erfolg zu
erwehren gewußt.

Leider ist den Frauen bisher zweierlei nicht gelungen, was nöthig wäre,
um zu einer ruhigen Entwickelung ihrer Bestrebungen zu gelangen. Einmal
ist es ihnen nicht möglich, vielleicht auch nicht erwünscht gewesen, die Männer
von ihren Versammlungen auszuschließen. Diese aber störten dieselben ent-
weder dadurch, daß sie durch Geltendmachung socialistischcr Gedanken den

Gegensatz gegen die bürgerliche Ordnung heraufbeschworen und sogar die
polizeiliche Auflosung mehrerer Arbeiterinnen Versammlungen geflissentlich
herbeiführten, oder daß sie in denselben eine willkommene Gelegenheit zum
„Radaumachen" fanden. Der zweite Mißerfolg liegt darin, daß es den
Führerinnen der Arbeiterinnen-Bewegung nicht möglich gewesen ist, unter sich
selbst einig zu bleibe». Sehr bald sonderten sich Iactionen aus, welch
einander mit aller der weiblichen Zunge zu Gebote siehcndeu Schärfe
anfeindeten und zur Bildung von Gegenvereinen, zur Abhaltung von Gegen-
vcrsammlungen schritten. Das ließ sich freilich von vornherein voraussehen.
Es liegt einmal in der weiblichen Gemüthsart, daß Frauen vor den Wesen
ihres eigenen Geschlechts meist nur einen geringen Refpect haben, daß bei
ihnen wirkliche oder vermeintliche Unterschiede des Standes oder der Bildung
eine noch weit schärfere Scheidung der Personen veranlassen, als es bei
Männern der Fall zu sein pslegt, und daß sie Mißverständnisse und erfahrene
Beleidigungen fast nie vergessen, geschweige denn vergeben. So krankt denn
die Berliner Arbeiterinnen-Bewegung an mannigfachen Gebrechen, die man
nicht einmal als Kinderkrankheiten, wie sie jede neue Sache von weitgreifendcr
Bedeutung durchzumachen pflegt, bezeichnen kann.

Wenn nun aber trotzdem die Arbeiterinnen-Bewegung weder wie
ein Curiosum bald wieder verschwunden, noch wie eine Verirrung etwa
in eitel Thorheit verlaufen ist, sondern bereits thatsächliche Früchte trägt,
so hat sie damit den Beweis ihrer Notwendigkeit unzweifelhaft erwiesen,
und sie muß mindestens der Beachtung, wo nicht des warmen Interesses
jedes Volks- und Vatcrlandsfreundes gewiß sein. Daß hier für die
Zukunft schreckliche Gefahren liegen, wenn es den auf gewaltsamen Um-
sturz sinnenden Geistern gelingen sollte, was sie nnzweifelhaft wünschen, die
arbeitenden und unter schwerer Arbeit darbenden Frauen zu gefügigen Werk-
zeugen ihrer Pläne zu gewinnen, zeigen ähnliche Erscheinungen der französischen
Nevolntionspcrivden deutlich genug. Das Letzte aber konnte leicht schlimmer
werden, als das Erste gewesen ist. Unzählige jüngere und ältere Frauen
erliegen jetzt still duldend einer mühevollen, schlecht gelohnten Arbeit oder
gehen an der Sinnlichkeit und dem Egoismus der Männer in einem Ver-
derben ohne Gleichen zu Grunde. Mit vornehmem Nasenrümpfen, falscher
sittlicher Entrüstung, verfehltem Tugendstvlz und brutaler Gleichgültigkeit gellt
die ganze Welt namentlich an den Letzteren vorüber. Nur wenige in diese
Tinge eingeweihte Männer und Frauen hören den Angstschrei der „seufzenden
Creatur", noch wenigere sind es, welche die helfende Hand ausstrecken.
Was aber geholfen wird, so großartig und bcwuiwcrnswürdig es an sich
ist, daS erscheint doch immer mir wie ein Tropfen auf einen heißen Stein.
In den Zuständen der Frauenwelt, der Arbcitcrimicnkrcisc vor Allem treten
die drohenden Gefahren unserer Zeit vor unsere Augen und Ohren. Noch
klingt freilich ihr Rufen in den Arbeiterinnen-Versammlungen fast wie das
Lallen eines Kindes, welches sich abmüht, seine Gedanken in Worte zu fassen,

und damit die Heiterkeit der „großen Leute" erweckt. Aber ganz gewiß
wäre es verkehrt, wollte man sich» nur zur Heiterkeit dienen lassen. Leicht
mochte dann die Zeit kommen, von welcher der Dichter sagt:

Da werden Wcibcr zu Hyänen
Und treiben mit Entfern Scherz.
Noch zuckend mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz.

Die Arbeiterinncnfrage, welche die Berliner Frauenbewegung wenigstens
in einem Theile zu beantworten sucht, ist im Grunde keine ausschließlich
Berliner Frage. Sic besteht vielmehr fast überall, jedenfalls in allen Groß-
städten, und nur in ganz einfachen, noch vom mehr und mehr verschwindenden
Hauche patriarchalischer Zustände gekräuselten ländlichen und kleinstädtischen
Verhältnissen mag sie mit Dank verniißt werden. Daß sie in Berlin mit
solcher Macht zu Tage getreten ist und hier vor Allem gebieterisch Abhülfe
erheischt, hier die drohendsten Cvnscquenzen in Aussicht stellt, hat seinen
Grund in dem rapiden Anwachsen der Stadt während der letzten fünfzehn
Jahre und dem damit gleichlaufenden ungeheuren Zufluß noch mehr von
weiblichen, als von männlichen Bewohnern. Aber, wie gesagt, dies Alles tritt
hier nur deutlicher hervor, im Grunde steht es ebenso oder wenigstens ahnlich
in allen übrigen Großstädten und größeren Provinzialstädten. Die Weltstädte
stehen freilich der Natur der Sache nach allen voran in der Zeitigung unge-
heuerlicher Zustände hinsichtlich des weiblichen Geschlechts. Die Wirkung
weltstädtischcn Glanzes, von dem die Tagesblätter und sonstige Berichte die
Kunde bis in das letzte Grenzdorf trage», gleicht der Anziehung, welche ein
Licht in dunkler Nacht auf die Mücke übt. Sie muß hinein und erkennt
die Thvrhcit nicht eher, als bis sie verbrennt. So geht es unzähligen
Menschenkindern, die, in einfachen Verhältnissen aufgewachsen, in die große
Stadt ziehen, um dort schnell zu Grunde zu gehen. Die Lohnverhältnisse
tragen die größte Schuld davon, doch werden sie auch wieder durch den
Zuzug überzähliger Arbeitskräfte beeinflußt. Mit dem weiblichen Geschlecht
steht es in dieser Hinsicht am übelsten. Das Anwachsen einer großen Stadt
erfordert eine so große Masse von Arbeitskräften, und zwar ausschließlich
männlichen, daß diese durch die Nachfrage vielmehr zum Nebermuth und
unzcitiger Strikelust verführt werden. Tüchtige, wirklich brauchbare weib-
liche Arbeitskräfte sind dagegen viel mehr vorhanden, als gebraucht werden.
Nicht, als ob es in der großen Stadt für Mädchen und Frauen an
Gelegenheit zu gutem Arbeitsverdienst fehlte. Man höre nur die Klagen
der Hausfrauen, auch der gut situirten und gutmüthigen, über die stete Hetz-
jagd nach ordentlichen, tüchtigen und ehrlichen Dienstmädchen, die komischen
Abenteuer, welche sie dabei auf den Vermiethungs-Comptoirs und sonst bestehen
müssen, und man wird vom Gegentheil überzeugt sein. Das „Fräulein
Hulda" oder wie sie sonst heißt (und Fräulein ist das als selbstverständlich.

beanspruchte Prädicat) will am liebsten verdienen, ohne zu dienen. Sie sujr im besseren Falle eine „Conditio,,", aber keinen Dienst; sie verlangt Freikeil und Gleichheit und hat eine heiße Sehnsucht nach viel mehr, als Brüderlichkeit. Die Zahl derjenigen jungen Mädchen, welche Lust und Eifer bezeigen, etwas ordentliches zu lernen, um im dienenden Beruf nicht nur ein sicheres und keinesweg freudenloses Loos durch Fleiß und Treue zu erwerben und sich den Weg zu einem bescheidenen, aber wirklichen Lebensglück oder mindestens zu einem ruhigen Alter zu bahnen, ist nicht so groß, wie das Bedürfniß. Die Damen und Hausfrauen, welche darauf angewiesen sind, Dienstmädchen haben zu müssen, wissen davon manches Lied zu fingen, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Zeitrichtung, die veränderten häuslichen Verhältnisse der höheren Stände und manche sonstige Umstände mitwirken. Die allergrößte Mehrzahl der jungen Mädchen aber kann überhaupt nicht „dienen", weil ihnen alle Voraussetzungen dazu fehlen, die Fähigkeiten und Fertigkeiten, die Ordnungsliebe, die Willigkeit sich im Gehorsam unterzuordnen und die mit der dienenden Stellung zusammenhängenden Beschränkungen sich gefallen zu lassen. Manche versucht es wohl, wird aber nur zu bald als unbrauchbar befunden, irrt von einem Dienst zum andern, bis sie es ausgiebt oder Schiffbruch leidet.

„Ei, was wird man sich von den Herrschaften dumm kommen lassen!" Diese rhetorische Herzensfrage schlägt alle Zweifel in dem Köpfchen nieder, ob es gerathener fei, auf eigenen Füßen zu stehen, sei es auch auf etwas luftigem Grunde, oder diese Füße in irgend einer Zwangslage sorgenlos unter anderer Leute Tisch zu strecken.

Indessen das Leben macht Ansprüche, die um so größer find, je ungebundener das Leben ist. Die Freiheit ist allewege ein sehr theuercs Gut. Andererseits sind gerade in den unteren Volkskrcisen die Familien meist nicht in der Lage, die heranwachsende Tochter auf die Dauer zu Hause zu behalten, bis etwa zur geeigneten Zeit ein angemessener Freier kommt, der sie zur Frau begehrt und heimführt. Die Söhne sollen etwas lernen und werden, darum müssen die Töchter frühzeitig verdienen helfen, mindestens aber für sich selbst auskommen. Es kommt dazu, daß gerade die Mädchen zu Hause bald unbequem weiden. Gewinnen sie erst ihre eigenen Interessen, so vertragen sie sich schwer untereinander, und selbst zu der Mutter ist das Vcrhältniß nicht immer ein erfreuliches, am wenigsten das zur Stiefmutter. Während die Söhne durch ihr Lehrverhaltniß zunächst gebunden sind, dann Gesellen werden und auf die Wanderschaft gehen, immer noch der elterlichen Unterstützung bedürftig, und nicht minder während der Militärzeit, wodurch sie von selbst in Abhängigkeit erhalten werden, drängi bei den Mädchen Vieles zu einer frühzeitigen Selbständigkeit, welche nicht ohne Gefahren für dieselben sein kann.

Es ist wahr, eine Menge Geschäfte der verschiedensten Art stellen Arbeiterinnen in großer Zahl ein, sehr viele können überhaupt nur mik

solchen arbeiten, und gerade Berlin ist in einigen Artikeln der weiblichen Arbeitsthätigkeit tonangebend geworden, ein Hauptstapelplatz für den um» fangreichstcn Export bis in die fernsten Länder. Aber diesem an sich großen Bedürfnis; nach weiblichen Arbeitskräften steht leider ein Anspruch auf weiblichen Arbeitsverdienst gegenüber, welcher von jener Seite bisher nicht erfüllt wurde. Die Arbeitgeber, welche weibliche Arbeitskräfte beschäftigen, behaupten die Unmöglichkeit der Befriedigung dieses Anspruchs. Die Arbeiterinnen dagegen behaupten die Möglichkeit und fordern ihre Verwirklichung. Diese Lohnfrage ist der Kern der Berliner Frauenbewegung. Ihre Gesundheit beweist dieselbe durch die Bescheidenheit, mit welcher die Arbeiterinnen bisher über eine mäßige Forderung nicht hinausgegangen sind, nämlich einen täglichen Arbeitslohn von 2 Mark.

Wie dringend nöthig aber die Erledigung dieser Frage ist, ergiebt sich daraus, daß die letzte Volkszählung für Berlin einen Ueberschuß von 51 000 Bewohnern weiblichen über die des männlichen Geschlechts ergeben hat und daß durchschnittlich ein Zuzug von 950 Arbeiterinnen monatlich von außerhalb nach Berlin stattfindet.

Wie gestalten sich nun die Aussichten der auf eigenen Füßen stehenden Arbeiterin? Zunächst gilt es die für ihre Existenz unter den Berliner Verhältnissen nothwendigsten Lebensbedingungen zu erforschen, was nicht schwer ist. Eine allein stehende weibliche Person bedarf in Berlin in den einfachsten Verhältnissen, mit denen sie auf dem Lande und in der kleinen Stadt allerdings schwerlich zufrieden sein würde, immerhin eines erheblichen Einkommens. Wir rechnen für Schlafstelle täglich 2V Pf., für Frühstück 15 Pf., Mittagbrot 30 Pf., Abendbrot 25 Pf., zusammen 90 Pfennig. Es kommen also auf die Woche (!..'!0 Mark. Unter 75 Mark wird das Jahresbudget für Kleidung, auf welche in der Großstadt so viel gegeben wird, nicht zu bestreiten sein, das macht wöchentlich 1.50 Mark; und rechnen wir noch wöchentlich 60 Pf. für Wäsche und Seife, so ergiebt sich eine Ausgabe von 8.40 Mark für jede Woche,

Jeder wird auf den ersten Blick sagen, das sei zum Verhungern vielleicht zu viel, aber zum Leben sicherlich zu wenig, denn es ist dabei noch keine Extraausgabe, wie Luft oder Leid sie doch gebieterisch fordern, in Rechnung gebracht.

Nur außerordentlich wenige Arbeitszweige aber giebt es in Berlin, bei welchen Mädchen und Frauen selbst bei unausgesetzter, anstrengender Arbeit von früh bis spät wöchentlich bis 9 Mark verdienen können. Was darüber etwa noch hinausgeht, ist durch persönliches Geschick, besondere hervorragende Kunstfertigkeit, günstige Conjunctur oder dergleichen bedingte seltene Ausnahme, Doch pflegen auch diese Geschäfte, wo es zeitweise 15, 18, ja 20 und 30 Mark wöchentlichen Verdienst giebt, alljährlich eine langdauernde stille Zeit zu haben, wo sie wenige oder keine Arbeiterinnen beschäftigen.

Im Ganzen gut stehen sich die Verkäuferinnen in soliden Geschäften,

Toch ist auch hier nicht alles Gold, was glänzt; dazu sind die Anforderungen, welche nn die Garderobe gestellt werden müssen, meist sehr groß. Es soll aber auch eine ganze Menge von Verkaufsgeschäften geben, welche so schlecht lohnen, daß die Existcnzweise der in ihnen angestellten Mädchen als sehr fragwürdig erscheinen muß.

In einem fast über die ganze Stadt verbreiteten Milchgeschäft erhielt ein als „Tirectricc einer Cvmmcmdite" angestelltes junges Mädchen 1i.'O Mi. Gehalt jährlich zugesichert. Dazu durfte sie noch täglich bis höchstens Pf. für Speise und Trank berechnen. Ohne irgend eine Hülfe mußte sie von früh 3^/4 Uhr bis Abends 9>/.> Uhr ihre „Commandite dirigiren", d. h. die Waaren in Empfang nehmen und verkaufen, Laden, Wohnung und Gefäne scheuern und reinigen, dazu für sich kochen und am Abend nach Schluß des Geschäfts die Kasse nach dem über eine halbe Stunde entfernten Comptoir bringen und dort Rechnung legen, um nach 11 Uhr endlich wieder in ihrer einsamen Wohnung hinter dem Laden zu sein mit der Aussicht auf 4 >,^> ständige Nachtruhe im günstigen Falle. Dieser Fall trat aber nicht immer ein, denn da das hübsche, blühende, kleinstädtische Mädchen Tags über in dem offenen Geschäft genug gesehen wurde und bekannt war, daß sie Niemand zur Seile hatte, so fanden sich ab und zu Nachtvögel, welche in Scherz oder Bosheit an die Fensterladen klopften und sie zur größten Angst erschreckten. Sv ging es Wochentags und Sonntags ohne Unterbrechung, ohne die Möglichkeit eines Ausgangs. In den geschäftslvseren Stunden des Tages aber brachte ihr die Frau Principalin Stickereien und andere Handarbeiten, welche sie für dieselbe fertigen sollte. Abgerissen an der Kleidung, heruntergekommen an Leib und Seele, rafstc die Achtzehnjährige endlich nach viermonatlicher Pein sich auf und brach den Tienst ab, um nun mit einem dürstigen Attest rathlos in der Welt zu stehen. Das war ein sehr günstiger Fall und Ausgang. Wie oft aber kommt es ganz anders mit Schuld und ohne Schuld.

Leider scheint die sich darbietende Möglichkeit besonders hohen Gewinn bringender Ausnutzung weiblicher Arbeitskräfte für manche Arbeitgeber so verlockend zu sein, daß sie der Versuchung nicht widerstehen können und darauf fast das ganze Geschäft gründen. So ist die Wäschefabrikation, in welcher Berlin Bedeutendes für den Export leistet, für viele junge Mädchen geradezu verhängnißvoll. Ein aus dem Leben gegriffenes Beispiel möge zeigen, wie es gemacht wird.

Ein zwanzigjähriges Mädchen hatte sich eine Summe von SV Mark erspart. Um mit diesem ehrlich erworbenen Reichthum etwa« ordentliches zu beginnen, wollte sie das Plätten erlernen, um sich dann davon, wie es wohl möglich ist, zu ernähren, Sie wendete sich an ein großes Geschäft, wurde freundlich aufgenommen, zahlte 21 Mark Lehrgeld im Voraus und erhielt die Zusicherung, in viermonatlicher Lehrzeit ausgebildet zu werden. Sie besaß noch 5,9 Mark, damit hoffte sie sich während dieser verdienstlosen Zeit ehrlich, wenn auch kümmerlich durchzuschlagen. Nachher, io

meinte sie, könne es ihr ja nicht fehlen, wenn sie nnr erst ihr Fach vrdentlich gelernt habe. In dem ersten Monat geht alles gut, der Principal ist sehr freundlich, die Directrice. eine zwar etwas stolze, aber sonst recht gewandte Dame, wird ihr mit jedem Tage mehr zugethan und kargt mit Lobeserhebungen nicht, denn sie stelle sich ja so geschickt an wie selten ein Lehrling. Nur die Mitarbeiterinnen gefallen ihr nicht mit ihrem etwas sreien, spöttischen Wesen. Aber im Ganzen herrscht Ordnung während der Arbeit, die von früh 7 Uhr bis Abends 7 Uhr alle Sinne und Kräfte in Anspruch nimmt, denn nur zu Mittag ist eine kaum einstündige Pause, in welcher ein mitgebrachtes Butterbrot verzehrt wird. In der Mitte des dritten Monats kommt eines Tages der Principal in den Arbeitssaal, sieht, wie öfter geschieht, die Arbeit nach und weiß nicht genug zu loben, wie schön und gut doch das „Fränlein" dieselbe schon verstehe.
„Eigentlich könnten wir Ihnen für die weitere Lehrzeit schon Verdienst gewähren, wenn Sie damit einverstanden sind," so äußert er dabei.
Warum sollte sie das nicht; sie hält es sogar für ein unerwartetes Glück. In der That geht die Baarschaft mit schrecklicher Schnelligkeit zur Neige, das arme Mädchen hat sich schon die größten Sorgen gemacht, wie es im letzten Monat gehen soll, — und nun ist alle Sorge gehoben. Mit größtem Dank geht sie auf den Vorschlag ein, in ihrer freudigen Aufregung sieht sie nicht, wie die anderen Arbeiterinnen tuschelnd die Köpfe zusammenstecken, und versteht nicht, was es bedeuten soll, als auf dem Nachhausewege eine derselben zu ihr sagt: „Na, Sie sind auch schön dumm, da hat ja der wieder eine Gans, die er rupfen kann/'
Nun kommen herrliche Wochen. Mit jeder weiteren steigt ihr Verdienst. Wie köstlich ist es, am Sonnabend sieben oder gar acht Mark ausgezahlt zu erhalten, worauf vorher gar keine Aussicht war. Freilich plättet sie von nun auch wie jede andere Arbeiterin immer nnr dieselbe Art Kragen, lernt nichts weiter dazu, aber die Directrice weiß sie zu beruhigen, und dann ist der Verdienst doch auch etwas. Leider dauert die Freude nicht lange. Sie ist sich zwar dessen nicht bewußt, aber es wird ihr vom Beginn des vierten Monats an mit jedem Tage deutlicher gesagt, daß sie unachtsamer arbeite. Immer öfter wird ihr das Gefertigte zurückgebracht, um es noch einmal und besser zu machen, damit schwindet auch der Verdienst zusammen, und in Knmmer und Aerger geht die Lehrzeit zu Ende. Nun sieht sie mit einem Mal, daß sie ja bei Weitem nicht gelernt hat, was sie wollte, Sie versteht etliche Sorten einfache Kragen zn plätten, aber ein Oberhemd z, B. hat sie noch nicht von weitem gesehen, und solche plätten zu lernen, darauf kam es ihr doch ganz besonders an. Tie Directrice wird grob, der Principal sehr unangenehm, als sie sich beschwert, daß das ihr gegebene Versprechen trotz des gezahlten Lehrgelds nicht erfüllt worden sei. Sic will fort in ein anderes Geschäft, aber das mangelhafte Zeugnis;, welches sie erhält, schließt dies von selbst aus; wo sie nachfragt, weist man sie ab. Sie solle

noch einen Lehrcursus durchmache», wird ihr gerathen, aber dazu reichen
nun die Mittel nicht aus. Auf eigene Füße kann sie sich nicht stellen, denn
sie versteht von der Plätterei zn wenig. Verzagt und gebrochen kehri sie
im besten Falle doch in die Fabrik zurück und quält sich jahraus jahrein
weiter, der Principal hat eine 'Sclavin gewonnen, die bedingungslos an
sein Geschäft gebunden ist.
Wir malen nicht zu schwarz, es gicbt noch viel dunklere Partiecn in
der Welt der Arbeiterinnen Berlins, Was erst die Wäschefabrikanten zum
größten Theil den armen Frauen znmuthen, welche sich in der eignen Häuslichkeit
einen Verdienst schassen müssen, ist im vollsten Sinne Hungerlohn. Für Knops
löchermachen an einem Dutzend'Hcrrenkragcn wird !Z0 Pfennige gezahlt, im
besten Falle, nämlich für 3« Knopflöcher, denn jeder Kragen hat deren drei.
Um eine Mark zu verdienen, muß die Arbeiterin also 120 Knopflöcher fertigen.
Sie muß aber auch noch das Garn selbst dazu liefern. Beim Abliefern
der Arbeit im Geschäft vergehen ihr kostbare Stunden, kurz, es find zu
einem Arbeitsverdienst von einer Mark täglich mindestens 1(iO Knopflöcher
nöthig.
Viele weibliche Arbeitsgebiete ergeben kein trostvolleres Resultat, wenn
man die Verhältnisse derselben prüft. Was ist zu thun? Daß es so nichi
bleiben kann, daß sich in Anbetracht der so ungeheuer überschüssigen weib
lichen Arbeitskräfte in Berlin ein Abgrund vor uns aufthut, wenn es so
bliebe oder gar noch schlimmer würde, daS ist jedem Einsichtigen klar. Die
Arbeiterinnen selbst haben das Wort ergriffen und den Willen kund gcthan,
ihre Lage bessern zu wollen. Es konnte wie eine Art Von Erfolg erscheinen,
als vor Kurzem die Führcrin des Vereins der Mäntelnäherinnen consta
tirtc, daß sie für etwa 1W Arbeiterinnen sofort lohnende Arbeit, und zwar
bei einigem Fleiß und Geschick zu einem Lohnsatz von 3 Mark pro Tag.
nachweisen könne. Aber auch dieser immerhin erfreuliche Erfolg scheint doch
nur einem plötzlichen Arbeitsbedarf in kleinem Umkreis entsprungen zu sein
und ist kaum mehr Werth, als ein Tropfen auf einem heißen Stein. Vor
Allem müßte der Zuzug von Frauen und Mädchen nach Berlin beschränk!
werden, die planlos hierherkommen, um irgendwie ihr Glück zu suchen, die
aber fast regelmäßig ihr Elend finden. Man berechnet, wie schon oben ge-
sagt, daß monatlich etwa 05» Arbeiterinnen nach Berlin ziehen, das macht
im Jahre 11 Was wird aus ihnen? Die Arbeitsgelegenheit nimmt
bei weitem nicht in demselben Maße zu, und selbst wenn diese Mädchen und
Frauen sämmtlich dienen wollten, was die allerwenigsten von ihnen kaum
in ländlichen oder kleinstädtischen Verhältnissen vermögen, geschweige denn
gegenüber den hochgesteigcrten Anforderungen des großstädtischen Lebens, so
würden die Stellen für sie nicht zureichen. So schließt dieses ernste Capitel
mit einem großen Fragezeichen und einer Reihe ernster Gedankenstriche.

Ein hoher Schulmeister.
liierbst >8«2.)
von
Gerhard K. Anmntor.
— Potsdam, —
Die Rinder Bornstedt s* spitzten das Bhr
Der Lehrer trug ihnen Geschichte vor;
Da trat der Gutsherr nnversehn
In s Klassenzimmer; die Kinder stchn
wie auf «Kommando auf vom Litz,
Denn des Dorfes Herr ist „unser Fritz",
Der klingenscharfe öieger von Wörth,
Der gern einmal höcbstsclbcr hört,
(Yd auch des Reiches zukünftige wacht
In seiner schule Fortschritte macht.
„!5etzt euch!" ertönt sein freundlich wort,
„lind 9ic, Magister, fahren ?ie fort!"
Der Dorfschulmeister ist nicht faul,
Gr reitet seinen Oaradegaul
Und fragt den pfiffigsten der Junge»,
was Martin Luther einst vollbracht?
Doch eh' die Antwort noch erklungen,
Die Thür wird jählings aufgemacht,
Und, in die Klasse platzend, stutzt
Der kandbriefträgcr, grüßt verdutzt
Den hohen Herrn und reicht befangen
Dem kehrer hin ein Telegramm,

Mie der es liest, aus seinen Manzen
Mcicht alles Roth; die Hand, die stramm
öonst Lcder, schwamm und Kreide führt,
Hängt schlaff und wie vom schlag gerührt,
Theilnehmcnd fragt der Prinz: „Mas giebt es,
Dasj 5ie sich, Acrmstcr, so verfärben?"
„Ach, Kaiserliche Hoheit," spricht
Der Lehrer drauf, „mein vielgeliebtes
betagtes MUtterlei» will sterben
!Ind mahnt mich an die ^ohuespflicht."
„?o eilen ^ic, den letzte» Millen
Des Mntterherzens zu erfüllen!
Fort, armer Freund!"
I>er Andre stammelt:
„Gern flog' ich hin! doch hier versammelt
Ist meine Klaffe ..."
„Einerlei!
Die werd' ich selber übernehmen —
Macht fort! Gott steh' der Mutter bei!"
Der Lehrer wankt davon mit Danken.
Der Kronprinz faßt den Augenblick;
Mit hohen, heiligen Gedanken,
Mit des Erziehers Ernst und schick,
Mit kinderfrcundlicher Geduld,
Mit seiner blauen Augen ganzer Huld
Beginnt er, in die jungen Beelen
Des Morles Rainen auszustreu'n;
Und solchem Lehrer kann nicht Andacht schien!
Zeitlebens würde es die Kinder rcu'n,
Mcnn in der allzukurzcn stunde
Dcrlorcn ging ein Mort ans seinem Munde,
^ie sitzen ausrecht wie die Kerzen,
Und offen stchn die ^inne und die Herzen,
Mie jetzt der Prinz vom gro>zcii Augustiner
Und dessen hoher Sendung spricht,
Mie er ihn preist als Gottes tapsern Diener,
Der nie ein weltliches Gericht
Gescheut, wenn er nur treu und wahr
Gen seinen Herrn und sein Gewissen war,
^o mäuschenstill hat seinem Lehrer
Noch nie gelauscht ei» Auditorium,
Als dort in Bornstedt, wo der Mchrer
Des deutschen Ruhmes, der durchlaucht'ge Held,
Den Kindern las ein privatissimum,
Indeß am Mildpark aualmend halt
Des Bahnzugs scurige Maschine,
Längst zur Berliner Ertrasahrt

Li» hoher Schulmeister.
verpafft ist die bcfohl'ne stunde,
Und eine hohe Frau späht mit besorgter Miene,
vergeblich Karrend, in die Rund?:
„Ivo bleibt der Kronprinz? Nie war's seine
Zu spät zu kommen."
Das Gefolge schweigt
verlegen still. Da, endlich, zeigt
Ein Rammerhcrr auf den in schnellem schritte
^ich Nahenden,
„Er ist es! Gott sei Dank!
MUkommen, Fritz! was zögerst Du so lang?"
Der Kronprinz lächelt: „vikki! bitte,
Entfchuld'gc mich! ich habe cbcn
Dorfkindern Unterricht gegeben.
Der arme Lehrer , . . doch, steig' ein!
Ich will Dir unterwegs das iveit're sagen."
^ie sichren bin im bellen Mittagsfchcin. —
Der Dorsschulnieistcr ist nach wenig Tagen
Zurückgekehrt von seiner Fahrt —
Am keben blieb sein Miiitcrlein bewahrt. —

Die ^>age vom ewigen Juden.

von

Franz Vwlcr.

— Berlin, —

>ie Phantasie aller Völker, wie sie sich in ihren Mythen und religiösen Vorstellungen widerspiegelt, zeigt zwei genau entgegengesetzte Auffassungen der Bestimmung des Menschenlebens, die ursprünglich der Nnturanlage des betreffenden Volkes entsprechend sich im Laufe einer Jahrhunderte, oft Jahrtausende langen Geschichte zur äußersten Eonseauenz entwickelt habe». Die Einen sahen in dem Erdendasein das höchste Glück und erhofften nach demselben, wen» überhaupt eine Zukunft, so jedenfalls keine bessere als die bisherige Existenz; sie verstanden es daher auch zur höchste» harmonischen Daseinsfreude durchzudringen, weshalb man sie noch heute die klassischen nennt, die Griechen und Römer, bei denen der Nnstcrblichkeitsglaube nie populär geworden ist. Tie Andern betrachteten das irdische Leben nur als ein Hinvcgctircn, als einen nie zum Ziele kommenden und deshalb wunschlos bei passender Gelegenheit ausgegebenen Kampf gegen eine höhere überirdische Macht, zu der zu gelangen den Sterblichen erst nach dem Tode beschieden sei. Letztere Anschauung vertraten sämmtliche Kulturvölker des Orients und am allerdeutlichsten und ausgeprägtesten die Aegypter. Niemandem ist es aber im ganzen Alterthume in den Sinn gekommen sich auszumalen, dieses Leben auf der Erde könne ewig dauern, sei es zu ewigem sorglosem Genießen oder zu trauriger Qual. D«r Tod galt Allen gemeinsam, und wem die Götter ein Weiterlebe» bestimmt haben, der führt es nicht auf dieser Erde, soudern in der Unterwelt oder im Olymp oder auf den Inseln der Seligen, jedenfalls immer unter gänzlich veränderten Existenzbedingungen, denn der hinfällige Leib hat keine Dauer

und schrumpft zusammen, wenn nicht zu der Ewigkeit auch ewige Jugend
verliehen wird, selbst der Gottmensch Prometheus muß wieder zum Gotte
werden, um ewig zn leben. Erst der jüdisch-christlichen Specnlcition war es
vorbehalten, einen ewigen Menschen zu erfinden, um die Idee des erlösenden
Todes und der Seligkeit im Himmel noch eindringlicher zu schildern an
eineni einzigen gemarterten Wesen, welches den Tod fortwährend ersehnt und
ihn nie findet; so entstand die Figur des ewigen Juden, zunächst nicht aus
der Phantasie des Volkes, sondern rein aus der philosophirenden Betrachtung
scholastisch gebildeter Mönche wurde sie geschaffen, und nur ganz schwache
Spuren, auf welche weiterhin zurückzukommen sein wird, lassen eine An-
knüpfung an eine im Orient erhaltene biblische Tradition als möglich
erscheinen. Erst am Ausgange des Mittelalters bemächtigt sich die Volkssage
auch dieses Themas, dieselbe Volkssage, die einen Faust hervorbrachte und
an dem Glanben an Hexen und Tcufelsspuk festhielt. In drei großen
Sprüngen entwickelt sich diese Sagengestalt, zwischen ihnen liegen Jahr-
hunderte, in welchen sie völlig verstummt, um mit der veränderten Denk-,
richtung selbst verändert wieder aufzutauchen; aus der einfachen, schlicht
mönchischen Erzählung des 13, erwächst der abenteuerliche, marktschreierisch
aufgeputzte Bericht des IC,, aus diesem die philosophischen Dichtungen des
18. und 19. Jahrhunderts. Die Quelle des Stoffs, der zuletzt die gekrönte
Dichterin Carmen Sylva*) zu ticfdurchgeistigten Versen angeregt hat, begegnet
uns in dem alten Geschichtswerke des ehrsamen Mönches der Abtei St. Albans,
Roger von Wendower <f 1237), Hessen Schrift freilich erst bekannt geworden
ist dnrch die gleichartige feines jüngeren Collegrn Matthäus Paris, der sie
wörtlich abschrieb, bis in's Jahr 1259 fortsetzte und mit geringfügigen
Zusätzen bereicherte. Des Letzteren Bericht zum Jahre 1228 lautet also:
„Endlich kam in diesem Jahre auf einer größeren Reise begriffen auch
nach England ein Erzbischof von Armenien. Als dieser unter Anderem
befragt wurde, ob er etwas gesehen oder gehört habe von jenem Joseph,
von dem die Rede bei den Leuten gehe, er sei anwesend gewesen bei dem
Leiden des Herrn, habe mit diesem geredet nnd lebe noch jetzt zum Zeugniß
des christlichen Glaubens, antwortete er genau die Einzelheiten hervorhebend.
Und nachher hat ein Soldat oder Ritter ans Antiochia, ans dem Gefolge
des Erzbischofs, der dessen Dolmetscher und auch einem Tiener des Herrn
Abts von St. Albans Persönlich bekannt war, die Worte in s Französische
übersetzt. ‚Rccht gut kennt mein Herr jenen Menschen, nnd noch kurz zuvor,
ehe er nach dem Westen reiste, hat eben jener Joseph in Armenien bei
meinem Herrn, dem Erzbischofe, den er oftmals vorher schon gesehen und
gehört hatte, gespeist. Tann antwortete er auf die Frage nach den Vor-
gängen zwischen dem Herrn Jesus Christus und eben jenem Joseph: ‚Jn
der Zeit von Christi Leiden, als er von den Inden gefangen und Vor den

') „Jehovah", Leipzig, 1882.

Richterstuhl des Pilatus geführt wurde, um von ihm selbst verurtheilt zu
werden, übergab Pilatus ihnen Jesus zur Kreuzigung; als aber die Juden
Jesum fortschleppten, und er an den Eingang des Gerichtsgebäudes gekommen
war, schlug Carthaphilus, der Thürhüter des Pontius Pilatus, als Jesus
durch die Thür ging, ihn mit der Faust verächtlich in den Nacken und sagte
spottend- „Gehe schneller, Jesus, geh', was zauderst Du!" Und J?sus
schaute ihn mit einem strengen Blicke an und sprach: „Ich gehe, und Tu
wirst warten, bis ich wiederkomme." Daher wartet bis jetzt jener Cartha
philus, der zur Zeit des Leidens unseres Herrn ungefähr »0 Jahre all
war. und immer, wenn er bis zu 100 Jahren gekommen ist, wird er von
einer unheilbaren Schwäche und gleichsam von einer Art Ohnmacht befallen,
aber dann lebt er wieder auf und wird wieder ungefähr .'ZO Jahre alt
Später wurde er auch von Ananias getauft und Joseph genannt. Er
wohnt häufig in Groß- oder Kleinarmenien und in anderen Gegenden de?
Orients und lebt bei den Bischöfen und frommen Männern, als ein Mensck
von heiliger Rede und Religion, der nur wenige und Wohl überlegte Won?
macht, und, wenn er nicht von Bischöfen oder andern frommen Leuten gefragt
wird, gar Nichts spricht. Wenn er aber gefragt wird, erzählt er Dingc
ans dem Alterthum und von den Vorgängen bei dem Leiden unseres Herrn,
von der Auferstehung desselben und deren Zeugen, erzählt auch vom Glaubens
bekenntnisz der Apostel, von ihrer Zerstreuung und Predigt, und zwar ohne
Spott und ohne jedes leichtsinnge. tadelnde oder widerlegende Wort, wie
einer, der meist in Thränen und in der Furcht des Herrn lebt, immer voll
Angst und Besorgniß, daß Christus wiederkommen werde im Feuer, um die
Welt zu richten, damit er nicht voller Zorn ihn beim letzten Gericht finde,
ihn, den er auf seinem Leidensgang durch seinen Spott zur verdienten Rache
gereizt hat. Es kommen zu diesem viele Leute aus entlegenen Weltgegenden,
die sich an seinem Anblick und an seiner Erzählung erfreuen, und denen er,
wenn sie beachtenswcrth und respectabcl sind, auf ihre Fragen kurz ant-
wortet. Alle ihm dargebrachten Geschenke verschmäht er, zufrieden mit
bescheidenem Lebensunterhalt und Kleidung. Darauf setzt er seine Hoffnung,
daß er unwissend gefehlt hat."

Dieselbe Erzählung des armenischen Erzbischofs erscheint dann fast
gleichzeitig auf dem Continente, wo sie um das Jahr 1243 der Erzbisch^s
von Tvurnay, Herr Philipp Mouskes (s 1282), freilich in etwas abge°
vlaßter Form mittheilt. Hier war der Jude aus frevler Neugier mit-
gelaufen, um CKristi Kreuzigung zu sehen. Er bat die andern, nicht so zu
eilen, sondern auf ihn zu warten, und darauf sprach der Heiland: „Sic
werden Dich nicht erwarten; doch wisse, Du wirst mich erwarten." Ter
Name des Sünders fehlt hier gänzlich. Au« der Angabe des Matthaus
Paris, die der Berichterstatter noch durch einige namhafte Zeugen, wie einen
vornehmen Ritter Richard von Argcntan, der selbst nach dem Orient gepilgert
war, und den Bischof Gualeranus von Berytus zu erhärten sucht und dcr

er hinzufügt, im Jahre 1252 seien wieder einige Armenier in England gewesen, darunter der Bruder des inzwischen verstorbenen Erzbischofs, und hätten das Fortleben des Juden von Neuem versichert, ergeben sich folgende charakteristische Züge. Zunächst ist von einem ruhelosen Wandern des Juden noch gar nicht die Rede, sondern er lebt still und beschaulich in der Einsamkeit , wenn er auch bisweilen seinen Anfenthaltsort wechselt. Ferner wird er nicht geschildert als der Abkömmling seines verachteten Volksstamnes, sondern er verkehrt in der ehrwürdigsten Gesellschaft, gewöhnlich nur mit Bischöfen und frommen Priestern. Ueberhauvt ist sein Leben absichtlich anspruchslos und wenig hervortretend, aber frei von jedem Zuge der Lächerlichkeit. Er ist sich dessen wohl bewußt, daß er aufgespart ist als gewichtiger Zeuge für die Wahrheit der Thatsachen bei Christi Tod und erzählt denen, die ihn mit heiligem Ernste darüber befragen, gern und freudig seine Erlebnisse. Dabei bedient er sich der ihm vertrauten armenischen Sprache, Durch furchtbares Geschick über seinen Unglauben ausgeklärt, ist er ein gläubiger Christ geworden, der auf die Gnade des Herrn vertraut.

Außer den beiden schon genannten Quellen giebt es nun noch eine dritte Notiz, die ganz unabhängig von jenen zu sein scheint und den Juden bereits als Wanderer in Europa kennt, aber ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert stammt. Der berühmte Astrolog Guido Bonatti aus Forli (f 130«) spricht von einem Juden, der Johannes Buttadäus heiße und ewig wandern müsse, weil er den Herrn geschlagen; dieser sei im Jahre 12L7 auf einer Wallfahrt zum heiligen Jacobus auch durch Forli gekommen. —

Untersuchen wir zuerst die englische Erzählung, so geht doch Zweifelsvhne so viel mit Sicherheit daraus hervor, daß man an irgend eine aus dem Orient überkommene Kunde anknüpfte. Pilger, die von dort kamen, scheinen dieselbe mitgebracht zu haben und die Theologen bedienten sich ihrer zu religiösen Zwecken. Es wird also weiter zu fragen sein, ob sich in der jüdisch-christlichen Tradition des Orients ein Anknüpfungspunkt für unsere Sage findet. Da weist aber zunächst Alles auf die Johanneslegende. In den ersten christlichen Jahrhunderten war nämlich allgemein die Ansicht verbreitet, der Lieblingsjünger des Herrn, Johannes, sei nicht gestorben, sondern schlafe nur in seinem Grabe zu Ephesus, das er verlassen werde, wenn die Wiederkunft des Herrn bevorstehe. Diese Sage, in der manche Forscher allein die Quelle für die Erfindung des ewigen Juden haben finden wollen, was sich nicht beweisen läßt, ist entstanden durch die falsche Ve» bindung und Erklärung zweier Bibelstellen, indem man die Worte Christi: „Wahrlich, ich sage euch: Es stehen Etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in sein Reich" (Matth. 1«, 28) bezog auf eine Stelle im Johannesevangelium (<^. 21, 20 bis 23): „Petrus aber wandte sich um, und sähe den Jünger folgen, welchen Jesus lieb hatte, der auch an seiner Brust am Abendessen gelegen und gesagt hatte: Herr, wer ist es, der Dich vrrräth?' Da Petrus diesen sähe,

spricht er zu Jesu- .Herr was svll nber dieser?- Jesus spricht zu ihm: .So
ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es Tich an? Folge Tu
mir nach/ Da ging eine Rede aus unter den Brüdern: .Dieser Jünger
stirbt nicht.' Und Jesus sprach nicht zu ihm: .Er stirbt nicht/ sondern:
,So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es Dich an?" Die
letzten Worte, schon durch die Form des Ausdrucks das Gerede vom Fort-
leben des Johannes widerlegend, blieben doch stets als Beleg dieser Sage
beliebt, und trotz Tertullians Eifern dagegen wird die Wundermär immer
wieder vorgebracht von den Kirchenvätern, von Hippolyts und Sulvicius
Severus am Ende des -1.. bis auf Georg von Trcbisonde, einen Byzantiner
des 15. Jahrhunderts. In, es fanden sich in noch späterer Zeit Leute,
welche den wicderaufgelebten Johannes spielten: so wurde gegen Ende des
1«. Jahrhunderts in Toulouse ein derartiger Betrüger öffentlich verbrannt,
und wieder hundert Jahre später bildete sich in England sogar eine Secte,
die auf des Apostels baldige Wiederkehr wartete. Allerdings scheint nun
die Erklärung, daß der ewige Jude des Matthäus Paris Niemand anders
sei als der Evangelist Johannes n»d darum so viel von Christi Leiden
wisse, sehr nahe gelegt zu werden durch die Erklärung der Namen. Wenn
wirklich Carthaphilus einfach das griechische x?.^« P^z, „sehr lieb'
wäre, so wären wir fast gezwungen, an die Uebereinstimmung beider Personen
zu glauben. Aber so leicht geht das doch nicht, denn es war gnr nicht bc
liebt bei den alten Mönchen, die Namen so unverändert zu lassen, im Gegen-
theil, gewöhnlich haben sie dieselben furchtbar verstümmelt, und außerdem
giebt es für Carthaphilus noch eine andere ganz ausreichende Erklärung,
wie endlich der Jude in der italienischen Erzählung üherhaupt einen anderen
Namen führt, der fich nnr sehr künstlich auf Johannes beziehen läßt, aber
sehr leicht eine andere Persönlichkeit bezeichnen kann, die auch in der Sage
i,'wig lebt. Außerdem, hätten wir wirklich eine andere Form der Johannes-
legcnde vor uns, sollte da nicht in dem Berichte der Jude auf das Evan-
gelium, dessen Verfasser er sein soll, hinweisen, sollte er seine Mittheilungen
nicht daran anreihen? Indessen, das ist nur ein Wahrscheinlichkeitsgrund
l>x «ilontlo. Aber die Person, welche eher dem Namen zu entsprechen schcini,
heißt in der späteren Uebcrlicfcrung sonst Malchns, und zwar wird damii
einerseits der Thürhüter des Hohepriester? Kaiphns bezeichnet, der Jesu
einen Backenstreich versetzte (Joh. 18, 22—23), sodann jener Malchus, der
ttriegsknecht, dessen von Petrus abgehauenes iühr Christus wieder heilte,
lJoh. 18, 10). In ihm allein findet sich der wichtigste Zug der Sag?
wieder, das; er den Herrn schlug. Nun hat man die sehr ansprechende Ab.
lcitung des Namens Carthaphilus von dem französischen F»r<1sr und einem
scmitisch-chaldäischen Worte, das Thür bedeutet, aufgestellt, so daß der
Dolmetscher, welcher die Worte des armenischen Erzbischofs übersetzte, diesen
Ausdruck gebraucht hätte, welchen die Zuhörer dann irrthümlich für einen
Eigennamen gehalten hätten. Vollends gut paßt aber auf ihn jener Name,

welchen der Jude in der, wie schon gesagt, anscheinend selbständigen Angabe
des Bonatti führt: Buttadaeus vom italienischen duttaio-schlagcn, stoßen und
dem lateinischen clsu«, Gott, also Derjenige, welcher den Herrn schlug, wes-
halb ihn auch eine andere italienische Erzählung, die ihn als den Kriegs-
kuecht Markus kennt, in hiichst drastischer Weise mit einem Eisenhandfchuh
darstellt. Die Benennung Buttadaeus ist herrschend geblieben für den ewigen
Juden in der Bretagne (Boudedeo), bei den Siebenbürger Sachsen (Bedeus)
und auf Sicilien (Bedeo). Zu diesen gewiß beachtenswerthen äußeren Gründen,
welche den Malchus als viel wahrscheinlicheres Sageuvorbild des ewigen
Juden erscheinen lasten, kommt noch ein wesentlicher innerer' nämlich durch-
gängig tritt der ewige Wanderer in trauriger Stimmung auf als einer, der
sich schwer vergangen hat und dasür schwer büßen muß: das ewige Leben
ohne Rast und Ruh ist ihm eine Qual, nicht eine Belohnung, wie dies bei
Johannes doch hätte der Fall sein müssen. Mit einem Worte' es fehlt für
Johannes das Strafmotiv; der andere Name Johannes bei Bonatti beruht
auf der Verwechselung beider Sagen und entbehrt jeder Beziehung. Einen
sehr bequemen Uebergang für die Thatsache, daß die Malchuslegende den
Kern der Sage vom ewigen Juden bildet, scheint uns eine mündliche
italienische Ucberlieferung erhalten zu haben, deren Glaubwürdigkeit leider
nicht ganz sicher ist. Danach wurde Malchus verurtheilt, immer unter der
Erde um die Säule zu laufen, an welcher Christus angebunden war vor
seiner Kreuzigung. In Verzweiflung sucht er sich den Schädel einzurennen,
kann aber nicht sterben; in den Boden hat er schon ein tiefes Loch getreten
in welchem er bis zur Nase steht, und wenn er ganz darin verschwindet,
so muß die Welt untergehen. Das erzählte man im 16. Jahrhundert in
Siena, und diesen unglücklichen Säulenheiligen nannte man den Mro« orruute,
den wandernden Jude». Wenn man auch die Einzelheiten nicht so scharf
betont, so erhalten wir doch eine fortlaufende Sagentradition unmittelbar
von Christi Zeit an bis in's 13. Jahrhundert, obgleich die Berichterstatter
sich selbst nicht mehr davon Rechenschaft geben konnten. Für die eben auf-
gestellte Herleitnng der Sage aus der orientalisch-biblischen Mylhenbildung
dürften am tDsten einige Parallelen sprechen von ähnlichen entweder lang-
lebigen oder sogar ewigen Personen, deren Kenntnis; wir freilich nieist der
weit später wirkenden, aber desto lebhafteren Einbildungskraft der Araber ver-
danken, so daß die Zeit der Entstehung der betreffenden Sagenfigur nicht
mehr genau zu ermitteln ist. Ja, fast einen dirccten Vorgänger hat der
ewige Jude in jenem arabischen Sanier!, der identisch sein soll mit dem
Verfertiger des goldenen Kalbes und zur Strafe für diese Verleitung des
auserwählten Volkes zur Abgötterei auch ewig auf Erden wandern muß.
Eine directe Uebcrtragung dieser Sage nach Europa scheint aber ausgeschlossen,
weil sie von der biblischen Erzählung zu sehr abweicht (vgl. 2. Mos. 32, 4),
als daß ein Geistlicher eine Verwechselung Hütte begehen sollen. Dieser
Samen wird dann bei einem spätarabischen Schriftsteller in Spanien durch

eine Namenconfusion gar zu einem fabelhaften Seeungeheuer, welches daneben
auch wieder der ewige Jude genannt wird. Ferner stoßen wir auf zwei
Personen aus dem alten Testament, die in der arabischen Legende zu
ewigen Wanderern gemacht sind: Sie wachen über die Mecca-Pilger.
der eine zu Wasser, der andere auf dem Lande; mit einem Stabe in der
Hand geleiten so die alten Propheten Henoch und Elias ihre frommen Schütz-
linge, in ewiger Jugend, weil sie vom Wasser des Lebens getrunken haben
und also nicht altern können. Aber beide sind doch wesentlich verschieden
vom ewigen Juden, denn sie sind losgelöst von dem Erdenleben, sie können
sich nach Belieben unsichtbar machen, sie kommen nur in bestimmten Perioden
auf die Erde herab, sonst ziehen sie über derselben in den Lüften hin. nur
hin und wieder den bedrängten Menschen Rath ertheilend und helfend.
Dauernd auf die Erde zur Ruhe kommen Beide erst, wenn die „letzte Zeit" da
sein wird, und diese wird in ganz phantastischer Weise also beschrieben: „Wenn
die Männer und die Weiber fich ohne Unterschied des Geschlechts vermischen
werden, wenn der Ueverfluß an Lebensmitteln ihren Preis nicht vermindern
wird, wenn man das Blut der Unschuldigen vergießen wird, wenn die
Armen um Almosen bitten und nichts zu ihrem Unterhalte finden werden,
wenn die Menschenliebe verloren sein wird, wenn man die heilige Schrift
in Gesänge bringen, und wenn die dem wahren Gott geweihten Tempel
mit Götzenbildern erfüllt sein werden, dann wisse, daß der Tag des Ge-
richts nahe sein wird!" Auf diese beiden Propheten hat man auch die
Stelle Ofsenb. Joh. 11. 3 bezogen: „Und ich will meine zwei Zeugen
geben, und sie sollen weissagen tausendzweihundertund sechzig Tage, angethan
mit Säcken." Sagen von solchen Menschen, die in Verbindung mit einem
glücklichen Weltalter gedacht werden, und deren Wiederkehr rein deshalb er-
wartet wird, finden sich sehr bäufig auch bei andern Völkern; das lehrt das
Beispiel unserer Kyfshäusersage, Ebenso sind zahlreich die Geschichten von
solchen, die in Jahrhundertc langen Schlaf versenkt gewesen, dann plötzlich
erwacht sind und Alles verändert gefunden haben. Sie sind aber alle streng
von unserm Thema zu sondern, denn eben die Permanenz des irdischen
Lebens ohne Wechsel zeichnet dieses aus. Jene verdanken^wohl in den
meisten Fällen einer mythologischen Vorstellung ihre Existenz, wie noch
unsere zum Dornröschen abgeblaßte schlafende Walkvre oder des griechischen
Epimenides Erwachen beweist; zum Theil liegen wohl auch einzelne wirkliche
Borfälle localer Natur zu Grunde, wie bei den Siebenschläfern zur Zeit
des Kaisers Decius in Ephesus, bei den Bergleuten im Kuttenberge zu
Böhmen oder endlich bei dem ganz modernen holländischen Schläfer Rip
van Winkle, von dem wir in Washington Irvings Skizzenbuche lesen.
Während aber die Lebensdauer der Einen verlängert wurde zum Wohle der
leidenden Menschheit, die ans ihre Wiederkunft wartet und deshalb die gegen-
wärtigen Leiden leichter erträgt, die der andern, um die Bilder einer längstvergan
gcnen Zeit heraufzubeschwören und lediglich Staunen zu erregen, also, wenn man

will, auch nur um des lieben Nächsten willen, giebt es eine dritte Klasse von Leuten, bei denen das lange Leben in der Sage zum Selbstzweck geworden ist, mögen sie nun darin einen besonderen Genuß sehen, wie der arabische Alchymist Artefius sein Leben künstlich über 1000 Jahre erhalten haben soll, oder mag ihnen eine göttliche Macht diese Strafe bestimmt haben für eine ruchlose That. Gerade, die zuletzt Genannten zeigen mit dem Juden die Achnlichkeit, daß sie ebenfalls keine Ruhe finden können, keine Ruhe des Grabes, sondern daß sie wandern müssen, wandern bis zum jüngsten Gericht, oder bis sie durch das freiwillige Opfer eines Anderen von dem Fluche erlöst werden. So heißt es von dem fliegenden Holländer mit Recht i

„Doch cinst kann Erlösung dem bleichen Mann noch werden,
Fänd' er ein Weib, getreu bis in den Tod ihm auf Erden!"

So knüpfen sich ähnliche Erlösungsbedingungen an die ewige wilde Jagd des Rodensteiners und an die ewigen Tänzer zu Kohlbeck. Aber gerade diese Bedingung einer möglichen Befreiung von dem Fluche fehlt bei dem ewigen Juden, und das macht seine Figur so unbestimmt, so abstract und losgelöst von den Einflüssen der Mitwelt, wie der Begriff der Ewigkeit selbst ein abstracter ist.

Doch eigentlich wollten wir nicht diesen Punkt hier hervorheben, auf den zurückzukommen sein wird, wenn wir die dichterische Behandlung des Themas ins Auge fassen, sondern vielmehr den entschiedenen Gegensatz betonen, in dem der ewige Jude zu den eben genannten sagengeschichtlichen Typen dadurch steht, daß bei ihm nicht mit dem Fluche zugleich eine Aenderung seines Lebens und Empfindens stattgefunden hat, denn alle eben Aufgezählten sind mehr oder weniger zu Gespenstern geworden, die nur in bestimmten Fristen gewissermaßen episodisch wieder auf die Erde zurückkehren. Der Jude fetzt sein freilich vereinsamtes Dasein gleichmäßig fort; er lebt in frommer Beschauung, wenn auch in einem entlegenen Lande, in der Welt, aber nicht mit der Welt, während der wilde Jäger nur in den Lüften jagt, der Holländer Meere befährt, in die sonst keines Sterblichen Fuß dringt. Der Jude hat die Möglichkeit, überall sich zu zeigen, kein Schrecken kündet ihn an, keine böse Folge heftet sich an sein Auftreten. Er ist eben nur der Blutzeuge vom Leiden unseres Herrn, den der Feuereifer eines begeisterten Priesters der Phantasie seiner Hörer oder Leser erscheinen läßt. Man wird zugeben, daß die Sage in dieser Gestalt nicht recht populär werden konnte, und deshalb verschwindet sie auf Jahrhunderte.

Die Malchuslegende scheint aber in Italien und selbst in Deutschland immer bekannt geblieben zu sein, ohne daß man daran dachte, den ewigen Juden darin wiederzuerkennen. Ein Straßburger Flugblatt vom Jahre 1584 stellt Malchus noch im Panzer dar, d. h. als jenen Kriegsknecht, der den Backenstreich gab. Erst gegen Ende des sechszehnten, oder gar bei Beginn

des siebzehnten Jahrhunderts erwachte wieder die Geschichte vom ewigen
Juden, aber in wesentlich veränderter Gestalt und unter anderem Namen,
obgleich wir ziemlich sicher annehmen dürfen, daß die einzige directe Quelle
der neuen Sage eben jene Erzählung des Matthäus Paris war. Die
englische Geschichte desselben, aus der schon im Jahre 155<z der protestan-
tische Theologe Matthäus Flacius Jllyricus einige Mitteilungen gemacht
hatte, wurde dann 1571 in London und 15 Jahre später in Zürich ge-
druckt und rasch bekannt. Unmittelbar aus dieser wurde aber die Legende
nicht weiter verbreitet, obgleich die Zeitstimmung dafür eine außerordentlich
günstige war, denn die Hexenvcrbrennungen und die Predigten über den
nahe bevorstehenden Weltuntergang waren an der Tagesordnung und führten
in Frankreich sogar zu öffentlichen Unruhen. Da erschien im Jahre 1602
anonym eine sogenannte „Neue Zeitung", d. h. eine Art Flugblatt mit einer
phantastisch ausgeputzten, in volkstümlichem Tone gehaltenen Erzählung,
sie nannte sich die „kurze Beschreibung und Erzählung von einem Juden
mit Namen Ahasverus" und war gedruckt zu „Leyden bei Christoff Creutzer".
Druckorl und Name des Verlegers waren jedoch fingirt. Der Inhalt des
Büchleins ist kurz folgender -
„Paulus von Fitzen, Dr. tlisol. und Bischof von Schleswig, soll, als
er im Winter 1S42 als junger Mann von Wittenberg nach Beendigung
seines akademischen Studiums zu seinen Eltern nach Hamburg zurückgekehrl
war, beim Gottesdienst in der Kirche zu Hamburg gegenüber der Kanzel
einen Mann stehen gesehen haben, von ca. fünfzig Jahren, durch Haltung,
Kleidung, Körperbau und ganzes Benehmen sehr auffallend. Nach Schluß
der Predigt trat er an diesen heran und erfuhr durch mehrfaches Fragen
etwa Nachstehendes: Er heiße Ahasverus, sei Jude aus Jerusalem und
Schuster ; zu der Zeit, da Christus bei Pontius Pilatus angeklagt gewesen,
sei er auch unter denen gewesen, die jenem Aufruhr und jegliche Schandthat
vorwarfen. Als er aber vcrurlheilt war, und zur Kreuzigung geführt
wurde und auf der Straße ein wenig vor dem Hause des Ahasverus aus-
ruhen wollte, habe er ihm dies nicht erlaubt, sondern ihn mit Worten und
Gewalt zum Weitergehen gezwungen, bis Christus in die verhängnißvvllen
Worte ausgebrochen sei: „Ich werde hier Holt macheu und rnhen, Tu aber
sollst bis zum jüngsten Tage umherirren." Von diesem Augenblick an aber
sei er, Ahnsvcr, von beständiger Unruhe ergriffen worden und habe un-
mittelbar nach Christi Tode, dem er beigewohnt, Jerusalem verlassen und
durchwandere nun, gleich einem trauernden Reisenden den ganzen Erdkreis.
Auf weitere Fragen über die Vorgänge bei Christi Tod und dergleichen
wußte der Jude gut Bescheid; er führe auch ein friedliches Leben, berichtet
dann Paul v. Eitzen Weiler, sei sehr bescheiden, genieße nur wenig Speise
und Trank, spreche ungefragt überhaupt wenig, aber besonders gerne erzähle
er von göttlichen Tingen; unheilige und gottlose Worte entlockten ihm
Seufzer und Klagen. So lange er in Hamburg gewesen, habe er nie

gelacht; größere Geldgeschenke schlage er stets ans, geringere thcile er mit
den Armen in der Hoffnung, daß ihm für seine unwissentlich begangene
Sünde einst die ewige Verzeihung zu Thcil werden würde. Nirgends könne
er lange bleiben und rasten."
Es folgen dann noch einige kurze Angaben über das Auftauchen des
Juden in den verschiedensten Gegenden, besonders Norddeutschlands. Immer
wird er als der Hamburger wiedererkannt. Fast gleichzeitig traten fünf ver-
schiedene Drucke dieser Erzählung hervor, mit ebenfalls fingiertem Druckvrte,
„Bautzen bcy Wolfgang Suchnach", denen wieder eine Menge von Nach'
drucken folgten. Alle verlegen den Vorgang in das sechszehnte Jahrhundert,
doch scheint das Fehlen jeglichen anderweitigen schriftstellerischen Zeugnisses
diese Datirungen als eine Erfindung zu kennzeichnen, wie es eben auch nur
eine Bermuthung ist, daß die ersten Trucke aus Basel stammten, vom
Buchdrucker Johannes Schröter, der sich bisweilen Suchnach genannt haben
soll. In einem Theile dieser ersten Trucke und in unendlich zahlreichen
späteren unterzeichnet sich als Verfasser ein gewisser Chrysostomus Duduläus
Westvhalus, ein Name, der bis jetzt ein vollständiges Räthsel geblieben ist.
Er datirt seinen Bericht aus den verschiedensten Jahren und Orten, bald
aus Schleswig, bald aus Danzig, bald aus Refel. d. h. Reval und andere»
Städten. Ncubaur*) beschreibt noch genauer als Grösse ca. vierzig verschiedene
Ausgaben, von denen ein Thcil die beliebte Unterschrift: „gedruckt in diesem
Jahr" trägt. Da es so schwerlich gelingen wird, den Verfasser dieses
Volksbuches aufzuspüren, prüfen wir lieber die charakteristischen Züge der
von ihm geschaffenen Ahasverus-Gestalt, die zum Theil oben nicht betont
sind, um die Weiterentwickelung der Sage zu ermitteln. Ter ewige
Wanderer, denn so erscheint er hier, ist gesellschaftlich entschieden sehr
heruntergekommen, er ist ganz d^S Bild des wandcrndcn Juden des Mittel-
alters geworden: lang und hager, mit über die Schultern herabmallendcm
Haare, ohne andere Kleidung, trotz des harten Winters, als ein Paar stark
ausgefranztcr Hosen und einen langen gegürteten Rock, den Kaftau, wie ihn
heute noch seine Stammesgenvsscn im Osten tragen, dabei barfuß. Ferner
trägt der Jude einen neuen Namen, er nennt sich Ahasverus. Tiefe Erfindung
spricht gerade nicht für das Geschick des Erzählers, denn jener Name ist im
vollsten Sinne des Wortes aufgeschnappt und keineswegs bezeichnend für
seinen Träger: er stammt aus dem Persischen und ist im alten Testamente
angewandt zur ehrenden Bezeichnung mehrerer persischer Könige, besonders
des Xerrrs. Die Erklärung ist zweifelhaft: entweder bedeutet es „der
glorreiche fürstliche Held", oder, wie Andere wollen: „das Reichsauge".
Von dem Kriegsknechte Malchus ist auch nichts übrig geblieben; Ahasverus
ist Schuhmacher zu Christi Zeit gewesen, eine Erfindung, über deren Be-

') „Die Sngc vom civigcn Inden," Untersucht von l>r. L. Ncubaur. Leipzig
1884. (Das Buch scheint für die streng w i sscrschaftlichc Behandlung des Gcgcnsrcmdes
den Abschlusz gebracht zu haben).

deutung uns jede Aufklärung versagt bleibt. Jedenfalls sollte er gegenüber
Christus, dem HimmelskSnige, in einem möglichst verächtlichen Lichte erschei-
nen. Daß er vorzüglich bewandert war in der Geschichte des Orients, wie
auch das Volksbuch hervorhebt, theilt er mit Ccirthaphilus; weil er fast bei
allen wichtigeren Vorgängen selber anwesend War, mußten seine Aussagen
eine große Autorität haben. Ganz neu und hochbedeutsam ist aber ein Zug
in der deutschen Erzählung, der das Interesse für dieselbe ungemein steigern
mußte. Ahasverus war verheirathet. Er stand mit seinem kleinen Kinde
auf dem Arme an der Thür, als Christus vorbeikam, und als der Fluch
über ihn gesprochen war, setzte er dieses nieder, verließ Haus und Hof,
Weib und Kind, und wanderte fort bis in die Ewigkeit. Das Mitleid des
Lesers, der ja in erster Linie ein Bürger in einer deutschen Stadt war.
wohl selbst ein begüterter und verheiratheter Handwerker, wurde dadurch
ungemein erregt, daß er sich ausmalen konnte, wie nun die verlassene Familie
weiter gelebt, wie die Sehnsucht nach dieser den Juden verzehrt habe und
er doch wandern mußte, ohne die Seinigen wiedersehen zu dürfen, und
wenn ihn endlich sein Verhängnis; wieder nach Jerusalem führt, so ist seine
Familie „gestorben, verdorben", wie es im Volkslied? heißt. Der ewige Jude
des Matthäus Paris ist langweilig, wie ein altes Buch, das man aufschlägt,
weil man es braucht, der deutsche Ahasver dagegen ist uns vertraut, wie
ein geheimnißvoller Freund, der uns ein unerklärliches Grauen einflößt, und
den wir dennoch lieb haben. Erhöht wird die Popularität seines Wesens
dadurch, daß er keinen Dolmetscher braucht, sondern die Landessprache
spricht, wohin er auch kommt, so zu Paul von Eitzen den sächsischen Dialekt.
Wenn der anonyme Autor des Buches eine „judenfeindliche Tendenz" bei besten
Abfassung hatte, so tritt diese jedenfalls hinter dem rührenden Eindrucke
weit zurück.

Nicht Wunder darf es uns daher nehmen, wenn der deutsche ewige
Jude, man verzeihe den Widerspruch, in auffallend kurzer Zeit volksthümlich
in allen Ländern Europas wird; die Verbreitung der Druckschriften und
das häufige Erscheinen der jüdischen Handelsleute in den großen Märkten
des Ostens und Nordens hat freilich auch sehr viel dazu beigetragen.
Denn eines ist bei all diesen Wanderungen zu beachten: Als Stationen
derselben, an denen der Jude gesehen wurde und sich kurze Zeit aufhielt,
lassen sich mit ganz geringen Ausnahmen, an denen vielleicht eine absichtliche
Erdichtung schuld ist, überall die großen Handelsstädte nachweisen: auf dem
Lande erscheint er nur vorübergehend gegen Abend, um eine Nacht zu rasten
oder um einen Trunk zu erbitten. Es ist klar, daß er in einem solchen Falle
die nächste Stadt nur nicht mehr erreichen konnte. Dabei hat Ahasver eine
Vorliebe für Deutschland, die Niederlande, in Verbindung mit diesen auch für
Spanien, ferner für England, Frankreich und einige Plätze Rußlands, also gerade
diejenigen Länder, welche im siebzehnten Jahrhundert durch ihre Handels-
beziehungen hervortraten, während er im Südosten Europas und Italien

gar nicht erwähnt wird. Jede neue Ausg abe des Tuduläus verzeichnet ein neues Erscheinen desselben, wobei sich hin und wieder kleine Abweichungen zeigen, die aber für die Grundidee von keinem Belang sind. So war Ahasverus im Jahre 1547 wieder in Hamburg und in Donzig, 1564 und 1566 ist er zum dritten Male in Hamburg erkannt worden; 1575 haben ihn Holsteiner in Spanien gesehen und spanisch reden gehört. 1599 hat er in Wien erzählt, er beabsichtige eine große Reise nach dem Osten, dem entsprechend erscheint er 1601—3 in Lübeck, Reval, Krakau und Moskau. 1604 war er in Paris und Beauvais beobachtet, 1610-wieder in Lübeck, 1612 in Tarnowitz in Oberschlesien, 1614 wieder auf einer Tour in Reval, Krakau und Moskau, aber gleichzeitig, nach franzosischen Berichten, in Fontainebleau. Sehr reichhaltig scheint die Erfindungsgabe der Erzählung nicht gewesen zu sein; häufig veränderte man bei einem Neudruck Wohl nur das Jahr, behielt aber die Oertlichkeit bei. 1633 hat der Jude in Stade, wieder auf der Reise nach Hamburg begriffen, den, Gottesdienste beigewohnt. Etwas ausführlicher sind nur zwei Berichte über Ahasvcrs Auftreten in späterer Zeit: Nämlich in Naumburg wurde er auch einmal in der Kirche gesehen, wann, wird nicht näher angegeben. Auch hier schien er sehr betrübt, schlug sich an die Brust und neigte seinen Kopf auf die rechte Seite, weinte sehr viel und konnte keinen Augenblick still stehen. So saßle man wörtlich das Wandern auf. Als sein Benehmen auffiel, erzählte er dann seine Geschichte und wurde reichlich beschenkt. Als ihn ccher am folgenden Tage ein löbliches Consistorium verhören wollte, mar er verschwunden. Man sieht daraus, eS fanden sich wohl bisweilen Leute, die die Rolle des ewigen Juden als eine ganz einträgliche spielten. Derselbe Bericht, daß der Jude sehr empfänglich für Gaben war, kommt aus den Jahren 1642 und 1742 aus Leipzig. Hier hat man es ebenfalls Wohl mit Betrügern zu thun gehabt, denn sonst hat Ahasverus von seinem armenischen Ahnherrn die Dürftigkeit und die Bedürfnißlosigkeit behalten; aber auch in Frankfurt hat er einmal eine Goldmünze mit dem Bilde des Kaisers Tiberius gezeigt.

Die zweite ausführliche Mittheilung lautet: Im Jahre 1640 begegneten zwei Bürger, welche in der Gerberstraße in Brüssel wohnten, im Sonienwalde einem alten Monn. dessen Kleider sehr ärmlich und unmodern waren. Beiläufig sei bemerkt, daß die Gerberstraße wohl nicht ohne Absicht genannt ist, denn in mehreren französischen und niederländischen Quellen ist Ahasver ein Gerber, kein Schuhmacher, während im Norden sein Handwerk so unzertrennlich mit ihm verbunden ist. daß er im Dänischen und Schwedischen geradezu „Jerusalems Schuhmacher" heißt. Die Bürger luden ihn ein, mit ihnen in die Herberge zu gehen. Dort trank er im Stehen und er zählte Geschichten, die vor vielen hundert Jahren passirt waren. Daraus erkannten ihn die Bürger als jenen Jsaac Lnquedem, der unserem Heiland die Ruhe verweigert, und verließen ihn entsetzt. Ausfallend ist hier der abweichende Name, den man aus dem Hebräischen erklärt hat: Lakedem

ist der „der Vorwelt Angehörige". Vulksthümlich ist derselbe aber nirgends geworden. In England verkehrte Ahasverus im Jahre 1694 in besseren Kreisen, er galt dort auch nicht als Schuhmacher, sondern als ehemaliger Offizier des Snnedriums von Jerusalem, hielt Disputationen mit den Professoren der Universitäten, die ihn nicht eines Jrrthums überführen konnten, sprach mit einem vornehmen Engländer arabisch, schilderte Mohameds Vater als seinen guten Bekannten, wollte mit angesehen haben, wie Nero Rom anzündete, und hatte mit Saladin und Soliman im Verkehr gestanden. Die Aufgeklärten hielten ihn aber doch für einen Betrüger, schließt der Bericht. In Spanien trögt er den Stempel seiner von der Inquisition gemarterten Glaubensgenossen an sich; er ist nämlich kenntlich an einem stammenden Kreuze auf der Stirn, welches sein Gebirn beständig verbrcnui. es wächst aber rasch wieder nach; darüber trägt er bisweilen eine schwarze Binde. Wie oben schon bemerkt, erscheint Ahasverus gar nicht in Italien, denn hier kehrt selbst nach dem ausdrücklichen Bekanntwerden der deutschen Erzählung der alte Buttadacus immer wieder. Zuallerletzt ist noch eine Angabe zu erwähnen, die den Juden noch heute in Jerusalem verweilen läßt und Berührungen mit der bereis mitgetheiltcn Sienescr Sage vom Ll,rc>« errnnte aufweist, und die selbst das Fortleben der alten Legende im 15. Jahrhunderte beweisen würde, wenn nicht der Verdacht vorläge, daß sie erst bei ihrer Herausgabe im 17. absichtlich zurückdatirt ist. Ein Holländer, der im Jahre 14^4 eine portugiesische Expedition begleitete, berichtet nämlich unter seinen Reiseerlebnissen, in Jerusalem werde ein Mann gesangen gehalten, der Augenzeuge bei der «reuziguug des Herrn gewesen sei. Er befand sich hinter neun verschlossenen Thürcn; den Schlüssel zur letzten Thiire hatte ein Beamter, der sich durch einen Tucaten bestechen ließ, sie zu öffnen. In einem von vier Pfeilern getragenen Gewölbe stand dort ein Mann, mit Namen Jan Rvduyu, völlig nackt, aber ganz behaart und widerlich anzusehen. Er sprach nie etwas, nur am Charfreitage fragte er: ,.Kommt denn der Mann mit dem kreuze nicht?" Namen und Einzelheiten dieser Phantasie sind wohl erfunden nach späterer Ucbcrlicferung. Tie Neunzahl ist ebenso willkürlich wie die sieben Nägel, die Ahasverus bei Eugöne Sue unter seinen Schuhen hat; sonst ist seine Licblingszahl 5: er spricht 5 Gebete, besitzt 5 Silbcrlinge u, s. w.

Ehe nun diese volksbcliebtc Gestalt des deutschen Ahasver sich in die Kunstdichtung einbürgerte, wo sie seit Goethe und Schubart bis jetzt heimisch geworden ist. machte sie ihren Einfluß besonders in doppelter Richtung geltend, einmal in den wissenschaftlichen Erörterungen der Gelehrten, wo es sich immer um den Beweis ihrer Existenz handelte, sodann in der mündlich sich fortpflanzenden Sage, im Volksglauben oder Aberglauben, dessen Niederschlag bisweilen ein Volkslied war. Schon die französischen Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts, besonders die Jesuiten, hatten sich ablehnend gegen die Aulhcnticität der Novelle verhalten, eine Fluth von Dissertationen und

Streitschriften erschien aber in Deutschland, die sämmtlich auch eine Entstehungsgeschichte der Sage aufstellen wollten. Dabei entsprach sicherlich am meisten der deutschen Darstellung der Figur, die ja von dem dirccten Einflüsse einer orientalischen Erzählung oder den Grübeleien eines englischen Mouches nichts wußte, die Deutung als Repräsentant des ewig wandelnden heimatlosen jüdischen Volkes. Man berief sich dabei auf eine Stelle im 4. Hymnus des Prudentius gegen die Juden, wv dieser auch in der Einzahl von dem Jsraelitenvolke sagt, wie es heimatlos umherirre in wechselnder Verbannung, losgerissen von seinem vaterländischen Wohnsitze, und so die Schuld des Mordes Christi büße. Sehr hitzig entbrannte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Streit in Helmstedt, wo ein Universitätsprofessor das Vorhandensein des Ahasver geleugnet hatte. Gegen ihn erhob sich in einer äußerst bitteren Schrift — eine Dame, „die Krügerin", welche alles Ernstes versicherte, 174S den Juden in einem Dorfe bei Eisleben gesehen zu haben. Er war dort ein kleiner Mann und hatte eisgraue Haare, schneeweißen Bart und sprach nicht, natürlich, ,.weil er nur hebräisch verstand". Den Unterschied in der Gestalt gegenüber dem Juden des Paulus von Eitzen erklärte die kämpflustige Verfasserin sehr geistreich so- „Wenn Sie nun zu erwägen belieben, daß Paulus von Eitzen rühmlichen Andenkens den ewigen Inden im Jahre 1574, ich aber im Jahre 1743 gesehen habe, so ist es ganz begreiflich, daß er in der Zeit um etliche Schuh (!) hat kleiner werden können." Ucbrigens erntete die „Krügerin" nur die Anerkennung, daß man witzelte, sie müsse den ewigen Juden freilich genau kennen, denn sie sei mit ihm verheirathet gewesen, sie sei seine ewige Jüdin. Das Wandern bleibt in allen Erzählungen der am meisten hervorgehobene Zug der Sage, es bekommt dem Aermsten übrigens recht schlecht, wenigstens meldet ein Augsburger Druck vom Jahre 161L: „Seine Füße scind so dick wie Horn ausgewachsen!"

Die mündlich sich fortpflanzende Pulkssage hat sich nun fortwährend bemüht, die dnrch ihre Zeitlosigkeit leicht wesenlos erscheinende, nur mit sehr geringem Einflüsse auf die Geschicke der Mitmenschen behaftete Ahasvergestalt näher mit des Volkes eigenthümlichem Leben zu verbinden. Eine Handhabe zu dieser Verbindung bot am leichtesten der Gedanke, daß ein Fluch sich forterbt, daß er ansteckt, wie eine böse Krankheit, daß also die Ankunft des fluchbeladenen Fremdlings auch Unheil bringe. In Norddeutschland zeigt Ahasver namentlich einen Todesfall an in dem Hanse, in welchem er erscheint. Wenn er rastet, so geschieht dies mit Vorliebe auf einem Pfluge, der in der Pacht umgekehrt auf dem Felde stehen geblieben ist; dieser wird dann unlenksam und schwer für ein ganzes Jahr. Aber wie kommt der Handwerker zu dem Pfluge? Sollte hier ein zufälliger, in plattdeutschen Gegenden allerdings vorhandener Gleichklang zwischen Fluch und Pflug die Vermittelung gemacht haben oder sollte die Pflugschneide, nn deren Stelle auch die Egge genannt wird, zeigen, wie schon sein Lager ihm keine Ruhe verschaffen dürfe? Anderswo schläft er auf einem Steine, jedenfalls niemals

in einem Hause, sondern immer auf freiem Felde. Gewöhnlich wird er als
Greis geschildert. Wenn er in einem Hause einkehrt, so setzt er sich doch
nicht, sondern genießt seine wenige Nahrung stehend. An einzelne Orte
kehrt er periodisch, alle 7 Jahre, zurück. Häufig erzählt er dann den
Leuten, wie es früher daselbst ausgesehen habe, wo sie jetzt wohnten, spielt
also die Rolle von Wickerts „Chidher, dem ewig jungen". In der Schweiz
ist er am häufigsten gesehen wurden an zwei Stellen, an der großen von
Osten nach Westen gehenden Verkehrsstraße des Rhcinthals und an der
Furka, dem Uebergangspasse nach Italien. Hier, in der Gegend des Matter-
hvrns, soll einst eine große Stadt gestanden haben, deren Untergang der
ewige Jude voraussagte. Schnee und Eis würden an ihre Stelle treten,
und so ist es gekommen. In der Schweiz hat der Jude sich auch Stieseln
angeschafft und einen Wandcrstab, welche Gegenstände man im vorigen
Jahrhundert noch in Bern zeigte, wo er sie zurückgelassen hat, um seinen
Weg im Tieflande barfuß wie gewöhnlich fortzusetzen. Neben diesen zanl-
reichen anekdotenhaften Angaben, die sich leicht vermehren ließen, sang man
in den verschiedensten Länder Volkslieder über den ewigen Wanderer; wir
besitzen noch eine englische Ballade, zwei bretonischc Volkslieder, das eine
von 180 Strophen, auch einige deutsche Verse.

In der Aunstpoesie der Gegenwart ist die Ahasverussage seit dem Ende
des 18, Jahrhunderts so beliebt geworden, daß Helbig in seiner Abhandlung*)
allein 17 poetische Leistungen jeden Genres zum Theil von bedeutendem
Umfange aufzählen konnte; welche verschiedene Deutung dabei die Grundidee
erfahren hat, mag man dort nachlese». Es genügt noch ein paar Einzel-
beobachtungen herauszuheben.- Bekanntlich hat ja unsere Sage eine meister-
haft abschließende dichterische Bearbeitung trotz der vielen Versuche noch
nicht erfahren, wie etwa die Faustsage durch Goethe ; es scheint das entschieden
an dem Wesen der Sage selbst zu liegen, so daß auch voraussichtlich ein
solcher Abschluß nie erreicht werden wird, wenn es nicht gelingt, neue
bildungsfähige Motive derselben einzufügen. Ter Stoff ist und bleibt zu
spröde wegen der zu großen Abstraktheit des Helden; so lange es also nicht
glückt, den ewigen, an und für sich seienden, alles Irdische überdauernden
Ahasver mit irdischen und menschlichen Motiven zu verquicken, kann er den
Untergang nicht finden. Tie in der Quelle vorliegende Schuld des Ahasver
zieht eine Strafe nach sich, die sich dichterisch nie als vollstreckt schildern
läßt, denn noch kein Dichter hat es unternommen, das jüngste Gericht und
den Weltuntergang auf die Bühne zn bringen oder auch nur als Schluß
eines Epos zu verwenden. Außerdem wie nebensächlich erschiene bei dieser
Katastrophe Ahasver! Endet aber oder gipfelt vielmehr eine Dichtnng nickt

") „Die Sage vom .Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fori-
bildung" von Friedrich Helbig. Berlin 1874. (Virchow und Holtzendorff: Gemein
verstand!. Borlr, sei-. IX. Nr. 196)! beiläufig, eine grenzenlos liederlich geschriebene Nrbeir.

in dem Untergange des Helden, dessen Schuld sie dvch darstellen soll, so
verliert dieser eigentlich seine Bedeutung, er wird zur episodischen Figur,
und mit Recht hat Hainerling dem ewigen Juden nur diese Rolle zucrtheilt.
Aber selbst als episodische Figur verändert er sich fortwährend je nach der
Phantasie des schaffenden Dichters. Es scheinen drei Möglichkeiten vor-
handen zu sein, unter denen die Sage dann aufgefaßt werden kann.
Entweder ist Ahasver erfüllt vom tiefem Schmerze über sein unseliges Geschick,
neidisch gegen seine Mitmenschen, in stetem Kampf gegen den unabänderlichen
höheren Willen; so zeigt er sich bei Schubart wie bei Hamerling, über-
Haupt bei der weitaus größten Zahl seiner Bearbeiter. Neberall wird er
dann seines Judenthums entkleidet, zum bloßen Sinnbilde des ruhelosen
Menschen, denn selbst Mosens Ahasver ist ein Jude nur in Acußerlichkeiten.
Oder Ahasver müßte sich in sein Gcgentheil verwandeln, er müßte in
frevlem Trotze aus der über ihn verhängten Strafe einen Genuß machen,
müßte sich seines Vorzuges gegenüber den andern Sterblichen bewußt
werden, und dann wird er zum Gott, oder da er ja von vornherein sich
Gott gegenübergestellt hat, zu einem, diesem ebenbürtigen, fast gleichstehenden
Teufel. Hier kann dann als conscquenter Schluß nur das Weltgericht
ihm den Untergang bringen. Diese immerhin großartigere Auffassung als
in Ahasver nur den Zweifler zu sehen, hat, soviel wir sehen, noch kein Dichter
durchgeführt. Tie dritte Möglichkeit ist, daß Ahasver gleichgültig mit souveräner
Verachtung auf die Mitmenschen herabsieht, dann wird er in müheloser
Weiterentwickelung zum Satiriker. Diese Idee ist einmal versucht worden
durchzuführen in einer politischen Satire, einem jetzt seltenen Buche von
W. F. Heller- „Briefe des ewigen Juden über die merkwürdigen Begeben
Helten seiner Zeit." Utopia (Offenbach, 1791 — 1801. Wie gesagt, alle
diese Auffassungen schildern in Ahasver nur den Menschen, nie den Juden,
Vom Standpunkte seines Stammes, ausschließlich jüdisch, ist die Sage noch
nie behandelt worden, und wie uns scheint, trotzdem neuerdings auch das
Gegentheil behauptet ist, mit vollem Rechte, weil das Judenvolk immer
ein verachtetes, weltgeschichtlich feit dem Alterthum nie hervortretendes
gewesen ist, weil es sich schwer in einem wirklich groß erscheinenden Helden
verkörpern läßt.
Unter den hervorragenden Bearbeitungen der Sage in diesem Jahrhundert
wollen wir noch zwei namhaft machen, die erste, weil sie zweifellos die voll-
endetste, die ideenreichste von allen, die andere, weil sie die allcrneucste und
mindestens ebenfalls gedankenvoll ist. Mit jener deuten wir auf den zehn
bändigen Roman „Der ewige Jude" des französi>chen Romanciers Eugöne Sue,
in dem die Titclfigur nur an wenigen bedeutungsvollen Stellen hervortritt und
doch durchweg der Träger der eigentlichen Handlung ist. Sue erreicht dies
durch die Verwendung von drei Motiven, von denen das erste der deutschen
Ahasversagc entlehnt ist, während das zweite einer andern ganz selbständigen
Legende angehört, das dritte von dem Dichter höchst genial erfunden ist.

Nämlich der Umstand der deutschen Erzählung, das; der ewige Jude eine
Familie hatte, ist verwendet worden, um den über ihn verhängten Fluch
auch auf diese zu übertragen und dadurch für den Hauptschuldigen selbst
eine Frist für seine Erlösung zu beschaffen; denn, wenn der letzte SprofUing
seines Stammes, der zuletzt nur noch in den Nachkommen seiner Schwester
fortlebt, stirbt, so darf auch er zur Ruhe eingehen. Tragisch ist es aber
dabei, daß er selbst fortwährend alles Mögliche aufbieten muß, diese seine
Familie zu schützen und zu schirmen, daß er Schmerz darüber empfindet,
wenn ihm die Ausübung dieses Schützeramtcs unmöglich gemacht wird, denn
im entscheidenden Momente packt ihn eine mächtige Schicksalshand und treibt
ihn fort, im Sturme fort, und immer wieder fort. Das zweite Motiv,
welches Sue sehr geschickt vcrwerthct, ist die Erdichtung der ewigen Jüdin,
die dcni Juden beisteht in der Erhaltung seines Stammes, die ihn liebt und
sich nach ihm sehnt, und die doch getrennt von ihm ebenso ruhelos
wandern muß wie er selbst. Nur alle hundert Jahre in der Charwoche
kommen sie zusammen, sonst dürfen sie sich nur sehen durch die Weite der
Weltsnräume, sie am Nordpol und er in der Mittagszone oder umgekehrt.
Diese ewige Jüdin ist der Sage nach Hcrodias, die in Liebe zu Johannes
dem Täufer entbrannte und, weil sie verschmäht wurde, ihn enthaupten ließ ;
zur Strafe muß sie auch ewig umherirren und ihre Erlösung soll gleich-
zeitig mit der ihres Leidensgefährten sich vollziehen. Wahrhaft glänzend ist
der dritte der Sage von dem Schriftsteller hinzugefügte Gedanke, wodurch
die Strafe des Ahasver in's Grauenhafte gesteigert wird: nicht genug
nämlich damit, daß er selbst nicht sterben kann, ist er dazu ausersehcn.
überall, wohin er kommt, Tod und Schrecken, die Einöde des Leichenfeldes
zu verbreiten, denn die Cholera, die gespenstige Gottcsgcißel der Menschheit,
wandert mit ihm von den Sümpfen Indiens bis zum Eise des Nordpols
und auch bis in das volkreiche Paris, wo Ahasvers Angehörige leben.
Er durchkostet fortwährend die qualvolle Empfindung des tausendfachen
Sterbens um ihn und kann doch selbst den Tod nie finden. Weniger ge>
lungen ist die tendenziöse Betonung des Arbeiter- oder Handwerkerstandes '
des ewigen Juden gegenüber der Königstochter Herodias in dem ganzen
Roman; sie gipfelt in der Schlußmahimng der Letzteren*): „Muth und
Hoffnung, mein Bruder! Bedenke, daß nach der Sühne die Verzeihung
kommt, nach der Verzeihung der Lohn. Ter Herr hat in Dir und Deinen
Nachkommen den Handwerksmann getroffen, der bösartig geworden durch
Unglück und Ungerechtigkeit, er hat zu Dir gesagt: Fort! . . . Fort! ohne
Ruhe und ohne Rast, und Dein Wandern sei vergebens, und jeden Abend,
wenn Du Dich auf die harte Erde wirfst, wirst Tu nicht näher dem Ziele
sein, als Tu am Mvrgen warst. Deinen ewigen Lauf beginnend
So auch haben seit den Jahrhunderten unbarmherzige Menschen zu dem

') Bd. X, ,,. 317 der dcmschcn Ausgabc von ?hcod. Hell. Grimma, 1844—45.

Handwerksmann gesagt: Arbeite! . . . arbeite . . . arbeite ohne Ruhe und Rast, und Deine für Alle fruchtbringende Arbeit wird für Dich allein unfruchtbar sein, und jeden Abend, wenn Du Dich auf die harte Erde wirfst, wirst Du nicht näher daran sein, das Glück und die Ruhe zu erlangen, als Du Tags zuvor warst, wenn Du von Deiner täglichen Arbeit zurückkommst . . . Dein Lohn wird Dir genügt haben, um dieses Leben voll Schmerzen, Entbehrungen und Elend zu erhalten." Der Tod des ewigen Juden zeigt also nach Sue den Beginn der neuen Arbeiteremancipation an.

Gedenken wir schließlich noch der neuesten dichterischen Behandlung der Ahasver-Sage, so zeigt diese in der Auffassung der Persönlichkeit des ewigen Juden keinen speciellen Fortschritt: „Jehovah" von der Königin Elisabeth von Rumänien schildert Ahasverus wieder philosophisch als Typus des Unglaubens, des ewigen Zweifels. Er sucht überall Gott, ohne ihn je finden zu können.

„Ein emig Einerlei der Wcltbau, merth
Des Leidens nicht, des Zweifels, noch des Seins."

Allüberall stößt er nur auf die Kleinlichkeit, die Nichtigkeit und Wertlosigkeit des Erdenlebens und, da er dem Gotte, an de» er glauben will, solche nicht zutraut, kann er nie zum Glauben kommen. Wenn er nur einmal vor einem Gegenstande sich beugen könnte, das Haupt neigen und sprechen:

„Ja. Du bist Gott!
Ich erkenne Deine Gewalt! So dürfte ich sterben."

Aber immer vergeblich bleibt sein Suchen; er sucht Gott am Nil und am Ganges, in endlosen Wanderungen, in der Schlacht und im Scesturm in der Sucht nach dem Golde und auf dem Königsthrone, in der alten und in der neuen Welt, im Schaffen des Künstlers und in der Liebe des Weibes, bis er schließlich den erlösenden Tod findet durch die Erkenntnis:

Im Werden, da ist Gott,
Gott ist emig Werden!
Was bin ich denn, daß ich Wohlthat
Begehre? Ich will nur anbeten
Gott! denn Er ist gut! .
Ich will nun die Augen schließen, in die Grube legen
Mein Haupt, «
Da ich Gott geschaut von Angesicht!
Ich will schmecken, wie süß der Tod ist!
Ich will vergeh«, wie Herbstlaub vor
Schwellenden Knospen!
Preis Dir, Jehovah!
Und sank in duft'ge Blumen, wie ein Reis,
Das hin der Wind geschüttelt, und verschied.

)acopone von Todi.

Novelle
von
Frieds Dorr.
— München. —

weiundfünfzig Jahre nachdem Mosca am Buondelmonte um einer verlassenen Braut willen den Mord verübt hatte,

„ob dcsj dann Tuscien die Partei'« durchtobtcn,"

am Jahrestag dieses Ereignisses, zu Ostern 1267, verließen die Ghibellinen Florenz, das die Welsen unter dem Schutz Carls von Anjou, des Siegers von Benevent, nun behaupteten. Und da dieser finstere Tyrann sich darauf zum Podeste von Florenz machte und alle Rachbarstädte aus Furcht vor seiner Feindschaft ihm huldigten, wurde es den Vertriebenen schwer, eine Zuflucht zu finden.

Eine große Anzahl edler Familien wandte sich nach Todi, das, aus seine wohlbefestigte Macht trotzend, weder dem fremdländischen Herrscher, noch dem Papste Gehorsam leistete.

Aber auch die Bevölkerung dieser Stadt war vorwiegend welsisch, und der ghibellinisch gesinnte Adel mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um'im kleinen Rath (der große war ganz demokratisch) eine ebenbürtige Stellung zu behaupten, besonders aber in der Credcnza, welche nur aus wenigen Männern bestand und über alle Angelegenheiten berieth, ehe die« selben den beiden anderen Tonsillen vorgelegt wurden.

Die vornehmste Stütze der Ghibellinen, ja die einflußreichste Stimme der ganzen Credenza war der Stiftsherr Benvenuto di Montemezzo. da derselbe auch bei seinen Gegnern und im ganzen Volke beliebt war, denn er

gewann die Herzen durch ansehnliche und schöne Wohlthaten und ragte
durch Einsicht und Thatkraft so sehr hervor, daß man der Erfahrung ge-
mäß am besten fuhr, wenn man seinem Rath? folgte, und man erzählte sich
überdieß von ihm die wundersamsten Dinge, welche die Phantasie der Todiner
erdichtet hatte.
Als indeß ein Gesandter jener florentinischen Verbannten in Todi
erschien und sein Gesuch um Ausnahme vortrug, da entspann sich alsbald
der bitterste Streit im Rathe, da diese Aufnahme den Ghibellinen ebenso
erwünscht war. als sie den Welsen gefährlich schien.
Die Aufregung, welche das Ereigniß hervorrief, ließ sich nicht lange
auf wenige Gemüther beschränken, sie ergriff, man wußte kaum zu sagen wie,
am folgenden Tag schon eine große Menge und, ehe eine Woche verfloß,
die ganze Stadt.
Die Glieder der Parteien schlössen sich zum Kampf aneinander; die
Kriegsglocken läuteten Tag und Nacht ; es wurden Thürme in den Straßen
gebaut, und ein blutiger Bürgerkrieg begann.
Die Ghibellinen wurden von Benvenuto befehligt.
Nach langen Anstrengungen gelang es ihnen, ein Thor zu erobern,
durch welches dann die Florentiner, die. auf eine Botschaft hin, kampfgerüstet
vor der Stadt lagen, eindrangen.
Nachdem dies gelungen war, konnte es den Ghibellinen nicht mehr
schwer werden, die Oberhand zu gewinnen.
Antonio Cavalcanti, der an der Spitze der Florentiner stand und
weder kriegstüchtig noch durch persönlichen Much ausgezeichnet war, wußte
seine Aufgabe in die Hände Benvenutos zu legen, ohne doch seiner Autorität
offenbar zu entsagen, wobei ihm eine Nachsicht, welche Benvenuto gegen die
menschlichen Schwächen hegte, zu Hülfe kam.
Der Sieg wurde, nun in wenigen Tagen erstritten, und die Ueber-
wundenen verließen mir ihren Weibern und Kindern, soweit dieselben nicht
der Grausamkeit der Feinde während des Kampfes erlegen waren, in großen
Schaaren ihre Vaterstadt, während die Familien der ezilirten Florentiner in
dieselbe einzogen.
So war aus dem wölfischen mit einem Schlage ein ghibellinisches Todi
geworden und bestand als solches schon über zwanzig Jahre, als es wieder
von dem revolutionären Geist des Jahrhunderls erfaßt werden sollte.
Die höchste Gewalt lag nach der Verfassung Tvdis in den Händen
zweier Männer. Der eine war der Capitano, und als solchen wählten sie
fast alljährlich Benvenuto, der andere war ein Podest», welcher hier wie
in andern Städten von auswärts kommen und jedes Jahr wechseln mußte.
Diese letztere Stelle war seit Jahren von einer Reihe unbefähigter Männer
besetzt gewesen, deshalb machte Benvenuto. der deß müde war, den Vor-
schlag, daß man den Florentiner Monaldo wählen und sich als Stellver-

treter desselben den Rechtsgelehrten Jacopone ausbitten sollte, da man wußte, daß Monaldo selbst das Amt nicht in die Hand nehmen würde.
Durch diesen Winkelzug war das Gesetz zu umgehen, nach welchem nirgends ein Einheimischer Podest» werden durfte; denn Jacopone war in Todi geboren.
Die Wahl war auf ihn gefallen, weil er sich eben in jenen Tagen durch eine glänzende That hervorgethan hatte.
Pistoja war durch seinen Muth und seine Klugheit gerettet worden, während er nur zufällig in dieser Stadt weilte.
Der Capitän von Pistoja hatte nämlich eine Gesandtschaft an den Papst übernommen, und während dessen hatten die florentinischen Welsen im Einverständnis; mit einigen Familien der Stadt, die ihnen ein Thor öffneten, den Versuch gemacht, Pistoja zu nehmen. 300 Reiter und 600 Fuß-soldaten drangen ein und stürmten aus die Piazza. Da übernahm Jaco« pone, der allgemeinen Verwirrung mit einem kühnen Entschluß abhelfend, das Amt des unfähigen Stellvertreters, und die Hälfte der Feinde wurde getödtet. die andern entflohen.
Die Pistojeser wollten auf dies Ercigniß hin ihren Capitän verjagen und Jacopone an feine Stelle setzen, ihn aber verlangte nicht nach dieser Ehre, sondern er ging nach Florenz zurück, woher er gekommen war.
Um so mehr dachten ihn nun die Todiner mit großen Ehren zu em-pfangen, da er dem Rufe seiner Vaterstadt bereitwillig folgte.
Antonio, dessen Haus immer zu fröhlichen Gelagen offen stand, lud ihn am Tage seiner Ankunft zu Gast und versammelte zugleich alle vor-nehmen Ghibellinen um sich, aber er forderte nicht minder einen heimlichen Welsen, Simone von Siena, zum Kommen auf. Diesem letzteren wollte er vor Augen führen, daß für die ehemaligen Herren der Stadt jetzt so wenig als je seit ihrer Besiegung zu hoffen war. Denn es 'wurden seit einiger Zeit Zusammenkünfte der Welsen gehalten und man sprach von einer Ver-schwörung derselben gegen die bestehende Ordnung.
Als junger schlanker Mann und kaum vermählt, war Antonio in Todi eingezogen, nun war er überstattlich geworden, und obwohl er manchmal beim Weine, wenn er an die Vergangenheit und Florenz dachte, über das schwere Loos der Verbannung redend, sich selbst zu Thränen rührte, so sprach doch in der Stunde, da wir ihn einsam in seinem Garten finden, das ungetrübteste Behagen aus seinem runden, bartumrahmten Gesicht und lauter Lebenslust aus seinen braunen Augen.
Auf einen Marmortisch gelehnt, der auf der obersten Terrasse seines Gartens stand (ein Zeuge vieler vergangener Feste), schaute er mit einem hochmllthigen Zurückwerfen des Kopfes auf die stolzen Marmorstufen, welche zu den beiden tieferliegenden Terrassen führten, auf den Mosaikboden, aus welchem er stand, und bei dessen Herstellung er selber geholfen hatte, auf sein hohes und festes Haus; dann schweifte sein Blick mit sich veränderndem

Ausdruck, als ob er beim Betrachten dessen, was die Natur ihm hervor-
brachte, demüthiger und besser würde, über die üppig blühenden, weißen
und rothen Rosen und über die dunklen Lorbeerbäume, welche zwischen den-
selben emporragten und an allen Zweigen don hellen jungen Blättern ge-
krönt waren, denn es war Frühling.
Da kam Speronella, Antonios Gattin, die Stufen herauf. Sie kehrte
schon aus der Kirche zurück, obwohl es noch früher Morgen war. Antonio
ließ sie nahe kommen, und sie rief ihm schon von den Stufen die Frage zu:
„Wollen wir unsere Gäste im Freien bewirthen?"
.Gewiß!" antwortete er, „und nimm unsere kostbarsten Becher und Schalen,
daß Monaldo, der auch mitgekommen ist, uns feinen Stellvertreter zu empfehlen,
den Florentinern sagen kann, wie viel Reichthum und seltenen Besch wir
in unser Exil retteten. Wahrlich, ich freue mich noch heute meiner Klug-
heit, daß wir alles nach Bologna zu meinem Oheim flüchteten, noch ehe ein
Feind daran dachte, daß wir die Gefahr wittern könnten."
„Hast du Simone gebeten, daß er mit der Laute komme und heute
singe?" fragte Speronella.
„Den Heuchler? ja," entgegnete ihr Gatte.
„Mag sein," fuhr jene fort, „daß deine Behauptungen über ihn gerecht
sind und daß er wirklich ein Welfe und ein Spion in unserm Hause ist; aber
ein Mahl ohne Gesang ist träge, wo das Lied fehlt, da fehlt auch die Lust."
„Sagtest du Scrafinen. daß ich ihre Anwesenheit unter den Gästen
wünsche?" fragte Antonio.
„Ist nicht Benvenuto am Tisch," fuhr ihm Speronella in die Rede,
„wie würde sie da zurückbleiben? Wer weiß, ob sie sich nicht ihm zu Gefallen
sogar putzen mag. Es fällt mir nämlich ei», daß ich ihr das Kleid,
welches Du für sie kauftest, noch nicht gab, da sie gegen all' diese Dinge
stets so gleichgültig ist."
„Ah, sie ist nicht von so vielen Worten wie du," entgegnete Antonio
und begann vor seiner Frau, die sich auf die Bank niedergelassen hatte, auf
und ab zu gehen. „Warum sollte sie Schmuck und Putz nicht lieben, da sie
doch ein Weib ist!"
„Wie oft hast du selbst das Gegentheil von ihr behauptet!" rief Spero-
nella, die um so hitziger wurde, je ruhiger sich ihr Gatte zu sprechen be-
mühte. „Es ist dir nur darum zu thun, in allen Dingen mir entgegen zu
sein und mich gleichsam immer im Zaum zu halten. Desto freier lässest du
deine Tochter nach ihrem Willen schalten, und sie hat im Leben nichts ver-
langt, was ihr nicht in Erfüllung gegangen wäre. Seit den ersten Tagen
unserer Ansiedelung in dieser Stadt war dir Benvenuto ein unbequemer
Mann und du miedest ihn, wo du nur konntest. Da wuchs Serafine
heran und sie sagte: ,Gicv mir Benvenuto zum Lehrer/ Gingst du nicht,
du selbst zu demselben Benvenuto, von dem du allzeit behauptet hattest
er sei der hochmütigste Mensch, er passe nicht zu dir? Nun batest du

ihn, er möge Deinem Kinde willfahren, und seitdem ist er unser Gast, so oft er sich dazu herablaßt, deine Aufforderung anzunehmen, obwohl er unser Vergnügen stört und wie ein Sittenrichter in jedem Feste sitzt, daß alle im Bann zu sein scheinen."

„Dieser Bann ist dir heilsam/' sprach nun Antonio, seinerseits erzürnt über die lose Zunge seiner Frau. „Sind wir ihm etwa nicht zu Dan! verpflichtet, daß es ihm nicht zu gering war, den Geist unserer jungen Tochter zu bilden, daß er, dem so viel wichtige Geschäfte obliegen, ohne Zaudern und als ob es sich von selbst verstände, ihre Erziehung in die Hand nahm? Darüber darf ich füglich vergessen, was mir an ihm nicht bequem ist.

„Freilich fange ich nun an, seinen Einfluß für schädlich zu halten, denn ich wünschte, daß Serafine mehr Freude an der Welt hätte, anstatt sich den ernsten Beschäftigungen der Männer hinzugeben und dessen kein Ende zu finden. Es will mir oft scheinen, als versäumte sie in der Jugend ihr Leben und könne das nicht mehr nachholen, wenn sie endlich zur Einsicht gelangt. Jacopone —" wollte Antonio noch fortfahren, doch brach er nach diesem ersten Worte ab, als ob es ihn gereue.

Dann schickten sich die beiden Gatten an in's Haus zu gehen. Antonio dachte schweigend, was wohl Jacopone für einen Eindruck auf seine Tochter machen werde, daran knüpfte dann seine Phantasie eine kurze Geschichte, deren Ende ihn befriedigen mußte, denn er trat lächelnd ins Haus, ebenso seine Gattin, welche sich im Boraus freute, Jacopone über ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit erstaunen zu sehe», denn sie war es von jeher und schon lange gewohnt, den Männern zu gefallen.

Während ihre Eltern sich so unterhielten, saß Serafine einsam und glücklich im obersten Gemache des Hauses, welches ihre Eltern für sie eingerichtet hatten. Ihre Kammer selbst war klein, aber man trat aus derselben in eine Loggia, von welcher aus man in den Garten und über die ganze Stadt schauen konnte, deun Antonios Haus war eines der höchst gelegene», und Todi ist wie Orvieto den Berg hinan gebaut.

An der Thüre, welche aus dem Zimmer in die Loggia führte, stand ein Spiegel aus einer Silberplatte, welche zwischen zwei zierlichen Ständern hing, von gleicher Höhe mit Serafinens Gestalt und für sie verfertigt. Sie aber saß auf einer Truhe, die eine Ecke in der Tiefe des Gemaches einnahm und mir einem Pelze bedeckt war. Sie hielt ein Pergament in der Hand, auf welchem mit kräftigen Schriftzügen die Canzone Dantes: „Ihr Frau'n. die Ihr der Liebe kundig seid," geschrieben stand, und las mit lauter Trimme:

Drum jede Arnu, die edel will erscheinen,
Such' ihren Umgang, doch wer schulobcoriickct
Ihr wagt zu nadn, der zitrvc und erbleiche,
Da Böses nicht bestckn kann vor der Reinen:
Wer sie erblickt, der muß zu sterben meinen.

Dann sann sie eine Weile vor sich hin, und ein Ausdruck des Zornes
legte sich auf ihre milden, fast zu weichen Züge. „Die Hartherzige!" rief sie
aus. Und sie legte das beschriebene Blatt weg, ging an den Tisch, der
bei den Fenstern stand, und schrieb auf ein anderes:
Wie innig muh, wie muß in tausend Liedern
Dir deine Liebe eine Frau erwidern,
Die du erhoben hast zu solchem Ruhm!
Wie muh sie glühend deine Hand erfassen —
Da öffnete sich die Thüre, und Benvenuto trat ein.
Serafine wandte sich und eilte ihm mit einem jubelnden: „Ihr seid's!"
entgegen. Er gab ihr die Hand und sie ging mit ihm zu der Truhe, lnahm
das Blatt, das sie dorthin gelegt hatte, wieder auf und sprach: „Ihr seht
mich noch in die Canzone vertieft, die Ihr mir gestern schenktet, und, wie
Euch meine eigenen Berse sagen können (sie holte 'dieselben vom Tische),
zürne ich über Beatrice, die, wie es mir scheint, gegen einen Mann, der
Euch gleichen muß, kalt und herzlos ist."
„Es ist sehr gütig von dir," scherzte Benvenuto, „mich, der ich an
der Schwelle des Alters stehe, mit dem Jüngling Alighieri zu vergleichen."
„Von allem, was an der Jugend schön ist, fehlt Euch nichts," erwiderte
das Mädchen.
Benvenuto hatte unterdessen die Verse gelesen und sagte mit einem
Lächeln: Hätte der Dichter diese Antwort von seiner Herrin vernommen,
es müßte ihn beglückt haben."
„Sagt, ist Beatrice nicht grausam?" rief Serafine wieder.
„Vielleicht war sie vermählt." antwortete Benvenuto.
„Und weshalb wäre das ein Grund, daß sie ihr Herz einem Manne,
der sie so herrlich liebt, verschließen müßte?" sagte das Mädchen, und ihre
großen bläulichgrauen Augen glänzten vor Erregung. „Ich besann mich oft
über diese Dinge, und ich kann nicht begreifen, wie man ein so enges Herz,
eine so armselige Liebe haben kann, daß man gleichsam am Ende seines
Schicksals angelangt ist, sobald man nur einen einzigen Menschen lieb-
gewann, daß man sich von Stund' an gegen alle Welt verschließen muß!
Will Alighieri sie denn zur Frau haben? Ist nicht das die allerschönste
Liebe, welche rein vom Irdischen und Alltäglichen bleibt ohne Anfang und
ohne Ende? Es offenbart sich aus jedem Wort Alighieris, daß er eben
diese himmlische Liebe meine. Ich erkenne dieselbe genau, denn ich habe
das alles in meinem eigenen Herzen erlebt."
„Wenn aber eine himmlische Liebe uns irdischen Menschen nicht möglich
bleibt, so hätte Beatrice Recht gehabt," sprach Benvenuto und sah seiner
Schülerin voll in die Augen, die sie nicht niederschlug.
„Wie sollte sie unmöglich sein?" fragte Serafine. „Ich hasse und
fürchte den Gedanken, daß ich mich jemals vermählen könnte; wenn ich aber

ungeliebt sterben müßte, wenn mein Leben im Sand verrinnen müßte —
o dann beend' es Gott, noch eh' es ausgeglänzt!"
„Du bist eine Schwärmerin," sprach Benvenuto, doch legte sich ein
Ausdruck von Freude und weicher Empfindung auf sein Gesicht. Es war
ihm, als empfange er viel von diesem Kinde. Wie Serafine die Wirklichkeit
noch kaum zu kennen schien, weil sie an deren Macht nicht glaubte, so konnte
er aller Sorgen und Lasten, aller Verantwortung, welche dieselbe auf sein
Haupt legte, in diesem kleinen Gemach, in welchem Serafinens Geist auch
über ihn kam, vergessen. Er ergriff die Hand seiner Schülerin und fragte
sie, ob sie denn wisse, daß Beatrice Portinari gestorben sei? Dann wieder-
holte er viele von Dantes Worten von der Demuth, Lieblichkeit und Be-
scheidenheit, von der Tugend feiner Geliebten und fragte sie, ob sie denn
alles das für Lüge halte, oder ob sie glaube, man könne einen solchen Glanz
der Reinheit über einen Menschen verbreiten, wenn diese Glorie nicht aus
seinem Innern hervorstrahle?
Seme eindringlichen Worte beschämten Serafine, und sie klagte sich mit
einem Uebermaß von Selbstvorwürfen an, daß sie eine Frau, die ihr Vor-
bild sein konnte, so schnell beschuldigt hatte; und dann, als ob sie für diese
Heftigkeit eine neue Strafe aus Benvenutos ruhigem Wesen lese, seufzte
sie: „Ach, wann werde ich die Tugend üben lernen, ohne daß Ihr mich
leitet?"
„Mein theures Kind," sprach Benvenuto, „über wen hätte ich so viel
Freude gehabt als über dich, und so jung du bist, möchte ich dir um
deines reinen Sinnes willen mehr als jedem anderen Menschen vertrauen,
mehr als mir selber." Und er erhob sich, um zu gehen.
„Geht noch nicht." bat das Mädchen, „ich muh Euch noch so Vieles sagen?
Und doch — ich sollte mich begnügen, denn Ihr laßt, so oft Ihr nur in
meine Kammer tretet, eine Welt von Reichthum darin zurück. Ich kann
stundenlang Euren Worten, ja jeder Eurer Mienen und Geberden nach-
sinnen."
Benvenuto hatte sich wieder niedergelassen, und Serafine setzte sich ihm
zu Füßen auf den Teppich, dcr üb?r den Boden gebreitet lag, nahm seine
Hand und sagte in einem ruhigen, einfachen Tone, aus dem man die ganze
Innigkeit ihrer Seele vernehmen konnte: „Ich liebe Euch."
In diesem Augenblick, sei es in Erinnerung an die Welt draußen, sei
es durch dieses Wort Serafinens. die alle Hingebung ihres Herzens gegen
ihn ausströmen wollte, veränderte sich Benvenutos Gesicht und nahm den
Ausdruck an, der ihm gewöhnlich war.
Unter einer mächtigen Stirn blickten seine großen, etwas tieferliegenden
Augen schwermiithig auf Serafine herab, die Züge, welche, wie es schien,
ein großer Gram in seine Wangen gegraben hatte, vertieften sich, doch sein
Mund drückte Strenge und Thatkrcifr aus.

Serafine glaubte, er habe ihre Worte nicht gehört und wie sie ihn
ansah, dachte sie: Wie schwer muß das Leben sein, da dieser Eine, der hoch
über Allen steht, sein Haupt nicht frei und unbedrückt erheben kann! Wie
hatte sie sich den Muth nehmen können, zu diesem Unnahbaren zu sagen:
„Ich liebe dich!"
„Du weißt nicht, was du sagst," antwortete jetzt Benvenuto. „Wenn
du es wüßtest, so müßte ich dich vor dir selber warnen!"
Mit dem ersten Wort war seine milde und freundliche Miene wieder-
gekehrt. Er strich Serafine über ihre reichen röthlichen Locken, als müßte
er ihr seine Worte abbitten.
Von dieser Liebkosung beseligt, rief Serafine: „Ich möchte für Euch
sterben dürfen!" aber Benvenuto antwortete fast rauh, sie solle ein solches
Wort nie wieder sagen, es liege ein Frevel darinnen.
Es war ihm nämlich ganz plötzlich und lebendig ein Bild vor Augen
getreten, als ob sie wirklich todt zu seinen Füßen läge. Auch bat er sie,
wie er schon oft vergeblich gcthan, von der Gewohnheit zu lassen, daß sie
sich nie neben ihn, sondern immer etwas tiefer, als er saß. setzte, reichte ihr
beide Hände, schüttelte kräftig die ihrigen und erhob sich mit ihr zugleich.
„Leb wohl, liebste Serafine," sagte er, „wir sehen uns ja heute noch
einmal und lernen die Florentiner kennen!" Dann verließ er sie.
Serafine besann sich noch immer, ob Benvenuto sie je vorher schon
cArissimä genannt hätte, als sie durch eine Dienerin zu ihrer Mutter ge-
rufen wurde. Sie riß sich mit einem ungeduldigen Athemzug von ihren
schönen Träumen los, und die Stiegen langsam hinabgehend, dachte sie mit
peinlicher Erwartung des bevorstehenden Mahles.
Die Liebe zu ihren Eltern bereitete ihr vielen Kummer und am
meisten, wenn sie die Leichtiebigkcit derselben mit dem Ernste Benvenutos
verglich. Antonio setzte sich'nicht selten, wenn er sich inmitten eines fröhlichen
Kreises befand, dem spöttischen Lächeln der Andern aus, und Speronellas
Gefallsucht war so sprichwörtlich geworden, daß die Scherze über sie sogar
schon zu den Ohren ihrer Tochter gekommen waren. In ängstigenden
Träumen hatte Serafine erlebt, daß sie ihren Vater in irgend einer lächer-
lichen Gestalt an einem Hause auf dem Marktplatz Todis gemalt gesehen,
denn diese Art öffentlicher Verhöhnung war damals im Schwange.
Von solchen Gedanken begleitet kam sie in das Zimmer ihrer Mutter,
welche ein Kleid in der Hand hielt und der Eintretenden zurief: „Sieh,
was wir für dich ausgewählt haben! Mit Weiß und Gold, schöner als
die Lilien sollst du dich heute schmücken und dich unseren Gästen freund-
lich zeigen! Aber höre wohl! nicht dem Benvenuto allein, sondern vor
Allem den beiden Fremden."
Die in diesem Augenblick unverdiente Freundlichkeit verwirrte Serafinen,
sie suchte sich aber so gut als möglich zu fassen und bewunderte die goldenen

Ränder des feinen Linnens und den kostbaren Gürtel; dann dankte sie ihrer
Mutter mit herzlichen Worten und küßte die Gütige.
Im selben Augenblick rief Antonio aus dem Garten herauf: „Nun.
wie gefällt es ihr?"
Serafine trat ans Fenster und fragte: „Soll ich denn so glänzend
erscheinen, anstatt mich bescheiden zu zeigen?"
„Mach dir nicht so viel unnütze Gedanken!" entgegnete ihr Vater in
vergnügtem Tone, „und wenn wir heute sündigen, so bitt für uns, heilige
Serafine!"
Dann entfernte er sich und sang ein fröhliches Lied.
Alle Gäste waren schon versammelt, als Monaldo zugleich mit Benvenuto
und Jacopone in den Empfangssaal trat.
Von dem Podestü, der nach allgemeiner Sitte in grelle Farben gekleidet
war, und so auch von den übrigen Gästen mit Ausnahme Benvenutos. der
das violette Gewand seines Ordens und ein mit Grauwerk verbrämtes
Barett trug, stach der junge Stellvertreter in merkwürdiger Weise ab.
Er trug eine» schwarzen Sammtmantel und unter demselben ein Ge-
wand aus schwarzer Seide. Sein hoher, in eine Spitze endender Hut war
reich mit Pfauenfedern geschmückt, und die Almosentasche an seiner Sei«
war gleichfalls von grünlich schimmerndem Blau und mit mattglänzenden
Perlen bestickt. Nur der Gürtel, an welchem sein Schwert hing, glanzke
von Gold und hob die düstere Pracht, in welche der von Jugend strahlende
Jacopone gehüllt war.
Antonio und Sperunella gingen ihren Gästen entgegen, zuletzt Serafine.
Als sie Jacopone sah, an welchem ihr sogleich eine vollkommene
Sicherheit und Weltgewandtheit auffiel, empfand sie. daß sie selbst nicht von
leichter Beweglichkeit sei (sie war groß, doch nicht schlank genug), und diese
Empfindung prägte sich ohne ihr Wissen in einem fast schmerzlichen Lächeln
aus ihrem Gesichte aus. Doch bemühte sie sich, ihre Befangenheit zu ver-
bergen, und reichte ihre Hand vor allem ihrem geliebten Lehrer.
Die Worte, mit welchen Jacopone sie begrüßte, sowie öcr Ton, in
welchem er es that, mißfielen ihr, doch bemühte sie sich, ihm mit derselben
glatten und gedankenlosen Liebenswürdigkeit zu antworten.
An der Tafel, zu welcher man sich bald begab, war Jacvpones Platz
neben Serafine, deren Augen jedoch oft auf Benvenuto ruhten, der in ziem-
licher Entfernung von ihr saß.
Auf die Fragen ihres Nachbarn gab sie freundliche, doch kurze und zu-
weilen zerstreute Antwort, wie er auf die Fragen Speronellas. die sich höchlich
um ihn bemühte. Serafine zu fesseln wollte ihm durchaus nicht gelingen,
und weil es ihm ungewohnt war. unbeachtet zu bleiben, bemühte er sich
nur um so mehr, ihre Aufmerksamkeit von Benvenuto, an dessen Gesprächen
sie soviel Antheil nahm, abzulenken.
Die allgemeine Unterhaltung war balo auf das Gebiet der Politik

gelenkt, man knüpfte an die Zeit an, in welcher Antonio und die meisten
der Gäste aus Florenz ausgewandert waren, und gedachte in langen Er-
örterungen und ausführlichen Schilderungen der hoffnungsreichen Zeit, in
welcher der Zug Conradins vorbereitet worden war. Man sprach von der
Unerforschlichkeit und Unbeugsamkeit der göttlichen Entschlüsse, nach welchen
der letzte Hohenstciufe habe fallen müssen, obwohl damals alles auf seinen
Sieg gedeutet hatte.
„Was das unerforschliche Eingreifen Gottes betrifft," fiel Einer ein,
„so giebt es dafür kein erschütternderes Beispiel, als das des Königs Enzio.
als sein Freund Asinelli ihn endlich aus der zwanzigjährigen und grausamen
Gefangenschaft in Bologna retten wollte. In einem Faß verborgen ist er
schon glücklich an allen Wachen und Thoren vorbeigetragen, da im letzten
Augenblick sieht ein Soldat, daß eine von Enzios berühmten goldenen Locken
aus dem Fasse hervorhängt, und die Flucht ist mißlungen!"
.Und das ist der Gott, an den sie glauben," sagte Jaco'pone zu
Serafine gewendet, „ein Gott, der die Flucht eines Unschuldigen gelingen
läßt, um ihn dann noch im letzten Augenblick in doppeltes Elend zu stürzen
— durch einen Zufall, der so dumm ist, daß man wahnsinnig werden möchte,
wenn von ihm ein Menschenschicksal abhängen kann!"
„Es ist nicht zu ertragen!" rief Serafine.
„Wer das Schicksal des Einzelnen, sowie sein eigenes nicht dem Großen,
der ganzen sich immer fortentwickelnden Menschheit opfern kann, der wird
Gott nie verstehen, nicht einmal so weit, um an seine Existenz glauben zu
können," sprach Benvenuto.
„O, und er war so schön!" schluchzte Sveronella.
„Laßt uns um die Leiden der Gestorbenen nicht zu lange klagen!"
rief Antonio mit bewegter Stimme und forderte seine Gäste auf, dem Weine
zuzusprechen.
Dann kam man auf den Kaiser Rudolf von Habsburg, und alle
machten es ihm zum bitteren Vorwurf, daß er nicht über die Alpen her-
überkäme, die Perle seines Reiches zu sehen und das Heil des Friedens
nach Italien zu bringen.
Jacopone hörte diesen Klagen nicht lange zu, sondern rief, obwohl
er allein anderer Meinung schien, als alle: „Jede Fremdherrschaft ist eine
Schmach, und Todi hat doch wohl gezeigt, daß unsere Städte ohne Kaiser
und Papst frei und kräftig dastehen könnten!"
„Wie wäre das Fremdherrschaft," entgegnete ihm Benvenuto, „wenn
wir unter dem kaiserlichen Adler leben, unter welchem die ganze Welt ein
einziges Reich werden soll, das ohne verderblichen Krieg im Innern der
Städte und Länder sich über den Erdboden verbreitet? Wer möchte den
jetzigen Zustand Italiens preisen! Und wenn Rudolf so ganz ein Barbar
und ein Deutscher ist, daß er seinen Fuß nicht in unser gesegnetes Land
setzen wollte, so ist er ein Greis, und die Zeit vielleicht nicht fern, da sein

Nachfolger unsere langgehegten Hoffnungen erfüllt. Todi wird dann glücklicb
sein, denn in unseren Mauern hat sich Niemand zum Herrscher aufgeworfen.'
Jacopone athmrte hastig vor Erregung, so daß Serafine befremdet
ihre Augen auf ihn richtete. Er hatte aus einem Blick Benvenutos gesehen,
daß Derjenige, mit welchem er von nun an seine Macht theilen sollte, allein
zu herrschen gewohnt war.
Da aber Simone von Siena auf Antonios Wunsch ein ghibellinisches
Lied zur Laute sang, mußten Beide ihr Gespräch unterbrechen.
Als der Gesang beendet war. sprach Monaldv zu Benvenuto: „Ihr
erinnert mich an den Tag, an welchem ich Kaiser Rudolf sah und mit ihm
redete, und es ist kein Zweifel, daß er mir von Euch erzählte, obwohl ich
Euren Namen nicht vom Kaiser hörte, denn er war ihm entfallen. Ich
war als Abgesandter der Ghibellinen meiner Vaterstadt zu ihm gekommen,
und meine Vorstellungen und Bitten bewogen ihn, zu überlegen, was etwa
zu Gunsten seiner Anhänger in Florenz geschehen könnte.
„,Ein ghibellinischer Priester/ sagte er, ^vermöchte wohl am meisten,
wenn er mit vorzüglichen Gaben und vor allem mit dem Talent, über die
Menschen zu herrschen und sie für seine Ueberzengung zu gewinnen, ausge-
stattet wäre/ Ihr wißt, er hält viel von den Priestern, und will's mit
dem Papst nicht verderben. Dann fuhr er aber fort, er könne einen Ge-
sandten nicht vergessen, der einst aus Todi zu ihm gekommen sei: mit der
Energie seiner Rede müßte der, welcher hier etwas ausrichten wollte, be-
gabt fein."
„Und wie wißt Ihr nun, daß er von Messer Benvenuto sprach, der doch
kein Priester ist?" fragte Jacopone.
„Wenn es mir nicht zur Gewißheit würde, während ich ihn reden höre,
so wäre ich auch durch ein äußeres Zeichen darauf gekommen," antwortete
Monaldo. „Kaiser Rudolf wandte sich nämlich an einen seiner Hofleute und
fragte ihn: „Wie heißt doch jener Stiftsherr von Todi? Er hat ein Haar,
wie eine Löwenmähne."
Benvenuto lachte und strich sich eine breite, dichte Locke, die immer
wieder auf seine Stirn zurückfiel, aus dem Gesicht.
Nun wurden so leckere Gerichte aufgetragen, daß sogar die Florentiner
staunen mußten, und die Todiner priesen vor ihnen die Tafel Antonios,
welche allzeit wie die eines Fürsten besetzt sei.
Auch beleuchtete die Abendsonne alle Umgebung so günstig, daß jede
Pracht derselben verdoppelt und der Besitzer dieses Reichthums beneidens-
Werth schien, denn auch die blonde Speronclla war so schön, daß man ihr
beim Behagen des Mahles die Gefallsucht verzieh.
Von allen diesen Fröhlichen waren nur zwei mit ihren Gedanken bei
den früheren ernsten Gesprächen zurückgeblieben, die Jüngsten im Kreise:
Jacopone und Serafine.

Jacopone fragte nun zwischen Scherz und Ernst: „Und Ihr, meine
schöne Herrin, wollt auch Ihr Euer Heil in der Fremdherrschaft suchen?"
„Ich sann soeben darüber nach." antwortete sie. „daß ich keine eigene
Meinung über diese Dinge habe, sondern daß ich mich, wie in dem was
man erlernen muß, so auch hier, ganz auf meinen Lehrer, auf Benvenuto,
verließ. Ich kann Euch also keine Antwort geben."
Jacopone sah sie erstaunt an, denn sie gefiel ihm so sehr, daß er
alles an ihr ungewöhnlich und die Selbständigkeit, welche ihre Rede zeigte,
bewundernswerth fand. Auch hatte er nun endlich erreicht, daß sie ihm
eine Antwort gab, die, wie er dachte, aus ihrem Herzen kam.
Bald wurde jedoch Serafincns Aufmerksamkeit von etwas anderem in
Anspruch genommen, was sie veranlaßtc, viel und lauter, als es ihre Art
war. zu Jacopone zu sprechen, nur, damit er nicht hören sollte, daß nun
ihr Vater das Wort führte.
Sie selbst vernahm in ihre eigenen Reden hinein jedes Wort, das er
sprach.
Antonio aber war eben daran zu erzählen, wie er einst bei einem
Turniere eine so schwere Rüstung getragen habe, daß er beinahe erstickt sei.
Daran knüpfte er, ich weiß nicht wie, die Versicherung, daß er mit dem nun
heiligen Franz von Assisi nach Rom gepilgert sei, er allein mit jenem, der
sein innigster Freund gewesen." Wir schleppten unsere braunen Bettlerkleider
durch Staub und Schmutz, durch Sümpfe und Bäche, und wären wir nicht
eben in Rom angekommen, fv wären wir unter der Last, die wir uns auf-
gebürdet, zu Boden gesunken. Ihr hattet," fuhr er fort, „das Gesicht des
Papstes Jnnocenz sehen sollen, als er zu Francesco sagte: Ich möchte Euch
lieber rathen, mit den Schweinen eine Brüderschaft zu schließen. Ihr wißt
wohl, mein Freund hatte um die Erlaubniß gebeten, einen Orden zu gründen.
Und was denkt Ihr? Francesco befolgte den Rath des Papstes und lebte
mit einer Heerde von Schweinen und nicht etwa als Hirte. Das wurde
mir aber zu beschwerlich, auch zu abscheulich. Ich überließ meinen Freund
seinem Schicksal und brachte eine lange Zeit in Rom zu. Auf einmal aber
ergreift mich wieder eine Sehnsucht nach Francesco, ich bestehe unglaubliche
Gefahren (deren Beschreibung mich jetzt zu weit führen würde), um ihn zu
finden. Ich war ein ganzes Jahr lang umhergeirrt, da begegne ich dem Ge-
suchten am Sasso della Vernia. ‚Du wirst Zeuge eines Wunders sein°, war
das einzige Wort, das er an mich richtete, sonst gab er mir auf nichts, was ich
fragen mochte, eine Antwort. Plötzlich sahen wir ein Herz in den Lüften
schweben, Francesco fiel auf die Knie und verhüllte sein Haupt, dann erhob
er sich, breitete die Arme aus und blickte gen Himmel. Aus diesem Herzen
aber senkten sich fünf Strahlen in feine Seite, in Hände und Füße. Von
Stund' an waren die Wundenmale Christi in seinen Leib gegraben."
Benvenuto, obwohl er Antonio kannte, ergriff in diesem Augenblick ein
Widerwille gegen ihn. Serafine bemerkte das an einer Bewegung seines

Mundes. Sie selbst war längst verstummt. Sie mutzte, datz ihren Vater, wenn er einmal im Zuge war, nichts aufhalten konnte, und ihr Ehrgefühl mutzte diese Temüthigung, so hart sie ihr schien, über sich ergehen lassen.

„Ganz wie Giotto es neulich gemalt hat," antwortete einer der Gäste lachend auf Antonios Bericht. Er war vor wenigen Tagen mit ihm von einer Reise in's Toscanische zurückgekehrt, wo sie das berühmte Bild gesehen hatten.

„Natürlich," sagte Antonio, „ich selbst erzählte dem Giotto einmal was ich erlebt hatte und forderte ihn auf, es zu malen. Ich muß gestehen, datz er es gut gemacht hat."

„Wie alt wäret Ihr damals?" fragte ein Anderer, denn Niemand mochte zweifeln, daß Francesco gestorben war, ehe Antonio geboren wurde.

Da wandte sich plötzlich Jacopone an seinen Wirth und sprach: „Messer Antonio, Ihr spracht soeben von Franciscus. Wißt Ihr. daß ich auf meiner Reise hierher die neue Kirche sah, welche über der Portiunculakapelle, über der Stätte, wo der Heilige starb, erbaut worden ist?" Dann knüpfte er bald an diesen, bald an jenen Punkt von Antonios Erzählung, welcher hier ein Gerücht, dort eine Thatsache zu Grunde lag, an und verflocht den Hausherrn mit der größten Geschicklichkeit und Anmuth in ein Gespräch, an welchem Alle Theil nahmen, und so sehr gerade Jacopone in jedem anderen Falle geneigt gewesen wäre, über Antonios Lügen zu lachen, so eilig schnitt er ihm jetzt um Scrafinens willen jede Gelegenheit dazu ab.

Serafine war zwar erlöst, doch empfand sie davon einen anderen, wenn auch minder peinlichen Druck. Sie scheute sich, Jacopone zu zeigen, daß sie seine Absicht erkannt habe nnd fühlte es wie eine Fessel, daß sie ihm dafür dankbar sein müsse.

Auch Antonio durchschaute seinen Gast, denn es glitt plötzlich ein übermüthigcs Lachen über sein Gesicht, als besinne er sich, ob er nachgeben wolle. Dann blickte er unwillkürlich mit seinen, vom Vergnügen der Geselligkeit funkelnden Augs» auf seine Gattin, die ihre Blicke kaum von Jacopone wandte, erhob, als ob er beute Jedem seinen Willen lassen wollte, den Becher und rief- „Die Freude soll leben!"

„Ja," fiel Jacopone ein. „den vollen süßen Becher der Freude, wie die Welt ihn uns darreicht, wollen wir ohne Furcht vor irgend einer Zukunft leeren, denn wahrlich, Franciscus war thöricht!"

Auf Serafincns Gesicht legte sich bei diesen Worten ein herber Ernst. Sie fetzte ihren Becher nicht an die Lippen.

Jacopone, der vor allem auf sie sah, lächelte; sie strafte ihn mit einem Blick, der zu sagen schien: Du hast nicht Urfach über mich zu lächeln!

„Bei alldem," sagte Benvenuto, nachdem man getrnnken und Jacopone freudig zugerufen hatte, „vergeht Ihr doch, daß Franciscus gerade auf dem Weg über die ungebundenen Weltfreuden zu seinem Ziele kam, daß er den Rcichihum genossen hatte, als er die Armuth wählte."

„Ja, womit er endet, weiß Niemand," antwortete Jacopone mit
scherzender Resignation, „genug auch, daß ihm selber sein Ziel wohlgefällt."
„Benvenuto." fragte Serafine über die Tafel hinüber, „ist es vielleicht
ein Gesetz der Natur, daß derjenige, welcher anfangs nichts entbehren will,
zuletzt allem entsagen muß, während derjenige, welcher vor allem gelernt
hat, sein Herz nie an das Vergängliche zu hängen, sein ganzes ferneres
Leben hindurch viele Freuden an seinem Wege findet, die er dann frei und
glücklich genießt?"
„Ja," sagte Benvenuto, der sich anschickte aufzubrechen, „es ist viel
Wahres in deinen Gedanken."
„Ihr verbannt Euch selbst früher, als es sein muß, aus dem Paradies,
weil Ihr dem Cherub die Macht nicht gönnt. Euch daraus zu vertreiben,"
sagte Jacopone zu dem Mädchen.
Sie aber ließ sich durch seine Behauptung kaum einen Augenblick von
ihrem eigenen Gedankengang ablenken, sondern bat Benvenuto, daß er bleiben
möge, bis Simone von Siena ein Lied aus der viw nuovs gesungen hätte.
Benvenuto verneinte. Er war ohnehin länger als je geblieben, denn
Jacopones Wesen fesselte ihn, und er hatte bald erkannt, wie nahe die Ge-
fahr lag, daß derselbe bei seinen politischen Ansichten mit jugendlicher Kraft
Sturm und Aufruhr in Todi erregen würde. So ging der Stiftsherr von
ernsten Gedanken erfüllt nach Hause.
Simone kannte die vita uuovä nicht; vielleicht haßte er Dante, der schon
sür einen der eifrigsten Ghibellinen galt, zu sehr, als daß er fein Büchlein
in die Hand nehmen konnle.
Jacopone bat, daß Serafine ihm erlauben möchte, eine Canzone zu
singen. Er sandte nach seiner eigenen Laute, und als sie gebracht wurde,
sagte er zuerst halblaut und mit einem Ausdruck, den sie tief in ihrem Herzen
spürte, zu seiner Nachbarin-
Der Liebe Sehnsuchtswiinschc, die so leise
Mir im Gcmiith von meiner Herrin singen.
Dann begann er nach der Weise Casellas zur Laute:
Göttliche Tugend isi's, die niedersteiget
In ihr, wie in den Engeln, dic sie schauen;
Will das nicht glauben eine von den Frauen,
Co mag ihr Wesen sie nur recht betrachten.
Ein lichter Geist des Himmels immer neiget
Sich nieder, wenn sie spricht, der heischt Vertrauen,
Daß wir an ihren Worten uns erbauen,
Dic wir viel höher, als die eignen achten.
Es weckt ihr wundcrholdcs Thun und Trachten
Dic Liebe mit dem Huf, dem Mm, linden,
Da, wo nur immer ihre Keime lagen.
Wir müssen von ihr sagen:

Hold ist an Frauen, was an ihr wir finden,
Und jede ist so schön, als ihr sie gleichet.
Bei ihrem Anblick muß der Zweifel schwinden
An dem Erhabnen, das ans Wunder reichet:
Daß unseren Glauben es erhöht und lichtet,
Ward es von Ewigkeit so eingerichtet,
Serasine erröthetc von der Gluth, die aus Jacopones Gesang ausströmte. Es entging ihm nicht.
Nach einem Nachspiel, welches ihr nicht weniger als die Worte zu sagen schien, war es ihr. als führte er sie auf seinen Tonen allmählich zurück in's Alltägliche. Er sang noch den Schluß der Canzone:
Erhabne Herrin, ist es Euch gelegen,
Will ich von Euch nun künden allerwegen,
so, daß es scheinen konnte, als hätte er sich nur zufällig an Serasine gewendet, und daß ihr selbst das Vorhergegangene nur wie ein süßer Traum erschien.
Alle spendeten Jacopone reichlichen Beifall über seine Stimme und seine vollendete Kunst, so daß er endlich kaum mehr wußte, was er erwidern sollte, um so weniger, als das, was er gesungen hatte, nichts als der Aus-' druck seiner innersten Empfindung gewesen war,
Serasine saß in sich selbst versunken und bemerkte nicht mi'hr viel vom Lärmen der Gäste, die immer fröhlicher wurden, denn auch Jacopone nahm jetzt nur noch hin und wieder und wie aus Träumen auffahrend Theil an den Gesprächen, die nicht mehr allgemein wurden. Mit ihr wechselte er nur die Bemerkung, wie köstlich die Rosen aus dem Garten herauf dufteten, als einmal ein leiser Windhauch eine Fülle von Wohlgcruch mit sich führte.
Als sich Serasine spät in der Nacht von ihrer Dienerin noch einige Hülfleistungen verrichten ließ, sagte diese: „Wie schön Ihr heute seid! Eure Haut ist wie Perlen und das Roth Eurer Wangen ist so zart und wunderlieblich, wie ich Euch nie gesehen habe. Auch lächelt Ihr so glücklich vor Euch hin, und Eure Augen leuchten. Der fremde Gast hat Eure Liebe entzündet!"
„Schweig. Margherita!" rief das Mädchen heftig, „du irrst dich, deine Herrin wird nicht so leicht gewonnen."
„Es ist nicht Euer Ernst. Madonna." schwatzte jene, „es kann nicht Euer Ernst sein. Ihr sähet nie einen so ritterlichen Mann, auch hat keinen Euer Anblick so sehr hingerissen, wie ihn. denn seine Augen hingen unablässig an Euch."
„Laß das," erwiderte Serasine, „in der Liebe denkt ihr Mägde anders als wir. Du mußt über solche Dinge nicht reden, du weißt, daß es mich immer unwillig macht." setzte sie begütigend hinzu.
Margherita entfernte sich, und Serasine, noch in die Loggia hinaus-

tretend, warf sich vor, daß sie in der That den schmeichelnden Worten des Fremden zu rasch und zu viel Gehör geschenkt hätte, und als die warme, sternhelle Nacht sie verlocken wollte, noch einmal an die Canzone zu denken, die sie längst auswendig wußte, die sie nun aber in jeder Zeile an den Ton erinnern wollte, mit welchem Jacopone sie gesungen hatte, wandte sie sich rasch zurück in die Kammer, ihr Lager aufzusuchen. Aber auch so wurde sie den Eindruck des Tages nicht los, sie drückte ihr Gesicht in die Kissen und konnte keine Stelle dafür finden, auf der sie die heftigen Schläge ihres Herzens, dies betäubende Geräusch, nicht vernommen hätte.

Noch im Entschlafen endlich flüsterte sie, mit der Empfindung, als ob sie ihr Nachtgebet spräche: „Benvenuto. behüte mich!"

Am folgenden Morgen wohnte Serafine ihrer Gewohnheit nach der Messe im Dome bei.

Bei einem Aufblicken war sie erschrocken, denn es schien ihr, als stünde im Seitenschiff Jacopone. so, daß er gerade auf sie Herüberblicken könnte. Sie hielt zwar von dieser Minute an den Blick gesenkt, doch ihre Gedanken spielten immer um die Frage, ob er es wirklich gewesen sei. Endlich gelang es ihr, sich zu befreien, indem sie mit der gesammelten Kraft ihres Geistes dem Mysterium der Messe nachsann.

Als aber der Priester das Lursrun «oräs sang, da traten jwie auf einen Zauberspruch Jacopones gestrige/ Worte über die Freude vor ihre Seele, sie bezwang sich nicht länger, sondern blickte nach der Säule hinüber. Sein fest auf sie gerichteter Blick traf den ihrigen. Nun ließ sie ihre Augen aufgeschlagen und verwandte sie nicht mehr vom Altar, um dem Fremden durch ihre reine Andacht unnahbar zu werden.

Als die Messe zu Ende war, kniete sie noch»im Betstuhl nieder, barg ihr Gesicht in den Händen und blieb lange Zeit, bis sie hoffen konnte, daß Niemand mehr in der Kirche sei.

Endlich erhob sie sich und ging durch das Seitenschiff, ohne daß sie aufzusehen wagte, obwohl sie längst in dem mächtigen Räume allein war mit den Sonnenstrahlen, über deren Lichter sie hinschritt.

Aber der Sieg, den sie so über eine zu rasch aufkeimende Liebe errungen hatte, sollte bald wieder in's Wanken gebracht werden.

Sie hatte sich kaum ausgekleidet und an eine Handarbeit gesetzt, als Margherita mit lachendem Gesichte in ihre Kammer trat und ihr einen Brief reichte, den ein Diener Jacopones übergeben hatte.

Serafine öffnete hastig das Siegel und las die folgenden Verse:

Ihr scheint mir wie ein Kind, und doch gebietet
Ihr über mich, mie's nie vorher^zescheheii,
Und, schöne Herrin, eine Scheu vrfttlll mich,
Mus; Eure Augen ich erzürnen sehen,

Denn oftmals straft Ihr mich mit Euren Blicken,
Doch mich verlangt es, Euren Mund zu küssen.
Schon Euer Zürnen kann mein Herz erquicken, —
Wie wird mich Euer Kufj beglücken müssen!
Ihr habt die Welt noch nicht geschn, Geliebte,
Man hat sie Euch verborgen und verboten.
Gebt Eure weifzc Hand mir, laßt Euch führen,
Verwundert Euch nicht meiner kühnen Rede,
Seid nicht, Gebieterin, mit mir in Fehde!
Nein, wagt der Erde Reichthum zu berühren.
Er ist so herrlich vor Euch ausgebreitet.
Was fürchtet Ihr? Mein einziges Begehren
Ist Eucrn Glanz durch meinen Ruhm zu mehren!
Ihr seid die Herrin dessen, der Euch leitet!
Die Schönheit Jacopones, die sichere Vollkommenheit seines ganzes
Wesens trat ihr, wie sie las und immer wieder las, vor die Augen. Es
überfluthete sie wie wie eine Fülle von Glück und als ob alles um sie her
in Blüthen stünde. Es kam ihr in den Sinn, daß sie nun erst begreife,
wie Dante sein Büchlein habe vita uuovs nennen müssen.
Dann aber schlich ein Bangen über sie hin, als ob eine Stimme sie
warnte, als ob sie das Glück ihres Umgangs mit Benvenuto aufgeben müßte,
Wenn sie sich von der Werbung Jacopones besiegen lasse.
Weshalb doch?
Hatte sie nicht noch gestern zu Benvenuto gesagt, daß es ihr unbegreiflich
sei, wie man in seinem Herzen nur für Eine Liebe Raum haben könne?
Von ihren widersprechenden Gedanken lang hin und her geschleudert,
faßte sie endlich den Entschluß, Benvenuto zu fragen, ob sie auf rechtem
Wege sei.
Was er ihr rathen würde, das konnte nicht trügen.
An Serafinens Benehmen in der Kirche hatte Jacopone einzig das
beobachtet, wie mühsam sie ihre Andacht erkämpfen mußte, und das hätte
ihn nur mehr ermuthigt, um sie zu werben, wenn eine Ermuthigung für
ihn irgend nothwcndig gewesen wäre.
Er war sich der Tiefe seiner Liebe so stolz bewußt, daß er an seinem
Siege nicht zweifeln konnte, auch hatte er nie unterlassen, sich mit andern zu
vergleichen, und nie übersehen, wie Wenige sich mit ihm messen konnten.
Hätte vielleicht Benvenuto ein gefährliches Nebenbuhler für ihn werden
können? Doch das Leben des Stiftsherrn neigte sich, während er noch alle
Tage zunahm an jedem Ruhm und Werth.
So voll freudigen Selbstbewußtseins und seiner Schönheit wegen auch
hier schon von vielen Neugierigen bewundert, ging Jacopone einige Stunden
später in die Kirche des heiligen Fortunat,' die diesem Schutzpatron Todis
vor nicht langer Zeit erbaut worden war.

Der Rath, die Herren und die Weitesten der Zünfte, waren schon versammelt, und die Kirche war voll von Schaulustigen, doch bildete sich gleich eine Gasse im Gedränge, als der neue Podest» in kriegerischer Rüstung, wie es bei der Einsetzung üblich war. eintrat. ,

Benvenuto kam etwas später als zur bestimmten Stunde, was durch Zufall geschah, Jacopone aber zweifelte nicht, daß derselbe absichtlich auf sich habe warten lassen.

Als nun der Cancelliere bestimmte Artikel aus dem Gesetz und aus den Statuten der Stadt verlesen und Jacopone auf das Evangelium geschworen hatte, dieselben zu seiner Richtschnur zu machen, hielt Benvenuto eine kurze Ansprache an ihn als den Vertreter des Podest». Es war offenbar, daß er dessen absichtlich Erwähnung that, daß die Verantwortung des Amtes nicht so sehr in den Händen Jacovones als Monaldos liege.

Ueberhaupt erschien es Jacopone, als ob jedes Wort dieser Ansprache zweischneidig sei, ebenso allen denjenigen, die aus Neuerungslust für den jungen Mann Partei ergriffen, sobald sie spürten, daß zwischen den beiden Vorgesetzten eine Feindseligkeit keime.

Was Benvenuto betrifft, so sprach er keine Silbe, die nicht ihre Berechtigung gefunden hätte, sowohl im Altersunterschied der beiden Männer, als auch darin, daß der Stiftsherr den Boden kannte, auf den Jacopone versetzt wurde, wie denn überhaupt Niemand sich eines maßlosen Wortes aus dem Munde des Stadtcapitäns erinnern konnte.

Jacopone, dem es nicht schwer siel, ohne Vorbereitung zu sprechen, antwortete auf jeden Satz, aus welchem er schloß, daß Benvenuto sich eine Herrschaft über ihn anmaßen wollte, doch that er es in einer Weise, die für absichtslos gelten konnte, wenn ihn nicht zu Viele verstanden und ihm. den sie für den Apostel eines ungebundneren Lebens hielten, innerlich zugejauchzt hätten, wenn nicht Benvenuto wirklich bereits begonnen hätte, einen Gegner in ihm zu bekämpfen.

Nach beendigter Feier kehrten die Todiner von einer neuen Aufregung erfüllt in ihre Häuser, nicht ohne die beiden Rettori der Stadt zu beobachten, welche in lebhaften Gesprächen mit einander bis zum Domplatz gingen, wo Jacopone im ?ä1»i??.o äsl okkcio feine Wohnung hatte.

Das Wohlgefallen am Wesen des Letzteren wurde in Benvenuto heute lebhafter als am Tage vorher erweckt, und als er, bei einem Blick in das völlig jugendliche und völlig entschlossene Gesicht seines Begleiters, dessen Helm streifte und darauf unter einem Greifen die Worte: Oarps äiem las, glitt ein so liebenswürdiges Lächeln über seine Züge, daß er damit beinahe das Herz Jacopones gewonnen hätte. Auch war der Gruß, mit welchem sie sich trennten, nicht ohne Herzlichkeit.

Benvenuto bewohnte sein eigenes Hans, das nahe bei dem Antonios stand, und während er nun allein die steile Gasse hinanstieg, welche vom Dom aus dorthin führte, sann er der seltsamen Sitte nach, daß man so

zu aller Welt Kenntniß einen Wahlspruch trage. Zuletzt kam ihm fast
ein Zweifel, ob nicht er sich einer Neberhebung schuldig machte, indem er
fein Herz nur denen zu erkennen gab, die die Mühe nicht scheuten, es
selbst zu ergründen.
Als Jacopone in den ?a1a22« äst oik«« trat, fand er seine Diener
geschäftig, die Zimmer einzurichten, und er befahl einem derselben, die kleine
Kiste herbeizubringen, in welcher seine Gesetzbücher und noch einige andere
Kostbarkeiten verpackt waren.
Dann vertauschte er eilig seinen Anzug mit dem, welchen er gestern
getragen hatte, und als der Diener mit der Kiste zurückkam, holte Jacopone
zwischen einer Purpurdecke ein kleines Büchlein hervor, in dessen fein
gearbeitetem Einband drei Smaragde und ein Rubin, der letztere von seltenem
Feuer, glänzten. Das steckte er in sein Wamms, überließ alles Andere dem
Diener und eilte aus dem Hause. >
Denn seine Gedanken waren nun alle, wo seine Liebe war.
Er traf Antonio, den er zur Stunde um die Hand seiner Tochter
bitten wollte, in lebhaftem Wortwechsel mit Speronella. Beide befanden sich
in einem Zimmer, dessen Wände sie jüngst mit Bäumen und Vögeln hatten
bemalen lassen.
Nun sagte Speronella, es flögen zu viele Vögel unter den Baumen
umher, während ihr Gatte behauptete, es sollten im Gegentheil noch viel
mehr sein. Dabei erhitzten sie sich und beleidigten sie einander so sehr, daß
Beide froh waren, als das Erscheinen Jacopones ihrem Sircit ein Ende
setzte.
Fast mit Bescheidenheit trug derselbe seine Bitte vor, und das wurde
ihm um so leichter, als er bald erkennen konnte, daß er den Eltern ein
willkommener Freier war.
„Nur," sagte Antonio in seinem gutmllthigcn und gewinnenden Ton,
.muß ich Euch noch sagen, daß ich meine Tochter nicht zwingen ^möchte,
wenn sie etwa überhaupt abgeneigt wäre, sich zu vermählen/
„Sie hat mir öfter gesagt," warf Speronella ein, „daß sie nie in's Kloster
gehen würde."
„So kommt mit mir," sagte Antonio, „und versucht unverzüglich Euer
Glück. Doch nein!" fuhr er, an der Thüre stehen bleibend, fort, denn der
Schalk plagte ihn, so oft er fröhlich war! „Habt Ihr denn bedacht, daß
der Pod?sta mit den Familien der Stadt in keinerlei freundschaftlichen Verkehr
treten darf?"
„Mein Fall," entgegnete Jacopone, „ist offenbar in diesen Statuten
nicht vorgesehen, und wenn er es wäre, so müßte es die Aufgabe eines
jungen Bräutigams sein, sich dagegen aufzulehnen und eine so unmenschliche
Verordnung abzuschaffen."
Für diese leichtsinnige Sicherheit, die er hart vor der Entscheidung
seines Licbesschicksals an den Tag legte, büßte er durch ein Herzklopfen,

das ihn übermannte, während er die Stiegen zu Serafinens Kammer
hinanging.
Diese hörte die Schritte der Männer und glaubte einen Augenblick, es
sei Benvenuto, auf den sie wartete, seit die Feierlichkeiten in St. Fortunat
beendigt sein mußten, und sie hatte kaum Zeit, diese Vermuthung in Zweifel
zu ziehen, ehe ihr Vater mit Jacopone eintrat.
Sie erschrak heftig, denn wie hätte der junge Fremde in ihre Kammer
treten können, wenn es nicht geschah, um sie zur Frau zu begehren.
Antonio führte ihr den Bräutigam zu und sagte^
„Unsere einzige Sorge war, so lange du lebst, dein Glück, erfülle
unsere Wünsche und nimm Den zum Gatten, der es heute fest und für's
Leben begründen will."
„Madonna, erhört meine Bitte," sprach Jacopone, „denn ich lege Euch
mein Herz zu Füßen."
Glück, Zagen, Furcht bestürmte das Gemüth Serosinens, die sich so
plötzlich vor eine große Entscheidung gestellt sah, die sie selbst über ihr
Leben treffen sollte. Sie war wie betäubt und gebannt, nur ein Gedanke
blieb ihr klar, der Gedanke an Benvenuto.
Jacopone streckte ihr seine Rechte entgegen, seine Stirn umschattete
sich, als stc zögerte, sie legte einen Augenblick ihre Hand in die seine, dann
wandte sie sich an ihren Vater und sagte:
.Unser Bündnisz kann nicht gelten, ehe ich Messer Jacopone ein
Geständniß gemocht habe. Darf ich dazu mit ihm allein sein?"
„Thu, wie du willst," erwiderte Antonio freundlich und sagte dann
scherzend zu Jacopone:
„Achtet nicht auf ihre Kindereien! Ich verlasse euch nicht auf lange,
nur um Speronella zu holen, und wir wollen euch dann als Verlobte
begrüßen."
Als er aber dem Paar den Rücken gewendet hatte, um die Kammer
zu verlassen, verdüsterte sich Antonios Gesicht, dcnn er fürchtete, Serafine
stehe im Begriff, sich und ihm ihr schönes Glück zu zerstören.
„Euer Geständniß?" fragte nun Jacopone beklommen.
„Ich liebe Benvennio," antwortete ihm Serafine und sah zu ihm auf.
Jacopone athmete erleichtert.
„Aber nicht, um Euch mit ihm zu vermählen?" sagte er lächelnd.
„Nein," erwiderte sie mit großem Ernst, „aber um nie einen anderen
Menschen lieber zu haben."
„Wenn ich Euer Gatte werde," antwortete Jacopone, „so sollt Ihr
diese kindliche Pflicht und Dankbarkeit immer üben und mir nur um so
besser gefallen!"
In seinem Herzen zweifelte er nicht, daß es ihm leicht sein Werde,
einen solchen Nebenbuhler bald zu besiegen. Er nahm das Büchlein, das
er mitgebracht hatte, aus seinem Wamms und reichte es ihr mit den Worten:

Frieda Port in München,
„Euch gefällt, wie mir, die viw nuovs des Alighieri, sie war lang?
mein liebster Reichthum, und nun sollen Euch diese schönen Sonette und
Canzonen sagen, wie sehr ich Euch liebe, me ine eigenen Worte wären nicht
so mächtig. Aber es hat auch in mir ein neues Leben begonnen."
„So überkam es auch mich," sagte sie leise, „als ich heute Eure
Verse las, und gestern schon, als Ihr sangt, und heute früh in der Kirche,
Und dennoch —"
„Meine allerschönste Braut!" rief Jacopone, dies „dennoch" über-
hörend. Aber eine Scheu hielt ihn ab, das Verlöbniß durch einen Kuß
zu besiegeln. Ec hielt beide Hände Serafinens in den seinigcn und fein
Gesicht leuchtete vor Glück.
In diesem Augenblick traten Antonio und Speronella ein, er führte
ihnen ihr Kind entgegen, das sie Beide umarmten, und Serafine empfand,
wie groß die Zärtlichkeit ihrer Eltern für sie war.
Antonio wünschte, daß der Tag bis zum Abend festlich begangen
würde, und wollte Gäste laden, aber Serafine bat ihn, dos zu unterlassen,
und Jacopone stimmte ihr bei.
So begnügte sich denn Antonio damit, daß der Bräutigam allein im
Hause bleibe, und sandte in seine Wohnung, daß seine Diener wüßten,
wo er zu finden wäre, wenn schon heute sein Rath und seine Hülfe verlangt
werden sollte.
Nach einer Colazione, die man in dem Zimmer der Bäume und Bogel
an einem großen Tisch, der in der Mitte stand, einnahm, wobei Jedes an
einer anderen Seite und Jacopone Serafine gegenüber saß, bewog der Ersterc
seine Braut, mit ihm in den Garten zu gehen, denn er sehnte sich, mit ihr
allein zu sein.
Sie willigte ein, nnd Beide lustwandelten lange in jedem Schatten, den
der Garten zu dieser Stunde noch bot,
Jacopone erzählte von seiner Kindheit, die er gleich nach dem frühen
Tode seiner Eltern in Rom zugebracht, und von Bologna, wo er sieben
Jahre lang die Rechte studirt hatte.
Serafine wurde bald begierig, zuzuhören, wie lebhaft er schilderte, und
wie all diese Dinge, die sie schon aus den Erzählungen Anderer, besonders
Benvenutos kannte, ihr nun ganz neue Seiten zeigten.
Die farbenprächtige Welt, die er vor ihren Augen sich entfalten ließ,
hatte sie noch nie gesehen.
Da erschien es aber dem Erzähler, als ob er schon eine Stunde lang
immer nur selbst gesprochen hätte, und er bat seine Geliebte, daß nun sie
ihm sagen möchte, wie sie bis zur Stunde gelebt hätte.
„Es ist davon nicht viel zu berichten." antwortete sie, .und ich werde
Euch vielleicht gerade durch das, was mein größter Reichthum ist, armselig
erscheinen, da all' meine Erlebnisse nur in meiner Seele vorgingen."

„So habt Ihr Euch ganz allein eine eigene Welt geschaffen!" rief
Jacopone, und er bestürmte sie mit vielen schmeichlerischen Worten, ihm einen
Einblick in diese Welt zu gönnen; doch sagte sie ihm nur von dem Eindruck,
den einige Dichter und einige Gestalten der Geschichte auf sie geübt hatten,
und mit jeder Begeisterung, deren sie sich erinnerte, war der Name
Benvenutos verflochten.
Sie freute sich, wie ohne Scheu und Bangen sie mit Jacopone von
ihm reden konnte, und ihre Glücksempfindung wurde immer reiner durch
dieses Bewußtsein.
„Laßt mich nicht von mir reden," bat sie, „sondern von Eurem Ruhme!
Erzählt mir von Pistoja, wie es Euch gelang, die Stadt zu retten! Euch
allein!"
„Ihre Stadt verthcidigen," erwiderte Jacopone, „das wollten die
Bürger ja alle, sogar die Mehrzahl der Welsen war übe? den Verrath so
empört, daß sie zu uns hielten, und da ich sie mit sicherem Befehle berieth,
wie sie vorgehen sollten, konnte ich ihres Gehorsams gewiß sein."
„Doch wie war es Euch möglich," fragte Serafine, „wenn die Feinde
die Piazza besetzt hielten, die Bürger schnell genug zu versammeln, ohne
daß jene es bemerkten?"
„Ich gab sogleich die Paläste an der Piazza auf." antwortete Jacopone,
„obwohl viel an denselben lag. Die Florentiner waren schiecht befehligt
und begannen, als sie keinen Widerstand fanden, ohne Ueberlegung zu
plündern. Nnterdeß sandte ich in aller Stille zuverlässige Leute in jede
Straße, mit der Weisung, daß die Bewohner dieselben versperren sollten."
„Wäre ich dabei gewesen," sagte Serafine, „nicht wahr, Ihr hättet die
wichtigste Botschaft mir zu bestellen gegeben?"
„Nein," antwortete er, „ich hätte Euch in den festesten Palast gerettet
und von den zuverlässigsten Kriegern bewachen lassen."
„Das dürft Ihr nicht!" rief Serafine erregr, „Ihr müßt mich teil-
nehmen lassen am Leben und nie von mir verlangen, daß ich müssig sei,
während Euch eine Gefahr droht! Wenn Ihr je in Gefangenschaft
Bei diesen Worten blieb das Mädchen, das sich heiß geredet hatte,
plötzlich stehen und sah Jacopone, der sie mit Bewunderung betrachtete,
traurig in die Augen.
„Nein." sagte sie, „glaubt mir nicht! Gestern sagte ich: ich hasse
den Gedanken, daß ich mich jemals vermählen könnte — und heute?"
Jacopone legte leise den Arm um ihren Nacken und fragte: „Scheint
Euch das ein Zeichen Eurer Schwäche? Es giebt eine griechische Tragödie,
in welcher es heißt, daß Eros unbesiegt ist im Kampf."
„O, ich weiß!" rief Serafine, doch hielt sie vor dem Blick Jacopones
ein und sagte die Strophe nicht, die ihr gleich gegenwärtig war.

retten zu können!"

Frieda Port in München,
„Wie heißt es nur?" fragte er. „Die Liebe ruht auf den weichen
Wangen der jungen Mädchen, Nachts, während sie träumen, nicht?"
„Ihr solltet die griechischen Chöre von Benvenuto sprechen hören,"
sagte sie, um ihm auszuweichen, „dann würden sie Euch Wort für Wort im
Gedächtnis; bleiben."
An einem Pförtchen des Gartens, das neben dem Hause in einer
Mauer nach der Straße führte, blieb sie dann stehen und erzählte ihrem
Bräutigam, daß sie hier als zwölfjähriges Mädchen eines Tages vier Stunden
lang gestanden habe, entschlossen, nicht von der Stelle zu weichen, ehe
Benvenuto vorüberkäme, und ihm dann zu sagen, wie sie seinen jungen
Neffen, den er aus Florenz bei sich hatte und unterrichtete, beneidete, und
wie sie sich kein höheres Glück ersinnen könnte, als von ihm erzogen zu
werden.
„Und kam er endlich," fragte Jacopone, „und was sagte er?"
„So viel ich mich erinnere," antwortete Serafine, „war er sehr mild und
gütig und fragte mich, was ich denn alles wissen und lernen wolle. Doch
hatte ich den Eindruck, daß er meine Bitte nicht für ernst gehalten hätte,
weshalb ich meinen Vater bestürmte, dieselbe für mich zu wiederholen, denn
ich hatte in der That Tag und Nacht keinen andern Gedanken als den,
was es für eine Seligkeit sein müßte, die Tochter oder doch wenigstens
die Schülerin Benvenutos zu sein."
„Wie heiß die Sonne wird!" rief da Jacopone, so daß Serafine dachte,
er meine ihre Liebe zu dem Freunde. Doch war es in der That jetzt im
ganzen Garten schattenlos geworden, und auch Antonio rief den Beiden vom
Hause aus zu, sie sollten sich der Sonnengluth nicht länger aussetzen,
fondern in's Zimmer kommen. <Zchluß folg,,,

Internationales ^olonialrecht.

von

Gustav Wctzz'urodr.

- Wien, -

izm 15, November 1884 eröffnete in Berlin der Kanzler des Deutschen Reichs die Congo-Confcrrnz und der dritte Punkt des von ihm aufgestellten Programms galt der Formulirung derjenigen Regeln, welche bei der Besitzergreifung herrenloser Gebiete fortan die Bedingung der internationalen Anerkennung des Erwerbs zu sein hätten. Deutschland habe, so fugte Fürst Bismarck hinz'i, bei der hervorragenden Bedeutung, welche die zum großen Thcil noch unerforschten und herrenlosen Thcilc des afrikanischen Cvnlinenls in handelspolitischer und colonialer Beziehung in Anspruch nähmen und damit aus willkürlichen Besitzergreifungen sich nicht staatliche Verwickelungen ergäben, nach vorgängigem Einvernehmen mit Frankreich es für entsprechend erachtet, eine Einigung der Mächte über diejenigen völkerrechtlichen Formaliiälcn zu erzielen, mit deren Beobachtung allein eine Besitzergreifung als vollzogen und als unanfechtbar zu gelten habe.

Die principielle Bedeutung des betreffenden Borschlags wurde sofort allseitig erfaßt. Die Schaffung eines internationalen Colvnialrcchts mochte nicht von so unmittelbar praktischem Werth sein, wie beispielsweise die Sicherung der freien Schifffahrt oder die Unterdrückung des Sklavenhandels, ober sie niusjtc doch für die Korrtnldung des modernen Völkerrechts von weitreichendem Einfluß sein: in derselben Richtung, in welcher die Pariser Conferenz des Jahres 185ü den Grundsatz proclamirte, daß nur eine cffcctive Blokadc sür die Neutralen rcchievcrbindlich sei, in derselben Richtung sollte die Berliner Confercnz decretire,,, daß die Erwerbung eines keiner Gebietshoheit unterworfenen Colliniallandes nur Geltung habe, wenn die Colonisation thatscichlich in Angriff genommen und organisiil morden.

Erst nach langer Pause und nach inzwischen gcsührten schwierigen Verhandlungen von Cabinct zu Eabincl einigten sich die Confcrenzmiichtc über die nachstehemde Declaration:

„Die zur Conferenz vereinigten Bevollmächtigten haben, in Erwägung daß es von Borlheil sei, in die internationalen Beziehungen einen einheitlichen Grundsatz betreffs der in Zukunft an den Küsten Afrikas etwa siattsindcndcn Besitzergreifungen einzuführen, folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Diejenige Macht, welche fortan von einem Landstrich oder Orte an den Küsten Afrikas, der außerhalb ihrer gegenwärtigen Besitzungen liegt, Besch ergreifen oder dort eine Schutzhcrrschaft ausüben wird, ist gehalten, den betreffenden Act mit einer an die übrigen in dieser Conscrenz vertretenen Mächte gerichteten gleichzeitigen Ankündigung zu begleiten, um dieselben in den Stand zu setzen, entweder jenen Act als thatsächlich vollzogen anzuerkennen oder gegebenen Falls ihre Einwendungen geltend zu machen.
2. Die Signatarmächte anerkennen die Verpflichtung, in den von ihnen in Besitz oder in Schutz genommenen Gebieistheilcn oder Orten ein Autorität einzusetzen und zu unterhalten, genügend, die Wahrung des Friedens, die Achtung der erworbenen Rechte und gegebenen Falls der Bedingungen, unter welchen die Freiheit des Handels und des Transitverkehrs gewährleistet wurde, durchzuführen.
3. Die Regierungen der Signatare werden diese Declaration zur Kcnntniß derjenigen Staaten bringen, welche nicht zur Thcilnahmc an der Confcrenz berufen wurden, und dieselben einladen, der Declaration beizutreten."
Wir haben es deshalb für zweckmäßig gehalten, den Wortlaut dieser Erklärung zu reproduciren. weil sie, was nicht allgemein erinnerlich und vielleicht nicht einmal allgemein bekannt, bedeutsame Lücken im.Colonialrechtc bestehen läßt, Sie definirt nicht, welche Gebiete als herrenlos zu betrachten, sie spricht nur von dem Erwerb eines Landstrichs durch Occupatio« (nicht vom Erwerb durch Verlrag) und sie regelt nur die Förmlichkeiten für Neuerwerbungen in Afrika, sogar nur „an den Küsten Afrikas". Es fragt sich also, was ist bei Erwerbungen außerhalb der Occupatio« und bei Erwerbungen nußcrkalb Afrikas rcsp, der afrikanischen Küsten Rechtens? Schweigt die Declaration, so sällt der Wissenschaft die Aufgabe zu, die regulativen Grundsätze dafür zu finden.
Was ist „herrenloses" Land? Was man einst darunter verstand, das trifft hemc nicht mehr zu. Heule giebt es keine oder doch nur sehr wenig Territorien, auf die absolut Niemand kraft Besicdclung und Bearbeitung einen Anspruch erworben, heute ist, mit sehr geringen Ausnahmen, die Welt verthcilt und selbst die Ausbeutung überseeischer oder doch außereuropäischer Gebiete ist nur noch in geringem Grade das eingestanden treibende Element der Colonisation, sondern es hüllt sich dieselbe in den Mantel des Schutzes der handelspolitischen Interessen oder der durch private Arbeit und Capitalskraft gegründeten Handcls-Niedcrlassungen, des Schutze» sowohl gegen die wilden Horde» des Hinterlandes als gegen die von diesen irgend einen Rechtstitcl erschleichenden mitbcwerbcndcn Secstaaten. Fürst Bismarck hat, als er seine Colonialpolitik parlamentarisch begründete und vcrthcidigtc, als ihr Ziel das Hineintragen von Cultur-Elcmentcn in barbarische Völker und ihr allmähliches Heranziehen zur europäischen Civilifation und zum internationalen öffentlichen Recht Europas bezeichnet und so darf man im Sinne der europäischen Staatengemeinschaft als „herrenlose Gebiete" diejenigen Gebiete betrachten, welche von barbarischen Stämmen bewohnt sind, die weder ein zur politischen Einheit verschmolzenes Bolksthum, noch ein organisches Staatsgcfüge, noch auch nur eine feste Rechtsordnung kennen.
Kommen wir jetzt zunächst zum Colonialerwerb durch Occupation. Alle älteren Völkerrechtslchrer (Hugo Grotius, Pufcndorf, Lcyser rc.) sind übereinstimmend der An ficht, das; die, ob auch symbolisch geäußerte, bloße Absicht, ein Gebiet zu occupirrn, die Occupation noch nicht begründe, das, es also auch gleichgültig sei, wer zuerst diese Absicht kundgegeben, daß vielmehr nur die reale Ausübung deS Occupationsrcchts jeden Anderen von dem occupirlen Gebiet ausschließe, daß nur die Thatsachc der körperlichen Besitzergreifung entscheidend sei, Wohl ist die Occupation nicht die einzige

Art des einseitigen originären Erwerbs (man kann eine Sache auch durch künstliche Ver» bindung oder Bermengung mit einer anderen, durch Alluvion, Acnderung des Flußbettes >c. erwerben) und wohl bedarf es in der Regel auch beim abgeleiteten Erwerb einer Besitzergreifung! aber das nicht aus der Occupation entstandene originäre Eigenthum wird auch ohne hinzutretende Occupation Eigcrtthum, und beim abgeleiteten Eigenthum ist nicht die Occupation, auch wo sie hinzutreten muß, der eigentliche Rcchtstitcl, fondern sie ist nur das äußerliche und allgemein verständliche Zeichen, bah man von dem übertragenen Rechtstitel Gebrauch machen will, während bei dem Erwerb durch Occupation die Besitzergreifung nicht blos der unmittelbare, sondern der alleinige Entst,hungsgrund des Eigcnlhums ist. Eben aber weil diese Besitzergreifung in sich selbst geeignet sein muß, die Ausschließung jeder fremde» Verfügung über das occupirte Objcct zu begründen, muß sie eine wirkliche und körperliche Besitzergreifung sein, sonst und ohne sie ist ein Eigenthum nicht vorhanden. Wir führen nur noch an, daß unter den neueren Velkerreanslehrern keine Verschiedenheit der Ansichten darüber bestellt und daß namentlich Bluntschli die rechtlichen Voraussetzungen der Occupation in den Worten zusammenfaßt: „An staatenlosem Lande wird die Gebietshoheit erworben durch die Besitznahme von Seiten einer bestimmten Staatsgewalt: der bloße Wille, Besitz zu ergreifen, genügt dazu nicht, auch nickt die symbolische oder ausdrückliche Erklärung dieses Willens, noch selbst eine vorübergehende Besetzung".

Betreffs der Occupation gelangen wir hiernach zu den folgenden Sätzen: Die Occupation erzeugt ei» Recht nur mittelst körperlicher Besitzergreifung. Sie muß — Entdeckung, Durchforschung, Anknüpfung von Handelsverbindungen :c. sind keine internationalen Rechtstitcl — eine effektive fein, und eine effektive Occupation der Küste oder eines Stroms ist noch nicht die Occupation des Hinterlandes rcsp. des Stromgebietes. Das Aufhissen von Fahnen und Flaggen wie überhaupt von Abzeichen der staatlichen oder militärischen Autorität kann wohl den Willen zur Besitz- . ergrcifung kundgeben, ist aber, so wenig wie das Proclamirc» der Gcbictsbohcit, nicht der Act der Besitzergreifung selbst. Die völkerrechtlich vollzogene Occupation cxistirt rechtlich nicht mchr, wenn eine ihrer (oben bezeichneten) Erfordernisse hinfällig geworden, und es gicbt eben so wenig, wenn sie nicht thaisächlich vollzogen wird, eine fictive Occupation, als cin historisches Prävcntionsrccht oder ein Occupations-Mandat sie rechtswirkiain macht.

Die Occupation, von der wir bisher gesprochen, stellt sich als die ovcupktic, siinr,I«zc dar, es gicbt aber auch eine occupatio czuaükieats, die wiederum eine ooeupati« bsllio» oder eine ooouiiatio eolunwä srin kann, je nachdem ihre Rechtstitel in der Eroberung durch den Krieg, sei es gegen die Eingeborenen oder gegen concurrircnde seefahrende Nationen, oder in der geleisteten Arbeit an Grund und Boden zu suchen.

Zuerst die Occupation durch den Krieg. Das römische Recht ließ im Kriege weder Staats- noch Privateigenthum gelten, es betrachtete Alles, was Eigenthum des Feindes, ob beweglich oder unbeweglich, einfach als herrenlos und die späteren völkerrechtlichen Autoritäten lehrten gleichfalls, daß mit Ausbruch des Krieges, wie überhaupt jedes zwischen den kriegführenden Theilcn bisher bestandene rechtliche Verhältniß aufhöre, auch die Respcctirung des Eigenthums zu Ende, daß alles feindliche Eigenthum herrenlos sei. Die völkerrechtliche Präzis hat diese Grundsätze indeß dahin eingeschränkt, daß, falls nicht eine nachweisbare militärische Nothwcndigkcit die gewaltsame Wegnahme oder im alleräußersten Falle die Plünderung gebiete, das Eigenthum des feindlichen Bürgers auch in Feindesland zu schonen sei. Jedoch das nur beiläufig, denn wir sprechen spcciell von der Occupation des Territoriums und da ist der Grundsaß unbestritten, daß nur dasjenige Gebiet als occupirt gilt, welches der einbrechende Feind wirklich besetzt und seiner Gewalt unterworfen hat, wie denn auch Artikel 1 der Brüsseler Deklaration (vom 27. August 1879) über die Kricgsscchungcn und Kriegsgebräuchc besagt: >,IIu tsrritoirs sst oousiäsrs oomms ocvups,

lorsqn'il 8S trouve plses cl« s»!t «ous l's>i!c>rits 6s l'srmss evnemie. I>c"'orip»tioll
vs »'stenl cj,i'«ux t>-riitoirez «u «et<« »utorite est st»dlis et on ms-mre. 6»
L'exorcsr." Aber nur daS Land, der (physische) Boden kann occupirt werden, nicht
der Staat selbst oder die Staatsgemalt, gleichviel wie primitiv der eine oder die
andere ist: nur in der Form der Verwaltung kann man sich der Staatsgewalt
bemächtigen. „I/Ltst ««cupsut — sagt Artikel 7 der Brüsseler Deklaration— o« »s
oonsi<Isrsrs<zus«omWes6mini8<rktüuretusuI'iu«tu»jre<le»eä>L<:espulzIios,ikvmeuble»,
koiötz et elvioitstions kArieolos gpi>kirten»nt K l'Llat eonemi et se trouvsnl
chmz In pa>^ «>cupss.^ Die wirkliche Erwerbung der Staatsgewalt kann nur kraft
eines Titels erworben werden, der überhaupt nach allgemeinen Grundsätzen persönliche
Rechte auf einen Dritten überträgt. Erst durch die vollständige Brsicgung des Gegners
verwandelt sich der durch die Waffen errungene Besch in völkerrechtliches Eigenthum,
ob dasselbe nun auf einem Fricdcnsschlus, beruhe oder auf der Unmöglichkeit ferneren
Widerstandes, Bis dahin, sagt scheu Hugo Grotius vom Sieger: „?odsessic>usm badet,
zus non Ksbvt." und dks gilt nach der Theorie und Praxis des Völkerrechts auch
heute noch: die Kriegs-^ccupation ist eine blos den Besitz begründende Thatsache,
so weit und so lange sie ausgeübt wird, das Recht aber auf das occupirte
Territorium wird erst durch die ciiiverständlichc oder unabwendbare Succcssion in das
Recht des bisheiigm Territorialhcrrn geschaffen . . . Aber, wird man fragen, wie ist
es bei der Kricgs-Occupation herrenlosen, d. b. keiner anerkannten Autorität unter-
worfenen Gebietes? Hier, wo es sich um barbarische und dem Völkerrecht ganz unzu-
gängliche Hoidcn handelt, hi,'r decken sich der Bcsitzermcrb und der Eigenthumscrmrrb,
hier ist die vollzogene Occupatio» das allein Entscheidende. Das moderne Völkerrecht
hat übrigens in dieser Beziehung festere Principicn gewonnen, denn es desinirt den
Krieg als den Kampf eines Staates mit einem andern mittelst einer hierzu ermächtigten
und ausgerüsteten Streitmacht und darin liegt schon das Merkmal einer gesitteten Krieg-
führung, und ein bollum saleune st Mztum, von der Staatsgewalt mit legitimen Streit-
kräften und moralisch statthaften Mitteln unternommen, musz auch der Colonialkricg sein.
Fassen wir auch bei der Kricgs-Occupation das Gesagte zusammen, so ergicbt
sich, das, auch bei ihr eist die — hier aus einer Reihe von Kriegshandlungen bestehende —
körperliche Besitzergreifung die Besitzerwerbung vermittrll, daß ferner die Staatsgewalt
absolut nicht occupirt, sondern nur im Wege der Rechtsnachfolge, der Succcfiwn,
erworben werdrn kann, das, endlich in der Regel der Fricdcnsschlusz den provisorischen
Besitzstand in rechliche Herrschast umwandelt und nur im Kampfe gegen Völkerschaften,
die ein europäisches Vcrtragsrccht nicht kennen, die vollständige Unteiwcrfung den RechtS-
titcl für d,c Herrschaft birtct, voraucgcsctzt, daß chr die europäische Staatengemeinschaft
die Anerkennung nicht versagt.

Wir kommen jetzt zur kolonialen Occupution. Die Römer kannten den Eigcn-
thumsciwcrb durch Cultivirung herrenlosen Landes nicht; das erklärt sich e nfoch aus
dem Scllivinthum Aber mit der Ausbreitung des Christenthums wurden die Hinweise
auf das Arbcitseigrnlhum immer zahlreicher und mit der steigenden EiMvickclung volkS-
rvirthschafllicher Grundsätze befestigte sich die Lehre, das, die Urbarmachung unwirth-
barer Landstriche die Besitzergreifung des ganzen herrenlosen Landes in sich schließe
und das; jede Macht, deren Staatsangchönge die Cultivirung solcher Gebiete in An-
griff gcnonimcn, dort die Schutzhoh^it erwerbe. Und was bis dahin Brauch und Her-
kommen gewesen, hat die Gciieralaclc der Cvngo-Ccmfeicnz bezüglich der Küsten Afiikas
zum internationalen Recht c, hoben. Der Cvngo St>,at ist die bedeutendste Schöpfung
der occupatio eolon cu. Die „Afrikanische Gesellschaft hat aus unscheinbaren An-
fängen ein Staatswesen aufgerichtet, das, unter das Prolcclorat Belgiens gestellt, von
allen seefahrenden Möchten Europas anerkannt ist und eine werthvollc Errungenschaft
der geographischen Wissenschaft und der Culturarbcit in ihrer Wechselbeziehung zur
Entwickclung der Staaten darstellt.

Für die koloniale Occupatio« dürften also die folgenden völkerrechtlichen Regeln maßgebend sein. Durch Culturarbeit, sofern in derselben ein gewisses Maß von Vorbereitung, Kraftaufwand und Beharrlichkeit zu Tage tritt,' wird herrenloses Gebiet erworben und die Besitzergreifung erscheint hier wesentlich als eine auf die Dauer veranlagte Ausübung des Eigcnthumsrcchts an Grund und Boden durch seine Bearbeitung; da aber diese Occupation naturgemäß nur durch eine Reihe auf einander folgender Acte sich vollzieht, so kann das Völkerrecht, zur Vermeidung von Verwickelungen, eine Verständigung der occupirendcn Macht mit den übrigen Colonialmächten fordern.

Uns bleibt jetzt nur noch der Colonialerwcrb durch Vertrag zu erörtern übrig, die vertragsmäßige Erwerbung der Gebietshoheit über freistehende Territorien: wir sagen „Gebietshoheit" und nicht „Souveränität", denn die Souveränität eines Staates besteht in feinem ausschließenden Selbstbcstimmung?rccht und sie reicht über das Staatsgebiet (denken wir an Vasallenstaaten, Schußstaaten ic.) hinaus, während die Gebietshoheit sich wohl als die Herrschaft über das Staatsgebiet charalterisirt, aber dieses Gebiet nicht überschreitet. Wie wird nun diese Gebietshoheit erworben? Nach dem römischen Privatrecht konnten unkörperliche Sachen nicht durch Occupation er> worden werden und das Völkerrecht cicccptirtc diesen Grundsatz! aber es konnten unkörpcrliche Sachen und also auch Hoheitsrechle mit occupationsfähigcn Objekten so eng verbunden sein, daß eine Scheidung unmöglich mar, und so kam für den Kriegsfall der Satz zur Geltung, daß jene unkörperlichcn Sachen wohl nicht >a ubstravto, jedoch in eovorsto, d. h. dann occupirt werden könnten, wenn sie als das Accedens einer körperlichen Sache zu betrachten: mit dem occupirlen Grund und Boden wird, beispielsweise, die ihm etwa anklebende Servitut occupirt, obgleich sie für sich allein nicht occupirt werden kann. Daraus leitete man nun den Nechtstitel für den Erwerb der Gebietshoheit her, man folgerte, daß die Occupation irgend eines dominirenden Gebiclspunktcs auch den Erwerb der Gebietshoheit auf dem gcsammtcn Behcrrschungsraum in sich schließe.

Dieses ficiive Imperium rief auch den großen völkerrechtlichen Streit über die Freiheit der Meere in's Leben. Allerdings wurde im positiven Völkerrecht erst in Folge der bewaffneten Neutralitäten anerkannt, daß eine absolute Herrschast zur See nicht zu statuiren sei, aber eine beschrankte GcbictsKoheit wurde doch auch hier anerkannt, die Bcherrschungs-Möglichkeit eines Scegebietes von der Küste aus genügte zur Begründung der Gebietshoheit. Im Uebrigen sind die Regeln des internationalen Scerechts (die Flagge deckt das Schiff, die Mannschaft und die Waare ic.) in das Colonialrecht übergegangen und auch der Grundsatz war in Geltung, ein Staat, der in fremden Welttheilm Erwerbungen zu machen im Sinne habe, müsse das durch die Entfaltung einer Flagge auf dem festen Lande kundgeben. Allerdings aber begründet dieses noch so solenne Aufziehen der Flagge — wir haben das schon weiter oben bemerkt — noch nicht die vollzogene Occupation; es hat nur die Bedeutung, daß die betreffende Macht die Gebictshohc,t erwerben will und sich das PrSventionsrecht sichere, oder daß diese Macht, falls sie die Gebietshoheit schon besitzt, sie auch in Zukunft ausrecht zu erhalten gesonnen sei. Eine völkerrechtlich unanfechtbare Gebietshoheit setzt vielmehr, den Fall unbedingter Ergebung auf Gnade und Ungnade ausgenommen, einen besonderen Nechtstitel voraus, es muß außer dem Factum der Occupatio« noch etwas Anderes vorhanden fein, damit die !Herrschastsrcchtc der Eingeborenen auf die fremden Colonisten übergehen. Meistens ist? dieses „Andere" jein angebotenes und angenommenes Protectorat — der Protecior tauscht für den von ihm zu gewährenden Schutz gewisse maritime und handelspolitische Voriheile auf dem Schutzgebiet ein und man geht darüber hinweg, daß das Protectorat durchgehends ausgczwungen wird — oder es tritt in der Form eines Kaufvertrages auf, der freilich regelmäßig aller Bedingungen eines gültigen Vertrages vom Standpunkte des Privatrechts entbehrt, wie denn beispicls-

weise die Expedition Israels im Congoland die Quadratmeile Landes für Waaren im Werths von 12 Mark erwarb, der König der Zulus für einen ihm in die Augen stechenden Säbel an die Firma Lüderiß Alles hergab, was sie »erlangte, dieselbe Firma für Geschenke im Werthe von SV Pfund Sterling von den Häuptlingen im Hinterlande der St. Lucia-Bai 60 000 Acres Land einhandelte, — gerade dieses Geschäft brachte den Plan des Agenten Einwald zur Reife, von St. Lucia quer durch Süd-Afrika bis Angra Pcnuena vorzudringen und dem Deutschen Reich durch das Aufhissen der deutschen Flagge den Handclsmeg zu sichern —, endlich d^r König von Kambodscha das Protektorat der französischen Republik sehr unfreiwillig für einen Jahrestribut von LO OOO Pfund Sterling erkaufte, die er dann durch schivcrc Zölle wieder hereinbrachte. Und noch einen dritten und vierten Rechtstitel für die Erwerbung der Gebietshoheit resp. des Protcctorats finden wir im Colonialrecht, die Willenserklärung der eingeborenen Bevölkerung — von dieser „freiwilligen" Willenserklärung datirt das französische Protcctorat über Tahiti — und endlich die Ncutralisirung von herrenlosen, unter keiner anerkannten Herrschaft stehenden unabhängigen Gebieten. Fast alle ColonialvcrtrSge entbehren dessen, was das Völkerrecht sonst zur Rcchtsgültigkeit eines Vertrages fordert, und dazu kommt, das, in diesen Vertrügen sehr häufig über ein Recht verfügt wird, das längst, wenn auch nur in „geheimen" Verträgen — und auch diese, wenn ihre Existenz zu erweisen, erkennt das Völkerrecht als rechtsverbindlich an — anderweit vergeben ist. Aber allerdings ist »cuestcns ein Corrcctiv gegm ein offenbar rechts- und völkerwidrigcs Vorgehen geschaffen, seit der Grundsap zur Geltung gekommen, das, die Gesammtheit der civilisincn Staaten sich berufen erklärt hat, ein völkerrechtliches Mandat zu Gebietserweiterungen zu erthcilen und das; keine wesentliche Tcrritorialveränderung zulässig ist, ohne das, die anderen interessirten Staaten davon verständigt wären und zugestimmt hätten. Vielleicht dasz in nicht ferner Zukunft eine allgemeine internationale Verständigung über die rechtlichen Bedingungen des vertragsmäßigen Colonialerwcrbs erzielt wird, aber bis dahin bleibt in dieser Richtung das von den Beschlüssen der Congo-Confercnz nicht berührte Völkerrecht in Geltung, welches in den folgenden Grundsätzen gipfelt:

Die Gebietshoheit wird weder durch Occupatio« noch durch Kriegscroberung, sondern nur im Wege der Rechtsnachfolge (durch Uebcrtragung oder Abtretung :c.) erworben. Die territoriale Besitzergreifung ist zu ihrer Erwerbung nicht erforderlich, aber der Erwerb ist dritten Staaten gegenüber nur wirksam, wenn er durch fortgesetzte HohcilSacle erkennbar gemacht wird; in jedem Falle muß das Vcrtragsdocument den Bedingungen des europäischen Völkerrechts entsprechen; eine früher erworbene und bekannt gemachte Gebietshoheit begründet ein PrSvcnlionsrecht in dem betreffenden Machtbereich und schließt alle anderen Colonisatione-Vcrsuchc aus; jeder Staat endlich hat die Ausdehnung einer bereits erworbenen Gebietshoheit den andern Colonialmächtcn, damit dieselben entweder dagegen protestiren können oder sie als völkerrechtlich begründet anerkennen müssen, zur Kenntnis, zu bringen.

^llustrirte Bibliographie.

Stiche und Raöirungcn von Schongauer, Tnrcr, Rembrandt in heliogropbischer Nachbildung nach Originalen des Königlichen Kupferstich PabinetS zu Berlin mit begleitendem Text von I, Janitsch und A, Lichrwark. Berlin, G, Grothe'sche Verlagsbuchhandlung. Erster Thcil.

ie Kunst der Vervielfältigung wird ihren Berus erst dann ganz erfüllt haben, wenn sie bei mäßigen Herstellungskosten eine dem Original mög-lichst nahe kommende Nachbildung herstellen wird, so das, die Kunstschätze vergangener Jahrhundertc, ähnlich wie die Werke der Dichter und Denker, allgemeine Verbreitung im Volke finden und so auf den Geschmack der Gesammlheit bildend werden einwirken können. Zwar eine „Universal« Bibliothek" oder ähnliche Unternehmungen, wie sie der Buchhandel mit Erfolg hervorbringt, und deren weitgehender Einflus, gar nicht hoch genug zu schätzen ist, wird die reproducirenoe Kunst kaum schassen. Der Apparat, der hier in Bewegung gesetzt meiden muh, ist zu vielgestaltig, als das, etwas Achnliches auch nur angestrebt werden könnte. Aber innerhalb der Grenzen, welche den reproducirendcn Künsten und somit der Verbreitung des Kunstwissens durch eigene Anschauung durch die Natur des Gegenstandes gesteckt sind, sind wir in den letzten Jahren außerordentlich fort-geschritten, rind einen Höhepunkt dieses Fortschreitens erblicken wir in der Veröffent-lichung von Janitsch und Lichtwark.

Schongauer und Dürer sind Künstler, deren Gcsammtwirksamkcit sich der rechten Bcurtheilung entzieht, sobald man nicht auch die Kenntnis! ihrer Stiche und Radirungen hat. Ganz besonders gilt das Gesagte von Schongauer. Durch seine Gemälde hat er trotz der hohen Kunst, die schon feine Zeitgenossen anerkannten, indem sie ihn „pietarum gloria" nannten, keine bedeutende Einwirkung auf spätere Jahrhunderte gehabt. Seine Stiche dagegen fanden die allcrweiteste Verbreitung und Nachahmung. — Gchongaucrs Name war eine Zeit lang fast ganzvergesscn. Erst in der Gegenwart ist er sozusagen wieder neu entdeckt norden, und seine Blätter werden jetzt mit den höchsten Preisen bezahlt. Durch die vollendet schönen Nachbildungen von sieben hervor-ragenden Werken seines Grabstichels — die in dem zweiten Theilc durch fünf andere noch ergänzt werden sollen — empfangen wir einen klaren Einblick in seine THLtigkeit. Die Blätter und alle ohne Daten, und wir sind daher nur auf die inneren Eigen-schaften der Arbeit angewiesen, wenn wir den Versuch machen, dem Entwickelungs-gange des Meisters zu folgen. Aber man braucht nur zwei Blätter, wie »Die Ver-kündigung" und „Die Flucht nach Aegypten" zu vergleichen, um wahrzunehmen, daß

das letztere zu den unvollkommenen Jugendvcrsuchen, das erslere zu den vollendetsten Werken gereifter Kunstfertigkeit zahlt. In der „Flucht nach Aegypten" ist die Technik noch wenig entwickelt, und die Figur des Joseph, die nah an die Cariicatur streift, beeinträchtigt die Wiikung des Manzen bedeutend. In der „Beikündigung" erscheint Schongauers künstlerische Individualität entschieden gefestigt und sein technisches Können in seiner höchsten Entfaltung: „Von der mehr zeichnerischen Behandlung der Früh-Periode ist er übergegangen zur rein stecherischcn, womit das Vorwalten der Kreuzschraffirung Hand in Hand gehl: er wendet sich ab von dem oft schroffen, Gewaltsamen und bevorzugt immer mehr das Milde und Anmuthige."

In den beiden Gestalten der „Verkündigung", in welchen Jugendlichkeit und Jungfräulichkeit in sanfte Wechselbeziehung treten, kommen diese Vorzüge am glücklichsten zur Geltung. Selbst in seinem hervorragendsten Blatte „Die große Krruztragung" fehlt diese Ausgegl,chenheitnoch, Die große Bedeutung dieses Werkes liegt in der großartigen Eomposition, in der Energie der Charakteristik und in der Tiefe der Empfindung. Es ist in dieser Hinsicht das bedeutendste Kunst-WjMW werk, das Deutschland INI 15. Jahrhundert hervorgebracht hat. Dag es auch von den Zcitgenoucn so geschätzt wurde, beweist die vielfache Nachahmung von den ersten Meistern. Türcrs „Krcuzschleppung" in der großen Holzschnitt-Passion und Raphaels „Krcuztragung" (8rm«iiuu <li Liziliu) stehen in der Grundidee wie in vielen Einzelheiten im engsten Zusammenhange mit Schongauers Werke. Vergleichen wir Dürers Blatt, das unter den hier rcproducirteu eine« der vorzüglichsten ist, mit Schongauers, so erkennt man leicht, was der jüngere Meister mit dem älteren gemein hat und was sie unterscheidet. Sowohl die Gesammtanvrdning als die Hauviqruppe zeigen Berührungspunkte. Den Mittelpunkt bildet Ebristns mit dem Kreuze beladen, dein rechts ein Scherge voranschreitct. Hier wie dort bildet sich der Zug unmittelbar vor den, Thore. Auf beiden Darstellungen kniet links die beilige Veioucka, Die Gegenüberstellung der edleren Typen dcö Heilandes und seiner Anhänger und der Cnrricaturen sci„cr Verfolger ist beiden Meistern gemeinsam. In der Auffassung der Hauptperson weicht Dürer jedoch von seinem Vorgänger ab. Bei Schongaucr zeigt das Amlch Christi die schmerzenlstclltc:! Züge: er ist der Dulder. Bei Diner weist er mit einer leisen Handbcwegung die heilige Veronika zurück, ols

I, Janitjch u, Ä, Lichiwark, Slulir und Radirungcn :
Bcilin, V. Grolhe'sche Verlagsbuchhandlung,

ob er ,«»>n wollte: Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, fondern meint über Euch selbst und über Euere Kinder. Offenbar ist durch dielen kleinen Unterschied dem Vorgange eine allgemeinere Bedeutung beigelegt, er erhält dadurch eine in's Epische hincinspiclende Grütze, während Schongaucr der Lyriker bleib!. Aus dem Jahre 1514, das man von jeher als einen Wendepunkt in dem Entwickclungsgange des deutschen Meisters betrachtet hat, bietet uns die vorliegende Sammlung „Maria an der Mauer" und den „Heiligen Hironymus im Gehaus (Zelle)". Das letztere Bild ist in perspektivischer Hinsicht außerordentlich interessant und lehrreich. — Von den sogenannten Tcmperamcntbildcrn bietet die Sammlung die „Melancholie". Natürlich fehlt auch „Ritter, Tod und Teufel" nicht.

In Ncmbrnndts Werke waltet allerdings die malerische Thätigkeit vor, aber seine Stiche und Radirungen bilden keinen geringmcrthigen Bestandtheil seiner Gesammtleistung. Die Manier des Helldunkels überträgt er auch auf die Productc seines Grabstichels und erzielt damit die schönsten malerischen Wirkungen. Wir gedenken an dieser Stelle von den 13 Blättern, die uns geboten werden, im Besonderen nur seines Selbstbildnisses. Rcmbrandt hat gegen hundert Selbstbildnisse hinterlassen: sie verdanken ihre Entstehung weniger der Eitelkeit als dem Bestreben des Künstlers, an sich selbst die verschiedensten Bcleuchtungsessccte, die Wirkung der mannigfaltigsten Costüme zu studircn. „Rcmbrandts Kopf," sagt W. Bode, „war weder anziehend noch malerisch. Die runde Kopfform, die kleinen grauen Augen, die in eine etwas knollige Spitze auslaufende Nase geben seiner Erscheinung einen fast gewöhnlichen Ausdruck, den erst die durch manche Schicksale ausgearbeiteten Züge des Alteis verlieren sollten." Unser Sclbstportrait zeigt eine gewisse Verwegenheit in der Haltung, welche hervorgerufen wird durch die ungezwungene Stellung, durch die Lage der rechten Hand in den Buscnfalten und durch das reiche phantastische Gewand. „So vorthcilhaft hat Rembrandt feine Erscheinung kaum jemals gegeben." Zugleich ist dieses Selbstbildnis; in stecherischer Beziehung eines feiner vollendetsten Werke. Der Schimmer des Fleisches wie der Glanz der Prachtstoffe und der leichte Fall des Haares sind mit gleicher Fertigkeit gegeben. Daß die Herausgeber uns auch die Möglichkeit bieten, Rembrandt als Landschafter zu bcurthcilcn, verdient Dank, denn er wird gerade in dieser Beziehung nicht recht gewürdigt.

Das gemeinsame Werk von Janitsch und Lichtwark verdient in der Anlag? wie in der Ausführung aller Einzelheiten die höchste Anerkennung. .V. V.

Olympia. DaS Fest und fein? Stätte, Von Adolf Böttichcr. Nach den Berichten d,°r Alten und den Ergebnissen der deutschen Ausgrabungen Mit 95 Holzschnitten und 21 Tafeln in Kupfcrradirung, Lichtdruck, Lithographie ete. Zweite durchgesehene und erweiterte Auslage. Berlin, Verlag von Julius Springer.

Schon im Ansang des vorigen Jahrhunderts sprach ein französischer Gelehrter die Vcrmuihniig aus, daß der Boden des alten Olympia reich an Kunstschcitzen sein müsse, die durch planmäßige Ausgrabungen gewonnen werden könnten. In Deutschland erfaßte denselben Gedanken zuerst Winckelmcmn. Immer wieder wurde dann von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daß man bei Ausgrabungen in Olympia auf sichere Erfolge rechnen dürfe. Einige Versuche aber, die mit unzureichenden Mitteln gemacht wurden, verliefen entweder resultatlos oder wurden bald wieder aufgegeben. Dem neu erstandenen deutschen Reich war es vorbehalten, diesen von Gelehrten und Kunstfreunden lang gehegten Wunsch zu verwirklichen und die in Olmnpia verborgenen Schatze zu heben. Ernst Curtius gebührt das Verdienst, an maßgebender Stelle mit Eifer und Erfolg für den Plan einer Ausgrabung in Olympia gewirkt und die Ausführung desselben ins Werk gesetzt zu haben. Mit vcrhältnißmcißig gelingen Mitteln wurde in sechsjähriger Ausgrabungsarbeit (187S bis 1«8I) der ganze heilige Bezirk von Olympia, die sogenannte Altis, vollständig freigelegt. Es ist noch in frischer Erinnerung, mit welchem Jubel die glückverheißende Nachricht von der Entdeckung der Nike des Paconios, einem der ersten Funde, begrüßt wurde, mit welch lebhaftem Interesse die Gebildeten nicht nur Deutschlands sondern der ganzen civilisirten Welt das deutsche Unternehmen begleiteten, mit welcher Spannung die Nus-

grabungsarbeiten verfolgt wurden. Die Ergebnisse der Ausgrabung waren überraschend. Sind auch viele der ehemaligen Kunsldenkniäler Olympias für immer verloren nud besieht der Gewinn zum grüßten Theil nur in Bruchstücken, so übersteigt doch die Summe des Gefundenen bei weitem das. was man zu erlangen gehofft halte. «Es fanden sich 130 mehr oder minder wohlcrhaltene Statuen. Nrliess etc. in Marmor, dazu etwa ItM) Fragmente; an Gegenständen in Bronze betrug die Zahl bereits 187!> mehr als 7000 und stieg zum Schlüsse auf l3 00t). Terracotten fanden sich U>«0, Münzen««««, Inschriften 40V nebst l!0i) Jn-schriftfragmenten." Die grüble Bereicherung erfuhr durch die olympischen Funde unsere Kennt-nig der antiken Architektur und Plastik, Zahlreiche bisher vor-handene Lücken in der Geschichte der griechischen Architektur wur-den durch die Aufdeckung der Baudenkmäler in Olympia aus-gefüllt, Bermuthungen und An-schauungen, die nicht genügend begründet waren, wurden bestätigt oder berichtigt. Skulpturen haben sich in Olympia aus den verschie-densten Zeitperioden gefunden, von den ältesten Erzeugnissen orienta-lischen und archaischen Stils bis zu den Leistungen der römischen Zeil. In den Giebel-Skulpturen am Zcustcmpel gewannen wir ein Scitcnstllck zu den Skulpturen des Parthenon in Athen uud ein wichtiges Mittelglied zwischen der noch altcrthümlichen Kunst der Ügmetischen Giebelgruppcn und Ser hellenischen Kunst aus ihrem Höhe-punkt in den Skulpturen des Phidias. Inder Nike desPaeonios und im Hermes des Prazilcles haben mir seht zwei Wohl-beglaubigte Originalwerte von Meistern aus der klassischen Pe-riode der griechischen Plastik.

Die Verarbeitung der Ergebnisse der Olympischen Ausgrabungen im Einzelnen wird die Archäo-logen und Kunsthistoriker noch lange beschäftigen. Aber auch das Interesse des gebildeten Laien-Publikums ist noch nicht e> kältet.

Archaisches Ornament in orientalischem Stil, « - , gefunden >„ Olumpla.

Newels oasiir »t der Ersolg de« <T,eMche „rlallt'in vierBildslreise»^ I. ?>dicr, s, Greiscn. Bötticher'schen Buches, Nachdem »- Fliehender «eutanr. von Herakles verfolgt, 4, Orien. die OlllMvisckieil Glinde in einem taiische Artemis, zweisebändigleLöme» in drnHcintenlMltcnd. ! 7" i, " «""^ Aus- Bot,icher, Olynixia, Berlin, Julius Springer, gelehrten sunfbandlgen Werke ver- , , ^ . ^ r ^ Lffenilicht waren, das sich naturgemäs; an die Archäologen wandte, unternahm es Adolf Böttichcr, der als Architekt sich in hervorragenden Weise an den AuS-grabungeu bethciligl hatte, in einer für weitere Kreise bestimmlen Darstellung die Hauptergebnisse des in Olympin Gewonnenen zusammenzufassen. Der Verfasser hat diese Aufgabe in meisterhafter Weise gelöst. Der Leser erhält ein vollständiges

und klares Bild von dcr Lage und der Geschichte Olympias, von der Festfcicr. den Ausgrabungen, ihren Ergebnissen und ihrer Bedeutung für die Geschichte der antiken Kunst. Die Darstellung ist populär, verständlich und fesselnd. Aber obwohl dcr gelehrte Apparat vollständig ausgeschlossen ist und wissenschaftliche Streitfragen nur kurz berührt werden, so findet doch auch dcr Fachmann vielfache Belehrung und Anregung.

Das Buch erschien zuerst am Ende des Jahres 1»82. Schon nach Verlauf von kaum drei Jabrcn hat sich das Bedürfnis, einer neuen Auflage herausgestellt. In dieser ist der allgemeine Charakter des Buches gar nicht, dcr Nmfang nur wenig verändert. Im Einzelnen ist vielfach nachgebessert und man erkennt, das; der Verfasser die inzwischen erschienenen Arbeiten fleikig benutzt hat. Dies zcigt sich besonders in dcr Behandlung der Schatzhciuscr (S. 2l)K ff.), die nach den neuesten Forschungen umgestaltet wurde. In der Erklärung dcr Skulpturen am Ostgicbel des Zenstcmucls ist dcr Verfasser auch jetzt dcr Treu'schcn Anordnung gefolgt, doch werden auch die abweichenden Ansichten von E, Curims und von Kekule erwähnt. Den Hauvlvorzug der neuen Auüagc bildet die starke Vermehrung dcr Illustrationen, N. Bohn's Rekonstruktion von Olympia ist jetzt in Radirung wicdcrgcgeben. Außer zahlreichen Holzschnitten, besonders architektonischen Illustrationen, sind hinzugekommen ein Lichtdruckbild des von Grütlncr modelltrten Zcustempcls mit der Ostgicbelgruppe nach der Wiederherstellung von E. Curtius lTafcl VIII) und vier vorzügliche Radirungen von der Hand Ludwig Otto's: dcr in s Knie gesunkene Gigant vom Giebel des Scdatzhauses dcr Mcgarcr, die Atlasmetope vom ZcuStempcl, dcr Kopf des Hermes des Praxilclcs und eine weibliche Statue aus der römischen Zeit. 1^,

Lowkntoi'j aus Tcrilicott» l»»s rvmischer Zeil),
Zlui: Biitticher, OlumPia, Berlin, Julius Spiingkr,

Hermann v. Helmholtz' Vorträge und Reden.
Braunschweig, Verlag von Friedrich Viewcg K Sohn.

Die früher unter dem Titel „Populäre wissenschaftliche Vorträge" herausgegebenen Aufsätze von Helmholtz sind vor einigen Monaten in einer neuen, bedeutend vermehrten Auflage erschienen und haben nunmehr den geeigneteren Titel „Vorträge und Reden" erhalten. „Populär" in dem allgemein gebräuchlichen Sinne des Wortes waren auch die in der früheren Sammlung veröffentlichten Vorträge kaum zu nennen. Denn wenn auch, wie der Bcrsasscr betont, ihnen allen, wie den neu hinzugekommenen gemeinsam bleibt, dasi sie Versuche sind, die Ergebnisse mathematischer, naturmissen« schaftlichcr oder specicll physikalischer Forschung einem Kreise von Zuhörern und Lesern mitzutheilcn, deren Studien nicht gerade in dieser specicllen Richtung gelegen haben, so setzen sie doch eine eingehendere Bekanntschaft mit naturwissenschaftlichen, besonders physikalischen Anschauungen und Begriffen voraus, als sie bei der Mehrzahl derer angetroffen zu werden pslcgt, die sich mit „populären" wissenschaftlichen Darstellungen beschäftigen.

Es gicbt wohl kaum eine zweite Wissenschast, die für die Culturentwickelung, besonders der jetzigen Zeit, von so boher Bedeutung ist wie die Physik, in der aber auch gleichzeitig die Unwissenheit der „Gebildeten" auffälliger ist als gerade hier. Telephon und Telegraph, Bogcnlicht und Glllhlicht sind zwar heul täglich gehörte Schlagworte, aber Worte, von deren thatsächlichcr Bedeutung nur wenige eine richtige Vorstellung haben, und die sich überdies ja nur aus die Lcbrc von der Elektricität beziehen. In den anderen Gebieten der Physik aber sind die Kenntnisse des groben Publikums noch geringer, denn hier stehen derartige Schlagwortc, nicht auf der Tagesordnung, und daher kommt es auch, das; selbst ein Instrument, wie z. B, der Augenspiegel, unter hundert Laien kaum einem bekannt ist. Die gewöhnlichsten fundamentalen, physikalischen Begriffe sind den meisten von ihnen völlig sremd, und daraus rcsultirl naturgemäß gänzliche Unwissenheit in der Wirksamkeit selbst solcher physikalischer Apparate, die sie täglich und stündlich vor Augen haben und benützen. Für solche Leser, denen diese fundamentalen Begriffe gänzlich fremd sind und die trotzdem einen wissenschaftlichen Vortrag ebenso mühelos wie einen Roman lesen zu können hoffen, sind die Helmholtz - schen Vorträge nicht geschrieben, denjenigen aber, für die das Verlangen nach naturwissenschaftlicher Belehrung nicht blos eine Art von Amüsement, sondern ein geistiges Bedürfnifj ist, und die vor mathematischen und mechanischen Begriffen nicht zurückschrecken, wird das Hclmholtz'sche Buch eine unversiegbare Quelle geistigen Genusses sein.

Obwohl die „Borträge und Reden" kein systematisches Ganze bilden, so umfassen sie doch das gcsammlc Gebiet der Physik, und nur ein Forscher, der wie Helmholtz in jedem einzelnen dieser Gebiete selbst bahnbrechend gewirkt hat, vermag überall mit solcher Klarheit und Anschaulichkeit die verwickelten Begriffe und Gesetze zu erläutern und concretes Leben gewinnen zu lassen, wie es hier geschehen ist. Die nothwendigen, streng wissenschaftlichen Definitionen und Sätze sind dabei mit so prägnanter Kürze und Schärfe und in doch so leicht verständlicher Fassung ausgesprochen, dast es unbedingt eine dankcnsivcrthc uns sich selbst reich belohnende Arbeit wäre, dieselben systematisch zusammenzustellen, um denen, die Sinn und Verständnis; dafür haben, einen vollendeten Führer „durch das wenig anmuthige Feld mathematisch-mechanischer Begriffe" an die Seite zu geben. Aus diese Weise würde sich eine umfassende Sammlung von mustergültigen Bcgrisfscnlwickclungen aus sammllichcn Gebieten der Physik und gewissen Gebieten der Erkcnntnihthcorie ergeben, eine Sammlung, die geeignet wäre, die zwar unbegründete, aber allgemein verbrcitete Furcht der Laien vor der czacten Wissenschaft schneller zu verscheuchen, als dies selbst das beste Lehrbuch vermöchte.

Dauernde Anregung und Belehrung werden Sie Helmholtz'scheu „Vorträge und Reden" Jedem biete,,, der überhaupt Verständnis; für Naturwissenschaft h?t, in erster Linie aber natürlich dem, dessen Studien specicll in diesem Geb.:l liegen: dem Naturforscher und Mediciner. ^. R.

ZNimik und Physiognomik.

Bekanntlich äußern sich Leidenschaften und Gemüthsstimmungen in dcn mensch-
lichen Gesichtszügen auf ganz bestimmte, Jedem verständliche Weise, aber obgleich (mir
Darwin constatirt Hai) „derselbe Seetenzustnnd durch die ganze Welt mit merkwürdiger
Gleichförmigkeit ausgedrückt wird" und obgleich (wie die plastischen Werke des Äller-
tliums beweisen) die Mimcnfprachc, diese stumme Sprache des Geistes, von jeher dieselbe
gewesen ist, bat man sich bis vor Kurzem vergeblich bemüht, ihre Gesetze zu ergründen,
wie denn z, B, der grosse Physiologe Johannes Müller, der sich mit diesem Gegen-
stände eingehender beschäftigt Kai, erklärt, daß „die Beziehungen der Gcsichtsmuskeln
zu besonderen Leidenschaften gänzlich unbekannt sind."

Dr. Theodor Pidcrit in Detmold scheint es sich zur Lebensaufgabe gemacht zu
haben, das Problem zu lösen, und bat schon 1858 eine kleine Schrift (Grundzüge der
Mimik und Physiognomik) veröffentlicht, in welcher bereits alle die leitenden Principieir
niedergelegt warm, die er dann 1867 in seinem größer« Werke: „Wissenschaftliches
System der Mimik und Physiognomik" ausführlicher entwickelt hat.

Diese bahnbrechende Arbeit hat seiner Zeit die allgemeinste Anerkennung gesunden,
nicht nur bei Fachgelehrten, sondern auch bei dcn Künstlern, für welche die vom Ver-
fasser selbst angefertigten, sehr instruktiven fchematischcn Zeichnungen eine sichere An-
leitung bieten, jeden beliebigen Gesichtsnusdrnci in seinen charakteristischen Grundzücien
corrcct darzustellen.

Jedem, der sich mit dem Gegenstande ernst beschäftigt hat, ist der Name dcs
Autors bekannt, und der beste Beweis für den dauernden Werth seines Werkes ist, dein
jel,',t, nach 18 Jahren, eine neue und wesentlich verbesserte und vervollständigte Auflage*) der-
selben erschienen ist. Während die erste Auflage, vorzugsweise im Interesse der Künstler,
möglichst populär gcbnlten war. ist nun in dicsrr Neubearbeitung die wissenschaftliche
Tendenz mehr zur Geltung gekommen, doch wird durch die ungemein klare Darstellung S-
weisc jeden, ausmerrsnmen Leser, auch ohne anatomische und physiologische Vorkenntnisse,
das Verständnis! so erleichtert, das; ihm die großen Schwierigkeiten der Aufgabe kaum
zum Bewußtsein kommen, und mancher sich vielleicht wundern wird, daß man eine so
einfache und scheinbar selbstverständliche Lösung dcs Problems nicht längst gefunden
hat, Bon dcn znhlrcichen Ergänzungen, durch welche diese zmeitc, und in gründlichster
Weise von Neuem durchgearbeitete Auslage bereichert ist, machen wir beispielsweise auf
den interessanten Abschnitt über das Lachen und Weinen aufmerksam, sowie auf den
Nachtrag zu der literarischen Einleitung, in welchem n, A. das Darwinsche Lerk
„lieber dcn Ausdruck der Gemüthsvcwrgunaen" kriliich beleuchtet wird. Darwin stellt,
um die mimischen Muskelbcmegnngen zu erklären, die Hypothese aus, das; vor unvor-
denklichen Zeilen unsere lhicrische» Vorfahren diese Bewegungen als zweckdienlich in
ihrem Kampfe um's Dnsein häusig gebraucht, allmählich sich angewöhnt und aus ihre
jetzigen Nachkommen vererbt haben, obgleich Kiese Bewegungen für uns längst voll-
kommen zwecklos geworden sind. Pidcrit dagegen sucht die mimischen Grsichtsmuskel«
bcwegungcn aus der innigen, thatsächlich bestehenden Wechselbeziehung zwischen Seelen-
leben und Sinnesthätigkcit herzuleiten, und ivcr unbefangen die ebenso seltsamen iv^e
gezwungenen Schlußfolgerungen Darwins prüft, wird zugeben müssen, daß der grosse
englische Forscher sich hier auf einem Irrwege befindet, und der Erllärungswe,,c
Pioerits sich anschließen, dessen schcmntische Zeichnungen überdies den augenschemkchsirn
überzeugendsten Beweis für die Richtigkeit seiner theoretischen Grundsätze geben.

Ein ganz besonderes Verdienst hat sich der Verfasser nun aber auch »och dnourch
erworben, daß er mit allen phynognomiscben Hirngespinsten und Lavatcr'schen Phanlaiie-
reien gründlich aufräumt und dami feststellt, was nn der Physiognomik Wahres und
wissenschaftlich Brauchbares ist. „Physiognoimschc Merkmale (sagt er S. darf
man nur an dcn Theilen suchen, welche unter dem Einflüsse der Scelcnihäligkeit sieben.
Diese Theile sind die Muskeln, und vorzugsweise die zahlreichen und beweglichen
Muskeln dcs Gesichtes. Die vorübergehenden mimischen Bewegungen dieser Musleln,

*) Mimik und PKmiognmnik von I^>r, Theodor Pidcrit. Zweite neu bcarbeileie
Auflage. Detmold, Mrycr'schc Hufbuchhnndlung.

die mimischen Züge, werden durch häusige Wiederholung zu physiognomischcn Zügen." Dieser Grundsatz wird nun im zweiten Theile mit einer Fülle scharfer und feiner Beobachtungen näher ausgeführt, zugleich aber auch auf die vielfachen Täuschungen hingewiesen, welche der Physiognomik« zu vermeiden hat, um sich nicht zu voreiligen und falschen Schlüssen verleiten zu lassen. So benutzt der Verfasser die Resultate seiner mimischen Untersuchungen, um auf dieser festen Grundlage mit streng logischer Consequenz sein System einer rationellen Physiognomik zu entwickeln.

Wir haben das fesselnd und mit vollkommener Beherrschung des Stoffes geschriebene Buch mit grosicr Befriedigung aus der Hand gelegt, und die Ncbcrzeugung gewonnen, dag wir dem Verfasser Grundlchren der Pbusiognomik verdanken, die von Ändern wohl noch weiter ausgebaut, nicht aber in ihren Fundamenten erschüttert werden können. II. X.

Bibliographische Notizen.

Musikalische Literatur.

Jugendbriefe von Robert Schümann Nach dm Originalen mitgrthcilt von Clnrn Schumann. Leipzig, Brcil- kovf ec Härtel.

Schumann als Componist ist de» Fnchmusikern und der musikalisch gebildeten Laienwclt nach Gebühr bekannt; den Menschen Schumann kennen wir mehr seinen Eigcnhcitcn, als seinen Eigenschaften nach, „da er sich nur Wenigen, nur seinen Liebsten, denen aber ganz ur,d rückhaltlos erschloß". Die vorliegenden Briefe, die geeignet sind, diese Lücke auszufüllen, reichen von 1827—4l>, also vom 1?. bis zum 31. Lebensjahre, Die ersten drei Briefe entstammen noch der Zwickaucr Gymnasialperiode, die nächsten, zum grosicn Thcil an seine Mutler gerichtet, zeigen uns den Leipziger und Heidelberger Studenten mit seinem tollen Humor, seinen - Köufigen tragikomisch geschilderten Geld- verlegenheiten, seiner Anhänglichkeit an seine Familie und seinem steten Schwanken zwischen Poesie und Prosa, d. h, zwischen Musik und Jus, Die Entscheidung erfolgt bald. Nach Leipzig zurückgekehrt, tritt er in nähere Berührung mit dem Vaier seiner nachhcrigen Frau, Friedrich Wieck. Der erste Brief an Clara Wieck ist vom 1. Februar 1531 datirt. In den nächsten Jahren mehren sich die Briese, aber bis zum Jahre 1835 sind sie nur in freund- schaftlichem Tone gehalten. Schumann «er- lobte sich mit Ernestine von F-ricken, löste jedoch das Verhältnis, im Laufe des Sommers I83S. Von dieser Zeit an sind sämmtlichc Briefe, die allerdings nur im Auszüge miigcthcilt sind, an seine Clara gerichlci. Es sind Fragmente, >ibcr trotzdem geeignet, dem Leser ein Bild zu geben von der Innigkeit des Verhältnisses zwischen den beiden Liebenden, welches, wie bekannt, von Claras Vater so wenig begünstigt wurde, das, Schumann schlick- lich sich genöthigt sab, die Vermittclnng der Gerichte in Anspruch zu nehmen. — Es ist zu bedauern, das, ans gewichtigen Gründen, über deren Berechtigung oder Nichtbercchtigung sehr schwer zu urtheilen ist, bei dem größten Thcil der Briefe von vollständiger Wiedergabe hat abgesehen werden müssen: das vorliiusig Dargebotene indes; enthält so viel des Interessanten, das; es als ein wichtiger Beitrag zur näheren Kenntnis; der Entwickclung Schu- manns in seiner Jugendpcriodc bezeichnet werden muh. sb.

Richard Wagner. Entwürfe. Gedanken. Fragmente. Aus nachgelassenen Papieren zusammcngestcllt. Leipzig, Breitkopf K Härtel,

Mit peinlichster Gewissenhafligkrit ist Alles gcsammclr worden, was sich an litcrarischcn Notizen und Skizzen in Wagners Nachlas; gefunden hat. Es sind allerdings nur Fragmente, aber diese Frag- mentestehen ininnigcmZusammcnbangc mit den gesammelten Schriften de? Meisters, Ein von Hans von Wolzvgcn vcrsaktcsInhalts- verzeichnis; giebt gcnau und nuzfiihrlich alle die Stellen aus Wagners Werken nn, welchen zu dcn nachgrlassencn Gednuken- spähnen in irgcnd rincr Begebung stchen. Im ersten Thcil dcs splendid ausgestatteten

Buches sind besonders bemcrkenswcrth die Mntcrialicn z» cinem grösicrcn Aufsatze: „Das Künstlerthum der Zukunft". Der zweite Theil „Persönliches" betitelt, wendet sich pvlcmisirend gegen die Angreifer

Wagncrs und seiner Kunstansichten. Im dritten Abschnitt finden wir u, A, eine kurze Charakterisirung des Beethovcn'schcn «is-inoil-Quartelts und ausführliche, höchst interessante Programme zum Vorspiel von „Tristan und Isolde", zur Einleitung des Z, Äctes der «Meistersinger" und zum Parsifal-Vorspiel. Die vierte Nbtheilung (Metaphysik, Kunst und Religion, Moral, Christenthum) stammt aus Wagncrs letzten , Lebensjahren und bezieht sich zumeist auf die in den Bayrcuthcr Blättern publicirten I größeren Aufsäße. Den Schluß bildet ein fünf Zeiten langes Fragment „Ucbcr das Weibliche im Menschlichen", welches als Abschluß zur „Religion und Kunst" bestimmt war, datirt vom 11, Februar, also zwei Tage vor dem Tode aus dem Polast Vcndramin in Venedig. — Das Buch ist in erster Linie ein? Ergänzung zu Wagners säwmtlichcn Werken, aber es wird auch auf Alle, die über das Wesen der Kunst ernstlich nachdenken, in ^ hohem Grade anregend und belehrend wirken. sv. ,

i5oncerte, Komponisten und Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre 1870—1885. Kritiken von Ed. Hanslick. Berln, Mg. Verein f. deutsche Literatur,

Ein reicher Sammclband von Kritiken, die zuerst in der „Neuen Freien Presse" ver- ^ öffemlicht wurden, aus der Feder einer so anerkannten Autorität, wie Hanslick es auf diesem Gebiete ist, verdiente an sich schon eine lobende Erwähnung, selbst wenn die'einzelnen Artikel weniger elegant ausgearbeitet wären wie im vorliegenden Falle, Obgleich nur Wiener Ausführungen besprochen werden erfüllt das Buch vollständig seine Aufgabe, „ein Spiegelbild nicht blos der Wiener, sondern so ziemlich der gcsammten Concertbcwegung in den letzten 15 Jahren abzugeben," unschätzbares Material für jede künftige Musikgeschichte dieser Epoche, dessen „subjektive Färbung" wir auch nicht entbehren möchten. Unter den besprochenen Werken kehren natürlich die Namen von Rich. Wagner, Brahms und Rubinstein am häufigsten wieder, nächstdem Liszt, aber auch Beethoven und Mozart nehmen eine hervorragende Stelle in dieser Wiener Musikchronik ein. Den„Orchesterconccrtcn" ist weitaus der meiste Raum gewidmet, manchem verdienstvollen, aber noch nicht allgemein bekannten Opus zum Nutzen, wie z.B. Anton Dvoiaks„Slavischer Rhapsodie" (S, 245 f.). Dann folgen Kritiken über , Oratorien und geistliche Musik, vorzüglich aber über Kammermusik: eine richtigere Würdigung konnten u. a. Brahms „vre, Streichquartette" lop. 51) wohl kaum finden, als ihnen hier (S. IIS f) zu Tbcil wird. Den Schluß jedes Jahresabschnitts bilden die im Verlaufe desselben aufgetretenen Virtuosen: ein nahezu vollständiges Verzeichnis, der zeitgenössischen Musikkünstler, von den Geigern A. Wilhelms und Pablo de Sarasatc bis zur Harsenlünstleriri (um den Ausdruck „Harfenistin" zu meiden! Therese Zomarra. —Noch fei eines Röthsel« gedacht, das uns der Corrector des Buches aufgegeben bat: dasselbe umfaßt nämlich nach dem Titel die Jahre 1870—1885, nach der Vorrede des Verfassers aber den Zeitabschnitt 1870—1875 und schlieft! mit — 1384! t>.

Tie Oper in ihrer kunst- und kulturhistorischen Bedeutung dargestellt von 1>r. August Rcißmann, Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz K Comp.

Wie fast alle Rcißmann'schen Bücher bcntht auch das vorliegende keineswegs auf gründlichen und umfassenden Specialsludicn, sondern es ist lediglich eine Compilation dessen, was in andern Werken über diesen Gegenstand bereits wicdcrho Ii gesagt worden ist. Neues wird man

weder im ersten Buche (Theorie der Oper), noch viel weniger aber im zweiten (Geschichte der Oper) finden. Von der älteren Periode (Monteverde bis Gluck) ist nicht einmal das berücksichtigt worden, was in jüngster Zeit an's Tageslicht gezogen wurde. Die Zeit von Gluck bis zu Wagner ist mindestens ebenso oberflächlich behandelt. Die weitschweifigen Inhaltsangaben allgemein bekannter Opern haben keinen anderen Zweck, als das Buch unl einige Bogen stärker zu machen man darf doch wohl voraussetzen, das, jedem gebildeten Musiklaicn bekannt ist, was sich im Don Juan, in Figaros Hochzeit oder im Fidelis ereignet. Für den Musiker ist das Buch absolut werthlos; der Nicht-Musiker. Dem es an Zeit und Gelegenheit inangelt, das in größeren Werken allenthalben Zerstreute sich mühsam zusammenzusuchen, mag es immerhin als Nothnagel gebrauchen, vorausgesetzt, daß er, wie es bei Reißmann leider so häufig nothwendig ist, die citirten Daten, Titel und ähnliche Kleinigkeiten mit vorsichtigem und argwöhnischem Auge betrachtet, sd.

Die Musik als Ausdruck. Von
I)r, Friedrich von Hauseggcr.
Wien. Verlag von Carl Koncgen.
Der Verfasser, Doccnt an der Universität zu Graz, versucht, ausgehend von den epochemachenden Untersuchungen Heimholt)' u. A. und die physiologischen Phänomene bei Erzeugung des Tones (Lautes) in s Bereich seiner Betrachtungen ziehend, eine neue Grundlage für die Entstehung und Entwickclung der Musik zu finden. Nach seinen Deduktionen ist der Urgrund der Musik der Lautausdruck, im Verständnih desselben findet er die Relation, welche in weiterer Ausbildung endlich zur Kunst führt. Das geistvoll geschriebene Werk ist streng wissenschaftlich gehalten und nicht allein für Musiker, sondern überhaupt für Alle berechnet, die ein tieferes Verständnih für die Kunst besitzen; es will nicht flüchtig gelesen, sondern sorgfältig studirt werden. Einzelnes, wie z. B. das auf Seite 160 über die sogenannte Programm-Musik Gesagte wird sicherlich von Seiten der dabei Jntcrcssirten nicht unangefochten bleiben. sd.

Tie Freiheit des musikalischen Bortrages im Einklänge mit Riemanns Phrasirungslehrc. Von Dr. Carl Fuchs, Danzig, A. W. Kafcmann.
Der Verfasser irrt, wenn er die Gefetze, nach welchen der rhythmische Vortrag und die sinngemäße Phrasirung eines Musikstückes erfolgt, als etwas durchaus Neues hinstellt. Es ist richtig, daß unsere Klassiker in der Anwendung rhythmischer Vortragszeichen nicht so ausführlich gewesen sind, als es uns jetzt nothwendig erscheint, ober man darf nicht außer Acht lassen, das, sie in erster Linie für gebildete Musiker schrieben, bei denen sie ein feines Verständnifz für derartige Dinge voraussetzen muhten. Das Ueberrnoh von Vortragszeichen, mit welchem nach Dr. Fuchs' Ansicht jede Coniposition auszustatten ist, wird den Dilettanten nur verwirren und unsicher machen, der Fachmusiker aber, welcher sich streng daran bindet, gcräth in Gefahr, bei der Reproduktion sich ! seiner eigenen Ansichten zu cntciuhcrn und , in's Schablonenhafte zu verfallen. Die ttniformität, welche aus einem solchen Bcr- ^ fahren entspringt, ist geeignet, jedes eigene l Fühlen, jede selbständige, ost im Augen» ! blicke hervortretende Inspiration zu vernichten^ Künstler wie Rubinstein, deren geistige Potenz sich gerade in der Originalität der Auffassung am deutlichsten zeigt, mühten nach dieser Theorie schlankweg abgelehnt werden. Am wichtigsten scheint mir Capitcl 7, welches über „Das Orchester als Organ der Phrasirung" I handelt. Im Orchester muh die subjective , Auffassung naturgemäh in den Hintergrund treten. Die Einheit, ohne welche eine gute Wiedergabe nicht denkbar ist, > muh, um einen starken Ausdruck zu gebrauchen, zwangsweise vom Dirigenten durchgeführt werden. Strebsame Orchestcrdirigenten werden aus Dr. Fuchs Auseinandersetzungen grohen Nutzen ziehen können. Das Wcrkchen, welches als Fort- i sctzung und Erweiterung des 1834 von demselben Autor herausgegebenen Buches „Die Zukunft des musikalischen Vortrages" zu bctrachen ist, enthält überhaupt viel Anregendes und Interessantes. Eine endgültige Lösung der dann behandelten Fragen ist jedoch vor der Hand nicht denkbar. eb.

Richard Wagners „Parsisal". Verlag von Heinrich He Usch mann in Bayreuth,
Herr Heuschmnnn unternimmt es, in einer Reihe von Photographien Scenen aus Wagners Oper darzubieten. Die uns vorliegenden ersten Stücke enthalten

drei Scenen aus dem ersten Acte des „Parsisal". Das schönste derselben illuftriri die Worte: „Sag', Knabe, erkennst Du Deine grohe Schuld'? Wie konntest Du sie begehen?" Die Gruppirung auf diesem Bilde ist eine wahrhaft künstlerische und veranschaulicht auch Demjenigen, der die Festspiele in Bayreuth nicht mitgemacht hat, den Vorgang in vorzüglicher Weise, Für die Besucher der Festspiele werden diese Photographieen eine wcrthvolle Rück- crinnerung und ein dauerndes Andenken bilden.

Lei >!sr Roäacti
^>>» <ISs l.oixloiioi' ll«»s>I»oK»st, Voll sivsill
SrovKKooa vo»v»x»t>»«»' I.»x>K»». v»Ked»««
im r<>xt?. Uv!t 15,'!—15», I«il«'i«,'L«r>m,
kn»»>Koriis »>w«m, s>om»«did>>oi>>o«, ^«s,Ior
«. I^, r!,,,i?u„, ^ Ls,,<!.^ — L»»ck IU,
- 1!^, II: Uill'v«,, ^!«X!,vSvr Ki«>I,'>»>>, —
unck Vor!,«? ckor »«»IwI'üoKsll Üniv.-ItneK» u
vogsi, 6sn Strom, ^„«si-drilton eivcr literarislk»
><>i,i»l>»r unS ckis «o»»«K»kt. IX vi«
ti,,„,)Ii/'4üS I!>N!,t,»tj«„ki,,^ ^vvrr
Vvn?in^»Kr IS»I/l8SS, Im SelKsr-
XiroKKols, ^IIn»I, I^K>ckvrK«n>l» <I«r <S»kLnl«de>K?,
Vorlud 6«r äl»Kul'M>lvll I,»iv,»Uucd' «.
l.»iil8l>ott Ilsnrv, llussisod Leo«n>l»^«is»»el»t
IZIutiKiifer — <,'dim>m«. ilit « UI«»«»»«»
1>rü„u^ Druck unck Vorlng v»o Ii'risär,
»»«««»mmiling von ttolkloKlMtoil »US
ZI»», Lr«»n»Un<», Xre»!. 2ur <>kir»tir»u«

I8»>!, klorsnc«.
g0»»n^»rt»n, .1, <Z,, ?K« germsr, Sulckisr in tk«
8I>KIII«»^ s, ?ri<!,!ricK^O>>rist«pd. Vslrzssclncdrs
I^iek, Z7-Z». verlin, »s«!>Iä SooKa^sn.
SoKinIät, Nr, .^Ii>orr, IZruniIriss <I«r vo»ckic>,to
SvKnsi^svII, <Zu»r.^ IIoivr,, Uer ^us^ug „urli
S»n«eitisr, ?K,, (ZexonicK!« 6er skiinckivaviscdcn
nenost« Xoit, I, LIwiI: ö««cdicl,t« 6«r »1^-
Slidt, t>r«r, Villip 8ti,,Iio,> ?,vr I^unst- nnä
<.i,Itui^!LcKicI>t?, III. lle>!<I,„iK«> l, Vnn
Irsller, t'rav?, Sei», Lin IZjlä »us 6«ulscK,>>
V«rn»n6wngsn <Isr ll«,e»»ol>»st filr ^Iiu«js ?u
llsrlin. L«nck XII, Xr. », I«, ösrlin,
^s»l»»n<tt, VilKsIm, Zlaznns, <Z»odicKUicd«s
VllKsImj'i,^«',,,!!^^' ^
^sitiokrist ^Isr g»»«>I«)n,st siir kr6>iun«s IX
V, Xu„er, ^, Uä^, I, S, ,!, Hell, veilio,
Karl, I>icK>,i,,i^o„, Oer ,,r>5>,',> XI^i,««''
vi. lisrin. llot«r. Stuttü»rl, vruc^ uvck
!«IIsr», tll>„s von, Iliv R«de>I„n. llistoriscksr
vrnck und verleg von ^. ?chottlaendcr in ZZresIau,

Die Königliche Akademie der Künste
feiert das Gedächtnis? des hundertjährigen Bestehens ihrer Ausstellungen durch die
am 15. Mai d, I. in Berlin zu eröffnende
Iubiläums-Nunstausstellung
für die der deutsche Kaiser das Protectorot und der deutsche Kronprinz das Ehren-
präsidium übernommen haben. Von Woche zu Woche gewinnt das im groszanigcn
Stil angelegte Unternehmen deutlichere Umrisse. Der Schauplatz desselben ist das
große, mit Park» und Gartenanlagcn geschmückte Terrain am Lehrter Bahnhof mit
dem darauf errichteten neuen und durch Umbauten erweiterten Landesausstellung-:-
Palast. Das Gepräge, das diese Kunstausstellung tragen wird, weist besondere
Unterscheidungsmerkmale gegenüber den in den verflossenen Jahrzehnten in Deutsch-
land und unter den übrigen Nationen in Cccne gesetzten ähnlichen Veranstaltungen
auf. Während in diesen nur das Schaffensergebniß der verflossenen Jahre vor Augen
iieführt wurde, soll hier in dem umfassenden Rahmen des Kinlcr uns liegenden Jahr-
hunderts ein Gcsammtbild deutscher Kunslübung aufgerollt werden! in sofern die
verschiedenen, das künstlerische Leben durchziehenden Strömungen durch die Werke der
hervorragendsten Meister dem Beschauer zum Bewußtsein gebracht werden, wird ihm
ein interessanter Uebcrblick über die deutsche jiunslentwickelung von den Tagen Friedrich
des Großen an bis auf die Neuzeit geboten und die gleichzeitig zur Geltung gelangen-
den SchasfenScrgcbnissc der übrigen Nationen auf dem Felde der Malerei und Plastik
dürften durch diese Gegenüberstellung zu kunsthistorischen Parallelen in hohem Maße
anregen. Daß dieses künstlerische Totolbild ein überaus mannigfaltiges sein wird,
dasür leistet die große Zahl der bereits eingegangenen Anmeldungen für Kunstwerke
ebenso Gewähr, wie die Zusammensetzung des Ausstellungs-Comilss und der Jurli-
Gruppcn aus hervorragenden Künstlern und Kunsthistorikern. Die hiernach für den
Sommer in Sicht tretende Anziehungskraft, welche zweifelsohne diese großartige Ver-
anstaltung auf die gcsnmmtc kunstliebcnde Gesellschaft des In- und Auslandes aus-
üben und der deutschen Reichshauplstadt aus allen Nationen zahlreiche Gäste zuführen
dürfte, wird gesteigert durch mannigfache, ein hohes Interesse in Anspruch nehmende
Schaustellungen, die zu der Kunstausstellung in Anschluß gebracht sind. Zunächst
kommt hier in Betracht eine historische Sonderausstellung, welche in allen
Arten der gegenständlichen Ucberlieferung ein interessantes Spiegelbild der frieden»
cianischcn Epoche des Preußischen Staats gewähren soll. In weiterer Folge
drängen sich verschiedene Sehenswürdigkeiten auf dem AuSstellungsplatz zusammen.
Hierher gehört ein den Namen „Kaiser-Panorama" führender Bau mit Bildern
und Scenen aus deutschen Colonien von der Hand hervorragender Berliner Künstlern
sodann erheben sich auf dem sogenannten „klassischen Dreieck" des Platzes die Nach-
bildung des Pergamon-Altars in Original-Größe und hinter diesem mir der
ebenfalls in natürlicher Größe hergestellten Fa^adc des Zeus-Tempels von
Olumpio, das „Pcrgamon-Panoraina". Beide Bauwerke verdienen ein hohes
Interesse der Kunstkrcisc, einmal insofern, als der Altar eine auf Grund der vor-
handenen antiken Torsos ausgeführte Reconstruction des Gigantomachic-Frieses
enthalten, der Zcustempcl aber die großartige Wirkung der antiken Tempelarchitektur
in der polychromen Erscheinung zum Ausdruck bringen soll. Die Erweiterung
schattiger Parkanlagen, die Veranstaltung glänzender Costümfcstc in hellenischem
Charakter und musikalische Vorführungen werde» dazu beitragen, der Reichs-
hauplstadt eine bedeutende Anziehungskraft zu verleihen.

sllatlik-lioks IVlinsi-äI«ä88öi-
1SS6«r, ^risOlis ^üllun^. 1SSS«r

»»»lülllllllll! IIII>IIII>IIIII,II,,I,I,I,,,III,I,I,I,MI,ttMIII,,,I,MMMI,,,,,,,I,,,,,N,,,,,,I,,,,,,,
sin6 zu deeieken 6urcK 6ie

I.ödöl 8cKottIaenl!ei-, Lar>8bal! i/ggkmsn
»II« MmIm,M'IIiuilIIui>F«ii, ^»tiiükeii iis»I IIi'gFuizten.

Vvi ^llDLK« Iäfe1^288ern rüdmlickst
J,u8^e^LicI^net auf der
^88IL^V^0, 1.0^00^, 1884.
Augsburg,
I^!«^Kum,
L,»unscl,«ei^,
Oiiren,
^II>er,oI<I.
Franklin l ä/KI»M,
k'rciburL i/IZ.,
IlsIIe i>/8,,
I I,imlni r^,
II<.iIIz,«nn.
Ilerlor^,
I»Ml>,wlIl,
I<LMpt>.>N i Ii,,
I<„>„.
s,l.Ip?,i«,
KI,^in^,
Klannlicim,
KliincI«.«,
Kliinster i/XV„
visuell i V.,
I'rier,
Wiir^Iiur^.
^weiA-Lomptoir: Remagen a. KKeiv.

Inhalt.

5»»,

kzierzu ein Portrait von Eduard Simson.
Radirnng von Johann kindner in Mönchen.

.Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Mona» in Helten mit je einer «unftdeiluze.
preis xr« aZuartal sl tZefte) 6 Mars.
Alle Buchhandlungen und poftanftalten nehme» jederzeit Viftellungen an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von „ZSard und Süd" bezüglichen
Sendungen sind an die Keoaction nach BreKlsu, Siebenhufenerftraße 2/z, ohne
Angabe eines Personennamens zu richten.

Das dritte Quartal (^uli> September) von ,,Word lind Siid" wird
it einer neuen Novelle:
„Mein Freund Vilsrinp" von H^ul Mj„dgu
beginnen lind u. A. folgende Beiträge (vorbehaltlich unbedeutender Aenderungen)
enthiilten:
E6 war ein Irrttinm. von Vito und Idem. (Elisabeth Königin
von Rumänien.)
Ein Keiserayebuch GrillparzerF. Eingeleitet von Erich Schmidt.
ttolierr Franz s^Nit Portrait., von tz. Ehrlich.
Die Fr.nlen im römischen Kechr. von M. 25gron.
Ginc D,inre Zl.ccriire. Charakterbild in einem Akt. von ß?sul Vense

ALn unsere Huonnenren!

ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (—5 Hefte) broschirt 6 !Nark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und öchwarzdruck 8 Ulark. Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 ZNark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Ginöanööecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXVII (April bis Juni IS86), wie auch zu den früheren Bänden I — XXXVI stets zur Verfügung. — Der Dreis ist nur ^ Ulark 50 Vf. pro Decke.

Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 30 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von öchottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Westecczetter.
Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul Linda»
Lxpl! Band I.. II.', III.. IV.. V.. VI., VII.. VIII..
IX., X., XI.. XII., XIII., XIV.. XV.. XVI..
XVII., XVIII.. XIX.. XX, XXI..XXII..XXIII..
XXIV.. XXV., XXVI., XXVII.. XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII.,
XXXIV., XXXV., XXXVI.
elegant broschirt zum preise von ^il, 6. —
pro Band (— 3 Hefte)
fein gebunden zum preise von 8. ^
pro Band.
do. Heft 1, 2, 5, 4, 5, e, 7, 3, ?, 1«, 11, 12, 12, ,4, (5,
16, 17, 18, 19, 2«, 21, 22, 22, 24, 25, 26, 27, 2g. 29,
Z0, 2^, 22, 22, 24, 25, 26, 27, 28, 2g, 4«, Hl, V, 47z,
44, 4S, 46, 47, 4», 49, 5«, 51, 52, 5Z, 5>4, 55, 5S, 57,
58, 5A, 6«, 61, 62, 65, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71,
72, 72, 74, 75, 76, 77, 78, 7Y, 80, LI, 82, 82, 84, 85, 5
86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 92. 94, 92, ?s, 9?, 98, 99,
10«, 1«1, ,02, 1«Z, 104, 105, 106, 107, 1>«, ,09, 11«
zum Preise von 2. — pro Heft.
Einbanddecke zu Band XXXVII. (April bis !
Zum 1,886)
do. do. zu Band I., II., III.. IV.. V. VI..
VII.. VIII.. IX, X. XI., XII.. XIII., XIV.. !
XV.. XVI., XVII.. XVIII.. XIX.. XX.. XXI..
XXII.. XXIII., XXIV, XXV.. XXVI . I
XXVII.. XXVIII., XXIX., XXX., XXXI..
XXXII,XXXIII..XXXIV.,XXXV,XXXVI. !
zum preise von I,.50 pro Decke,
Wohnung: Name-
Nichlgewünschles bitte zu durchkrcichen.
Um gefi, recht deutliche Namens, und Ivotmungsangabe «ir!> ersucht
I

..V Â»

EMPTY

Nord und Ã¶Ã¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul Lindau.
XXXVII. Band. â€”)uni M6. â€” Heft 1^.

W r e SI a u.
Druck und Verlag von S, ^chottlaender.

^acopone von Todi.

Novelle
von
Frieda Port.
— München. —

he sich die Familie wieder an dem großen, nach dem Masze vvn Antonios Gastfreundschaft verfertigten Tische zusammenfand, ging Zerafine noch in ihre Kammer, wo sie ihr Brautgeschenk gelassen hatte, und wahrend dann zerstreute Gespräche geführt wurden, betrachiete sie es und schlug es oftmals auf.

„Laß mich doch das Büchlein sehen, das du nicht aus den Händen giebst," sagte Antonio.

Sie gab es ihm, und er bewunderte die schöne Schrift und die prächtigen Initialen und Miniaturen.

„Ist auch die Canzvne darinnen, die Ihr gestern sangt, und ist immer nur vvn einer so schwärmerischen Liebe die Rede? Das kann euch Frauen gefallen."

„Die Canzone ist nicht darinnen," antwortete der Gefragte, „doch mochte ich heute die dritte und vierte Zeile derselben singen, welche ich geslern verschwieg."

Als Serafine zögerte, fragte Speronellci, wie diese Verse lauteten.

„Der Lirbe Schnsuchtsivimsche, die so lVise
Mir im Gcmüih von meiner Herrin singen,"

begann Jacopone und fügte dann im nämlichen Tone, in welchem er gestern den Anfang gesprochen hatte, hinzu;

„Sic sprechen oft mir von fo hohen Dingen,
DaK dcr Verstand darüber wird vcrstöret."

„Nun, Euer Verstand scheint mir nicht Gefahr zu laufen," lachte Antonio.
Auch seid Ihr nicht Alighieri, der unerhört blieb."
„Und doch ist meine Gebieterin noch stolzer als Beatrice," sprach Jaco-
pone. mit einer Miene, welche ein Wohlgefallen an ihrem Stolze zur
Schau trug, denn Beatrice mußte versagen, Serafine aber erhört, und
der Kühnste wagte nicht zu nehmen, was sie giebt.
In der That hatte man Serafine für das Bild des Stolzes und
der Unnahbarkeit halten können, während in ihrem Herzen das Gefühl
ihrer Liebe zu Jacopone mit der Erinnerung stritt, daß sie zu Benvenuto
gesagt hatte, sie wünschte für ihn sterben zu können, und mit der wieder
erwachenden Furcht, daß diese beiden Männer nicht neben einander stehen
könnten, daß sie sich für den einen oder für den andern entscheiden müsse,
so verschieden ihre Liebe zu den beiden war.
Als wüßten sie ihre Gedanken, waren Jacopone und Antonio wohl
auf ihrer Hut, von den Eindrücken des heutigen Morgens zu sprechen, von
dem Krieg, der bereits seinen Anfang genommen hatte und kaum mehr
beizulegen war.
„Wo steht die Stelle" sprach Serafine aus dem Kampf ihres Hirzens
heraus, „in der es heißt, es töne !durch den Jubel ein Schrei der Steine :
Sterben mußt du, sterben!"
„Das sollst du heute nicht suchen!" rief Speronella, dann sich an Jaco pone
wendend:
„Wie wohl Ihr unsere Tochter durchschaut habt, Ihr gabt ihr die edlen
Steine als Schmuck eines Buches, mir müßte sie Antonio so überreichen,
daß ich sie am Halse tragen könnte. Es ist fast schade um ihren Glanz.
„Serafine fragte wieder, und diesmal ruhig, nach dem bezeichnet en
Berse, Jacopone reichte ihr mit einem bittenden Blicke seine Rechte, sie gab
ihm ihre Hand, und er hielt sie fest, während er mit der Linken mühsam
im Buche blätterte und dn», was er suchte, weder finden konnte noch wollte.
„Nun hat sie einen bessern Lehrer, als Benvenuto." scherzte Antonio.
„Wenn doch nur der Treffliche nicht vergessen wird!" stimmte Spero-
nella ein.
„Benvenuto vergessen!" rief Serafine, uud in einem Tone, der halb.
wie leidenschaftliches Flehen, halb wie Befehl klang: „Ihr werdet in Todi
bleiben, Jacopone?"
„So lang Ihr wollt," erwiderte dieser mit einer Empfindung, als ob er
sonst auf sie verzichten müßte.
Auch war er mit dem ehrgeizigen Gedanken nach Todi gekommen, aus
dem Stellvertreter des Podest^ auf ein Jahr zum äornimis ps,pstuli8 der
Stadt zu werden, wie das ja in Piacenza schon dem einäugigen Hubertus
Pallavicini vor nicht langer Zeit gelungen war.

Einen Benvcnuto zu finden, war er bei diesen Plänen freilich nicht vorbereitet gewesen, obwohl er vom Ruhme dieses Mannes gehört hatte. Iacopone fing wieder an zu blättern.
Serafiiie neigte sich näher zu ihm, er deutete auf die Canzone, in welcher es heißt:

Sag ihr: Madonna, mit so fester Treue
Hing steis mein Hcrz an Euch,
Daß Euch zu dienen cs allein begehrt,
Weil er von je der Eure ohne Reue.
Und glaubt sie dir nicht gleich,
So bitte, daß die Lieb' es ihr erkläret. >
Dcmiithig flehe dann, bis sie gewähret
BcrzciKung fi'ir dein Thun, das sie grkrönkct.
Ich will ja Ihun wie sie befiehlt und lenket,
U,id für sie sterbrnd meine Treu' bekunden.

Während sie noch las, unifaßte er sie plötzlich und küßte sie so heiß, daß Serafine einen Schrei ausstieß vor Wonne und Schmerz.
„Nun Hab' ich dich erkauft, nun bist du mein!" rief er und dachte dabei des Versprechens, das sie ihm abgezwungen hatte, daß er in Todi bleiben wolle. Auch ihr Schrei klang ihm noch in den Ohren, und er glaubte zu verstehen, was derselbe bedeutet hatte. Noch spät Abends beim Abschied aus der Empfindung, daß sie ihm nun in jedem Sinne gehöre und doch noch nicht gehöre, umfing und küßte er sie mit einer Leidenschaft, die sie beängstigte, die ihr fast häßlich schien.
Er aber stürmte, mächtig erregt von allem, was er an diesem Tage erlebt hatte, mit beflügeltem Schritt die Gassen Todis hinab, zwischen den hohen Mauer» der massigen Häuser und der kriegerischen Familienthürme hin, die klar gezeichnet in den gestirnten Himmel ragten, bis er endlich in's Freie und an den Tiber kam.
Ter früiilingsrasche Lauf des Flusses stimmte mit seinem voll hinströmenden Leben trefflich zusammen.
Er gab sich, mit dem Strome in die Wette laufend, eilend, gleichsam einem stolze» Zwiegespräch mit diesem Gleichgesinnten hin.
Seine Wünsche und Pläne wurden dabei, zu berauschenden Phantasien, und die Wirklichkeit alles Erträumten war ihm fast fchon mit Händen zu greifen, alles was er zu bekämpfen uud zu überwinden hatte, stachelte ihn nur an und zerrann dann in nichts.
Wie um ihn noch höher zu entzücken, mündete nun auch die fandige Uferstrecke, durch welche er vorher einen schlechten Weg gehabt hatte, in einen kleinen Olivenhain; aber aus dem Bild köstlichen und siegcsruhigen Friedens, das die Natur vor Jacopone ausbreiten wollte, trat im nächste» Augenblick Venvrnnto.
Die beiden Männer blieben stehen, als müßten sie sich besinnen, ob

nicht etwa nur ihre Gedanken verkörpert vor ihnen standen, dann erst be
grüßten sie sich.
„Ihr dürft Euch nicht wundern, sagte Benvenuto, mich noch hier im
Walde zu finden, da Ihr jetzt erst herabkommt. Doch wen» Ihr noch nicht
b.'i unsern Oliven wart, so hattet Ihr Recht, die erste Stunde, die Euch blieb,
wahrzunehmen. Aber wendet Euch um! Seht, wie die Stadt hinanklimmt,
das Thal und den Fluß zu Füßen! Diesen nächtlichen Anblick einmal wieder
zu haben, blieb ich heut so lange; mein Abendgang führt mich täglich on
diese Stelle."
„Ihr suchtet die Einsamkeit; ich räume Euch das Feld," antwortete
Jacopoue und wollte sich entfernen.
„Bleibt!" entgegnete Benvenuto, „Laßtuns den eigenthümliche» Zufall,
der uns hier zusammenführt, so betrachten, als ob er eine Gottesbcstimmung
wäre. Es ist auch ein Sinn darinnen, daß wir beide hier wachen, während
die Stadt dort schläft."
„Laßt mich!" entgegnete Jacopone. „Ihr habt etwas Sanftes und Zwingendes
in Eurer Rede, ich dagegen liebe es, rasch und offen dreinzufahren. Ihr
möchtet mir das bald übel nehmen."
„Wie könnte ich!" entgegnete der andere," was geziemte Keffer Eurer
Jugend und meinem Alter, was könnte zu besserem Einklang und zu
größerem Wohle der Stadt zusammengestimmt werden."
Jacopone streifte den Sprechenden mit einem fragenden und arg-
wöhnischen Blick.
„Ich liebe diese Stadt," begann dieser wieder und faßte seinen Begleiter
am Handgelenk, wie um feiner Rede mehr Nachdruck zu geben und den
Weg zum Herzen seines Zuhörers zu finden. „Sie ist mir nicht mir was
die Vaterstadt jedem Bürger ist. sie ist mir auch was einem andern Manne
Weib'und Kind und das Haus ist, das er gegründet hat,"
Jacopone wollte sich mit einer ungeduldigen Bewegung losmache»,
ober Benvenuto ließ ihn nicht frei, sondern zwang ihn, seiner Rede Stand
zu halten,
„So lang ich denke, Hab ich meine ganze Kraft dieser Stadt gewidmet,
und seit mehr als zwei Jahrzehnten ging jede Gefahr einer Spaltung glück-
lich an ihr vorüber. Und Ihr wißt, wie viel Blut in dieser Zeit durch
innere Empörungen, wie durch das gewaltsame Abschütteln schlimmer Herren
in allen Städten floß von den Alpe» bis an das Meer, das Sicilien
umfluthet. Ihr habt auch gesehen, daß wir nur des Tages warten, an
welchem das große Reich neu gegründet wird, und daß uns nur die Er-
füllung dieser Hoffnung zu unscrm Glücke fehlt, nnr die gewissere Aussicht,
daß wir bald, nicht mehr allein stehc»d, sondern der Welt einverleibt,
an großen und weittragenden Unternelzniuugc» theiluehmen können.
„Nun bitt' ich Euch, Jacopone. dies Eine- Traut meinem Alter und
meiner Erfahrung so viel, daß Ihr Eurer Jugend und Eurem Ungestüm die

Züge! nicht schießen laßt, nicht, ehe Ihr prüfen konntet, ob Todi voll
Gedeihen ist, oder ob Ihr mit gerechtem Herzen mein Gegner sein könnt!"
„Ich bin nicht gekommen, Ermahnungen von Euch zu hören," sprach
Jacvpone gehalten, wandte der Stadt den Rücken und ging mit großen
Schritten in den Wald hinein; Benvenuto mit ihm.
„Nein," sagte dieser, „aber ich benütze Eure Gegenwart, um Euch zu fragen,
was Euer Absehn ist/'
„Ter Podest» Todis, oder wenn Ihr kwollt. der Stellvertreter des
Monaldo zu sein, wie ich gerufen ward," rief Jacopone mit dem ausbrechenden
Zorn seines Gemüths und mit Spott in den letzten Worten.
Benvenuto ließ eine Pause eintreten, ehe er antwortete. Er sah. wie
schwer es bereits für ihn wurde, das Herz seines Begleiters auf einer Bahn
zu erhalten, die nicht zum Aeußersten führte.
„War's nicht ich, der die Veranlassung zu Eurer Erwählung gab?"
fragte er, wieder einen langsameren Schritt einschlagend, dem Jacopone
wider Willen und unwillkürlich nachgab. „Ich kenne die Gesetze unserer
Stadt und weiß, daß die beiden obersten Häupter einander die Wage halten
sollen, damit keiner seinen Willen zum Gesetz machen kann. Und daß ich
i» Euch emen Mann von kräftiger Eigenart neben mir haben würde, das
sagte mir Euer Ruf."
„Meine Kraft," rief Jacvpone, „war Euch willkommen, aber Ihr meintet,
ich würde dieselbe in Euren Dienst stellen, und nun entsetzt Ihr Euch, daß
Eure Berechnung mißglückt ist. Nun versucht Ihr, mich mit einschmeichelnden
Worten nach Eurem Sinn zu lenke», und bietet jede Heuchlcrkunst auf, um
meine offenen Augen blind zu machen; denn Ihr denkt: sein Herz ist jung
und läßt sich leicht umgarneil, es kennt die Welt noch nicht, Ihr aber mit
Eurer Erfahrung macht daraus, was Ihr wollt. Aber ich beschwöre Euch,
schweigt," rief der junge Mann, die Fäuste ballend, „denn ich habe mein
Schwert am Gürtel."
„Auch ich," antwortete Benvenuto mit glcichmüthigem und festem Tone.
Darauf gingen sie lange und ohne zu wissen, daß eine Zeit verrann,
stumm neben einander; Jacopone starrte gedankenlos in die Wellen, nnd Ben-
venuto sann nach, ob es nicht zum Unheil führen müsse, den Streit in dieser
Stunde aufzunehmen.
Er sagte sich, daß Schweigen räthlicher wäre, aber das Berhängniß
zwang ihn, wieder zu reden,
„Daß Ihr voll Argwohn seid," suhr er deshalb fort, „sah ich heute
Morgen aus Eurer Antwort auf meine Rede, mit welcher ich Euch als
neues Glied unseres Gemeinwesens begrüßte, oder, wenn Ihr von Euch
sagen wollt, waS ich von mir nicht gern sage, als neues Haupt."
„Gewiß, als neues Haupt!" rief Jacopone. „Ihr saht schon, daß ich
ein Mensch bin und nicht ein Heiliger, wie Ihr. Ich habe Macht zu

herrschen und die Begier zu herrschen; aber die feige Lüge ist mir ver-
haßt, Ihr seid zwanzig Jahre Stndtmpitän, ohne daß Ihr es wolltet, nur
weil alle Andern es wollen. Glaubt nicht, daß ich Euch verhöhne, nur auf
die Probe stellen will ich Euch. Ich folge Eurem Beispiel und suche die
Liebe des Vvlks zu gewinnen. Als Ihr dasselbe thatet. könnt Ihr nicht
weit über mein jetziges Alter gewesen sein. Wenn sich nun Eure Mitbürger
gern mir ergeben, dann müßt Ihr, da Ihr ein Heiliger seid, der nicht
herrschen will, der um seiner selbst willen nichts erstrebt, mir weichen, auf
daß Todi glücklich sein könne. Wollt Ihr mir widersprechen?"
„Widersprechen?" sprach nun Benvenuto mit so starker und verwandelter
Stimme, daß Jacopone zusammenzuckte und den Hochaufgerichteten anstarrte,
„widersprechen nicht niehr, sondern Euch in den Weg treten — und Euch
prophezeihen: So lange ich lebe, soll Euch das nicht gelingen!"
Jacopone schlug ein schallendes Gelächter aus.
„Nicht wahr," rief er höhnend, „geprüft zu werden ist Eure Tugend nicht
gewöhnt. Ihr wollt blind bewundert sein wie von Serafine, meiner Braut!"
Dabei sah er seinem Feind scharf in die Augen. In diesen blitzte für
einen Moment ein Blick leidenschaftlicher Eifersucht auf, an welchem Jacopone
sich weidete, als hätte er den Verhaßten in's Herz getroffen, dann sprach
Benvenuto:
„Du bist der Knecht deiner Begierden und glaubst so reif zu sein, daß
du eine Stadt leiten dürftest? Dein Ohr ist dem Rath verschlossen, deine
Kraft deiner Willkür geliehen, du wärest als Tyrann entsetzlicher als nur
Einer, der Unglück über die Menschen brachte!"
Sie hatten den Olivenwald längst wieder verlassen und blieben nun
an einer engen Stelle des Tibernfers stehen. Niedere und kahle Berge
erhoben sich zu beiden Seiten, und das milde Licht des Mondes war
über ihnen.
Jacopone rang laut und schwer athmcnd nach Worten.
„Statt daß du mir alle Sünden vorwirfst, die du unter der Maske
eines Gleisners verbirgst, laß uns grimmig um das kämpfen, !was jeder von
uns allein besitzen will! Wir stehen einander im Wege, und Einer muß
weichen!" schrie er endlich und zog das Schwert. Auch Benvenuto hatte das
seine gezogen.
„Hast du kein Gewissen," rief er, „oder bist so schlecht, daß beim-
wüsten Leidenschaften es ganz übertönen? Weißt du nicht, daß man den
Ehrgeiz besiegen kann, und daß keiner zum Herrscher geboren ist ohne die
Pflicht, sein persönliches Glück für nichts zu achten?"
„Ich soll es lieber dir überlassen, du Heuchler!" schrie Jacopone, sein
Schwert zum Stoße erhebend.
Benvenuto wich zur Seite, dann begann der Kampf zwischen den beiden
Männern.
Benvenuto. seines Herzens noch mächtig, suchte seinen Gegner hinzu»

strecken, ohne ihn doch tödtlich getroffen zu haben; Jcicopone zielte mit rasender Wuth nur auf das Herz seines Feindes.
So drängten sie einander eine gute Strecke den Fluß hinunter, immer aus der Entfernung aufeinander eindringend mit ebenbürtiger Gewandtheit und Kraft.
Plötzlich aber stand die geschmeidige Gestalt Jacopones dicht vor Benvenuto. Zugleich erhob der junge Mann mit beiden Händen das Schwert und stieß es, ehe jener sich zur Wehr setzen konnte, in seine Brust. Benvenuto stürzte zur Erde.
„Seht das Gottesurtheil!" rief Jacopone, wie um das Grauen zu verleugnen, das ihn ergriff.
Aber dasselbe wurde nur gesteigert, als Benvenuto in der nächsten Minute mit dem Wort des Erlösers: „Vergieb ihm, denn er weiß nicht was er thut!" und mit einem Blick reiner und milder Versöhnung verschied.
„Ich Elender!" stöhnte Jacopone zum Himmel auf.
Dann floh er vor sich selbst und vor der Wahrheit, die ihm immer in's Ohr schrie. „Was hast du gethan! 'Ich werde dich ewig verfolgen!"
„Feigling!" sagte er sich. „Der Weg der Herrschaft ist offen und du zögerst, ihn zu betreten?"
Aber wie er auch sein Haupt zurückwarf, und mit dem nackten, blutigen Schwert, das er noch in der Hand hielt, das Haupt eines jungen Pinien-sprosses, der ihm im Wege stand, abhieb, immer hörte er wieder die Worte, mit welchen Benvenuto in den letzten Minuten seines Lebens gehofft hatte, das Gewissen des Rasenden, mit dem er eins werden wollte, wachzurufen.
„Was du gesagt hast." antwortete Jacopone dem Tobten, „ist gegen alle menschliche Natur. Wozu wären uns die Waffen gegeben, wenn wir damit nicht diejenigen abwehren sollten, die gegen uns auftreten. Was hast du für einen fremden Geist in mein Herz gebracht, unseliger Todter! Aber ich will ihn wieder abschütteln, und das behaupten, was ich mir im Kampfe mit dir schwer genug erstritten habe."
Als Jacopone begann, an die Bürger Todis zu denken, wandte er sich nach der Stadt zurück. Vielleicht würden sie sein Leben zur Sühne ver langen; er war weit entfernt, in dieser Möglichkeit ein Entsetzen zu sehen. Vielleicht aber würden sie ihm, wenn sie ihn gehört hatten, als einem neuen Herrscher von stolzerem Mulhe zujauchzen. Ehe er an die Stelle kam, an welcher er Benvenuto tödtlich getroffen hatte, wollte er das Tiberufer verlassen, doch er bezwang den Schauder, der ihn ergriff, und ging am Flusse hin. Der Tobte lag noch an der Erde. Als Jacopone das ernste, schöne Haupt und die mächtige Gestalt des Leichnams sah und betrachtete, wie das Blut den Mantel überströmt hatte, kam ihm zum erstenmal wie cm« weiter Ferne der Gedanke an Scrafine. Ein jäher Schreck durchfuhr ihn. doch zugleich auch der leidenschaftliche Entschluß, die Geliebte nicht aufzu-

geben, so lange ihm das Leben bleibe, und sich vor ihr zu rechtfertigen,
auch wenn er vom Leben lassen müsse.
Im Bewußtsein, daß es fast unmöglich war, ihr wieder nahezukommen,
nahm er gleichsam als erste That seiner Sühne den Leichnam auf seine
Arme, um ihn in Benvenutos Haus zu tragen. Tieselbe Uferstrecke, dew
selben Olivenwald, welche beide vor wenigen Stunden neben einander ge^
gangen waren. In den Ohren immer wieder alle Worte, die sie aus ihrem
Wege getauscht halten. Immer göttlicher der Sinn Benvenutos. immer
teuflischer die That seines Feindes.
Und nnn begann auch die Geliebte zu sprechen, die einst als Kind vier
Stunden lang an dem Gartenvsörtchen gewartet halte, um diesen Tobten
zum Freund zn gewinne». Wie lang würde sie nun warten müssen?
Der gewaltige Körper wurde de» jungen Armen eine immer schwerere Last,
Jacvpone trat auS dem Oelmaio, und Tvdi lag vor ihm, ein dunkler
Berg von Häusern, denn der Mond war untergegangen.
Sein Herz wurde von einer Qual zusammengeschnürt, deren ein Gott
der Rache, wenn er sie sah, sich erbarmen mußte, oder unsere Gedanken
haben darüber kein Urthcii. Keuchend schleppte er sich weiter. Ta sah er
ans der Stadt her Fackeln nahen. Sie bewegten sich langsam vorwärts,
sich stets nach rechts und links ausbreitend, so daß es nicht zu verkennen
war, daß ihre Träger sorgfältig nach etwas suchten. Es mußten Benvenutos
Tiener sein, die nach ihrem Herrn ausgegangen waren.
Als Jacvpone der Gedanke aufstieg, er würde von diesen Knechten
ergriffen und bewältigt werde», ließ er den Leichnam auf die Erde fallen.
Tabei verhing sich sein Sclnvert in den Mantel desselben und in seiner
si tierischen Hast wollte eS ihm nicht gelingen, sich wieder frei zu inachen.
Als er ober sah, daß die Fackeln nun schnell und geraden Weges näher
kamen, riß er sich gewaltsam los und stürzte zurück in den Oclwald. um
zu beobachten, ob es wirklich die Diener Benvenutos wären, und ob sie
ibren Herrn finden würden. Er setzte sich auf einen Baumstumps. obwohl
jene sich in der Richtung zu ihm her bewegten und er bereit sein mußte
nnf's Neue die Flucht zu ergreifen.
Da leuchtete der Aeußere aus der Reihe der Nahenden mit der Fackel
ein wenig zur Seite, beugte sich dann znr Elde hinab »nd rief den Namen
d^'S Stiftsherrn. Die andern drängten sich uin die Stelle, aus welcher
Benvenuto lag und stießen mit den Gebcrden des Entsetzens und der Ver
zivciflung laute Klagen um den Tobten aus. Von ihren Worten konnte
Iacopune keines vernehmen, dennoch lauschte er vorwärts gebeugt den
Tonen des Schmerzes und des Zornes. mit welchen diese kraftvollen, von
dem ungleichen Licht ihrer Fackeln beleuchteten Gestalten die Nacht erfüllten.
Endlich nahmen zwei den Leichnam in ihre Arme, und so zogen sie lang-
sam der Stadt zu.
Die Zeit, welche Jacvpone nun noch zögern mußte, um nnbemcrlt nach

Hause zu gelangen, wenn das überhaupt möglich war, verging ihm wie
einem ungeduldig Wartenden.
Früher, als es ihm selbst räthlich dünkte, machte er sich auf, und je
näher er der Stadt kam, desto gewisser schien es ihm, daß er alles in
Aufruhr finden, und daß man ihn alsbald gefangen nehmen würde. Aber
die tiefe Nacht der Gassen war ganz unbelebt, als er eintrat; er hörte nichts
als seine hallenden Tritte. Erst aus dem?ala?«o cloll' OMci« kam. eben als er
dem Thiirhüter klopfen wollte, der Bargellv mit den Gerichtsdienern, die
um diese Zeit die Runde machen mußten. Ter Bargellv redete seinen Podest»
an, doch dieser gab keine Antwort, was dem Manne aber kaum sonderlich
auffallen konnte, da Jacovone gegen seine Untergebenen stets von herrischem
Wesen war. Keiner oer Diener war wach, so konnte er sein Lager auf-
suchen, ohne der Pein einer weitem Begegnung ausgesetzt zu sein. Er warf
sich auf dasselbe, und wachte unter wühlenden Gedanken den Tag und die
Zeit des Handelns heran.
Auch Scrafine konnte den Tag kaum erwarten. Fast eine Stunde, ehe
sie di.e Messe zu hören pflegte, war sie schon zum Ausgehen bereit, aber sie
ging, als die langen Minute» endlich alle verronnen waren, nicht durch den
Garten, durch welchen man einen näheren Weg nach dem Dom hatte,
sondern durch dis gr^'sze Thor des Haufes. und eilte die Straße entlang
bis zum Palast Benvcnutos. Sie mußte die erste sein, ihm zu sagen, daß
sie Jacopones Braut war, so schwer ihr das Geständniß fallen mochte, denn
ein Geständniß erschien ihr diese Mitteilung Bcnvenutv gegenüber. Sie
wollte ihm, dem sie von jeher von jeder Regung ihres Herzens Rechenschaft
gegeben hatte, sagen, wie alles gekommen war, daß sie aber nie zu Glück
und Frieden gelangen könne, wenn die Verbindung mit Jacovone sie ihrem
bestem, ihrem höchsten Freunde entfremde. Sie fühle wohl, daß die beiden
einander nicht verstünden, und sei unselig darüber, aber sie sei gewiß, daß
sie sich endlich vereinigen müßten, da Jacovone wie Benvennto großherzig
sei — Benvenulo solle sich ihrer erbarmen, auch wenn sie es vielleicht nicht
verdiene — sie wisse nicht mehr, was gut und böse sei — ein Wirbel habe
sie ersaßt und fortgerissen, und sie bedürfe ihres Lehrers jetzt mehr als je.
auch Jacovone bedürfe seiner.
Ihr Herz war zerrissen und voller Angst. So gelangte sie an das
Thor des Stiflsherrn und pochte heftig. Die Dienerin Monna Tessa öffnete
ihr. Sie hatte rothgeweinte Angen. Serafine legle ihr die Hand auf die
Schulter; es crgriff sie, daß auch diese litt, und mit einem milden Tone, in
den sie ihr Mitleid legen wollle, sagte sie: „Laß mich hinauf gehen und
sage deinem Gebieter, ich fei schon so früh gekommen, ich müsse ihn bitten,
mir einen Rath zu geben."
Nun brach die Alte in Schluchzen aus und rief: „So wißt Ihr nicht,
daß er todt ist?"

„Monna!" rief Serafine wie beschwörend, dann flog sie die Treppe
hinan in das Gemach, in welchem Benvenuto auf einem Bette lag.
An der Thiire blieb sie stehen. Eine Furcht vor dem Tode, der ihr
nie so nah getreten war, der jähe Wechsel — dem lebenden Benvenuto hatte
sie noch vor einer Minute zu beichten gedacht, hatte vor seinem Tadel ge-
zittert und doch auf seine Milde gehofft — nun lag eine Leiche vor ihr —
das alles erfüllte sie mit solchem Grauen, daß noch kein Schmerz in ihr
aufkam. Doch blickte sie unablässig auf den ihr so fremd gewordenen Freund.
Sie trat leise näher. Als sie die Hände des Todten ansah und be-
dachte, daß diese Hände die ihrigen nie mehr drücken würden, übermannte
sie das ganze Weh ihres Unglücks, und ihre Seele erwachte aus der ersten
Betäubung. O wie verwaist sie war! Und doch war er jetzt noch bei ihr.
Sie kam ganz nahe und küßte seine Hand. Als sie die Lippen auf die
Todeskälte drückte, wollte sie wieder zurückschrecken, aber sie nahm sich Much,
legte ihre Hand auf die seine und kniete nieder neben seinem Lager. So
lange sie sein Antlitz noch sehen konnte, sollte niemand sie von dieser
Stelle wegreißen.
„Es kommt die Nacht, die kein Licht mehr hat," dachte sie.
Ein Geräusch an der Thür schreckte sie auf, Monna Tessa stand dort
und wartete, ob der Liebling ihres Herrn sie nicht befragen würde. Von
seiner Wunde konnte das Mädchen nichts ahnen, da man den Todten in
sein kostbarstes Ordensgewand gekleidet hatte.
„Wann, wie ist er gestorben?" fragte Serafine.
„Er wurde ermordet, am Tiber, unweit des Olivenwaldes."
„Ermordet?" rief Serafine, und stand auf ihren Füßen — „wer —?"
Die Alte machte eine gehcimnißvolle Bewegung, nahm Serafine an
der Hand und führte sie in die nächste Kammer. Dort holte sie unter den
blutbefleckten Kleidern des Todten eine Almosentasche hervor, bei deren An-
blick es Serafine schien, als ob der Boden unter ihr wiche. „Diese Tasche,'
sprach die Alte, „lag neben dem Leichnam und muß dem Mörder gehören.
Simone von Siena, der schon da war, Ineinen Herrn zu beklagen, meint,
er habe dieselbe am neuen Podest», an Messer Jacovone gesehen, aber
man müsse mit dem Verdacht gegen einen so Mächtigen vorsichtig sein."
Es schoß wie ein Blitz der Rache aus Serafinens Augen, aber nur
um gleich darauf wieder der Milde und der Trauer Platz zu machen.
„Möge dieser Verbrecher alle Qualen erdulden müssen!" rief Monna
Tessa. Aber Serafine nahm die Almosentasche aus der Hand der Alten,
führte dieselbe zurück in das Zimmer, in welchem die Leiche lag. und sagte:
„Wenn du deinen Herrn geehrt hast und noch ehren willst, wenn
du glaubst, daß er an mir gethan hat wie an einer leiblichen Tochter, und
daß ich ihn wie einen Vater und mehr noch liebe, so schivgie mir, Monna
Tessa, bei der heiligen Jungfrau, daß das, was ich jetzt zu dir sage, nie
nn irgend eines andern Menschen Ohr gelangen werde! Schwöre mir, daß

du schweigen willst, und daß das Heil deiner Seele verloren sein soll, wenn du redest!"

Die Alte schwur, von Neugier und Unterwürfigkeit bewogen, die theuersten Eide, und Serafine wußte, daß sie zugleich von unverbrüchlicher Redlichkeit war, »Simone von Sicna hat Recht," begann sie. „diese Almosentasche gehört meinem Bräutigam. Unterbrich mich nicht, Monna Tessa, ich muß dir in Eile alles sagen, was zu sagen ist. Ja, ich bin Jacovone verlobt. Wenn ich etwas thun kann, den Tod von ihm abzuwenden, so will ich es thun. Es ist ja noch möglich, daß er und Benvenuto durch einen Dritten an derselben Stelle angegriffen wurden, und daß Jacovone noch fliehen konnte und wollte — du würdest es heut erfahren, wenn es sich so verhielte — ich glaube es nicht. Ob mich mein Vater zwingen würde, mich auch jetzt noch durch mein gegebenes Wort für gebunden zu halten, weih ich nicht und kann es auf die Probe nicht ankommen lassen. Was sage ich! Der Andere wird mich und meinen Vater zwingen. Ich muß also fliehen. Es hat mich niemand gesehen, sage nicht, daß ich im Hause war, so wird niemand auf den Verdacht kommen, daß diese Tasche durch mich weggenommen worden sei. Du verräthst es nicht. Auf dich kann kein Verdacht fallen, da du Jacovone nicht kanntest und seine Feindin sein müßtest. Nun verschaff' mir eilig Mägdekleider, daß ich unbemerkt aus der Stadt komme."

Monna Tessa ging, den Befehl auszuführen.

„Sieh, daß die Kleider rein und möglichst neu sind!" bat Serafine noch.

„Wollt Ihr nicht Männerkleider nehmen?" fragte die Alte. „Es wäre sicherer."

„Nein!" antwortete Serafine und trieb sie wieder zur Eile.

Die kurze Zeit, welche ihr bis zur Wiederkehr Monna Tessas blieb, benützte Serafine, um von Benvenuto Abschied zu nehmen.

„So verblendet," sagte sie sich, „war ich durch die unreine Leidenschaft geworden, daß ich glaubte, du und jener, der zum Mord nicht zu gut war — ihr könntet eins werden! Aber nun habe ich mich entschieden, für dich, der du noch im Tode mein Leben bist, und ich bleibe dir treu!"

Die Magd brachte die Kleider und half, soviel die junge Herrin es zuließ, zu ihrer Vermummung, dann gelangte dieselbe, ehe noch jemand gekommen war, Benvenutos Leiche zu sehen, aus dem Haus und ging von Angst gejagt auf der Höhe im Rücken der Stadt eine weite Strecke, ehe sie einen gemäßigten Schritt anzunehmen wagte.

„O des Unglücks!" rief Frau Speronella, von der Messe heimkehrend, ihrem Manne zu, der nach seiner Gewohnheit des Mvrgens im Garten lustwandelte. Antonio blickte auf und fragte- „Weshalb schlägst du ein solches Jammergeschrei auf?"

„Du wirst in meine Klagen einstimmen," entgegnete sie tadelnd. „Ben-
venuto ist todt."
Antonio zeigte bei dieser Nachricht nicht die geringste Erregung, sondern
antwortete wie mit dem Gleichmuth eines Philosophen: „Was ist da zu
weinen und zu schreien? Müssen wir denn nicht alle sterben?"
„Aber er wurde ermordet!" rief Speronella.
„Todt ist todt, ob nun eine Krankheit oder ein anderer Feind der
Mörder mar." erwiderte ihr Gatte in unerschütterlicher Ruhe. „Ich kann
so viel unnütze Worte nicht hören,"
„Aber ich beschwöre dich," schluchzte Speronella, „Jacopone ist es ja
der die That an Benvenuto verübt haben soll!"
„Wie. Jacopone?"
„Nicht wahr, nun starrst du mich an, wie ich die Frau anstarrte, die
mir zuerst dies Entsetzen in's Ohr slüstertc. Dann aber horte ich es auf,
dem Wege noch zweimal wiederholen."
Margherita trat aus dem Hause. Als sie die Bestürzung der beiden
Gatten sah, wußte sie, daß die Unglückskunde, welche die Stadt erfüllte,
schon zu ihnen gedrungen war, und sie fragte nur:
„Habt ihr meine junge Herrin nicht gesehen? Ich fand sie nicht in
ihrer Kammer."
„Sie wird noch nicht von der Kirche heimgekommen sein," erklärte
Antonio.
„Sie war nicht in der Messe!" rief Speronella. „Um aller Heiligen
willen, wo ist sie!"
„Soll ich in der Stadt nach ihr suchen?" fragte die Magd.
„Und sende auch alle andern aus," stimmte ihr die Gebieterin bei.
„eilt, daß ihr mir mein Kind noch bringen könnt, che es sich, von diesem
Unglück überwältigt, den Tod giebt, um ihrem Bräutigam voran zu gehen."
„Unsinnige!" schalt Antonio, „Jündet die Welt an den vier Enden
an, damit sie nicht hinaus kann! Wo wird sie sein? In irgend einer
andern Kirche als der, aus welcher du kamst, oder im schlimmsten Fall
erfuhr sie von Bcnvenutos Tod und enthielt sich im ersten Schrecken nicht,
in sein Haus zu gehen und seinen Leichnam zu sehen."
„Und erfuhr sie dann nicht auch, wen man für den Mörder ihres
Freundes hielt?" rief Speronella wieder. „Weh uns allen! das Herz einer
Mutter ahnt mehr vom Schicksal ihres Kindes, als ihr mit eurem klugen
Verstände ausrechnen könnt!"
„Denk lieber daran, wie wir Jacopone retten," mahnte Antonio, doch
weniger zuversichtlich, als er vorher gesprochen hatte.
Frau Speronella aber rannte wie verzweifelnd in's Haus und wieder
in den Garten und zurück in s Haus, — niemand durfte bei seiner Be-
schäftigung bleibe», jeder sollte nach einer andern Richtung die Stadt durch-

forschen, sie allein wollte harren auf die gefürchtete Nachricht, die einer oder
der andere bringen würde.
Aber auch ihren Gatten ließ all dies, besonders aber die Sorge um
seine Tochter nicht langer ruhen; er nahm seinen Mantel, um Jacovone
in seiner Wohnung aufzusuchen. Vielleicht, das; doch der schlimmste Theil
der unheilvollen Botschaft nur ein falsches Gerücht war.
Vor dem Palast Benvenutos drängte sich eine große Menschenmenge;
die Thür stand offen und Männer und Weiber strömten aus und ein. Die
Armen blickten zu den Fenstern hinauf und erhoben ein lautes Schreien
und Klagen:
„Was hst er nicht für uns gethan!"
„Er hat für uns gesorgt wie ein Vater aller!"
„Es ist keiner von uns, der nicht eine Gabe von ihm an sich trüge'"
„Er hat uns aus seinen eigenen Mitteln den Arzt besoldet, wer nimmt
sich jetzt unserer Kranken an? So wie er es that, keiner!"
„Er gab immer den Armen Recht und war den ungerechten Reichen
ein Schrecken!"
„Hat er je eine Sünde begangen, so kann ihm doch keine angerechnet
werden, denn seine Wohlthaten löschen sie aus, wie Wasser das Feuer!"
Einer, der eben die Stufen aus dem Hause herabschritt, rief: „Laßt
uns zusammenstehen, Freunde, und nicht eher ruhen, als bis wir den
Mörder entdeckt haben, der uns die herrlichste Zierde unserer Stadt geraubt
hat! Kommt mit, alle, die ihr den ehrwürdigen Tobten gesehen habt, und
die ihr um seine Größe und um seine Güte trauert! Laßt uns den Podest»
aufrufen, es fei seine erste That unter uns, daß er uns den größten Feind
ausliefert, der uns je schädigte! Gelingt es ihm. so wollen wir seinen Helm
und seinen Panzer wie Reliquien aufbewahren, wenn er einst von uns
scheidet!"
Antonio war stehen geblieben, und er sah, daß während dieser Rede
einige sich noch mehr an einander drängten und leise zu einander sprachen,
als ob sie bericthen, ob sie ein Geheimnis? verrathen sollten oder nicht.
Andere, so schien es ihm, sahen mit herausfordernden, andere mit gering-
schätzenden Blicken auf ihn, als wollten sie sagen: Wir kennen dich, du
bist ein Freund des Verräthers!"
Antonio drängte sich durch eine der entlegensten Gassen und fand dann
auf dem Domplatz ein Getümmel, wie es sonst zu entstehen pflegte, ehe
ein Krieg unternommen wurde, oder ein Bürgcrkampf begann.
„Wir wollen ein Loch in die Erde graben," schrie Einer, an welchem,
Antonio eben vorbeischritt, „und ihn mit dem Kopf nach unten begraben,
wie es den Meuchelmördern gebührt!" Von allen Seiten hörte man den
Ruf: „Zum Podest»! zum Podest»!"
Scheu um sich blickend und voll Furcht, daß die ganze Schaar hinter
ihm her eindringen könne, gelangte Antonio an den k'äla/.xo clsll' Olli«,«

Frieda Port in München.
und über die Schwelle. Wv immer eine Gruppe von Welsen stand, zu der
gesellte sich Simone von Siena. Er schlug seine blauen Augen, die sonst
immer voll Unterwürfigkeit waren, heute auf, so daß man viel Falschheit
und Bosheit darin lesen konnte. Er munterte die Anhänger seiner Partei
auf, die Kunde zu verbreiten, daß Jacopone der Mörder Bcnvenutos gewesen sei.
„Wenn die beiden Häupter so plötzlich und im Kampf gegen einander
fallen/ sagte er, „so entsteht Streit unter den Ghibellinen. und stehen wir
dann zusammen, so siegen wir. Und auf den Thoren Todis werden wieder
wie vor Zeiten die welsischen Fahnen aufgerichtet!"
Simone betrieb seine Sache um so leidenschaftlicher, als er hoffte, daß
man ihn zum Anführer nehmen würde, da ihm der Zufall die ersten Waffen
gegen den Feind in die Hand gegeben hatte. Auch schien sein Anschlag
gegen Jacopone zu gelingen. Es riefen schon Einige laut: „Der Podest:,
soll uns Rede stehen!" und mit einem drohenden Gemurmel stiegen sie endlich
die Stufen zum ?älä27.o clsll' OK«« hinan und füllten den großen Saal
Antonio hatte unterdessen, als Jacopone ihm auf seine Worte: »Ihr
habt ihn getödtet?" keine verneinende Antwort gegeben hatte, mit schmerz-
verstörtem Gesichte gesagt, daß Serafine nicht im Hause sei, und daß er.
obwohl er zuerst seine Frau wegen ihrer Angst gescholten habe, nun selber
fürchte, sie sei entflohen.
„Ich fordere mein Kind von Dir!" rief er in Thranen ausbrechend,
als eben der verhangnihvolle Lärm der eindringenden Menge das Hau«
erfüllte.
„Komm mit mir," sprach Jacopone sich erhebend, „und stelle deine
Forderung noch einmal vor denen, die mein Leben in ihrer Hand haben.
Ist Serafine dann bis zum Abend nicht zurückgekehrt, und lassen sie mich
so lange frei, so suche ich nach ihr. bis ich sie finde.'
Damit schritten die beiden Männer dem Gerichtssaale zu. Als sie ein
traten, herrschte tiefe Stille, bis Jacopone an seinen Platz gelangte. Antonio
stand, nicht ohne für das eigene Leben zu zittern, neben ihm. Der Podest«
begann zu sprechen: „Ihr seid gekommen, um wegen der Ermordung Ben-
venutos Klage zu führen; ich bin gekommen, um euch hu sagen, wer ihn
getödtet hat."'
„Wer?" riefen viele.
„Vernehmt zuerst, daß er im Zweikampf fiel, und dann laßt mich alles
der Ordnung nach vorbringen. Benvenuto war mein Gegner, aber nur um
so mehr weiß ich zu ermessen, wie groß unser Verlust ist. und niemand wird
strenger als ich auf die Bestrafung seines Mörders dringen. Könntet ihr die
That ungeahndet lassen, wer sollte euch dann noch achten! Obwohl ich
jung und sein Feind war, würdigte er mich doch, mir zu sagen, wie sehr
er diese eure Stadt liebte. Er lebte nicht >für sich, wie jeder von uns
thut. sondern allein für euch. Als er dies zu mir sagle. hielt ich ihn für

einen Lügner, ja so erbittert war ich über seine Worte, daß ich das Schwert
gegen ihn zog und ihn zum Zweikampf zwang.
„Bleibt ruhig! Laßt mich zu Ende reden! Er hatte gehofft, mich in
klarer und edler Ueberredung aus einem Gegner zu einem Freunde zu machen,
und wären wir eins geworden, wie kräftig hätten wir dann hier an dieser
Stelle, die wir nun nie miteinander betreten, euer Wohl fördern können!
Aber jedes feiner Worte steigerte nur meinen Haß. Ihr wißt, tapfere Männer,
wie sich das Herz eines Mannes empören kann, wenn ein anderer ihn
meistern will. Noch als er todt vor mir lag, dachte ich vor euch hinzu-
treten und euch zu sagen: Ich habe mir die Herrschaft über euch blutig
erstritten, laßt sie mir, und ich werde euch zu großem Ruhme führen, bis
eure Stadt am hellsten in ganz Italien glänzt. Von alten Zeiten her find
unzählige über die Leichen ihrer Gegner zur Herrschaft gelangt, und in
unseren Tagen wird dies alte Recht mehr als jemals geübt. Aber die Ge-
stalt des Tobten wuchs mächtig und mächtiger vor meinen Augen, bis ich
mich vor ihm beugen mußte, und ich bekenne, daß ich zu niedrig war. ihn
auch nur zu verstehen, ehe sein Blut zum Himniel schrie.
„Jetzt weiß ich keine andere Sühne, als daß ihr mich tödtet, wie ich
ihn getvdtet habe. Ich gebe mich in eure Hand. Ihr seid alle seine Bluts-
verwandten, denn er war euer aller Vater, und an der Unerbittlichkeit, mit
welcher ihr das Urtheil an mir vollzieht, will ich die Größe eurer Liebe
zu Benvenuto messen. Laßt sein Vorbild vor euch hergehen und folgt
seinem Geiste in allem. Mir aber gewährt eine Bitte. Ehe ihr euch rächt,
gestattet mir noch, eine Pflicht zu erfüllen. Hier steht Antonio. Seine
Tochter ist mir seit gestern verlobt. Sie ist aus der Stadt verschwunden.
Es ist kein Zweifel, daß sie vor mir entfloh. Laßt mich leben, bis
ich alles versucht habe, sie dem Vater, der sie mit Recht von mir fordert,
zurückzugeben."
Es vergingen Minuten in lautloser Stille. Keiner wagte das Wort
zu ergreifen, alle waren von dem, was Jacopone gesagt hatte, erschüttert.
Er hatte seine Gegner waffenlos gemacht durch die Macht seiner Persönlich-
keit und durch die Unerschrockenst der Anklage und des Todesurtheils, die
er über sich selbst ausgesprochen.
Endlich erhob sich der Aelteste aus der Credenza und sagte: „Laßt
uns vorsichtig sein, und alles erwägen, ehe wir handeln! Werden wir auch
nicht unser Unheil vergrößern, wenn wir unsere Stadt eines zweiten so
begabten Sohnes berauben, indem wir den Tod Benvenutvs an Jacopone
rächen? Wir sahen vor wenigen Tagen ein großes Glück darin, daß er in
seine Heimat zurückkehren und dieselbe mit seinem Ruhme erfüllen sollte,
freilich ohne zu ahnen, wie theuer wir seinen Eintritt zu bezahlen hätten.
Wenn aber, wie er selbst sagt, aus der schrecklichen That, über die wir
ihn richten, eine Erleuchtung über ihn kam, ist es dann nicht für ihn und
uns besser, daß er uns in den Angelegenheiten des öffentlichen Wohles

Frieda Port i» München,
berathe, als daß ihn und all seine Fähigkeiten, vb er es Wohl verdiente,
das Grab ausnehme, an dessen Rande er steht?"
Als kein Laut des Mißfallens ihn unterbrach, fuhr der Redende mit
freudigerem und zuversichtlichem Tone fort: „Fragt euch selbst, was Benvenuto
beschliehen würde, wenn wir ihn noch fragen könnten, und keiner wird bezweifeln,
daß nichts mehr gegen seinen Sinn wäre, als wenn wir um seinetwillen Blut
vergössen. War es nicht einer seiner ersten Grundsätze, daß wir unseren
Feinden vergeben sollen, wenn nicht aus unserer Vergebung ein Unheil ent
steht, das größer ist als das Verderben dessen, der uns geschädigt? Wahr-
lich, aus unserer Vergebung kann nur Gutes hervorgehen, wenn wir dem
Manne verzeihen, welchen Benvenuto sterbend aus seinem Feinde zu seinem
Nachfolger gemacht hat!"
Als auch jetzt keine Stimme laut wurde, den Tod Jacopones zu fordern,
erhob sich ein Redner des großen Rothes und sagte: „So nimm unser aller
Verzeihung, und belohne sie uns mit der That!"
Todtenbleich und zitternd antwortete Jacopone: „Mein Sinn kann
eure Erwiderung noch nicht fassen, auch glaube ich, daß ihr eure Gnade
wieder zurücknehmen werdet. Wenn ich aber am Leben bleibe, so soll mir
jeder Athemzug in eurem Dienste stehen, so will ich euch in diesen Körper,
der dem Tod anheimgefallen war, den Geist Benvenutos pflanzen, und sein
Wille soll nie in meiner eigenen Meinung untergehen."
Dann bat Jacopone noch, man möge ihn allein und still sich entfernen
lassen. Er begab sich wie bewußtlos in seine Kammer und weinte heiße
Thränen.
Wo die Giana mündet, hatte Serafine das Tiberthal verlassen. An
fang» machte sie weite Umwege, so oft sie von fern eine Heerde erblickte,
aus Furcht, die Hirten möchten ihre Spur verrathen. Auch wagte sie, als
sie über den Berg wollte, nicht nach dem Weg zu fragen, sondern sie nahm
den ersten Pfad, der aufwärts führte. Sie glaubte lang, das Glück fei ihr
dabei günstig gewesen, bis sie in ein dichtes Gestrüpp von Brombeer
Hecken und Farrn gerieth, das sie zur Rückkehr zwang. Weil sie aber doch
immer hoffte, noch einen Weg in's jenseitige Thal zu finden, verirrte sie
sich so sehr, daß sie zu ihrer Entmuthigung Todi wieder ganz nahe vor sich
liegen sah, sobald sie in's Freie gelangte. Zudem war es Abend geworden.
Auf ihrem Wege, den sie nun im Thal der Giana fortsetzte, lagen in bctrScht
licher Entfernung von einander einsame Bauernhäuser. So oft sie eines
derselben hinter sich hatte, faßte sie den Entschluß, im nächsten ihre Zuflucht
für die Nacht zu nehmen, aber jedesmal wieder bezwang sie ihre Furcht vor
den Räubern der Gegend durch die größere Angst, sie möchte entdeckt werden.
Eine Kirche in den Feldern mit einem Häuschen, das dem Priester gehören
mußte, und in welchem noch Licht brannte, bot ihr endlich, als es schvn

Nacht war, eine Ruhestätte. Doch pochte sie nicht an der Thüre, sondern
sie setzte sich auf die Schwelle der Kirche: so war ihr doch, sobald eine
Gefahr nahen mochte, gleich auch die Hülfe nah.
Als sie am Morgen ihren Weg fortsetzte, rief ihr ein Bauer seinen
Gruß zu, sagte ihr, daß sie fröhlich aussehen solle, weil sie jung und reizend
sei, und fragte sie, ob sie wohl ein Mägdlein der Astancolli sei und auf
deren Burg zurückkehre?
„Ja," antwortete Scrafine, sich verstellend, „aber sagt mir doch, wo
der Weg über den Berg geht?"
„Es ist wohl näher über den Berg, aber viel beschwerlicher," antwortete
der Bauer und schickte sich an, ihr die Straße zu zeigen. Ein großer Hund
lief bellend vor ihm her, er pfiff ihm und gab ihm von einem Brote, das
er in der Hand hatte.
„Gebt mir auch davon," bat Serafine, „denn ich habe noch nichts
gegessen."
Er gab ihr das ganze Brot und blieb an ihrer Seite, bis sie ihn
drängte, an seine Arbeit zurückzukehren.
Gegen Mittag erreichte sie die Höhe, Hier konnte sie Todi noch ein-
mal sehen, und sie dachte dabei mit großer Beunruhigung ihrer Eltern, die
sie in bitteren Sorgen zurückgelassen hatte. Und wie lang würden sie auf
Nachricht warten müssen? Serafine wußte noch nicht, in welche Lage sie
sich begeben sollte, denn es mußte eine solche sein, aus der man sie nicht
alsbald wieder reißen konnte. Und das allein stand ihr fest: daß sie jeden
Lebenskampf dem Tod hinter Klostermauern vorziehen würde.
Wenn sie nun doch Männerkleider genommen hätte, und wäre nach
Bologna gegangen, eine Wissenschaft zu erlernen, dann bliebe Serafine ver-
schollen, während sie befreit ein neues Leben begänne. Aber, arm, wie sie
nun war, wer hätte sich ihrer in Bologna angenommen?
Es blieb ihr endlich nichts übrig, als eine Magd zu werden, obwohl
der Gedanke der Knechtschaft wie eine unbekannte Welt voller Schrecken vor
ihr stand.
Als Serafine sich auf so zaghaften Gedanken ertappte, raffte sie sich
auf und kam durch die Kastanien, zwischen welchen ein duftiger Himmel
herüberleuchtete, bis an eine Stelle, wo sich ihr zum ersten Mal ein Blick
auf den Bvlsener See aufthat. Als eine so schöne Welt zu ihren Füßen
lag, wurde sie fast muthig, und sie eilte den Abhang hinunter. Da sie aber
leicht ermüdete und in ihrem Leben nie so viele Mühsale durchgemacht hatte,
wie in diesen zwei Tagen, streckte sie sich, noch ehe sie an die Weinberge
und in's Thal gelangt war, auf dem Boden des Waldes hin, den hier ein
weiches Gras bedeckte. Unten floß die Paglia vorüber.
Scrafinen überkam eine süße Zufriedenheit mit sich selbst, daß sie nun
doch etwas von ihrer Liebesbetheuerung für Benvenuto erfüllt hatte, und
da der Schlaf ihre Augenlider schloß, sobald sie ihre Glieder der Ruhe

hingab, so war ihr noch zwischen Schlaf und Wachen, als lebte der Stifts-
herr wie vor zwei Tagen und nennte sie liebste Serafine. Dann aber
nahm sie im Traume an einem wüsten Feste theil, bei welchem die feinde
lichen Parteien ihrer Baterstadt in offenen Streit geriethen; sie selbst aber
weinte bitterlich, weil es ihr schien, als sei es von nun an unmöglich, daß
Frieden und Liebe auf Erden siegen könnten. Da war auf einmal Benvenutv
an ihrer Seite und kiißte sie auf die Stirn. Von diesem Augenblick an
hatte sie nur noch die Empfindung der Ruhe und des Glückes,
Nach einem langen und erquickenden Schlummer schlug Serafine die
Augen auf, und der Anblick, der ihr dabei wurde, gab ihr gleich die ganze
wache Besinnung zurück. Nah vor ihr, wo aus einem Felsblock ein Feigen
bäum hervorwuchs, standen drei bewaffnete Männer neben ihren Pferden,
so, daß sie Serafine im Auge haben konnten, und unterhielten sich in ge-
dämpftem Ton mit einander. Serafinens erste Regung war, aufzuspringen,
dann aber kam ihr gleich der Gedanke, daß es riithlicher für sie sei, sich
noch eine Weile schlafend zu stellen und zu lauschen.
Die Männer waren aus Todi, Simone von Siena befand sich unter
ihnen und schien ihr Befehlshaber zu fein. Er sagte in diesem Augenblick:
„Auch den Antonio bringen wir zu Allem, wenn wir seine Tochter in der
Hand haben. Wenn diese Beiden nicht gegen uns auftreten können, ist das
Beste gewonnen. Denn Jacvpone wiegt allein die ganze übrige Credenza
auf. Er soll aber sogar für uns sprechen müssen!
„Neberdies erwächst uns aus der Lage, in welche wir ihn bringen, der
Vortheil, daß wir zu den Todinern sagen können: ‚Seht, so sorgt man für
euer Wohl! Der jetzt über Euch gebietet, tödtet zuerst euren einzigen
wahren Freund, Benvenuto, und nun neigt er sich denen zu, welche er vor-
her für Feinde des Gemeinwesens ansah, nur um ihnen in den Arm zu
fallen, wenn sie feiner Braut etwas anhaben wollen/"
„Aber," warf einer der Begleiter ein, „wenn sie uns gleich mit den
Waffen angreifen, so sind wir ihnen nicht gewachsen und werden gänzlich
vernichtet."
„Dummkopf!" rief Simone und schlug ihm mit seiner breiten Hand
auf die Schulter, „als ob wir nicht gleich sagen müßten: Beim ersten
Streich, den ihr gegen uns führt, ist Serafine des Todes."
Die drei fingen nun laut nnd eifrig zu reden an, und Serafine —
wenn sie mit zwanzig Schritten den Pfad erreichen konnte, auf welchem sie
gekommen war, so war sie wenigstens für's erste aus den Augen ihrer
Feinde.
Sie erhob sich mit großer Vorsicht und schlich, den Athem anhaltend,
von Bmim zu Baum, ohne nach ihren Verfolgern hinüber zu schauen. Aber
sie kam nicht weit. Einer derselben war alsbald hinter ihr her, und als
sie nun, nur aus Angst und ohne Hoffnung, zu laufen anfing, lief er ihr
nach, fasitc sie, hob sie auf den Arm und trug sie, wie man ein Kind trägt,

lachend zu feinen Gefährten. Serafine lauschte, denn es war ihr, als hörte
sie vom Berge her ein Pferd nahen. Sie rief so laut sie konnte: „Kann
Niemand mir helfen!" Doch erhob sie dabei Hände und Blicke zum Himmel,
um ihre Feinde nicht aufmerksam zu machen.
„Nein!" lachten die drei, sie in die Mitte nehmend, „dir hilft Niemand
mehr, schöne Serafine; aber es wird dir ja gut bei uns gehen. Es sollte
mich übrigens wundern, wenn du nicht wüßtest, wie kostbar du uns bist;
denn ich wette, du hast unseren Gesprächen zugehört, weil du so eilig die
Flucht ergreifen wolltest."
„Ja, ich habe alles vernommen," erwiderte Serafine, „aber ihr habt
an zwei Dinge nicht gedacht: weder daran, daß mein Vater weiß, wie gerne
ich für unsere Stadt sterben würde, noch daran, daß ich mich auch selber
tödten kann, um eure Gegner desto mehr zur Rache gegen euch anzufeuern."
Der Reiter, welchen Serafine vorher schon vernommen hatte, war nun
ganz nahe, auch die drei Welsen hörten ihn, doch blieben sie, da es nun
zu spät war, um auszuweichen, ohne sich den Anschein der Feigheit zu
geben.
Serafine dankte Gott in ihrem Herzen für den Hoffnungsstrahl, den
er ihr ließ, aber mit beiden Händen ergriff sie den Arm Simones, als der
Reiler sichtbar wurde, denn es war Jacopone. Glück und Liebe flammte
in dem Herzen des jungen Mannes auf, als er seine Geliebte wiedersah
und sie noch aus der Hand ihrer Feinde erretten konnte. Er hatte aus den
Antworten, die er unterwegs auf seine Erkundigungen erhielt, ersehen, daß
sie ihr auf den Fersen sein mußten, obwohl sie, um ihre Pferde zu schonen,
den weiteren Weg durch die Thäler eingeschlagen hatten. Um ihnen zuvor-
zukommen, war er dann über den Berg geritten. Seine Leidenschaft bemeisternd,
grüßte er Serafine nur mit dem Blick und mit einem ehrerbietigen Neigen
des Kopfes, wandte sich an Simone und sagte: „Gebt mir Eure Gefangene
heraus, daß ich sie ihrem Vater zurückführe."
„Seht Ihr nicht," erwiderte Simone, „daß sie vor Euch zurückschreckt?
Sie mag das Blut an Euren Händen scheuen."
Serafine trat näher zu Jacopone und sagte mit fester Stimme:
„Aber, obwohl ich es scheue, bin ich doch eine Ghibellinin und ver-
gesse für diesen Augenblick alles andere."
Jacopone antwortete nicht, kaum, daß am Ausdruck seines Gesichtes zu
sehen war, welchen Eindruck diese Worte auf ihn hervorbrachten, aber in
seinem Herzen wogte es heftig.
„So müssen wir um die Beute kämpfen!" rief Simone, „Du, Noddo,"
wandte er sich an einen seiner Begleiter, „behüte unterdessen den schönen
Siegespreis, denn es käme ihr gewiß am gelegensten, uns allen zu ent-
fliehen. Wie das Wort einer sehnsüchtigen Braut hat ihre Kriegserklärung
eben nicht geklungen/
Jacopone ließ seinem Feinde nicht lange Zeit zu so unnützen Reden; er

war vom Pferd gesprungen, hatte den Mantel abgeworfen und drang auf
ihn ein. Der zweite von Simones Gefährten, als er dachte, der furchtbare
Jacopone werde sich auf ihn stürzen, sobald sein Herr ihm erlegen sei,
schwang sich, beim ersten Schwanken des Kampfes zum Nachtheil des Welsen
auf sein Pferd und ließ seine Genossen im Stich. Noddo schrie ihm einen
Fluch nach. Simone verwandte seinen Blick nicht von seinem Gegner, um
seine Streiche geschickt zu pariren, und auch Jacopone ließ den anderen nicht
aus dem Auge, kein Schritt, keine Bewegung des Einen, welchen der Andere
nicht mit der seinigen geantwortet hätte.
Serafine stand, die gefalteten Hände vor die Brust gepreßt und folgte
dem allen fast athemlos, hoffend, wenn Simone sich eine Blöße gab. zitternd,
wenn sie Jacopone in Gefahr sah. Dieser kämpft« im leichten Wamms
während der andere durch einen guten Panzer geschützt war. Au List war
der Sicnese überlegen, an Schnelligkeit Jacopone. Noddo hielt Serafine an
der Schulter zurück, was sie nur dann empfand, wenn sie, von einer Wendung
der Streiter zur Furcht hingerissen, denselben nahen wollte, und dann pflegte
sie jedesmal mit einem Ausdruck trauriger Resignation dem Hemmniß nach-
zugeben.
Jetzt sah sie, wie Jacopone, bemüht, seines Gegners Haupt zu treffen,
da derselbe den Helm abgelegt hatte, die Brust ungedeckt ließ, und der Angst-
ruf: „Heilige Jungfrau!" rang sich von ihren Lippen.
Bei diesem Tone wandte Jacopone, wie von einer dämonischen Macht
gezwungen, das Haupt. Im nächsten Augenblick quoll ihm das Blut aus
einer Brustwunde.
Serafine stöhnte. Aber ehe Simone und sie an einen solchen Wechsel
des Glückes denken konnten, fiel das Schwert des Getroffenen auf die Schläfe
seines Gegners. Simone stieß einen dumpfen Schmerzenston aus und stürzte
zu Boden.
Aber in der Entscheidung selbst erkaltete das Mitgefühl Serafinens für
den Sieger. Von dem Streiche der nämlichen Hand war Benvenuto gefallen.
Dennoch, als er sich nun zu ihr wandte und sie das Blut an feiner Brust
sah, reichte sie ihm ihr Taschentuch hin. Er preßte es vor die Wunde. Noddo
stand noch bei seiner Gefangenen.
„Geh," sprach Jacopone zu ihm. „begrabe deinen Herrn und kehre heil
und gesund zu deinen Freunden zurück,"
„Ich fürchte mich nicht, mit Euch zu kämpfen," entgegnete Noddo.
„Willst du noch ein Recht auf eure Gefangene geltend machen?" fragte
Jacopone verwundert.
„Um Donna Serafine kämpfe ich nicht," erwiderte der Welse, „mag
die Braut, wie Gott es bestimmt hat, des Bräutigams sein, aber ich will
mein Leben nicht als ein Geschenk Eurer Fcindeshcmd haben."
„Wenn du so tapfer bist," antwortete Jacopone, „wie deine Worte
bezeugen, so könnte sich's ja auch fügen, daß du meine Tage beendetest.

Wir schließen also einen Frieden mit einander, dessen du dich wahrlich
nicht zu schämen hast. Kehre heim und mög' es dir wohl ergehen!"
„Gehabt Euch wohl," antwortete Noddo in seinem rauhen Tone, schwang
sich auf sein Pferd und trabte langsam von bannen nach der nächsten Kirche,
um den Priester, und nach dem nächsten Bauernhause, um einen Wagen zu
holen, in welchem er den Leichnam zum Gottesacker fahren könnte.
„Nehmt nun mein Pferd," bat Jacopone, als er mit seiner Braut allein
war, mit unsicherer Stimme. „Es ist das folgsamste und zuverlässigste Thier,
und mir hat Simone das seinige überlassen müssen. Fürchtet Euch auch
nicht vor mir, denn meine einzige Absicht ist, Euch Eurem Vater zurückzu-
führen, der in großer Angst um Euch ist."
Serafine nahm das Pferd an, entgegnete aber, während Beide sich auf
den Weg machten:
„Ich kehre nicht nach Todi zurück; wenn Ihr aber meinem Vater sagen
wollt, daß es mir wohl geht, und daß er nicht zweifeln soll, er werde in
kurzer Frist gute Botschaft von mir erhalten, so muß ich Euch dafür dankbar
sein. Und nun verlaßt mich!'
„Gestattet Ihr mir nicht, daß ich Euch auf die Burg der Astancolli,
die meine Freunde sind, bringe?" bat Jacopone, „wir haben kaum eine
Viertelstunde dahin zu reiten."
„Die Burg war mein Ziel, als ich in dies Thal herüberging," ant-
wortete sie; „aber bedenkt, daß ich die Gefangenschaft in den Händen der
Welsen der Befreiung durch Euch vorgezogen hätte, wäre es nicht um Todi
gewesen."
Während sie so sprach, stieg die Empfindung in ihr auf. daß eine solche
Kluft zwischen ihr und Jacopone bestehe, daß sie in der That nichts von
ihm zu fürchten habe. Ten Gefährdeten an die Pflege seiner Wunde zu er-
innern, oder dieselbe selbst zu verbinden, was sie wohl verstand, schien ihr
indeß eine Pflicht der Menschlichkeit. Aber so sehr sie sich das vorhielt,
konnte sie doch kein Wort davon über die Lippen bringen.
Jacopone kämpfte mit sich, ob er sich nun vor Serafine rechtfertigen,
ob er ihr sagen sollte, wie alles gekommen war, wie alles jetzt stand —
und so ritten sie schnell und schweigsam neben einander das Thal entlang.
Die Vorhügel rückten immer näher an das Ufer der Paglia, und der
Weg fing an beschwerlich zu werden. Doch wurde schon das Castell auf
einem vom Waffer steilaufragenden Felsen sichtbar.
„Begleitet mich nicht weiter!" sprach Serafine, ihr Pferd anhaltend.
„Mir ist bange," entgegnete Jacopone, „sie möchten dort oben die
Fremde nicht aufnehmen, wie es Euch geziemt."
„Keine noch so erniedrigende Aufnahme brächte mir so viel Schande, als
wenn Benvenutos Mörder für mich sorgt," antwortete Serafine, die Worte
mühsam hervorpreffend.
Er glaubte zu sehen, daß seine That ihr weiches, kindliches Herz ver-

Frieda Port in München,
steinert hätte, und das Bewußtsein seiner Schuld wurde noch tiefer in ihm;
wie aber der Schmerz das Gegengift gegen den Schmerz ist, empfand er eine
Wohlthat darinnen.
„Darf ich Eurem Vater nicht sagen, wo Ihr weilt?" begann er wieder,
„wollt Ihr nicht zu ihm zurückkehren? Soll er, der Euch so sehr liebt, Euch
entbehren müssen?"
Die Innigkeit, mit welcher Jacopone sprach, machte ihn beredt.
„Warum," fuhr er fort, „wollt Ihr Euren Vater entgelten lassen was er
nicht verschuldet hat? Ihr wißt, wie verödet Euren Eltern das Haus fein
muß, dessen einziges Kleinod Ihr wart! Ihr seid vor mir entflohen, aber
Ihr seht, daß Euer Wille mir heilig ist, jetzt, da Ihr in meiner Gewalt
seid," — Serafine blickte bei diesem kecken Wort entsetzt auf ihn — „was
könntet Ihr in Tvdi von mir fürchten?"
Er wiederholte seine Frage in bittendem Tone: „Darf ich Eurem
Vater sagen, daß Ihr wiederkehrt?"
Was Jacopone sagte, war die Wahrheit. An ihren Eltern verübte sie
bitteres Unrecht. Daß er sie nicht zwingen würde, seine Gattin zu werden,
dafür war sein Benehmen in dieser Stunde eine feste Bürgschaft. Tic
Macht über ihr Herz und ihren eigenen Willen hatte er verloren. Dennoch
kostete es dem Mädchen einen harten Kampf, ihre Flucht aufzugeben.
„Ich sage Euren Eltern. Ihr kommt," unterbrach ihr Begleiter das
Schweigen.
„Ja, thut es," antwortete sie und warf einen Blick des Hasses auf
Jacopone.
Er schloß seine Augen, als blendete ihn ihr Blick, wie die Sonne.
So trennten sie sich.
Als Serafine »och eine Strecke weiter geritten war, kam er ihr noch
einmal nach und sobald er nahe genug war, daß sie ihn vernehmen konnte,
sagte er: „Ihr müßt ganz um den Felsen herumreiten, denn auf der ent-
gegengesetzten Seite erst führt ein bequemer Pfad an die Zugbrücke."
„Serafine wandte sich nicht um, ihm zu danken; all ihre Gedanken
waren einzig auf das Versprechen gerichtet, das sie ihrem kindlichen Sinn
hatte abzwingen lassen. Endlich an der Zugbrücke angekommen, zögerte sie.
stieg vom Pferd, band dasselbe an, denn sie wollte zu Fuß und bescheiden
eintreten. Konnte sie nicht doch noch entfliehen? oder wenigstens unver-
züglich, ohne sich vor Fremden zu demüthigen, in s Vaterhaus zurückkehren?
Aber sie fühlte, seit sie ausgeruht hatte, daß sie so übermüdet war, daß sie
ihre Glieder kaum mehr nach Willkür bewegen konnte. Die Wiederholung der
überstandenen Mühen war unmöglich für sie.
Mitten in diesen traurigen Betrachtungen hörte sie plötzlich die Stimme
Jacopones dicht neben sich flüstern: „Verstoße mich nicht!"
Sie fuhr in die Höhe und streckte beide Arme abwehrend gegen ihn
aus; doch war er im nächsten Augenblick wieder auf dem Rückweg zu seinem

Pferde. Sie wollte ihm, ehe sie ihn davonsprengen hörte, noch zurufen: „Pflege deine Wunde!" Aber die Stimme versagte ihr.
Von der Zugbrücke gelangte man durch ein großes Thor in einen breiten Hofraum, der eine zweite Mauer umschlosz. Außerhalb derselben stand ein starker viereckiger Thurm, der mit Zinnen gekrönt war. Serafine ging die Mauer entlang, um den Eingang in das Castell zu suchen, und sie sah zu den Bäumen hinauf, welche über die Mauer ragten und ihr verriethen, daß sich hier an das Gebäude ein Garten schloß. Bald stand sie auch vor einem hölzernen Pförtchen von gothischer Form, das feiner ganzen Höhe nach mit dem Wappen der Astancolli bedeckt war. Es war nur angelehnt und Serafine trat ein. Sie sah auf einer Bank nnter den Bäumen einen Herrn und eine Dame sitzen, während ein junger Mensch von etwa sechszehn Jahren ihnen eifrig eine Geschichte erzahlte, welche offenbar die Aufregung des Erzählers den Zuhörern mitthcilte.
Der Knabe wandte sich um. wie um den Ort zu bezeichnen, von welchem er sprach; da fielen seine Augen auf Serafine, welche sich ihm und seinen Eltern näherte. Ohne ihr einen Schritt entgegen zu gehen, maß er sie vom Kvpf bis zu den Füßen, und durch diese Unterbrechung wurden auch die Eltern aufmerksam auf das Mädchen. Der Vater ging auf sie zu und fragte, was sie suche.
„Ich habe mich verirrt," antwortete sie, „und muß meine Zuflucht zu Euch nehmen. Edle Frau," wandte sie sich an die Herrin des Schlosses, „ich bitte Euch, daß Ihr mich nur wenigstens für diesen Abend und über die Nacht aufnehmt; ich habe meinem Vater Botschaft gesandt, und er wird mich bald holen lassen. Keinenfalls aber will ich Eure Gastfreiheit länger als einen Tag in Anspruch nehmen."
Der junge Mensch beobachtete sie von der Seite mit mißtrauischen Augen.
„Ihr seid müde." sagte der Vater mitleidig und herablassend, und seine Gattin fragte Serafine, wer sie sei und woher sie komme.
„Könnt Ihr mich nicht aufnehmen," flehte diese, „ohne daß ich Euch dies offenbare? Ich litt großes Unglück, und es geht über meine Kraft, dasselbe im Erzählen noch einmal zu durchleben."
Die beiden Gatten wechselten einen Blick des Einverständnisses, 'dann sagte die Frau: „Ich will dich in eine Kammer führen, wo du ein wenig ruhen magst, bis wir dich zu Tisch rufen, denn du wirst auch der Stärkung bedürfen."
Daraufhin verließen alle den Garten durch ein Pförtchen neben dem Thor des Castells. Dies öffnete sich, und sie schritten über den viereckigen Hofraum an eine Freitreppe. An den Stufen angelangt, wollte Serafine ihre Wirthe bitten, ihr Pferd hereinführen zu lassen, als sie aber zugleich erwog, in welcher Lage sie sich befände, wandte sie sich und sagte: „Er-

Frieda Port in München.
laubt, daß ich nach meinem Pferde sehe, denn ich bin hergeritten; es steht draußen an der Brücke."
Die Astcmcolli sahen die dürftige Kleidung Serafinens an, die sie schon nicht mit dem städtischen und edlen Benehmen des Mädchens hatten zu sammenreimen können, und blieben einen Augenblick betreten stehen.
Erst als sie sich einige Schritte entfernt hatte, rief der Burgherr seinem Sohne zu: „Sorge für das Pferd, Donnellino!"
Der Knabe gehorchte murrend, und die Andern traten in s Haus.
War Serafine eine unschuldig Verstoßene, oder hatte sie wegen einer bösen That fliehen müssen?
Herr Astolfo degli Astcmcolli gab den beiden Frauen bis an den großen Saal, in welchem sich die Familie aufzuhalten pflegte, das Geleit, und Frau Vittoria führte die Fremde durch die langen Gänge des Schlosses in eine kleine säulengeschmückte Halle, aus welcher man in die Schloßcapelle hinabschauen konnte, und von da über eine Stiege in's zweite Stockwerk, wo sie ihr aus einer langen Flucht von Gemächern die letzte Kammer anwies, in welcher ein schönes Bett stand.
„Sagt mir nun, wie wir Euch nennen sollen," fragte die Dame zuletzt, „und kommt wieder zu uns, wenn Ihr ausgeruht habt!"
Serafine nannte ihren Namen, und Vittoria ließ sie allein. Bor dem Geiste der Einsamgelassenen tauchten nun alle Erlebnisse, die ihr vorher so stilles Leben mit einem Male bedrängt hatten, auf, bis sie an der Frage haften blieb, welche Stellung Jacopone nun in Todi einnehmen könne.
Sie hatte es nicht überhört, daß die Welsen, indem sie sie gefangen nahmen, auch ihn in ihre Hände bekommen wollten. Wie konnte er in solchem An» sehen stehen? Hatte er über Nacht das Andenken an Benvenuto ausgerottet und sich an seine Stelle gesetzt? War er ohne Strafe geblieben? hatte nicht fliehen müssen? Entflohen, sagte sie sich, wäre er nie. Auch als Mörder nicht? Wenn er nun an seiner Wunde stürbe, so hätte Gott ihn gestraft, weil die Menschen es nicht wagten. Hätte er die Wunde nur nicht um ihretwillen empfangen!
Gott! laß nicht auch diesen noch sterben! stieg es plötzlich wie ein heißes Gebet aus ihrem Herzen auf, und die Brust schmerzte sie an der Stelle, an welcher Jacopone verwundet war.
Und Todi? War alles umgestürzt, was Benvenuto aufgebaut hatte? seine ganze große Lebensarbeit an dem ersten Tag. an welchem cr nicht mehr athmete, zertrümmert? Jauchzte man vielleicht in den Gassen ihrer Vater- stadt dem Frcvelmuthe feines Feindes zu?
Die Liebe zur Heimat und die Liebe zu Benvenuto wurden ihr ein und dieselbe Empfindung, und was sie in der vorigen Stunde gezwungen zugesagt hatte, wurde ihr nun zum freien und stolzen Entschluß: nach Todi zurückzukehren. Es schien ihr gewiß, daß Jacopone, so lange sie in der Nähe sei, nicht wagen könne, dem Geist Bcnvenutos zuwider zu handeln.

Serafine erhob sich von dem Bette, auf welchem sie unter all diesen
Selbstgesprächen gesessen hatte, und sah auf den Fluß und auf das Thal
hinunter. Ihre Gedanken begannen dabei sich auf die Herrin des Schlusses
zu richten. Frau Vittoria war nicht mehr jung, doch war ihr Gesicht, ohne
schön zu sein, von feinen Zügen und von so ernstem Ausdruck, wie Serafine
das an einer Frau noch nicht gesehen hatte. Ist es möglich, dachte sie sich,
während sie schon auf dem Wege war, ihre Gastfreunde wieder aufzusuchen,
daß ich, so von Leid erfüllt, noch etwas neues erleben und seinen Einfluß
empfinden kann?
Sie fand die Familie im Saal mitten in lebhaften Gesprächen und
bemerkte bald, daß die Neuigkeit, welche Donnellino seinen Eltern bei ihrer
Ankunft mitgetheilt hatte, nichts anderes gewesen war, als die Nachricht vom
Kampf zwischen Jacvpvne und Benvenuto.
Sie vernahm, daß der letztere nicht durch einen Mord, sondern im
Zweikampf gefallen war, daß Jacopone sich selbst angeklagt und seine Mit-
bürger aufgefordert hatte, ihren Tobten zu rächen, daß er sie aufgestachelt
und ihnen die Rache zur Ehrenpflicht gemacht hatte.
Donnellino hatte sich mit der Menge in den Gerichtssaal eingedrängt,
und Jacopone, der ein Freund seiner Eltern und ihm von jeher ein Vorbild
aller ritterlichen Vollkommenheit war, hatte ihn durch seine Worte und
vielleicht mehr noch durch den Einfluß, den er in jener ernsten Stunde auf
eine zahllose Menge ausgeübt, zur höchsten Begeisterung entflammt.
Der Knabe konnte kaum Worte finden, um seinen Helden genug zu er-
heben, bis Frau Vittoria, um ihn zu hemmen, ihre Hand auf die seinige
legte und ihn fragte, ob er etwa den Tod des edlen Benvenuto nur für
eine Stufe zur Größe Jacopones halte?
„Wo Ehrgeiz an Ehrgeiz geräth. muß das Schwert entscheiden," fiel Herr
Aftolfo ein und erzählte, während seine Blicke wie mit Kampflust über die
Wappen, welche die Wände des Saales zierten, hinschweiften, von manchem
Mord, den er hatte verüben sehen, wo es die Herrschaft galt. Die Aus-
drucksweise des Burgherrn war roh und ungeschlacht wie sein Benehmen.
Das blutige Ereigniß, das sich in Todi zugetragen hatte, und seine
weittragenden Folgen wurden immer und immer wieder durchgesprochen, so
daß Serafine es endlich kaum mehr ertragen konnte, denn es schien ihr
immer mehr und mehr, als ob ihr Schweigen sie verrathen müßte, und als
ob sie zuletzt noch gezwungen fein würde, zu gestehen, wie nah all dies
Unglück sie berührte.
Sie war ganz blaß geworden, ihr Gesicht vergeistigte sich immer mehr
und die feinen Adern wurden darin sichtbar; auch ihre Hände, die sie leicht
gefaltet auf den Tischrand legte, schienen durchsichtig geworden,
Frau Vittoria beobachtete sie mit mitleidigen Augen und sagte bald
nachdem das Mahl, welches man unterdes; eingenommen hatte, beendet war:
„Ich glaube, liebe Serafine, daß Ihr nicht ausgeruht habt, als ich Euch in

der Kammer allein ließ-, es wird daher nothwendig sein, daß Ihr Euch zeitig
schlafen legt."
Serafine reichte ihr mit einem dankbaren Blicke die Hand, ein wenig
zaghaft, ob eine solche Vertraulichkeit nicht zurückgewiesen werden könnte,
aber Vittoria erhob sich, küßte sie auf die Stirne und sagte zu den Männern:
„Ich will unfern lieben Gast gleich jetzt entführen, ich hoffe ja. daß wir ihn
länger in unserer Mitte halten werden."
Sie hatte eine weiche Stimme, aber eine langsame und überlegte Art
zu sprechen, wie Menschen, welche vom Leben vielfach geprüft worden sind.
Nachdem sie nun allen eine glückliche Nacht gewünscht hatte, zündete Frau
Vittoria ein Oelliimpchen an, da es in den Gängen schon dunkel war.
schlang den Arm um das Mädchen und verließ mit ihr den Saal.
In einer der Kammern des oberen Stockmerkes blieb Frau Vittoria
stehen und fragte: „Wollt Ihr noch einen Augenblick mit mir plaudern?"
Serafine antwortete, daß sich sich sehne, ihrer Beschützerin zu sagen,
wie dankbar sie ihr für all ihre Güte sei.
Vittoria stellte das Lämpchen auf eine der Truhen, zu deren Aufbe-
wahrung die Kammer diente, dann trat sie zu einer anderen und sperrte
dieselbe auf.
„Ihr seid diese geringen Kleider nicht gewöhnt." sagte sie, „laßt mich
Euch bessere schenken, und bewahrt sie zum Andenken an mich!"
Trotz der abenteuerlichen Art. mit welcher Serafine in das Haus ge-
treten war, erging es der Wirthin wie ihrem Gaste: sie erinnerte sich nicht,
daß ihr je ein anderes Mädchen so wohl gefallen hätte.
„Ich werde Euch gewiß nicht vergessen können," antwortete Serafine
„und es kränkt mich wenig, daß ich wie eine Magd erscheine."
„Mich aber kränkt es, liebes Kind," entgegnete Frau Vittoria, und ich
gebe dir ein Kleid, das ich in meiner Jugend in frohen Tagen getragen
habe, als ich noch schön war, wie du, und das dir so oft wie einst mir ein
Zeuge des Glückes werden soll,"
Es war ein blaues Kleid und ein weißer Mantel mit goldgewirkten
Blumen und Rändern,
Als Serafine zögerte, das kostbare Geschenk anzunehmen, sagte Vittoria:
„Sei nicht zu stolz im Unglück! Du kannst mir ja, wenn es dir wieder
gut geht, oder wenn ich einmal dein Gast sein werde, Gleiches mit Gleichem
vergelten."
„Morgen," sagte Serafine mit ausbrechenden Thränen, „will ich Euch
alles erzählen, was mich auf die Flucht und in's Unglück trieb."
„Liebes Kind," beruhigte sie die Schloßherrin, „laß das jetzt! Es erregt
dich zu sehr und du bedarfst des Schlafes."
Dann zündete die würdige Frau noch voll mütterlicher Sorgfalt die
Ampel über dem Bett Serafinens an und sagte ihr ein heiteres: „Auf
Wiedersehen!"

Nachdem er sie noch einmal gesehen und sich noch einmal vvn ihr
losgerissen hatte, hielt sich Jacopone. so lang es gehen mochte, an dem
Gedanken, daß es ihm gelungen war, seine Braut zur Rückkehr in's Vater-
haus zu bewegen. Aber die Kälte und Ruhe, welche er an ihr gesehen,
ihre Abgeschlossenheit gegen ihn wurden ihm nun erst klar bewußt, so daß
sein Muth und seine Hoffnung sanken und schwanden. Es konnte keine
Wiedervereinigung geben, das was sie trennte, war zu ungeheuer. Er faßte
den Entschluß, freiwillig auf sie zu verzichten, ihrem Vater das Schloß der
Astcmcolli als ihren Aufenthalt zu bezeichnen und sich, wenn sie wieder
in Todi sein würde, so viel als möglich vor ihr zu verbergen.
Während es nichts geben konnte, was seinem ganzen Wesen so fremd
gewesen wäre, als Resignation, wurde ihm dieselbe ihr gegenüber zu
einem Gebot der Natur; ihre Ruhe war ihm theurer als sein Glück, so
sehr liebte er sie.
Er verband seine Wunde, so gut er es in der Hast vermochte, und
jagte auf dem guten Roß Simones durch das Thal. Aber ehe er an sein
Ziel gelangte, verließen ihn plötzlich feine Kräfte und er sank in der Nähe
eines Bauernhauses ohnmächtig vom Pferde. Die Bauern, welche auf dem
Felde arbeiteten, sahen es, kamen herbei und trugen ihn in die schlechte,
verwahrloste Hütte; dort legten sie ihn auf das ärmliche Lager, das ihr
einziger Reichthum war. Die Frau, welche mit ihren Kindern auf der
Schwelle gesessen hatte, war alsbald geschäftig, ein Stück Wäsche herbei-
zusuchen und den Verband gut zu machen; dann blieb sie am Lager
des Schlafenden, während die Männer an ihre Arbeit zurückkehrten.
Als Jacopone erwachte, hörte er das Weib mit häßlicher nnd scharfer
Stimme am Fuß des Bettes für ihn beten, und auch die Kinder stimmten
in die unheimliche Litanei ein, welche die Mutter immer von Neuem begann.
Er sprang aus dem Bette, und da ihn sogleich Bekümmernis; um die
versäumte Zeit erfaßte, fragte er barsch nach seinem Pserde. Die Frau,
von der Undankbarkeit ihreS vornehmen Pfleglings wenig befremdet, bediente
ihn so viel er deß bedurfte, uud als er ihr eine Spange seines Mantels
hinwarf, küßte sie den Saum desselben und rief ihm laute Segens-
wünsche nach.
Jacopone setzte seinen Ritt unverzüglich fort und kam spät in der
Nacht in Todi an.
Als Antonio und Spcronella Kunde von Serafine hörten, konnten sie
vor überströmender Freuds nicht genng Worte des Dankes für Jacopone
finden. Alles, was sonst geschehen, war ihnen nntergegangen in der namen-
losen Angst um ihr geliebtes Kind, und dessen Erretter, der Anfangs nur
in knappen Worten gesagt hatte, daß Serafine bei seinen Freunden weile,
und daß sie in ihr Vaterhaus zurückkehren wolle, mußte ihnen bald jeden
Umstand seines weiten und gefahrvollen Rittes erzählen.
Der böse Plan der Welsen setzte seine begierigen Zuhörer in die höchste

Frieda Port in München.
Erregung, und Antonio sagte, mit großen Schritten im Zimmer auf- und abschreitend, man müsse nun mit aller Macht dem verderblichen Simone entgegentreten. Er wollte von Plänen, wie das zu beginnen sei, reden, doch fiel Jacovone dem Eifernden in's Wort, um ihm zu sagen, das; er diesen Feind im Kampf um Serafine getödtet habe.
Da priesen ihn die beiden Gatten wie einen Helden, und ihm selber erwachte dadurch wieder ein Funke von Lebensmuth und mit demselben eine neue Hoffnung auf Serafine. Die Räume des Hauses, in welchem er sie gesehen und sein genannt 'hatte, hatten schon die Sehnsucht nach ihrer Gegenwart übermächtig in ihm erregt. Dennoch wollte er seinem Vorsatz treu bleiben und' bat Antonio, daß er seine Tochter ohne Zögern aus ihrer, jetzigen Lage, die sie vielleicht mancher Demüthigung aussetzte, befreie. Antonio dagegen, dem für den Erretter seines Kindes und für den Ueberwinder Simones kein Lohn zu gros; schien, forderte ihn auf, selbst nach der Burg zurückzureiten und Serafine zu holen.
„Es ist nach Allem, was Ihr für sie gethan habt, nicht anders möglich als das; sie Euch verzeiht!" rief er aus. „Ja. ich will, daß sie die Eurige werde!"
Was auch Jacovone bei diesen Worten denken mochte, er sprach keinen seiner Zweifel aus: er wäre noch in der Nacht wieder aufgebrochen, wenn ihn seine Freunde nicht gezwungen hätten, eine kurze Rast zu pflegen. Es war ihm kaum möglich, ruhig liegen zu bleiben; nur der Gedanke, daß er vielleicht sonst zur Unzeit am Ende seiner Kräfte anlangen könnte, bewog ihn, seinen Wirthen zu willfahren.
Am folgenden Morgen trat er seine Reise auf's Neue an, doch nicht in energischer Eile, wie neulich, sondern bald zagend, bald hastig verfolgte er seinen Weg.
Serafine aber erwachte an ihrem Zufluchtsorte erst, als die Sonne schon hoch stand.
Nachdem ihre Beschützerin von ihr gegangen war, hatte sie begonnen, sich selbst in ausführlichen Worten die Geschichte ihrer schönen an Benvenutos Hand verbrachten Jugend, dann den Sturm der letzten Tage zu wiederholen, so wie sie es Frau Vittoria offenbaren wollte. Darüber war ein großer Thcil der Nacht hingegangen. Nun schlug sie die Augen auf. und ihre neue Freundin stand Vor ihr. Jemehr vor Serafine die Wahrheit alles dessen, was ihr Anfangs mit den Träumen verwoben schien, deutlich wurde, desto trauriger blickten ihre Augen und sie rang die Hände.
„Du bist sehr unglücklich, armes Kind!" sagte die Freundin.
„Ich will es Euch alles sagen," antwortete das Mädchen und begann zu erzählen,
Ihr Schicksal sowohl, als auch die Reinheit ihres Gemüthes ergriffen

die ZuHörerin sehr, doppelt, da Jacopone, welcher mit so rauher Hand in
dies junge Leben hineingegriffen hatte, seit langen Jahren derjenige unter
Astolfos Freunden war, den Vittoria weit über alle Anderen stellte, dessen
Laufbahn sie unablässig im Auge behielt, für den sie in ihren Gedanken
sorgen, sich kümmern und glücklich sein konnte. Mit ihm stand nun dieses
ihr so liebenswürdige Mädchen in der verhängnißvollsten Beziehung.
Aus der Erzählung Serafinens hatte Vittoria ebensoviel Stärke des
Charakters, als Weichheit der Empfindung zu lesen geglaubt; welcher von
diesen beiden Zügen würde über Jacopones Schicksal entscheiden?
„Wenn Ihr Jacopone noch lieben könntet,,, sagte sie, „so könntet Ihr
sein guter Engel werden und seine einzige Rettung!
„O niemals!" rief Serafine wie außer sich.
„Gewiß," entgegnete die ruhige Frau, „kann Niemand ermessen, ob eine
solche Größe menschenmöglich ist, außer wer es an seinem eigenen Herzen
erfahren hat."
In diesem Augenblick trat eine Dienerin ein, die Herrin abzurufen
da ein Gast angeritten sei.
Serafine zog die Kleider an, welche sie von Vittoria erhalten hatte,
doch ohne daran zu denken, denn die letzten Worte der Frau, die sie
verehren mußte, schienen ihr unerhört.
Als sie kaum fertig war, trat ihre Freundin wieder in die Kammer.
„Jacopone ist da, Euch zu holen," sagte sie erregt,
Serafine erschrak.
„Soll mein Sohn Euch begleiten?" .
„Nein, ich fürchte mich nicht, mit Jacopone allein zu sein," antwortete
das Mädchen und richtete sich stolz auf.
Vittoria umfing und küßte sie. „Serafine." sagte sie, „Jacopone ist ein
Mensch, wie es nur wenige giebt; er kann tief sinken, aber sich dann um
sv höher emporschwingen; dieselbe Leidenschaft, die ihn zu einer verderblichen
Handlung hinriß, begeistert ihn zu großen Thaten. Und eine gute Menschen-
seele ist wie das Wasser, das über Kiesel fließt und immer wieder quellrn-
rein wird, mag es noch so sehr getrübt worden sein,"
„Frau Vittoria," erwiderte Serafine, „Eure Worte sind bitter. Wie
könnt Ihr, die Ihr nun mein ganzes Leben kennt, von mir verlangen, daß
ich dem verzeihe, der Bcnvenuto getödtet hat!"
„Lebewohl," sagte Vittoria mit ernster Innigkeit, doch Serafine vergaß
völlig ihrer Wirthin zu danken, denn sie mußte ihre ganze Kraft zusammen-
nehmen, um in voller Ruhe und Kalte zn scheinen, als sei sie nur befremdet,
daß ihr Vater keinen anderen Boten nach ihr ausgcfandt hatte.
Die edle Frau schwankte einen Augenblick, ob sie ihr folgen sollte, und
blieb dann in der Kammer zurück.
Jacopone wartete unterdessen im äußeren Hofe und ließ sich durch
alle Bitten Astolfos nicht bewegen, in die Burg einzutreten. Er holte selbst

das Pferd aus dem Stall und machte mit großer Sorgfalt Alles für
Serafine bereit, damit sie ohne Berzug aufbrechen könnten. Ihre Eltern,
sagte er, seien ohne Ruhe, bis sie die Tochter wiedersähen, und er habe
versprochen, keine Sccunde zu verlieren."
Sv ging denn Astolfo, über seinen Freund das Haupt schüttelnd, ins
Haus, Serafine herabzugcleiteu.
Er begegnete ihr auf halbem Wege und der gespannte Ausdruck ihres
Gesichtes fiel ihm nicht minder auf, als dos Benehmen Jacopones.
„Was verbindet oder trennt diese Beiden?" fragte er sich und zweifelte,
ob er ihr nicht seine Begleitung anbieten sollte.
Er kam nach einigen mühsam gewechselten Worten mit ihr in den
Hof, als Jacvpone eben mit liebkosender Hand die Mähne ihres Pferdes
strich. Als er die Beiden aus dem Thor treten sah, erblaßte er, doch Serafine
schritt vollkommen gefaßt auf ihn zu und fragte ihn: „Wie geht es meinen
Eltern. Messer Jacvpone?"
„Sehr gut," antwortete dieser in der größten Verwirrung, „nur daß
ihre Sehnsucht nach Euch unendlich ist."
„So laßt uns eilen!" antwortete das Mädchen, und Beide ließen dem
Schloßherrn kaum Zeit zu seiner Aufforderung, daß Jacvpone ihn bald und
auf lange besuchen sollte.
Auf dem schmalen Wege, welcher hinter der Burg hervor und an dem
Hang der Berge hinführte, konnten die Beiden nicht nebeneinander reiten,
sondern Jacvpone ritt vor seiner Schutzbefohlenen her.
Wenn ein Baum seine Aeste in den Weg hereinstrcckte, war er froh,
seiner Empfindung gegen Serafine einen Ausdruck geben zu können; er
drängte sich mit seinem Pferde hart an den Stamm und hielt die Zweige
zurück, bis sie vorüber war. Zweimal ließ sie das. wiewohl gegen ihren
Willen, geschehen, um nicht reden zu müssen; das dritte Mal sagte sie:
„Bemüht Euch nicht; ich bin nun an rauhe Berührung gewöhnt, aber Eure
Fürsorge kann ich nicht ertragen."
„Dürft Ihr mir die Reue verbieten?" fragte er.
„Dürft Ihr mich noch mehr peinigen, als Ihr schon gethan habt!" rief
sie aus. Doch hätte sie dies Wort am liebsten gleich wieder zurückgenommen,
denn nun hatte sie ihn herausgefordert, sich zu vertheidigen und mußte Alles
anhören, und wenn er darauf bestand, ihr Urtheil zu vernehmen, so mußte
sie unbarmherzige Worte aussprechen. Aber Jacvpone schwieg. Sie waren
schon im Thale und ritten neben einander. Um zu erfahren, ob nicht ihr
heftiger Ausruf ihn zu schwer getroffen hätte, blieb Serafine ein wenig
zurück, so, daß er an ihr vorüberkam; dabei sah sie, daß seine Augen mit einem
Ausdruck innigster Liebe auf ihr ruhten. Sie erröthete bis in die Stirne.
Wagte er nicht, sich vor ihr anzuklagen oder zu vertheidigen, er, der sich

doch so großer Macht über die Herzen der Menschen bewußt sein mußte, der vor alle Todiner furchtlos hingetreten war? Wagte er nicht, ihr zu antworten, ihr, einem jungen Weibe, das ihm nichts zu geben oder zu nehmen hatte, als Liebe?

Da Serafine von Herzen demüthig war. erschütterte es sie, zu denken, daß Jacopone sich vor ihr beugte, sie war nahe daran, ihm Alles zu vergeben, nur um ihn sein Haupt wieder frei erheben zu sehen; doch im nächsten Augenblick schaute sie mit Entsetzen auf seine Hand, welche Benvenuto getödtet hatte. Ein herber Jammer erfüllte sie. Wie, wenn sie ihm gerade jetzt um so mehr die Hand reichte? Gebot sie darin, daß sie das konnte, nicht über einen göttlichen Reichthum, war sie nicht, wie ihre Freundin gesagt hatte, seine einzige Retterin? Serafine dachte zurück an die Stunde, in welcher ihr diese Worte Vittorias unerhört erschienen waren — nun schien ihr vielmehr die Umwandlung unerhört, welche in so kurzer Zeit mit ihr vorgegangen war. Hatte Jacoponcs Nähe eine solche Gewalt über sie?

„Daß ich neben Euch herreite," sprach dieser, „und dabei denke, daß Ihr schon mein wart und es nun in Ewigkeit nicht mehr werdet, wäre allein Strafe genng für mein Vergehen."

„Wie starb Benvenuto?" fragte das Mädchen.

Jacopone erzählte in abgerissenen Sätzen, wie es zum Zweikampf zwischen ihm und dem Stiftsherrn gekommen war. Er klagte denselben an, daß er sich überhoben und ihn gereizt hätte, doch verschwieg er nicht, daß Benvenuto mit den Worten: „Vergieb ihm, denn er weiß nicht, was cr thut!" gestorben war.

„O! wie er mir lebt in diesen Worten!" rief Serafine, die es nicht gewogt hatte, ihren Begleiter durch Fragen zu unterbrechen, obwohl sie es schmerzlich empfand, daß Jacopones Bericht mehr von ihm selbst als von dem Tobten sprach. Sie begriff, wie schwer schon dieses ihm fallen mußte. „Daß du ihn getvdtet hast, Jacopone," fuhr sie im Tone innigen Mitleids fort, „und kanntest ihn nicht, wie mild er gegen jeden Fehler und Jrrthum war, wie groß und einfach in allem, was er that und sprach und dachte! Hätte dich nicht ein Dämon getrieben, du konntest nicht mit ihm in Streit gerathen! Du konntest, wenn dein Sinn dem seinigen noch so fremd war, darauf rechnen, daß er dich verstand, und wenn du seine Entgegnungen gehört hättest, wärest du zu seiner Uebcrzeugung gekommen!"

Neber Jacopone kam ein Gefühl der Glückseligkeir, als er Serafine ihm du sagen und trotz des Inhalts ihrer Worte in einer Weise mit ihm reden hörte, als fei sie ihm jetzt näher als am Verlobnngstage. Aber eine bittere Eifersucht auf den Tobten, den sie mit so begeisterter Miene erhob, machte es ihm unmöglich, das zu sagen, was ihn in ihren Augen am meisten von aller Schuld reingewaschen hätte: daß er die Größe Benvenutos erkannte.

„Ja, mit so übermenschlich versöhnlichen Worten starb er," wiederholte

Jacopone, um das nicht sagen zu müssen, was das Nächstliegende war, „aber er richtete dieselben nicht an mich, sondern an Gott,"

„Dann geht feine Ermahnung auch an mich," antwortete das Mädchen, „denn was Gott kann, dazu soll der Mensch sich erheben."

„Wer wird an Benvcnutos Stelle treten?" fragte sie nach einer Weil,,'.

„Ich," antwortete Jacopone.

Wäre bei einer Wendung des Weges Plötzlich die Leiche Benvenutos vor ihren Augen gelegen, es hätte Serafine nicht mehr um alle Fassung bringen können, als dieses Wort aus dem Munde des Mannes, dem sie einen Augenblick früher schon fast wieder ihre Hand gereicht hätte, damit er sich nicht noch mehr vor ihr erniedrigte. Wenn sie Jacopones Einfluß gefürchtet hatte, so wäre es ihr doch völlig unmöglich erschienen, daß er, als ein so junger Mann, der Nachfolger des Stadtcapitdns werden könnte, nachdem er schon das Amt des Podeste in Händen hatte.

„Nein, das sollt Ihr nicht!" rief sie aus. „O, daß ich kein Mann bin. nicht das Erbe Benvenutos antreten kann, mich Euch in den Weg zu stellen."

Ein leiser Schmcrzenston hemmte den Strom ihrer Rede, und alle Entrüstung, der sie noch eben Ausdruck gegeben hatte, wich einem neuen Erschrecken, als sie auf ihren Begleiter blickte und denselben auf's Aeußcrste verändert sah. Sein Gesicht war fahl, seine Lippen weiß, und es war augenscheinlich, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte.

„Um aller Heiligen willen, was ist Euch?" rief Serafine.

„Vielleicht erlöst Gott dich und Todi noch in dieser« Stunde von mir," antwortete er mit einem matten Lächeln.

Serafine half ihm vom Pferde, an das er sich dann halb ohnmächtig lehnte.

„Eure Wunde!" schrie Serafine.

Es war zum ersten Mal seit dem Wiedersehen, daß sie daran dachte.

„Meine Wunde," begann er wieder, und schüttelte das Haupt, „wollte Gott, sie wäre tiefer gegangen! Was mich verzehrt, ist ein inneres Feuer."

Serafine dachte an nichts mehr, als wie sie helfen könne.

„Wenn ich Euch hier so gut als möglich ein Lager bereite." sagte sie, „glaubt Ihr, ich dürfe Euch dann so lang verlassen, bis ich auf die Burg und hierher zurückkomme?"

„O ja, verlaß mich," rief Jacopone, „ich beschwöre dich! Du bist besser allein, als in meinem Schutz, Denn ich sage dir, auch der Tod siegt nicht über mich, sondern meine Qual überj uns beide; über uns alle. Ich bin so elend geworden, daß ich nur vor dir >auf den Kniecn liegen kann und dein Mitleid erflehen. Es >ist nichts mehr Ign mir von männlicher Kraft und Würde, ich kann nur noch weinen und klagen, bis ich sterbe!"

Serafine nahm leise den Mantel von der Schulter des Kranken und breitete ihn auf die Erde, dann rollte sie ihren eigenen, den sie von Frau Vittoria erhalten Hatte, zusammen und ^machte ein Polster daraus. „Ich

bitt' Euch," sagte sie, als sie damit fertig war, „legt Euch hier nieder! Ich will bei Euch wachen."
Er hörte sie nicht. Sie sah an seinen Augen und Wangen, daß er im Fieber war, ging näher zu ihm hin und wiederholte ihre Bitte, Er aber redete immer erregter und ängstigte sie immer mehr, bis sie endlich sagte: „Wenn du mich lieb hast, werde ruhig!" Sie hoffte, daß diese Worte die Kraft eines Zaubers üben sollten. Auch ließ er sich daraufhin wie ein Kind von ihr führen und streckte sich auf das Lager, das sie ihm bereitet hatte. Bald jedoch richtete er sich wieder auf, indem er sich auf seine rechte Hand stützte, und sagte: „Ich muß dir ein Geheimniß offenbaren. Ich habe Benvenuto erkannt, als ich ihn erschlug, schon ehe ich das Schwert erhob, wußte ich, daß ich ein Teufel war und deshalb diesen Geist des Lichts in meinem Wege nicht dulden konnte; einen unvergeßlichen Augenblick zuckte mir dies Bewußtsein durch das Herz, aber ich wollte es nicht zu Wort kommen lassen und ermordete ihn um so schneller. Was nützt es, daß ich nun versprach, meine ganze Lebenskraft einzusetzen, um das, was er wollte, zu vollbringen."
„Verspracht Ihr das!" rief Serafine, als ob sie beide in diesen Worten einen Triumph zu feiern hätten; aber Jacopone entgegnete verzweifelnd: .Meine That ist nicht mehr zu sühnen."
Serafinens Gesicht war von Angst so verzerrt wie das des Kranken, als sie sagte: „O ja, du kannst es sühnen! Und ich will dir helfen. Ja! wehre mich nicht ab, ich habe einen heiligen Beruf, dir zu helfen. Hand in Hand wollen wir alles wieder gut machen, wenn du nur willst. Sieh, daß d» mir das Geheimnitz deiner innersten Seele anvertraut hast, das Geheimnis; deines Gewissens, das fast nie ein Mensch ausspricht, ja, das die meisten vor sich selbst verbergen, das verbindet mich nun mit dir so stark, daß ich dich nie mehr verlassen kann!"
„Du Engel, mich Verworfenen!" rief Jacopone, ihre Hand an seine Augen drückend.
„Was du auch gefehlt hast." tröstete das Mädchen, „du bist nicht verworfen, denn es ist eine große That, daß du ein ganz neues Dasein beginnst und dich nicht davor fürchtest, deinen großen Jrrthum zu bekennen und mitten auf dem Lebenswege umzukehren. Weißt du nicht, daß im Himmel jötzt mehr Freude über dich ist, als über tausend Gerechte?"
Als Serafine ihrem Verlobten in die Augen sah, bemerkte sie. daß er ihren Blick nicht empfand, und rief ihn beim Namen.
Er öffnete die Augen weit, faßte sie gewaltsam an der Hand und sagte: „Ewiger, verhülle diesen Glanz vor mir! Serafine stand am Thor des Himmels, sie hat mein Schwert geküßt und meine Stirn, seitdem sind beide so rein und leuchtend geworden. Ich bin ein elender Mörder, aber ich kann es dir nicht mehr beweisen, sie hat alle Zeichen vernichtet!"
Die Geliebte kniete zitternd neben ihm. während er in solche Fieber-

Phantasien ausbrach, sie legte ihren Arm unter seinen Kopf und suchte ihn
zum Bewußtsein zurückzuführen, indem sie seinen Namen rief; dann harrte
sie mit laut klopfendem Herzen, ob er nicht etwas sagen würde, das ihr
bewies, er könne die Dinge, welche ihn umgaben, wieder wahrnehmen.
Er schien einzuschlafen, doch öffnete er bald wieder die Augen, sah sie
an und fragte: „Bist du da?" Dann lächelte er ganz glücklich, als ob er
sich so vor allem geborgen wüßte. Er hatte ihre Hand genommen und in
der seinen behalten. Als er fest schlief, machte Serafine sich los und ritt
eilig nach der Burg zurück.
Schon unterwegs begegnete sie dem jung en Herrn derselben. Sie theilte
ihm ihre Noth mit, und Donnellino veränderte mit einem Male sein ganzes
Benehmen gegen sie, bat sie um die genaue Beschreibung der Stelle, an
welcher sie sich mit Jacopone niedergelassen, und versprach für alles zu
sorgen, was den beiden nur dienen könne, und den Kranken unverzüglich
in einer Sänfte auf das Schloß tragen zu lassen.
So konnte Serafine früher, als sie gehofft hatte, zn Jacopone zurück-
kehren; aber mit der verminderten Gefahr stieg wieder die Erinnerung
an die Vergangenheit in ihr auf, doch kein Zweifel, ob sie recht handle,
beschlich sie dabei, sie war noch nie so sicher gewesen, hatte nie das Glück
einer so heiligen Pflicht in sich empfunden, und mit einer schwärmerischen
Begeisterung lächelte sie Benvenuto, den sie im Geiste vor sich zu sehen
glaubte, zu, als ob sie wüßte, daß er nun stolz auf sie wäre.
Sie fand den Kranken wach und bei Bewußtsein, als sie zurückkam.
Er fragte sie unzählige Male, ob es kein Traum sei, daß sie ihn liebe, ob
sie ihm wirklich vergeben habe; und er beruhigte sich nicht, bis sie ihn küßte
und die beiden, immer wie vom Schatten des Vergangenen bedroht, ein-
ander die süßesten Gefühle erweckten durch die Worte, welche sie tauschten,
während die Diener der Astancolli mit Donnellino unterwegs waren, ihnen
eilig Hülfe zu bringen.
* 5
5
Jacopone fiel auf dem Castell in eine schwere Krankheit. Anfangs
pflegte ihn Serafine allein, dann, als ihre Kraft dazu nicht mehr ausreichte,
wachte sie mit Frau Vittoria abwechselnd an seinem Lager. Dabei mußten
die beiden Pflegerinnen bald die Beobachtung machen, daß der Kranke immer
in heftige Aufregung geriet!), wenn seine Geliebte neben ihm saß, daß diese
Aufregung zunahm, wenn sie ihn verließ, daß er aber, sobald er sich an
Frau Vittorias Anwesenheit gewöhnt hatte, leichter eine Stunde des Schlafes
und der Erquickung fand. Aber erst, nachdem eines Tages in Folge der
stets erneuten Aufregungen eine höchst gefährliche Verschlimmerung seiner
Krankheit eingetreten war, entschloß sich Serafine. die Pflege ganz in
Vittorias Händen zu lassen. Doch blieb sie auf dem Schlosse, bis es mit
Jacopone besser wurde. Als er indeß zum ersten Mal wieder nach ihr

Verlangte, sagte ihm Vittoria, Serafine fei um seiner Gesundheit willen nach Todi zurückgekehrt, und sie that es auch alsbald, denn sie glaubte eher dies augenblickliche Opfer ihrer Liebe bringen, als auf die Dauer seinen Bitten gegenüber standhaft bleiben zu können.

Jacopones Verehrung für Frau Vittoria wuchs während seiner Krankheit so sehr, daß er ihr noch gehorchte, als er schon glaubte, ihre Sorge halte ihn zu lange gefangen. Herrn Astolfo suchte er, wo er ihn nur in Haus und Garten zu finden wußte; der Burgherr dagegen wich ihm geflissentlich aus, denn so gerne er mit dem verwegenen Freunde in gesunden Tagen verkehrte, so unerfreulich war ihm der Umgang mit einem Genesenden, den er in allen Dingen schonen und von Thaten zurückhalten sollte. Desto eifriger war Donnellino um den Gast des Hauses und kürzte demselben manche traurige Stunde.

Eines Morgens aber kam ein Bote aus Todi angeritten und begehrte, den Herrn Jacopone selbst zu sehen. Astolfo führte ihn in das Krankenzimmer, in welchem der Genesende am Fenster saß und weichen Empfindungen der Liebe und Sehnsucht hingegeben war.

Er kannte den Boten nicht, doch fragte er ihn mit begieriger Hast nach seinem Begehren und von wem er gesandt sei.

„Serafine, Herrn Antonios Tochter, sendet mich," antwortete der Mann und übergab ihm den Brief. „Ich bitte Euch, les't und gebt mir Eure Antwort mit, wenn ich wieder heimreite. Ich werde in der Gesindekammer warten, so lang es Euch beliebt."

Jacopone hörte den Todiner nicht zu Ende und bemerkte auch nicht, daß derselbe die Kammer wieder verließ; der Inhalt des Briefes, welchen er erhalten hatte, ergoß sich ihm wie ein Frühlingssturm durch Leib und Seele. Auf dem Pergament, das er in der Hand hielt, stand von Serafine geschrieben:

„Wenn du nicht todtkrank bist, so komme. Alle sagen, du wärest der Mann, dessen man jetzt bedürfe, aber man könne dich nicht rufen, da du krank seiest und dein Leben auf's Spiel fetzen würdest. Auch glauben sie wohl, sie könnten ohne dich fertig werden und schämen sich zu gestehen, daß du sie so sehr übertriffst. Es ist seit einem Monat ein neuer Bischof in Todi, der die Welsen um sich versammelt, und dessen Anhang täglich größer wird. Wenn es nicht bald zum Kampf mit ihm kommt, so wird seine Partei stärker als die unsrige, und ehe ein Jahr vergeht, ist Todi wieder eine welfischc Stadt. Ich gedenke deines Gelöbnisses, daß du unserer Vaterstadt ein neuer Benvenuto sein willst, und muß dir deshalb schreiben, in wie großen Gefahren sie schwebt."

Nachdem Jacopone genugsam gelesen hatte und der Freude über seine eigene Auferstehung Herr geworden war, suchte er Frau Vittoria, bat sie um Tinte, Feder und Pergament, denn in seiner Kammer fand sich nichts dergleichen, und schrieb an Serafine nur diese Zeile:

„Ich bin gesund und komme. Ich sehe dich nicht, ehe unsere Feinde besiegt sind."
Am nächsten Mittag war er in Todi. Er ließ durch einen öffentlichen Ausrufer den Rath in den ?iüä2«o äsll' «Bei« entbieten und zugleich verkünden, daß alle Ghibellinen sich waffnen und auf dem Domplatz versammeln sollten.
Schon bei seinem Eintritt in die Stadt hatte er gesehen, daß die Welsen durch die Gassen liefen und ritten mit dem Rufe:
„Es lebe die heilige Kirche, Tod dem Herrn Jacopone!" Doch enthielten sie sich jeder Schadenstiftung.
Jacopone begrüßte indeß im großen Saale die ganze Rathsversammlung. Er knüpfte mit kurzen Worten das Vergangene und das Gegenwärtige an einander und pries sich, trotz des bösen Anlasfes, der ihm dazu wurde, glücklich, seinen Mitbürgern gleich mit der That beweisen zu könne», wie ernst es ihm. als er zuletzt vor ihnen stand, und als sie ihm das Leben, das er verwirkt hatte, zurückgaben, wie ernst es ihm damals mit seinem Versprechen, stets mit seiner Person für das Glück Todis einzustehen gewesen sei.
Er forderte die Welsen, welche sich im Raths befanden, auf, ihre Parteigenossen zurückzuhalten, wenn ihnen der Friede und ihre eigene Wohlfahrt lieb sei, dann fügte er hinzu:
„Wenn es zum Kampfe kommt, so werdet ihr unterliegen und drückendere Verträge zu unterzeichnen haben, als die waren, nach welchen ihr jetzt unter uns lebt."
Die Welsen verlangten eine Erweiterung ihrer Rechte, und als sie sahen, daß Jacopone auf ihre Forderungen nicht einging, verließen sie den Saal.
Hierauf faßten die Ghibellinen den Entschluß, ohne Verzug zum Kampfe 5« schreiten, sie gesellten sich zu der bewaffneten Schaar, welche sich auf dem Domplatz versammelt hatte, und Jacopone feuerte sie mit thatlustigen Worten an, ihre Fahne zu vertheidigen.
Mächtig und von allen Seiten ertönte nun der Ruf: „Tod den Welsen! Es lebe Messer Jacopone!"
Die Welsen, welche Widerstand leisteten, wurden mit geringem Verlust auf ghibellinischer Seite niedergemacht, und ihre Anzahl wurde immer kleiner, denn die meisten gaben ihre Sache bald auf und flüchteten sich in ihre Häuser, hoffend, daß man sie nicht bemerkt habe, und daß sie für den Fall, daß die Ghibellinen mit Gütereinziehungen und Verbannungen strafen würden, einer solchen Rache entgingen. Dennoch dauerte der Kampf bis zur untergehenden Sonne.
Serafine sah von ihrer Kammer auf die Stadt herab, doch konnte sie nicht in die Gassen, sondern nur über die Dächer blicken; aber das Kampfgetos scholl mit deni Läuten aller Glocken vermengt zu ihr herauf.

Antonio war vor Aufregung krank geworden und lag auf seinem
Bett, an welchem Speronella getreulich saß und ihm zuhörte, wie er darüber
klagte, daß er heut sein tapferes Schwert nicht führen könne, und immer
drohte, er werde dennoch sein Lager verlassen, wenn ihm eine solche Kühn-
heit auch den Tod bringen würde.
Mit einbrechender Nacht kam Jacopone in Antonios Haus und brachte
die Botschaft des Sieges. Er schien, seit Antonio ihn nicht gesehen hatte,
um Jahre älter geworden, sein Gesicht länglicher als früher und bleich, jeder
Zug und besonders seine Augen viel ausdrucksvoller. Serafine kam ihm
entgegen und reichte ihm beide Hände.
Er dankte ihr, daß sie ihm geschrieben hatte, als es äußerste Roth
war, sie dankte ihm, daß er ihr geglaubt und gesiegt hatte. Doch wechselten
sie nicht viele Worte, sei es, daß die Gegenwart der Eltern sie beengte, oder
daß ihre Herzen überhaupt zu voll waren, um Worte zu finden. Jndeß
nahm Jacopone an diesem Abend das Versprechen mit fort, daß er Serafine
schon in wenigen Wochen als Gattin heimführen sollte.
Als sich die Nachricht von seiner nahen Vermählung verbreitete, sah
die ganze Stadt dieser Hochzeit wie einem öffentlichen Feste entgegen, und
dadurch wurde auch ihm größere Freiheit, Vorbereitungen für dieselbe, sowie
für das ganze künftige Leben zu treffen. Für seine Braut ersann er immer
neue Ueberraschungen, die er zuletzt damit krönte, daß er Benvenutos Palast
kaufte, um denselben mit ihr zu bewohnen.
Als er ihr dies sagte mit der strahlenden Miene desjenigen, der wohl
weiß, daß es seiner Liebe gelungen ist, das Beste auszusinnen, rührte er ihr
Herz so sehr, daß sie ihm betheuerte, es solle nichts in der Welt geben
was sie nicht für ihn thun würde.
Am Hochzeitstage war lauter Jubel in Todi, und nur der Ernst des
B-autpaars erinnerte daran, daß erst wenige Monate vergangen waren, seit
de - Stiftsherr durch die Feindschaft seines nun so gefeierten Nachfolgers
gefallen war.
Auch als die jungen Eheleute dann für immer verbunden und allein
in ihrem eigenen Hause das Leben mit einander theilten, war ihre Wonne
wie ein niedergehaltenes Feuer, das nur zuweilen in hohen Flammen auf-
loderte, denn so groß auch das Glück war, das in ihnen und vor ihnen zu
liegen schien, so lastete doch die ereignißreiche Vergangenheit zu schwer auf
ihren Gemüthern.
Jacopone wurde nicht müde, seiner lieblichen Gattin zu sagen, daß er
es nicht Werth sei. eine solche Seligkeit zu genießen, daß das einzige, was
er zu seinen Gunsten in die Wagschale zu werfen habe, die Gewißheit sei,
daß er nicht mehr wie ehedem aus dem Glück, das ihm geschenkt werde,
Uebermuth trinke, daß jedes Liebeswort, jeder Kuß von ihr ihn mehr an-
eifere, das Gelübde, welches er Todi und ihr gegeben habe, zu halten und

ganz so selbstlos wie Benvenuto über das Wohl der Stadt zu wachen, für Todi zu leben und zu sterben.
Die Leidenschaftlichkeit selbst, womit er diese Betheuerungen aussprach, zeigte Serasine, wie fern ihr Gatte von dem Geiste des Tobten war, aber ihre Liebe half ihr leicht zu dem Schluß, daß er das vorgesteckte Ziel auch so erreichen könne.
Die nächsten Monate vergingen darüber, daß die Ghibellinen und Jacopone an ihrer Spitze den Welsen die Bedingungen, unter welchen sie fortan in der Stadt leben sollten, vorlegten. . Der Ruhm von Jacopones Weisheit und Gerechtigkeit wurde alle Tage laut und man pries die Wohlfahrt, welche er in Todi vorbereitete, bald höher als diejenige, welche Benvenuto zurückgelassen hatte.
Nur die Annen waren mit dem neuen Herrn nicht zufrieden. Er vergaß ihrer nicht nur, sondern er fand es gerecht, daß diejenigen, welche sich nichts erwerben konnten, darben sollten; auch meinte er, die Zufriedenen unter ihnen trügen nicht schwer an den gewohnten Entbehrungen, die Unzufriedenen dagegen verdienten ihre Strafe. Diese hochfahrenden Züge im Wesen ihres Gatten empörten oft Serafinens weiches Herz, ober schon dadurch, daß er sie ganz frei gewähren ließ, wenn sie die großmüthigsten Wohlthaten nach allen Seiten hin übte, nahm er ihr den Muth, ihm einen lauten Borwurf wegen seiner Härte auszusprechen, und es war, als raubte ihr seine Nähe etwas von der Kraft, ihm in bösen Dingen Widerstand zu leisten. Die Macht, welche seine Gegenwart immer über sie geübt hatte, wurde durch die Gewohnheit des Zusammenlebens nicht schwächer, sondern sie steigerte sich noch, und zuweilen kam ein Jagen über sie, wenn es ihr schien, als ob Alles an ihm darauf hindeutete, daß er zum Herrscher geboren sei.
Der Vertrag mit den Welsen war kaum geschlossen, als die Nachricht von Kaiser Rudolfs Tod eine neue und mächtigere Aufregung hervorrief. In ganz Italien erhoben sich die Ghibellinen zu stolzen Hoffnungen. Wenn der Nachfolger Rudolfs dieselben rechtfertigte und sein Ohr der Stimme neigte, die laut über die Alpen klang und ihn herbeirief, wenn er es nicht verschmähte, ein großer Herrscher zu werden, dann war Todi an dem Ziel angelangt, das ihm Benvenuto fast wie einen Zustand der Glückseligkeit vor Augen gestellt hatte. Hätte er gelebt, gewiß er hätte das Wort aller derer gesprochen, die eine große Sehnsucht, die sie durch ihr ganzes Leben getragen haben, erfüllt sehen, das Wort Simeons: „Herr, nun lassest du deinen Tiener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen/ Auch wurde in diesen Tagen viel Benvenutos gedacht und der reine Geist wieder gepriesen, mit welchem er Todi in der schweren Zeit der Tyrannien vor jedem Tyrannen bewahrt hatte. Aber es galt vielmehr, in seinem Sinn zu handeln. Vor allem mußte das Verhältnis festgestellt werden, in welchem man zum Kaiser stehen wollte, welche Freiheiten gewahrt, welche Wechsel-

fertigen Verpflichtungen eingegangen werden sollten. Die Berathungen darüber waren so wichtig als dringend, denn sobald der Kaiser erwählt sein würde, mußte ein Gesandter an ihn geschickt werden, womöglich als der erste, der aus Italien zu ihm kam.

Daß dieser Gesandte nur Jacopone sein konnte, unterlag keinem Zweifel. „Nun füll es mir gelingen." sagte derselbe eines Tages in der Rathsverfammlung. „daß wirklich, wie ich einst hoffte. Todi unter meiner Führung vor allen italienischen Städten hervorleuchtet!"

Er schien Plötzlich wieder derselbe zu sein, als welcher er vor etwa einem Jahr in die Stadt gekommen war. Fast übermüthig war die Haltung, in welcher man ihn jeden Tag dem ^ala«?« cisll' <M«o zuschreiten und denselben wieder verlassen sah. Nun konnte er alles gut machen, was auf ihm lastete, ja im freudigen Erfassen seiner weittragenden Pflicht fühlte er kaum, daß noch die Last einer Schuld auf ihm liege.

Auch Serafine begann mit einer Freudigkeit zu leben und zu lieben, als ob nun keine Trauer mehr an sie heranreichte.

Da kam am Tage, als man die Himmelfahrt Christi feierte, Monaldo mit zwei anderen Florentinern in Todi an, und sie ritten, ohne vorher in einer Herberge Halt zu machen, an den Palast Jacopones. Nachdem sie von diesem und seiner Gattin mit Ehrenbezeigungen empfangen worden waren, verlangten sie den Hausherrn allein zu sprechen, und er begab sich mit ihnen in ein anderes Zimmer.

Serafine hätte ihn zurückhalten mögen, es stieg ihr beinahe die Furcht auf, sein Leben könnte gefährdet sein, und während der ganzen Unterredung, welche die Männer dann miteinander pflogen, lauschte sie voll Angst und Unruhe, ob ihr Gatte nicht endlich wieder käme, und ihre Phantasie spiegelle ihr die unseligsten Möglichkeiten vor.

Die Fremden aber waren im Namen aller florentinischen Ghibellinen gekommen und forderten Jacopone auf, sich an die Spitze ihrer Partei zu stellen, denn sobald sie ihn zum Haupte hätten und sich so mit dem Kaiser verbündeten, müßten die Welsen in Florenz gestürzt werden.

Jacopone wies sie zurück. „Todi ist nicht nur meine Vaterstadt." sprach er mit festem Tone, „der ich schon von Natur mit meiner Kraft vor allein verpflichtet bin, sondern ich habe obendrein öffentlich und ausdrücklich gelobt, einzig für sie zu leben und zu sterben."

Darauf erwiderten die Fremden, große Ereignisse lösten solche Gelübde, an die Stätte der Gefahr rufe das Vaterland feine besten Männer, das ghibellinische Todi sei nun auf alle Fälle geborgen, Jacopones Einfluß werde sich auch bis hierher erstrecken; die glückliche Umwälzung in Florenz könne für ganz Italien maßgebend werden, Todi dagegen werde immer allein stehen bleiben; er könne nicht so blind sein, das zu übersehen, nicht so engherzig, daß er, wenn er es einsehe, dennoch seine Kraft hier brach liegen lasse; nur wenigstens auf ein Jahr solle er sich entschließen, ihrem Rufe zu folgen."

Sie drangen mit all ihren triftigen Gründen so lange in Jacopone.
bis dieser dem Ruhm und dem Reiz, welchen Florenz auf ihn übte, nicht
mehr widerstand, sondern zusagte. Er überredete sich, daß es wirklich seine
Pflicht sei. Doch verlangte er von den Fremden, die Sache vorerst noch
ganz geheim zu halten, und dieselbe sogar vor seiner Frau nicht früher zu
berühren, als bis er ihr hätte erklären können, weshalb er so handeln würde.
Darauf kehrten sie alle zu Serafine zurück. Obwohl Jacopone bemerken
mußte, daß seine Gattin in großer Unruhe war und immer eine Gelegenheit
suchte, mit ihm allein zu sein, wich er keine Minute von seinen Gästen.
Endlich wurde es Nacht, und die von der Reise Ermüdeten begehrten
ihr Lager aufzusuchen. Jacopone begleitete sie in das Gemach, welches für
sie bereit gemacht war. Es dauerte lange, bis er zurückkam.
Er hatte aber die Thüre kaum geöffnet, als Serafine ihm zurief:
„Was wollen die Florentiner?"
„Wir müssen nach Florenz," antwortete Jacopone kurz und wie im Ton
eines Befehls. „Nur für ein Jahr. Die Ghibellinen dort bedürfen meiner."
„Wann?" fragte Serafine, und sah ihren Gatten starr an.
„Noch vor Pfingsten," antwortete er.
„Und Benvenuto? und Todi?" rief sie in Heller Entrüstung.
„Glaubst du, daß ich meine Pflicht verletze?" antwortete er rauh.
„Ob ich es glaube?" entgegnete sie, ihrer selbst ganz so wenig mächtig wie
er. „Ob ich es glaube, wenn du mir ohne Zweifel sagst, daß du es thun willst?"
„So kannst du mich foltern!" rief Jacopone in Zorn ausbrechend, „und
weißt nicht, daß es deine Pflicht wäre, in einer Stunde, die schwer genug
für mich ist, meine Hilfe zu sein? Verurtheilst mich, ohne dich nur einen
Augenblick zu besinnen, ob ich nicht vielleicht selbst genug mit mir kämpfte,
bis ein solcher Entschluß in mir reifen konnte, weißt nicht, daß es Entscheidungen giebt, in denen eine kühne Wahl besser und eines Mannes
würdiger ist, als die peinlichste Pflichterfüllung?"
Dann begann er, Serafine mit leidenschaftlichen Vorwürfen zu überhäufen, während sie keinen Finger breit von ihrer Behauptung, daß er
unrecht thue, abstand, bis er im äußersten Zorne das Gemach verließ. In
der nächsten Minute hörte Serafine das Thor des Palastes zufallen und
mußte, daß ihr Gatte in die Nacht hinausgestürmt war. Er hielt sich auf
seinem nächtlichen Gange noch einmal alle Gründe, welche gegen seine Entfernung stimmten, vor, aber dieselben wurden vor seinen Augen, vor
seinem Willen, immer haltloser und kleinlicher, er kam immer wieder zu
dem Schluß, daß er richtig gehandelt habe. Alles, was ihm dabei in den,
Sinn kam, glaubte er an Serafine zu richten, und wäre sie zugegen gewesen,
sie hätte noch lange die bittersten Worte zu hören bekommen.
Auf einmal aber schlug Jacopones Stimmung um. Weshalb zürnte
er seiner Gemahlin so sehr? Weil sie ganz dasselbe gesagt, ganz dasselbe
empfunden, was auch ihn anfangs zurückgeschreckt hatte, den Vorschlag der

Florentiner nicht anzunehmen? Und dies hatte ihn gleich eine so ganz andere
Sprache, als sie von ihm gewohnt fein konnte, ihr gegenüber gelehrt? Des-
halb war er wie ein Rasender fortgestürzt und hatte sie zurückgelassen in
Angst um ihn? Vielleicht weinte sie bittere Thronen, die er verschuldete, sie,
die er so sehr liebte, daß er ihren Schmerz in seinem eigenen Herzen empfand!
Es war ihm, als beleuchte ein greller Blitz alles, was sich zwischen dem Tag
seiner Verlobung und seiner Hochzeit ereignet hatte, und er eilte heim, so
rasch seine Füße ihn trugen.
Unterdessen hatte auch Serafine Zeit gehabt, ihrem Zorn Herr zu
werden. Sie erwog dann die ganze Sachlage noch einmal, und je ruhiger
sie es that, desto mehr wußte sie zu Gunsten ihres Mannes zu sagen. So
sehr ihr Herz an Todi hing, gab sie sich doch auch der Betrachtung hin, wie
viel mehr Jacopone in Florenz an seinem Platze sei, wie sich all seine großen
Anlagen dort würden entfalten können, anders als in der kleineren Stadt
und unter den günstigeren Verhältnissen, wo ein Geringerer vielleicht ebenso-
viel zu leisten im Stande wäre.
„Bin ich weibischen Sinnes," fragte sie sich, „daß ich einer großen Auf-
gabe das schwere Opfer, das dieselbe fordert, nicht zu bringen weiß? Was
für ein Recht habe ich, zu zweifeln, daß Jacopone sein Wort halten, zu
fürchten, daß er länger als billig von Todi fern bleiben wird? Und gehe
ich nicht mit ihm, kann ich ihm nicht tagtäglich die Erinnerung an Todi
wachrufen?"
Als Jacopone das Thor feines Palastes wieder öffnete, hatte er die
Absicht, die ganze Angelegenheit noch einmal ausführlich mit Serafine zu
besprechen, all ihre Einwendungen ernstlich in Erwägung zu ziehen, ja ihr
sogar nachzugeben, wofern er finden sollte, daß ihre Gründe besser wären,
als die seinigen.
Serafine dagegen erwartete ihn mit der Ueberzeugung, daß er nur
Gutes wollen könne, und machte ihn, als er nun kam, durch ihre Zustimmung
so glücklich, daß sie sich in innigster Wonne bewußt wurde, zu welchem wunder-
baren Einklang ihr Wesen und das feinige sich verband.
Am anderen Morgen bat Jacopone seine Mitbürger, daß sie ihn auf ein
Jahr entlassen möchten, weil er dem Vaterland und so auch ihnen in Florenz
kräftiger dienen könne, als in der Heimat, in welche er, sobald es immer
möglich sei, aber spätestens nach Verlauf eines Jahres, zurückkehren werde.
Sein Blick solle auch aus der Ferne immer auf Todi gerichtet sein, und wenn
die Zukunft sich anders gestalten würde, als Alle hofften oder fürchteten,
wenn die Welsen in Italien mächtig werden sollten, so werde er schneller als
das Unheil in ihre Mauern eilen.
Die Ueberraschung über Jacopones Antrag war groß und allgemein.
Man entgegnete ihm in kräftigen Worten, daß es durchaus nicht zu ent-
scheiden sei, ob Florenz feiner mehr bedürfe als Todi, und daß seine Mit-
bürger, wie dem auch wäre, sein Versprechen hätten.

Er antwortet?, daß er fein Versprechen halte, daß seine Entfernung
von Todi nur eine kurze Zeit währen würde, daß er leicht einmal auf eben-
solange durch einen Rechtsstreit in eine andere Stadt gerufen werden könne,
wie es ja schon geschehen fei, nur habe er, wie sie wüßten, nicht Folge
geleistet.
Die Zeit, entgegneten die Todiner, in welcher Florenz Jacopone?
Hilfe bedürfe, sei ohne Zweifel genau dieselbe, in welcher er auch in Todi
am nothwendigstcn wäre, denn es handle sich dabei um die ganz bestimmte
Zeit der Kaiserwahl. Es liege ihnen vor allem daran, daß Jacopone als
der Gesandte Todis nach Deutschland komme, und nicht etwa zugleich als
der zweier Städte, von denen Florenz nothwendig zuerst in's Auge fallen
müßte. Selbst wenn er ihnen verspräche, die Gesandtschaft der Florentiner
nicht zu übernehmen, so wollten sie doch der Kraft eines Menschen nicht so
blindlings trauen, und nicht zugeben, daß Jacopone sich zu ihrem Schaden
einer solchen Versuchung aussetzte. Er gcrieth in eine schwierige Lage. ,Bis zu
dieser Stunde war es ihm nicht eingefallen, wie leichtsinnig er gehandelt hatte,
indem er den Florentinern sein Wort gab, ohne nur zu bezweifeln, daß seine
Mitbürger sich von ihm überreden lassen würden. Zugleich wurde alles, was
er in Todi und für diese Stadt thun konnte, vor seinen Augen immer gering-
fügiger neben dem weiten Felde, das sich seinen wieder erwachenden ehr-
geizigen Plänen in Florenz aufthat. Seine heimlichen Feinde unterstützten
zwar seinen Wunsch, doch war die Zahl derjenigen gering, welche seinen
Einfluß, der schon der Alleinherrschaft glich und von dem Benvenutos wesent-
lich verschieden war, mißbilligten und es nicht gerne sahen, daß er durch die
Gesandtschaft an den Kaiser seine Macht und sein Ansehen noch vermehrte.
Da erschienen die Florentiner im Saal. Jacopone begann noch einmal
zu sprechen und betonte mit größerer Wärme und Ausführlichkeit als vor-
her, wie treu er Tag für Tag in der Ferne und bald wieder in der Mitte
seiner Mitbürger für seine Stadt sorgen wolle, wie Florenz immer sein
zweiter Gedanke sein werde, und wie sie jede Stunde das Recht haben sollten,
ihn zu sich zurückzurufen, wenn sie mit Recht behaupten könnten, daß er sie
auch nur im Kleinsten vernachlässigt hätte. Als die Todiner noch immer
nicht einwilligen wollten, ergriff Monaldo das Wort und versprach, in Todi
zu bleiben, so lange Jacopone in Florenz weile. Dies Anerbieten des
mächtigen Monaldo zurückzuweisen, hätte den Beginn einer Fehde mit Florenz
bedeutet.
So mußten die Todiner endlich ihren Berather, den sie so theuer
erkauft hatten, ziehen lassen, obwohl viele an der Erfüllung seiner Ver-
sprechungen zweifelten. Jacopone widmete sich in der Woche, welche er noch
blieb, mit bewunderungswürdigem Eifer seinen Amtsgeschäften, sodaß die
Huldigung, die Anerbietungcn und die Bedingungen, welche dem Kaiser über-
reicht werden sollten, unter seiner Leitung vollständig aufgesetzt wurden. Am

letzten Tag vor seiner Abreise hielt er noch eine Rede, durch welche er die
Liebe, welche er genossen hatte, in allen Herzen neu befestigte.
Serafinen wurde der Abschied von Vaterhaus und Heimat nicht allzu
schwer, denn sie war überzeugt, daß sie mit ihrem Gatten bald zurückkehren würde.
Dennoch lag an diesem letzten Tage eine düstere Schivermuth über ihr. Als
es Abend wurde, die Zeit, um welche man im Tome des ?s Inois suis tsrmi-
mim zu singen pflegte, ging sie noch einmal in die Kirche, Hinter dem
Hochaltar befand sich an der Wand, in der Mitte des Chors, eine steinerne
Tafel zum Gedächtnis; Benvenutos, in welche ein lateinischer Vers, eine Lob-
preisung feiner Verdienste gegraben war. Hier kniete Serafine nieder und
lauschte dem frommen, ihr von Kindheit auf bekannten Lied-

Eh sich das Licht dcs Tages neigt,
Sucht feinen Schöpfer jedes Herz,
Dasz Er uns seine Gnade zeigt
Und uns behütet allerwärts.

Die bösen Träume feien fern
llnd jedes Truggebild der Nacht,
Bor Gott, dem allerhöchsten Herrn,
Verschwindet unseres Feindes Macht.

Sei, frömmster Votcr, unser Hort,
Sohn, der allein dem Vater gleich,
Und Geist, der eins ist mit dem Wort
In deiner Ewigkeiten Reich,

Unter diesen heiligen Klängen ergriff sie eine tiese Sehnsucht nach jener
Reinheit des Herzens, die sie verloren zu haben glaubte, seit Benvenuto
todt war, eine Sehnsucht, statt seiner unter diesem Stein zu liegen. All
ihr Glück hätte sie dafür hingeben können. Gleich darauf stieg ihr wie eine
Offenbarung der Gedanke auf, daß sie, wenn sie gewiß sein wollte, daß ihr
Gatte sein Wort halten würde, in Todi bleiben und ihn allein nach Florenz
müsse ziehen lassen. Welche Angst lag in diesem Gedanken, und kein Mittel,
ihm auszuweichen!

Sie preßte die flachen Hände gegen den Stein, als ob derselbe sich
erbarmen sollte. „Vergieb," flehte sie endlich, „wenn ich Unrecht thue! Ich
kann ihn nicht verlassen!"

In Florenz wurde Jacopone mit stürmischer Freude empfangen. Schone
und wohlgesetzte Reden wurden zu seiner Bewillkommnung gehalten. Monaldo
besaß zwei Paläste, deren einen seine Familie bewohnte, während der andere
Jacopone und seine Gattin aufnahm, da indessen Monaldo zu Todi sich in
dem Palaste Benvenutos einrichtete.

Monate vergingen,, daß Jacopone fast jeden Tag in einem anderen

Frieda Port in München.
Hause zum Mittagmahl geladen war, wo sich immer eine größere Anzahl
von Freunden zusammenfand; die Reichen hielten glanzende Feste, bei welchen
alle angesehenen Ghibellinen versammelt waren und denen auch die Frauen
beiwohnten; Serafine jedoch fehlte immer. Die Zusammenkünfte der Männer
waren nicht dem Vergnügen allein gewidmet, sondern es wurde bei denselben
Stunden lang und sv eifrig, wie es nur je in Rathsversammlungen geschah,
von allen Mitteln zur Erhebung der Partei gesprochen. Der Moment jedoch,
in welchem ihre Pläne hätten zur That werden können, ließ lange auf sich
warten, denn der wankende Thron Adolfs von Nassau bot noch keine Stütze
und entbehrte jeglichen Ansehens. Rudolfs Sohn Albrecht hielt aus Zorn
über die eigenen unerfüllten Hoffnungen die Reichskleinodien mit übermüthigem
Hohne gegen den mittellosen Kaiser auf seinem Schlosse Trifels zurück, und
die Feinde Adolfs konnten ihren Spott an ihm üben. Für die Ghibellinen
aber gab es nur eine Weisheit: zu warten. Und bald wurde diese Zeit
des Wartens Jacopone sogar willkommen. Er war als Rechtsbeistand von
allen Seiten begehrt, und besonders widmete er den Eifer seiner Thätigkeit
der Entscheidung eines Streites, in welchem die Agolanti seit langer Zeit
mit einer welsischen Familie lagen. Kaum blieb ihm noch die Muße, so
oft er wollte, in die Werkstätten der Künstler zu gehen, so sehr das Auf-
blühen der Malerei feinen Geist beschäftigte, und so gern er den Umgang
mit den Architekten und Bildhauern suchte. Nur von den Dichtern hielt er
sich fern; denn er glaubte sie übertreffen zu können, sobald er ihre Kunst
üben wollte. Alighieri, den er bewunderte, war in diesem Jahre nicht
in Florenz.
So kam es, daß Serafine sehr viel allein war. Die müßige Arbeit
des Fraucnlebens ließ ihr Zeit genug zu der Betrachtung, daß ihr Mann
von alldem, was der ernste Grund seiner Uebersiedelung gewesen war, nichts
thun könne, und daß er. von einem Feste zum anderen eilend, die Vergangenheit
vergesse, vergesse, daß er etwas zu sühnen habe. Der ungerechte Kamps,
in welchem Benvenutv gefallen war, beschäftigte sie nunmehr unablässig, und
die bösen Geister der Vergeltung, welchen Jacopone nie Gehör schenkte,
waren die steten Begleiter seiner jungen, einsamen Gattin. Worüber sie
früher nie nachgedacht hatte, die ewige Verdammnis; schien ihr nun das noth-
wcndige Ende dessen, der feine Schuld im Leben nicht büßt oder sühnt, und
sie ging oft händeringend in den Gemächern, die ihr nicht heimisch werden
konnten, umher.
Sie zürnte ihrem Gatten mit einem heiligen und gerechten Zorn,
doch zugleich verhehlte sie sich nicht, daß es nicht ihre Sanftmuth, fondern
ihre Feigheit sei, wenn sie ihm verberge, was ihr Herz gegen ihn aufbrachte.
Wenn er aber nach Hause kam und sie mit leuchtenden Augen begrüßte,
als hätte er sich längst nach diesem Augenblick gesehnt, zerschmolz alles, was
sie von Energie besaß. Sie glaubte dann, es könnte kein Mensch so
unbarmherzig sein, ihn aus seinem kindlichen Frohsinn zu reißen. Und sie

vergaß selbst alle Pein, war selbst leichtsinnig wie ein Kind, so lange er
bei ihr blieb.
Alles was Jacopone von den Herzenskämpfen seiner Frau bemerkte,
war. daß er sie noch jetzt für stolz und oft unnahbar hielt. Sie wurde nie
ein für allemal von ihm besiegt, sondern er mußte jeden Tag auf's Neue
um sie werben. Zuweilen fürchtete er auch, daß sie Heimweh habe, und
er blieb dann länger um sie, was sie stets heiter machte. All diese
Unsicherheit ihr gegenüber gab feinem Wesen eine Milde, die ihn beglückte
und schmückte.
Offen und mittheilsam, wie er war, sprach er mit seinen Freunden
viel von seinem Glück und pries seine Gattin vor allen Frauen des Landes
und der Welt, so daß man sich bald erzählte, er liebe sie so namenlos, daß
er alles thue, was sie von ihm verlange, sie aber habe durch ein Gelübde
für sich nnd ihren Gatten auf immer jeder Lebensfreude entsagt.
Fast ein Jahr war so hingegangen, und der Todestag Benvenutos vor
der Thür.
Zu dieser Zeit gewann jedoch Jacopone den Proceß seines Clicnten.
Die welsische Familie kam dadurch um den größten Theil ihres Vermögens,
die Agolanti dagegen sahen sich im Besitz eines unermeßlichen Reichthums.
In der freudigen Erregung über den guten Ausgang der wichtigen Sache
und im Stolz auf seinen Sieg vergaß Jacopone vollständig, in welcher
erinnerungsreichen Zeit des Jahres er lebte.
Astolfo und Donnellino degli Astancolli waren in diesen Tagen seine
Gäste, und was er bisher nie gethan hatte, er lud ihnen zu Ehren ein
Dutzend Freunde in sein Haus zum Frühstück.
Als Serafine das ausgelassene Schreien und Lachen ihres Mannes und
der Gäste in ihre Gedanken an den folgenden Tag, welches der Todestag
Benvenutos war, hineinklingen hörte, stieg ihre Qual höher als je, und um
dieselbe endlich einmal auszusprechen, kam sie auf den Wunsch, an Frau
Vittoria zu schreiben und den Brief den beiden Fremden mitzugeben.
„Ihr habt mir gerathen, liebe Frau Vittoria," so schrieb sie, „daß ich
Jacopones Werbung erhören soll, und Ihr glaubtet, daß ich sein guter Engel
werden würde. Es ist anders gekommen: er ist mein böser Dämon geworden
und ich habe keine Macht über ihn. Wir sind so verbunden, wie zwei
Flüsse, die zusammengeflossen sind, die aber noch immer mit ihren verschiedenen
Farben neben einander hinziehen und nie eins werden können. Während
seine gewaltsame That und seine unerfüllten Versprechungen vor meinen
Augen stehen und ich dafür büße, so viel ich kann, jubelt er und lacht, und
ich sehe schon die Stunde kommen, in welcher er mir sagt, daß er nach
Verlauf des Jahres nicht nach Todi zurückkehren werde, und meine bitterste
Furcht ist, daß er auch mich verlassen wird, sobald ich mich seinem Sinn
widersetze. Ich bin ein elendes, unglückseliges Weib ..."

Als sie so weit gekommen war, glaubte sie die Schritte ihres Mannes
zu vernehmen und schrak zusammen.
Es kam Niemand, Serafine aber erwachte aus dem wüthenden Schmerze,
mit welchem sie eben geschrieben hatte. Sie sah das Pergament vor sich
mit den bösen Worten bedeckt, mit welchem sie im Begriff stand, ihren
Gatten, der keine Ahnung von alledem haben konnte, einer Fremden gegen»
über anzuklagen, und das Häßliche dieser Handlungsweise trat ihr klar vor
die Seele. Sie verbrannte das Blatt und versank in eine dumpfe Schwermuth.
Astolfu und Donnellino nahmen Abschied. Jacopone begleitete sie.
Unterdessen faßte Serafine den Entschluß, wenn er zurückkehren würde,
ihm kühn und offen alles zu sagen, was ihr unrecht erschien, was sie
peinigte, was ihn um ihre Liebe zu bringen drohte.
Von diesem Vorsatz beruhigt setzte sie sich an eine Arbeit, die für
ihn bestimmt war und stickte in das Brustschildlein eines Festgewandes sein
Wappen mit Goldfäden und Seide.
Es war schon Abend geworden und Jacopone trat in das Gemach
seiner Gattin. Unter freudigen Worten der Begrüßung warf er rasch seinen
Mantel über einen der großen thronartigen Stühle; sie sah von ihrer
Arbeit auf und erwiderte seine liebevollen Worte.
Er hatte unterdessen einen kleinen, teppichbedcckten Sitz dicht neben sie
hingezogen, setzte sich, nahm ihre beiden Hände, welche die Nadel führten,
und sagte: „Die gehören nun mir."
Sie athmete tief aus. Er strich mit seinen schönen, markigen und ge-
bräunten Händen über die ihren und fügte halblaut hinzu: „Ich glaubte,
es fei eine Lilie."
„Für dich was du willst," antwortete sie.
„Was ist dir?" fragte er zärtlich, „du scheinst mir so bang."
„Herz meiner Seele," begann Serafine —
Er mochte aus ihren Blicken lesen, was sie sagen wollte, denn er erhob
sich und sprach mit verändertem Ausdruck: „Mach mir nicht den Vorwurs,
daß ich an unsere Rückkehr nach Tvdi noch nicht denke; ich kann mich nicht
von Florenz trennen, nnd habe ich nicht immer die Kraft gehabt, wenn es
schien, als sei ich den Menschen etwas schuldig geworden, es ihnen zuletzt
dreifach zu vergüten?
„Ich vergesse nichts," sagte er, wieder auf sie zutretend, „aber erinnere
mich auch nicht!"
Serafine suchte auf seinem Gesicht zu lesen, ob sie aus diesen Worten
erkennen sollte, daß er an Benvenuto dächte. Er saß wieder an ihrer
Seite und fragte in dem Ton, in welchem er anfangs gesprochen hatte:
„Ich habe heute eine Bitte an dich, wirst du sie gewähren?"
„Jede," antwortete Serafine ohne zu zögern.

„Morgen," fuhr ihr Gatte fort, „giebt Tcdaldo degli Agolonti ein
Fest, weil ich seinen Proceß gewann, — dn sollst demselben beiwohnen."
„Morgen?" rief Serafine erblaffend, „unmöglich!"
„Was erschrickst du? fragte er verwundert.
Sie suchte sich zu fassen und bat: „Laß mich nicht von meiner alten
Gewohnheit weichen!"
„Wie dn willst," erwiderte er. „Aber hast du nicht Unrecht, so sehr
auf dieser vollkommenen Zurückgczogenheit zu beharren? Welchen Grund
soll ich Tedaldo sagen, wenn er so herzlich in mich dringt? Welchen Grund
hast du, in einem so geringfügigen Fall mit so unumstößlichem Ernste zu
handeln? Sage mir, was du darüber denkst, damit ich dich widerlegen kann!
Weshalb kannst du nicht morgen mit mir in den Festsaal treten?"
„Du weißt, daß ich solche Freuden nie liebte," antwortete sie, ihrer
Verwirrung nicht Herr.
Aber er entgegnete eifrig: „Du liebtest sie nicht, als du ein Kind warst,
und als noch das Leben mit all seinen Aufgaben und Geheimnissen deinen
jungen Geist so bestürmte, daß du nicht zu der Einsicht kommen konntest,
wie man in einer froh verlebten Stunde Athem holt für eine Woche ernsten
Lebens, wahrlich ohne darüber an seiner Tugend etwas einzubüßen. Du
liebtest sie nicht, weil du andere darin aufgehen und in der Freude ihren
Lebenszweck finden sähest; auch ich war unter diesen. Aber ich bin ein
anderer geworden, seit ich dich liebe.
„Sahst du nicht, wie verschieden ich von Astolfv geworden bin, dem ich
sonst in allem ähnlich war? Es scheint mir kaum eines Menschen würdig,
so zu leben, wie er lebt, nur an seinen Vortheil denkend, an sein Wohl-
leben und an die Kraft, mit welcher er sich als Sieger über andere be-
hauptet: Und doch waren wir einst gleicher Gesinnung, bis ich dich erringen
wollte und sah, daß man dich nicht anders erringen noch sein eigen nennen
kann, als indem man die sanften christlichen Tugenden übt! Aber das giebt
mir das Recht, dich zu bitten, daß auch du prüfst, ob du nicht in deiner
Askese zu weit gehst. Sage mir, warum willst du dich für immer von
jedem Feste ausschließen, selbst von einer Feier, die mir zu Ehren veran-
staltet wird?"
„Laß uns hingehen!" rief Serafine in einem angstvollen Ton, der
ihn befremdete.
Er schlang seinen Arm um ihren Nacken und fragte zärtlich: „Wird
es dir schwer?"
„Nein," entgegnete sie, „aber laß mich eine Stunde allein."
Er dankte ihr unter vielen Küssen und eilte dann, die frohe Botschaft
Tedaldo mitzutheilen, während Serafine sich verzweifelnd fragte, warum es
ihr nicht möglich gewesen war, ihm zu sagen: Morgen ist es zwei Jahre,
daß Benvenuto starb ; warum sie, um ihm das zu verbergen sich gezwungen

hatte, selbst Verrath zu üben an dem Freund ihrer Jugend, an ihm. der
wie ein leuchtendes Vorbild an jedem Tag vor ihren Augen stand!
Auch am nächsten Morgen noch konnte sie den Gedanken nicht fassen,
daß sie wirklich zu dem Fest gehen würde, und sie flehte zu allen Heiligen,
daß sie ihr noch eine Rettung zu Theil werden ließen. Plötzlich kam ihr
etwas in den Sinn, das ihre Thränen im Augenblicke trocknete und sie
erlöst aufathmen ließ. Ja, so konnte sie ihn begleiten. Und daß es ihr
eine so große Qual war, an einem Fest theilznnehmen, daß sie mit zer-
rissenem Herzen lachen und tanzen würde, konnte nicht auch daS vor Gott
die Vergebung seiner und ihrer Schuld verdienen?

5

Der Palast der Agolanti umschloß einen Hofraum, in dessen Mitte
ein Brunnen stand. Als Jacopone und Serafine am zweiten Tage von
der Hitze der Straße in diesen Hofraum traten, bot ihnen das Rauschen
des Wassers eine liebliche Erquickung.

Es kam Niemand mit ihnen zugleich, und Jacopone sagte: „Laß uns
hier ein wenig weilen, es will mich fast gereuen, daß ich aufhören soll
mit dir allein zu sein. Du liebst mich nicht so unsäglich, wie ich dich
liebe, es ist ganz unmöglich!" rief er aus.

„Das glaube ich nicht/ antwortete sie, „und doch kann ich dir keinen
Beweis geben." Dann küßte sie ihn mit ihren weichen Lippen so innig,
mit so vollbewußter Zärtlichkeit, daß er in Wonne versank wie ein Mann,
den zum ersten Mal in seinem Leben ein heißgeliebtes Weib freiwillig und
ehe er es hoffte, geküßt hat.

Aber sie hörten Stimmen und Schritte von der Seite des Portales
her und mußten sich losreißen, die steinerne Treppe hinanzugehen, die zu
den Galerien, welche auf den Hof herabsahen, führte.

Sie traten beide, wie vom Glücke verklärt, in den Saal.

Alles drängte sich um sie, um Jacopone wegen seiner Verdienste, um
Serafine. weil man sie endlich sehen und kennen lernen konnte. Die ge-
feierten Gatten wurden immer wieder von einander getrennt und suchten sich
immer wieder zu begegnen, keines verlor das andere aus dem Auge, und
keines übersah die Ehren, die dem andern erwiesen wurden, jedes war stolz
auf die Huldigungen, welche das andere erfuhr.

Während man später an der Tafel saß und Trinksprüche und Gesänge
wechselten, wurde Serafine, welche ihren Platz an der Seite Tedaldos hatte,
immer lebhafter und fröhlicher, so daß Jacopone eine Angst anwandelte, sie
so verändert zu sehen.

Es gab einen Tanz in wechselnden Rhythmen, welchen die Frauen bei
Festen aufzuführen pflegten, und welcher den Schönen eine vorzügliche
Gelegenheit bot, sowohl ihre Anmuth als die Majestät, welche sie ihren

Bewegungen zu geben vermochten, zu zeigen. Zwei junge Frauen, welche
für besonders liebenswürdig und einschmeichelnd galten, baten Serafine im
Namen der anderen, diesen Tanz anzuführen.
Serafine wechselte einen Blick mit ihrem Gatten, dann erhob sie sich
ohne Zögern, den Frauen zu willfahren, und alles folgte ihnen in den
Ballsaal.
Um den Platz in der Mitte, welcher für die Tanzenden bestimmt war,
schloß sich der bunte Kreis, Jacopone lehnte an einer Säule am Ausgang.
Serafine trug ein weißes loses Gewand und einen Kranz weißer
Blüthen im Haar. Die Blüthen hatte sie damals nicht getragen, aber das
weiße Kleid war dasselbe, in welchem er sie zum ersten Mal gesehen hatte.
Er versenkte sich tiefer und tiefer in die Erinnerung, da erwachte ihm
plötzlich der Gedanke, daß heute Benvenutos Todestag war.
Deshalb hatte sie so verstört gesagt: „Morgen! Unmöglich!"
Aber weshalb schenkte sie ihm so wenig Vertrauen, weshalb spottete
sie so aller Natur, daß sie dort den anmuthigen Kopf vorneigte und lächelnd
auf die Musik lauschte, während sie Trauer um Benvenuto und Vorwürfe
gegen ihn selbst in ihrem Herzen barg? Weshalb hatte sie sich und ihn
einer solchen Stunde ausgesetzt! Konnte sie nicht denken, daß ihm die
Erinnerung noch erwachen würde, und daß er ihr dann ihre versteckte
Handlungsweise nicht verzeihen könnte! Warum glaubte sie, für das büßen
zu sollen, was er gethan hatte, sich für ihn opfern zu müssen!
Mitten in seinen Gedanken schrak er auf, sowie alle anderen, und alle
sahen einander entsetzt an und betrachteten die Wände, die Decke, den Boden,
denn man hörte ein eigentümliches Krachen eine Minute später stürzte mit
mächtigem Gedröhn die prächtige Saaldecke ein.
Ein Jammerschrei brach aus, die tanzenden Frauen rannten dem
Ausgang zu, denn in der Mitte stürzten die Trümmer herab, die Männer
ihnen entgegen, ihre Gattinnen zu retten, Jacopone stieß alle, die doch die
gleiche Angst trieb, aus seinem Wege, auf die Stelle zueilend, an welcher
Serafine den Reigen angeführt hatte. Er hatte, wie von Betäubung über-
mannt, noch gesehen, wie sie von einem Stein nn die Schläfe getroffen zu
Boden gestürzt war.
Endlich war er durch's Gedränge gekommen, noch ein paar Schritte
von der Stelle, wo sie schon einsam lag. Denn so groß die Bestürzung
und Verwirrung war, welche das Ereigniß hervorrief, dauerte der Lärm
und die Gefahr doch nur Minute».
Die Menge war nicht so groß, daß es den Gästen nicht gelungen
wäre, eine sichere Stelle und den Ausgang zu gewinnen.
Nur Serafine lag ausgestreckt in der Mitte des Saales auf dem
Rücken, und ein Mauerstück bedeckte ihre Brust.
Jacopone dachte nicht daran, sie hinwegzutragen, sundern er lauschte
neben ihr knieend, ob sie athmete, und konnte es vor Angst nicht erkennen.

Frieda Port in München.
Sie blutete an der rechten Schläfe; er begann zitternd die Trümmer von ihrem Körper zu entfernen, als Tedaldo ihm zu Hülfe kam. Alle anderen waren gerettet und hatten nur geringe Verletzungen erfahren, Serafine allein war so gefährlich getroffen worden. Mit Tedaldo kam ein Arzt.
„Lebt sie?" fragte Jacopone.
„Seht Ihr nicht, daß sie athmet?" antwortete der Arzt, den Unglücklichen mitleidig betrachtend.
„Kann ich sie nach Hause tragen lassen?"
„Ihr könnt,"
Tedaldo ließ eine Sänfte bringen.
Als sie auf der Sänfte lag und die drei Männer sich anschickten, derselben zu folgen, hielt Jacopone sein Ohr an das Herz der Geliebten und oernahm nun, das; es noch schlug. Fast hörte das seinige darüber auf zu schlagen, f» fürchtete er, dieser Hoffnungsfunke könnte erlöschen.
Im Paläste Monaldos angelangt, legte man die theure Last auf ein Bett und reinigte sie vom Blut, um die Wunden zu untersuchen. Als man sie aber entkleidete, sah man, daß sie unter ihrem Festgewande ein Büßerhemd getragen hatte.
Bei diesem Anblick drohte der Schmerz Jacopone zu ersticken; er rief sie mit einem herzzerreißenden Schrei beim Namen und Serafine schlug die Augen auf. Erst wie erschreckt — als sie aber ihren Gatten über sich gebeugt sah, kam ein seliges Lächeln auf ihre Lippen — dann brachen ihre Augen.
Er lauschte bewegungslos, ob sie nicht wieder aufwache, dann überlief ihn Plötzlich ein Schauder und er eilte aus dem Gemach, aus dem Haus, aus Florenz hinweg.
Als er am Abend nicht wieder kam, suchten seine Freunde nach ihm und sandten auf alle Straßen, die von Florenz ausgingen, ihre und seine Leute, doch blieben alle Nachforschungen erfolglos. Die Bcrmuthung, daß er sich in den Fluß gestürzt habe, gewann immer mehr Raum. Nach einer Woche verbreitete sich zwar das Gerücht, er liege bei einem Priester, der den heiligen Dienst in einer entfernten einsamen Kirche am Arno übte, in Wahnsinn und spreche unablässig von den Qualen der Hölle, die er erdulde, oder von der Seligkeit, die er verscherzt habe. Auch sei er zuweilen vom Teufel besessen und zerstöre dann alles, was ihm unter die Hände komme, ja er bedrohe sogar das Leben der Menschen. Diesem Gerücht schenkte man so wenig Glauben, daß Vanna, die Gattin Monaldos, die Schlüssel ihres Palastes an sich nahm und darauf drang, das Gesinde Jacopone» müsse theils entlassen, thcils unter die Freunde vertheilt werden, um so noch eine Zeitlang auf die unwahrscheinliche Rückkehr des Herrn zu warten.
Etwa vierzehn Tage jedoch nach den erzählten Ereignissen kam Jacopone nach Florenz zurück. Die ihn erkannten, folgten ihm gleich in einiger Ent fernung, um ihn zu beobachten, aber es schien, daß das Gerücht dennoch

gelogen hätte, denn er benahm sich nicht wie ein Mann, der der Vernunft beraubt ist, obwohl er ein völlig anderer geworden schien.
Zwei oder drei Mal nämlich, ehe er an seinen Palast kam, redete er. wenn mehrere in seiner Nähe gingen, in Versen mit ihnen, wie die giullari (Ii Oio, deren erster der heilige Franziskus gewesen war, und die in Volksthümlichen Reimen von der Herrlichkeit Gottes predigten, von ihren Zuhörern keinen anderen Lohn verlangend, als daß dieselben Buße thäten.
Als er am Palaste des Munaldo ankam und denselben versperrt fand zeigte sich alsbald einer von denen, die ihm gefolgt waren, bereit, die Freunde Jacoponcs oder die Schlüssel herbei zu holen.
Bis dies geschehen sein konnte, fuhr der seltsam veränderte Nobile fort, den Umstehenden auf seine Weise zu predigen, jetzt wie im Ton eines trüben Selbstgespräches.
Tedaldo degli Agolanti brachte die Schlüssel, verwunderte sich des Auflaufs, begrüßte aber seinen vermißten Freund nichts desto weniger mit großer Herzlichkeit und Freude.
Die Leute, welche ein Gemisch von Scheu vor dem stolzen Edelmann, von Verwunderung über seine Herablassung und von Einverständnis; damit, daß er auch nichts besseres sei als sie, erfüllte, verliefen sich ungern, als die Thüre sich hinter den beiden Männern geschlossen hatte.
Jacopone, obwohl ihm die ganze Erinnerung dessen, was hinter ihm lag. auch der Zeit, welche er wirklich in einer Art Wahnsinn verlebt hatte, geblieben war. fragte fast ohne die Bcwillkommnung Tedaldos zu erwidern, noch auf der Treppe, wo Serafine liege; er sei gekommen, um sie zu begraben. Er betrat das Zimmer, in welchem sie gestorben war, und Tedaldv gestand ihm nach einigem Zögern, sie hätten die liebliche und allverehrte Frau mit großem Prunke begraben, als er am vierten Tage nicht zurückgekehrt sei. Dann suchte er den Verlassenen mit freundlichen Worten zu trösten.
Jacopone aber antwortete ihm, er brauche keinen Trost und wolle allein sein, worauf der andere sich zürnend entfernte.
Es war kein Diener im Hause, so ging Jacopone selbst, Holz zu holen, und machte ein Feuer im Kamin. Dann trug er alle Bücher' herbei, welche er besaß, stellte sich einen Stuhl an den Kamin, warf eins derselben in's Feuer und sah zu, bis es verbrannt war. dann folgte das zweite, und alle einzeln nach einander,
. Als dies gethan war, sann er nach, ja er fiel in ein so langes Grübeln, daß die Flamme darüber 'ganz erlosch. Er faßte einen Entschluß und verwarf ihn wieder und faßte ihn auf's neue.
Endlich erhob er sich und holte noch mehr Holz als vorher, zündete wieder an, warf ein Scheit in die Späne und als dies brannte, mehrere und viele. Tann seufzte er tief auf und ging noch blasser als er zuerst schon gewesen war, auf einen Schrank zu, auf welchem ein kleines schön

Frieda Port in München.
gearbeitetes Kästchen stand. Das öffnete er rasch und nahm die Vita nuova
des Alighieri heraus, dasselbe Büchlein, das er einst seiner Gattin als Braut-
geschenk gegeben hatte. Hastig näherte er sich dem Kamin und warf es
hinein. Mit gleicher Haft nahm er dann aus dem Schrein, in welchem er
^ll seinen Reichthum verwahrte, soviel Geld, als er in seiner Almosentasche
und in feinen Händen tragen konnte, und verließ das Haus.
Auf der Straße beschenkte er alle Armen oder die sich für arm aus«
gaben, mit Gold und Silber, und ein immer größerer Schwärm folgte ihm
und rief ihm zu, doch sagte er jedem, dem er etwas gab, er werde gut
daran thun. das Geld für nichts zu achten, wie er, ihm zum Beispiel, thue.
Dies sagte er nicht immer mit den nämlichen Worten, doch immer in Reimen
und er verband jedes Mal einen anderen Gedanken damit.
Auch in den folgenden Tagen wandelte er viel und in derselben Weise
auf den Straßen umher, sodaß seine Freunde sich schämten, zu ihm zu
kommen, da alle Welt mit Ausnahme der beschenkten Armen über ihn
spottete und er mit einem Male aus einer Zierde seiner Partei eine Ziel-
scheibe des Witzes zu werden schien.
Endlich begann er auch Dinge aus dem Eigenthum Monaldos zu ver-
schenken.
Die Leute liefen zur Vanna und erzählten ihr was geschah.
Diese ließ in großer Bestürzung ihre beiden Brüder holen und sandte
mit denselben ihren Sohn zu Jacopone, daß sie ihn zurückhalten und bitten
sollten, ihres Besitzes zu schonen.
Die Männer gingen und fanden ihn an einem Tische sitzend, das Haupt
in die Hände gestützt und zornig aufsehend, als sie, ihn zu stören, herein-
kamen.
Sie trugen ihr Anliegen vor und sagten, daß sie die Beschützer einer
unberathenen Frau seien.
Zuerst glitt es wie Hohn um den Mund und über die eingefallenen
Wangen Jacopunes, und seine großen schwarzen Augen flößten ihnen bei-
nahe Furcht ein.
Er erhob sich und schritt mit weiten Schritten durch das Gemach, als
könnte er zuerst vor Wuth nicht Worte finden, bis er endlich rief: ,Sagt
eurer Schwester, sie soll schweigen, oder ich komme zu ihr und schleppe sie
an das Grab meines Weibes, die soll ihr dann sagen, was für Tische und
Stühle und Teppiche und Prachtgefäße man dort unten braucht. Was habt
ihr mir zu befehlen und noch von mir Rechenschaft zu fordern? Ist's nicht
genug, daß ihr wagt, mir unter die Augen zu treten? Wer hat euch gesagt,
daß ihr mein Weib begraben sollt, ehe ich käme! Aber ich habe euch in
meiner Hand und ich werde euch an die Welsen verrathen. Dann werde ich
noch euer Wohlthäter sein, obwohl ihr darüber heulen werdet. Ihr werdet
aber endlich lernen, euren Sinn nicht auf diesen unnützen Plunder zu richten.
„Und wie wollt ihr mich zwingen," rief er lachend, „euren Plunder

für etwas zu halten, was man nicht auf die Gasse werfen kann? Ihr könnt
mir nichts nehmen, denn ich will nichts behalten als eine grübe Kutte und
eine Kapuze, und von eurer Achtung will ich nichts, als daß ihr mich
lächerlich findet."
Als die drei ihn die Worte vom Verrath an seiner Partei aussprechen
hörten, fürchteten sie, daß er dieselben wahr machen könnte, und Messer
Valore, der ältere Bruder der Vanna, trat ihm kühn entgegen und sagte'
„Wenn du die Geheimnisse der Ghibellinen preiszugeben drohst, so bist du
unser Gefangener."
Jacopone lachte.
„Führt mich in euer Gefängnitz," sagte er.
„Wir werden jeden unfreundlichen Schein vermeiden." erwiderte Messer
Valore, und du sollst wie ein Gast unseres Hauses ehrenvoll gehalten werden,
nur müssen wir uns sichern vor dem Schaden, den deine Wuth stiften könnte."
„So gehn wir denn wie gute Freunde mit einander." stimmte Jaco-
pone bei.
„Laßt mich nur noch meine Kutte anziehen," sagte er, und während
wir miteinander gehen, diese werthvollen Kleider verschenken. Er zog die-
selben aus und hüllte sich vor ihnen in die Kutte.
Sie wagten nicht zu lächeln.
Er nahm noch die Almosentasche, in welcher sein letztes Geld war,
legte den Mantel und den ganzen Anzug über seinen Arm und ging mit ihnen.
Kaum waren sie auf der Straße, als eine Schaar von Neugierigen ihnen
folgte. Jacopone war schweigsam und schien den großen Zug, der sich bildete,
kaum zu bemerken. Auf einmal aber wendete er sich um, die Leute blieben
stehen und umringten dann ihn und feine Begleiter. Er aber suchte mit
seinen Blicken die Aermsten aus der Schaar und gab jedem ein Stück seines
Herrengewandes.
Viele lachten laut über ihn, andere schalten die Spötter, andere baten:
„Sagt uns wieder Eure Reime. Herr Jacopone!"
Messer Valore gebot, daß sie Raum geben und ihnen nicht den Weg
versperren sollten und zu Jacopone sprach er:
„Ihr seid ein Narr, und macht Euren Angehörigen und Freunden
Schande!"
Jacopone erwiderte ihm: „Eure Schande ist mein Ruhm, und nicht
ihr, sondern diese hier (er deutete auf die Menge) sind meine Freunde.
Aber auch ihr seid mir noch zu reich, ich will zu den Bauern gehen, die
gar nichts haben. Nur Euren Wunsch will ich euch noch erfüllen, denn
Reime kann ich euch immer sagen, mein Herz quillt davon über. Und mit
diesen nehme ich Abschied von euch, denn eine Narrheit kommt mir in
den Sinn, weil in der Irre ich gegangen bin, acht' ich den Tod von nun
an für gering, um einen Weg, der kürzer ist, zu finden."

Frieda Port in München.
Nur ein Betrug ist diese ganze Welt,
Wo jeder seinen Nächsten überfällt:
Wer in dem Streit die Oberhand behält,
Der ist fürwahr ein Mann von großer Stärke.
Der Welt Gewinn ist unser Schaden nur:
Du bist den Engeln ähnlich von Natur,
Deshalb erneuere dich, Crcatur,
Du mußt sonst in der Finsternis! verschmachten.
Ich habe schon gekämpft so manches Jahr,
Wie diesem Truge zu entrinnen war,
Doch sind' ich täglich größer die Gefahr,
Das; auf den Weg zur Hölle ich gcrathe.
Jetzt, ob ich gleich ein Mensch bin, will ich s wagen,
Den sterblichen Genüssen zu entsagen,
Das Kreuz des Gottessohnes stets zu tragen —
Seht, diese große Narrheit will ich üben.
Und also ist mein Narrcnwahn beschossen:
Ich sührc meinen Streit und meine Waffen
Zum Heile der Unmündigen, der Lasten,
Tic ich in hcil'ger Dummheit leben sehe.
Christus, du schautest meinen neuen Plan,
Wie ich die Welt von diesem Tage an
Verachte und des Wissens stolzen Wahn,
Um daS ich großen Ruhm genossen habe.
Ein hohes Ding ist zwar die Wissenschaft,
Es wird dem Gold drin Läuterung verschafft,
Doch andre hat in cw'gen Tod entrafst
Das spitze, feine theologische Wissen.
So höret denn, was ich mir auscrsann,
Ob ich durch Narrheit ein berühmter Mann,
Unwissenheit und Thorhcit werden kann,
Da ich so lächerlich vor euch erscheine.
Den Vater und die Mutter will ich hassen
Und auch von Stund an jeden Freund verlassen,
Sie wollen mich zu meinem Unheil fassen,
Und mich mit ihren spitzen Pseilen treffen.
Ich lasse die Fortuna lustig blühen
Und ernsthaft sich um ihren Tand bemühen!
Wenn ihre Schlangcnfarbcn prächtig glühen,
Streift sie die Haut herunter.
Ich laß' die Welt in ihrem Streit, verwirrt,
In ihrem Recht, das unablässig irrt,
In ihrem Wahn, der nie zur Wahrheit wird,
Und uns so trefflich ferne hält vom Ziele.

Ich bin cs müde, mich vor euch zu schmähen.
So wie ich sagte, wird von mir geschehen.
Laßt ihr mich einen bessern Wandel sehen,
Statt eures schlechten und verkehrten Lebens.
Redet, o schmähet was euch nur gefällt,
Wenn sich der Weise lieber schweigsam hält.
Leb wohl, o Welt, leb wohl, du falsche Welt,
Denn deiner Mutterbrust bin ich entwachsen!

Tie Brüder der Vanna entfernten sich, während er Mach, denn sie sahen ein, daß, wenn er ihr Gefangener nicht freiwillig bliebe, da» Vvlk ihn aus ihren Händen retten würde. Er selbst bemerkte erst, als er zu Ende war, das; sie nicht mehr an seiner Seite standen. So ging er frei dein nächsten Thore zu, um Florenz zu verlassen; eine große Anzahl der Armen folgte ihm.

Er begab sich nun, wie er gesagt hatte, zu den Landleuteu, die in der That in der drückendsten Knechtschaft und in jedem Elend der Dürftigkeit lebten. Als es daher unter diesen Unglücklichen ruchbar wurde, daß ein Giullare gekommen sei, der Geld vcrtheile, kamen sie aus dem weitesten Umkreise herbei und er gab ihnen Alles, was er für sie aufbewahrt hatte, doch ermahnte er auch sie, daß sie den Rcichthum nicht hochhalten sollten. Er bewies ihnen, daß sie gar nicht arm wären, wie sie wohl meinten, daß sie das Einzige, ^ was einen wirklichen Werth habe, viel sicherer besäßen als die Reichen und die Städter, und er improvisirte auch vor ihnen mit der Beredtsamkeit der Leidenschast seine Verse nnd sie hörten ihm begierig allabendlich zu.

Er schilderte ihnen das Christkind so, daß die Mütter dabei an ihre Säuglinge, die Mutter Gottes so, daß die jungen Männer an ihre Weiber und die alten an ihr Jugendglück dachten, und daß ihnen so die heiligsten Tinge nah und begreiflich und die gewöhnlichsten gewissermaßen geheiligt wurden. Da er dabei nie schöne und außerordentliche Worte suchte, sondern all seine Bildung wegwerfen und das Herz eines ganz armen Mannes haben wollte, glaubten sie bald, er spreche mit seinen Versen nur ihre eigenen Gedanken aus.

So lebte er lange Zeit unter den Bauern, obwohl er ihnen nicht immer predigen konnte, denn ganze Wochen hindurch lag er im Wahnsinn, und dann pflegten ihn seine neuen Freunde und ihre Weiber und Kinder. Sobald er aber wieder genas, vergalt er ihnen die Wohlthat, indem er ihnen eine himmlische Welt vorzaubcrte, über welcher sie ihre irdische Drangsat vergaßen. Denn jemehr wir von wirklichen Gütern entblößt sind, desto höher können unsere Träume von überschwänglichen Genüssen werden.

Es war Jacopones fester Wille, sich niehr und mehr von allen natürlichen Wünschen zu entfernen, und das gelang ihm immer besser unter diesen Armen, dennoch konnte er eines Tages das Leben unter ihnen nicht länger ertragen. Deshalb dachte er, er würde seinen Bund mit der Armnth noch

fester schließen, wenn er als niederer Frate in den Orden des heiligen
Franziskus träte. Dort hoffte er auch die brennende Sehnsucht nach dem
Weibe, das sich für ihn geopfert hatte, aus seinem Herzen zu löschen.
So entfloh er einst in der Nacht, weil er fürchtete, die Bauern würden
ihn nicht ziehen lassen, und machte sich auf den Weg nach Assisi. An der
Pforte des Klosters jedoch, als der Pförtner ihm geöffnet hatte und ihn
nach seinem Begehren fragte, verwirrte sich sein Sinn, und erst, als der
Mann die Thüre schon wieder schließen wollte, antwortete er mit dem Verse:

Nehmt mich auf, ihr frommen Klöster,
Alles andere ist nur Spott,
Uns frommt nichts als nur ein Tröster,
Und ein Tröster ist nur Gott.

Der Pförtner ging, dem Prior von dem Fremden zu berichten, der
eine Art Giullare zu sein scheine.

Jacopone erhielt die Erlaubniß einzutreten und in's Refektorium zu
kommen. Als man erfahren hatte, wer er sei, schien es eine schwere Ent-
scheidung, ob man ihn abweisen oder aufnehmen sollte. Es war ein ziem-
lich verbreitetes Gerücht, daß Jacopone wahnsinnig geworden sei. und der
Anblick, welchen er bot. sowie seine abgerissenen Antworten, welchen immer
noch ein unverständliches Gemurmel folgte, schienen das Gerücht zu bestätigen.
Dennoch war auch die Kunde, wie sehr das niedere Volk an ihm hing, überall
hin gedrungen, und es war anzunehmen, daß sein Geist nicht ganz verdunkelt
war, und daß er, wenn seine frühere Kraft wieder erwachte, dem Kloster
noch zum Ruhm gereichen könnte. Sie stellten ihm endlich die Bedingung,
daß er ein Lob der heiligen Jungfrau sagen sollte, um die Herrschaft über
seinen Verstand zu beweisen.

Das Bewußtsein, wie viel daran läge, daß er jetzt seinen Geist
bezwänge, gab ihm einen Theil seiner Klarheit zurück, und er bat. daß
man ihn in der Kirche das Bild des heiligen Franciscus, der sich mit der
Armuth vermählt, sehen lasse, und daß man ihm gestatte, dort zu beten.
Sie führten ihn in die Kirche, und als er an einen Altar kam. an welchem
die Mutter Gottes in verzweifelter Geberde das Kreuz umfaßt hielt, über
mannte ihn die Erinnerung an Scrafine so gewaltig, daß er auf die Knie
niedersiel und laut zu schluchzen begann. Zugleich wurde seine Sehnsucht,
an diesem Orte zu bleiben, noch stärker, und er begann vor dem Prior und
den Vätern Reim an Reim zu reihen, wie er gewohnt war, und er konnte
nicht Worte genug finden, die Madonna zu preisen.

Seht, die Mutter steht voll Schmerzen
Bor dem Kreuz, das Schwert im Herzen,
Und am Kreuze hängt ihr Sohn!
Ihre Seele bangt und zaget,
Und sie trauert und sie klaget,
Und ihr Geist ist fast entfloh».

— Iacopone von Codi.
O wie leidel die Betrübte,
Die gesegnete, geliebte
Mutter des Erlösers dort,
Wie viel Leiden ihm geschehen,
Muh die fromme Mutter sehen,
Ihrem Sohn und unserm Hort.
O wer mühte da nicht meinen,
Wenn sie sterben sieht den reinen
Eingcbornen ohne Schuld!
Wer kann da sein Herz «erschlichen,
Wessen Thränc muh nicht fliehen
Ihrer göttlichen Geduld!
Für die sündigen Menschcnseelen
Sicht sie ihren JesuS quälen,
Sicht von Geißeln ihn zerfleischt,
Sieht ihn in Verzweiflung sterben,
Weil dos menschliche Verderben
Seinen bitlern Tod erheischt.
Lah von deinen Liebesquellen
Mir das Herz, o Heil'ge, schwellen,
Dah ich trauern mög' mit dir!
Las, mich deine Liebe kennen,
Loh mein Herz wie deines brennen,
Bis er selbst sich neigt zu mir!
Hör mich um die Wunden bitten,
Die am Kreuze cr gclitten,
Bohr sie alle mir in's Herz!
Heil'ge Mutter, seiner Wunden
Hat er würdig mich befunden,
Loh mir Thcil an seinem Schmerz!
Mit dir will ich mich vereinen,
Lah mich wirklich mit dir meinen,
Weinen all mein Lcbenlang,
An dem Kreuze mit dir stehen,
Immer willig mit dir gehen
In der Klage Sehnsuchtsdrang.
Königin der Jungfrau'n, wende
Dich nicht streng von mir, o sende
Mir den hcil'gen, tiefen Gram,
Lah mit Christi Tod mich schlagen,
Lah mich alles mit dir tragen,
Was er alles auf sich nahm!
Lah die Wunden mich entzücken,
Mich durch s Kreuz der Welt entrücken
Und durch deines Sohn's Passion!
So entzündet und in Flammen
Tret ich einst mit dir zusammen
Vor des Wcllenrichters Thron.

- Frieda Port in München.

Gieb, daß mich das Kreuz bewache,
Deines Sohnes Sterben mache,
Heil'ge Mutter, mir zum Heil!
Betten sie den Leib zur Erde,
Gieb, daß meiner Seele werde
Paradieses Glück zu Thcil.

Nach diesen letzten Worten warf er sich auf's neue auf die Knie und preßte dann sein Gesicht, von den Händen bedeckt, gegen den Stein der Altarstufen, um Serafine laut weinend und stöhnend. In dieser Stunde wich der Wahnsinn auf immer von ihm. Der Prior und die Patres waren ergrissen und gewährten ihm die Aufnahme.

Eduard Simson.

von

Aar! Braun-Wiesbaden.

— Leipzig. —

I.

enn Schiller singt, das; nur den Olympischen das Leben „ewigklar
und spiegclrein und eben" dahinfließe, so scheut man sich, diese»
Ausspruch aus einen Irdischen anzuwenden; denn man fürchtet
dadurch den Neid der Götter herauszufordern. Wenn wir aber in Deutsch-
land eine Umschau über unsere hervorragendsten „>Ien ok tb.« riro,«" halten,
so wüßte ich unter denselben Keinen, auf welchen man eher die Bezeichnung
des Dichters anwenden könnte, als auf Eduard Simson. obgleich sein Leben
einen integrirenden Bestcmdtheil der vielbewcgten letzten vierzig Jahre unserer
Nationalgeschichte bildet.

Nur wenige der Männer, welche während dieser Zeit eben so ununter-
brochen an den Geschicken des Vaterlandes teilgenommen haben, sind schweren
und schmerzlichen Krisen ihres äußeren und inneren Lebens entgangen.
Viele haben Schiffbruch gelitten, bevor sie das Ziel erreichten, dem sie zu-
strebten. Andere haben Verfolgungen erfahren und Jahre lang das bittere
Brot der Verbannung essen müssen; und es gab im Reichstag eine Zeit,
wo wir im Schovße dieser Versammlung nicht weniger als vier oder gar
fünf Mitglieder zählten, welche von deutschen Gerichten zum Tode verurtheilt
worden waren, weil sie, allerdings mit etwas lebhaftem Temperament,
dem Ziel der deutschen Einheit früher zugestrebt hatten, als die preußische
Regierung.

Zu jenen Wenigen gehört Simson. Man hat das Leben der Menschen mit dem Laufe der Ströme verglichen. Die Mehrzahl der Flüsse hat während ihres Laufes mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Bald haben .sie sich mit Gletschern und Landseen auseinander zu setzen und sich von allerlei Makeln zu reinigen, welche ihnen ans den Zeiten des urwelt« lichen Chaos noch anzukleben scheinen. Bald verleitet oder zwingt sie ihre Umgebung zu allerlei Unregelmäßigkeiten. Sie müssten ihre Gewässer in Arme zertheilen, bald sich sehr schmal machen und dann wieder übermäßig breit und seicht ausdehnen, sich Sandbänke und Untiefen, Stromschnellen und Katarakte, zerrissene oder zuweilen einstürzende Ufer und dergleichen gefallen lassen. Das Leben Simsons hat den entgegengesetzten Charakter. Ganz frei von vorübergehenden Täuschungen und Störungen freilich ist es auch nicht; denn diese können keinem Sterblichen ganz erspart werden. Aber im Großen und Ganzen gleicht dies Leben einem ruhigen, stetigen, immer mächtiger werdenden Strome, der durch ein fruchtbares und von ihm befruchtetes Land fließt, — zwischen „reich gesegneten Gebreiten, Hügeln, die den Strom begleiten".

Ich werde im Nachstehenden versuchen, eine Skizze dieses Lebens zu geben, soweit es der Oeffentlichkeit angehört. Ich habe oft von Denkwürdigkeiten sprechen hören, oder von memoirenartigen Aufzeichnungen und Sammlungen, welche man Simson zuschreibt. Mir ist von solchen Aufzeichnungen nichts bekannt, geschweige denn, daß ich Gelegenheit gehabt hätte, solche einzusehen oder zu benutzen. Ich erzähle, was ich selbst gesehen und gehört habe ; denn auch ich bewege mich seit Achtundvierzig auf dem politischen Schauplatz, und obgleich ich nicht bestrebt war, mir ausnahmsweise besondere Quellen zugänglich zu machen, so glaube ich doch einiges Neue und Interessante mittheilcn zu können, wofür ich die Garantie und Verantwortlichkeit übernehme.

II.

Simson wurde am 10. November 1810 in Königsberg in Preußen geboren, auf jenem klassischen Boden, wo Kants Lehrstuhl stand und von wo aus Kraus jene volkswirthschaftlichc Weisheit verbreitete, welche den vormaligen Bcamtenstand Preußens zum einsichtsvollsten der Welt «lachte und die Grundlage bildete zu dem preußischen Zolltarife von 1818. dem damals liberalsten in ganz Europa (England nicht ausgenommen), und zu dem deutschen Zollverein, dem Vorlaufer des jetzigen Deutschen Reiches. Kurz nach Simsons Geburt wurde von Königsberg aus (durch Schön und Z)vrk> das Signal gegeben zur Abschüttelung des Joches der französischen Fremdherrschaft; und dann gelang es wieder der Reaetion, Königsberg und das alte Preußen auszuschließen aus dem officiellen Deutschland, d. i. aus dem Gebiet, das damals durch den Stern des Bundestages mehr verdunkelt als erhellt ward.

Simson wuchs auf unter wohlgeregclten und wohlhabenden bürgerlichen Verhältnissen. Sein Besitz, sein Charakter und sein Geist haben ihn stets ferne von jenem Abgrunde des Streberthums gehalten, in welchem so viele talentvolle Männer ihr Ende finden, weil es bei uns Weniger Gentlemen giebt, als z. B. in England.

Nach absolvirtem Gymnasium studirte der junge Simson von 1826 ab auf der Universität Berlin; 1828 bezog er die Universität Bonn, um dort seine juristischen, historischen und philosophischen Studien fortzusetzen. Damals war der große Historiker Barthold Georg Niebuhr die Hauptzierde der rheinischen Universität. Derselbe las im Sommer „römische Geschichte", welche Vorlesung später Leonhard Schmitz in englischer Sprache publicirt hat („Historv ok Roms ki-oin tl>s tii «t ?unio vsr t« tlis dostli «5 OcmstsQtins, I.«nä«n 1844, deutsch von Zeiß, Jena 184S). Im Winter las er .Alte Geschichte mit Ausschluß der Römischen". Das letztgedachte Collegium hörte Simson im Winter-Semester 1829/3». Sein mit Sorgfalt ausgearbeitetes Heft hat ihm später Marcus Niebuhr, der unglückliche Cabinetsrath Friedrich-Wilhelms IV. — der kleine Sohn eines großen Vaters — abgeborgt und nicht wiedergegeben. Die persönlichen Beziehungen zwischen Barthold Georg Niebuhr und Eduard Simson. die schon bestanden, sollten durch ein unglückliches Ereigniß noch enger werden. Es war in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar 1830, wo in Nicbuhrs Haus Feuer ausbrach, ohne daß die Bewohner selbst es gleich anfangs bemerkten. Die Flammen loderten schon von dem Dach auf, während die Insassen des Haufes noch schliefen und das Haus selbst noch verschlossen war. Es herrschte eine sibirische Kälte und das zum Löschen nöthige Wasser war zugefroren. Man mußte es erst aufschlagen. Durch die Stille der Nacht tönten die Rufe: „Feuer" und „Hülfe" und jenes eigenthümliche Geräusch, welches mit Volksaufläufen verbunden zu sein pflegt. Simson saß noch bei seiner nächtlichen Lampe, vertieft in das Studium eines alten klassischen Juristen. Er hörte das Geräusch auf der Straße und meinte den Ruf „Burschen heraus" zu erkennen, mit welchem in den „alten glorreichen Seiten akademischer Freiheit" bedrängte Studenten ihre gesammten Cvmmilitonen zu Hülfe zu rufen pflegten im Kampfe wieder „Philister", „Schnurren" und sonstige derartige wilde Völkerschaften. Ter junge Simson glaubte diesem Rufe Folge leisten zu müssen. Er eilt auf die Straße. — so wie er ist, — bekleidet mit einem jener alten bequemen dicken Röcke, welche Behaglichkeit und Wärme gewährten, aber auf Eleganz keine Ansprüche machten. Man nannte sie damals „Flaus" oder „Gottfried". Heut zu Tage kennt man diese segensreiche Institution nicht mehr; ich will aber doch «> Mssant daran erinnern, daß selbst der große Böranger feinen alten „Flaus" besungen hat in jenem prachtvollen Chanson, dessen Strophen enden mit dem Refrain.

„Äon visll smis, ns QOUS ssosroiis p»z!"

und das war just um dieselbe Zeit, wo Eduard Simson durch seinen allen „Gottfried", den er schon in Königsberg und in Berlin getragen hatte, in engere Berührung kam mit Barthold Georg Niebuhr.

Als nämlich Simson auf die Straße kam, nahm er wahr, daß nicht ein „Burschen heraus" den Anlaß zu dem Auflauf und Tumult auf der Straße gegeben, sondern der Brand des Niebuhr'schen Hauses. Mit Mühe gelang es, die Bewohner des Hauses zu alarmircn. Die Hausthiire vffnetc sich endlich und heraus stürzte Niebuhr. trotz der furchtbaren Kalte nur nothdürftig bekleidet. Er nahm seinen Weg nach dem Hause des Herrn von Bethmann-Hollweg, des späteren preußischen Ministers, der damals noch Professor in Bonn war. Simson fürchtete für seinen geliebten Lehrer. Schnell entschlossen zog er seinen „Gottfried" aus und bot ihn Riebuhr an als schützende und wärmende Bekleidung, Niebuhr aber wies Anfangs die Wohlthat zurück. Er war ganz in Verzweiflung. Denn er glaubte, seine Bibliothek und seine literarischen Schätze seien verloren. Unter den letzteren befanden sich aber nicht nur seine eigenen Arbeiten, sondern auch ihm nichl gehörige unersetzbare Unica, alte Manuscripte und Codices, welche ihm die Heidelberger Universitätsbibliothek leihweise anvertraut hatte, und die, wie er glaubte, ein Raub der Flammen geworden seien, oder unfehlbar werden müßten. „Lassen Sic mich," rief er, „ich bin ohnedies verloren; was liegt da noch an der Kälte?" Aber der junge Simson, ein stattlicher und kräftiger junger Mann, that dem alten, kleinen, schwächlichen Niebuhr ein wenig „sanfte Gewalt" an, indem er ihm den „Gottfried" anzog, der vollkommen ausreichte, um ihn, den von Statur kleinen, alten Herrn, gegen die winterliche Kälte zu schützen. Bekleidet mit Simsons „Gottfried" eilte nun Niebuhr hinüber zu Bethmann-Hollweg. Simson bctheiligte sich am Retten und Löschen, wobei es Anfangs etwas planlos zuging. Hat ja doch Professor Walter, der berühmte katholische Kirchenrechtslehrer, aus dem oberen Stockwerk des Niebuhr'schen Hauses eine werthvolle Marmvrstatue hinausgeworfen — in der Absicht, sie zu retten, aber mit dem Erfolg, daß das Kunstwerk auf dem Straßenpflaster zerschellte — ein Erfolg, den der „Retter" wohl hätte voraussehen können, wenn nicht bekanntlich das Feuer auf die Menschen einen sinnbcthörcndcn Einfluß ausübte, auf Gelehrte so gut, wie auf Laien.

Indessen gelang es doch, Herr über das Feuer zu werden. Tie Bibliothek, die Manuscripte Nicbuhrs, die Codices der Heidelberger Bibliothek wurdeu gerettet. Niebuhr begann wieder aufzuleben. Er starb aber doch schon zehn Monate nach dem Brand, ohne ein hohes Alter erreicht zu haben. Seine Freunde fanden die Ursache seines frühen Todes theils in der Erschüttcrung, die er durch den Brand erlitten, theils in seiner Verstimmung durch die ncncsten politischen Ereignisse; denn er erblickte in der französischen Juli-Revolution eine neue Entfesselung der keltischen Hydra und das Hereinbrechen der allgemeinen Barbarei über ganz Europa und dessen Cnltur.

Doch kommen wir zu dem Brande zurück.

Der Lwciiosus ^iris Eduard Simson kehrte spat in der Nacht in feine Studentenwohnung zurück, um seinen alten behäbigen Gottfried ärmer, aber reicher um das Bewußtsein einer guten That. deren er jedoch in seiner vornehmen Bescheidenheit bei Niemand gedachte. Darüber vergingen einige Wochen.

Inzwischen sann der große Gelehrte darüber nach, wer es wohl gewesen sein möge, der ihm in der Schreckensnacht Beistand geleistet. Allein feine Verwirrung war so groß gewesen, daß er seinen Wohlthäter entweder nicht erkannt oder nicht im Gedächtniß behalten hatte. Darauf examinirte er das Corpus delicti, nämlich den „Gottfried" des Unbekannten, das Kleidungsstück, das ihn wieder erwärmt und das ihm in jener entsetzlichen Nacht so gute Dienste geleistet hatte, nicht obgleich, sondern gerade weil es ihm viel zu groß und zu weit war.

Allein auch der „Gottfried" verweigerte jede Auskunft über die an ihn gestellten Fragen. Niebuhr fand in seinen Taschen erstens ein rothseidenes Foulard, wie man solche damals als Taschentücher führte, und eine Düte mit gemahlenem Kaffee. Weitere besondere Kennzeichen hatte der Rock nicht und solche Röcke waren damals so gebräuchlich bei den Studenten, wie heutzutage die parallelen Schmisse auf den Wangen, welche, wenn sie sich zu einer gewissen Zahl steigern, an Notenblätter erinnern.

In Ermangelung jeder andern Spnr des Thäters erließ Niebuhr eine Aufforderung in dem damaligen Bonner Localblatti In jener Nacht, da es in seinem Haufe gebrannt, habe ihm ein Student in der und der Weise beigestanden, er bitte denselben, da es nicht gelungen, ihn auf andere Weise zu ermitteln, hiermit öffentlich, sich bei ihm zu melden, um neben seinem, Niebuhrs, Dank auch den Rock in Empfang zu nehmen, als dessen Eigenthümer derselbe sich dadurch legitimiren könne, daß er angebe, was sich in dessen Taschen befinde.

Studiosus Simson erhielt keine Kenntniß von dieser Aufforderung. Wahrscheinlich hatte er auch damals schon die löbliche Gewohnheit, Lokalblätter nicht zu lesen. Es war ein Zufall, welcher die Lösung des Räthsels herbeiführte, und zwar durch den jungen Philologen Johannes Classen, der später in seiner Vaterstadt Hamburg als Director des Johanneums in großen Ehren fungirt hat, auch bekannt ist durch gelehrte Schriften über Homeros und Herodotvs, durch Herausgabe des dritten (unvollendeten) Bandes der „Römischen Geschichte" aus Niebuhrs Nachlaß und eine sehr lesensmerthe „Gedächtnißschrift zum hundertjährigen Geburtstag Niebuhrs" l1876). Damals. 183<^. wur Classen Erzieher des jungen Marcus Niebuhr, dessen ich oben schon gedacht habe. Er war persönlich bekannt mit dem jungen Simson. Eines Tages trank Classen bei Simson den Kaffee, den Letzterer mit kundiger Hand selber bereitet hatte. Classen sah in der Hand Simsons ein rothseidenes Taschentuch. Er betrachtete dasselbe mit Aufmerksamkeit. Dann nicht minder aufmerksam auch die Kaffeemaschine und den gemahlenen Kaffee.

„Halt!" rief Classen plötzlich, .da geht mir ein Licht auf. Dieses
Taschentuch, dieser gemahlene Kaffee! Diese Dinge, die sich in dem alten
„Gattfried" befanden! Sie können es nun nicht mehr leugnen, Sie sind der
unbekannte Wohlthäter Niebuhrs in der Brandnacht. Sic muffen sich als
solcher melden!" Da war kein Ausweichen möglich. Simfon ging zu
Niebuhr.

III.

So war denn Simsvn wieder in den Besitz seines „Gottfried" und
zugleich in den der lebhaften Zuneigung und Dankbarkeit Niebuhrs gekommen.
Als Simson nach Ablauf des Semesters Bonn verließ, wv er vorzugsweise
die Collegia des großen Romanisten von Savigny gehört hatte, und sich nach
Paris begab, um dort u. A. auch die ,,öec>I« äs droit" zu besuchen, gab
ihm Niebuhr, der in Frankreich eben so geschätzt wurde wie in Deutschland,
die besten Empfehlungen mit an die ersten Gelehrten und sonstige hervor-
ragende Männer Frankreichs. Durch diese seltene Gunst des Geschickes in
Verbindung mit seiner ausgezeichneten und liebenswürdigen Persönlichkeit
erhielt Simson schon als junger Mann die Gelegenheit, sich jene höheren
Gesichtspunkte und jene weltmännische Gewandtheit anzueignen, welche Anderen,
wenn überhaupt, erst nach einer längeren Schulung und in höheren Jahren
zu Theil wird. Insofern hatte die Begegnung mit Niebuhr in jener Februar-
Nacht eine Bedeutung, welche meine etwas ausführliche Erzählung vielleicht
zu rechtfertigen im Stande ist. Schon jetzt möchte ich darauf hinweisen,
wie Simson sich nie auf das bloße Brotstudium beschrankt und stets von
der Ueberzcugung ausgegangen ist, daß man selber erst etwas sein muß.
um der Welt und seinem Vaterland etwas zu leisten. Im folgenden Jahre
(18.'!1) sehen wir Simson schon als Docenten des römischen Rechts an der
Hochschule seiner Vaterstadt Königsberg. Statt sich mit der Fingerfertigkeit,
welche vielen strebsamen jungen Docenten eigen zu sein pflegt und an die
etwas grobe, wenngleich aber doch als klassisch anerkannte Redensart von
dem „kurzen Gedärm" erinnert, auf das Biicherschreiben zu verlegen, warf
sich Simsvn vor Allem auf das Studium und auf die Lehrtätigkeit, welche
letztere doch bei dem Hochschul-Lehrer die Hauptsache ist. heut zu Tage aber
leider immer mehr in den Hintergrund tritt, um agitatorischen Bestrebungen
Platz zu machen, die der Jugend weniger Belehrung als Aufregung zu-
führen, und zwar eine Aufregung, welche nicht sehr dienlich ist für ihre
harmonische und organische intcllcctuclle und sittliche Entwickelung.
Simson war ein klassischer Universitätslehrer und vermag sich als solcher
neben Vangerow und Thibaut - zu stellen. Im Gegensatz zu Vangerow. der
die große Gabe besaß, auch Minder-Befähigten schwierige Rechtsmateriev
begreiflich zu machen und seine Hauptkraft auf diese, ich möchte sagen ,
„paränetisch-protreptifche Aufgabe" zu verwenden, zeichnete sich Simson als
akademischer Lehrer — darüber sind alle seine zahlreichen Zuhörer einig —

vor Allem aus durch klassische Ruhe und Klarheit, durch Präcision der Gedanken und durch eine knappe und feine Eleganz seines Ausdrucks. „Es war das erste Mal." sagte einer seiner ältesten Zuhörer, „daß ich einen Professor hörte, der nicht weitläufig war. oder langweilig, oder unverständlich, oder wenigstens in formeller Beziehung etwas geschmacklos; denn früher galt ja bekanntlich in Deutschland eine schöne Diction. eine klassische und klare Sprache für das Gegentheil der „Gelahrtheit".

In der That hatte man auch in den großen und kleinen Parlamenten Deutschlands eine wahre Angst vor dem „Kathederton" und dem „Professor"; und gerade der Professor elo^u^ntis« pflegte am allerwenigsten Eloquenz, d. h. wahre Beredtsamkeit zu besitzen. Wir mußten uns damit trösten, daß es nicht ein Soldat war, der das Pulver erfunden, nicht ein Astronom, der das Teleskop, nicht ein Schriftsteller, der die Buchdruckerkunst, nicht ein Physiologe, der das Mikroskop erfunden; und daß es daher wohl auch auf einem unabänderlichen Gesetz dieser besten aller möglichen Welten beruhe, daß der Professor nicht beredt sei.

Simsons Verdienst ist es, dies Gesetz umgestoßen und der Welt gezeigt zu haben, daß die Schönheit der Form nicht den hohen Flug der Gedanken hemmt, daß auch ein Professor sich, ohne feinen Beruf zu schädigen, einer vollendeten Sprache befleißigen, und daß man direct von dem Katheder auf die Rednerbühne steigen kann, um auf der letzteren den nämlichen hohen Rang zu behaupten, den man auf dem elfteren sich errungen. Doch davon später,

Simsons ausgezeichnete Leistungen als akademischer Lehrer wurden gebührend gewürdigt. Sein Pandekten-Collcgium war das besuchteste auf der Hochschule; 1833 wurde er außerordentlicher Professor; 1836 ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft und Mitglied der juristischen Facultdt; 1834 Mitglied und 1846 Rath an dem damaligen Tribunal für das Königreich Preußen (Ost- und Westpreußen), ein Gerichtshof, dessen höchst interessante Geschichte Simson in klassischer Weife geschrieben. Von 1845 ab fungirte er auch als Schriftführer der Commissiun zur Revision des ostpreußischen Provinzialrechts. Im Jahre 1847 nahm Simson Urlaub und ging nach England, um dort die Staats- und die Gerichtsverfassung, sowie das Verfahren in Straf- und ^Zivilsachen zu studiren.

IV.

Damit waren die Lehr- und Wanderjahre abgeschlossen. Nun folgte die Zeit, wo der Meister berufen war, sich als solcher zu zeigen, — das Jahr Achtundvierzig, das den ersten Anlauf zur deutschen Einheit genommen. Dieser Anlauf ist mißlungen. Man darf sich darüber nicht wundern. Große Dinge Pflegen überhaupt erst bei wiederholtem, klarem, bewußtem und thatkräftigem Zurückkommen auf den ersten Gedanken — bei dem schon aus AämKigvolli bekannten Kitm-rw ul «e^n« — zu gelingen. Außerdem fehlte

damals dem größten Theile des deutschen Volkes die nöthige Klarheit über Ziele und Mittel. Diese Klarheit konnte nur in einer längeren politischen Schulung gewonnen werden; und diese Schulung hatte das unheilvolle System des Fürsten Metternich dem deutschen Volke geflissentlich vorenthalten. Endlich fehlte es der preußischen Regierung an Thatkraft. Sie war gewohnt, sich Oesterreich unterzuordnen. Metternich hatte es verstanden, ihr einen heilsamen Schrecken einzuflößen vor jeder nationalen Bewegung, obgleich Preußen bei einer solchen nur gewinnen konnte. Statt dessen zog Preußen es vor, wie der grimmige Arnold Rüge einst sagte, als .Unteroffizier bei Oesterreich auf Civilversorgung zu dienen."

Seine Vaterstadt Königsberg schickte 1848 Dr. Simsvn in die Paulskirche zu Frankfurt a. M. Er war damals siebenunddreißig Jahre alt und zählte zu den jüngeren Mitgliedern. Bei seinem Eintritt wurde er Schriftführer. Später ward er, nachdem der bisherige Präsident Heinrich von Gagern an die Spitze des Reichsministeriums getreten, erster Präsident der Versammlung (ein Tausch, bei dem die Versammlung und deren Geschäfte gewannen); von vier zu vier Wochen immer wieder aufs Neue gewählt, zuletzt so gut wie einstimmig, mußte er im Mai 1849, gezwungen durch eine heftige Erkrankung, die ihm auf's Neue übertragene Würde ablehnen.

Wir sehen ihn während seines Wirkens in Frankfurt stets an der Spitze jener Männer, die damals schon den Gedanken der Einheit in der Form des preußischen Erbkaiserthums zu verwirklichen bestrebt waren. Er gehörte zusammen mit Dahlmann, Beseler, Gagern, Bassermann, Mathy, Soiron u. s. w. der Casinv-Partei an. Freilich finden wir unter derselben Partei auch z. B. Welcker, der eine starke großdeutsche Ader hatte, und den Ritter von Schmerling, welcher, wie er später öffentlich bekannte, auch in Frankfurt immer nur der entschiedenste Oesterreicher war und daher, weit entfernt, für die preußische Spitze zu schwärmen, unter Aufwand aller großen Geistes- und Willenskraft, die ihm zur Verfügung stand, ihr entgegengewirkt habe. Daß er dabei Mitglied dieser Partei war, ist eben so seltsam, wie daß Heinrich von Gagern in der Absicht, definitiv den König von Preußen an die Spitze des deutschen Gemeinwesens zu berufen, diese Stelle provisorisch mit dem Erzherzog Johann von Oesterreich besetzte, von welchem mir damals ein befreundeter Kroate, den ich nach dem Charakter und den Gesinnungen dieses Prinzen ausforschte, sagte: „Schaun's, es ist ein Erzherzog, wie sie Alli sein, aber sehr ein gescheidter!"

Unter diesen Umständen wollten die Dinge nicht von dem Flecke; und die verschiedenen Potenzen, die man, um den Zweck zu erreichen, unter einen Hut bringen mußte, klafften immer mehr auseinander. In Frankfurt vertrödelte man die kostbare Zeit, indem man das Danaidenfaß der Grundrechte mit dem Wasser, sei es akademischer, sei es populärer Beredtsamkeit zu füllen versuchte. In Berlin brach unter dem Ministerium Bmndenburg-Manteufsel, welches seit dem November 1849 in Function war, der offene Conflict

aus. Simson und der damalige nassauische Minister Hergenhahn gingen als „Reichscommissare" nach Berlin, um den Cvnflict beizulegen. Simson setzte das äußerste Maß der Kräfte ein, um eine Ausgleichung herbeizuführen. Er fühlte nur zu gut den untrennbaren Zusammenhang zwischen dieser Angelegenheit und der Frage der Kaiserkrone. Allein die Aussichten trübten sich immer mehr. König Friedrich Wilhelm IV. konnte, ungeachtet seiner gut deutschen Gesinnung, sich nicht zu einem entscheidenden Entschlüsse aufraffen. Oesterreich und Rußland gewannen in Berlin immer mehr Oberwasser; die deutsche Nationalversammlung verlor täglich mehr an ihrem Ansehen. Im Frühjahr allmächtig, ohne mit ihrer Allmacht etwas anzufangen zu wissen, war sie im Spätherbst hinfällig gleich dem welken Laube geworden, wenngleich sie an Einsicht gewonnen hatte.

Ein Zeichen dieser Einsicht mar es, daß die Mehrheit des Reichstages den Ritter von Schmerling verdrängte und daß an seiner Stelle Heinrich von Gagern als Reichsministerpräsidcnt eintrat. Dies geschah Mitte Dccember 1848. Simson kehrte nach Frankfurt a, M. zurück und wurde wie bereits erwähnt, an Gagerns Stelle erster Präsident der Nationalversammlung. Allein durch den Ministerwechsel wurde wenig gewonnen. Die Centralgewalt war nur noch ein Schatten. Schmerling hatte die Zeit genutzt, um den preußischen Bestrebungen im Stillen, aber mit großem Erfolge, entgegen zu arbeiten. Als Gagern eintrat, war es zu spät. Außerdem war ihm Schmerling an Geist und Geschäftskenntniß weit überlegen.

Am 3. April 1849 traf in Berlin die Deputation des Reichstages ein, welche dem König die vfficielle Nachricht von seiner in Frankfurt a. M. soeben vollzogenen Erwählung zum Deutschen Kaiser überbrachte. Auch Heinrich von Gagern war in Berlin. Er sowohl als Simson hatten wiederholte Audienzen bei dem König. Man schwankte einige Zeit zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich erfolgte die definitive Ablehnung, deren Bitterkeit auch einige Vertröstungen und Vorbehalte nicht zu mildern vermochten. Ich will hier einige charakteristische Züge wiedergeben, die mir ein kürzlich verstorbenes Mitglied der Kaiserdeputation mitgetheilt hat.

Friedrich Wilhelm I V. erwies sich Simson gegenüber stets liebenswürdig und gnädig. Er fand ein aufrichtiges Vergnügen am Umgang mit geistreichen Leuten, und auch Simson ließ es nie an den Rücksichten fehlen, welche er der Königlichen Würde und der Person des Königs zu schulden glaubte. Der König sprach sich Simson gegenüber in rückhaltloser und witziger Art aus. u. a. auch über Heinrich von Gagern, der dem König antivathisch war, u. a. wegen seiner pathetischen Reden und Gesten und seiner mächtigen Stimme, die auch bei Hofe, — etwas ctikcttenwidrig — zu erschallen Pflegte.

„Dieser Herr von Gagcrn," sagte der König, „ist ein ganz deliciöser Mann. Aber ich habe Zweierlei an ihm auszusetzen. Erstens pflegt er gar nicht zu hören, was man ihm sagt. Zweitens aber, Was er sagt, macht

auf mich keinen Eindruck. Denn er ist immer in Extase, und das bin ich
ja ohnedies selbst schon. Dazu habe ich ihn gar nicht nöthig."
Einst war Gagern beim König nnd machte einen letzten verzweifelten
Versuch, ihn zur Annahme der Frankfurter Krone zu bewegen.
„Ach, mein lieber Herr von Gagern," sagte Friedrich Wilhelm IV..
„gönnen Sie mir Zeit, mir die Sache zu überlegen. Ich empfehle Ihnen
vor Allem Geduld. Geduld und Sauerkraut überwinden Alles."
„Ich aber sage," rief Gagern mit mächtiger Stimme und mit lebhaftem
Spiel seiner imposanten Augenbrauen (wegen denen ihn der neulateinische
Dichter Gustav Schwetschke, der auch in der Paulskirche sah, in seinen
neuen .,spi?toli» vironim «b»c?ui-oruiu^ den Lsnrious sus,ero111c>su8 nanntej.
„ich sage: Und Fluch vor Allem der Geduld!"
Der König lächelte.
„Ei ei," meinte er, „das sagen doch nur solche Leute, die sich dem
Teufel verschreiben. Das werden Sie aber niemals unternehmen, mein lieber
Herr von Gagern. Dessen bin ich ganz sicher."
Tie letzte Audienz, die Simson bei dem König hatte, verlief ganz
anders, nnd als Simson zum Schlüsse doch wieder der sicheren Hoffnung,
die Hohcnzollern an der Spitze Deulschlands zu sehen, Ausdruck verlieh,
entließ ihn der König mit den Worten: „Ich weiß, daß Sie es gut mit
Uns meinen."

V.

Auf Frankfurt folgte Erfurt. Am 2«. März 1850 trat in Erfurt
das Volkshaus zusammen, das die Aufgabe hatte, die geplante .Deutsche
Union" zu Stande zu bringen. Simson wurde der Präsident dieses
„Volkshauses", das sich keiner großen „Sympathien des Volkes" erfreute.
In Frankfurt hatte man die Verfassung von Vvlkswegen — ohne die Regie-
rungen — aufrichten wollen. In Erfurt wollte man es von Regierungo-
wegen — ohne das Volk. Beides ist gescheitert. Erst als die deutschen
Regierungen und das Volk, vertreten durch das Parlament und das Heer
1870 zusammenwirkten, ist der erste entscheidende Schritt zur dcutsclien
Einheit zu Stande gekommen. Simson hat mit einer seltenen Ausdauer
und Beharrlichkeit als getreuer Kämpe die Einhcitsbestrebungen durch alle
diese Stadien hindurch verfolgt. Auch in Erfurt harrte er aus, obgleich
sich die Aussichten alsbald zu trüben begannen. Es zeigte sich eine selt-
same Erscheinung. Die preußische Regierung hatte die Verfassung vorgelegt.
Das Vvlkshcms wollte sie sofort on dlov annehmen. Da sagt die Regierungi
Nur nicht; nnr keine Ucbcrstürzung: nur hübsch langsam ; prüfen wir Alles
mit Muße." Es war die Unsicherheit der Verbündeten und der Druck
Oesterreichs, welcher znr dilatorischen Behandlung veranlaßt« nnd in dieser
Sachlage ist dann das Vcnassnngswcrk versumpft, verdorben und gestorben.

Eduard Simson.

Der König aber hatte alle seine Bedenken und Sorgen aus den General vvn Radowitz abgeladen. Der romantische König glaubte in Radowitz nicht nur einen Gesinnungsgenossen, sondern auch die glücklichste Ergänzung seiner eigenen Natur und Persönlichkeit gefunden zu haben; denn er hielt ihn für einen scharfen logischen Kopf, für ein exactes mathematisches Genie, namentlich aber für einen sehr geriebenen Diplomaten und einen eminent praktischen Geschäftsmann, obgleich er noch im Januar 1848 von Paris nach Berlin berichtet hatte: „Das Juli-Königthnm steht in Frankreich fester als jemals."

Bekannt, aber auch vollkommen authentisch, ist die Unterhaltung des Königs mit Radowitz über Gespenster.

»Ich glaube nicht an Gespenster, aber ich fürchte mich vor ihnen," sagte der König.

Radowitz aber antwortete: „Ich glaube an Geister, aber ich fürchte mich nicht vor ihnen."

Diesen „starken, klugen" Radowitz hatte sich der König zu seinem Vertrauensmann auserlesen. Er sollte die Union zu Stande bringen. „Denn nur er war dem österreichischen Reichskanzler Fürst Felix Schwarzenberg überlegen."

Der König hielt Radowitz sllr ein Genie, die Anderen hielten ihn sür einen Betrüger.

In Wahrheit war er weder das Eine noch das Andere, Simson hatte den genauesten Verkehr mit ihm in Erfurt und die beste Gelegenheit, seine Beobachtungen zu machen.

Bei einem normal gebildeten Menschen bauen sich folgende Thätigkeiten über einander auf: Zuerst das Calculiren — dann das Denken — endlich das Dichten. Eins dieser Stockwerke ruht auf dem anderen. Bei Radowitz fehlte das mittlere Stockwerk. Bei Simson war aber gerade die Gabe des Denkens auf das Höchste und Schönste entwickelt. Im Anfang wurde Radowitz von Simson und seinem Eifer für das Einigungswerk auf das Lebhafteste angezogen. Aber bald trat die Differenz ihrer beiderseitigen Naturen auf das Klarste zu Tage. In Radowitz lagen der Phantast und der Mathematiker gleichsam im Gemenge; oder um zu jenem Bild zurückzukehren: er sprang stets aus dem untersten in das oberste Stockwerk. Seine Auseinandersetzung war bis zu einem gewissen Punkt rein mathematisch, dann aber fiel er in das romantische Phantasiren.

„Ezeellcnz," sagte ihm Simson, „bis zu diesem Punkte habe ich Ihrer Auseinandersetzung folgen können; und bin ganz mit derselben einverstanden; was aber dann folgt, das ist meinen Augen nicht etwa ein gewagter oder unrichtiger Schluß aus dem Vorausgegangenen; vielmehr ist von da an für mich überhaupt ein begrifflicher Zusammenhang oder ein Gedanke nicht mehr erkennbar."

Dann wurde der General Radowitz verstimmt und verstummte. Er
schüttelte den Kopf, als wenn er sagen wollte:
«Wie traurig, daß ein sv klarer Kopf das nicht einsieht! Daß gerade
nach dieser Seite hin seine Fähigkeiten beschränkt sind."
Leider lagen dir Dinge umgekehrt: Radowitz war beschränkt genug zu
glauben, er habe das Spiel gewonnen, wenn er dem Fürsten Felix Schwarzen-
berg den Beweis geliefert habe, er sei ihm überlegen in Calculation und
Dialektik bei irgend einer Verhandlung, z. B. über den vielbelobten S 11.
Man denke sich Schwarzenberg und Radowitz als politische Schachspieler.
Radowitz ist dem Schwarzenberg im Spiel überlegen. Er spielt sehr ge-
schickt und ist im Begriff zu gewinnen. Da wirft Schwarzenberg die
Figuren durch einander und erklärt: Das Alles ist ja blos Spaß gewesen
und hat gar keine Bedeutung. Er hatte sich auf das Schachspiel nur
dilatorisch eingelassen, um Zeit zu gewinnen, bis der Augenblick gekommen,
wo er dem Gegner sagen konnte: „Jetzt ist keine Zeit mehr zum Spielen:
jetzt ist der Tag des Ernstes gekommen, an welchem ich Dir verbiete, Deine
Politik fortzusetzen: denn ich bin der Stärkere und deshalb habe ich das
Recht zu befehlen und zu verbieten."
Damit hatte die Sache ein Ende. Radowitz und seine Union wurden
im Stiche gelassen. Aber Radowitz sagte sich mit Genugthuung: „Ich war
doch der bessere Spieler; dialektisch war ich ihm über!"
Ja, er hätte Recht, wenn es blos ein Schachspiel gewesen wäre.
Tann würden die sachverständigen Zuschauer gesagt haben:
In der That, Radowitz hatte so gut wie gewonnen; denn Schwarzen-
berg hat dies ja selbst anerkannt, indem er das Spiel umwarf; das hätte
er ja nicht nothig gehabt, wenn er gut stand.
Aber es war ja kein Spiel, fondern ein politischer Act, bei welchem
die wichtigsten Fragen auf dem Spiele standen; und die Politiker sagten
nicht: Radowitz hat gewonnen, sondern Radowitz hat verloren; er mußte
auf einen solchen Zwischenfall vorbereitet sein und gerüstet; er wollte den Gegner
überlisten und ließ sich von ihm brutalisiren, weil er nicht kommen sah.
was alle Andern sahen.
Simson hat unter dieser unklugen Politik des Radowitz unsäglich ge-
litten.
Er hatte das neue Schiff, das uns an das ersehnte Ufer der Einheit
bringen sollte, mit Entschlossenheit bestiegen. Er mußte sehen, wie mit
jedem Tag die Aussicht, das Ziel zu erreichen, abnahm, ja, wie endlich der
in seinen Calculationen und Phantastereien befangene Steuermann (Radowitzi
direct auf die Klippen zufuhr, an welchen das Schiff seinen Untergang finden
mußte. Das ist schmerzlich, wissend, sehend und ohne helfen zu können,
dem Untergang entgegen zu eilen. Und Simson ließ es an Worten des
Unmuths gegen Radowitz nicht fehlen.

Als Simson nach den traurigen Tagen vvn Erfurt zu seiner akademischen und richterlichen Thätigkeit nach Königsberg zurückgekehrt war, erschien dort eines Tages Radowitz zu Besuch. Die Zeitungen bemächtigten sich des Stoffes und stellten die Conjectur auf, Radowitz habe die Absicht, bei dem vor Kurzem geborenen Töchterchen Simsons Gevatter zu stehen. Die Nachricht wurde dementirt und Ernst Dohm, unser großer und unvergeßlicher Humorist, begleitete das Dementi mit der Bemerkung, dies sei sehr erfreulich; denn die Kinder, bei welchen bis jetzt Radowitz Gevatter gestanden, seien alle, die Erfurter Union mit inbegriffen, frühe gestorben, und da nnn die Zeitungsnachricht nicht wahr sei, so sei man psr si-Fumsnwm s contrario berechtigt, dem Kinde ein langes Leben und eine glückliche Zukunft zu prophezeihen. Dies Horoskop ist in Erfüllung gegangen. Diese Tochter Simsons lebt heute noch als verehrte Gattin eines trefflichen preußischen Richters.

VI.

Vor und nach Erfurt war Simson auch Mitglied der damaligen „Zweiten Kammer" in Berlin. In der Zeit von 1849 bis 1850 widersetzte er sich lebhaft und zum Theil mit Erfolg den auf Revision der Verfassung gerichteten Überstürzungen der Reaction, und nach Erfurt bekämpfte er auch in der Kammer unbarmherzig die schwcichmüthige und undeutsche Politik des Ministeriums Manteuffel.

Ich kann hier eine Bemerkung nicht unterdrücken, die hervorgerufen ist durch Urtheile, welche sich heute hin und wieder über die preußischen Altliberalen von/ damals verlautbaren lassen, und welche entschieden falsch sind. Nein, diese Altliberalen waren nichts weniger als Kautschuk-Männer oder Wetterfahnen, welche ihre Politik von dem wechselnden^ Winde oder von der Meinung eines Dritten abhängig machten. Sie hielten stets mit großer Entschiedenheit fest an dem Einheits-Gedanken, an der Verwirklichung des verfassungsmäßigen Rechtsstaates und an dem System wirthschaftlicher Freiheit, wie solches in dem deutschen Zollverein seine Verwirklichung gefunden. Allerdings waren sie in ihrer Politik geduldig und maßvoll, aber sie konnten mit Franz DeSk, den das dankbare Ungarn heute noch „den Weisen der Nation" nennt, sagen: „Manchmal vielleicht nur langsam vorwärts, — aber zurück niemals!"

Als nun die Zeit der blöden platten und gedankenarmen Reaction kam, Welche nur an Polizei- und Steuergesctzen sich fruchtbar erwies und ihre Schergendicnste sogar wider den Thronfolger zu richten wagte, lehnte Simson 1852 eine auf ihn gefallene Wahl zum Abgeordnetenhaus« ab. Kaum aber hatte der jetzige deutsche Kaiser als Prinz-Regent die Regierung angetreten und das liberale Ministerium Schwerin-Auerswald eingesetzt, so erschien Simson wieder in der Reihe der liberalen Abgeordneten, 1858/S9 für Königsberg. 1861 für'Wetzlar, 1862 für Montjoie-Malmedy. Von

1860 bis 1861 war er Präsident des Hauses. Als solcher hat er am
18. October 18L1 an der Krönung in Königsberg Theil genommen. Zu
erwähnen ist noch, daß er 1860 die akademische Laufbahn aufgab, um sich
ausschließlich der richterlichen zu widmen. Er wurde 1860 Vicepräsident und
später Präsident des Avvellativns-Gerichtes in Frankfurt a. d. Oder.
Wir kommen nun zu dem Umschwung von Sechsundsechzig, mit welchem
eine neue Aera anhebt, die des gceinigten Deutschland.
Man kann das Leben Simsons nicht erzählen, ohne gleichzeitig die
deutsche Geschichte des letzten halben Jahrhunderts zu schreiben, oder wenigstens
zu berühren. Da die heutige Generation über die Kämpfe und Leiden in
1848 und den folgenden Jahren, wie mir scheint, etwas mangelhaft unter-
richtet ist. sv habe ich versucht, aus eigener Erinnerung das Bild dieser halb
vergessenen Zeit wieder etwas aufzufrischen.
Für die Zeit seit 1867 vermag ich mich kürzer zu fassen. Sie ist in aller
Erinnerung, und untrennbar verbunden mit dem Gedächtnisse an die schönen —
sit venia verdo — „Flitterjahre" der deutschen Einheit und Freiheit ist die
dankbare Erinnerung an die großen Dienste, welche Eduard Simson als
Präsident des constituirenden Reichstags von 1867. der ordentlichen Reichs
tage des norddeutschen Bundes von 1867 bis 1870, des Zollparlaments
und des Reichstages von 1870 — 1874 dem deutschen Baterlande geleistet.
Es wird wohl Niemandem einfallen zu bestreiten, daß wir uns heute
im Deutschen Reich nicht mehr so behaglich fühlen, wie damals. Es ist hier
nicht der Ort die Gründe dieser traurigen Erscheinung festzustellen. Eine
Partei schiebt der andern die Schuld zu. Hier enthalte ich mich eines jeden
Urtheils darüber, wer dabei Recht hat und wer Unrecht. Wir leben nicht
mehr in der Zeit der Ideale. Die Einheitsbewegung, die Ausbildung der
Verfassung, die eigentliche unitarische Gesetzgebung (z. B, auch die Vollendung
des einheitlichen Civilgesetzbuchs für ganz Deutschland) sind in das Stocken
gerathen. Es sind nicht mehr die großen nationalen und politischen Ge-
danken, welche die öffentliche Meinung erfüllen und beherrschen. Confessionellc
und kirchliche Streitigkeiten, welche an das siebzehnte Jahrhundert erinnern,
sind an deren Stelle getreten. Die materiellen Interessen beherrschen die
Debatten, und zwar nicht die Interessen der Gesammtheit, sondern Einzel-
interessen, welche unter Anrufung eines verhängnißvollen Staatssocialismus
auf Kosten aller übrigen Bevorzugung durch die Gesetzgebung verlangen und
finden.
Wir alten Parlamentarier, die dem Reichstage seit 1867 ohne Unter-
brechung angehören, schauen aus dieser wenig ansprechenden Gegenwart mir
einer gewissen Andacht zurück auf jene Zeit, in der die mühevollen und auf-
reibenden Geschäfte des ersten Präsidenten des Reichstages in die treuen,
klugen und festen Hände Simsons gelegt waren, da er dieselben führte mit
jener Gerechtigkeit, Liebenswürdigkeit, ja fast möchte ich sagen: Eleganz
welche der ganzen Versammlung ohne Unterschied der Parteien, das Gefühl

der Behaglichkeit und Sicherheit gaben, mit jener gleichmaßigen und conti-
nuirlichen Stetigkeit, welche den Fortgang der Geschäfte und eine ununter-
brochene EntWickelung garantirte, wo man noch nicht jene Ueberraschungen
und Explosionen kannte, welche heut zu Tage eher die Regel bilden, als die
Ausnahme.

VII,

Der Raum verbietet mir, auf die Einzelheiten einzugehen. Ich will
daher nur die zwei großen Tage erwähnen, an welchen Simson die Ver-
wirklichung dessen erlebte, was er am 3. April 184S vergeblich erstrebte.
Es waren der 3. October 1867 und der 18. December 1870.

Am 24. September 1867 hatte unter dem Vorsitze und der Mirwirkung
Simsons „der erste Reichstag des nunmehr verfassungsmäßig constituirten,
norddeutschen Bundes" eine Adresse an den König Wilhelm, den Schirm
Herrn des norddeutschen Bundes, beschlossen.

Der Reichstag spricht darin dem König den Dank und die Befriedigung
der Nation aus über die bisher errungenen Erfolge einer wahrhaft nationalen
Politik. Er drückt die Ueberzeugung aus, das große Werk sei erst dann für
vollendet zu erachten, wenn der Eintritt der süddeutschen Staaten auf Grund
des Art. 79 der Verfassung erfolgt sein werde; das so gegründete Gemein-
wesen werde durch sorgfältige Pflege der geistigen und sittlichen Güter des
Volkes, durch weise Sparsamkeit in den Ausgaben, durch gerechte Vertheilung
der Lasten, durch gleiches Recht für Alle und gleiche Pflicht eines Jeden
unter der glorreichen Führung des Hauses Hvhenzollcrn unerschütterlich sein.

Der Präsident Simson. als er am 3. October 1867 dem König Wilhelm
diese den nationalen Willen so unumwunden aussprechende Adresse des Reichs-
tages auf der soeben wieder hergestellten Burg Hohenzvllern, wo der König
sich aufhielt, überreichte, fügte noch hinzu, „das deutsche Volk habe das Be-
wußtsein wieder erlangt, das Maß und Gesetz seiner Bewegung, Fortbildung
und Erweiterung in sich selber zu tragen".

König Wilhelm erwiderte, die soeben ausgesprochenen Gesinnungen und
Hoffnungen seien die Seinigen, sie würden einst ihrer Erfüllung entgegen
reifen können.

Der König unterhielt sich danach noch einige Zeit huldreich mit dem
Reichstagspräsidenten. Ter Letztere bekannte als seine feste politische Ueber-
zeugung, der König sei berufen, in nicht allzuferner Zeit die deutsche Kaiser-
krone zu tragen. Der König aber lehnte dies in seiner zugleich so hohen
und doch so bescheidenen Weise ab.

„Ueberlassen wir Etwas," sagte er, „auch den jüngeren Schultern. Ich
denke dabei an meinen Sohn, den seine sorgfältige Erziehung und seine gründ-
lichen Studien befähigen, einer so großen Aufgabe zu genügen."

Der König nahm auf der Rückreise von der Burg Hohenzvllern nach
Berlin seinen Weg durch Baiern, dessen König ihn in Augsburg empfing

und begrüßt?. Von Augsburg ging König Wilhelm nach Nürnberg, auf
dessen alter Burg während seiner Anwesenheit die hohenzollernsche Fahne
neben der baierischen wehte.
Es dauerte kaum mehr als drei Jahre, da sollte sich verwirklichen, was
Simson am 3. October 1867 auf der Burg Hohenzollern ausgesprochen
hatte. Frankreich, das uns ohne jede Veranlassung mit Krieg überzogen
hatte, war niedergeworfen, Paris umzingelt, das Feldlager und Haupt-
quartier des Königs Wilhelm in Versailles. Die süddeutschen Staaten be-
eilten sich durch Beitritt zu dem neuen deutschen Gemeinwesen die Adresse
vom 24. September 1867 zur Wahrheit zu machen. Der König von Amern
beantragte die Kaiserwürde für König Wilhelm. Der Reichstag erklärte seine
Zustimmung mit Enthusiasmus, Der Reichskanzler hatte die Absicht, den
ganzen Reichstag einzupacken und nach Versailles zu fahren, damit er in
dem stolzen Schloß der französischen Könige der Verfassung für Gesammt-
deutschland und der Wiederherstellung der Kaiserwürde sein Siegel aufdrücke.
Dieser große Gedanke scheiterte an angeblich unüberwindlichen Schwierigkeiten.
Inzwischen hatte der Reichstag am 9, und 10. Deccmber 1870 beinahe ein-
stimmig (nur wenige Socialisten stimmten dagegen) den Beitritt der süd-
deutschen Staaten und die Wiederherstellung von »Kaiser und Reich" genehmigt
und eine Adresse an den König Wilhelm beschlossen, worin derselbe gebeten
wurde, „durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu
weihen". Die deutsche Krone auf dem Haupte Eurer Majestät, hieß es in
der Adresse, wird dem wieder aufgerichteten Reich deutscher Nation Tage der
Macht und des Friedens, der Wohlfahrt und der im Schutze der Gesetze
gesicherten Freiheit eröffnen. Zugleich beschloß der Reichstag eine Deputation,
den Präsidenten Simson an der Spitze, mit der Adresse an den König nach
Versailles zu entsenden.
Am 18. December 1670 empfing der oberste Schirm- und Kriegsherr
der Deutschen den Präsidenten und die dreißig Mitglieder des Reichstages
in feierlicher Audienz in dem glänzendsten Saale des französischen König-
schlosses.
Wie mochte es dem Präsidenten zu Muth sein, wenn er am 18. December
1870 zu Versailles zurückdachte an den April 1849 in Berlin?
Beide Male stand der Präsident des Reichstags vor dem König von
Preußen, um ihm die deutsche Kaiserkrone anzubieten; 1870 vor einem
M'nig, der als Sieger aus einem der größten und schwersten Kriege, den
die Geschichte aufweist, hervorgegangen, ohne eines nichtdeutschen Bundes
genossen zu bedürfen; 1849 vor einem König, der es für seine Pflicht hielt,
jeden Anschein einer kriegerischen Verwickelung zu meiden und auf den etwa«
aufdringlichen Rath von solchen Verbündeten, wie damals Oesterreich und
Rußland waren, zu hören.
Im Jahre 1870 wurde dem König die Kaiserkrone einmüthig von
allen Regierungen und der ganzen Nation angetragen, und Simson sprach

im Namen eines einmüthigen Reichstags. Im Jahre 1849 dagegen hatte
der Reichstag nur mit einer knappen Majorität das preußische Erbkaiserthum
beschlossen und die Krone hätte damals vertheidigt werden müssen gegen ein
malcontentes Volk und widerstrebende Fürsten, auch abgesehen von der nicht
allzumohlwollenden Gesinnung des benachbarten Auslandes. Im Jahre 187»
dagegen wagte Niemand zu widersprechen. Das deutsche Heer hatte seine
Leistungsfähigkeit bewiesen. Das deutsche Volk war entschlossen und einig.
Präsident Simfon wies in der Rede, womit er die Adresse überreichte,
auf Versailles hin, auf „die Stadt, in welcher mehr als ein verderblicher
Heerzug gegen unser Vaterland ersonnen und in das Werk gesetzt wurde",
auf das benachbarte Paris, „wo unter dem Drucke fremder Gewalt die
Verträge" (nämlich die Rheinbunds-Berträge der deutschen Fürsten) geschlossen
wurden, in deren unmittelbaren Folge damals (1806) das Reich zu-
sammenbrach.

In scharfer Antithese fuhr der große Redner fort.-

„Und heute darf die Nation von eben dieser Stätte her sich der Zu-
sicherung getrösten, daß Kaiser und Reich im Geiste einer neuen lebensvollen
Gegenwart wieder aufgerichtet und ihr, wenn Gott ferner hilft und Segen
giebt, in Beiden die Gewißheit von Einheit und Macht, von Recht und Gesetz,
von Freiheit und Frieden zu Theil werde.'

Der Kaiser sprach dem Reichstag für dessen opferwillige und patriotische
Unterstützung den Dank aus, wie er hinzufügte „in meinem Namen, im
Namen des Heeres, im Namen des Vaterlandes". Er nahm die Kaiser-
krone an, die ihm „die einmüthige Stimme der Fürsten und der
freie» Städte, und der damit übereinstimmende Wille der
deutschen Nation und ihrer Vertreter" übertragen.

Die feierliche Proklamation erfolgte am 18. Januar 1871. Vor
hunderteinundsiebzig Jahren hatte sich Wilhelms Vorfahr Friedrich I. am
18, Januar die Königskronc auf das Haupt gesetzt, — für die Dynastie
der Hohenzollern ein Gedenktag.

Für Simson waren die Gedenktage: der 3. Avril (1849). der 3. Octvber
(1867) und der 18. December (1870). Die Idee von Kaiser und Reich,
gründlich niedergetreten von der Fremdherrschaft und ihren deutschen Helfers-
helfern, von Oesterreich, das mehr zu Deutschland hinaus- als hineinwuchs
und durch Metternichts leichtfertige Politik irregeleitet wurde, im Stiche ge-
lassen, übertrug sich auf Preußen, und erst nach wiederholtem Anlauf gelang
es ihr. nach dem Gesetze des Morno »I soFn«, dort dauernd Wurzel zu
schlagen.

VHI.

Simson war Mitglied des deutschen Reichstags bis zum 22. December
1876. Er war am 12. Februar 1867, am 31. August 1867. am 13. März
1371, am 10. Januar 1874 siegreich aus der Urne des allgemeinen,

gleichen und geheimen Stimmrechts hervorgegangen. Bei der am 10. Januar 1877 vollzogenen Wahl zur III, ordentlichen Legislaturperiode lehnte er die ihm angetragene Candidatur ab-, 1878 erfolgte die Auflösung des Reichstags; seitdem hat der Reichskanzler seine Politik gewechselt und im Reichs tag nicht wieder eine solche Majorität gefunden, wie er sie unter Simsons Präsidium gehabt hat.

Schon im Jahre 1874 hatte Simson die Wiederwahl zum ersten Präsidenten des Reichstages abgelehnt, obgleich dir überwiegende Mehrheit des Reichstages den größten Werth darauf legte, ihn in dieser Stellung zu erhalten und ihm eine Deputation nach Frankfurt a. d. O. geschickt hatte, welche sich die größte Mühe gab, ihn zur Wiedernahme der höchsten parlamentarischen Würde zu bewegen. Bei ihm kamen wohl in erster Linie Ge sundheitsrücksichten in Betracht: er litt schwer am Podagra, das ihn seitdem nur einmal wieder heimgesucht. Kein Präsident eines Parlamentes hat jemals mehr Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in Wahrung seines hohen Amtes und der Würde der von ihm repräsentirten Körperschaft an den Tag gelegt. Keiner hat feinen Stellvertretern weniger zugemuthet. Eine solche Aufgabe ist mit dem Podagra und dessen heftigen und schmerzhaften Anfällen unver einbar.

Man sprach damals freilich auch von Reibungen und unangenehmen Zwischenfällen, von welchen bekanntlich kein deutscher Parlamentspräsident ganz verschont bleibt, so daß dieselben, umgekehrt wie in anderen verfassungsmäßigen Staaten, in der Regel weniger lange im Amte zu verbleiben pflegen, als die Minister und Ministerpräsidenten. Indessen da jene Frictionen äußerlich nicht zu Tage getreten, fehlt mir zur Erörterung derselben jede Befugniß.

Simson hatte um Ostern 1829 in Bonn promovirt. Er feierte also im Frühling 1879 sein fünfzigjähriges Doctor-Jubiläum, das ihm Huldigungen und Ehrenbrzeugungen in Hülle und Fülle einbrachte. Unter den Letzteren schätzte er namentlich ein Bildniß des deutschen Kronprinzen, das ihm dieser mit der eigenhändigen Widmung! „Oootor O,x:wri Lnlntsm" dedicirte. Denn auch der Kronprinz ist Bonner ,.l>iowr jiuis udrius^ne".

Als im Herbst 1879 die deutsche Justizgesetzgebung in Kraft trat, das preußische Obertribunal, das in der Geschichte der deutschen Rechtsprechung und Rechtsentwickelung, wie man trotz alledem und alledem behaupten darf, eine rühmliche Rolle gespielt hat, aufgelöst und das deutsche Reichsgericht eingerichtet wurde, hat der Kaiser zum obersten Präsidenten des letzteren Simson berufen; und die Berufung eines Mannes, der seit mehr als einem Menschen alter so enge mit den Geschicken des deutschen Vaterlandes verflochten und als Mensch, als Gelehrter, als Richter, als Hochschul-Lehrer. als Politiker und Parlamentarier so große Erfolge aufzuweisen hatte, zu einem so eminenten Ehren und Vertrauens Posten wurde von der ganzen Nation mit Beifall aufgenommen. Unter seiner umsichtigen und erfolgreichen Führung hat das Reichsgericht die großen Schwierigkeiten, welche es auf seiner Bahn fand.

glücklich überwunden. Es geht mit sicheren Schritten dem großen Augenblicke
entgegen, wo das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch in Kraft tritt und damit
erst in der That und in Wahrheit das Reichsgericht, was es jetzt noch nicht
ist, der oberste Gerichtshof der ganzen deutschen Nation wird.
Möge Präsident Simson, der in voller Frische und Geisteskraft seinem
hohen Beruf obliegt, diesen entscheidenden Zeitpunkt noch erleben. Wir
dürfen dies hoffen. Denn die Götter meinen es gut mit uns; und während
es die alten Hellenen für ein Glück erklärten früh zu sterben, verleihen sie
nun den großen Männern Deutschlands ein um so höheres, heitereres und
thatkräftiges Alter, je mehr sie während eines wohl angewandten Lebens in
treuer Pflichterfüllung geleistet haben. ,
Auf Simson aber fand und findet vor Allem jener schöne Spruch An-
wendung, den sein Lieblingsdichter Goethe am 7. November 1825, sechsund-
siebenzig Jahre alt, in sein Tagebuch einschrieb:

„Licgt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du Heute kräftig, frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei."

Allgemeine Bildung in der römischen Kaiserzeit.

von

Georg öaivcl.
— Greifswald. —

^aß bei den Gebildeten unserer Zeit das Interesse für das klassische Alterthum sich vorzugsweise an die bis heute unerreichte Blüthe der griechischen und vor Allem der attischen Kunst und Literatur knüpft, ist begreiflich, und man dürfte sich wundern, wenn es anders wäre. Das Absterben der Blüthe cvnstatirt man als einen naturnothwcndigen Vorgang; auf den Sommer muß der Winter folgen. Die einzelnen Phasen dieses Vorgangs zu zergliedern, die mitwirkenden Factoren zu erwägen, das unterläßt man gern oder überläßt es der wissenschaftlichen Forschung. Aber nichts von Allem, was Kraft und Leben gehabt hat. ergiebt sich dem Tode ohne Kampf; wie das Feuer, wenn es ihm an Nahrung gebricht, vor dem Verglimmen noch einmal aufflackert, so vslegt auch das geistige Leben, wenn ihm von einer neuen Macht ein gewaltsames Ende droht, halb unbewußt einen letzten Anlauf zu nehmen, eine Nachblüthe hervorzubringen, in der es sich gefällt und meint der einstigen Blüthe gleich zu kommen. Dieser letzte Kampf hat etwas Tragisches! das Streben ist mit der Unfähigkeit im Conflict. der Wahn des Erreichens mit dem positiven Nichterreichen. Die Griechen der römischen Kaiserzeit glaubten durch das Studium und die Nachahmung der Antike diese erreicht, der eine oder der andere sogar sie übertroffen zu haben; sie meinten zu glänzen und zu glühen und sahen nicht, daß das alte Feuer des hellenischen Geistes ausgebrannt, daß seine Nahrung aufgezehrt war und daß ihr eigenes Treiben nichts war als ein künstlich geschürtes Aufflackern, das weder erleuchten noch erwärmen konnte. Dieser tragische Kampf, der nicht nur ein rein wissenschaftliches' Interesse hat. soll in seinen wesentlichen Zügen auf den folgenden Blättern beschrieben werden. Es kommt dabei nicht auf eine epische Schilderung des Kampf-

Platzes oder der Kämpfer an, wohl aber muß, damit man die Ursachen des Kampfes begreife, etwas weiter ausgeholt werden.

An der Schwelle des dritten vorchristlichen Jahrhunderts hatten die Ptvlemäer ihren prächtigen Königshof von Alexandreia zum Mittelpunkt alles geistigen Lebens, aller wissenschaftlichen Forschung, aller künstlerischen Interessen gestaltet; die alexandrinischen Philologen und Dichter haben mit unvergleichlichem Erfolge für viele Jahrhunderte die Methode des Lernens, die Richtung des Geschmacks bestimmt, und schon diese Thatsache sollte abschrecken, ein geringschätziges Urtheil über die gelehrten Dichter von Alexandreia zu fällen. Sie waren nicht Dichter geworden, weil sie als königliche Bibliothekare in dem Studium der altgriechischen Dichter schwelgten, sondern weil sie Männer von erlesener Bildung und von feinstem Geschmack, weil sie Dichter waren, darum waren sie berufen worden als kritische Wächter der unendlichen Schätze, die die alexandrinischen Fürsten gesammelt hatten. Wer es verurtheilen will, daß sie den alten attischen oder ionischen Dichtern unähnlich waren, daß sie ihre Stoffe aus entlegenen Quellen schöpften, daß ihre Form die strengsten technischen Anforderungen stellte, der möge bedenken, wie viele der größten Dichter von diesem pedantischen Urtheil mitgetroffen werden. Die Elegien des Prvperz, die einst Goethe begeisterte, ja mittelbar selbst Goethes römische Elegien wären undenkbar ohne den Vorgang der alexandrinischen Poesie. Aber das Interesse dieser bewundernswerthen Männer war fast ausschließlich der Dichtung zugewendet, der fremden sowohl, die sie ihrer Zeit verständlich machten, wie der eigenen, deren Vorbild die ganze antike Welt nach ihnen beherrschen sollte; für die Prosa fehlte es ihnen an Verständnis; wie an Begabung; weder kam es ihnen bei, die Denkmäler der attischen Prosa als Kunstwerke zu betrachten oder diesen Schatz historischer, politischer, juristischer Beredtsamkeit flüssig zu machen, noch hegten sie selbst den Ehrgeiz, eine nur erträgliche, geschweige denn eine mustergültige Prosa zu schaffen. Diese Vernachlässigung der Prosa rächte sich alsbald, und hierin liegt nicht der schwächste Beweis für die Allmacht des alexandrinischen Einflusses auf die Literatur der Zeit. Nicht daß die Kunst der griechischen Prosa ausgestorben wäre; war auch durch die politische Umgestaltung der Verhältnisse einer ernsten und machtvollen Staatsberedtsamkeit, wie das freie Athen sie gesehen hatte, der Boden entzogen, so blieb doch das unvertilgbare Bedürfniß der Gerichtsrede', es blieb die Geschichtschreibung und die philosophische Literatur. Aber diese letztere war um eine kunstgemäße, formvollendete Prosa wenig besorgt; es kam den Philosophen auf die Entwickelung der Begriffe oder der ererbten und erweiterten Schulschlagwörtcr an; die Form den Laien anziehend oder auch nur verständlich zu machen, daran dachte so leicht Niemand. Die Beredtsamkeit hingegen und die Geschichtschreibung, die, wie ein großer Theil der geistigen Cultur ihren Schwerpunkt nach dem kleinasiatischen Griechenland verlegt hatte, nahm von dem neuen Boden neuen Geist an. Sie zog ein üppiges Prunkgewand an und belud sich mit dem ganzen flimmernden

Hctärenschmuck, an dem der Asiat Gefallen fand; das Wissen wurde durch das natürliche Können verdrängt, in geistreich pointirten, stillosen, aber rhythmisch sich einschmeichelnden Satzbrocken gefiel sie sich, vor dem Haß lichsten nicht zurückschreckend, wenn es wirkungsvoll für ein raffinirles Publikum dargestellt werden konnte.

Tie Reaction gegen diese zügellos wachsende Corruvtivn der asianischen Prosa kam aus Asien selbst, von einem Bildungscentrum, das in Nachahmung zugleich und im Gegensatz zur alexandrinischen Gelchrtcnrepublik von den Attaliden in Pergamum gestiftet war. Die pergamenischcn Philologen richteten ihr Hauptstreben auf eine ästhetisch kritische Durchforschung und Ausnutzung der überlieferten Literatur, und vorzugsweise der Prosaliteratur. Gestützt auf gründliche Verarbeitung der historischen Quellen interprctirten und kritisirten sie die attischen Geschichtschreiber und Redner, suchien sie die einzelnen als Individuen zu erkennen und zu charaktcrisircn. erörterten sie wissenschaftlich die Quellen der attischen Schlichtheit. Klarheit, Anmuth, Ueberzeugungskraft. und empfahlen sie als Muster zur Nachahmung, in bewußtem Gegensatz und in schonungsloser Fehde gegen die asianischen Stilverderber. Diese Atticistcn gewannen in der Folgezeit einen mächtigen Schutzpatron in dem Stifter des römischen Weltreichs, in Julius Cäsar. Sowohl die alten sreundschaftlichen Beziehungen zwischen Rom und Pergamum. wie auch seine persönliche Geschmacksrichtung bestimmten Cäsar, seinem Großneffen, dem späteren Kaiser Augustus. einen pergamcnischen Gelehrten, den Apollvdvros. zum Lehrer zu geben. Wir wissen, daß Augustus nicht nur der atticistischen Richtung gewonnen wurde und ihr treu blieb, sondern auch, daß sein kaiserliches Beispiel besser als irgend ein Appell an die Vernunft und an den Geschmack in der Lage war. für die neue Lehre Propaganda zu machen, also daß die einstige Bewunderung für den barocken Asianismus in allen maßgebenden Kreisen ein ziemlich jähes Ende fand.

Aber der Kampf zwischen Asiancrn und Atticistcn war nicht blos ein Kampf um den Stil, es handelte sich auch um den inneren Gehalt. Dionys von Halikaruaß, für uns der Hauptvertreter der siegreichen Partei in der Augusteischen Zeit, nennt die Rhetorik, die er lehren will, eine philosophische. Er verlangt, wiederum im Gegensatz zu der asianischen Unbildung, vom Redner wie vom Geschichtschreiber eine ausgedehnte, Wohlbegründete Bildung.

Er Versteht darunter keineswegs blos eine bessere theoretische Vordildung zur Rhetorik, die doch im Grunde nur der formalen Seite zu Gute gekommen wäre, sondern vor Allem eine vollkommene, historisch-kritisch cr^wordene Bekanntschaft mit den attischen Mustern der Prosa, und zwar nicht nur zu dem Zwecke, an ihnen den eigenen Stil zu bilden, sondern auch um an dem reichen Inhalt der Alten das eigene Wissen zu mehren: der Gedankcnreichthum der attischen Prosaiker, die socialen, politischen, rechtlichen Verhältnisse der alten Zeit sollen den Modernen geläufig werden, ihre

Philosophie soll studirt werden, besonders insofern sie in praktische Lebens-
weisheit ausmündet. Das Alles zunächst um dem Redner eine sichere
Grundlage für die eigene Beredtsamkeit zu liefern, sodann aber weil nach
der Ueberzeugung des Dionys und seiner Partei die Rhetorik überhaupt die
Trägerin alles lernbaren Wissens werden soll. Und dies Ziel ist in der
Kaiserzeit vollkommen erreicht wordene auch für diejenigen, welche nicht
selbst Rhetorik treiben und lehren wollte», begannen und endeten die ernsteren
Studien in der Rhetorenschule; von hier führte der Weg direet in das Be-
rufsleben, welcher Art dasselbe immer sein mochte. Wie in den Grammatiker-
schulen. und nur in diesen, der Anfänger mittelbar die Poesie kennen lernt,
so umfaßt die Rhetvrenschule für die Vorgeschrittenen alles übrige Wissen,
Politik. Philosophie, Kunstgeschichte, sie soll eben Alles lehren und der
Rhetor - soll Alles wissen. Tie Gefahr dieser Forderungen liegt auf der
Hand: wenn sie selbst von Dionys in ihrem ganzen Ernst erwogen waren
— wie wenig ernst er es freilich mit der Philosophie nahm, zeigt der Um-
stand, daß er einerseits Platv zu würdigen unfähig war und andererseits
in einem so seichten Moralisten und so unpraktischen Politiker, wie Jsokrates,
sein höchstes Vorbild erkannte — aber selbst wenn Dionys seine Forderungen
ernst meinte, so brauchten dieselben doch nur durch zwei oder drei Generationen
hindurchgegangen zu sein, um das zu ernten, was sie wirklich geerntet haben,
eine oberflächliche allgemeine Bildung, die, jeder selbstthätigcn Forschung ent
fremdet, über alles zu reden wußte, über alles zu urtheilen wagte und den
Wissensschein an die Stelle des Wissens setzte. Zu den ehrlichen Anhängern
gesellten sich die eitlen, denen es begehrenswerth erschien, mit verhältniß-
mäßig geringer Anstrengung unter der geistigen Aristokratie einen Platz zu
erobern, unter die berufenen Lehrer mischten sich die Charlatans, die Hand-
bücher an Stelle der Quellen. Reccpte an Stelle wissenschaftlicher Methode,
mechanische Gebrauchsanweisungen an Stelle geistiger Schulung verbreiteten
und auch selbst mit gleißenden, nach klassischen Mustern verfertigten Prnnk
stücken das Publikum blendeten. Hatten die Asianer Alles durch ungefchultc
Begabung erreichen wollen, so glaubten die Atticisten allein an die Zucht
der Schule und an die Nachahmung der Klassiker. Beide Extreme waren
gleich gefährlich.

Diese Bildungslehrer nannten sich, insofern sie die Kunst der Beredt
samkeit lehrten, mit dem herkömmlichen Namen Rhetoren; insofern sie
aber zugleich Lehrer aller Weisheit sein wollten, führten sie einen viel
anspruchsvolleren Namen, den der Sophisten. Bevor das Wort Philosophie
einst in Somatischen Kreisen gefunden wurde, war Sophist die stehende
Bezeichnung für den Weltwcisen; anrüchig wurde der Name durch die
Schaar von Leuten, die von der Weisheit Profession machten und sich
erboten, gegen anständiges Honorar jeden, der da wollte, durch das Zauber-
mittel der Beredtsamkeit in die Geheimnisse eines ebenso vielseitigen wie
oberflächlichen nnd schlecht begründeten Wissens einzuweihen. Es ist selbst-

verständlich, das; diesc Gattung von Weisheitslehrern, da es ihnen an begierigen Schülern nie gefehlt haben kann, niemals ganz ausgestorben war. Unter dem Einfluß asianischer Beredtsamkeit hatten Sophisten in Kleinasien geredet und gelehrt und hatten in ihren Rhetorenschulen die Knaben zu Rhetoren erzogen. Die Atticisten aber belebten das vorhandene Schema durch die doppelte Zuthat der attischen Sprache und des solideren Wissens; dadurch gewann die Sophistik neue Kraft und neue Gunst und durfte auf ein längeres Leben rechnen als es den Asianern beschieden war. Die alten Sophisten des fünften Jahrhunderts wurden die wahren Vorbilder der neuen klassicistischen Rhetoren, und wie einst der alten Sophistik in Plato ein ebenso natürlicher wie unerbittlicher Gegner erwachsen war, so sehlte es auch den neuen Erben ihres Namens nicht an Befehdung. die wiederum von der Philosophie ausging: nur war der neue Kampf einerseits unwirksamer, weil aus allen Philosophen der Kaiserzeit zusammengenommen sich noch kein halber Plato herstellen ließ, andererseits unberechtigter, weil jene Philosophen sich gar nicht übermäßig von den verhaßten Sophisten unterschieden, weil der Grenzrain zwischen beiden äußerst schmal war und in der That öfters von beiden Seiten überschritten worden ist. Wie die Rhetoren über die Nutzlosigkeit der Philosophie, so klagten die Philosophen über die Inhaltslosigkeit der Rhetorik. Die großen philosophischen Systeme waren gescheitert, der Eklekticismus war an der Tagesordnung, der Zug der Zeit wehte aus einer praktischeren Richtung. Ein mäßiges Philosophiren galt für anständig, war für Manche auch ein Herzensbedürfniß; nur wollte man mit doctrinärer Systematik verschont fein; man wollte die Früchte der Lebensweisheit genießen und fragte nicht, in welchem Schulgarten sie gewachsen waren, nur daß etwa die ernsteren Geister durch den idealistischen Zug der Platonischen Lehre sich besonders angezogen, durch den Materialismus der Epikureischen Schule sich besonders abgestoßen fühlten. Dadurch war die Förderung wissenschaftlicher Philosophie, bis auf wenige und keineswegs bedeutende Ausnahmen, abgeschnitten, und Philosophie und Rhetorik begegneten sich auf dem Felde allgemeiner Bildung.

Wir kennen aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert zwei Männer, die, mit dem Maße ihrer Zeit gemessen, unsere ganze Bewunderung und Zuneigung verdienen, Plutarch von Chäronea und Dio von Prusa, beide ernsten Strebens voll, feinsinnig, liebenswürdig, dabei im Besitze einer reichen zeitgemäßen Bildung. Plutarch war Philosoph und im wesentlichen der Richtung Platos, den er über alles verehrt, zugethan. Die Mannigfaltigkeit seiner zahlreichen Schriften ist erstaunlich, aber die literarhistorischen, antiquarischen, politischen, naturwissenschaftlichen, theologischen Abhandlungen werden in Schatten gestellt durch die an Menge wie an Güte hervorragenden Schriften aus dem Gebiete der praktischen Moralphilvsophie. Hier spricht er als ein Mann, der mitten im Leben steht, der Schmerz und Freude vom Leben gelernt Hot, der aus seiner innersten Erfahrung belehren kann und will-

Zum Theil sind es Zuschriften an griechische oder römische Freunde, eine große Zahl aber sind Vorträge, die er in Rom oder in Griechenland vor einem gebildeten Publikum gehalten hat. Wie sehr ihm diese Vorträge am Herzen lagen, zeigt seine Schrift „Ueber die richtige Art des Hörens". Er setzt hier sich und seine (natürlich ganz private) Lehrtätigkeit in scharfen Gegensatz zu den Sophisten. Er lehrt nicht des Beifalls wegen, wie jene, obwohl er für beistimmende Aeußerungen keineswegs unempfänglich ist; er will aber nicht aus dem Publikum exaltirte Zurufe wie „göttlich", „unvergleichlich" hören, fondern läßt sich am „gut", „wahr", „treffend" genügen. Er will durch den nützlichen Inhalt seiner Vorträge wirken, nicht aber durch die Kunst, über ein triviales Thema, wie die Sophisten, kunstfertig zu reden, imponiren. Er verschmäht die rein attische Rede — als ob dem Dürstenden der Trank minder mundete, wenn er ihn nicht aus einem attischen Becher schöpfte — aber seine Sprache ist klar und sorgfältig, nicht unmittelbare Improvisation, sondern zu kunstvoller Form verarbeitet. Plutarch ist kein Sophist geworden, obwohl die Freude am Vielmissen und Viellehren und der Mangel an eigener Speculation und fruchtbarer Forschung ihn leicht auf diesen Weg hätte führen können. Ihn rettete die ernste und innerliche Erziehung, die er genossen, das warme Familienleben, in dem er glücklich war, endlich die Zeit, die noch nicht vom Glänze der Sophistik vollends geblendet war.

Plutarchs Zeitgenosse, der Asiat Dio, war in Rhetorenschulen erzogen worden, hatte sich als Sophist den Namen „Goldmund" erworben und wandte sich plötzlich, während er, von Domitian verbannt, im Osten des Reichs auf der Wanderschaft war, der Philosophie zu. Damit war der Stoff seiner Beredtsamkeit ein anderer geworden, die Bcredtsamkeit war die gleiche geblieben. Hatte er früher Prunkreden gehalten zu Ehren eines Papageis oder zum Lobe des schönen Tempethales, oder über die Nnwahrscheinlichkeiten der Homerischen Mythen, so sprach er jetzt von Tugend und Weisheit, von Freiheit und Knechtschaft, von Ruhm und Glück, von Schmerz und Freude. Hatte er früher unter dem Gejauchze des Marktes Hymnen gesungen auf die Städte, in denen er gerade auftrat, so schalt er jetzt voll sittlichen Ernstes die leichtsinnigen Alexandriner und die geizigen Nhodier; hatte er früher im sophistischen Uebcrmuth die Phantasien der Dichter verhöhnt, jetzt pries er Homer und Sokrates als Lehrer wahrer Tugend. Aber so ernst das alles klingt, man spürt die Absicht, man hört das Publikum klatschen, man sieht die Gesten des Redners, man fühlt sein Pathos. Der philosophische Firniß deckt nicht und die sophistische Grundfarbe schimmert durch, auch da, wo er am strengsten mit den Sophisten ins Gericht geht, wo er am lautesten sich als Philosophen verkündet.

Die Zeit hat eine Reihe solcher Zwitter geboren, unter denen Dio bei weitem der ehrlichste, begabteste, bedeutendste ist. Aber die ganze Widerwärtigkeit des Imitterthums offenbart sich in einem gleichzeitigen Franzosen, Favorinus

von Arles. Er war aus einem Philosophen zum Sophisten geworden; doch
wie er als Philosoph sich der Sophistik nicht erwehren konnte, so konnte er
als Sophist das Philosvphircn nicht lassen. Als Anhänger der. skeptischen
Schule mußte er sich über das Wesen der Tinge jegliches Urtheils enthalten,
als Sophist mußte er alles wissen, alles behaupten, alles beweisen können.
Was Wunder, daß er es fertig brachte, hintereinander eine Tadel- und eine
Lobrede auf das Wechselfieber zu improvisiren, wo er unter anderem sich
mit der Pointe brüstetc, wenn das Sprüchwort Recht habe, daß im Leben
ein Tag Regen, der andere Sonnenschein bringe, so sei das Fieber ein sehr
erträglicher Zustand, da cS nur einen Tage andauere und zwei Tage hindurch
ausbleibe.

Uns Modernen wird das Treiben der Sophisten, ihre öffentlichen Vor-
träge als Lcbensberuf, ihr Ehrgeiz, ihr Ansehen auffallend erscheinen, weil
uns die Bedingungen fremd sind, welche diesen Verhältnissen zu Grunde
liegen. Die Sophisten der Kaiserzeit sind Griechen, die Sophistik ist ein
rein griechisches Product. Die Römer haben den Hellenen gegenüber nie
dieselben Erovcrerrechte in Anwendung gebracht, wie bei anderen Völkern;
sie haben sie schwach und klein gemacht, aber nie haben sie ihre Eigenart
zu romanisiren versucht, haben im Gegentheil ihre Sprache, ihre überlegene
Bildung sich angeeignet. Griechen und Römer bildeten ein Reich mit zwei
Sprachen und einer einheitlichen Nationalität. Die Griechen waren in
mancher Beziehung das bessere Element dieser Doppelnation - der ideale Zug.
die Begeisterung sür ihre große Vergangenheit, ihr Schönheitssinn, ihre
Kunst des Genießcns stellte sich dem praktischen Materialismus, dem rasfinirten,
aber geistlosen Lurus der römischen Welt entgegen, beeinflußte das Romcr-
thum und zwang ihm Anerkennung ab. Ihre Kunst, ihre Literatur, ihre
reiche und wohlklingende Sprache übten unausgesetzt den alten Zauber,
Freilich hatte der verwilderte Asianismus den Geschmack in falsche Bahnen
gelenkt; aber als die veredelnden Anregungen von Pcrgamum aus fruchtbar
wurden, da lernte man die Heroen der klassischen Zeit gleichsam von Neuem
kennen und verstehen. Man las und bewunderte mit neugefchultem Blick
die attischen Redner, man versetzte sich in ihre Zeit und begeisterte sich von
Neuem an den Erfolgen, die Jene vor der beifallfpendenden Menge errungen
hatten. Und der Begeisterung folgte die Nachahmung auf dem Fuße.

Das Publikum ergab sich bei den an öffentliche Rede wie an öffentliche
Schaustellung gewöhnten Griechen ganz von selbst. Aus dem Markte,
umgeben von den Bauten und Bildwerken einer glänzenden Zeit, ließen sie
sich gern hinreißen durch die Redner, die in attischer Sprache überraschende
Gedanken mit rhetorischen Effecten mischten und bald ein Thema des Tages
behandelten, häufiger aber in die gefahrlosere Vergangenheit zurückgriffen.
die Helden attischer Geschichte citirten. den Themistokles, Perikles. Leonida-3
zu ihren Bürgern oder ihren Kriegern reden ließen, Processe im Namen
längst verstorbener Berühmtheiten führten, den Gesandtschaften kriegführender

lebten und auftraten, mit fürstlicher Freigebigkeit öffentliche Bauten. Tempel. Gymnasien, Wasserleitungen stifteten und dafür vom Volke bewundert und angebetet wurden. Es ist begreiflich, daß diese Lieblinge des Jahrhunderts sich selbst nicht geringer schätzten, das; sie voll Hoffart und Eitelkeit sich den Mächtigsten der Erde gleich oder überlegen dünkten, daß sie ihre Kunst für eine übermenschliche hielten und gelegentlich sich selbst und anderen gött- liche Inspiration vorredeten.

Wissen ist Macht: der Sophist weiß alles, er lehrt alles, das Wissen ist sein Adel, sein Scepter die Rede. Damit herrscht er nicht nur über die lauschende Menge, sondern auch über die lesende Mit- und Nachwelt. Tie schöne Literatur, die dichtend erzählende Prosa, die philologische, philosophische, historische Literatur wird von der Sophistik beherrscht und beeinflußt. Die Ansprüche, die man in jener Zeit an die wissenschaftliche Arbeit stellte, konnten die Sophisten durchaus erfüllen: die Freude des Forschens. des ^>weifeli'.s, des Lernens war unbekannt geworden, man wollte belehren und wurde belehrt, man wollte wissen und wußte.

Die Geschichtschreibung hatte seit lange schon im Dienst der Rhetorik gestanden; ihre Grenzen, ihre Technik, so zu sagen, war mithin bestimmt, vcrmuthlich in nicht viel anderer Weise, als der Atticistenführer Dionys es gethan hat. Der Stoff des Gcschichtswerkes soll ein gefälliger und belehrender, ein künstlerisch nach oben und unten abgerundeter sein; es soll das Wichtige vom Unwichtigen gesondert werden, die Disposition soll durchsichtig sein und nicht ewa pedantisch chronologischen Rücksichten geopfert werden. Vom Stil wird sprachliche Reinheit. Anschaulichkeit und Kürze, Kraft und An- >muth, Erhabenheit und Lieblichkeit je nach dem Gegenstand verlangt. Die Wahrheit der Tarstellung ist zwar die nothwcndige Grundlage, wie sie aber gewonnen werden kann, darüber können uns jene Leute nicht belehren, welche ältere Quellen, wie sie gerade am reichlichsten fließen, ausschreiben; von Quellenforschung, von Quellenkritik ist kaum die Rede, und die Wahr- heit ist mithin eine rein subjective. N«ch seinem eigenen Rccept hat Dionys selbst römische Geschichte geschrieben, unkritisch und langweilig, aber in glatter und rein attischer Sprache, mit zahlreichen breiten Reden eigenster Erfindung durchsetzt. Dionys ist für manche der Späteren Muster und Vorbild ge- worden, seine Vvrbetrachtung. deren gefchichtsphilosophische Gedanken zum Theil selbst erborgt sind, wird gleichsam als Typus nachgeahmt oder aus- geschrieben. Anderthalb Jahrhunderte nach Dionys lebte Appian. Appians römische Geschichte ist von Anfang bis zu Ende Sophistenwerk, werthvoll durch die von ihm benutzten, für uns zum Theil verlorene« Quellen, aber abstoßend durch geistlose Eintönigkeit der Erzählung, durch häufige Sprach- fehler, durch Unwissenheit und Flüchtigkeit. Lange Reden, mit denen er in gewissen Abschnitten seine Helden glänzen läßt, oder dialogartige, sentenziöse Rcdefragmcnte, welche die Oede der Darstellung dramatisch beleben sollen, drastische Ausfälle gegen die Philosophen alter und neuer Zeit kennzeichnen

kenntniß. man staunt über die Dreistigkeit des Urtheils um so mehr, als Aristides selbst in lächerlicher Weise mit einem armseligen Epigramm, das ihm einst gelungen war, groß thnt, aber man begreift, wenn man zu lesen fortfährt. Die Prosa, sagt Aristides, ist eine viel edlere Form der menschlichen Sprache, sie kunstreich zu behandeln ist viel schwerer als Verse zu machen, man kann auch in Prosa dichten. Damit spricht der Sophist offenbar das Urtheil seiner ganzen ^eit aus; in der That. alles was früher nur in dichterischer Form denkbar schien, dessen hatte sich die Prosa bemächtigt. Aus der Liebcselegie war der Licbesrvnian geworden, die Hymnen auf die Götter wurden zu Prvsadcclamationen, in denen sogar die typischen Formen des alten Götterhymnus bewahrt wurden; ja selbst daS Drama wurde bis zu einem gewissen Grade durch geschickte Recitation, durch Gesten, durch Stimmwechsel, durch Charaktersprache auf der Rednerbühne ersetzt. Ten Griechen war nicht die Phantasie, nicht das Forinentaleut abhanden gekommen, aber man hatte genug der Verse gemacht, man dichtete in Prosa. So war auch die Poesie, die einst so erhaben auf die Prosa herabgesehen hatte, von der Sophistik vergewaltigt und in ihr Weisheitsarscnal hineinge schmuggelt. Auch in der Literaturgeschichte gicbt es eine Vergeltung,
Nur mit der Philosophie, dieser ältesten Feindin der Sophistik, bedurfte es noch einer AnseinanderselMlg. Freilich, mit der großen Schaar von Aftcrphilosvphcn, die ohne Wissen und ohne Ernst der großen Masse mit scheinheiligen Phrasen imponirten und insgeheim ein lasterhaftes Leben führten, Leute, die man mit den Bettclmöiichen passend verglichen hat, mit diesen Näuzen, auf die sich der Spott aller Parteien ergoß, war der Kampf leicht und kurz^ man verachtete sie. Der Sophist aber mußte mit dem Begriff, mit der Idee der Philosophie rechnen, besonders mit dem göttlichsten ihrer Söhne, mit Plato, dem sie schon stilistisch Dank schuldeten und dessen ernste Fehde gegen die alte Sophistik sie nicht wegleugnen konnten. Aristides hat auch hier, wie er meinte, den richtigen Weg gefunden, indem er die wahre Philosophie mit der wahren Sophistik einfach identificirte und damit Plato des Unverstands überführte. Die Philosophie sei ein Streben zum Schonen und die Fertigkeit, über das Schöne selbst zu reden, und da nun das geistig Schöne mannigfach sei, so bedeute Philosophie nichts weiter, als eine allgemeine geistige Bildung und eben dies, nichts mehr und nichts weniger, wolle ja auch die Sophistik sein. Damit ist der lange Kamps beendet und der Friede wieder hergestellt: die Philosophen sind even Sophisten,
Man hat die Sophistik eine Renaissance des klassisch-hellenischen Geistes genannt, mit großem Unrecht. Den Geist des Alterthnms haben die Sophisten so wenig verstanden, wie etwa Bernini den Geist des Phidias oder Racine den Geist des Euripides. Sie haben die Schale, die Form der Alten mit mehr oder minder Geschick imitirt: den Kern von neuem frucht bar zu machen, die gegebenen Anregungen auszunützen, daran hinderte sie eben das, worin sie ihren hauptsächlichsten Ruhm suchten. Sic wollten

EMPTY

Erinnerung an Victor von Scheffel.
von
Julius Ernst Kon Glinrficrt.
«
— Stuttgart, —
er Todtenkranzc Hab' ich viel gewunden,
Ein wechselnd Leben fordert solche Pflicht,
Und alle Blumen wurden eingebunden,
Die treue Liebe zum Gedächtnis! bricht.
Nun soll ich nuch sür Dich den Kranz erlesen
Dem Tobten statt dem Lebenden ihn mcihn —
„Bchiiet Dich Gott, es war zu schön gewesen,
Bchiiet Dich Gott, eS hat nicht sollen sein!"
Als wir im Kahn den lichten See durchschnitte»,
Der unter uns, ein zweit» Himmel, lag.
Da sprachst Du v,cl von dem, was Du gelitten,
llnd zogst den Schleier um den goldncn Tag.
Dock, meintest Du: Ich bin davon genesen,
In sanfte Wchmnlh loste sich die Pein —
„Bchiiet Dich >'!olt, es war' zu schön gewesen,
Behücl Dich Gott, es hat nicht sollen sein!"
Bom Bruder sprachst Du, seinem herben Leiden,
Von Licbcsirug statt Liebcsseligkeit,
Das; Keiner Hai den Dichter zu beneiden,
Der seiner holden Lieder sich erfreut.
Doch in den Augen Hab' >ch Tir gelesen
Die Hoffnung auf des Abends Sonnenschein —
„Bchiiet Dich <'wtt, es wirr' zu schön gewesen,
Behücl Dich stwll, cS hat nicht sollen sein!"

mit schwerem Dunst, so das; jede Fernsicht auf das Gebirge genommen war. Ein scharfer Wind, der den Staub aufwirbelte, mußte gleichfalls einen ruhigen Aufenthalt auf der felsigen Höhe verhindern, weshalb ich mich wieder in meinem Coup,? niederließ und bald das mauerumgürtetc Radolf-zell erreichte.

Die Villa ..Seehalde" bewohnte eine mit Scheffel nahe befreundete Familie. Der Dichter hielt sich auf der Mettnau auf. einen starken Kilo metcr davon entfernt. Victor. Scheffels Sohn, führte mich von der Villa dahin, ein schlanker, artiger Mensch, dem Jünglingsalter in Frische und Frohsinn entgegenblühend. Er ließ es sich nicht nehmen, mein Handgepäck selbst zu tragen, und so schritten wir eilig den schmalen Weg an dem, vom Wind zerpflückten, in Milliarden Sternen funkelnden Wasserspiegel hin. im munteren Gespräche und gegenseitigen Behagen über die neue Bekanntschaft. Das schien mir von guter Vorbedeutung für das Lovs des Tages zu sein und fast ungern sah ich mich am Ziele des Manderns, in der Mettnau an-gekommen. Eine Aeolsharfe tönte vor der Thür des Hauses von schwanker Stange herab mir das Willkommen entgegen; der junge Victor war mir einem Sprung im Gange und rief den Vater herbei, der „im Stüble", dem untern bequemen Tischraume, bei einem Gaste sah. dem Geheimen Hofrath B. in Heidelberg.

Der Empfang durch Scheffel rechtfertigte jede Erwartung-, wer ihm angewohnt hätte, der mußte uns für alte Bekannte gehalten haben, welche sich nach jahrelangem Getrenntsein um so freudiger wieder begegnen. Scheffel zeigte mir das für mich bestimmte Jimmerchen; auf soldatische Weise quartierte ich rasch mich ein und stand bald, von Gepäck und Staub frei, wieder vor meinem Gastfreund, der mit mir sogleich in die sonnige Gottesnatur hin-
- auswanderte.

Wir schritten durch grüne Weinberge, dann durch dichtes Röhricht. Der See strahlte von drei Seiten uns entgegen; hinter uns, einem Boll-werk gleich, lag das Haus — wir waren vollständig geschieden von dem Lärm der Welt, aber mitten in ihrem Frieden, umgeben von den reizendsten Landschaftöbildern. Der Wind hatte nachgelassen, eine ungebrochene Spiegel fläche war der See, über welche nur die Schatten der Wolken huschten Wir freuten uns wie die Kinder an dieser Schönheit der Natur, an ihrer Stille und Ruhe.

Der Eindruck, für mich so neu, war deshalb um so stärker; Scheffel labte sich daran und wir sprachen von nichts als von diesem Paradiese, welches der Glückliche sein eigen nannte. Scheffel erzählte mir, daß unter Otto II. der Bischof Wolfgang von Rcgensburg, mit dem sich seine Studien mit Vorliebe beschäftigten, auf der Mettnau geboren worden sei.

Tic Entdeckung hatte er in alten Pergamenten gemacht und sie hatte ihn zur Gründung seines Hauswesens daselbst umsomehr veranlaßt, als für ihn kein Zweifel bestand, das Haus sei die Geburtsstätte des verehrten Kirchenfürsten gewesen.

Julius Ernst von Giinthcrt in Stuttgart,
Scheffel brachte mir in diesem Augenblick sein „Hausbuch", in welches sich jeder Gast mit Mehr oder Wenig, in Ernst und Scherz, in Vers und Prosa einzutragen hatte.
Er wies mich aus die Zeilen Berthold Auerbachs hin, der, kurz vorder aus der Schweiz zurückkehrend, im bequemen Lehnstuhl am Fenster wie ich jetzt saß und den Untergang der Sonne bewunderte.
Sein Eintrag im Hausbuch schilderte den vollen Eindruck, welchen er von dem wunderbaren Phänomen empfing, und es geht ergreifend daraus hervor, daß er hier zum ersten Mal von der Ahnung seines nahen Todes ergriffen wurde. In der That; von Radolfzell reiste er nach Schwaben, dann weiter in den Süden, um in Cannes zu sterben.
Unsere Unterhaltung berührte meist die Überschwemmung Scheffels mit Einsendungen aller Art. namentlich mit poetischen oder poetisch sein sollenden, welche unerfüllbare Zumuthungen an seine Laune, Zeit und Augen stellten.
Ich greife aus der Legion von Beispielen, die er anführte, nur drei heraus.
Eine Dame wünschte sein Autograph zu bekommen und zwar, da sie den Widerwillen des Dichters kennt, durch List. Sie fragt in einem Briefchen an, ob der Ekkehard vor dem Scickinger Trompeter oder umgekehrt, der Trompeter von Säckingen vor Ekkehard gedichtet worden sei? Scheffel beantwortet die Fragen durch die mit Bleistift im selben Brief angebrachten Zahlen I und 2. Die Adresse war selbstverständlich gleichfalls nicht von seiner Hand, —
Ferner, ein Schullehrer aus Cairo, der bei dem Bombardement Alexandriens, wo er sich früher aufgehalten, seine Bücher verloren hatte, schreibt an Scheffel, er möchte ihm eine Bibliothek sammeln und gefälligst zusenden. Ob der Bücherfreund eine Antwort auf diesen bescheidenen Wunsch erhielt, muß ich bezweifeln.
Dann liegen einige Zeilen von einem Gymnasiasten vor. Sein „lieber Bruder" sei Student und dessen Geburtstag bevorstehend. Schreiber möchte denselben mit einem recht schonen Geschenk erfreuen, und da er weiß, daß dem Bruder nichts lieber sei denn Scheffels Gedichte, so bittet er herzlich den Dichter um eine poetische Gabe zum Wiegenfeste.
Ich unterstützte lebhaft die rührende Bitte — und Scheffel sagte: .Ja!" —
Der Abend verstoß bei der mit Scheffel innig befreundeten Familie v. Fr., welche zur Zeit auf der Villa „Scchalde" Sommerfrische hielt, nur zu schnell.
Tie Liebenswürdigkeit der Form wetteiferte hier mit der geistigen Beseelung der Gespräche; nicht satt sehen, nicht satt hören vermocht' ich mich an diesem farbigen Bilde, diesen zarten Ergüssen einer glücklichen Ehe. Der Vater, ein Edelmann durch und durch , die Mutter, das Muster einer Hausfrau und feiner Bildung, in deren Umgang die Form zum Inhalt geworden; die beiden Söhne, des jungen Victors jugendliche Gespielen, geliebt und liebend, weich aber nicht verweichlicht, für die Anforderungen des Lebens erzogen.
Wahrlich, es bedurfte nicht der Aufmerksamkeit gegen mich, daß nämlich der Wunsch geäußert wurde: ich möchte eine Episode aus meiner Rhapsodie

er befinde sich auf einem Ball unter unbekannten Menschen, Tie Theil-
nahine daran wird ihm lästig, er entfernt sich in ein anstoßendes Zimmer
und in demselben Augenblick tritt Heinrich ein, im schwarzen Frack, wdcs-
bleicki, Scheffel will sich ihm nähern, aber der Freund geht mit den Worten:
„Leb wohl, ich habe Eile!" vorüber und zur Thüre schnell hinaus. Scheffel
blickt ihm verwundert nach nnd erwacht. Tags darauf erhält er die Nach
richt, daß Heinrich auf einen Ball plötzlich an einem Blutstnrz — etwa zur
selben Nachtstunde — verschieden sei.
Bon de» Geistern kamen wir auf die Gespenster, von dem bleichen
Heinrich aus die ungeschlachten Fischer jenseits des Sees zn reden. Ter
Streit mit ihnen war verwickelter, erbitterter geworden.
Bei einem Zusammentreffen auf offenem See versuchte einer der rauf-
lustige» Gegner das Boot, in welchem Scheffel fnhr, förmlich zu entern,
und nur ein mächtiger Stoß, den ihm Scheffel mit der Faust aus die Brust
versetzte — so kräftig, das; der mit einem Messer bewaffnete Mensch der
Länge nach rückwärts in sein schwankes Boot zurückstürzte, befreite Scheffel
aus einer Gefahr, die er mit lebhaften Farben schilderte. Nun war ein
ärgerlicher Proccß anhängig und der Dichter klagte mit großer Aufregung
wiederum über den gestörte» Frieden seines so überaus lieblichen Sommer
auscnthalts.
Ein schöner Morgen begünstigte unseren Ausslug zum Wald im See/
Auf einer Lichtfläche schwammen nur dahin — so rein war das Wasser,
aus welchem zahllose weißblühende Pflanzen emporstiegen, um ihre welche
der Sonne zu öffnen. Aus dem Röhricht, an dem wir landeten, knallte lustig
es uns entgegen. Victor befand sich dort aus der Pirsch mit dem Jäger,
der verteufelt wild drcinsah und wie mit Freikugcln sicher schoß. Sie
brachten reiche Beute mit und Scheffel konnte nicht umhin, über meine Zu-
friedenheit zn lache», mit der ich bemerkte, daß das erlegte Wild nicht nur
für mich, sondern noch für mehrere Gäste auf etliche Tage hinreiche, der
Aufwand für nns also hierdurch wesentlich vermindert werde. Auch der Jäger
nahm wohlgefällig mein Lob auf. Er schmunzelte und wurde hierdurch
nicht schöner: ich begriff den Schrecken der Gegend, in welcher von Zeit zu
Zeit der Teufel sich zeigen soll.
Mancherlei Trübungen solglen Nachmittags: widerwärtige (iorrcspon
denzen aus Wie» nnd Brünn, wo, namentlich in Mähren, die rein poetische
Theilnahme Scheffels an dortige» Feste» ans Politisches bezogen nnd durch
den Parteihader mißdeutet »nd verquickt worden war.
Von all' dem Qnart befreiten wir uns in der „Holle", einer Brauerei
in Radolfzell, bei gutem Stoff, beides in Bezug auf Gespräch nnd Getränke.
Scheffel erwärmte sich zn Anekdoten, es wurde viel gelacht und ge
scherzt — nur der Hebe, welche uns bediente, ihr allein, einem bildschönen
Wesen, vermochten wir kein Lächeln abzugewinnen — sie erinnerte daran,
daß wir im Fegfeucr waren. —

„Sein Gruß gilt Ihnen!" machte ich den Dichter aufmerksam. Wir kamen näher und näher. Ter blaue Himmel schien in dem leeren Gemäuer oben auszuruhen, der felsige Berg stieg senkrecht empor. „Wo ist denn der Ekkehard hcrabgcrutscht?" fragte ich Scheffel. „Darum hat mich auch der Verwalter droben gefragt, von dem es alle wissen wollen, die den Ekkehard gelesen haben und den Berg besuchen. Um die Neugier zu befriedigen, gab er ihnen stets eine erwünschte Auskunft." „Und der Dichter?" fragte ich verständnißvoll. „Weiß es selbst nicht!" murmelte Scheffel, der Verräther.
Beim Wirthshaus angekommen, machten wir einen kurzen Halt. Auf dem freien Platz unter den Bäumen saß fröhliches Volk, dabei eine Gesellschaft aus Schaffhausen, Mädchen und Bursche. Wir zogen uns unter die Schatten an der Seite des Hauses zurück. Kaum saßen wir fest und erquickten uns an der freundlichen Aussicht, als sich einige Schaffhauserinnen einstellten, die uns verstohlen betrachteten. Wir schenkten ihnen keine Beachtung; Victcr und Eugen liefen fort, Scheffel und ich schauten nach Singen hinab und sprachen von den vergangenen Zeiten des hohen Twicl.
Als wir uns umwandten — ein Gekicher verrieth, daß wir nicht mehr allein seien — da war die ganze Schaffhnuser Gesellschaft um uns versammelt. Wir retirirten hinter einen entlegenen Tisch, um wenigstens rückenfrei zu sein; und als der Andrang stärker wurde, so kehrte Schefsel sich gegen die Wand, zog im Scherz den Schlapphut tief in das Gesicht herein und schlug noch den Rockkragen auf, um die Unsichtbarkeit, ähnlich dem Vogel Strauß, zu verstärken. Nun allgemeines Kichern und Schwatzen, hernach frischer, froher Gesang.
Die Jugend von Schaafhausen huldigte dem Dichter auf solche Weise, und obgleich sie sich nicht vertreiben ließ aus der uns beengenden Nähr, geschah doch ihr Andringen und Ausharren mit einer Herzlichkeit, die jede Belästigung ausschloß. Es war eben das reine Gegenbild einer höfischen ceremvniösen Aufmerksamkeit, indem die volle Freiheit des Einzelnen an die Stelle der Form- trat, in deren automatischer Steifheit sich stets der leere Schein versteckt. Da wir Miene machten aufzubrechen nach Anhörung ihres Gesanges, so räumten sie, ohne Gruß, aber öfters freundlich zurückblickend, den Platz, Sie stiegen zur Ruine hinauf und wir kamen langsam auf dem immer steiler werdenden Wege ihnen nach. In dem bedeckten Gang vor dem unmittelbar zu den Ruinen führenden Thvr holten wir sie wieder ein.
Dort standen sie gruppirt nm eine jüngere und freundliche Verkäuferin von „Andenken an Hohentwicl". Sie kannte Wohl den Dichter, den sie mit großer Höflichkeit begrüßte. Fast ei» jedes der Mädchen hielt ein Bildnis; in der Hand, den leibhaftigen Scheffel.
„Ausverkauft!" lächelte die zufriedene Handelsfrau dem Dichter zu und lenkte seinen Blick mit ihren klugen Augen auf die Mädchen, welche die Freude über ihren Besitz sich gegenseitig mitthcilten. „Er ist's ja nicht!" scherzte ich mit den artigen Käuferinnen, „Ja, Ereilt ist er's!" lautete die Entgegnung.

— nach Singen zurück und kehrten zunächst bei dem. Scheffel angenehmen,
Kronenwirth gemüthlich ein.
Noch die letzte Minute beuteten wir nach Möglichkeit aus, bis uns
rasche Pferde, diesmal zum eiligsten Lauf angetrieben, weil es so die Noth-
wcndigkeit erheischte, auf den Bahnhof brachten. Und nicht wie sonst
schieden wir, heiter und unbefangen; der Scheidegrufz „Auf Wiedersehen!"
klang wie eine Verneinung des liebsten Wunsches. Scheffel war hoch erregt
und lange »och, als ich in der Nacht im stillen Coupö dahinfuhr, beschäftigt
mit der Nachempfindung des Tages, suchte ich die Ursache des gegenseitig
bangen Vorgefühls zu ergründen, wiewohl vergebens.
Im vorigen Jahr kam mir von Scheffel folgender Brief zu:
„Mein verehrter Freund!
1884 und 85 sind böse Jahre.
Seit Juni liege ich krank und reconvalescent und wieder krank.
Gesichtsrose. Augenentzündung, dann Halsentzündung, und bin erbärmlich
schwach, kann Niemanden sprechen oder gar gastlich aufnehmen und hätte
nicht geglaubt, das; man nicht nur alt, sondern auch trübselig wird.
Was wird nun weiter kommen, denn es steht mir noch ein ergreifender
Abschied bevor, da Victor im September für immer fortgeht, nach Berlin
zu den Ulanen.
Gott mit ihm!
Ich hoffe 1886 ist's vorbei oder besser. Einstweilen steht mein
Nekrolog in der freien Presse von Tetas. Das bedeutet aber langes
Leben, deshalb: auf Wiedersehen!
Ihr ergebener
Radolfzell. Juli 29. I. Vict. v. Scheffel/'
1886, ja, da war's vorbei! —
„Behiu't dich Gott, es wär zu schön geweftn,
Bchüct dich Gott, cs hat nicht sollen sein!" —

ist, leicht zu verschmerzen. Es ist aber natürlich, daß bei Denen, die in
dem Dichter dieser Werke das größte komische Genie aller Länder und aller
Zeiten verehren, das Verlangen rege geworden ist. nun auch den Menschen
naher kennen zu lernen. Darüber haben wir freilich nicht viel Einzel
heiten erfahren können, aber von der Hauptsache haben wir wiederum Kenntnis;
erhalten durch gelegentliche Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, durch die
beredten Zeugnisse seiner Freunde und seiner Gegner, vor Allem aber durch
seine unsterblichen Werke, die ein sehr starkes subjektives Gepräge tragen.
Ter Dichter dieser Lustspiele muß ein herrlicher Mensch gewesen sein, groß
artig in seinen Auffassungen, mit einem warmen liebenden Herzen, mit
glühendem Haß gegen das Niedrige und Gemeine, dabei doch voll Nachsicht
und Menschenfreundlichkeit, hülfrcich, edel und gut — ein reiner und großer
Mensch. Trotz der lebhaften Theilnahme, die die immer im Vordergründe
der Oeffcntlichkeit stehende Persönlichkeit des Dichters unter den Zeitgenossen
und den Lebenden der nächsten Geschlechter hervorgerufen haben muß. sind
die ersten biographischen Aufzeichnungen doch überaus dürftige und unvoll-
kommene gewesen.

Die erste vollständige Lebensbeschreibung von Grimarest, die zweiund-
dreißig Jahre nach dem Tode Moliörcs erschien, wimmelt von Ungenauig-
leiten, Mißverständnissen und Entstellungen, Es ist das Werk eines kritik-
losen, oberflächlichen Schriftstellers, der von der Bedeutung feiner Aufgabe
keine Ahnung gehabt hat. Denn zu jener Zeit, da Grimarest seine Schil-
derung niederschrieb, war die Ueberlieferung noch eine viel lebendigere und
stärkere, und es würde vcrhältnißmaßig viel müheloser gewesen sein, als
es jetzt ist, die Wahrheit über Mvliöre zu erfahren und festzustellen.
Damals lebten noch Hunderte und Tausende, die in ihren besten Jahren
Mvliöre auf der Bühne gesehen hatten; damals standen die Kinder des mit
Moliöre lebenden Geschlechts in der Vollreife des Lebens. Die späteren
Lebensbeschreibungen sind in Bezug auf den sachlichen Inhalt auch nicht viel
mehr Werth, die von Voltaire nicht ausgeschlossen.

Bis zu Beginn unseres Jahrhunderts hatte man ziemlich sorglos das
aufgenommen, was in dieser gewissenlosen Weise über Molivre verzeichnet
worden war. Erst da wurde durch Beffara, dem es gelang, aus gericht-
lichen Actensammlungen und Kirchenbüchern einige sehr bedeutende auf
Moliöre bezügliche Urkunden aufzufinden, eine neue Aera der Moliöre-
Biogravhie eingeleitet. Durch diese Funde regte und verallgemeinerte sich
das Verlangen, aus dem Leben Molares die Hinzudichtungen des Klatsches
von der Wahrheit loszulösen und auf Grund urkundlicher Unterlagen eine
neue Lcbcnsgeschichte Molurcs aufzubauen. Jrrthümer, die bis dahin auf
Treu und Glauben immer wiederholt worden waren, wurden beseitigt. Das
Beginnen war gewiß höchst verdienstvoll, aber es hat auch einige arge Miß-
stände zur Folge gehabt- unsere heutige Molii)re-Literatur hat sich von der
Aufgabe, ein lebenswahres Bild des großen Dichters darzustellen, völlig

richtiger geworden ist. Ein jedes noch so unerheblich erscheinende, durch den
Zufall ermittelte Datum ist sorgsam eingefügt worden, und es sind scharf-
sinnige und geistvolle Combinationen aufgestellt, um jedes actenmäszig festge-
stellte Einzcldatum mit bekannteren Ereignissen in Zusammenhang zu bringen.
Dadurch ist das Bild des Dichters mit einer Ueberfülle von kleinen, an
sich richtigen Zügen ausgestattet worden, die gerade wie es eben der Zufall ge-
wollt hat, hier die sorgsamste und minutiöseste Ausführung von einzelnen
Partien herbeigeführt haben, dagegen da, wo der Zufall weniger günstig ge-
waltet hat, breite Lücken lassen und auf diese Weise die Plastik des Ge-
sammtbildes entstellen und aus der Biographie des Dichters eben nur eine
in Einzelheiten richtige archivarische Forschung gemacht haben. Wer die
neueren Werke über Moli^re liest, dem schwirrt's vor den Augen, dem
dröhnt der Kopf. Bei j^eder Einzelheit stolpert man über den schwerfälligen,
holprigen, alle Stimmung zerstörenden Kanzleistil des siebzehnten Jahr-
hunderts, über eine ganz gleichgültige Urkunde mit fremden Namen, die sür
Moliöre gewöhnlich nur eine ganz geringe, bisweilen gar keine Bedeutung
haben, und die sich auf Tinge bezieht von völlig untergeordneter Bedeutung.
Von allen diesen actenmäßigcn Ermittelungen soll hier gänzlich Ab-
stand genommen werden, wir wollen uns lediglich bekümmern um das Ver-
hältnis; der beiden Böjarts, das neuerdings wiederum Gegenstand einer
heftigen Polemik geworden ist.*)
Es ist unumgänglich, hier in einigen wenigen großen Zügen das Leben
des Dichters zu skizziren. Wir beschränken uns jedoch nur auf die Angabe
derjenigen Data, die für die Untersuchung der Frage, mit der wir uns zu
beschäftigen haben, von Belang sind.
Hans Poquelin, geboren am 15>. Januar 1622. war ein echtes Pariser
Kind, der im Herzen der großen Stadt das Licht der Welt erblickte. Er
stammte aus einer ehrsamen Bürgerfamilie. Er erhielt eine vorzügliche
wissenschaftliche Borbildung und machte feine juristischen Examina. Zum
tiefen Leidwesen seines Baters hing er die Juristerei an den Nagel und
wurde, als er im einundzwanzigsten Lebensjahre stand, Schauspieler.
Man hat alle möglichen Erklärungen für die Beweggründe gesucht, die
den jungen Juristen bestimmt haben können, seine rnhige, geachtete Stellung,
als Sohn einer angesehenen Pariser Bürgerfamilie im Staatsdienste zu
wirken, mit dem damals noch sehr geringgeschätzten, gesellschaftlich mehr als
zweifelhaften und unsicheren Loose eines Komödianten zu vertauschen. Man
.lulss I,oissleur. Noli, is. I^ouvelles c«utrovsrss8 sur s» vis et,
Kmille. ?sris, OKäravsv Irörss. OrlssnL, U. Usrluison. — lÄrroumet, I^ns
comsäienns au XVIliu« si«'I,>. Zlsclsleiiis Lesart. (Asvus <jes ckeux mouäes,
Heft vom 1. Mai 188S.) — 1,s fenuno <is Aoliöre (Revus ckss äeux m«u<lss, Heft
vom 15. Juni 1S8S.)

hat darauf hingewiesen, daß Hans Poquclin seine Kinder- und Jugendjahre gerade in jenem Stadtviertel von Paris verbracht hat, in dem sich das lustige Treiben des Kleinhandels und die Lustbarkeiten für das Volk am lebhaftesten und buntesten dem Blicke darboten. Unweit der elterlichen Wohnung waren in der That Wochenmarkte unter freiem Himmel uud die Platze, auf denen die Schaubuden der Gaukler und Komödianten aufgeschlagen waren; da erblickte der junge Hans wohl täglich auf dem vorgebauten Brettergerüst die lächerlich geschminkten Possenreißer nnd auch die schönen Schauspielerinnen, in fürstlicher Tracht, die es damals nicht verschmähten, mit Pauken und Trompeten selbst das Publikum anzulocken, gerade wie es noch heutigen Tages auf Jahrmärkten geschieht. "Aber das belustigende und anregende Schauspiel haben auch andere Kinder und Jünglinge zu Moliöres Zeiten gesehen nnd sind deswegen doch keine großen Schauspieler und Dichter geworden.

Was braucht man viel nach einer äußerlichen Ursache zu fragen? Moliöre fühlte eben in sich den Beruf und den leidenschaftlichen Drang, demselben nachzuhängen. Das Genie hat zu allen Zeiten ausgereicht, um es erklärlich zu machen, daß die Dämme, die 'die Erziehung, die Lebensgewohnheiten und Vorurtheile der Fortströmung entgegengestellt haben, von ihm durchwühlt und durchbrochen wurden und daß es seinen sclbstgewählten eigenen Lauf genommen hat. Nicht unwahrscheinlich ist es. daß die künstlerischen Neigungen des jungen Juristen durch die Neigungen seines Herzens noch verstärkt worden sind, und wir mochten dem Zeugniß eines allerdings nicht immer ganz zuverlässigen Zeitgenossen Glauben beimessen, daß sich Moliöre in eine schöne, begabte, kluge und schon bekannte Schauspielerin verliebt hat: in Madeleine BSjart, mit der wir ihn in der That nun bald geschäftlich und zum Mindesten sehr freundschaftlich, aber wahrscheinlich noch etwas mehr, vereinigt finden.

Madcleine Bßjart war vier Jahre älter als Moliöre. geboren im Januar 1618. Sie war die Tochter eines gerichtlichen Subalternbeamten, den seine Frau Marie HervS mit reichem Kindersegen beschenkt hatte. Zehn Kinder sind beglaubigt, ein elftes ist zweifelhaft, und wahrscheinlich sind noch mehrere vorhanden gewesen, von denen die Zeit die Spuren verwischt hat. Von diesen widmeten sich vier, beziehentlich fünf der Theaterlaufbahn, zwei Söhne und zwei resp. drei Tochter. Madeleine war die älteste dieser Töchter. Die jungen BSjcirts durchstreiften die französischen Provinzen und versuchten mit ihren wandernden Gesellschaften immer wieder von Zeit zu Heit ihr Heil in Paris. Während eines solchen Aufenthaltes in Paris knüpfte die damals noch blutjunge achtzehnjährige Madeleine ein Verhältniß mit einem vornehmen, reichen, abenteuernden Lebemann, dem Grafen von Mvdönc, an, der irgendwo in der Provinz auf einem Schlosse seine legitime Frau geborgen hatte, sich aber in Paris von den Reizen der viel jüngeren und gewiß auch viel bestrickenderen Schauspielerin fesseln ließ. Madcleine wird als sehr schön geschildert, mit vor-

nehmem, streng geschnittenem Gesicht, rothblondem Haar, stattlicher Figur in edlen Verhältnissen; und sie war offenbar sehr klug und außerordentlich künstlerisch begabt. Das Verhältnis; zwischen den Beiden war in einem gewissen Sinne ein dauerhaftes. Im Juli 1638 wurde ein Kind Made- lcinens getauft und vom Vater, dem Grafen von Mod<>ne, anerkannt, der seinen eigenen minderjährigen Sohn als Pathen durch einen gemeinsamen Freund bei diesem neugeborenen Mädchen, Franziska, bezeichnete, während die Mutter, Madeleine Bc?jart, ihre eigene Mutter zur Taufzeugin aus- ersehen hatte. Man ersieht aus der eigenthümlichen Wahl dieser Zeugen, zweier Blutsverwandten der Eltern, daß es deren Absicht war, dem außer der Ehe geborenen Kinde gewissermaßen eine moralische Legitimität zu geben. Mod^ne betheiligte sich, wie alle Edelleute der Zeit, an den politischen Wirren und Putschen, und er hatte das Unglück, sich zur Partei Derer zu gesellen, die besiegt wurden. Das Todesnrtheil ivurde über ihn verhängt, und er mußte flüchten, Tie Beziehungen mit Madcleine wurden dadurch natürlich gewaltsam unterbrochen, aber sie hörten darum doch nicht ganz aus. und es gilt als durchaus wahrscheinlich, daß Madeleine den ehrgeizigen Gedanken gehegt und gepflegt hat, dereinst die Gattin des Vaters ihres Kindes zu werden. Weder das Todcsurtheil, das über ihn verhängt war, in'ch die unbeaucme Thatsache seiner Ehe vermochten sie in ihrer Zuversicht zu erschüttern. Der zum Tode Verurthcilte konnte begnadigt werden, die Lebende konnte sterben. Und in der That wurde Modime später begnadigt, seine Gemahlin starb, und er verheirathctc sich wieder, allerdings nicht mit Made leinen. Die erzwungene Trennung von Mod^ne veränderte in dem Leben der schönen, klugen und ehrgeizigen Schauspielerin nichts Wesentliches. Sie blieb bei einer wandernden Gesellschaft, die Frankreich durchstreifte, und kehrte nach einigen Jahren nach Paris zurück.

In diese Zeit fallt die Geburt eines Mädchens, das den Namen Ar- mande (Clara Elisabeth Grezide) Böjart erhielt. Der Geburts- und Taufschein des Kindes ist nicht aufgefunden worden trotz der sorgfältigsten Nachforschungen, und es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß sich in den Pariser Amtsstuben derselbe nicht befindet. Es ist also wahrschein- lich, daß das Kind in der Provinz geboren ist, und bei der Nachlässigkeit und Sorglosigkeit, mit der damals die amtliche Buchführung gehandhabt Ivurde, namentlich in der Provinz und besonders, wenn ein Kind in der Gesellschaft wandernder Komödianten das Licht der Welt erblickte, ist es fraglich, ob diese Urkunden jemals ausgegraben werden dürften. Es ist so- gar fraglich, ob sie überhaupt jemals vorhanden gewesen sind.

Die ersten Spuren dieses kleinen Wesens finden wir in einem Acten stücke aus den, Anfang des Jahres 1643. Der alte BSjart war gestorben und hatte erhebliche Schulden hinterlassen. Die Wittwe Marie Herv6 ver- zichtete in ihrem und ihrer Kinder Namen ans die Erbschaft. Bei der Aufzählung ihrer Kinder wird auch eines genannt „ein noch nicht getauftes

eine dritte? Tie Wittwe Böjart, die wissentlich Unrichtigkeiten buchen laßt, wenn sie von ihren beiden ältesten Hindern spricht, ist wohl fähig, auch eine falsche Angabe zu machen, wenn es sich um ein anderes Familienmitglied handelte, um das jüngste, dessen Geburt vielleicht verschleiert werden sollte.
Es fragt sich nun, ob in diesem Falle ein Grund zur Fälschung vorlag, ob die Familie Böjart ein Interesse daran hatte, das in der Familie neugeborene, damals noch nicht getaufte Kind, das später den Namen Armande erhielt, als ein Kind der alten Mutter B^jart auszugeben? Und diese Frage ist entschieden zu bejahen.
Nehmen wir an, tcksz die kleine Armande nicht die Tochter, sondern, wie es unglaublich wahrscheinlicher ist, und wie wir es später noch nach' zuweisen gedenken, die Enkelin der Marie Hervö vcrwittweten Frau Böjart. und die Tochter der unverehelichten Madelcine B^jart gewesen sei, so lagen allerdings vollgewichtige Gründe vor, um diese abermalige außereheliche Mutterschaft Madeleinens zu verbergen.
Madelcincns Beziehungen zu dem im Auslande weilenden Vater ihrer ersten Tochter Franziska, dem Grafen von Modvne, waren zwar durch die gewaltsame örtliche Trennung unterbrochen, aber keineswegs gelöst. Wir sehen in der That, daß die Beiden sich nach kurzer Zeit in Paris wieder vereinigen und unzweifelhaft ihre früheren Beziehungen wieder aufnehmen. Madeleine hatte auf den Vater ihrer Tochter Franziska, der sie als freigebiger, reicher und vornehmer Mann sicherlich unterstützte, erhebliche Rücksichten zu nehmen sie hegte noch immer die Hoffnung, das; später, wenn die Verhältnisse sich geklärt haben und eine eheliche Vereinigung zwischen beiden ermöglichen würden, die geträumt? Heirath zwischen ihr und dem Grafen von Modime zur lachenden Wirklichkeit werden würde. Sic betrachtete sich gewissermaßen als die Braut des verbannten Edelmannes.
Es kann nicht Wnndcr nehmen, daß man in unseren Tagen der Mohrenwäscherei den Versuch gemacht hat, die fahrende Komödiantin zu einem Tugendspicgel zu machen und jeden Flecken von ihr zu entfernen. Das aber ist eitel Sophisterei und schlägt allen Wahrscheinlichkeiten entgegen. Eine junge lebenslustige Komödiantin, die auf der Landstraße liegt, die in Paris notorisch wenigstens ein Verhältnis? gehabt hat, dessen intimster Charakter durch die Gcl'urt eines Kindes der Gegenstand eines Zweifels nicht sein kann, — eine solche leichtlebige, schöne, allen Künsten der Verführung ausgesetzte Person ohne sittlichen Schutz — denn die gute Frau B«'>jart, die. als Pathin bei dem unehelichen ttinde ihrer Tochter auftritt, scheint doch die richtige Theatermutter gewesen zu sein — dürfte schwerlich als eine unüberwindliche, stürm feste Tugend hingestellt werde» können. Wenn wir auch dem zeitgenössischen boshaften Klatsch, der ihr nachsagt, daß sie in der Provinz „eine große An zahl von jungen Leuten von Stande" beglückt habe, nicht besonderen Werth beimessen wollen, so erscheint es uns doch sehr natürlich, daß sie dem verbannten Geliebten nicht unverbrüchliche Treue bewahrt hat. Ter Vater ibres

j>aul Lindau in Berlin,
Das sind, wic mir scheint, recht triftige Gründe, die Madeleine ver-
anlaßt haben dürften, die Geburt eines Kindes während Modönes Abwesen-
heit zu verheimlichen. Und die Möglichkeit dieser Verheimlichung wurde
ihr gewährt durch die Gefälligkeit der alten Marie Hervö, die ihrer schönen,
klugen, ehrgeizigen und begabten Tochter nichts abzuschlagen hatte.
Nun sprechen aber noch andere Umstände dafür, daß Armande in der
That die Tochter Madeleinens gewesen ist, nicht deren Schwester. Zunächst
die Altersvcrhältnisse. Die Wittwe Böjart Marie HervS, deren Todtenschein
vom Jahre 1670 sie als Achtzigjährige bezeichnet, war geboren 1590
Armande ist 1642 geboren. Als Madeleinens Schwester wäre sie geboren
worden von einer zweiundfünfzigjährigen Mutter, und sie wäre beinahe
sechsundzwanzig Jahre jünger als ihr ältester Bruder. Das ist allerdings
nichts Unmögliches, aber es ist doch etwas sehr Ungewöhnliches, und jeden-
falls würde es natürlicher erscheinen, wenn sie die Tochter der vierundzwanzig-
jährigen Madeleine wäre.
Nun aber spielen noch andere Umstände mit, welche für die Wahr-
scheinlichkeit der Mutterschaft Madcleincns sprechen und die unbedingt es sehr
wllnschenswerth gemacht haben würden, das schwesterliche Verhältnis?, wenn
ein solches vorhanden gewesen wäre, vor aller Welt in feierlicher Weise
klarzulegen. Jetzt treten wir in den Zeitpunkt ein, in dem sich das Geschick
Moliöres mit dem der Familie Bsjart verbindet.
Armande war geboren (1642), der alte Böjart war gestorben (1643^
Modöne lebte im Auslande, Madeleine war mit ihrer herumziehenden
Gesellschaft nach Paris zurückgekehrt, das jüngst geborene Kind war wahr
scheinlich irgendwo bei einer Amme auf dem Lande oder sonstwo untergebracht
— man findet in der That während der nächsten zehn Jahre keine Spur
de« kleinen Mädchens, das vcrmuthlich erst, als es aus dem zartesten Kindes-
alter heraus war, in die unstet herumwaudernde Schauspielerfamilie auf
genommen worden ist — da lernte Hans Poauelin, der junge Jurist, die
Schausvielerfamilie kennen. Das mag zu Anfang 1643 gewesen sein"). Daß
sich der leidenschaftliche rinundzwanzigjährige Jüngling in die Reize der vier
Jahre älteren, röthlich gelockten, schönen und bedeutenden Schauspielerin
verliebt hat — es ist sehr wahrscheinlich. Im Juni desselben Jahres. 1643.
schloß er mit den Schauspielern einen Contract ab und unterzeichnete diesen
zum ersten Male mit dem vvn ihm gewählten Namen, der unsterblick,
geworden ist: Maliöre.
Wie weit das Verhältnis; zwischen Mvliöre und Madeleine Bi'jart zu jener
Zeit gediehen ist, darüber liegen nur Muthmaßungen vor. Modonc war nun aus
der Verbannung zurückgekehrt, und es erscheint glaubhaft, daß unter diesen
Umständen Madeleinc den jugendlichen Kunstgcnossen vielleichtnicht gleich erhört
') Vielleicht ist er mil dm Bsjarts auch schon früher flüchtig zusammcngclronm,
als cr mit feinem Vater dem Hofe in die Provinz folgte.

Paul Lindau in Berlin,
Jahren versuchen nun einige überängstliche Moliöre-Freunde den Nachweis anzutreten, daß an diesem Gerede kein wahres Wort sei. Der Beweis ist ein bischen dürftig, sie sagen einfach: Wo steht geschrieben, daß Madeleine und Moliöre im allervertrautesten Verhältnisse zu einander gestanden haben? Das steht freilich nirgends geschrieben, denn solche Sachen werden gewöhnlich nicht actenmäßig gebucht; aber Alles spricht dafür, daß Madelcinens Reize, die für so Viele bestrickend waren, nicht unwesentlich dazu beigetragen haben mögen, Moliöre dazu zu bestimmen, die Robe des Advokaten abzulegen und den buntscheckigen Mantel des Spaßmachers umzuhängen. Das ist gewiß nichts Unwahrscheinliches, Madeleine war damals blühend, jung, sie war talentvoll und nicht unnahbar. Nun sagt man: es wäre doch kein schöner Zug. wenn Moliöre, der Modöne sehr wohl kannte und mit dem er auch später in freundlichen Beziehungen verbunden blieb, in unehrerbietiger Absicht sich Mndelcinen genähert haben würde. Derartige zarte Rücksichten mögen ja in der That die Bewerbungen zur Zeit des Pariser Aufenthalts, als Madeleine und Modöne zusammen waren, gemildert haben-, aber als sie nun wieder durch s Land zogen, in der vertraulichsten Annäherung, die ihnen durch ihren gemeinsamen Beruf auserlegt wurde, er ein dreiundzwanzigjähriger junger leidenschaftlicher Mensch, sie eine siebenundzwanzigjährige Schönheit, beide in völliger Freiheit, losgelöst von der Sittenstrenge der Gesellschaft — als sie so zusammen hausten, wird da ein Schatten aus der Ferne und der Vergangenheit die Sonne ihres Glückes dauernd getrübt haben? Wer wird auf den jungen Schau spieler, der berufsmäßig und geschäftlich mit einem schönen Weibe in innigster Vertraulichkeit verkehren mußte, den ersten Stein werfen wollen, wenn diese geschäflliche Vertraulichkeit sich auch nach einer andern Richtung hin entwickelt hat? Alle Zeitgenossen ohne Ausnahme haben es behauptet. Niemand hat widersprochen, und ein Widerspruch wäre unter den Umständen, die bald eintreten sollten, doch recht wichtig gewesen.

Wie lange das Verhältnis; bestanden hat, ist schwer zu sagen. Es scheint, daß Moliöre der Weiberschönheit die volle Empfänglichkeit einer jungen Dichternatur entgegenbrachte. Und in die Gesellschaft waren inzwischen noch andere schöne Schauspielerinnen eingetreten: die blendend npvige du Parc und die anmuthige sanfte Debrie, und auch mit diesen beiden verführerischen jungen Künstlerinnen bringt die Ueberlieferung Moliöre nahe zusammen. Ein Freund Molares hänselt ihn in einem uns erhaltenen Briese und vergleicht ihn mit Paris inmitten der drei Göttinnen.

In der Provinz hatte die Moliöre Böjart'sche Truppe mit der Zeit Ansehen, ja Berühmtheit erlangt, und Moliöres erste Versuche in der höheren komischen Dichtung — von den burlesken Schwänken, die mehr den Charakter von Improvisationen hatten, abgesehen — fallen in die letzte Zeit seiner schauspielerischen Irrfahrten. So durfte es das gut eingespielte, mit einem stattlichen Repertoire ausgestattete Künstlerpersonal nun wagen, wieder nach

Paris zurückzukehren und diesmal mit berechtigten Aussichten auf einen Erfolg. Und der Erfolg übertraf alle Erwartungen,

Im October 165X spielte Mvli«e zum ersten Male vor dem Pariser Hofe, und dieser Abend entschied für sein ferneres Wirken, Das erste Stück, das er in Paris verfaßte, eine außerordentlich treffende und witzige Geißelung der Manierirtheit, die damals im Tone der guten französischen Gesellschaft Mode war: „l^ss pröoiensss riclionlss", errang einen durchschlagenden Erfolg. Während die Einnahmen vorher sich an Wochentagen auf 100 bis 150 Livres und an Sonntagen etwa auf 300 Livres stellen — die höchste Einnahme belauft sich auf 393 Livres —. kommt nun ein völliger Umschwung. Schon die erste Aufführung der erzielt eine Einnahme von 5,33 Livres, und die Einnahme erhebt sich an besonders günstigen Tagen bis auf 1200, ja 1400 Livres. Das Glück der Molu>re'schen Schauspielergesellschaft ist nun fest begründet und behauptet sich aller Anfechtungen ungeachtet fest und dauernd.

Armande war unzweifelhaft schon seit einer Reihe von Jahren wieder mit den Ihrigen vereinigt. Sie war ein unendlich reizvolles, nicht gerade schönes, aber mehr als schönes, ein über alle Begriffe anmuthiges junges Geschöpf, von seltener Klugheit, mit einem entzückenden Organ. Als die Gesellschaft nach Paris kam. zählte Armande etwa sechszchn Jahre. ' Molu>re hatte das reizende Kind heranwachsen sehen. Jetzt, da sie znr Jungfrau aufgeblüht war, empfand er, das; seine väterliche Zuneigung zu dem lieben und verlockenden Kinde verhängnißvoll einem andern, gefährlicheren Gefühl: der wirklichen Liebe, Platz machte. Er kämpfte mit sich. Alle Stücke, die in jene Zeit fallen, zeigen dieses Ringen des reifen, viel älteren Mannes gegen die Liebe zu dem jungen leichtfertigen Wesen. Er verhöhnte sich selbst und seine Leidenschaft. Er spielte die Rollen der alten verliebten Narren, die von den jungen, leichtsinnigen Dingern an der Nase herumgeführt werden. Aber Alles das half nichts; mit offenen Augen ging er in's Verderben. Am 14. Februar 1662 vermählte er sich mit Armande Böjart.

Er zählte vierzig Jahre, sie war noch nicht zwanzig Jahre alt. Die Ehe wurde eine unglückliche, Mol«>re war eifersüchtig und nicht ohne Grund. Es kam zu heftigen Scenen, zu ernsthaften Entzweiungen, zu zweifelhaften Versöhnungen, und so ging es bis an's Ende. Der große Dichter, der sich der besondern Gönnerschaft, ja man kann sagen der Freundschaft des allmächtigen Monarchen zu erfreuen hatte, der einen Triumph um den andern errang, in intim freundschaftlichen Verkehr zu den größten Geistern seiner Zeit trat und mit seiner Kunst auch Schätze sammelte, — der große, anerkannte, erfolgreiche, berühmte und auch reiche Molare war unglücklich und elend in seiner Häuslichkeit.

Daß der gefürchtete, mächtige und eindrucksvolle Satiriker, der Zustände und Persönlichkeiten seiner Zeit rücksichtslos der Lächerlichkeit preisgab, erbitterte Feinde und Neider zählte, und daß diese eine besondere Schadenfreude über sein häusliches Unglück empfanden, daß diese endlich zn den

niedrigsten und elendesten Waffen griffen, um den mächtigen Feind zu ver
wunden, war unausbleiblich. Unerschütterlich in der Gunst des Hofes und
des Publikums, sollte Moliöre in seinen persönlichen Verhältnissen tödtlich
getroffen werden. Und so brachte einer der von Moliöre tief Gekränkten
die schändliche Verleumdung aus, daß der Dichter seine eigene Tochter ge-
heirathet habe! Ja, er reichte sogar gegen Moliöre wegen dieses Ver-
brechens eine Denunciation ein. Sie wurde selbstverständlich zurückgewiesen,
»nd der König war hochherzig genug, der schändlichen Verleumdung durch
die wichtige Thatsache entgegenzutreten, daß er selbst Pathe bei dem ersten
Kinde Moliöres und der Armande stand.
Daß es sich um eine nichtswürdige Verleumdung handelt, steht außer
aller Frage. Armande ist höchstwahrscheinlich in der Provinz im Jahre 1642
geboren. Die nähere Bekanntschaft Moliöres mit Madeleincn fällt aber erst in die
Zeit ihres erneuten Pariser Aufenthaltes, 164Z. Aber diese Zahlen genügen
den fanatischen Vertheidigern Moliöres noch nicht, um ihn von der Schmach,
die ihm die Verleumdung anthut, weißzuwaschen. Sie sagen einfach: Armande
ist die Schwester Madelcinens, ist die Tochter der alten Böjart geborenen
Hervö, so steht in den Urkunden geschrieben, und Moliöre hat mit Madcleinen
niemals in intimen Beziehungen gestanden.
Wir haben oben ausgeführt, was von der Wahrscheinlichkeit dieser An-
gabe zu halten ist. Aber wir gehen einen Schritt weiter, wir sagen: Die
Thatsache der Verleumdung beweist unumstößlich, daß Madeleinc die Mutter
Armandens gewesen sein muß. Nur dann war es möglich, daß ein so ver-
leumderisches Gerücht überhaupt entstehen konnte, daß es sich geraume Zeit
behauptete, daß sogar Moliöre nahestehende Persönlichkeiten von demselben
ohne Abscheu Notiz nahmen. Molicrc wird beschuldigt, der Vater seiner
Frau zu sein. Wenn nun Armande die Tochter der alten Frau Böjart
geborenen Hervö gewesen wäre, so hätte man annehmen müssen, daß zwischen
dieser und Moliöre innige Beziehungen bestanden hätten, also zwischen
dem damals einundzwanzigjährigen jungen Schauspieler und der zweiund^
fünfzigjährigen Theatermutter. Das ist einfach lächerlich und niemals von
irgend einem Menschen behauptet worden. Wohl aber hat man allgemein
gesagt, daß Moliöre mit Madcleine aus dem vertrautesten Fuße, in völliger
Gemeinschaft gelebt habe ; und da die Beiden, Madeleine und Moliöre, etwa
ein Jahr nach der Geburt der Armande zusammentrafen, so hat es nichts
Unbegreifliches, daß dieser geringe Zeitunterschied in den zwanzig Jahren
sich verwischt hat und zu der schmachvollen Verleumdung veranlassen konnte,
daß Moliöre, von dem man wußte, daß er mit Madeleinen vor zwanzig
Jahren zusammengelebt, auch der Vater jenes Kindes sei, das Madeleine
etwa um dieselbe Zeit, allerdings etwas früher, zur Welt gebracht hatte.
Nur in diesem Falle ist die Verleumdung überhaupt denkbar, nur wenn
Armande Madeleinens Tochter ist. War sie deren Schwester, 'so war dies
ganze Gerede einfach dumm und lächerlich!

Moli^re und die beiden B>>jart.
Wenn die unerhörte Beschuldigung gegen Molare überhaupt erhoben
werden konnte, wenn sie später wiederkehrte bei anderen Feinden und sogar
noch nach dem Tode Molares, so war dies wie gesagt nur denkbar in
dem Falle, daß Armande Madeleinens Tochter war. Wäre sie die Schwester
gewesen, so wäre der Verleumdung mit einem Schlage der Garaus gemacht
worden. Aber weder der beschuldigte Moliöre, noch die mitbeschuldigte
Armande sind gegen die boshaften Verleumder jemals klägerisch aufgetreten,
sie haben sich auch nicht auf die Urkunde berufen, weil sie eben wußten, daß
es mißlich war, an der Angabe über Armandens Geburt überhaupt zu
rütteln, weil es eben um diesen Punkt nicht richtig bestellt war.
So muß es deni unbefangen Urthcilenden als zweifellos erscheinen, daß
Armande, ungeachtet der urkundlichen Angaben, die zu damaligen Zeiten sehr
leicht gefälscht werden konnten und für deren Fälschung in diesem Falle ein
dringliches Interesse vorlag, in der That die Tochter der vierundzwanzig
Jahre älteren Madeleine gewesen ist. Und diese Annahme wird noch sehr
wesentlich verstärkt durch die Beziehungen, die zwischen Madeleine und
Armande bestehen. Sie verkehren mit einander nicht wie die ältere Schwester
mit einer jüngeren, sondern wie Mutter mit Tochter.
Bei Armandens Berheirathung mit Moliöre wird ihr eine Mitgift von
zehntausend Livres zugesichert. Angeblich wird diese Zahlung von der immer
gefälligen allzeit bereiten Theatermutter, der verwittwcten Böjart geborenen
Herv5, geleistet. Aber wir wissen aus untrüglichen Zeugnissen, daß die
Mutter nicht einen rothen Heller besaß. Wer hat Armande ausgesteuert?
Madcleine, die sich ein hübsches Vermögen erworben hatte, ja beinahe reich
zu nennen war!
Wenn man in djescm Falle allerdings auch nur von einer freilich über-
aus berechtigten Vermuthung sprechen darf, so stehen wir in dem Folgenden
cmer unantastbaren Gewißheit gegenüber. Madcleine stirbt. Die geschäfts
kluge, klare, geistig starke, wenn auch körperlich gebrochene alte Schauspielerin
dictirt ihr Testament. Und wie ist es abgefaßt? Ihren Geschwistern ver-
macht sie eine Jahresrente von vierhundert Livres, Armande, ihre Tochter,
aber setzt sie zur Universalerbin ein. Das gestimmte Vermögen im Betrage
von etwa 130000 Francs geht, bis auf die für die überlebenden Geschwister
abgezweigte kleine Summe für Lcbensrenten, zur ausschließlichen Verfügung
an Armande Moliöre geborene Bejart. über. So testirt keine Schwester,
so testirt eine Mutter! Dies Testament wäre eine unbegreifliche Härte und
Ungerechtigkeit gegen die übrigen Geschwister; es ist ein durchaus gerecht-
fertigtes Vermächtniß, wenn es von der Mutter der Tochter gemacht wird.
Und so lüftet Madeleine im Hinblick auf das nahende Ende unwillkürlich
jenen Schleier, der über das Geheimnis; der Geburt Armandens während
der langen Lebenszeit der Mutter, Madeleine, gebreitet war.
Allen diesen erdrückenden Wahrscheinlichkeitsgründcn gegenüber erscheint
es uns unfaßlich, daß man aus mißverstandener Pietät für den großen,

reinen »nd cdlcn Dichter fort und fort bestrebt ist. über die Verwandtschaft
lichen Beziehungen der beiden Böjarts, die zu Molivre in innigster Beziehung
gestanden haben, irrige Angaben zu verbreiten und diese Jrrthümer mit
leidenschaftlichem Eifer aufrecht zu erhalten.

Wir fassen das Gesagte nvch einmal kurz zusammen.

Für die Behauptung, daß Armande die Schwester der vierundzwanzig
Jahre älteren Madeleine B6jart gewesen sei, spricht nur das erste Acten-
stück aus dem Jahre 1643: Verzicht der BSjarts auf die Erbschaft. Tas
Acteiistück ist an und für sich nichts Werth, es enthält auch andere falsche
Angaben. Und im Allgemeinen war eine Fälschung in den Urkunden jener
Zeit, wenn sie, wie in diesem Falle, erwünscht war, leicht anzubringen.

Dagegen sprechen für die Annahme, daß Armande die Tochter der
Madeleine gewesen sei, die gewichtigsten Gründe. Zunächst das Alter der
in Betracht kommenden Persönlichkeiten. Sodann die niederträchtige ver-
leumderische Behauptung, daß Moliöre sein eigenes Kind geheirathet hätte,
die nur dann möglich war. wenn Armande eben die Tochter der früheren
Geliebten Moliörcs. Madelcinens, war. Ferner dir Ausstattung Armandens
zur Vermählung durch Madcleine, der Umstand, daß Madeleine Armanden
zu ihrer Universalerbiii eingesetzt hat. Und endlich — und das ist sicher
nicht das leichtest wiegende der Argumente — eine zweihundertjährige
dauernde Ueberlieferung. Alle Zeitgenossen haben ohne Ausnahme un-
geachtet der amtlichen Buchung Armande als die Tochter Madeleinens be-
trachtet, und als solche wird sie sowohl in den boshaften zeitgenössischen
Pamphlets, wie in den Lebensbeschreibungen, die mit Mvlwres Zeit noch
einige Fühlung bewahrt haben, bezeichnet.

Es ist blinder Eifer und übertriebene Fürsorge für die Reinheit des
Mvlwre'schen Namens, wenn man diese beredten Thatsachen hinwegdeuteln
will. Wir wissen von Molwres Leben freilich nicht soviel, wie wir wissen
möchten, aber was wir aus Zeugnissen der Zeitgenossen und der nächsten
Geschlechter über ihn vernommen haben, läßt uns den Menschen als einen
der ehrenhaftesten, reinsten, vornehmsten, liebenswürdigsten und achtungS-
Werthesten erscheinen, die jemals an die Oeffentlichkeit getreten sind. Es
kann unsere tiefen Gefühle der Sympathie, der Hochachtung und Verehrung
keineswegs vermindern, wenn wir von ihm wissen, daß er als junger Mensch
eine Liebschaft mit einer schönen Schauspielerin gehabt hat, und es ver-
schlägt nichts, es erweckt nur unser wehinüthiges Mitgefühl, daß er in den
Jahren der Reife und auf der Höhe seines künstlerischen Könnens die Thor-
I>cit begangen hat, ein leichtfertiges, junges Mädchen zur Frau zu nehme»,
selbst wenn diese die Tochter jener goldgelockten schönen Madelcine gewesen
ist, die zwanzig Jahre vorher sein jugendliches Herz bestrickt hatte.

ein bißt ein Rother oder Weißer von ein' guten Weinland . . . versteht
sich, nur ein bißl, . . aber so ein G'schlämp, so ein G'schwapp, so ein
Fluder, so eine Mixtur, so ein braungelber Ententeich, wie das Bier ist ...
und daß es nur recht viel ist ... o das Bier!"
Wenn die hagere Frau in's Sprechen kam. merkte man ihrem besonders
schlanken und fettmeidenden Halse den Kehlkopf genau auf- und abwandeln,
er bewegte sich zwischen den stark hervortretenden Sehnen wie ein kleiner
Lastwaggon zwischen zwei Schienen.
Mit ihrer Rede hatte sie gerade die Zeit verbraucht, welche der heran-
kommende Gemeindeschreiber Sebald Rumvler bedurfte, um an und in die
Hausthüre, ja von dieser sofort in die offene Stubenthüre zu gelangen.
Der angeredete Gatte saß noch immer wie regungslos, jedenfalls unbe-
wegt an seiner Stelle. Es konnte sogar scheinen, als ob er den Eintretenden
erwartet hätte. Er war nicht im Geringsten von dem „Grüß' Gott!" und
„Schön' guten Abend!" überrascht, welchen der Eintretende, so höflich und
freundlich wir möglich, dazu schmunzelnd, hervorbrachte.
Hopfenstangrösel war keine furchtsame Person, die etwa einen Anblick
vermieden, oder sich davor verborgen hätte. Stramm und gerade und bissig
genug sah sie dem Ankommenden entgegen. Es ist eher anzunehmen, daß
sie nichts geantwortet, als daß sie entgegen gegrüßt, und Sebaldus ergriff
sogar augenblicklich das Wort, ohne auf irgend etwas zu warten, da er den
letzten Ausruf wegen des Bieres noch in der Thür gehört hatte.
„Bäuerin," sagteer, .verschimpfir' das Bier nit. Die alten Deutschen
wären nit so alt geworden. Mein' ich! sie wären nit die alten Deutschen
gewesen . , . wenn sie die Gemeinschaftlichkeit durch das Bier nit so stark
herausgebracht hätten. Denn das Bier vereinigt die Menschen, und wenn Tu
die ganze Welt durchgehst, so findest Du das Bier als Vcrsammlungspunkt!
Und wo zwei Deutsche in Amerika oder Zanzibar, oder am Cvngo, oder
sonstwo beisammen sind, findest Du das Bier als zusammenhaltig. Wein
kannst Tu überall trinken, aus dem Keller daheim, in den Kinderstuben
sogar; aber siehst Du, das Bier wird nur schlechter durch s Hin- und Her-
tragen; da giebt's nix Besseres, nix Einfacheres, nix Gesünderes, nix Natür-
licheres, als daß man in's Wirthshaus geht. Und das Wirths ..."
„Und das Wirthshaus," unterbrach die Erregte den mit einer Halb-
gelehrsamkeit immer etwas umschwcifig, zeiwngstilistisch Redenden, „ist ein Ver-
derben, ein Unschick, eine Sünd und ein Laster, ein Ung'sund . . ."
„Na! na! na!" platzte endlich Bistl in feiner stämmigen Ruhigkeil
heraus. „Ist nit so arg! Schau mich an und schau Dich an. War' Dir
nit g'rad ung'sund und übelthäti, wenn Du mannigsmal . .
„Mit Dir im Wirthshaus . . . Bier. . . jetzt gehst aber!" rief die
Erzürnte, mit diesen Worten eine ihr unwillkommene und unbeabsichtigte
Gelegenheit gebend.

Vci Bleibdrans. ——
«Ja, jetzt geh ich!" rief auch sogleich einfallend der wohlbeleibte Gatte,
wahrnehmungstüchtig. „Sewi . . . Baldl . . . setz' Dein' Hut wieder auf.
wir sind gleich wieder dahin!"
Mit dem zweifach gespaltenen Namen, mit der zu zwei Koserufen aus-
gebildeten Ansprache, war der Freund angeredet. Und der etwas schief
schulterige, rothnasige Gemeindeschreiber mit dünnen Beinen und kurzen Hosen,
aber einem übermäßig breitrandigen Schlapphute, stülpte diesen schnell über
die unnütz längeren, aschfarbigen Haare und wendete sich zum besseren Wege.
Eine große Fracht von Worten schob der Redekarren am Halse der
Bäuerin wieder geläufig vor, kehrte zurück und stieß abermals expreßzügig
nach dem Bahnhofe, als der Ausladehalle hin, welche der Mund der stetig
mehr aufgeregten Bäuerin war.
„Das sag'ich Dir aber," rief sie dem ruhig zum Gehen sich anschickenden
Ehemann zu, „das sag' ich Dir aber für sicher und g'wiß; wenn Du wieder
so spät heimkommst und mich wieder vom Schlaf aufweckst, und wenn Du
nit wie ein andrer ehrlicher Christenmenfch schon heim bist, eh' der Nacht-
wächter Zehni ausruft, so kommst mir gar nit herein! Gar nit herein!
Bleib draus? Kannst auf der Bank im Wirthshaus die ganze Nacht schlafen.
Oder in der Dachkammer bei Dein' Freund! Hörst, bleib daheim oder
bleib draus! Das sag' ich Dir für ganz gewiß ..."
Die Beiden hörten noch in der Straße zweifelhafte Worte durch das
Fenster, wie etwa „Bleib draus!" Aber das war gewiß, daß Bistl mit
seinem guten Freund Baldl ruhig und unerschüttert durch die Straße ging.
Er hatte ihn fix und fertig zum gemeinsamen Gange erwartet; er stopfte
jetzt nur seine Pfeife neu. mit einer Ruhe, als gäbe es keine Thür, kein
Schloß, keine erzürnte Bäuerin und keine andere Gefahr zwischen Klein-
mugeldorf und Zanzibar, oder zwischen dem alten Deutschthum und der neu-
zeitigen Welr, als daß das Bier mittlerweile warm werden könnte, oder man
nicht rechtzeitig zum frischen Anzapfen käme.
Die beiden Freunde ließen sich's wohl geschehen. Der heutige Tropfen
war gut. Dem Bistl schmeckte es wie dem Baldl und diesem Baldl wie
jenem Bistl. Zudem wußte Elfterer so viele Neuigkeiten, so viele Merk-
würdigkeiten aus frischen Zeitungen und alten Scharteken, daß es sich dabei
gut sitzen ließ.
Der Gemein'schreiber, schon lange im Orte und in der Gegend, war mit
der Mannschaft derselben schier auf- und eingewachsen. Dazu hatte er eine
besondere Merkwürdigkeit für Bistl. Er besaß eine rothe, stark gewordene
Nase; und wenn er in's eifrige Sprechen gelangte, zwinkerte er mit einem
Auge, drückte dabei mit einem Zeigesinger immer an einen Nasenflügel,
dadurch entstand ein weißer Fleck. Und wie dieser weiße Fleck kam und
ging, wie das Blut sich drängte, wieder in sein voriges Recht zurückzu-
kehren, wie aus dem Weiß wieder das Roth wurde, das interefsirte den
sehr ruhig hinstarrendcn Freund und Bistl in andauernder Weise.

So saßen sie traulich miteinander, so hatte der Nachtwächter ruhig
seine Stunden gerufen, und die Freunde thaten inmitten manch anderer
Dorfgenossen gar nicht, als hätte fein zierlicher Ruf „Alle meine Herren
und laßt Euch sagen, die Glocke hat . . . geschlagen!" irgend welche
mahnende Bedeutung.
Und sollte sich der Bauer vor seinem Freunde heute wirklich in seiner
Würde heruntersetzen und sollte er vor der Mahnung »Zehni geschlagen!"
laufen wie das Gespenst nach Mitternacht, wenn die Geisterstunde mit dem
- letzten Schlag aus ist?
Sie redeten kein Wort mehr über die Drohung. Aber dem Bistl war
es zuweilen, als zwinkerte sein Freund heute besonders, drücke zuweilen
stärker als sonst ein Auge zu und den Zeigefinger an die Nase; die weihe
FleckAbwechslung kam auch heute gerade um die Zeit stärker, wenn der
Nachtwächter draußen seine Angelegenheiten ausrief.
Bistl trank, trank. Und gerade um dreiviertel vor der zehnten Stunde
ließ sich der Freund einschalten, ehe noch das „letzte Obers" herunter war.
Und Zehn schlug's!
Der Nachtwächter rief's. Tie Nase zeigte es wie die Uhr mit einem
weißen Zifferblatt.
Und Bistl nahm sich wie „inwendig" „einen Rand"; — tapfer klopfte er
mit dem Zinndeckcl, und frisch einschenken tiieß dies in aller Welt deutlich
und gebräuchlich, hier jetzt auch, gerade um 10 Uhr!
Freund Sewi fuhr sich mit ausgespreizten Fingern durch die aschfarbenen
Haare, dann wieder mit dem einen Zeigefinger an die Nase, zwinkerte dabei,
und flugs hatte er sein Glas zum Anstoßen gegen Bistl's gehoben, als dieser
wcißschäumigcn frischen Vorrath erhalten.
„Bleib draus?" sagte der Bösewicht. „Nix bleibt draus, eini damit!"
Und im Nu halte er, wie zu einer besonderen festlichen Gelegenheit,
das Glas zu anhaltendem Zuge am Munde. Er trank es bis zur letzten
Neige leer.
Der Freund Baptist verstand diesen herzlichen Wink, diese innige Teil-
nahme, er folgte der edlen Aufforderung, er bemühte sich soweit nachzukommen
als thunlich. Und jetzt erst recht, denn zehn Uhr war vorbei, und Muth
losigkeit durfte man nicht merken lassen! Umsowenigcr dies, da Baldl auch
ein spießiger, spitziger Gefell sein konnte, und thäte er etwa den Andern
etwas vonderAngelegenheit erzählen, sowäreein unvertilgbares Gespött die Folge.
„Hm!" sagte Sebaldus nur so vor sich hin, wie im Selbstgesprächen
„Bleib draus! . . . hm! hm!"
Für Bistl war das genng. Er nahm das Wort nicht als Anlaß zum
Weiterreden, es schien ihm schon an und für sich wie ein mahnender Schimpf,
ja wie ein wohl abgerundeter, für sich allein gut bestehender Spitzname,

Und sie sprachen von Allem und noch Einigem mehr, nur nicht vom
Heimgehen, oder von der erzürnten Bäuerin. Und friedlich und gemüthlich
und durstcifrig saßen sie bis eilf Uhr!
Deutlich und wohl vernehmbar rief der Nachtwächter diese bedenkliche,
gefährliche Zeit allen seinen Herren und Frauen aus, die sich von ihm
etwas sagen lassen, weil er erstens eigentlich im Schlaf gar nicht gehört
werden soll und dann zweitens sogleich „macht daß er weiter kommt!"
Nur mehr leise verhallte die markige Stimme jenes das Dorf abschreitenden
Wächters, in der Ferne, Da rückte sich der Zwinkernde zurecht, da setzte er
seinen großrandigen Schlapphut wieder aus das Hirngchäusc und machte
Anstalt zum Heimgehen.
Der tapfere Bistl sah darin eine Aufforderung. Nicht er war es,
welcher Zeit zum Heimgange angab, sondern ein Anderer. Muthig und
selbstbewußt schickte er sich an zum bedeutungsvollen Marsche.
Fest stapfte er auf. Die Dorfstraße entlang. Und sein Freund war
neben ihm. Das hatte auch die Freundschaft jahrelange fo besonders gefestigt,
daß sie einen und denselben Weg zum Heimgange hatten, der langbeinige
Schreiber längeren als der kurze Bauer.
Der Mond lachte durch die Wolken. Er zwinkerte heute auch wie mit
einem Auge. Und die Nase hatte er auch, und dieselbe schon weiß, bevor
sich ein Finger daran legte.
Ter gute Kamerad, der längere Rumplcr. hob seinen Arm, schlang
ihn um des Freundes Nacken und Schulter und fing sogar sehr muthig zu
singen an. Er begann in einem etwas hvhern, nicht ganz reinlich gebürsteten
Tenor, und der dickere Freund fand sogleich die tiefere Begleitung. Ja,
wenn ein „G'setzl" oder „G'sangl" zu Ende gegangen, war er es, welcher
den Jodler schneidig und freudig aufgenommen. So wohl war ihm, war
Beiden geworden.
Mci Herz und die Nachtigall
Sein ncihct befreund't.
Sie fangen zum Schlagen an,
Wenn d' Sunii nimmer scheint!
A kloan vcrzagts Lcut
Kann nix nit eileben,
Nur a Wasser!, das staub!,
Thu! an Regcnbogn gebn!
lind wär wie a Maaszkrug
Der Kirchthurm voll Bier,
Jh trinket die Matz nur,
Nit drei oder vier!"
Redlich hatte Bistl nach jedem Absatz gejodelt. Und so hell und
so schön, wie er es lange nicht gethan. Er hatte es schier verlernt. Er
war mit sich besonders zufrieden. Und manche halb schlafende Tirne
mag schließlich das Ganze für ein Ständchen genommen haben, denn sie

fingen sogar von Sternen und Dirnl schwärmerisch zu singen an, sie wollten: „vom ganzen Himmel die Stern' sollten jeder ein schön's Dirnl sein und nachher fallet er gleich ein", und was derlei kleine fromme Wünsche mehr waren.
So lustig war's den beiden Freunden schon lange nicht aus dem Innern gestiegen. Und gerade heute kam's über sie, als müßten sie in holdseliger llebcreinstimmung einen Festtag feiern.
Ein kurzes Weilchen konnten sie sogar überselig an das Ende aller Dinge vergessen, aber nicht ganz auf die Dorfgafse, trotzdem die Häuser weitschichtig auseinander standen. Endlich kamen die letzten nachbarliche» heran, und endlich war Bistl bei seinem eigenen Besitz und Um-und-Auf!
Die freundliche Armvcrschlingung wurde aufgelöst. Zu rechter Zeit stockte noch ein keckes vierzeiliges „Schnaderhüpfl" im Munde uiiter dem sehr breitrandigen Hute, und es verschlug ihm die Rede wie den Ton; denn sie standen gerade schon vor Bistl's Hausmauer, vor der Höhle, welche den Drachen, oder vor dem Jauberschlosse, das Dornröschen, zum lieblichen Auf erwecken, enthielt.
„Bfhllt Dih Gott!" tönte es herüber, hinüber, mit einem gewissen unwiederbringlichen Ton.
Bistl schritt kühn an sein Haus vollends heran.
Sebald Rumpler schritt nicht weiter, sondern blieb heute, gegen die sonstige Gewohnheit, der Ecke gegenüber stehen und harrte.
Elfterer fühlte sich angeregt, desto kühner seinem vorgeschobenen Fenster sich zu nähern, steckte die Haiid durch das Gitter und klopfte mit dermal besonderer Entschiedenheit an die Scheibe.
„Bleib draus!" tönte es mit eben so großer Entschiedenheit aus der ehelichen Stube entgegen.
Und was innen noch gesagt wurde, ließ sich nicht gerade sehr bestimmt hier außen vernehmen. Aber zweifellos rührte sich nicht das Geringste an der Hausthür, und zwischen vielen Worten, noch mehr am Schlüsse einer , Rede, bei einem kurzen Einhalte, vernahmen beide Anwesenden im Straßen-raumc die Worte deutlich: „Bleib draus!"
Stille, recht nächtliches Schweigen und Geruhen trat ein nach dem verhängnißvollen Rufe und Schlagworte, welches deutlich auf der Straße den beiden Harrenden vernehmbar geworden.
Sollte der Ehemann ein rechtes Sveetakcl vollführen, dadurch Nachbarn wachrufen und ein eben so beklagenswerthes wie erheiterndes Gespräch für nächste Zeit im Dorf veranlassen?
Schweigen war besser gethan. Auch der Freund Sebaldus verhielt sich schweigend. Er erkannte sehr rasch die Bedenklichkeit der Umstände. Er rückte nur etwas näher mit dem leise gesprochenen Raths i „Geh, gicb Deiner Alten gute Wort'!"

Theilnahmsvoll sagte er dies, denn er hatte rasch Herz und Nieren
in sich geprüft und bemerkt, daß er eigentlich der Verführer und Schuld-
tragende sei. Einen guten Freund nicht im Stiche zu lasten galt's auch.
Bistl hätte sich schwerer aus eigenem Antriebe bewogen, so rasch gut-
rnüthig zu werden; jedoch der geistig Starke, das kühne Oberhaupt hatte
geredet und er folgte ihm willig.
Schon regte sich auch im Herzen der ingrimmig aus den Federn Lu-
genden, Wachgerufenen, die weichere, einsichtsvollere Stimmung. Schon schlang
sie ihr umhüllendes Tuch um sich. Aber da warf sie einen Blick zum Fenster
hinaus, und der boshaftige Mond beleuchtete ihr gerade den Bösewicht,
den Gemeindeschreiber!
Gegen diesen Gottseibeiuns, Verführer und Verlästere! schwach, wankel-
müthig, reuig und meineidig werden?
Gerade nicht! Justament. weil er dabei war — jetzt mußte sie Wort
halten! Es bleibe bei der Stetigkeit einer schwer beleidigten und ihre Würde
wahrenden Hausfrau ... es tönte scharf und schneidig, deutlich vernehmbar
am Schlüsse einer Rede, die sie hielt: „Bleib draus!"
Starr und entsetzt standen sie, die beiden Horchenden, nach diesem letzten
Bescheide. Sie hatten besseren Erfolg, ja diesen mit Sicherheit nach den
zärtlichen Rufen des Ehegesponsen erwartet. Die Worte klangen wie ein
Schlußstück aus der Trompete, .wenn diese beim letzten Tanz endet und
abstoßt!
Für Bistl war jedes Weitere nur Erniedrigung nebst der Hoffnungs-
losigkeit. Er begann über allerlei Obdach etwas wirre nachzudenken. Selbst
der rvthnasige Freund legte seinen ungesehenen Zeigesinger diesmal unge-
sehen an einen Flügel und drückte einen weißen Fleck, den nur der Herrgott
und der hinter Wolken hervorzwinkernde Mond gesehen haben mag. Auch
Sebald dachte nach. Und etwas hastiger als Elfterer.
Wie mechanisch hob Bistl noch einmal die Hand gegen Gitter und
Scheibe, ließ sie aber wirkungslos und schlapp wieder gegen die Schuhe
sinken, in die, wenn nicht das ganze Herz, doch ein Stück davon hinein-
gefallen fein mochte.
Durch die grausige, nahezu mitternächtliche Stille miaute jetzt ein Kater.
Grausamer Hohn und entsetzliche Täuschung; denn bei dem ersten Lautansatz
hatte Bistl schon vermeint, einen guten Rath seines besten Freundes ver-
nehmen zu sollen.
Endlich tönte aus dem Schweigen ein ganz vernehmbares ,Bst! bst!"
des Sebaldus gegen den vergebens nächst dem Fenster Harrenden und sehn-
süchtig nach dem Hausthore Blickenden.
Dieser ersah auch im Mondstrahl ein ganz deutliches Herbeiwinken und
somit Heranrufen des einzig möglichen Trösters und Retters in der Noll,

August Silberstein in Wien.
Bist! trat von der erbarmungslosen Stelle hinweg und ging zu seinem
im wechselnden Mondlichte bald deutlichen, bald dämonisch verschwindenden
Freund.
Dieser schritt mit ihm vorerst stumm aus der Sehrichtung und Hörweite
des Fensters. Dann begann er zu flüstern.
Was er flüsterte, mußte sehr auferbaulich gewesen fein. Denn der
kurze Baptist wuchs nach einigem Hören immer mehr, aus seiner schlaffen
Trostlosigkeit gelangte er zu einer strammen Haltung, und es war allmählich
sogar etwas Herausforderndes über beide Nachtwandler gekommen.
Der Nachtwächter rief wieder und nur aus einiger Ferne sogar bereits
Mitternacht!
Sie zogen sich scheu vor seinen nahenden Blicken zurück und erst als
sei» wohlgekannter Schwerenoths - Gesang nur mehr dumpf und matt aus
der Ferne vernehmbar tönte, erschienen sie wieder auf dem Werkplatze ihrer
nunmehrigen Thätigkeit.
Bistl legte seinen Hut ab, zog seinen „Spenser", „Janker", sein'
„Scheikl" oder „Schamper", nämlich seineu Kurzrock aus, und beide diese
Gegenstände wurden mit einiger Kunstfertigkeit und kleinen Behelfen von
beiden Freunden einem beiläufig manushohen Pfosten, einer kräftigen Stange,
oder eigentlich einem Zaun- und Ilmfricdungspfahle umgethau.
Er sah stattlich, im Zwielicht und in Dämmerhaftigkeit, einer Gestalt
ähnlich und wackelte im Ganze» und mit den Armen bedenklich hin und her.
Wenn Frau Gschwendin aus ihrem Fenster gerade nach dieser Richtung
sah — und es war zu vermuthcn. daß sie nach ihrer Rede so rasch nicht
wieder einschlief — so mußte sie bedenklich eine märchenhafte Gestalt wackeln
und wanken sehen, welche Erinnerungen an ihren Bauer und Gatten oder
Gesponsen wachzurufen geeignet war.
Wie dies auf dem Lande ist, befand sich auch in der Nähe der Wohn-
lichkeit und Fensteranordnung, oder deren Sehweite eine Grube mit Brettern
zngedeckt, in welcher die landwirthschaftlich sehr werthvollen Abflüsse aus
dem Thierstallc sorgfältig gesammelt und zu geeignetem Gebrauch aufbe
wahrt waren.
Ans diese nützliche, aber nicht in allen Fällen gefahrlose Stelle war
das Augenmerk der beiden Freunde und namentlich des Rathgebers mit den
langen Beinen und kurzen Beinkleidern gerichtet.
Langsam näherten sie sich der bedenklichen Stelle, Beide trugen sie
gemeinsam, aufrecht, die bekleidete Stange, und als sie auf dem hohleu
Bretterbuden waren, fingen sie an im gemeinsamen Takte den Pfahl zu
heben und niederzustampfen, so daß dies einen deutlichen Ton von sich gab
und merkwürdig einem tapferen, ungewöhnlich festen Schritt ähnlich anzu
hören war. Tie dumpfe Höhlung that zugleich ihr Bestes in der etwas
schauerlichen Wiedergabe des nächtlichen Riesenschrittes.

August 5 über stein in It^icii.
Das war das Geschehniß und die rechte That. welche die beiden
Freunderl ersehnt und sehnlichst erwartet hatten.
Sie eilten von der Ecke hinter das Haus, um dasselbe herum, erschienen vc»,
der andern Seite vor der schier aus Neberraschung Starren, Bistl rief,
„Bfhüt Dih Gott! Gute Nacht! Bleib draus!" schlüpfte in die offene Thür
des Hauses und schlug diese zu.
Die Bauerin hörte nur noch die Thüre verrammeln.
Und jetzt stand, saß, lag sie schier zugleich auf dem Rande der übel-
duftigen Bretter.
Sie hatte in den beiden Heranlaufenden vorerst mildherzige Hülfespender
vermuthet, die auch beunruhigenden Lärm gehört haben mochten. Sie war
schier starr vor Entsetzen, als sie ihren Mann und feinen lieben Freund
leibhaftig erkannte. Was vor ihr war, als vermeintlicher Ehekrüppel und
Gespons stak, lag, stand — war ein Popanz, ein „Pamperletsch", ein „elendiges
G'frett".
Sie raffte sich, nachdem sie wieder vollends zum Bewußtsein des
Ganzen gekommen war, nunmehr auf; den mitternächtlichen Gottseibeiuns,
den Schreiber, würdigte sie keines Blickes mehr; sie lief an die Hausthür
und wollte zurück, hinein.
Fest verrammelt!
Sie klopfte.
„Bleib draus!" tönte es von innen heraus, und es war die leibhafte
Stimme ihres vormals ausgeschlossenen Mannes, welche sich jetzt so ab-
weisend, so hartherzig vernehmen ließ.
„Bistl!" rief sie etwas weicher, sogar gutmüthig und wiederholte den
Namen?flehentlicher. „Bistl. bist gscheid ... sei so gut!"
„Bleib draus!" tönte es mannhaft von Innen.
„Tu wirst mich doch nicht die Nacht da draußen lungern lassen?"
„Warum denn nit? Hast mir's auch thun wollen und angethan.
Bleib draus!"
„Aber ich bin ja nit in Kleidern!"
„Glaubst, wenn der Mensch Kleider über m Leib, aber den Verstand
ganz heraus hat. sobald er spät vom Wirthshaus heim kommt, ist's nit
auch bös? Bleib draus!" —Bistl bekam immer mehr Courage, und in
seiner Aufregung, nach dem Genossenen und dem Vorgegangenen, fing er
muthig drauf los zu schwätzen an.
Fröstelnd stand jetzt die arme Ausgeschlossene an die Thüre gedrückt
und sie begann zu überlegen, was in der schlimmen Angelegenheit zu thun
sei. Auch ihr kamen jene Gedanken vom Lärmmachen, wie sie dem Gebieter
gekommen waren, der aber hübsch mausig gebliebm war und stille ver»
harrt hatte.
Der Kater miaute gerade wieder, als hätte er in der Sache abermal«
seine Meinung abzugeben.

Die Bäuerin stampfte jetzt mit dem Fuße, sie war unwillig, sie ballte
beide Fäuste zum Dreinschlagen in die Thüre, aber sie ließ dieselben unwirksam
sallen, gerade wie Bistl gethan, als er an das Hcibeikommen der Nachbarn
und ihre noch ungehörten, aber ihm trotzdem schon lautschallenden Reden
gedacht.
Es kam sie sehr bitter wehmüthig an. Und dort sah sie, in wechseln-
den Mondlichtern und Nachtschatten, nun auch den Bösewicht mit dem großen
Rundhute stehen. Er sah ihr still, regungslos zu. Sie verbiß ihren Zorn
und ihre Wehmuth, beide Hülflos, zugleich.
„Bistl!" nahm endlich der Bösewicht mit gutmüthiger Stimme in der
Nachtstille das Wort. „Mein lieber Freund, da drin! Du wirst doch nit
Dein gutes Weiberl draußen stehn lassen über Nacht! Du wirst ihr doch
nit ernstlich sagen: Bleib draus! Komm' ich da g'rad z'recht auf mein'
Weg aus dem Wirthshaus und seh' die ganze unglückliche Bescheerung!
Siehst Du, warum bist Du so frühzeitig allein heimgegangen? Hätt'st
g'wart'! Hätt'st noch gute Zeit g'habt und sie hätt' Dir freudig aufgemacht!
Nit wahr. Frauerl, nit wahr, Du blühblümiges Röserl. Du machst Dein'
Mann immer gern auf . . . sag' Ja!"
Sie hätte laut aufschreien, dem Redenden auf die rothe Nase und in
die glurigen Augen springen mögen. Aber sie besann sich wegen des bos-
haftigen Lärms, der da herauskommen könnte.
Und als er wiederholte: „Du sagst nimmer bleib draus! Nit wahr,
nein . . . oder ja?"
„Nein oder ja! Wie Du magst!" stieß sie aus weichgewordenem Ge-
fühle endlich heraus.
„Und nit wahr, Du lad'st mich heut' noch zu einem schwarzen Kaffee
ein zu Dir, Frau Rosl, gute Gschwendin? Deinem Mann ist auch ein bist
Herzstärkung von Nöthen, und wir wollen's genau zusammen bereden, daß
von der Geschichte morgen kein Mensch nix weiß, als allein wir! Gieb mir
Dein' Arm und wir treten zusammen ein. Wer klopft, dem wird aufgethan!"
Die Thür öffnete sich, und Arm in Arm schritten die Beiden in's
Innere des Haufes, der Stube.
Bistl umhalste feine Alte gerührt und sie machte gute Miene zum bösen
Spiele.
Sie machte wirklich auch noch einen guten Kaffee und es fand sich ein
Rest eines feinen „Angesetzten" (Liqueurs) im Hause. Sie tranken recht
gemüthlich und lachten.
Das Kleeblatt that soviel wie möglich zur gemüthlichen Besserung, und
wenn der gute Freund kam, so hieß es nie „Bleib draus" sondern „Nur her-
ein!" Bis eines Tages Jener kam, der da unerbittlich sagt: „Bleib draus, im
Friedhof!" Und als die Alte draußen stille lag, erzählte der alte Gschwend
weinend mit Lachen feine Geschichte.

Allgemeine Naturkunde Das Leben der Vrdr und ihrer (Geschöpfe. (Fortsetzung
zu Brehms Tbierlebcn), Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.
Ratzel: Völkerkunde, Bd, 1. Ranke: Der Mensch, Bd. 1.
ser Beifall, den Brehms „Thierlcbcn" als belehrende und unterhaltende
Lectürc gefunden hat, dürfte wohl die Veranlassung dazu gewesen fein,
daß eine Reihe hervorragender Gelehrter es unternommen haben, die „All-
gemeine Naturkunde" in analoger Weise zu bearbeiten, wie es Brehm
für das Thicrreich gethan hat.
Wir sollen der chronologischen EntWickelung folgend in diesem Werke
zuerst bekannt gemacht werden mit dem Träger und Erhalter des organischen
Lebens, mit unserem Planeten. Es ist dieser Theil auf 2 Bande
von je ca. 9» Bogen berechnet und von Prof. M. Ncumayr vcrfaszt.
Die zwei folgenden Bände gewähren uns einen Einblick in den Bau der Pflanzen,
lehren uns ihre Verbreitung in den verschiedenen Zonen und eine systematische Ein-
thcilung des gesammten Pflanzenreiches. Verfasser ist Prof. von Mcrilann. Auf das
„Pflanzenleben" müßte eine Darstellung des Thierrciches folgen; diese Arbeit war
erspart durch Brehms „Thierleben", doch schien es nothmendig näher einzugehen auf
den Bau und die Entmickelung des höchsten lhierischcn Organismus — des Menschen.
Diese Arbeit hat Pros, Ranke übernommen. In den letzten drei Bänden, „Völker-
kunde", werden uns von Prof. Ratzel das Zusammenleben, die Civilisation, die Sitte»
und Gebräuche der Völker der fünf Continente geschildert werden. Dies ist unge-
fähr die Anlage des großen Werkes, soweit sich dieselbe aus den bisherigen An-
kündigungen ersehen läßt.
Das Unternehmen des Bibliographischen Instituts, die allgemeine Naturkunde in
der angegebenen Form herauszugeben, darf auf allseitigen Bcisall Anspruch
machen. Die Schmierigkeit einer solchen Aufgabe, welche die Kräfte des Einzelnen bei
weitem übersteigt, ist wohl jedenfalls der Grund dafür, daß man bisher derselben noch
nie näher getreten ist. Zwar sind schon oft Versuche gemacht morden, größere natur-
wissenschaftliche Gebiete in allgemein verständlicher Darstellung zu bearbeiten! aber nie-
mals ist die Anlage in so großartigem Stile gemacht worden, nie die Aufgabe in einer
Weise gelöst worden, die jedem das Verständnis; dersebcn ermöglicht; in der Ver-
folgung dieses Zieles liegt das Hauptverdicnst des neuen Werkes. Die besten früheren
Unternehmungen ähnlicher Art, wie z. B, Carus Sternes „Entmickelungsgeschichtc*.

setzen einen Leser voraus, der naturwissenschaftliche und physikalische Kenntnisse, eine gewisse philosophische Vorbildung besitzt.

In den beiden bis jetzt erschienenen Banden der „Allgemeinen Naturkunde": Ratzel, Völkerkunde, und Ranke, Der Mensch, sind die Forderungen erfüllt, die man gemäß der

Ei» Bergdannoc,
Aus: Allgemeine Naturkunde. Leipzig, Berlog des Bibliographischen Instituts,

vorhergehenden Ankündigung an diese Bücher zu stellen berechtigt war. Die einschlägigen Probleme sind in geschickter Form in möglichst erschöpfender und allgemeiner Weise behandelt, nirgends werden Voraussetzungen in Bezug auf die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Leser gemacht. Wenn bei diesen Behandlungen der Naturkunde manches

Eine init Grassaitcn bezogene Gmtarrc aus Westafrika,
Ausi Allgemeine Naturkunde, Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

interessante Thema unbesprochen bleiben niusz, wie es in den vorliegenden Werken auch in der Thai der Fall ist, so ist dies für den Leser jedenfalls ein geringerer Nachthcil als wenn er in Gebiete eingeführt wird, die ihm die Lectürc unverständlich machen und verleiden.

Nachdem der Verfasser des ersteren Werkes in einer längeren Einleitung
den Begriff und die Aufgabe der Völkerkunde festgestellt und uns über die ersten
Anfänge der Sprache, Religion, Ackerbau und Staatsvcrbände aufgeklärt, geht er
zu den Völkern Afrikas über. „Der große afrikanische Contincnt enthielt ursprüng-
lich eine gleichartige Bevölkerung, die im wesentlichen nur einen einzigen Rassentypus
hatte, und dies ist dem bei weitem größten Theilc nach auch jetzt noch der Fall," sagt
R, Lepsius und zu diesem Resultate führen auch die Ausführungen unseres Autors,
entgegen der gewöhnlichen Annahme, daß dieser Erdthcil von zwei oder drei wohl
verschiedenen Rassen bewohnt werde. Der Kern der Bevölkerung Afrikas ist äthiopischen
Charakters. Bei den untersten Naturvölkern, den Buschmännern und Hottentotten be-
ginnend, führt uns Ratzel in langer Reihe die Völker Süd-Cenlral- und Wcstafrikas vor.
Wir werden bekannt gemacht mit den klimatischen und anthropologischen Verhältnissen,
mit den Eilten und Gebräuchen, mit der Religion, Moral und Cultur der Bewohner
dieses Erdlhcils. Es werden die VcrwandschaftsvcrhSltnisse der Nachbarvölker be-
sprochen, ihre Beziehungen zu einander, und zu den europäischen Einwanderern, sowie

Kirche in Agrum, Abefsinien.
Aus- Allgemeine Naturkunde, Leipzig. Verlag des Bibliographischen Instituts.

ihre Fähigkeit sich der Cultur dieser Colonisten anzupassen. Es ist interessant zu er-
fahren, das; oft eng benachbarte Völker, wie Hottentotten und Buschmänner, sich in
ihrer Lebensweise und ihren Charaktereigenschaften gänzlich unterscheiden. Während der
Hottcntott ein friedlicher Ackerbauer und Bichzüchter ist, der gern in den Dienst der
Curopttcr tritt und sich bestrebt deren Cultur anzunehmen, ist der Buschmann der
Typus eines Jägers, ein Feind jedes Fremden, ein Feind jeder Neuerung. Seine
Freiheit geht ihm über Alles , er läßt sich lieber von den Europäern aus feinen Wohn-
litten vcrtrclbcn und führt mit diesen einen Krieg auf Leben und Tod, der schließlich
mit seiner gänzlichen Vernichtung enden muß, che er das Geringste seiner Freiheit
preisgeben und den Europäer als seinen Herrn anerkennen würde. — Die Reisebe-
richte der hervorrogcndstcn Afrikaforscher dienen dem Verfasser als Quellen für sein
Werk. Durch scharfe kritische Deductioncn werden die verschiedenen einander oft wider-
sprechenden Angaben der Reisenden gegen einander abgewogen und aus dem Gestimmt
resullat ein Urtheil gefällt.

Die Philosophie der Erlösung.

Die „Philosophie der Erlösung" von MainlSnder') erreicht durch das vorliegende
Bündchen ihren Abschluß. Wenn sich dieser Esjay auch gedanklich aufs engste an die
vorangegangenen Bcstandthcilc des Gesammtmerkes anlehnt, ist er dennoch durchaus in
sich abgeschlossen und ermöglicht eine besondere Betrachtung. Nichtsdestoweniger wird
es zweckdienlich sein, auf die Tendenz des Gesammtmerkes mit zwei Worten hinzu-
weifen. Unter „Philosophie der Erlösung" versteht Mainländer bckanmlich nicht etwa
eine philosophische Construction der Erlösungslehre im Sinne der christlichen Dogmatil,
was man allenfalls aus dem Motto: Matth. 10, 7. 3 schließen könnte, sondern die
Lehre von der Erlösung aus dem Elende des Lebens nach den bekannten Grundsätzen
Budha-Schopenhauers, Demgemäß ist auch der Standpunkt, von welchem aus in vor-
liegendem Essai, die Kritik der v. vartmann'schen Philosophie des Unbewußten unter-
nommen wird, der der Schopenhauer'fchcn Philosophie, Auch Ed. von Hartmann ist
ja durch sie hindurchgegangen, es könnte also den Anschein haben, als ob es sich hier
um den Kampf eines feindlichen Bruders gegen den anderen handelte. In gewissem
Sinne ist das auch der Fall: aber der Verfasser der „Philosophie des Unbewußten"
ist über Schopenhauers Philosophie hinausgewachsen, er hat gewußt, sich auf eigene
Füße zu stellen, während der Verfasser der „Philosophie der Erlösung" Haussohn ge-
blieben ist. Auch er hat >a sein Eigenes, Charakteristisches, wodurch er sich von
Schopenhauer unterscheidet, aber, um nur das Alleraugcnfälligste zu berühren, die
Form der Darstellung und besonders der Polemik ist ganz die des „Meisters". Die
Form der Darstellung ist klar, mit Citaten geschmückt, geistreich, fesselnd, kurz
schopcnhancrisch bis auf stilistische Manieren (z. B. im grammatischen Bau der Relativ^
sätze): die Polemik ist, wie die Schopenhauers, schneidend, rücksichtslos und trotz der gleich
eingangs betonten Unterscheidung von bürgerlicher und philosophischer, Redlichkeit am
Gegner, persönlich und verletzend. Doch darüber kann man hinwegsehen, umsomehr,
als der vorliegende Essau nicht vom Verfasser selbst veröffentlicht worden ist: Mainländer
ist schon seit zehn Jahren todt: was sonst von ihm an's Licht gestellt worden ist,
sticht, in dieser Beziehung wenigstens, sehr zum Borthcil davon ab.

Ucbcr den grundwcscntlichcn Unterschied zwischen Mainlanders Philosophie der Er-
lösung und Ed. v, Hartmnnns Philosophie des Unbewußten, welcher im vorliegenden
Schriftchen feinen scharf pointirten Ausdruck findet, spricht sich Mainländer selbst in
einem auch in den Essay aufgenommenen längeren Briefe an feinen Verleger aus. Es
ist kurz folgender, Schopenhauer, meint der Verfasser, schwanke unaufhörlich zwischen
der mystischen, unerkennbaren, unbegreiflichen Einheit in der Welt und den mit ihr
unverträglichen realen Individuen. Hieraus ergebe sich, daß die Schopcnhaucr'sche
Philosophie nach zwei Richtungen weiter gebildet werden könne: einmal nach der Seite
der Alleinhcit in der Well, dann nach der Seite der realen Individualität. Tie
Weiterbildung nach der crsieren Richtung habe Herr von Hartman« unternommen: in
der letzteren Richtung bewege sich die Philosophie des Verfassers. Allein seine Philo
sophie sei darum nicht lediglich JndividuaütätSphilgsophie: dann wäre sie eine Halb-
heit, wie die v. Hartmann'schc der Allcinheit oder des „Pantheiemus", Die ganze
Wahrheit könne nur in der Aussöhnung des Individuums mit der Einheit liegen.
Diese Aussöhnung aber lasse sich nur dann erreichen, wenn das Gebiet des Immanenten
von dem des Transsecndenten erst klar und unzweideutig, vor allem aber in zu-
treffenderer Weise abgegrenzt worden sei, als es bei Schopenhauer geschehe. Bei Schopen-
hauer falle, wie bei Kant, die gcsammte Welt in die crstcrc Sphäre: die Welt isi
meine Vorstellung, ist ideal: jenseits dieser Sphäre sieht, nach der Darstellung des
Verfassers, gleich dem unbekannten Kant'schcn ,>', der Schopcnhaucr'sche Wille. Beide
Gebiete coczistircn dort, die Brücke von einem zum anderen ist dort die CausatitSt.
Daß hier das ixü>ivv ^-iiZoi wenigstens der Kant'schcn Kritik der reinen Vernunft
liege, ist so oft gesagt, daß cs schon mehr zur Trivialität geworden: neu ist, was der

*) Die Philosophie der Erlösung, Von Philipp Mainländer. ZweiterBcmd.
Zwölf philosophische Essays. Fünfte Lieferung. Kritik der Hartmann'schen
Philosophie des Unbewußten, Frankfurt a. M, Verlag von C. Kocnitzer.

Nord u:l d
Süd.
nicht im Fcenlandc, sondern in — Pommern
und Mecklenburg' an der Ostsee und im
geräuschvollen Berlin: es sind keine Königs-
söhnc, sondern lustige junge Gelehrte, die
auf Studienreisen begriffen sind und diese
Gelegenheit benutzen, um sich schleunigst in
wunderschöne Mädchen zu verlieben, oder
auch „alte gute Onkel" und ädnliche Fi-
guren. Die Frauen und sämmtlich Feen,
Märchcnerscheinungen, die gleichwohl ver-
sprechen gute Hausfrauen zu werden,
Ncber der Handlung waltet stets der llarc
Abglanz eines reinen Gcmüths: Es sind
fast lauter Licbcsgeschichlcn, aber von sel-
lencr Keuschheit! die Leidenschaft schaut
nur zuweilen wie ein neckisches Tcufelchen
durch, das den Dichter selbst zurückschcucht.
Am besten charakteriiirt die kleinen No-
vellen ein Bild auc- d« Natur, das der
Bcrfassel häufig anwendet: sie erwecken
den Eindruck, als wenn man auS dun-
kelcm Walde plötzlich auf eine sonncnbc-
strahltc griinc und blumige Lichtung heraus-
tritt. Die überall eingestreuten Natur-
bcobachtungcn sind Geisels besondere
Stärke, sie sind außerordentlich sinnig und
sein: dabei kommt noch als Specialität in
Betracht die Freude an unserer heimischen
Vogelwclt, die er kennt wie der beste Or-
nithologe und schildert wie — Fritz Reuter,
Man lese zum Beweise des Gesagten nur
„Odysseus", wohl die gelungenste ««schichte
von allen, ferner „Rothkehlchcn", „eine
Sperlingsgcschichtc" u. s, w. Wie die
liebevolle Betrachtung von Gottes schöner
Welt aber nothwcndig eine frohe Stimmung
erregt, so ist Seidel im Grunde seiner
Seele heiter und humoristisch. Der innige
Humor des Herzens, der sich nicht im
lauten Witz äußert und gleich weit ent-
fernt ist von der Satire wie von der Platt-
heit, überwiegt bei ihm: dieser Humor,
der zuweilen auch seine Entstehung dem
Rheinwein oder dem Punsch verdankt,
verlätzt seinen Helden nicht, selbst im grausi-
gen Atelier des „Leichenmalers", oder,
wenn er den „Tod" in eigener Person
erst mit Liaucur bcwirthct und dann die
Treppe herunlcrwiift. — Doch wozu noch
mehr Einzelheiten herausgreifen, die doch
kein Bild geben? Mag jeder Leser die
Schönheiten des Gebotenen selbst entdecken!
tV

„Zu spät erkannt « Ein Zeitbild 1«7l biS
1,^73, Vom Verfasser der „Erinnerun-
gen eines deutschen Offiziers". Wies-
baden, I. F, Bergmann.

Eine gewaltige Aufgabe hat sich der
Autor des vorliegenden Romans, der preuß.
Gencrallieutenant z. D. I. Hartmann ge-
stellt: dir Einflüsse und Wirkungen des
sogenannten „Culturkampfes", wie er zur
> genannten Zeit in Preußen tobte, will er
darstellen. Gewaltig ist die Aufgabe des°
halb, weil es sich wesentlich um eine Schil-
derung des Kampfes der Ideen handelt
und weil wir diesem Streite noch so nahe
stehen, daß derStandpunkt des „sivs ir»
st. 8tuclio" nicht zu gewinnen ist. Letz-
teres beabsichtigt der Verfasser auch gar
nicht, im Gcgcnthcil. er steht mit ganzem
Herzen auf einer Seite: zu seiner Uebn-
schrift mag man abgesehen von der sich
entrollenden Familiengeschichte ergänz?«:
^ „wird in diesem Buche die staatszer-
riittcnde Gemalt des römischen Kaiholi-
cismus." Wem das nicht gefällt, d-r lasse
den Roman ungelesen. Aber nicht aus
^ fanatischem Haß ist Hartmann zu seiner
Anschauung gekommen, sondern aus dem
warmen Gefühl der Vaterlandsliebe, aus
der Begeisterung für das neue Deutsche
^ Reich, und somit ist sie gewiß historisch
berechtigt: denn, wie man Trcitschkc mir
Recht eine preußisch-deutsche Auffassung
der Geschichte — seine Gegner nennen das
Ehauvinismus! — vorgeworfen hat, so
, beansprucht Hartmann dieselbe für seinen

Roman. Mit Freuden begrüßen mir diese
^ Richtung, vielleicht gelingt es ihr, uns
einen neuen vaterländischen Roman zu
! schaffen, eine andere Phase statt der märkisch-
! preuszischenGeschichtcn von Willibald Alexis
j an bis auf Hiltl und Fontane herab.
Schonungslos deckt der Amor die
^ Gegensätze der Ansichten überall auf: an
der Hand einer reichen, fast zu reich cin-
hcrschreitcnden Handlung verfolgt er die-
selben an ihren Brennpunkten in Berlin,
in Westfalen und in Posen. Manches
Skizzenhafte läuft mit unter, aber den
j leitenden Faden bilden stets die Schicksale
des Helden, des fchlesischcn Adligen Felix
v. RUstcrstein und feiner erwählten Ge-
liebten, der polnisch geborenen, jüdisch er-
zogenen, aber deutsch im Grunde ihres
^ Herzens empfindenden Judith, Der Schluß
erscheint hart und gewaltsam, aber die
, Charaklcristik ist durchaus gelungen: Felix
zeigt sich zuerst als Abbild Wilhelm
^ Meisters, überwindet aber diese Lehrzeil
! schnell. Hartmanns Sprache ist edel.
i frei von aller Künstelei, bisweilen zu
knapp, so daß die Satzgefüge darunter
leiden, was namentlich in der Eonvena-
tion stört, aber immerhin ein geringer
Fehler gegenüber den großen Vorzügen ist.

..^graphisch
schreibt auch nicht fiir heranwachsende
Jungfrauen, dazu ist er zu ernst, zu rück-
si ct,ts/os bei derEnthüllung sittlicher Mangel,
dazu fehlt ihm der Humor — denn die
einzige humoristisch angehauchte Figur des
Particulier Celerotius" ist mißglückt—,
wohl aber für denkende Leser! t>.
«no 13. Jal"-^'
.geN von Wi>^
gart, Geb" '
Der
?"tre/«^ Sr/r«.., ^ S?«,,/
d/>
a^k. /.'^Nen ^ ^ar//«„
"S«^ '"ö d/e
""d S„«^Sr°ö
/ >?"^qe^ ^"a«S'
Die^^an,.
n der
überhaupt. en
cn Nor»»"^ >oc
das
nft,
ist», ver>
mythischen „Herrn
Legende „St, Peter
inclcganterNebcrt.
der S">-
D«„ der ^>«rd^ dg«,, .
-«.««MW
? der ^Köer,r„ ""d / "'S«,ö^1« öe„, ^°
^//>/öe ^s^«a/t' >ö ö/Z »f>
««r ^
'^"g?„ ^, kd/,/^ "der.

Sc/,
,^ ?°""«^ ^ Vg^

r>»Iinb>, I)r. ViIK,lm, i'„i.'»rn vor ,i«r Sci,!:>kNt
K« And»« IiSIi —ISLKi. ^uk «runü ci,r
r>»»er««r^«n, ^uiis, </enr«>iiI^?r^ Leriin, II»ul>«K
V«rK« iL,^Seüenlli. ^ '
Niplomitsn. I „, II,"?Kei^ Vit ^>,t,il(i,m«
IllilllllmU,'^Irnxi. I^inivrilunck» ckertiinl Lrck«i«il«.
viril«»«, «st,. Qsr^. I«i^riÖ. »rl»e 'von
«. rri-.vt»x.
»ciiickw. I. I,srx, Zil»rKurjk. !?. S. Livori sci«
KuItiirKistorisolis» Sil^srduoK »u» lirsi i»Kr-
»«t»r«mml»»i von «»I»»I>»Itt»»»U!! m>5li«!d«,,
»«uckruÄs ^sut>vl»r l.!tsr,tur»«r>i» XVI, u,
XV», i»>>rl>un««rt,. >«, 5!>, Seiislmurrsilv vor,
!«»«, Xo, SV. SI. X««Ik k!«ti>»rktksi»el« »u>
rociiioli, i>,, liimkw Uilder «us ll<m VMcksr-
I.oKi? M i,>>iir, »,'>>,>ur uu^I »llär, Dder-
HoKIr»», V,>rtin. ^lowsws. ?riillorsr,iei irr Muk
IZrvii iüipf K IIiöto!.' ^
«olff, ^Ii,,?rt, 1^ Simr« ^ ?ilri>. Oiv<,»i>'ms
Qiitiou, L>sris, X'iclor ii^var«.
Druck und r>rl>,g von ö, ^cbottlaendcr i„ Breslau,
^H'i«j«>>«tleii. L,;it .liilir/.eknten ist ^V'iesbuäen Iiueii ren«nin,irt ^is I^nr-
uuii ^j^äeort, ^Vi» der diesem llekts beiliej;enäs 1'ruspevt der Lirslltisn dtvrsizl,
K»nn Kein Ladeert der Veit, mit sedöuoren und bsi^uemeren LinrieKtunAsn
»Her ^.rt verseKen sein, ^vsr es ist no?n »nüut'ukren. dsss ^Vissbsdsn,
vsrmii^s seiner üi>eruus gesunden in einem »nr ^e^en Lüden otkeuen
1Ii»>Ke»8«I des läuniiz, suuk sls ^VoKupInt/ üu eiusm Lldeiädo der zzskildetei,
>VeIt geworden ist, Zlervorra^ends DieKtsr, LeniiftstsIIor. LclnilAelsKrte. peu>
sionirte Ailiturs. Stautsmiiuner, üentior» ete, diiben sieK Iiier niedergelassen.
Xillieres lese mun in «lern er«'üunteu 1'rosoeet,